

Ein Kampf um Rom.



Erster Band.

Ein Kampf um Rom.

~~~~~  
Historischer Roman

von

Felix Dahn.

Motto:

„Wenn etwas ist, gewalt'ger als das Schicksal,  
So ist's der Muth, der's unerschüttert trägt.“

Geibel.

Erster Band.

Vierzehnte Auflage.

—————  
Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1888.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Meinem  
lieben Freund und Kollegen

Ludwig Friedländer

zu eigen.



## Vorwort.

---

Die wissenschaftlichen Grundlagen dieser in Gestalt eines Romans gekleideten Bilder aus dem sechsten Jahrhundert enthalten meine in folgenden Werken niedergelegten Forschungen:

Die Könige der Germanen. II. III. IV. Band. München und Würzburg 1862—1866.

Prokopius von Casarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums. Berlin 1865.

Aus diesen Darstellungen mag der Leser die Ergänzungen und Veränderungen, welche der Roman an der Wirklichkeit vorgenommen, erkennen.

In der Geschichte umspannen die hier erzählten Ereignisse einen Zeitraum von fast dreißig Jahren: dieser mußte aus nahe liegenden Gründen abgekürzt oder doch in seiner Dauer verschleiert werden.

Völlig frei erfunden ist die Gestalt des römischen Helden der Erzählung, des Cethegus Cäsarius.

Das Werk ist 1859 in München begonnen, in Italien, zumal in Ravenna, weitergeführt, und 1876 in Königsberg abgeschlossen worden.

Königsberg, Januar 1876.

**Felix Dahn.**



Erstes Buch.

# Theoderich.

---

„Dietericus de Berne, de quo  
cantant rustici usque hodie.“



## Erstes Capitel.

---

**E**s war eine schwüle Sommernacht des Jahres fünf hundert sechs und zwanzig nach Christus.

Schwer lagerte dichtes Gewölk über der dunkeln Fläche der Adria, deren Küsten und Gewässer zusammenflossen in unterscheidungslosem Dunkel: nur ferne Blitze warfen hie und da ein zuckendes Licht über das schweigende Ravenna. In ungleichen Pausen segte der Wind durch die Steineichen und Pinien auf dem Höhenzug, welcher sich eine gute Strecke westlich von der Stadt erhebt, einst gekrönt von einem Tempel des Neptun, der, schon damals halb zerfallen, heute bis auf dürftige Spuren verschwunden ist.

Es war still auf dieser Waldhöhe: nur ein vom Sturm losgerissenes Felsstück polterte manchmal die steinigen Hänge hinunter, und schlug zuletzt platschend in das sumpfige Wasser der Kanäle und Gräben, welche den ganzen Kreis der Seefestung umgürteten.

Oder in dem alten Tempel löste sich eine verwitterte Platte von dem gefälsten Dach der Decke und fiel zer-

springend auf die Marmorstufen, — Vorboten von dem drohenden Einsturz des ganzen Gebäudes.

Aber dies unheimliche Geräusch schien nicht beachtet zu werden von einem Mann, der unbeweglich auf der zweithöchsten Stufe der Tempeltreppe saß, den Rücken an die höchste Stufe gelehnt, und schweigend und unverwandt in einer Richtung über die Höhe hinab nach der Stadt zu blickte.

Lange saß er so: regungslos, aber sehnsüchtig wartend: er achtete es nicht, daß ihm der Wind die schweren Regentropfen, die einzeln zu fallen begannen, ins Gesicht schlug, und ungestüm in dem mächtigen, bis an den ehernen Gurt wallenden Bart wühlte, welcher fast die ganze breite Brust des alten Mannes mit glänzendem Silberweiß bedeckte.

Endlich stand er auf und schritt einige der Marmorstufen nieder: „Sie kommen“, sagte er.

Es wurde das Licht einer Fackel sichtbar, die sich rasch von der Stadt her dem Tempel näherte: man hörte schnelle, kräftige Schritte und bald danach stiegen drei Männer die Stufen der Treppe herauf.

„Heil, Meister Hildebrand, Hildungs Sohn!“ rief der voranschreitende Fackelträger, der jüngste von ihnen, in gothischer Sprache mit auffallend melodischer Stimme, als er die lückenhafte Säulenreihe des Pronaos, der Vorhalle, erreicht.

Er hob das Windlicht hoch empor — schöne, korinthische Erzarbeit am Stil, durchsichtiges Elfenbein bildete den vierseitigen Schirm, und den gewölbten durchbrochenen

Deckel — und steckte es in den Erzring, der die geborstne Mittelsäule zusammenhielt.

Das weiße Licht fiel auf ein apollinisch schönes Antlitz mit lachenden, hellblauen Augen; mitten auf seiner Stirn theilte sich das lichtblonde Haar in zwei lang fließende Lockenwellen, die rechts und links bis auf seine Schultern wallten; Mund und Nase, fein, fast weich geschnitten, waren von vollendeter Form, ein leichter Anflug goldhellen Bartes deckte die freundlichen Lippen und das leicht gespaltene Kinn; er trug nur weiße Kleider: einen Kriegsmantel von feiner Wolle, durch eine goldne Spange in Greifengestalt auf der rechten Schulter festgehalten, und eine römische Tunica von weicher Seide, beide mit einem Goldstreif durchwirkt; weiße Lederriemen festigten die Sandalen an den Füßen und reichten, kreuzweis geflochten, bis an die Kniee; die nackten, glänzend-weißen Arme umzirkten zwei breite Goldreife: und wie er, die Rechte um eine hohe Lanze geschlungen, die ihm zugleich als Stab und als Waffe diente, die Linke in die Hüfte gestemmt, ausruhend von dem Gang, zu seinen langsameren Weggenossen hinunter blickte, schien in den grauen Tempel eine jugendliche Göttergestalt aus seinen schönsten Tagen wieder eingekehrt.

Der Zweite der Ankömmlinge hatte, trotz einer allgemeinen Familienähnlichkeit, doch einen von dem Fackelträger völlig verschiedenen Ausdruck.

Er war einige Jahre älter, sein Wuchs war derber und breiter, — tief in den mächtigen Stiernacken hinab reichte das dicht und kurz gelockte braune Haar, — und

von fast riesenhafter Höhe und Stärke: in seinem Gesicht fehlte jener sonnige Schimmer, jene vertrauende Freude und Lebenshoffnung, welche die Züge des jüngern Bruders verklärten: statt dessen lag in seiner ganzen Erscheinung der Ausdruck von bärenhafter Kraft und bärenhaftem Muth: er trug eine zottige Wolfsschur, deren Nacken, wie eine Kapuze, sein Haupt umhüllte, ein schlichtes Wollenwams darunter, und auf der rechten Schulter eine kurze, wuchtige Keule aus dem harten Holz einer Eichenwurzel.

Bedächtigen Schrittes folgte der Dritte, ein mittelgroßer Mann von gemessen verständigem Ausdruck. Er trug den Stahlhelm, das Schwert und den braunen Kriegsmantel des gothischen Fußvolks. Sein schlichtes, hellbraunes Haar, war über der Stirn gradlinig abgesehnitten: eine uralte germanische Haartracht, welche schon auf römischen Siegessäulen erscheint und sich bei dem deutschen Bauer bis heut' erhalten hat. Aus den regelmässigen Zügen des offenen Gesichts, aus dem grauen, sichern Auge sprach besonnene Männlichkeit, und nüchterne Ruhe.

Als auch er die Cella des Tempels erreicht und den Alten begrüßt hatte, rief der Fackelträger mit lebhafter Stimme:

„Nun, Meister Hildebrand, ein schönes Abenteuer muß es sein, zu dem du uns in solch' unwirthlicher Nacht in diese Wildniß von Natur und Kunst geladen hast! Sprich — was soll's geben?“

Statt der Antwort fragte der Alte, sich zu dem

Letztgekommenen wendend: „Wo bleibt der Vierte, den ich lud?“

— „Er wollte allein gehen. Er wies uns alle ab. Du kennst ja seine Weise.“

„Da kommt er!“ rief der schöne Jüngling, nach einer andern Seite des Hügels deutend.

Wirklich nahte dorthier ein Mann von höchst eigenartiger Erscheinung.

Das volle Licht der Fackel beleuchtete ein geisterhaft bleiches Antlitz, das fast blutleer schien; lange, glänzend schwarze Locken hingen von dem unbedeckten Haupt wie dunkle Schlangen wirr bis auf die Schultern. Hochgeschweifte, schwarze Brauen und lange Wimpern beschatteten die großen, melancholischen dunkeln Augen voll verhaltner Gluth, eine Adlernase senkte sich sehr scharfgeschnitten gegen den feinen, glattgeschornen Mund, welchen ein Zug resignirten Grames umfurchte.

Gestalt und Haltung waren so jugendlich: aber die Seele schien vor der Zeit vom Schmerz gereift.

Er trug Ringpanzer und Beinschienen von schwarzem Stahl und in seiner Rechten bligte ein Schlachtbeil an langem lanzengleichem Schaft. Nur mit dem Haupte nickend begrüßte er die Andern und stellte sich hinter den Alten, der sie nun alle Bier dicht an die Säule, welche die Fackel trug, treten hieß und mit gedämpfter Stimme begann:

„Ich habe euch hieher beschieden, weil ernste Worte müssen gesprochen werden, unbelauscht, und zu treuen Männern, die da helfen mögen.“

Ich sah umher im ganzen Volk, mondenlang — euch hab' ich gewählt, ihr seid die Rechten.

Wenn ihr mich angehört habt, so fühlt ihr von selbst, daß ihr schweigen müßt von dieser Nacht."

Der Dritte, der mit dem Stahlhelm, sah den Alten mit ernstern Augen an: „Nede, sagte er ruhig, wir hören und schweigen. Wovon willst du zu uns sprechen?"

„Von unsrem Volk, von diesem Reich der Gothen, das hart am Abgrund steht."

„Am Abgrund?" rief lebhaft der blonde Jüngling. Sein riesiger Bruder lächelte und erhob aufhorchend das Haupt.

„Ja, am Abgrund rief der Alte, und ihr allein, ihr könnt es halten und retten."

„Verzeih' dir der Himmel deine Worte! — fiel der Blonde lebhaft ein — haben wir nicht unsern König Theoderich, den seine Feinde selbst den Großen nennen, den herrlichsten Helden, den weisesten Fürsten der Welt? Haben wir nicht dies lachende Land Italia mit all' seinen Schätzen? Was gleicht auf Erden dem Reich der Gothen?"

Der Alte fuhr fort: „Hört mich an. König Theoderich, mein theurer Herr und mein lieber Sohn, was der werth ist, wie groß er ist, — das weiß am Besten Hildebrand, Hildungs Sohn."

Ich hab' ihn vor mehr als fünfzig Jahren auf diesen Armen seinem Vater als ein zappelnd Knäblein gebracht und gesagt: „Das ist starke Zucht — Du wirst Freude dran haben."



Und wie er heranwuchs — ich habe ihm den ersten Bolz geschnitzt und ihm die erste Wunde gewaschen! Ich habe ihn begleitet nach der goldnen Stadt Byzanz und ihn dort gehütet, Leib und Seele.

Und als er dieses schöne Land erkämpfte, bin ich vor ihm hergeschritten, Fuß für Fuß, und habe den Schild über ihn gehalten in dreißig Schlachten.

Wohl hat er seither gelehrtere Rätthe und Freunde gefunden als seinen alten Waffenmeister, aber klügere schwerlich und treuere gewiß nicht.

Wie stark sein Arm gewesen, wie scharf sein Auge, wie klar sein Kopf, wie schrecklich er war unter'm Helm, wie freundlich beim Becher, wie überlegen selbst den Griechen an Klugheit, das hatte ich hundertmal erfahren, lange ehe dich, du junger Nestfalk, die Sonne beschien.

Aber der alte Adler ist flügelahm geworden!

Seine Kriegs-Jahre lasten auf ihm — denn er und ihr und euer Geschlecht, ihr könnt die Jahre nicht mehr tragen wie ich und meine Spielgenossen —: er liegt krank, räthselhaft krank an Seele und Leib in seinem goldnen Sal dort unten in der Rabenstadt.

Die Aerzte sagen, wie stark sein Arm noch sei, jeder Schlag des Herzens mag ihn tödten wie der Blitz und auf jeder sinkenden Sonne mag er hinunter fahren zu den Todten.

Und wer ist dann sein Erbe, wer stützt dann dieses Reich? Amalafwintha, seine Tochter, und Athalarich, sein Enkel, — ein Weib und ein Kind.“

„Die Fürstin ist weise,“ sprach der Dritte mit dem Helm und dem Schwert.

„Ja, sie schreibt griechisch an den Kaiser und redet römisch mit dem frommen Cassiodor. Ich zweifle, ob sie gothisch denkt. Weh' uns, wenn sie im Sturm das Steuer halten soll.“

„Ich sehe aber nirgends Sturm, Alter, — lachte der Fackelträger und schüttelte die Locken. Woher soll er blasen? Der Kaiser ist wieder versöhnt, der Bischof von Rom ist vom König selbst eingesetzt, die Frankenfürsten sind seine Neffen, die Italier haben es unter unsrem Schild besser als je zuvor. Ich sehe keine Gefahr, nirgends.“

„Kaiser Justinus ist nur ein schwacher Greis“, sprach beistimmend der mit dem Schwert, „ich kenne ihn.“

„Aber sein Neffe, bald sein Nachfolger, und jetzt schon sein rechter Arm, — — kennst du auch den? Unergründlich wie die Nacht und falsch wie das Meer ist Justinian — ich kenne ihn und fürchte was er sinnt. Ich begleitete die letzte Gesandtschaft nach Byzanz: er kam zu unsrem Belag: er hielt mich für berauscht — der Narr, er weiß nicht, was Hildungs Kind trinken mag! — und fragte mich um Alles, genau um Alles, was man wissen muß, um — uns zu verderben. Nun, von mir hat er den rechten Bescheid gekriegt! Aber ich weiß es so gewiß wie meinen Namen: dieser Mann will dies Land, dies Italien wieder haben und nicht die Fußspur eines Gothen wird er darin übrig lassen.“

„Wenn er kann,“ brummte des Blonden Bruder dazwischen.

„Recht, Freund Hildebad, wenn er kann. Und er kann Viel. Byzanz kann Viel.“

Jener zuckte die Achseln.

„Weißt du's, wie Viel?“ fragte der Alte zornig. „Zwölf Jahre lang hat unser großer König mit Byzanz gerungen und hat nicht obgesiegt. Aber damals warst du noch nicht geboren,“ fügte er ruhig hinzu.

„Wohl! — kam jenem der Bruder zu Hülfe — Aber damals standen die Gothen allein im fremden Land. Jetzt haben wir eine ganze zweite Hälfte gewonnen: wir haben eine Heimath, Italien, wir haben Waffenbrüder, die Italier.“

„Italien unsre Heimath! „rief der Alte bitter,“ ja, das ist der Wahn. Und die Wälchen unsre Helfer gegen Byzanz! Du junger Thor!“

„Das sind unfres Königs eigne Worte,“ entgegnete der Gescholtene.

„Ja, ja, ich kenne sie wohl, die Wahnreden, die uns Alle verderben werden. Fremd sind wir hier, fremd, heute wie vor vierzig Jahren, da wir von diesen Bergen niederstiegen und fremd werden wir sein in diesem Lande noch nach tausend Jahren. Wir sind hier ewig die Barbaren!“

„Ja wohl, aber warum bleiben wir Barbaren? Wessen Schuld ist das als die unsre? Weshalb lernen wir nicht von ihnen?“

„Schweig still,“ schrie der Alte, zuckend vor Grimm,

„Schweig, Totila, mit solchen Gedanken: sie sind der Fluch meines Hauses geworden.“ Sich mühsam beruhigend fuhr er fort:

„Unsre Todtsfeinde sind die Wälschen, nicht unsre Brüder. Weh, wenn wir ihnen trauen! O daß der König nach meinem Rath gethan und nach seinem Sieg Alles erschlagen hätte was Schwert und Schild führen konnte vom lallenden Knäblein bis zum lallenden Greis! Sie werden uns ewig hassen. Und sie haben Recht. Wir aber, wir sind die Thoren, sie zu bewundern.“

Eine Pause trat ein: ernst geworden fragte der Jüngling: „Und du hältst keine Freundschaft für möglich zwischen uns und ihnen?“

„Kein Friede zwischen den Söhnen des Gaut und dem Südvolk! Ein Mann tritt in die Goldhöhle des Drachen: er drückt das Haupt des Drachen nieder mit eherner Faust: der bittet um sein Leben: der Mann erbarmt sich seiner schillernden Schuppen und weidet sein Auge an den Schätzen der Höhle. Was wird der Giftwurm thun? hinterrücks, so bald er kann, wird er ihn stechen, daß der Verschoner stirbt.“

„Wohlan, so laß sie kommen, die Griechlein, schrie der riesige Hildebad, und laß dies Natterngezücht gegen uns aufzüngeln. Wir wollen sie niederschlagen — so!“ und er hob die Keule und ließ sie niederfallen, daß die Marmorplatte in Splitter sprang und der alte Tempel in seinen Grundfugen erdröhnte.

„Ja, sie sollen's versuchen!“ — rief Totila und aus seinen Augen leuchtete ein kriegerisches Feuer, das ihn

noch schöner machte. — „Wenn diese undankbaren Römer uns verrathen, wenn die falschen Byzantiner kommen —“ er blickte mit liebevollem Stolz auf seinen starken Bruder — „sieh, Alter, wir haben Männer wie die Eichen.“

Wohlgefällig nickte der alte Waffenmeister: „Ja, Hildebad ist sehr stark; obwohl nicht ganz so stark wie Winithar und Walamer und die Andern waren, die mit mir jung gewesen. Und gegen Nordmänner ist Stärke gut Ding. Aber dieses Südvolk,“ fuhr er ingrimmig fort — „kämpft von Thürmen und Mauerzinnen herunter. Sie führen den Krieg wie ein Rechenexempel und rechnen dir zuletzt ein Heer von Helden in einen Winkel hinein, daß es sich nicht mehr rühren noch regen kann. Ich kenne einen solchen Rechenmeister in Byzanz, der ist kein Mann und besiegt die Männer. Du kennst ihn auch, Witichis?“ — so fragend wandte er sich an den Mann mit dem Schwert.

„Ich kenne Marses,“ sagte dieser, der sehr ernst geworden, nachdenklich. „Was du gesprochen, Hildungs Sohn, ist leider wahr, sehr wahr.“

Ähnliches ist mir oft schon durch die Seele gegangen, aber unklar, dunkel, mehr ein Grauen als ein Denken.

Deine Worte sind unwiderleglich: der König am Tod — die Fürstin ein halbgriechisch Weib — Justinian lauend — die Wälschen schlangenfalsch — die Feldherrn von Byzanz Zauberer von Kunst, aber“ — hier holte er tief Athem — „wir stehen nicht allein, wir Gothen. Unser weiser König hat sich Freunde, Verbündete geschaffen in Ueberfluß. Der König der Wandalen ist

sein Schwestermann, der König der Westgothen sein Enkel, die Könige der Burgunden, der Heruler, der Thüringer, der Franken sind ihm verschwägert, alle Völker ehren ihn wie ihren Vater, die Sarmaten, die fernem Esthen selbst an der Ostsee senden ihm huldigend Pelzwerk und gelben Bernstein. Ist das Alles" — —

„Nichts ist das Alles, Schmeichelworte sind's und bunte Lappen! Sollen uns die Esthen helfen mit ihrem Bernstein wider Belisar und Marses? Weh uns, wenn wir nicht allein siegen können. Diese Schwäher und Sidame schmeicheln, so lang sie zittern, und wenn sie nicht mehr zittern, werden sie drohen. Ich kenne die Treue der Könige! Wir haben Feinde ringsum, offne und geheime, und keinen Freund als uns selbst.“

Ein Schweigen trat ein, in welchem Alle die Worte des Alten besorgt erwogen: heulend fuhr der Sturm um die verwitterten Säulen und rüttelte an dem morschen Tempelbau.

Da sprach zuerst Witichis, vom Boden aufblickend, sicher und gefaßt: „Groß ist die Gefahr, hoffentlich nicht unabwendbar. Gewiß hast du uns nicht hieher beschieden, daß wir thatlos in die Verzweiflung schauen. Geholfen muß werden, so sprich, wie meinst du, daß zu helfen sei.“

Der Alte trat einen Schritt auf ihn zu und faßte seine Hand: „Wacker, Witichis, Waltari's Sohn. Ich kannte dich wohl und will dir's treu gedenken, daß vor Allen du zuerst ein männlich Wort der Zuversicht gefunden. Ja, ich denke wie du: noch ist Hülfe möglich, und um sie zu finden habe ich euch hieher gerufen,

wo uns kein Wälſcher hört. Saget nun an und rathet: dann will ich ſprechen.“

Da Alle ſchwiegen, wandte er ſich zu dem Schwarzgelockten: „Wenn du denkſt wie wir, ſo ſprich auch du, Teja. Warum ſchwiegſt du biſher?“

„Ich ſchweige, weil ich anders denke, denn ihr.“

Die Andern ſtaunten. Hildebrand ſprach: „Wie meinteſt du das, mein Sohn?“

„Hildebad und Totila ſehen nicht die Gefahr, du und Witichis, ihr ſehet ſie und hoffet, ich aber ſah ſie längſt und hoffe nicht.“

„Du ſiehſt zu ſchwarz, wer darf verzweifeln vor dem Kampf?“ meinte Witichis.

„Sollen wir, das Schwert in der Scheide, ohne Kampf, ohne Ruhm untergehen?“ rief Totila.

„Nicht ohne Kampf, mein Totila, und nicht ohne Ruhm, ſo weiß ich,“ antwortete Teja, leiſe die Streitart zuckend. Kämpfen wollen wir, daß man es nie vergeſſen ſoll in allen Tagen: kämpfen mit höchſtem Ruhm, aber ohne Sieg. Der Stern der Gothen ſinkt.“

„Mir dünkt, er will erſt recht hoch ſteigen,“ rief Totila ungeduldig. „Laß uns vor den König treten, ſprich du, Hildebrand, zu ihm wie du zu uns geſprochen. Er iſt weiſe: er wird Rath finden.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Zwanzigmal hab ich zu ihm geſprochen. Er hört mich nicht mehr. Er iſt müde und will ſterben und ſeine Seele iſt verdunkelt, ich weiß nicht, durch welchen Schatten. — Was denkſt du, Hildebad?“

„Ich denke,“ sprach dieser sich hoch aufrichtend, „so wie der alte Löwe die müden Augen geschlossen, rüsten wir zwei Heere. Das Eine führen Witichis und Teja vor Byzanz und brennen es nieder, mit dem Andern steigen ich und mein Bruder über die Alpen und zer schlagen Paris, das Drachennest der Merowinger, zu einem Steinhäufen für alle Zukunft. Dann wird Ruhe sein, im Osten und im Norden.“

„Wir haben keine Schiffe gegen Byzanz,“ sprach Witichis.

„Und die Franken sind sieben wider Einen gegen uns,“ sagte Hildebrand. „Aber wacker meinst du's, Hildebad. Sage, was räthst du, Witichis?“

„Ich rathe einen Bund, mit Schwüren beschwert, mit Geiseln gesichert aller Nordstämme gegen die Griechen.“

„Du glaubst an Treue, weil du selber treu. Mein Freund, nur die Gothen können den Gothen helfen. Man muß sie nur wieder daran erinnern, daß sie Gothen sind. Hört mich an.“

Ihr alle seid jung und liebt allerlei Dinge und habt vielerlei Freuden. Der Eine liebt ein Weib, der Andre die Waffen, der Dritte irgend eine Hoffnung oder auch irgend einen Gram, der ihm ist wie eine Geliebte.

Aber glaubt mir, es kömmt eine Zeit — und die Noth kann sie euch noch in jungen Tagen bringen —, da all diese Freuden und selbst Schmerzen werthlos werden wie welke Kränze vom Gelag von gestern.

Da werden denn Viele weich und fromm und ver-



gessen deß was auf Erden und trachten nach dem was hinter dem Grabe ist.

Ich kann's nicht und ihr, mein' ich, und Viele von uns können's auch nicht.

Die Erde lieb' ich mit Berg und Wald und Weide und strudelndem Strom und das Leben darauf mit heißem Haß und langer Liebe, mit zähem Jorn und stummem Stolz.

Von jenem Lustleben da droben in den Windwolken, wie's die Christenpriester lehren, weiß ich nichts und will ich nichts wissen.

Eins aber bleibt dem Mann, dem rechten, wenn alles Andre dahin. Ein Gut, von dem er nimmer läßt.

Seht mich an. Ich bin ein entlaubter Stamm, Alles hab ich verloren was mein Leben erfreute: mein Weib ist todt seit vielen Jahren, meine Söhne sind todt, meine Enkel sind todt: bis auf Einen, der ist schlimmer als todt — der ist ein Wälscher worden.

Dahin und lang vermodert sind sie Alle, mit denen ich ein fecker Knabe und ein markiger Mann gewesen, und schon steigt meine erste Liebe und mein letzter Stolz, mein großer König, müde in sein Grab.

Nun seht, was hält mich noch im Leben?

Was giebt mir Muth, Lust, Zwang zu leben? Was treibt mich Alten wie einen Jüngling in dieser Sturmnacht auf die Berge? Was lodert hier unter dem Eisbart heiß in lauter Liebe, in störrigem Stolz und in trotziger Trauer? Was anders als der Drang, der unausstillbar in unfrem Blute liegt, der tiefe Drang und

Zug zu meinem Volk, die Liebe, die Iodernde, die allgewaltige, zu dem Geschlechte, das da Gothen heißt: und das die süße, heimliche, herrliche Sprache redet meiner Eltern, der Zug zu denen, die da sprechen, fühlen, leben wie ich.

Sie bleibt, sie allein, diese Volksliebe, ein Opferfeuer, in dem Herzen, darinnen alle andre Gluth erloschen, sie ist das theure, das mit Schmerzen geliebte Heiligthum, das Höchste in jeder Mannesbrust, die stärkste Macht in seiner Seele, treu bis zum Tod und unbezwingbar."

Der Alte hatte sich in Begeisterung geredet — sein Haar flog im Winde — er stand wie ein alter hühnerhafter Priester unter den jungen Männern, welche die Fäuste an ihren Waffen hallten.

Endlich sprach Teja: „Du hast Recht, diese Flamme lodert noch, wo Alles sonst erloschen. Aber sie brennt in dir, — in uns, — vielleicht noch in hundert Andern unsrer Brüder. Kann das ein ganzes Volk erretten? Nein! Und kann diese Gluth die Masse ergreifen, die Tausende, die Hunderttausende?“

„Sie kann es, mein Sohn, sie kann es. Dank allen Göttern, daß sie 's kann. Höre mich an.

Es sind jetzt fünf und vierzig Jahre, da waren wir Gothen, viele Hunderttausende, mit Weibern und Kindern, in den Schluchten der Hämus-Berge eingeschlossen.

Wir lagen in höchster Noth.

Des Königs Bruder war von den Griechen in treulossem Ueberfall geschlagen und getödtet, und aller Mund-

vorrath, den er uns zuführen sollte, verloren: wir saßen in den Felschluchten und litten so bitterm Hunger, daß wir Gras und Leder kochten.

Hinter uns die unersteiglichen Felsen, vor uns und zur Linken das Meer, rechts in einem Engpaß die Feinde in dreifacher Uebersahl.

Viele Tausende von uns waren dem Hunger, dem Winter erlegen: zwanzigmal hatten wir vergebens versucht, jenen Paß zu durchbrechen.

Wir wollten verzweifeln.

Da kam ein Gesandter des Kaisers und bot uns Leben, Freiheit, Wein, Brod, Fleisch, — unter einer einzigen Bedingung: wir sollten getrennt von einander, zu vier und vier, über das ganze Weltreich Roms zerstreut werden, keiner von uns mehr ein gothisch Weib freien, keiner sein Kind mehr unsre Sprache und Sitte lehren dürfen, Name und Wesen der Gothen sollte verschwinden, Römer sollten wir werden.

Da sprang der König auf, rief uns zusammen und trug's uns vor in flammender Rede und fragte zuletzt, ob wir lieber aufgeben wollten Sprache, Sitte, Leben unsres Volkes oder lieber mit ihm sterben?

Da fuhr sein Wort in die Hunderte, die Tausende, die Hunderttausende wie der Waldbrand in die dürren Stämme, aufschrieen sie, die wackern Männer, wie ein tausendstimmiges, brüllendes Meer, die Schwertex schwenkten sie, auf den Engpaß stürzten sie und weggesetzt waren die Griechen als hätten sie nie gestanden, und wir waren Sieger und frei."

Sein Auge glänzte in stolzer Erinnerung, nach einer Pause fuhr er fort:

„Dies allein ist, was uns heute retten kann wie dazumal: fühlen erst die Gothen, daß sie für jenes Höchste fechten, für den Schutz jenes geheimnißvollen Kleinods, das in Sprache und Sitte eines Volkes liegt wie ein Wunderborn, dann können sie lachen zu dem Haß der Griechen, zu der Tücke der Wältschen.

Und das vor Allem wollt' ich euch fragen, fest und feierlich: fühlt ihr es wie ich so klar, so ganz, so mächtig, daß diese Liebe zu unfrem Volf unser Höchstes ist, unser schönster Schatz, unser stärkster Schild? könnt ihr sprechen wie ich: mein Volf ist mir das Höchste und alles, alles Andre dagegen nichts, ihm will ich opfern was ich bin und habe, wollt ihr das, könnt ihr das!“

„Ja, das will ich, ja, das kann ich!“ sprachen die vier Männer.

„Wohl,“ fuhr der Alte fort, „das ist gut. Aber Teja hat Recht: nicht alle Gothen fühlen das jetzt, heute schon, wie wir und doch müssen es Alle fühlen, wenn es helfen soll. Darum gelobet mir, von heut' an unablässig euch selbst und Alle unfres Volkes, mit denen ihr lebt und handelt, zu erfüllen mit dem Hauch dieser Stunde.

Vielen, Vielen hat der fremde Glanz die Augen geblendet: Viele haben griechische Kleider angethan und römische Gedanken: sie schämen sich, Barbaren zu heißen: sie wollen vergessen und vergessen machen, daß sie Gothen sind — wehe über die Thoren!

Sie haben das Herz aus ihrer Brust gerissen und wollen leben, sie sind wie Blätter, die sich stolz vom Stamme gelöst und der Wind wird kommen und wird sie verwehen in Schlamm und Pfützen, daß sie verfaulen: aber der Stamm wird stehen mitten im Sturm und wird lebendig erhalten, was treu an ihm haftet.

Darum sollt ihr euer Volk wecken und mahnen überall und immer.

Den Knaben erzählt die Sagen der Väter, von den Hunnenschlachten, von den Römersiegen: den Männern zeigt die drohende Gefahr und wie nur das Volksthum unser Schild: eure Schwestern ermahnt, daß sie keinen Römer umarmen und keinen Römeling: eure Bräute, eure Weiber lehrt, daß sie Alles, sich selbst und euch opfern dem Glück der guten Gothen, auf daß, wenn die Feinde kommen, sie finden ein starkes Volk, stolz, einig, fest, daran sie zerschellen sollen wie die Wogen am Fels. Wollt ihr mir dazu helfen?"

„Ja, sprachen sie, das wollen wir.“

„Ich glaube euch, fuhr der Alte fort, glaube eurem bloßen Wort. Nicht um euch fester zu binden — denn was bände den Falschen? — sondern weil ich treu hange an altem Brauch und weil besser gedeiht, was geschieht nach Sitte der Väter — folget mir.“

---

## Zweites Capitel.

---

Mit diesen Worten nahm er die Fackel von der Säule und schritt quer durch den Innenraum, die Cella des Tempels, vorüber an dem zerfallenen Hauptaltar, vorbei an den Postamenten der lang herabgestürzten Götterbilder nach der Hinterseite des Gebäudes, dem Posticum. Schweigend folgten die Geladenen dem Alten, der sie über die Stufen hinunter ins Freie führte.

Nach einigen Schritten standen sie unter einer uralten Steineiche, deren mächtiges Geäst wie ein Dach Sturm und Regen abhielt.

Unter diesem Baum bot sich ihnen ein seltsamer Anblick, welcher aber die gothischen Männer sofort an eine alte Sitte aus dem grauen Heidenthum, aus der fernen nordischen Heimath gemahnte.

Unter der Eiche war ein Streifen des dichten Rasens aufgeschlitzt, nur einen Fuß breit, aber mehrere Ellen lang, die beiden Enden des Streifens hafteten noch locker am Grunde: in der Mitte war der Rasengürtel auf drei ungleich in die Erde gerammte hohe Speere emporgestreut, in der Mitte von dem längsten Speer gestützt,

so daß die Vorrichtung ein Dreieck bildete, unter dessen Dach zwischen den Speersäulen mehrere Männer bequem stehen konnten.

In der so gewonnenen Erdritze stand ein eherner Kessel, mit Wasser gefüllt, daneben lag ein spitzes und scharfes Schlachtmesser, uralt: das Hest vom Horn des Auerstiers, die Klinge von Feuerstein.

Der Greis trat nun heran, stieß die Fackel dicht neben dem Kessel in die Erde, stieg dann, mit dem rechten Fuß vorauf, in die Grube, wandte sich gegen Osten und neigte das Haupt: dann winkte er die Freunde zu sich, mit dem Finger am Mund ihnen Schweigen bedeutend.

Lautlos traten die Männer in die Rinne und stellten sich, Witichis und Teja zu seiner Linken, die beiden Brüder zu seiner Rechten und alle fünf reichten sich die Hände zu einer feierlichen Kette.

Dann ließ der Alte Witichis und Hildebad, die ihm zunächst standen, los und kniete nieder.

Zuerst raffte er eine Hand voll der schwarzen Walderde auf und warf sie über die linke Schulter.

Dann griff er mit der andern Hand in den Kessel und sprengte das Wasser rechts hinter sich.

Darauf blies er in die wehende Nachtluft, die fau- send in seinen langen Bart wehte.

Endlich schwang er die Fackel von der Rechten zur Linken über sein Haupt. Dann steckte er sie wieder in die Erde und sprach murmelnd vor sich hin:

„Höre mich, alte Erde, wallendes Wasser, leichte Luft,

flackernde Flamme! Höret mich wohl und bewahret mein Wort:

Hier stehen fünf Männer vom Geschlechte des Gaut, Teja und Totila, Hildebad und Hildebrand und Witichis, Waltari's Sohn.

Wir stehen hier in stiller Stunde,  
Zu binden einen Bund von Blutsbrüdern,  
Für immer und ewig und alle Tage.  
Wir sollen uns sein wie Sippegesellen  
In Frieden und Fehde, in Rache und Recht.  
Ein Hoffen, Ein Hassen, Ein Lieben, Ein Leiden,  
Wie wir träufen zu Einem Tropfen  
Unser Blut als Blutsbrüder."

Bei diesen Worten entblößte er den linken Arm, die Andern thaten desgleichen, eng aneinander streckten sich die fünf Arme über den Kessel, der Alte hob das scharfe Steinmesser und rißte mit Einem Schnitt sich und den vier Andern die Haut des Vorderarmes, daß das Blut Aller in rothen Tropfen in den ehernen Kessel floß.

Dann nahmen sie wieder die frühere Stellung ein und murmelnd fuhr der Alte fort:

„Und wir schwören den schweren Schwur,  
Zu opfern all unser Eigen,  
Haus, Hof und Habe,  
Ross, Rüstung und Kind,  
Sohn, Sippe und Gesinde.  
Weib und Waffen und Leib und Leben  
Dem Glanz und Glück des Geschlechtes von Gaut,  
Den guten Gothen.



Und wer von uns sich wollte weigern,  
Den Eid zu ehren mit allen Opfern" —

Hier traten er, und auf seinen Wink auch die Andern, aus der Grube und unter dem Rasenstreifen hervor:

„Deß rothes Blut soll rinnen ungerächet  
Wie dies Wasser unter'm Waldwasen" —

Er erhob den Kessel, goß sein blutiges Wasser in die Grube und nahm ihn wie das andre Geräth heraus:

„Auf deß Haupt sollen des Himmels Hallen  
Dumpf niederdonnern und ihn erdrücken,  
Wuchtig so wie dieser Wasen.“

Er schlug mit Einem Streich die drei spannenden Lanzenstäbe nieder und dumpf fiel die schwere Rasendecke nieder in die Rinne.

Die fünf Männer stellten sich nun mit verschlungenen Händen auf die wieder von Rasen gedeckte Stelle und in rascherem Ton fuhr der Alte fort:

„Und wer von uns nicht achtet dieses Eides und dieses Bundes und wer nicht die Blutsbrüder als echte Brüder schützt im Leben und rächt im Tode und wer sich weigert, sein Alles zu opfern dem Volk der Gothen, wenn die Noth es begehrt und ein Bruder ihn mahnt, der soll verfallen sein auf immer den untern, den ewigen, den wüsten Gewalten, die da hausen unter dem grünen Gras des Erdgrundes: gute Menschen sollen mit Füßen schreiten über des Meidings Haupt und sein Name soll ehrlos sein so weit Christenleute Glocken läuten und

Heidenleute Opfer schlachten, so weit Mutter Kind koset,  
und der Wind weht über die weite Welt.

Sagt an, ihr Gesellen, soll's ihm also geschehn, dem  
niedrigen Meidling?"

„So soll ihm geschehen,“ sprachen die vier Männer  
ihm nach.

Nach einer ernstern Pause löste Hildebrand die Kette  
der Hände und sprach:

„Und auf daß ihr's wißt, welche Weihe diese Stätte  
hat für mich, — jetzt auch für euch, — warum ich euch  
zu solchem Thun gerade hierher beschieden und zu dieser  
Nacht — kommt und sehet.“

Und also sprechend erhob er die Fackel und schritt  
voran hinter den mächtigen Stamm der Eiche, vor der  
sie geschworen.

Schweigend folgten die Freunde, bis sie an der  
Rehrseite des alten Baumes hielten und hier mit Staunen  
grade gegenüber der Nasengrube, in welcher sie gestan-  
den, ein breites offenes Grab gähnen sahen, von welchem  
die deckende Felsplatte hinweggewälzt war: da ruhten  
in der Tiefe, im Licht der Fackel geisterhaft erglänzend,  
drei weiße lange Skelette, einzelne verrostete Waffen-  
stücke, Lanzenspitzen, Schildbuckel lagen daneben.

Die Männer blickten überrascht bald in die Grube,  
bald auf den Greis. Dieser leuchtete lange schweigend  
in die Tiefe. Endlich sagte er ruhig:

„Meine drei Söhne. Sie liegen hier über dreißig  
Jahre. Sie fielen auf diesem Berg, in dem letzten Kampf  
um die Stadt Ravenna. Sie fielen in Einer Stunde,

heute ist der Tag. Sie sprangen jubelnd in die Speere — — für ihr Volk.“

Er hielt inne. Mit Rührung sahen die Männer vor sich hin. Endlich richtete sich der Alte hoch auf und sah gen Himmel.

„Es ist genug, sagte er, die Sterne bleichen. Mitternacht ist längst vorüber. Geht, ihr Andern, in die Stadt zurück. Du, Teja, bleibst wohl bei mir — dir ist ja vor Andern, wie des Liedes, der Trauer Gabe gegeben — und hältst mit mir die Ehrenwacht bei diesen Todten.“

Teja nickte und setzte sich, ohne ein Wort, zu Füßen des Grabes, wo er stand, nieder. Der Alte reichte Totila die Fackel und lehnte sich Teja gegenüber auf die Felsplatte. Die andern Drei winkten ihm scheidend zu. Und ernst und in schweigende Gedanken versunken stiegen sie hinunter zur Stadt.

---

### Drittes Capitel.

---

Wenige Wochen nach jener nächtlichen Zusammenkunft bei Ravenna fand zu Rom eine Vereinigung statt, ebenfalls heimlich, ebenfalls unter dem Schutze der Nacht, aber von ganz andern Männern zu ganz andern Zwecken.

Das geschah an der appischen Straße nahe dem Coemeterium des heiligen Calixtus in einem halbverschütteten Gang der Katakomben, jener räthselhaften unterirdischen Wege, welche unter den Straßen und Plätzen Roms fast eine zweite Stadt bildeten.

Es sind diese geheimnißvollen Räume — ursprünglich alte Begräbniß-Plätze, oft die Zuflucht der jungen Christengemeinde — so vielfach verschlungen und ihre Kreuzungen, Endpunkte, Aus- und Eingänge so schwierig zu finden, daß nur unter ortvertrautester Führung ihre inneren Tiefen betreten werden können.

Aber die Männer, deren geheimen Verkehr wir diesmal belauschen, fürchteten keine Gefahr.

Sie waren gut geführt.

Denn es war Silverius, der katholische Archidiaconus der alten Kirche des heiligen Sebastian, welcher unmittelbar von der Krypta seiner Basilika aus die Freunde

auf steilen Stufen in diesen Zweig-Arm der Gewölbe geführt hatte und die römischen Priester standen in dem Nuße, seit den Tagen der ersten Bekenner Kenntniß jener Labyrinth fortgepflanzt zu haben.

Die Versammelten schienen auch sich hier nicht zum ersten Mal einzufinden: die Schauer des Ortes machten wenig Eindruck auf sie.

Gleichgültig lehnten sie an den Wänden des unheimlichen Halbrunds, welches, von einer bronzenen Hängelampe spärlich beleuchtet, den Schluß des niedrigen Ganges bildete, gleichgültig hörten sie die feuchten Tropfen von der Decke zur Erde fallen und wenn ihr Fuß hie und da an weiße, halbvermoderte Knochen stieß, schoben sie auch diese gleichgültig auf die Seite.

Es waren außer Silverius noch einige andere rechtgläubige Priester und eine Mehrzahl vornehmer Römer aus den Adelsgeschlechtern des westlichen Kaiserreichs anwesend, welche seit Jahrhunderten in fast erblichem Besitze der höheren Würden des Staates und der Stadt geblieben.

Schweigend und aufmerksam beobachteten sie die Bewegungen des Archidiacons, welcher sich, nachdem er die Erschienenen gemustert und in einige der einmündenden Gänge, in deren Dunkel man junge Leute in priesterlichen Kleidern Wache halten sah, prüfende Blicke geworfen hatte, jetzt offenbar anschiede, die Versammlung in aller Form zu eröffnen.

Noch einmal trat er auf einen hochgewachsenen Mann zu, der ihm gegenüber regungslos an der Mauer lehnte

und mit welchem er wiederholt Blicke getauscht hatte: und nachdem dieser auf eine fragende Miene schweigend genickt, wandte er sich gegen die Uebrigen und sprach:

„Geliebte im Namen des Dreieinigen Gottes! Wieder einmal sind wir hier versammelt zu heiligem Werk.

Das Schwert von Edom ist gezückt ob unsrem Haupt und König Pharao lechzt nach dem Blut der Kinder Israel. Wir aber fürchten nicht jene, welche den Leib tödten und der Seele nichts anhaben können, wir fürchten vielmehr Jenen, der da Leib und Seele verderben mag mit ewigem Feuer.

Wir vertrauen im Schauer der Nacht auf die Hülfe dessen, der sein Volk durch die Wüste geführt hat, bei Tag in der Rauchwolke, bei Nacht in der Feuerwolke.

Und daran wollen wir halten und wollen es nie vergessen: was wir leiden, wir leiden es um Gottes Willen, was wir thun, wir thun's zu seines Namens Ehre. Dank ihm, denn er hat gesegnet unsern Eifer. Klein, wie des Evangeliums, waren unsre Anfänge, aber schon sind wir gewachsen wie ein Baum an frischen Wasserbächen.

Mit Furcht und Zagen kamen wir anfangs hier zusammen: groß war die Gefahr, schwach die Hoffnung: edles Blut der Besten war geflossen — heute, wenn wir fest bleiben im Glauben, dürfen wir es kühnlich sagen, der Thron des Königs Pharao steht auf Füßen von Schilf und die Tage der Ketzer sind gezählt in diesem Lande.“

„Zur Sache!“ rief ein junger Römer dazwischen, mit kurzraussem, schwarzem Haar und blitzenden, schwarzen

Augen; ungeduldig warf er das Sagum von der linken Hüfte über die rechte Schulter zurück, daß das kurze Schwert sichtbar wurde. „Zur Sache, Priester! was soll heut' geschehn?“

Silverius warf auf den Jüngling einen Blick, der lebhaften Unwillen über solch' feste Selbstständigkeit nicht ganz mit salbungsvoller Ruhe zu verdecken vermochte. Scharfen Tones fuhr er fort:

„Auch die an die Heiligkeit unsres Zweckes nicht zu glauben scheinen, sollten doch den Glauben an diese Heiligkeit bei Andern nicht stören, um ihrer eignen weltlichen Ziele willen nicht. Heute aber, Licinius, mein rascher Freund, soll ein neues hochwillkommenes Glied unsrem Bunde eingefügt werden, sein Beitritt ist ein sichtbares Zeichen der Gnade Gottes.“

„Wen willst du einführen? Sind die Vorbedingungen erfüllt? Hastest du für ihn? unbedingt? oder stellst du andre Bürgschaft?“ so fragte ein Andern der Versammelten, ein Mann in reifen Jahren, mit gleichmäßigen Zügen, der, einen Stab zwischen den Füßen, ruhig auf einem Vorsprung der Mauer saß.

„Ich haste, mein Scävola; übrigens genügt seine Person —“

„Nichts dergleichen. Das Statut unsres Bundes verlangt Verbürgung und ich besteh' darauf,“ sagte Scävola ruhig.

„Nun gut, gut, ich büрге, zähst' aller Juristen!“ wiederholte der Priester mit Lächeln.

Er winkte in einen der Gänge zur Linken.

Zwei junge Ostiarii führten von da in die Mitte des Gewölbes einen Mann, auf dessen verhülltes Haupt Aller Augen gerichtet waren.

Nach einer Pause hob Silverius den Ueberwurf von Kopf und Schultern des Ankömmlings.

„Albinus!“ riefen die Andern in Ueberraschung, Entrüstung, Zorn.

Der junge Licinius fuhr an's Schwert, Scävola stand langsam auf, wild durch einander scholl es: „Wie? Albinus? der Verräther?“

Scheuen Blickes sah der Gescholtene um sich, seine schlaffen Züge bekundeten angeborne Feigheit: wie Hülfe flehend hastete sein Auge auf dem Priester.

„Ja, Albinus! sagte dieser ruhig. Will einer der Verbündeten wider ihn sprechen? Er rede.“

„Bei meinem Genius, rief Licinius rasch vor Allen, braucht es da der Rede? Wir wissen Alle, wer Albinus ist, was er ist. Ein feiger, schändlicher Verräther“ — der Zorn erstickte seine Stimme.

„Schmähungen sind keine Beweise, nahm Scävola das Wort. Aber ich frage ihn selbst, er soll hier vor Allen bekennen. Albinus, bist du es, oder bist du es nicht, der, als die Anfänge des Bundes dem Tyrannen ver-rathen waren, als du noch allein von uns Allen ver-klagt warst, es mit ansahst, daß die edeln Männer, Boëthius und Symmachus, unsre Mitverbündeten, weil sie dich muthig vor dem Wütherich vertheidigten, ver-folgt, gefangen, ihres Vermögens beraubt, hingerichtet wurden, während du, der eigentliche Angeklagte, durch



einen schmählischen Eid, dich nie mehr um den Staat kümmern zu wollen und durch urplötzliches Verschwinden dich gerettet hast? Sprich, bist du es, um dessen Feigheit willen die Zierden des Vaterlandes gefallen?"

Ein Murren des Unwillens ging durch die Versammlung. Der Angeeschuldigte blieb stumm und bebte, selbst Silverius verlor einen Augenblick die Haltung.

Da richtete sich jener Mann, der ihm gegenüber an der Felswand lehnte, auf und trat einen Schritt herzu, seine Nähe schien den Priester zu erkräftigen und er begann wieder:

„Ihr Freunde, es ist geschehen was ihr sagt, nicht wie ihr's sagt. Vor Allem wisset: Albinus ist an Allem am Wenigsten schuldig. Was er gethan, er that's auf meinen Rath.“

„Auf deinen Rath?“

„Das wagst du zu bekennen?“

„Albinus war verklagt durch den Verrath eines Slaven, der die Geheimschrift in den Briefen nach Byzanz entziffert hatte.

Der ganze Argwohn des Tyrannen war geweckt: jeder Schein von Widerstand, von Zusammenhang mußte die Gefahr vermehren.

Der Ungestüm von Boëthius und Symmachus, die ihn muthig vertheidigten, war edel, aber thöricht.

Denn er zeigte den Barbaren die Gesinnung des ganzen Adels von Rom, zeigte, daß Albinus nicht allein stehe.

Sie handelten gegen meinen Rath, leider haben sie es im Tode gebüßt.

Aber ihr Eifer war auch überflüssig: denn den verrätherischen Sklaven raffte plötzlich vor weitem Ausfagen die Hand des Herrn hinweg und es war gelungen, die Geheimbriefe des Albinus vor dessen Verhaftung zu vernichten.

Aber glaubt ihr, Albinus würde auf der Folter, würde unter Todesdrohungen geschwiegen haben, geschwiegen, wenn ihn die Nennung der Mitverschwornen retten konnte?

Das glaubt ihr nicht, das glaubte Albinus selbst nicht.

Deßhalb mußte vor allem Zeit gewonnen, die Folter abgewendet werden.

Das gelang durch jenen Eid.

Unterdessen freilich bluteten Voëthius und Symmachus: sie waren nicht zu retten: doch ihres Schweigens, auch unter der Folter, waren wir sicher.

Albinus aber ward durch ein Wunder aus seinem Kerker befreit wie Sanct Paulus zu Philippi.

Es hieß, er sei nach Athen entflohen und der Tyrann begnügte sich, ihm die Rückkehr zu verbieten.

Aber der dreieinige Gott hat ihm hier in seinem Tempel eine Zufluchtstätte bereitet, bis daß die Stunde der Freiheit naht.

In der Einsamkeit seines heiligen Asyls nun hat der Herr das Herz des Mannes wunderbar gerührt und, ungeschreckt von der Todesgefahr, welche schon einmal seine Locke gestreift hat, tritt er wieder in unsern Kreis

und bietet dem Dienste Gottes und des Vaterlands sein ganzes unermessliches Vermögen.

Vernehmst: er hat all sein Gut der Kirche Sanctä Mariä Majoris zu Bundeszwecken vermacht.

Wollt ihr ihn und seine Millionen verschmähen?"

Eine Pause des Staunens trat ein: endlich rief Vicinius: „Priester, du bist klug wie — wie ein Priester. Aber mir gefällt solche Klugheit nicht.“

„Silverius,“ sprach der Jurist, „du magst die Millionen nehmen. Das steht dir an. Aber ich war der Freund des Boëthius: mir steht nicht an, mit jenem Feigen Gemeinschaft zu halten. Ich kann ihm nicht vergeben. Hinweg mit ihm!“

„Hinweg mit ihm!“ scholl es von allen Seiten. Scävola hatte der Empfindung Aller das Wort geliehen. Albinus erblaßte, selbst Silverius zuckte unter dieser allgemeinen Entrüstung. „Cethegus!“ flüsterte er leise, Beistand heischend.

Da trat der Mann in die Mitte, der bisher immer geschwiegen und nur mit kühler Ueberlegenheit die Sprechenden gemustert hatte.

Er war groß und hager, aber kräftig, von breiter Brust und seine Muskeln von eitel Stahl.

Ein Purpursaum an der Toga und zierliche Sandalen verriethen Reichthum, Rang und Geschmack, aber sonst verhüllte ein langer, brauner Soldatenmantel die ganze Unterkleidung der Gestalt.

Sein Kopf war von denen, welche man, einmal gesehen, nie mehr vergißt.

Das dicke, noch glänzend schwarze Haar war nach Römerart kurz und rund um die gewölbte, etwas zu große Stirn und die edel geformten Schläfe geschoren, tief unter den fein geschweiften Brauen waren die schmalen Augen geborgen, in deren unbestimmtem Dunkel-Grau ein ganzes Meer versunkener Leidenschaften, aber noch bestimmter der Ausdruck kältester Selbstbeherrschung lag.

Um die scharf geschnittenen bartlosen Lippen spielte ein Zug stolzer Verachtung gegen Gott und seine ganze Welt.

Wie er vortrat und mit ruhiger Bornehmheit den Blick über die Erregten streifen ließ, wie seine nicht einschmeichelnde, aber beherrschende Redeweise anhub, empfand jeder in der Versammlung den Eindruck bewußter Ueberlegenheit und wenige Menschen mochten diese Nähe ohne das Gefühl der Unterordnung tragen.

„Was hadert ihr,“ sagte er kalt, „über Dinge, die geschehen müssen? Wer den Zweck will, muß das Mittel wollen. Ihr wollt nicht vergeben? Immerhin! Daran liegt nichts. Aber vergessen müßt ihr. Und das könnt ihr. Auch ich war ein Freund der Verstorbenen, vielleicht ihr nächster. Und doch — ich will vergessen. Ich thu' es, eben weil ich ihr Freund war. Der liebt sie, Scävola, der allein, der sie rächt. Um der Rache willen — Albinus, deine Hand.“

Alle schwiegen, bewältigt mehr von der Persönlichkeit als von den Gründen des Redners.

Nur der Jurist bemerkte noch:

„Rusticiana, des Boëthius Wittwe und des Symmachus Tochter, die einflußreiche Frau, ist unsrem Bunde hold. Wird sie das bleiben, wenn dieser eintritt? Kann sie je vergeben und vergessen? Niemals!“

„Sie kann es. Glaubt nicht mir, glaubt euren Augen.“

Mit diesen Worten wandte sich rasch Cethegus und schritt in einen der Seitengänge, dessen Mündung bisher sein Rücken verdeckt hatte.

Hart am Eingang stand lauschend eine verschleierte Gestalt: er ergriff ihre Hand: „komm“, flüsterte er, „jetzt komm.“

„Ich kann nicht! ich will nicht!“ war die leise Antwort der Widerstrebenden. „Ich verfluche ihn. Ich kann ihn nicht sehen, den Elenden!“

„Es muß sein. Komm, du kannst und du willst es — denn ich will es.“ Er schlug ihren Schleier zurück, noch ein Blick und sie folgte wie willenlos. —

Sie bogen um die Ecke des Eingangs: „Rusticiana!“ riefen Alle.

„Ein Weib in unserer Versammlung!“ sprach der Jurist. „Das ist gegen die Statuten, die Gesetze.“

„Ja, Scävola, aber die Gesetze sind um des Bundes willen, nicht der Bund um der Gesetze willen. Und geglaubt hättet ihr mir nie, was ihr hier sehet mit Augen.“

Er legte die Hand der Wittwe in die zitternde Rechte des Albinus.

„Seht, Rusticiana verzeiht: wer will jetzt noch widerstreben?“

Ueberwunden und überwältigt verstummten Alle.

Für Cethegus schien das Weitere jedes Interesse verloren zu haben.

Er trat mit der Frau an die Wand im Hintergrund zurück.

Der Priester aber sprach: „Albinus ist Glied des Bundes.“

„Und sein Eid, den er dem Tyrannen geschworen?“ fragte schüchtern Scävola.

„War erzwungen und ist ihm gelöst von der heiligen Kirche. Aber nun ist es Zeit, zu scheiden.“

Nur noch die eilendsten Geschäfte, die neuesten Bottschaften. Hier, Vicinius, der Festungsplan von Neapolis: du mußt ihn bis morgen copirt haben, er geht an Belisar.

Hier, Scävola, Briefe aus Byzanz, von Theodora, der frommen Gattin Justinians: du mußt sie beantworten.

Da, Calpurnius, eine Anweisung auf eine halbe Million Solidi von Albinus: du sendest sie an den fränkischen Major Domus, er wirkt bei seinem König gegen die Gothen.

Hier, Pomponius, eine Liste der Patrioten in Dalmatien: du kennst die Dinge dort und die Menschen: sieh zu, ob bedeutende Namen fehlen.

Endlich Allen aber sei gesagt, daß, nach heute erhaltenen Briefen von Ravenna, die Hand des Herrn schwer

auf dem Tyrannen liegt: tiefe Schwermuth, zu späte Reue über all seine Sünden soll seine Seele niederdrücken und der Trost der wahren Kirche bleibt ihm fern. —

Harret aus noch eine kleine Weile: bald wird ihn die zornige Stimme des Richters abrufen: dann kömmt der Tag der Freiheit.

An den nächsten Iden, zur selben Stunde, treffen wir uns wieder.

Der Segen des Herrn sei mit euch.“

Eine Handbewegung des Diacons verabschiedete die Versammelten: die jungen Priester traten mit den Fackeln aus den Seitengängen und geleiteten die Einzelnen in verschiedenen Richtungen nach den nur ihnen bekannten Ausgängen der Katakomben.

---

## Viertes Capitel.

---

Silverius, Cethegus und Rusticiana stiegen mit einander die Stufen hinauf, welche in die Krypta der Basilika des heiligen Sebastian führten.

Von da gingen sie durch die Kirche in das unmittelbar darangebaute Haus des Diakonus.

Dort angelangt überzeugte sich dieser, daß alle Hausgenossen schliefen bis auf einen alten Sklaven, der im Atrium bei einer halb herab gebrannten Ampel wachte.

Auf den Wink seines Herrn zündete er die neben ihm stehende silberförmige Lampe an und drückte auf eine Fuge im Marmorgetäfel.

Die Marmor-Platten drehten sich um ihre Achse und ließen den Priester, der die Leuchte ergriffen, mit den beiden andern in ein kleines, niedriges Gemach treten, dessen Oeffnung sich hinter ihnen rasch und geräuschlos wieder schloß.

Keine Miße verrieth nun wieder, daß hier eine Thür.

Der kleine Raum, jetzt mit einem hohen Kreuz aus Holz, einem Betstuhel und einigen christlichen Symbolen



auf Goldgrund einfach ausgestattet, hatte in heidnischen Tagen offenbar, wie die an den Wänden hinlaufenden Polsterfinse bezeugten, dem Zweck jener kleinen Gelage von zwei oder drei Gästen gedient, deren zwanglose Gemüthlichkeit Horatius feiert.

Zur Zeit war hier das Asyl für die geheimsten geistlichen oder weltlichen Gedanken des Diakonus.

Schweigend setzte sich Cethegus, über ein gegenüber in die Wand eingelegtes Mosaik-Gemälde den flüchtigen Blick des verwöhnten Kunstkenner's werfend, auf den niedren Lectus. Während der Priester beschäftigt war, aus einem Mischkrug mit hochgeschweiften Henkeln Wein in die bereit stehenden Becher zu gießen und eine eherne Schale mit Früchten auf den dreifüßigen Bronze-Tisch zu stellen, stand Rusticiana Cethegus gegenüber, ihn mit unwillig staunenden Blicken messend.

Raum vierzig Jahre alt zeigte das Weib Spuren einer seltenen, etwas männlichen Schönheit, welche weniger durch das Alter als durch heftige Leidenschaften gelitten hatte: schon war hie und da nicht graues, sondern weißes Haar in ihre rabenschwarzen Flechten gemischt, das Auge hatte einen unstillen Blick und starke Falten zogen sich gegen die immer bewegten Mundwinkel.

Sie stützte die Linke auf den Erztisch und strich mit der Rechten wie nachsinnend über die Stirn, dabei fortwährend Cethegus anstarrend.

Endlich sprach sie: „Mensch, sage, sage, Mann, welche Gewalt du über mich hast. Ich liebe dich nicht

mehr. Ich sollte dich hassen. Ich hasse dich auch. Und doch muß ich dir folgen willenlos. Wie der Vogel dem Auge der Schlange. Und du legst meine Hand, diese Hand, in die Hand jenes Elenden. Sage, du Frevler, welches ist diese Macht?"

Cethegus schwieg unaufmerksam. Endlich sagte er, sich zurücklehrend: „Gewohnheit, Rusticiana, Gewohnheit.“

„Ja wohl, Gewohnheit! Gewohnheit einer Claverei, die besteht, seit ich denken kann. Daß ich als Mädchen den schönen Nachbarssohn bewunderte, war natürlich; daß ich glaubte, du liebtest mich, war verzeihlich: du küßtest mich ja. Und wer konnte — damals — wissen, daß du nicht lieben kannst. Nichts: kaum Dich selbst. Daß die Gattin des Boëthius diese wahnsinnige Liebe nicht ersticke, welche du wie spielend wieder ansachtest, war eine Sünde, aber Gott und die Kirche haben sie mir verziehen. Doch, daß ich jetzt noch, nachdem ich Jahrzehnte lang deine herzlose Tücke kenne, nachdem die Gluth der Leidenschaft erloschen in diesen Adern, daß ich jetzt noch blindlings deinem dämonischen Willen folgen muß, — das ist eine Thorheit zum Lautauslachen.“

Und sie lachte hell und fuhr mit der Rechten über die Stirn.

Der Priester hielt in seiner wirthlichen Beschäftigung inne, und sah verstohlen auf Cethegus; er war gespannt.

Cethegus lehnte das Haupt rückwärts an das Marmor Sims und umfaßte mit der Rechten den Pöcal, der vor ihm stand:

„Du bist ungerecht, Rusticiana,“ sagte er ruhig. „Und unklar. Du mischest die Spiele des Eros in die Werke der Eris und der Erinnyen.“

Du weißt es, daß ich der Freund des Boëthius war. Obwohl ich sein Weib küßte. Vielleicht ebendeshalb. Ich sehe darin nichts Besonderes und du — nun dir haben es ja Silverius und die Heiligen vergeben.

Du weißt ferner, daß ich diese Gothen hasse, wirklich hasse, daß ich den Willen und — vor Andern — die Fähigkeit habe, durchzusetzen, was dich jetzt ganz erfüllt: deinen Vater, den du geliebt, deinen Gatten, den du geehrt hast, an diesen Barbaren zu rächen.

Du folgst daher meinen Winken. Und du thust daran sehr klug. Denn du hast zwar ein sehr bedeutendes Talent, Ränke zu schmieden. Aber deine Festigkeit trübt oft deinen Blick. Sie verdirbt deine feinsten Pläne. Also thust du wohl, fühlterer Leitung zu folgen. Das ist Alles.

Aber jetzt geh. Deine Sclavin kauert schlaftrunken im Vestibulum. Sie glaubt dich in der Beichte, bei Freund Silverius. Die Beichte darf nicht gar zu lange währen. Auch haben wir noch Geschäfte. Grüße mir Camilla, dein schönes Kind, und lebe wohl.“

Er stand auf, ergriff ihre Hand und führte sie sanft zur Thüre.

Sie folgte widerstrebend, nickte dem Priester zum Abschied zu, sah nochmal auf Cethegus, der ihre innere Bewegung nicht zu sehen schien und ging mit leisem Kopfschütteln hinaus.

Cethegus setzte sich wieder und trank den Pocal aus.

„Sonderbarer Kampf in diesem Weibe,“ sagte Silverius und setzte sich mit Griffel, Wachstafeln, Briefen und Documenten zu ihm.

„Nicht sonderbar. Sie will ihr Unrecht gegen ihren Gatten gut machen, indem sie ihn rächt. Und daß sie diese Rache gerade durch ihren ehemaligen Geliebten findet, macht die heilige Pflicht besonders süß. Freilich ist ihr dies Alles unbewußt. — Aber, was giebt's zu thun?“

Und nun begannen die beiden Männer ihre Arbeit, solche Punkte der Verschwörung zu erledigen, welche allen Gliedern des Bundes mitzutheilen sie nicht für rathsam hielten.

„Diesmal, hob der Diaconus an, gilt es vor Allem, das Vermögen des Albinus fest zu stellen und dessen nächste Verwendung zu berathen. Wir brauchen ganz unabweisklich Geld, viel Geld.“

„Geldsachen sind dein Gebiet, sagte Cethegus trinkend. Ich verstehe sie wohl, aber sie langweilen mich.“

„Ferner müssen die einflußreichsten Männer auf Sicilien, in Neapolis und Apulien gewonnen werden.

Hier ist die Liste derselben mit Notizen über die Einzelnen.

Es sind Menschen darunter, bei denen die gewöhnlichen Mittel nicht versangen.

„Sieh her, sagt Cethegus, das will ich machen“ und zerlegte einen persischen Apfel. — —

Nach einer Stunde angestrengter Arbeit waren die

dringendsten Geschäfte bereinigt und der Hausherr legte die Documente wieder in ihr Geheimfach hinter dem großen Kreuz in der Mauer.

Der Priester war ermüdet und sah mit Neid auf den Genossen, dessen stählernen Körper und unangreifbaren Geist keine späte Stunde, keine Anspannung ermatten zu können schien.

Er äußerte etwas dergleichen, als sich Cethegus den silbernen Becher wieder füllte.

„Uebung, Freund, starke Nerven und, setzte er lächelnd hinzu, ein gutes Gewissen: das ist das ganze Räthsel.“

„Nein, im Ernst, Cethegus, du bist mir auch sonst ein Räthsel.“

„Das will ich hoffen.“

„Nun, hältst du dich für ein mir so unerreichbar überlegnes Wesen?“

„Ganz und gar nicht. Aber doch für gerade hinreichend tief, um Andern nicht minder ein Räthsel zu sein als — mir selbst. Dein Stolz auf Menschenkenntniß mag sich beruhigen. Es geht mir selbst mit mir nicht besser als dir. Nur die Tropfen sind durchsichtig.“

„In der That, fuhr der Priester ausholend fort, der Schlüssel zu deinem Wesen muß sehr tief liegen. Sieh zum Beispiel, die Genossen unsres Bundes. Von jedem läßt sich sagen, welcher Grund ihn dazu geführt hat. Der hitzige Jugendmuth einen Licinius: der verkannte, aber ehrliche Rechtsinn einen Scävola: mich und die andern Priester — der Eifer für die Ehre Gottes.“

„Natürlich,“ sagte Cethegus trinkend.

„Anderer treibt der Ehrgeiz: oder die Hoffnung, bei einem Bürgerkrieg ihren Gläubigern die Hälse abzuschneiden, oder auch die Langeweile über den geordneten Zustand dieses Landes unter den Gothen oder eine Beleidigung durch einen der Fremden, die Allermeisten der natürliche Widerwille gegen die Barbaren und die Gewöhnung, nur im Kaiser den Herrn Italiens zu sehen. Bei dir aber schlägt keiner dieser Beweggründe an und —

„Und das ist sehr unbequem, nicht wahr? Denn mittelst Kenntniß ihrer Beweggründe beherrscht man die Menschen?“

Sa, ehrwürdiger Gottes-Freund, ich kann dir nicht helfen.

Ich weiß es wirklich selbst nicht, was mein Beweggrund ist.

Ich bin selbst so neugierig darauf, daß ich es dir herzlich gern sagen und mich — beherrschen lassen wollte, wenn ich es nur selbst entdecken könnte.

Nur das Eine fühl' ich: diese Gothen sind mir zuwider.

Ich hasse diese vollblütigen Gefellen, mit ihren breiten Flachsbärten. Unausstehlich ist mir das Glück dieser brutalen Gutmüthigkeit, dieser naiven Jugendllichkeit, dieses alberne Heldenthum, diese ungebrochenen Naturen. Es ist eine Unverschämtheit des Zufalls, der die Welt regiert, dieses Land, nach einer solchen Ge-

schichte, mit Männern wie — wie du und ich — von diesen Nord-Bären beherrschen zu lassen.“

Unwillig warf er das Haupt zurück, drückte die Augen zu und schlürfte einen kleinen Trunk Weines.

„Daß die Barbaren fort müssen, darüber sind wir einig. Und für mich ist damit Alles erreicht. Denn ich will ja nur die Befreiung der Kirche von diesen irrgläubigen Barbaren, welche die Göttlichkeit Christi leugnen und einen Halbgott aus ihm machen.“

Ich hoffe, daß alsdann der römischen Kirche der Primat im ganzen Gebiet der Christenheit, der ihr gebührt, unbestritten zufallen wird.

Aber so lang Rom in der Hand der Ketzer liegt, während der Bischof von Byzanz von dem allein rechtgläubigen und rechtmäßigen Kaiser gestützt wird“ —

„So lang ist der Bischof von Rom nicht der oberste Bischof der Christenheit, so lang nicht Herr Italiens: und deshalb der römische Stuhl, selbst wenn ein Silverius ihn einnehmen wird, nicht das, was er werden soll: das Höchste. Und das will doch Silverius.“

Ueberrascht sah der Priester auf.

„Beunruhige dich nicht, Freund Gottes. Ich weiß das längst und habe dein Geheimniß bewahrt, obwohl du es mir nicht vertraut hast. Allein weiter.“

Er schenkte sich aufs Neue ein: — „dein Falerner ist gut abgelagert, aber er hat zu viel Süße. —

Du kannst eigentlich nur wünschen, daß diese Gothen den Thron der Cäsaren räumen, nicht, daß die Byzantiner an ihre Stelle treten: denn sonst hat der Bi-

schof von Rom wieder zu Byzanz seinen Oberbischof und einen Kaiser. Du mußt also an der Gothen Stelle wünschen — nicht einen Kaiser — Justinian, — sondern — etwa was?

„Entweder — fiel Silverius eifrig ein — einen eignen Kaiser des Westreichs —

„Der aber, vollendete Cethegus seinen Satz, nur eine Puppe ist in der Hand des heiligen Petrus —

„Oder eine römische Republik, einen Staat der Kirche —“

„In welchem der Bischof von Rom der Herr, Italien das Hauptland und die Barbarenkönige in Gallien, Germanien, Spanien die gehorsamen Söhne der Kirche sind.

Schön, mein Freund.

Nur müssen erst die Feinde vernichtet sein, deren Spolien du bereits vertheilst.

Desßhalb ein altrömischer Trinkspruch: wehe den Barbaren!“

Er stand auf und trauft dem Priester zu.

„Aber die letzte Nachtwache schleicht vorüber und meine Sklaven müssen mich am Morgen in meinem Schlafgemach finden. Leb wohl.“

Damit zog er den Cucullus des Mantels über das Haupt und ging.

Der Wirth sah ihm nach: „Ein höchst bedeutendes Werkzeug! sagte er zu sich. Gut, daß er nur ein Werkzeug ist. Möge er es immer bleiben.“

Cethegus aber schritt von der Via appia her, wo die



Kirche des heiligen Sebastian den Eingang in die Katafomben bedeckt, nach Nordwesten dem Capitole zu, an dessen Fuß am Nordende der Via sacra sein Haus gelegen war, nordöstlich vom Forum Romanum.

Die kühle Morgenluft strich belebend um sein Haupt.

Er schlug den Mantel zurück und dehnte die breite, starke, gewaltige Brust.

„Ja, ein Räthsel bist du, sprach er vor sich hin; treibst Verschwörung und nächtlichen Verkehr wie ein Republikaner oder ein Verliebter von zwanzig Jahren. Und warum?“

„Ei, wer weiß warum er athmet? Weil er muß. Und so muß ich thun was ich thue.“

Eins aber ist gewiß. Dieser Priester mag Papst werden: er muß es vielleicht werden. Aber Eins darf er nicht. Er darf es nicht lange bleiben.

Sonst lebt wohl, ihr Gedanken, ihr kaum eingestandenen, die ihr noch Träume seid und Wolfendünste: vielleicht aber haltet sich daraus ein Gewitter, das Blitz und Donner führt und mein Verhängniß wird.

Sieh, es wetterleuchtet im Osten. Gut. Ich nehme das Omen an.“

Mit diesen Worten schritt er in sein Haus.

Im Schlafgemach fand er auf dem Cedertisch vor seinem Lager einen verschnürten und mit dem königlichen Siegel gepreßten Brief.

Er schnitt die Schnüre mit dem Dolche auf, schlug die doppelte Wachstafel auseinander und las:

„An Cethegus Cäsarius, den Princeps Senatus,  
Marcus Aurelius Cassiodorius Senator.

Unser Herr und König liegt im Sterben. Seine  
Tochter und Erbin Amalafwintha wünscht dich noch vor  
seinem Ende zu sprechen.

Du sollst das wichtigste Reichsamt übernehmen.  
Eile sogleich nach Ravenna.“

---

## Fünftes Capitel.

---

Athembeklemmend lag bange Stimmung schwer und schwül über dem Königspalast zu Ravenna mit seiner düstern Pracht, mit seiner unwirthlichen Weiträumigkeit.

Die alte Burg der Cäsaren hatte im Lauf der Jahrhunderte schon so manche stilwidrige Veränderung erfahren.

Und seit an die Stelle der Imperatoren der Gothenkönig mit seinem germanischen Hofgesinde getreten war, hatte sie vollends ein wenig harmonisches Aussehen angenommen.

Denn viele Räume, welche eigenthümlichen Sitten des römischen Lebens gedient hatten, standen mit der alten Pracht ihrer Einrichtung unbenuzt und vernachlässigt: Spinnweben zogen sich über die Mosaiken der reichen, aber lang nicht mehr betretenen Badgemächer des Honorius und in dem Toilettenzimmer der Placidia huschten die Eidechsen über das Marmor-Gesimse der Silberspiegel in den Mauern.

Dagegen hatten die Bedürfnisse eines mehr kriegerischen Hofhalts manche Mauer niedergedrückt, um die klei-

nen Gemächer des antiken Hauses zu den weiteren Räumen von Waffenkammern, Trinkhallen, Wachtzimmern auszuweihen.

Und man hatte andererseits durch neue Mauerführungen benachbarte Häuser mit dem Palast verbunden, daraus eine Festung mitten in der Stadt zu schaffen.

Es trieben jetzt in der »piscina maxima«, dem ausgetrockneten Teich, blonde Buben ihre wilden Spiele und in den Marmorkammern der Palästra wieherten die Kasse der gotthischen Wachen.

So hatte der weitläufige Bau das unheimliche Ansehen halb einer kaum noch erhaltenen Ruine, halb eines unvollendeten Neubaus: und die Burg dieses Königs erschien so wie ein Symbol seines römisch-gothischen Reiches, seiner ganzen politischen halbunfertigen, halbverfallenden Schöpfung. —

An dem Tage aber, der Cethegus nach Jahren hier zuerst wieder eintreten sah, lastete ein Gewölk von Spannung, Trauer und Düstre ganz besonders schwer auf diesem Haus: denn seine königliche Seele sollte daraus scheiden. —

Der große Mann, der von hieraus ein Menschenalter lang die Geschichte Europas gelenkt, den Abendland und Morgenland in Liebe und Haß bewunderten, der Heros seines Jahrhunderts, der gewaltige Dietrich von Bern, dessen Namen schon bei seinen Lebzeiten die Sage sich ausschmückend bemächtigt hatte, der große Amalungen König Theoderich sollte sterben.

So hatten es die Aerzte wenn nicht ihm selbst doch

feinen Rätthen verkündet und alsbald war es hinaus gedrungen in die große volkreiche Stadt.

Obwohl man seit lange einen solchen Ausgang der geheimnißvollen Leiden des greisen Fürsten für möglich gehalten, erfüllte doch jetzt die Kunde von dem drohenden Eintritt des verhängnißvollen Schlages alle Herzen mit der höchsten Aufregung.

Die treuen Gothen trauerten und bangten: aber auch bei der römischen Bevölkerung war eine dumpfe Spannung die vorherrschende Empfindung.

Denn hier in Ravenna, in der unmittelbaren Nähe des Königs hatten die Italier die Milde und Hoheit dieses Mannes im Allgemeinen zu bewundern und durch besondere Wohlthaten zu erfahren am häufigsten Gelegenheit gehabt.

Ferner fürchtete man nach dem Tode dieses Königs, der während seiner ganzen Regierung, mit einziger Ausnahme der jüngsten Kämpfe mit dem Kaiser und dem Senat, in welchen Boëthius und Symmachus geblutet, die Italier vor der Gewaltthätigkeit und Rauheit seines Volkes beschützt hatte, unter einem neuen Regiment Härte und Druck von Seite der Gothen zu befahren.

Endlich aber wirkte noch ein Anderes, Höheres: die Persönlichkeit dieses Heldenkönigs war so großartig, so majestätisch gewesen, daß auch diejenigen, welche seinen und seines Reiches Untergang oft herbei gewünscht hatten, doch in dem Augenblick, da nun diese Sonne erlöschen sollte, sich niedriger Schadenfreude nicht hingeben und ernstere Erschütterung nicht erwehren konnten

So war die Stadt schon seit grauendem Morgen — da man zuerst vom Palast Boten nach allen Winden hatte jagen und einzelne Diener in die Häuser der vornehmsten Gothen und Römer hatte eilen sehen — in höchster Erregung.

In den Straßen, auf den Plätzen, in den Bädern standen die Männer paarweise oder in Gruppen beisammen, fragten und theilten sich mit, was sie wußten, suchten eines Vornehmen habhaft zu werden, der vom Palaste herkam und sprachen über die ernstesten Folgen des bevorstehenden Ereignisses.

Weiber und Kinder kauerten neugierig auf den Schwel-  
len der Häuser.

Mit den wachsenden Stunden des Tages strömte sogar schon die Bevölkerung der nächsten Dörfer und Städte, besonders trauernde Gothen, forschend in die Thore Ravenna's.

Die Räte des Königs, voraus der Präfectus Prætorio Cassiodorius, der sich in diesen Tagen um Aufrechthaltung der Ordnung hohes Verdienst erwarb, hatten solche Aufregung vorausgesehen, vielleicht Schlimmeres erwartet.

Seit Mitternacht waren alle Zugänge zum Palast geschlossen und mit gothischen Wachen besetzt. Auf dem Forum des Honorius, vor der Fronte des Gebäudes, war ein Zug Reiter aufgestellt. Auf den breiten Marmorstufen, welche zu der stolzen Säulenreihe des Hauptportals hinaufführte, waren starke Massen gothischen Fußvolks, mit Schild und Speer, in malerischen Gruppen gelagert.

Nur hier konnte man, nach Cassiodors Befehl, Eintritt in den Palaſt erlangen und nur die beiden Anführer des Fußvolks, der Römer Cyprian und der Gothe Witichis, durften die Erlaubniß dazu ertheilen.

Erſterer war es, der Cethegus einließ.

Wie dieſer den alt bekannten Weg zum Gemach des Königs verfolgte, fand er in den Hallen und Gängen der Burg die Gothen und Italier, welchen ihr Rang und Anſehen Zutritt erwarben, in ungleichen Gruppen vertheilt.

Schweigend und traurig ſtanden in der ſonſt ſo lauten Trinkhalle die jungen Tauſendführer und Hundertführer der Gothen beiſammen oder flüſterten einzelne beſorgte Fragen, während hie und da ein älterer Mann, ein Waffengefährte des ſterbenden Helden, in einer Niſche der Bogenfenſter lehnte, ſeinen lauten Schmerz zu verbergen; in der Mitte des Saals ſtand, laut weinend, das Haupt an einen Pfeiler drückend, ein reicher Kaufmann von Ravenna: der König, der jetzt ſcheiden ſollte, hatte ihm eine Verſchwörung verziehen und ſeine Waarenhallen vor der Plünderung durch die ergrimmtten Gothen gerettet.

Mit einem kalten Blick der Veringschätzung ſchritt Cethegus an dem Allen vorüber.

Er ging weiter.

In dem nächſten Gemach, dem zum Empfang fremder Geſandten beſtimmten Saal, fand er eine Anzahl von vornehmen Gothen, Herzogen, Grafen und Edeln beiſammen, welche offenbar Berathung hielten über den

Thronwechsel und den drohenden Umschwung aller Verhältnisse.

Da waren die tapferen Herzoge Thulun von Provincia, der die Stadt Arles heldenmüthig gegen die Franken vertheidigt hatte, Ibba von Liguria, der Eroberer von Spanien, Piſa von Dalmatia, der Besieger der Bulgaren und Gepiden, gewaltige, trotzig Herr, stolz auf ihren alten Adel, der dem Königshaus der Amaler wenig nachgab — denn sie waren aus dem Geschlecht der Balthen, das bei den Westgothen durch Marich die Krone gewonnen hatte —, und auf ihre kriegerischen Verdienste, welche das Reich beschirmt und erweitert.

Auch Hildebad und Teja standen bei ihnen.

Es waren die Führer der Partei, die längst eine härtere Behandlung der Italier, welche sie haßten und scheuten zugleich, begehrt und nur widerstrebend dem milden Sinn des Königs sich gefügt hatten.

Wilde Blicke des Hasses schossen aus ihrer Mitte auf den vornehmen Römer, der da Zeuge der Sterbestunde des großen Gothenhelden sein wollte.

Kuhig schritt Cethegus an ihnen vorüber und hob den schweren Wollvorhang auf, der den nächsten Raum abschied, das Vorzimmer des Krankengemaches.

Eintretend begrüßte er mit tiefer Verbeugung des Hauptes eine hohe königliche Frau, welche, in schwarze Trauerschleier gehüllt, ernst und schweigend, aber in fester Fassung und ohne Thränen vor einem mit Urkunden bedeckten Marmortische stand: das war Amalawintha, die ver Wittwete Tochter Theoderich's.



Eine Frau in der Mitte der Dreißiger war sie noch von außerordentlicher, wenn auch kalter Schönheit.

Sie trug das reiche dunkle Haar nach griechischer Weise geschaitelt und gewellt. Die hohe Stirn, das große, runde Auge, die geradlinige Nase, der Stolz ihrer fast männlichen Züge und die Majestät ihrer vollen Gestalt verliehen ihr imposante Würde und in dem ganz nach hellenischem Stil gefalteten Trauergewand glich sie in der That einer von ihrem Postament herunter geschnittenen Juno des Polyklet.

An ihrem Arme hing mehr gestützt als stützend ein Knabe oder Jüngling von etwa siebzehn Jahren, Athalarich, ihr Sohn, des Gothenreiches Erbe.

Er glich nicht der Mutter, sondern hatte die Natur seines unglücklichen Vaters Eutharich, den eine zehrende Krankheit des Herzens in der Blüthe seiner Jahre in das Grab gezogen hatte.

Mit Sorge sah deshalb Amalafwintha ihren Sohn in Allem ein Ebenbild des Vaters werden und es war kaum mehr ein Geheimniß am Hofe von Ravenna, daß alle Spuren jener Krankheit sich schon in dem Knaben zeigten.

Athalarich war schön wie alle Glieder dieses von den Göttern stammenden Hauses.

Starke schwarze Brauen, lange Wimpern beschatteten ein schönes, dunkles Auge, das aber bald wie in unbestimmten Träumen zerfloß, bald in geisterhaftem Glanz aufblitzte. Dunkelbraune wirre Locken hingen in die bleichen Schläfe, in denen bei lebhafter Erregung die

feinen blauen Adern krampfhaft zuckten. Der edeln Stirn hatte physischer Schmerz oder schwere Resignation tiefe Furchen eingezeichnet, befremdlich auf diesem jugendlichen Antlitz. Rasch wechselten Marmorblässe und heißes Roth auf den durchsichtigen Wangen. Die hoch aufgeschossne aber geknickte Gestalt schien meistens wie müde in ihren Fugen zu hangen und schoß nur manchmal mit erschreckender Raschheit in die Höhe.

Er sah den eintretenden Cethegus nicht, denn er hatte, an der Mutter Brust gelehnt, den griechischen Mantel klagend um das junge Haupt geschlagen, welches bald eine schwere Krone tragen sollte. —

Fern von diesen beiden an dem offenen Bogen des Gemaches, welcher den Blick auf die von den Gothenkriegern besetzten Marmorstufen gewährte, stand, in träumerisches Sinnen verloren, ein Weib — oder war es eine Jungfrau? — von überraschender, blendender Schönheit, das war Matafwintha, Athalarich's Schwester.

Sie glich der Mutter an Adel und Höhe der Gestalt, aber ihre schärferen Züge hatten ein feuriges leidenschaftliches Leben, welches sich nur wenig unter angenommener Kälte barg.

Ihre Gestalt, ein reizvolles Ebenmaß von blühender Fülle und feiner Schlantheit, mahnte an jene bezwungne Artemis in den Armen des Endymion in der Gruppe des Agesander, welche, nach der Sage, der Rath von Rhodos hatte aus der Stadt verbannen müssen, weil diese marmorne höchste Einheit schönster Jungfräulichkeit und schön-

ster Sinnlichkeit die Jünglinge des Eilands zu Wahnsinn und Selbstmord getrieben hatte.

Der Zauber höchster reifer Mädchenschönheit zitterte über diesem Wesen.

Ihr reichwallendes Haar war dunkelroth mit einem schillernden Metallglanz und von so außerordentlicher Wirkung, daß er der Fürstin, selbst bei diesem durch die prächtigen Goldlocken seiner Weiber berühmten Volk, den Namen „Schönhaar“ verschafft hatte. Ihre Augenbrauen aber und die langen Wimpern waren glänzend schwarz und hoben die blendend weiße Stirn, die alabasternen Wangen leuchtend hervor. Die fein gebogene Nase mit den zartgeschnittnen manchmal leise zuckenden Flügeln senkte sich auf einen üppig schwellenden Mund. Aber das Auffallendste an dieser auffallenden Schönheit war das graue Auge, nicht so fast durch die ziemlich unbestimmte Farbe, wie durch den wunderbaren Ausdruck, mit dem es, meist in träumerisches Sinnen verloren, manchmal in versengender Leidenschaft aufleuchten konnte.

In der That, wie sie da an dem Fenster lehnte, in der halb hellenischen, halb gothischen von ihrer Phantasie erfinderisch combinirten Tracht, den weißen hoch gewölbten Arm um die dunkle Porphyrsäule geschlungen und hinaus träumend in die Abendluft, glich ihre verführerische Schönheit jenen unwiderstehlichen Waldfrauen oder Wellenmädchen, deren allverstrickende Liebesgewalt von jeher die germanische Sage gefeiert hat.

Und so groß war die Macht dieser Schönheit, daß

selbst die ausgebrannte Brust des Cethegus, der die Fürstin längst kannte, bei seinem Eintritt von neuem Staunen berührt wurde. —

Doch wurde er sogleich in Anspruch genommen von dem Letzten der im Gemach Anwesenden, von Cassiodor, dem gelehrten und treuen Minister des Königs, dem ersten Vertreter jener wohlwollenden aber hoffnungslosen Versöhnungspolitik, welche seit einem Menschenalter im Gothenreich geübt wurde.

Der alte Mann, dessen ehrwürdige und milde Züge der Schmerz um den Verlust seines königlichen Freundes nicht weniger bewegte als die Sorge um die Zukunft des Reiches, stand auf und ging mit schwankenden Schritten dem Eintretenden entgegen, der sich ehrfurchtvoll verneigte.

In Thränen schwimmend ruhte das Auge des Greises auf ihm, endlich sank er seufzend an die kalte Brust des Cethegus, der ihn für diese Weichheit verachtete.

„Welch ein Tag!“ klagte er.

„Ein verhängnißvoller Tag,“ sprach Cethegus ernst; „er fordert Kraft und Fassung.“

„Recht sprichst du, Patricius, und wie ein Römer,“ — sagte die Fürstin, sich von Athalarich losmachend, — „sei gegrüßt.“

Sie reichte ihm die Hand, die nicht bebte, ihr Auge war klar.

„Die Schülerin der Stoa bewährt an diesem Tage die Weisheit Zeno's und die eigne Kraft,“ sprach Cethegus.

„Sagt lieber, die Gnade Gottes kräftigt ihre Seele wunderbar,“ verbesserte Cassiodor.

„Patricius,“ begann Amalafwintha, „der Präfectus Präterio hat dich mir vorgeschlagen zu einem wichtigen Geschäft. Sein Wort würde genügen, auch wenn ich dich nicht längst schon kannte. Du bist derselbe Cethegus, der die ersten beiden Gesänge der Aeneis in griechische Hexameter übertragen hat!“

»Infandum renovare jubes, regina, dolorem. Eine Jugendsünde, Königin,“ lächelte Cethegus. Ich habe alle Abschriften aufgekauft und verbrannt an dem Tage, da die Uebersetzung Tullia's erschien.“

Tullia war das Pseudonym Amalafwintha's: Cethegus wußte das: aber die Fürstin hatte von dieser seiner Kenntniß keine Ahnung. Sie war in ihrer schwächsten Stelle geschmeichelt und fuhr fort:

„Du weißt, wie es hier steht. Die Athemzüge meines Vaters sind gezählt: nach dem Ausspruch der Aerzte kann er, obwohl noch rüstig und stark, jeden Augenblick todt zusammen brechen. Athalarich hier ist der Erbe seiner Krone. Ich aber führe an seiner Statt die Regentschaft und über ihn die Munterschaft bis er zu seinen Tagen gekommen.“

„So ist der Wille des Königs, und Gothen und Römer haben dieser Weisheit längst schon zugestimmt,“ sagte Cethegus.

„So thaten sie. Aber die Menge ist wandelbar. Die rohen Männer verachten die Herrschaft eines Weibes“ — und sie zog bei diesem Gedanken die Stirn in zornige Falten.

„Es widerskreet immerhin dem Staatsrecht der Gothen wie der Römer, begütigte Cassiodor, es ist ganz neu, daß ein Weib“ —

„Die undankbaren Rebellen!“ murmelte Cethegus gleichsam für sich.

„Wie man darüber denken mag,“ fuhr die Fürstin fort, „es ist so. Gleichwohl baue ich auf die Treue der Barbaren im Ganzen, mögen auch Einzelne aus dem Adel Gelüste nach der Krone tragen. Auch von den Italiern hier in Ravenna, wie in den meisten Städten, fürchte ich nichts. Aber ich fürchte — Rom und die Römer.“

Cethegus horchte hoch auf: sein ganzes Wesen war in plötzlicher Erregung: aber sein Antlitz blieb eifig kalt.

„Rom wird sich niemals an die Herrschaft der Gothen gewöhnen, es wird uns ewig widerstreben — wie könnte es anders!“ setzte sie feufzend hinzu. Es war als ob die Tochter Theoderichs eine römische Seele hätte.

„Wir fürchten deßhalb — ergänzte Cassiodor, — daß auf die Kunde von der Erledigung des Throns zu Rom eine Bewegung gegen die Regentin ausbrechen könnte, sei es für Anschluß an Byzanz, sei es für Erhebung eines eignen Kaisers des Abendlandes.“

Cethegus schlug, wie nachsinnend, die Augen nieder. —

„Darum,“ fiel die Fürstin rasch ein, „muß, schon ehe jene Kunde zu Rom eintrifft, Alles geschehen sein. Ein entschlossener, mir treu ergebener Mann muß die Besatzung für mich — ich meine für meinen Sohn — vertheidigen, die wichtigsten Thore und Plätze besetzen, Senat

und Adel einschüchtern, das Volk für mich gewinnen und meine Herrschaft unerschütterlich aufrichten, ehe sie noch bedroht ist.

Und für dies Geschäft hat Cassiodor — dich vorgeschlagen. Sprich, willst du es übernehmen?"

Bei diesen Worten war der goldne Griffel aus ihrer Hand zur Erde gefallen.

Cethegus bückte sich, ihn aufzuheben.

Er hatte nur diesen einen Augenblick für die hundert Gedanken, welche bei diesem Antrag sich in seinem Kopfe kreuzten.

War die Verschwörung in den Katakomben, war vielleicht er selbst verrathen?

Lag hier eine Schlinge des schlauen und herrschsüchtigen Weibes?

Oder waren die Thoren wirklich so blind, gerade ihm dies Amt aufzudringen? Und wenn dem so war, was sollte er thun?

Sollte er den Moment benutzen, sogleich loszuschlagen, Rom zu gewinnen? Und für wen? für Byzanz? oder für einen Kaiser im Abendlande? Und wer sollte das werden?

Oder waren die Dinge noch nicht reif?

Sollte er für diesmal, aus Treulosigkeit, Treue üben?

Für all' diese und manche andere Zweifel und Fragen hatte er, sie zu stellen und zu lösen, nur den einen Moment, da er sich bückte: sein rascher Geist brauchte nicht mehr: er hatte im Rücken das arglos vertrauende

Gesicht Cassiodors gesehen und entschlossen sprach er, den Griffel überreichend: „Königin, ich übernehme das Geschäft.“

„Das ist gut,“ sagte die Fürstin. Cassiodor drückte seine Hand.

„Wenn Cassiodor,“ fuhr Cethegus fort, „mich zu diesem Amte vorgeschlagen, so hat er wieder einmal seine tiefe Menschenkenntniß bewährt. Er hat durch meine Schale auf meinen Kern gesehen.“

„Wie meinst du das?“ fragte Amalafwintha.

„Königin, der Schein konnte ihn trügen. Ich gestehe, daß ich die Barbaren — verzeihe — die Gothen nicht gern in Italien herrschen sehe.“

„Dieser Freimuth ehrt dich und ich verzeih' es dem Römer.“

„Dazu kommt, daß ich seit Jahrzehnten dem Staat, dem öffentlichen Leben keine Theilnahme mehr zuwandte. Nach vielen Leidenschaften leb' ich ohne alle Leidenschaft nur einer spielenden Muse und leichten Gelehrsamkeit, unbekümmert um die Sorgen der Könige, auf meinen Willen.“

»Beatus ille qui procul negotiis« citirte seufzend die gelehrte Frau.

„Aber eben weil ich die Wissenschaft verehere, weil ich, ein Schüler Platons, will, daß die Weisen herrschen sollen, deshalb wünsche ich, daß eine Königin mein Vaterland regiere, welche nur der Geburt nach Gothin, der Seele nach eine Griechin, der Tugend nach eine Römerin ist.“



Ihr zu Liebe will ich meine Muße den verhassten Geschäften opfern.

Aber nur unter der Bedingung, daß dies mein letztes Staatsamt sei.

Ich übernehme deinen Auftrag und stehe dir für Rom mit meinem Kopf."

„Gut, hier findest du die Vollmachten, die Documente, deren Du bedarfst.“

Cethegus durchflog die Urkunden. „Dies ist das Manifest des jungen Königs an die Römer, mit deiner Unterschrift. Seine Unterschrift fehlt noch.“

Amalafwintha tauchte die goldene Rohrfeder in das Gefäß mit Purpurtinte, deren sich die Amaler, wie die römischen Imperatoren bedienten: „Komm, schreibe deinen Namen, mein Sohn.“

Athalarich hatte während der ganzen Verhandlung stehend und mit beiden Armen vorgebeugt auf den Tisch gestützt, Cethegus scharf beobachtet.

Jetzt richtete er sich auf: er war gewohnt, in seinen Formen die Rechte eines Kronprinzen und eines Kranken zu gebrauchen:

„Nein,“ sagte er heftig, „ich schreibe nicht. Nicht bloß, weil ich diesem kalten Römer nicht traue — nein, ich traue dir gar nicht, du stolzer Mann — es ist empörend, daß ihr, während mein hoher Großvater noch athmet, schon an seiner Krone herum tappt, ihr Zwerge nach der Krone des Riesen. Schämt euch eurer Fühllosigkeit. Hinter jenen Vorhängen stirbt der größte Held

des Jahrhunderts — und ihr denkt nur an die Theilung seiner Königsgewänder.“

Er wandte ihnen den Rücken und schritt langsam nach dem Fenster zu, wo er den Arm um seine schöne Schwester schlang und ihr schimmervolles glänzendes Haar streichelte.

Lange stand er so, sie achtete seiner nicht.

Plötzlich fuhr sie auf aus ihrem Sinnen: „Athalarich,“ flüsterte sie, hastig seinen Arm fassend und hinausdeutend auf die Marmorstufen, „wer ist der Mann dort? im blauen Stahlhelm, der eben um die Säule biegt? Sprich, wer ist es?“

„Laß sehn,“ sagte der Jüngling sich vorbeugend, „der dort? ei, das ist Graf Witichis, der Besieger der Gepiden, ein wahrer Held.“

Und er erzählte ihr von den Thaten und Triumphen des Grafen im letzten Kriege.

Indessen hatte Cethegus die Fürstin und den Minister fragend angesehen.

„Laß ihn!“ seufzte Amalafwintha. „Wenn er nicht will, zwingt ihn keine Macht der Erde.“

Weiteres Fragen des Cethegus ward abgeschnitten, indem sich der dreifache Vorhang aufthat, welcher das Schlafgemach des Königs von allem Geräusch des Vorzimmers schied.

Es war Elpidios, der griechische Arzt, welcher, die schweren Falten aufhebend, berichtete, der Kranke, eben aus langem Schlummer erwacht, habe ihn fort geschickt, um mit dem alten Hildebrand allein zu sein, welcher nie von seiner Seite wich.

## Sechstes Capitel.

---

Das Schlafgemach Theoderichs, schon von den Kaisern zu gleichem Zweck benützt, zeigte die düstre Pracht des spätem römischen Stils.

Die überladenen Reliefs an den Wänden, die Goldornamentik der Decke schilderte noch Siege und Triumphzüge der römischen Consuln und Imperatoren: heidnische Götter und Göttinnen schwebten stolz darüber hin: überall in der Architektur und Decoration waltete drückender Prunk.

Dazu bildete einen merkwürdigen Gegensatz das Lager des Gothenkönigs in seiner schlichten Einfachheit.

Raum einen Fuß vom Marmorboden erhob sich das ovale Gestell von rohem Eichenholz, welches wenige Decken füllten. Nur der köstliche Purpurteppich, welcher die Füße verhüllte, und das Löwenfell mit goldnen Tagen, ein Geschenk des Vandalenkönigs aus Afrika, das vor dem Bette lag, bekundete die Königshoheit des Kranken. Alles Geräth, das sonst das Gemach erfüllt, war prunklos, schlicht, fast barbarisch schwer.

An einer Säule im Hintergrund hing der ehrene

Schild und das breite Schwert des Königs, seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht.

Am Kopfende des Lagers stand, gebeugten Hauptes, sorglich der alte Waffenmeister die Züge des Kranken prüfend: dieser, auf den linken Arm gestützt, kehrte ihm das gewaltige, das majestätische Antlitz zu.

Sein Haar war spärlich und an den Schläfen abgerieben durch den langjährigen Druck des schweren Helmes, aber noch glänzend hellbraun, ohne irgend graue oder weiße Spuren. Die mächtige Stirn, die blitzenden Augen, die stark gebogene Nase, die tiefen Furchen der Wangen sprachen von großen Aufgaben und von großer Kraft, sie zu lösen und machten den Eindruck des Gesichts königlich und hehr; aber die wohlwollende Weichheit des Mundes befundete, trotz dem grimmen und leise ergraunden Bart, jene Milde und friedliche Weisheit, mit welcher der König ein Menschenalter lang für Italien eine goldne Zeit zurückgeführt und sein Reich zu einer Blüthe erhoben hatte, welche damals schon Sprichwort und Sage feierten.

Lang ließ er mit Huld und Liebe das goldbraune Adlerauge auf dem riesigen Krankenwart ruhen.

Dann reichte er ihm die magre, aber nervige Rechte. „Alter Freund,“ sagte er, „nun wollen wir Abschied nehmen.“

Der Greis sank in die Knie und drückte die Hand des Königs an die breite Brust.

„Komme, Alter, steh' auf: muß ich dich trösten?“

Aber Hildebrand blieb auf den Knien und erhob nur das Haupt, daß er dem König in's Auge sehen

konnte. „Sieh,“ sprach dieser, „ich weiß, daß du, Hildungs Sohn, von deinen Ahnen, von deinem Vater her tiefere Geheimkunde hast von der Menschen Siechthum und Heilung, als alle diese griechischen Aerzte und lydischen Salbenkrämer.“

Und vor Allem: du hast mehr Wahrhaftigkeit.

Darum frage ich dich, du sollst mir redlich bestätigen, was ich selbst fühle: sprich, ich muß sterben? heute noch? noch vor Nacht?“

Und er sah ihn an mit einem Auge, das nicht zu täuschen war.

Aber der Alte wollte gar nicht täuschen, er hatte jetzt keine zähe Kraft wieder.

„Ja, Gothen-König, Amalungen Erbe, du mußt sterben,“ sagte er: „die Hand des Todes hat über dein Antlitz gestrichen. Du wirst die Sonne nicht mehr sinken sehen.“

„Es ist gut,“ sagte Theoderich, ohne mit der Wimper zu zucken. „Siehst du, der Grieche, den ich fortgeschickt, hat mir noch von ganzen Tag vorgelogen.“

Und ich brauche doch meine Zeit.“

„Willst du wieder die Priester rufen lassen?“ fragte Hildebrand, nicht mit Liebe.

„Nein, ich konnte sie nicht brauchen. Und ich brauche sie nicht mehr!“

„Der Schlaf hat dich sehr gestärkt und den Schleier von deiner Seele genommen, welcher sie so lang verdunkelt. Heil dir, Theoderich, Theodemers Sohn, du wirst sterben wie ein Helden-König.“

„Ich weiß,“ lächelte dieser, „die Priester waren dir nicht genehm an diesem Lager. Du hast Recht. Sie konnten mir nicht helfen.“

„Nun aber, — wer hat dir geholfen?“

„Gott und ich selbst. Höre.

Und diese Worte sollen unser Abschied sein! Mein Dank für deine Treue von fünfzig Jahren sei es, daß ich dir allein, nicht meiner Tochter, nicht Cassiodor, es vertraue, was mich gequält hat. Sprich: was sagt man im Volk, was glaubst du, daß jene Schwermuth war, welche mich plötzlich befallen und in dieses Siedethum gestürzt hat?“

„Die Wälschen sagen: Neue über den Tod des Boëthius und Symmachus.“

„Hast du das geglaubt?“

„Nein, ich mochte nicht glauben, daß dich das Blut der Verräther bekümmern kann.“

„Du hast wohlgethan. Sie waren vielleicht nicht des Todes schuldig: nach dem Gesetz, nach ihren Thaten. Und Boëthius habe ich sehr geliebt.

Aber sie waren tausendfach Verräther! Verräther in ihren Gedanken, Verräther an meinem Vertrauen, an meinem Herzen. Ich habe sie, die Römer, höher gehalten als die Besten meines Volkes. Und sie haben, zum Dank, meine Krone dem Kaiser gewünscht, dem Byzantiner Schmeichelbriefe geschrieben: sie haben einen Justin und einen Justinian der Freundschaft des Theoderich vorgezogen —: mich reut der Undankbaren nicht.

Ich verachte sie. Rathe weiter! Du, was hast du geglaubt?"

„König: dein Erbe ist ein Kind und du hast ringsum Feinde.“

Der Kranke zog die kühnen Brauen zusammen:

„Du triffst näher an's Ziel. Ich habe stets gewußt, was meines Reiches Schwäche. In bangen Nächten hab' ich geseufzt um seine innere Krankheit, wenn ich am Abend beim Gastgelag den fremden Gesandten den Stolz höchster Zuversicht gezeigt hatte. Alter, Du hast, ich weiß, mich für allzu sicher gehalten. Aber mich durfte Niemand beben sehen. Nicht Freund noch Feind. Sonst bebte mein Thron. Ich habe geseufzt, wenn ich einsam war und meine Sorge allein getragen.“

„Du bist die Weisheit, mein König, und ich war ein Thor!“ rief der Alte.

„Sieh,“ fuhr der König fort, — mit der Hand über die des Alten streichend —, „ich weiß Alles, was dir nicht recht an mir gewesen. Auch deinen blinden Haß gegen diese Wälschen kenne ich. Glaube mir, er ist blind. Wie vielleicht meine Liebe zu ihnen war.“

Hier seufzte er und hielt inne.

„Was quälst du dich.“

„Nein, laß mich vollenden. Ich weiß es, mein Reich, das Werk meines ruhmvollen, mühevollen Lebens kann fallen, leicht fallen. Und vielleicht durch Schuld meiner Großmuth gegen diese Römer. Sei es darum! Kein Menschenbau ist ewig und die Schuld zu edler Güte — ich will sie tragen.“

„Mein großer König!“

„Aber, Hildebrand, in einer Nacht, da ich so wachte, sorgte und seufzte über den Gefahren meines Reiches, — da stieg mir vor der Seele auf das Bild einer andern Schuld! Nicht der Güte, nein der Ruhmsucht, der blutigen Gewalt. Und wehe, wehe mir, wenn das Volk der Gothen sollte untergehn zur Strafe für Theoderichs Frevel! — Sein, sein Bild tauchte mir empor!“

Der Kranke sprach nun mit Anstrengung und suchte einen Augenblick.

„Wessen Bild? Wen meinst du?“ fragte der Alte leise, sich vorbeugend.

„Odoakar!“ flüsterte der König.

Hildebrand senkte das Haupt.

Ein banges Schweigen unterbrach endlich Theoderich: „Ja, Alter, diese Rechte, — du weißt es, — hat den gewaltigen Helden durchstoßen, beim Mahl, meinen Gast. Heiß spritzte sein Blut mir ins Gesicht und ein Haß ohne Ende sprühte auf mich aus seinem brechenden Auge. Vor wenigen Monden, in jener Nacht, stieg sein blutiges, bleiches, zürnendes Bild wie eines Rachegottes vor mir auf. Fiebernd suchte mein Herz zusammen. Und furchtbar sprach's in mir: um dieser Blutthat willen wird dein Reich zerfallen und dein Volk vergehn.“

Nach einer neuen Pause begann diesmal Hildebrand, trotzig aufblickend:

„König, was quälst du dich wie ein Weib? Hast du nicht Hunderte erschlagen mit eigener Hand und dein Volk Tausende auf dein Gebot? Sind wir nicht von den



Bergen in dies Land herabgestiegen in mehr als dreißig Schlachten, im Blute wadend knöcheltief? Was ist dagegen das Blut des Einen Mannes! Und denk': wie es stand. Vier Jahre hatte er dir widerstanden wie der Auerstier dem Bären. Zweimal hatte er dich und dein Volk hart an den Rand des Verderbens gedrängt. Hunger, Schwert und Seuche rafften deine Gothen dahin. Endlich, endlich fiel das trotziges Ravenna; ausgehungert, durch Vertrag. Bezwungen lag der Todfeind dir zu Füßen. Da kommt dir Warnung, er sinnt Verrath, er will noch einmal den gräßlichen Kampf aufnehmen, er will zur Nacht desselben Tages dich und die deinen überfallen. Was solltest du thun? Ihn offen zu Rede stellen? War er schuldig, so konnte das nicht retten. Kühn kamst du ihm zuvor und thatst ihm Abends was er dir Nachts gethan hätte. Und wie hast du deinen Sieg benützt! Die Eine That hat all' dein Volk gerettet, hat einen neuen Kampf der Verzweiflung erspart. Du hast all' die Seinen begnadigt, hast Gothen und Wälsche dreißig Jahre leben lassen wie im Himmelreich. Und nun willst du um jene That dich quälen? Zwei Völker danken sie dir in Ewigkeit. Ich — ich hätt' ihn siebenmal erschlagen."

Der Alte hielt inne, sein Auge blitzte, er sah wie ein zorniger Riese. Aber der König schüttelte das Haupt.

„Das ist nichts, alter Necke, alles Nichts! Hundertmal hab' ich mir dasselbe gesagt, und verlockender, feiner als deine Wildheit es vermag. Das hilft All' nichts. Er war ein Held, — der Einzige meines Gleichen! — Und

ich hab ihn ermordet, ohne Beweis seiner Schuld. Aus Argwohn, aus Eifersucht, ja — es muß gesagt sein, aus Furcht, — aus Furcht, noch einmal mit ihm ringen zu sollen. Das war und ist und bleibt ein Frevel. — Und ich fand keine Ruhe hinter Ausreden. Düstere Schwermuth fiel auf mich. Seine Gestalt verfolgte mich seit jener Nacht unaufhörlich. Beim Schmaus und im Rath, auf der Jagd, in der Kirche, im Wachen und im Schlafen. Da schickte mir Cassiodor die Bischöfe, die Priester. Sie konnten mir nicht helfen. Sie hörten meine Beichte, sahen meine Reue, meinen Glauben, und vergaben mir alle Sünden. Aber Friede kam nicht über mich und ob sie mir verziehen, — ich konnte mir nicht verzeihen. Ich weiß nicht, ist es der alte Sinn meiner heidnischen Ahnen — aber ich kann mich nicht hinter dem Kreuz verstecken vor dem Schatten des Ermordeten. Ich kann mich nicht gelöst glauben von meiner blutigen That durch das Blut eines unschuldigen Gottes, der am Kreuze gestorben.“ — —

Freude leuchtete über das Antlitz Hildebrands:

„Du weißt,“ raunte er ihm zu, „ich habe niemals diesen Kreuzpriestern glauben können. Sprich, o sprich, glaubst auch du noch an Thor und Odhin? Haben sie dir geholfen?“

Der König schüttelte lächelnd das Haupt:

„Nein, du alter, unverbesserlicher Heide. Dein Walhall ist nichts für mich. Höre, wie mir geholfen ward. Ich schickte gestern die Bischöfe fort und kehrte tief in mich selber ein. Und dachte und flehte und rang

zu Gott. Und ich ward ruhiger. Und sieh, in der Nacht kam über mich tiefer Schlummer, wie ich ihn seit langen Monden nicht mehr gekannt.

Und als ich erwachte, da schauerte kein Fieber der Qual mehr in meinen Gliedern. Ruhig war ich und klar. Und dachte dieses: „Ich habe es gethan und keine Gnade, kein Wunder Gottes macht es ungeschehen. Wohl an, er strafe mich. Und wenn er der zornige Gott des Moses, so räche er sich und strafe mit mir mein ganzes Haus bis ins siebente Glied. Ich weihe mich und mein Geschlecht der Rache des Herrn. Er mag uns verderben: er ist gerecht. Aber weil er gerecht ist, kann er nicht strafen dieses edle Volk der Gothen um fremde Schuld. Er kann es nicht verderben um des Frevels seines Königs willen. Nein, das wird er nicht. Und muß dies Volk einst untergehen, — ich fühl' es klar, dann ist es nicht um meine That. Für diese weih' ich mich und mein Haus der Rache des Herrn. Und so kam Friede über mich und muthig mag ich sterben.“

Er schwieg. Hildebrand aber neigte das Haupt und küßte die Rechte, welche Odovakar erschlagen hatte. —

„Das war mein Abschied an dich. Und mein Vermächtniß, mein Dank für ein ganzes Leben der Treue. — Jetzt laß uns den Rest der Zeit noch diesem Volk der Gothen zuwenden. Komm, hilf mir aufstehen, ich kann nicht in den Rissen sterben. Dort hangen meine Waffen. Sieh sie mir! — Keine Widerrede —! Ich will. Und ich kann.“

Hildebrand mußte gehorchen: rüstig erhob sich mit

seiner Hülfe der Kranke von dem Lager, schlug einen weiten Purpurmantel um die Schultern, gürtete sich mit dem Schwert, setzte den niedern Helm mit der Backenkrone auf das Haupt und stützte sich auf den Schaft der schweren Lanze, den Rücken gegen die breite dorische Mittelsäule des Gemaches gelehnt.

„So, jetzt rufe meine Tochter. Und Cassiodor. Und wer sonst da draußen.“

## Siebentes Capitel.

So stand er ruhig, während der Alte die Vorhänge an der Thür zu beiden Seiten zurück schlug, sodaß Schlafzimmer und Vorhalle nunmehr Einen ungeschiedenen Raum bildeten. Alle draußen Versammelten — es hatten sich inzwischen noch mehrere Römer und Gothen eingefunden — näherten sich mit Staunen und ehrfürchtigem Schweigen dem König.

„Meine Tochter,“ sprach dieser, „sind die Briefe aufgesetzt, welche meinen Tod und meines Enkels Thronfolge nach Byzanz berichten sollen?“

„Hier sind sie,“ sprach Amalafwintha.

Der König durchflog die Papyros-Rollen.

„An Kaiser Justinus. Ein zweiter: an seinen Neffen Justinianus. Freilich, der wird bald die Krone tragen und ist schon jetzt der Herr seines Herrn! Cassiodor hat sie verfaßt — ich sehe es an den schönen Gleichnissen. Aber halt“ — und die hohe klare Stirn verdüsterte sich — „eurem kaiserlichen Schutze meine Jugend empfehlend. Schutze? Das ist des Guten zu viel. Wehe, wenn ihr auf Schutz von Byzanz gewiesen seid. Freundschaft mich empfehlend

ist genug von dem Enkel Theoderichs.“ Und er gab die Briefe zurück. „Und hier ein drittes Schreiben nach Byzanz? An wen? An Theodora, die edle Gattin Justinians? Wie! an die Tänzerin vom Circus? Des Löwenwärters schamlose Tochter?“

Und sein Auge funkelte.

„Sie ist von größtem Einfluß auf ihren Gemahl,“ wandte Cassiodor ein.

„Nein, meine Tochter schreibt an keine Dirne, die aller Weiber Ehre besudelt hat.“

Und er zerriß die Papyrus-Rolle und schritt über die Stücke zu den Gothen im Mittelgrund der Halle. „Witichis, tapferer Mann, was wird dein Amt sein nach meinem Tod?“

„Ich werde unser Fußvolt mustern zu Tridentum.“

„Kein Besserer könnte das. Du hast noch immer nicht den Wunsch gethan, den ich dir damals freigestellt nach der Gepidenschlacht. Hast du noch immer nichts zu wünschen?“

„Doch, mein König.“

„Endlich! Das freut mich, — sprich.“

„Heute soll ein armer Kerkerwart, weil er sich weigerte, einen Angeklagten zu foltern und nach dem Victor schlug, selbst gefoltert werden. Herr König, gieb den Mann frei: das Foltern ist schändlich und —“

„Der Kerkerwart ist frei und von Stund an wird die Folter nicht mehr gebraucht im Reich der Gothen. Sorg dafür, Cassiodorus. Wackerer Witichis, gieb mir die Hand. Auf daß Alle wissen, wie ich dich ehre,

schenk' ich dir Wallada, mein lichtbraun Edel-Roß, zum Gedächtniß dieser Scheidestunde. Und kommst du je auf seinem Rücken in Gefahr, oder" — hier sprach er ganz leise zu ihm — „will es versagen, flüstre dem Roß meinen Namen ins Ohr. — Wer wird Neapolis hüten? Der Herzog Thulun war zu rauh. — Das fröhliche Volk dort unten muß durch fröhliche Mienen gewonnen werden.“

„Der junge Totila wird dort die Hasenwache übernehmen,“ sprach Cassiodor.

„Totila! Ein sonniger Knabe! Ein Siegfried, ein Götterlieblich! Ihm können die Herzen nicht widerstehen. Aber freilich! Die Herzen dieser Wälschen!“ Er seufzte und fuhr fort: „Wer versichert uns Rom und des Senats?“

„Cethegus Cäsarius,“ sagte Cassiodor mit einer Handbewegung, „dieser edle Römer.“

„Cethegus? Ich kenne ihn wohl. Sieh' mich an, Cethegus.“

Ungern erhob der Angeredete die Augen, die er vor dem großen Blick des Königs rasch niedergeschlagen. Doch hielt er jetzt das Adlerauge, das seine Seele durchdrang, ruhig aus, mit dem Aufgebot aller Kraft.

„Es war krank, Cethegus, daß ein Mann von deiner Art sich so lang vom Staat fern gehalten. Und von uns. Oder es war gefährlich. Vielleicht ist es noch gefährlicher, daß du dich — jetzt — dem Staat zuwendest.“

„Nicht mein Wunsch, o König.“

„Ich büрге für ihn,“ rief Cassiodor.

„Still, Freund! Auf Erden mag Keiner für den Andern bürgen! — Raum für sich selbst! — Aber,“ fuhr er forschenden Blickes fort, „an die Griechlein wird dieser stolze Kopf — dieser Cäsarenkopf — Italien nicht verrathen.“

Noch einen scharfen Blick aus den goldnen Adleraugen mußte Cethegus tragen. Dann ergriff der König plötzlich den Arm des nur mit Mühe noch fest in sich geschlossenen Mannes und flüsterte ihm zu:

„Höre, was ich dir warnend weissage. Es wird kein Römer mehr gedeihen auf dem Thron des Abendlands. Still, kein Widerwort. Ich habe dich gewarnt. — — Was lärmt da draußen?“ fragte er, rasch sich wendend, seine Tochter, welche einem meldenden Römer leisen Bescheid ertheilte.

„Nichts, mein König, nichts von Bedeutung, mein Vater!“

„Wie? Geheimnisse vor mir? Bei meiner Krone! Wollt ihr schon herrschen, so lang ich noch athme? Ich vernahm den Laut fremder Zungen da draußen.

Auf die Thüren!“

Die Pforte, welche die äußere Halle mit dem Wohnzimmer verband, öffnete sich.

Da zeigten sich unter zahlreichen Gothen und Römern kleine fremd aussehende Gestalten, in seltsamer Tracht, mit Wämfern aus Wolfsfell, mit spitz zulaufenden Mützen und langen zottigen Schafspelzen, die über ihren Rücken hingen. Ueberrascht und bewältigt von dem plötz-



lichen Anblick des Königs, der hoch aufgerichtet auf sie zu schritt, sanken die Fremden wie vom Blitz getroffen auf die Kniee.

„Ah, Gesandte der Awaren. Das räuberische Grenzgesindel an unsern Ostmarken! Habt ihr den schuldigen Jahrestribut?“

„Herr, wir bringen ihn noch für diesmal — Pelzwerk, — wollne Teppiche, — Schwerter, — Schilde. — Da hängen sie, — dort liegen sie. Aber wir hoffen, daß für nächstes Jahr — wir wollten sehn“ —

„Ihr wolltet sehen, ob der greise Dieterich von Bern nicht altersschwach geworden? Ihr hofftet, ich sei todt? Und meinem Nachfolger könntet ihr die Schatzung weigern? Ihr irrt, Spione!“

Und er ergriff wie prüfend eines der Schwerter, welche die Gesandten vor ihm ausgebreitet, sammt der Scheide, nahm es mit zwei Händen fest an Griff und Spitze — ein Druck und in zwei Stücken warf er ihnen das Eisen vor die Füße.

„Schlechte Schwerter führen die Awaren,“ sagte er ruhig. „Und nun komm, Athalarich, meines Reiches Erbe. Sie wollen dir nicht glauben, daß du meine Krone tragen kannst: Zeig' ihnen, wie du meinen Speer führst.“

Der Jüngling flog herbei. Die Gluthitze des Ehrgeizes zuckte über sein bleiches Antlitz. Er ergriff den schweren Speer seines Großvaters und schleuderte ihn mit solcher Kraft auf einen der Schilde, welche die Gesandten an die Holzpfeiler der Halle gelehnt, daß er ihn

saufend durchbohrte und die Spitze noch tief in das Holzwerk drang.

Stolz legte der König die Linke auf das Haupt seines Enkels und rief den Gesandten zu:

„Jetzt geht, daheim zu melden was ihr hier gesehen.“

Er wandte sich, die Pforten fielen zu und schlossen die staunenden Awaren aus.

„Gebt mir einen Becher Wein. — Leicht den Letzten! Klein, ungemischten! Nach Germanen Art!“ — und er wies den griechischen Arzt zurück — „Dank, alter Hildebrand, für diesen Trunk, so treu gereicht. Ich trinke der Gothen Heil.“

Er leerte langsam den Pocal. Und er setzte ihn noch fest auf den Marmortisch.

Aber da kam es über ihn, plötzlich, blitzähnlich, was die Aerzte lang erwartet: er wankte, griff an die Brust und stürzte rücklings in die Arme Hildebrands, der langsam niederknieend ihn auf den Marmor-Estrich gleiten ließ, und das Haupt mit dem Kronhelm auf den Armen hielt.

Einen Augenblick hielten alle lauschend den Athem an: aber der König regte sich nicht und laut aufschreiend warf sich Athalarich über die Leiche. —



Zweites Buch.

U t h a l a r i c h.

---

„Wo wär' die sel'ge Insel wohl zu finden?“

Schiller, Wilhelm Tell.

III. Aufzug. Zweite Scene.



## Erstes Capitel.

---

Nicht ohne Grund fürchtete und hoffte Freund und Feind in diesem Augenblick schwere Gefahren für das junge Gothenreich.

Noch waren es nicht vierzig Jahre, daß Theoderich im Auftrag des Kaisers von Byzanz mit seinem Volk den Isonzo überschritten und dem tapfern Abenteurer Odo-vakar, welchen ein Aufstand der germanischen Söldner auf den Thron des Abendlands erhoben, Krone und Leben entrißen hatte.

Alle Weisheit und Größe des Königs hatte nicht die Unsicherheit beseitigen können, welche in der Natur seiner mehr kühnen als besonnenen Schöpfung lag.

Trotz der Milde seiner Regierung fühlten die Itali-er — und wir wollen uns hüten, solche Gesinnung zu verdammen — aufs Tiefste die Schmach der Fremdherrschaft.

Und diese Fremden waren als Barbaren und Ketzer doppelt verhaßt.

Nach der Auffassung jener Zeit galten das weströ-mische und das oströmische Reich als eine untheilbare

Einheit und nachdem die Kaisermürde im Occident erloschen, erschien der oströmische Kaiser als der einzige rechtmäßige Herr des Abendlands. Nach Byzanz also waren die Augen aller römischen Patrioten, aller rechtgläubigen Katholiken von Italien gerichtet: von Byzanz erhofften sie Befreiung aus dem Joch der Ketzer, der Barbaren, Tyrannen.

Und Byzanz hatte Macht und Neigung, diese Hoffnung zu erfüllen. Waren auch die Unterthanen des Imperators nicht mehr die Römer Cäsars oder Trajans: noch gebot das Ostreich über eine sehr ansehnliche, den Gothen durch alle Mittel der Cultur und eines langbestehenden Staatswesens unendlich überlegene Macht.

Und an der Lust, diese Ueberlegenheit zur Vernichtung des Barbarenreiches zu gebrauchen, konnte es nicht fehlen, da das Verhältniß beider Staaten von vornherein auf Ueberlistung, Mißtrauen und geheimen Haß gegründet war.

Vor ihrem Abzug nach Italien hatte die Gothen, in den Donauländern angesiedelt, an Byzanz ein für beide Theile unerfreuliches Bundesverhältniß geknüpft, welches in Folge des Ehrgeizes ihrer Könige und der Treulosigkeit der Kaiser, fast alle paar Jahre in offenen Krieg zwischen den ungleichartigen Verbündeten umschlug: widerholt hatte Theoderich, obwohl in Zeiten der Ausföhnung mit den höchsten Ehren des Reiches, mit den Titeln Consul, Patricius, Adoptivsohn des Kaisers ausgezeichnet, seine Waffen bis vor die Thore der Kaiserstadt getragen.

Um diesen steten Reibungen ein Ende zu machen, hatte Kaiser Zeno, ein feiner Diplomat, das echt byzantinische Auskunftsmittel getroffen, den lästigen Gothenkönig mit seinem Volk dadurch aus der gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen, daß er ihm als ein Danaergeschenk Italien übertrug, welches erst dem eisernen Arm des Helden Odoakar entrisen werden mußte.

In der That, wie immer der Kampf zwischen den beiden deutschen Fürsten enden mochte: Byzanz mußte immer gewinnen.

Siegte Odoakar, so waren die Gothen und ihr furchtbarer König, welchen man schöne Provinzen und schwere Jahrgelder hatte überlassen müssen, für immer beseitigt.

Siegte Theoderich, nun so war ein Anmaßer, den man zu Byzanz niemals anerkannt hatte, gestürzt und gestraft: und da Theoderich im Namen und Auftrag des Kaisers siegen und als Statthalter herrschen sollte, durch eine ruhmvolle Eroberung das Abendland wieder mit dem Ostreich vereinigt.

Aber der Ausgang des feinen Planes war doch nicht der Erwünschte.

Denn als Theoderich gesiegt und sein Reich in Italien gegründet hatte, entfaltete sich alsbald die ganze Großartigkeit seines Geistes und erwarb ihm eine Stellung, in welcher, bei aller Höflichkeit in den Formen, doch jede Abhängigkeit von Byzanz völlig verschwand.

Nur wo es ihm diente, so, um die Abneigung der Italier zu schwächen, berief er sich formell auf jenen

Auftrag des Kaisers: in Wahrheit aber herrschte er auch über die Italier wie über seine Gothen nicht als Statthalter und im Namen des Byzantiners, sondern kraft eignen Rechts, kraft seines Sieges, als „König der Gothen und Italier“.

Dies führte natürlich zu Mißhelligkeiten mit dem Kaiser, welche wiederholt in offenen Krieg zwischen den beiden Reichen ausloderten.

Es war also kein Zweifel, daß man zu Byzanz sehr bereit war, dem Scufzen Italiens nach Abwerfung des Barbarenjoches ein Ende zu bringen, sowie man sich stark genug fühlte.

Und die Gothen hatten keine Bundesgenossen gegen diese innern und äußern Feinde.

Denn Theoderichs Ruhm und Ansehen und seine Politik der Verschwägerung mit allen Germanenfürsten hatten ihm doch nur eine Art moralischen Protectorats, keine sichere Verstärkung seiner Macht verschaffen können.

Es fehlte dem Gothenreich, welches eine geniale Persönlichkeit allzukühn mitten in das Herz der römischen Culturwelt gepflanzt hatte, der unmittelbare Zusammenhang mit noch nicht romanisirten Volkskräften, es fehlte der Nachschub an frischen germanischen Elementen, welcher das gleichzeitig entstehende Reich der germanischen Franken immer wieder verjüngt und wenigstens dessen nordöstliche Theile vor der mit der Romanisirung verbundenen Fäulniß bewahrt hatte, während die kleine gothische Insel, auf allen Seiten von den feindlichen Wellen des römi-



ſchen Lebens umſpült und benagt, dieſen gegenüber von Jahr zu Jahr zuſammenschmolz.

So lange Theoderich, der gewaltige Schöpfer dieſes gewagten Werkes lebte, blendete der Glanz ſeines Namens über die Gefahren und Blößen ſeiner Schöpfung.

Aber mit Recht zitterte man vor dem Augenblick, da das Steuer dieſes gefährdeten Schiffes in die Hand eines Weibes oder eines kranken Jünglings übergehen ſollte: Aufſtände der Italier, Einmiſchung des Kaiſers, Abfall der unterworfenen, Angriffe der feindlichen Barbarenſtämme waren zu beſorgen.

Wenn der gefährliche Augenblick gleichwohl ruhig vorüberging, ſo war dieſes vor Allem der unermüdlich eifrigen und vorſorglichen Thätigkeit zu danken, welche Caſſiodor, des Königs Freund und lang bewährter Miniſter, ſchon ſeit Wochen entfaltet hatte und jetzt, nach dem Tode Theoderichs, verdoppelte.

Um die Italier in Ruhe zu erhalten, ward ſofort ein Manifeſt erlaſſen, welches die Thronbeſteigung Athalarichs, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter, als eine bereits vollendete und in aller Ruhe vollzogene Thatſache Italien und den Provinzen verkündete.

Sofort auch wurden in alle Theile des Reiches Beamte entſendet, welche den Huldigungseid der Bevölkerung entgegen nehmen, aber auch im Namen des jungen Königs eidlich geloben ſollten, daß die neue Regierung alle Rechte und Freiheiten der Italier und Provincialen achten und in allen Stücken die Milde, ja Vorliebe

des großen Todten für seine römischen Unterthanen zum Muster nehmen werde.

Gleichzeitig wurde aber auch dafür gesorgt, daß eine imposante Entfaltung der gothischen Heeresmacht an den Gränzen und in den wichtigsten oder unruhigsten Städten des Reiches äußeren und inneren Gegnern die Lust zu Feindseligkeiten vertreibe, während mit dem Kaiserhof das gute Vernehmen durch Gesandtschaften und Briefe sehr verbindlicher Haltung befestigt oder erneuert wurde.

---

## Zweites Capitel.

---

Neben Cassiodor war es nun aber vor Allen Ein Mann, welcher in jenen Tagen des Uebergangs eine bedeutende und, wie es der Regentschaft schien, hochverdienstliche Rolle spielte.

Das war kein Andern als Cethegus.

Er hatte das wichtige Amt eines Stadtpräfecten von Rom übernommen.

Er war, sowie der König die Augen geschlossen, spornstreichs aus dem Palast und den Thoren von Ravenna nach der ihm anvertrauten Tiberstadt geeilt und dort vor aller Kunde des Geschehenen eingetroffen.

Sofort, noch eh' der Tag angebrochen, hatte er die Senatoren in dem „Senatus“, d. h. dem geschlossnen Hallen-Bau Domitians nahe dem Janus Geminus rechtsab vom Severus-Bogen versammelt, darauf das Gebäude mit gothischen Truppen umstellt, die überraschten Senatoren — von denen er gar manchen erst neuerlich in den Kataomben gesehen und zur Vertreibung der Barbaren angefeuert hatte — von dem bereits vollzognen Thronwechsel benachrichtigt und, (nicht ohne

einige auf die von dem Gal aus deutlich sichtbaren Speere der Gothentaufenschaft gelinde hinweisende Worte,) mit einer keinen Widerspruch duldbenden Raschheit für Athalarich in Eid und Pflicht genommen.

Dann verließ er den „Senatus“, wo er die Väter eingeschlossen hielt, bis er in dem slavischen Amphitheater, wohin er eine Volksversammlung der Römer berufen, diese unter Beiziehung der starken gothischen Besatzung abgehalten und die leicht beweglichen „Quiriten“ durch eine meisterhafte Rede für den jungen König begeistert hatte.

Er zählte die Wohlthaten Theoderichs auf, verhieß gleiche Milde von dessen Enkel, der übrigens bereits von ganz Italien, den Provinzen und den Vätern dieser Stadt anerkannt sei, meldete eine allgemeine Speisung des römischen Volkes mit Brod und Wein als den ersten Regierungssakt Amalafwinthens an und schloß mit der Verkündung siebentägiger Circusspiele, — Wettfahrten mit einundzwanzig spanischen Viergespannen — mit welchen er selbst die Thronbesteigung Athalarichs und den Antritt seiner Präfectur feiern werde.

Da erhob tausendstimmiges Jubelgeschrei die Namen der Regentin und ihres Sohnes, aber noch lauter den Namen Cethegus, das Volk verlief sich in heller Freude, die eingesperreten Senatoren wurden nunmehr entlassen und die ewige Stadt war für die Gothen erhalten.

Der Präfect aber eilte nach seinem Hause am Fuß des Capitols, schloß sich ein und schrieb eifrig seinen Bericht an die Regentin. —

Jedoch ungeflüm pochte es alsbald an der ehernen Vor-  
thür des Hauses. Es war Lucius Licinius, der junge  
Römer, den wir in den Katakomben kennen gelernt: er  
schlug mit dem Schwertknäuf gegen die Pforte, daß das  
Haus dröhnte.

Ihm folgten Scävola, der Jurist, — er war unter  
den Eingesperrten gewesen — mit schwer gefurchter Stirn  
und Silverius, der Priester, mit zweifelnder Miene.

Vorsichtig lugte der Ostiarus an der Thüre durch  
eine verborgne Luke in der Mauer und ließ, als er  
Licinius erkannte, die Männer ein.

Hestig stürmte der Jüngling den Andern voraus den  
ihm wohl bekannten Weg durch das Vestibulum, das  
Atrium und dessen Säulengang in das Studirzimmer des  
Cethegus.

Dieser, als er die hastig nahenden Schritte vernahm,  
erhob sich von dem Lectus, auf den hingestreckt er schrieb,  
und verschloß seine Briefe in einer Capsula mit silberner  
Kuppel.

„Ah, die Vaterlandsbefreier!“ sagte er lächelnd und  
trat ihnen entgegen.

„Schändlicher Verräther!“ schrie ihn Licinius an, die  
Hand am Schwert — der Zorn ließ ihn nicht weiter  
sprechen, er zückte halb das breite Eisen aus der Scheide.

„Halt, erst laß ihn sich vertheidigen, wenn er kann,“  
keuchte, dem Stürmischen in den Arm fallend, Scävola,  
der jetzt nachgekommen war.

„Es ist unmöglich, daß er abgefallen von der Sache  
der heiligen Kirche,“ sprach Silverius im Eintreten.

„Unmöglich?“ lachte Licinius, „wie? seid ihr toll oder bin ich's? Hat er nicht uns, die Ritter, in ihren Häusern festhalten lassen? Hat er nicht die Thore gesperrt und den Pöbel für den Barbaren vereidigt?“

„Hat er nicht,“ sprach Cethegus fortsetzend, „die edeln Väter der Stadt, dreihundert an der Zahl, in der Curie wie soviel Mäuse in der Mausfalle gefangen, dreihundert hochadlige Mäuse?“

„Er höhnt uns noch! Wollt ihr das dulden?“ rief Licinius. Und Scävola erbleichte vor Zorn.

„Nun, und was hättet ihr gethan, wenn man euch hätte handeln lassen?“ fragte der Präfect ruhig, die Arme auf der breiten Brust kreuzend.

„Was wir gethan hätten?“ antwortete Licinius, „was wir — was du mit uns hundertmal verabredet! Sobald die Nachricht von dem Tod des Tyrannen eintraf, hätten wir die Gothen in der Stadt erschlagen, die Republik ausgerufen und zwei Consuln ernannt —“

„Namens Licinius und Scävola, das ist die Hauptsache. Nun, und dann? was dann?“

„Was dann? die Freiheit hätte gesiegt!“

„Die Thorheit hätte gesiegt!“ herrschte Cethegus losbrechend den Erschrocknen an. „Wie gut, daß man euch die Hände band: ihr hättet alle Hoffnung erwürgt, auf immer. Seht her und dankt mir auf den Knien!“

Er nahm Urkunden aus einer andern Papyroscapsel und gab sie den Erstaunten.

„Da, lest. Der Feind war gewarnt und hatte seine Schlinge meisterhaft um den Nacken Roms geschürzt.“

Wenn ich nicht handelte, so stand in diesem Augenblick Graf Vitichis mit zehntausend Gothen vor dem salarischen Thor im Norden, morgen sperrte der junge Totila mit der Flotte von Neapel im Süden die Tibermündung, und gegen das Grabmal Hadrians und das aurelische Thor war Herzog Thulun mit zwanzigtausend Mann von Westen her im Anzug. Hättet ihr heute früh einem Gothen ein Haar gekrümmt, was wäre geschehen?"

Silverius athmete auf. Die beiden Andern schwiegen beschämt. Doch faßte sich Vicinius:

„Wir hätten den Barbaren getrozt hinter unsern Mauern," sprach er, muthig das schöne Haupt aufwerfend.

„Ja. So wie ich diese Mauern herstellen werde — eine Ewigkeit, mein Vicinius: wie sie jetzt sind — nicht einen Tag."

„So wären wir gestorben als freie Bürger," sprach Scävola.

„Das hättet ihr vor drei Stunden in der Curie auch gekonnt," lachte Cethegus achselzuckend.

Silverius trat mit offenen Armen, wie um ihn zu küssen, auf ihn zu; vornehm entzog sich Cethegus:

„Du hast uns Alle, du hast Kirche und Vaterland gerettet! Ich habe nie an dir gezweifelt!" sprach der Priester.

Da ergriff Vicinius die Hand des Präfecten, die dieser ihm willig ließ:

„Ich habe an dir gezweifelt," rief er mit schöner Offenheit, „vergieb, du großer Römer. Dies Schwert, das dich

heute durchbohren sollte, dir ist es fortan für ewig zu Dienst. Und bricht der Tag der Freiheit an, dann keine Consuln, dann salve, Dictator Cethegus!"

Und mit leuchtenden Augen eilte er hinaus. Der Präfect warf ihm einen befriedigten Blick nach.

„Dictator, ja, doch nur bis zur vollen Sicherheit der Republik!“ sprach der Jurist und folgte ihm.

„Ja wohl,“ lächelte Cethegus, „dann wecken wir Camillus und Brutus wieder auf und führen die Republik da fort, wo sie diese vor tausend Jahren gelassen. Nicht wahr, Silverius?“

„Präfect von Rom,“ sprach der Priester, „du weißt, ich hatte den Ehrgeiz, die Sache des Vaterlands wie der Heiligen zu leiten: ich hab' ihn nicht mehr seit dieser Stunde. Dein sei die Führung, ich folge. Gelobe nur das Eine: Freiheit der römischen Kirche — freie Pabstwahl.“

„Ja wohl,“ sagte Cethegus, „sowie nur erst Silverius Pabst geworden. Es gilt.“ —

Der Priester schied mit einem Lächeln auf den Lippen, aber schwere Gedanken im Herzen.

„Geht,“ sagte Cethegus nach einer Pause, den Dreien nachblickend, „ihr werdet keinen Tyrannen stürzen — ihr braucht einen Tyrannen!“

Dieser Tag, diese Stunde wurden entscheidend für Cethegus: fast ohne seinen Willen wurde er durch die Ereignisse fortgetrieben zu neuen Stimmungen und Anschauungen, zu Zielen, welche er sich bisher nie mit



solcher Klarheit vorgestekt, oder doch nie als mehr denn Träume, als Ziele eingestanden hatte.

Er erkannte sich in diesem Augenblick als alleinigen Herrn der Lage: er hatte die beiden großen Parteien der Zeit, die Gothenregierung und ihre Feinde, die Berschwornen, völlig in seiner Hand.

Und in der Brust dieses gewaltigen Mannes wurde die Haupttriebfeder, die er seit Jahrzehnten für gelähmt erachtet, plötzlich wieder in mächtigste Thätigkeit gesetzt: der unbegrenzte Drang, ja das Bedürfniß, zu herrschen, machte sich mit einem Male alle Kräfte dieses reichen Lebens dienstbar und trieb sie an zu heftiger Bewegung.

Cornelius Cethegus Cäsarius war der Abkömmling eines alten und unermesslich reichen Geschlechtes, dessen Ahnherr den Glanz seines Hauses als Feldherr und Staatsmann Cäsars in den Bürgerkriegen gegründet — man sagte, er sei ein Sohn des großen Dictators gewesen. — Unser Cethegus hatte von der Natur die vielseitigsten Anlagen und die gewaltigsten Leidenschaften und durch seine gewaltigen Reichthümer die Mittel erhalten, jene aufs großartigste zu entfalten, diese aufs großartigste zu befriedigen.

Er empfing die sorgfältigste Bildung, die damals einem jungen Adelligen Roms gegeben werden konnte.

Er übte sich bei den ersten Lehrern in den schönen Künsten. Er trieb zu Berytus, zu Alexandrien, zu Athen in den besten Schulen mit glänzenden Erfolgen das Studium des Rechts, der Geschichte, der Philosophie.

Aber all das befriedigte ihn nicht. Er fühlte den Hauch des Verfalls in aller Kunst und Wissenschaft seiner Zeit. Die Philosophie insbesondre vermochte nur die letzten Reste des Glaubens in ihm zu zerstören, ohne ihm irgend welche Befriedigung in positiven Ergebnissen zu gewähren.

Als er von seinen Studien zurück kam, führte ihn sein Vater nach der Sitte der Zeit in den Staatsdienst ein: rasch stieg der glänzend Begabte von Amt zu Amt.

Aber plötzlich sprang er aus.

Nachdem er die Staats-Geschäfte zur Genüge kennen gelernt, mochte er nicht länger ein Rad in der großen Maschine des Reiches sein, welches die Freiheit ausschloß und obenein dem Barbarenkönig diente.

Da starb sein Vater und Cethegus warf sich, nun Herr seiner selbst und eines ungeheuern Vermögens geworden, mit der Gewalt, mit welcher er Alles verfolgte, in die wildesten Strudel des Lebens, des Genusses, der Lüfte.

Mit Rom war er bald fertig: da machte er große Reisen nach Byzanz, nach Aegypten, bis nach Indien drang er vor.

Da war kein Luxus, kein unschuldiger und kein schuldiger Genuß, den er nicht schlürfte. Nur ein stählerner Körper konnte die Anstrengungen, die Entbehrungen, die Abenteuer, die Ausschweifungen dieser Fahrten ertragen.

Nach zwölf Jahren kehrte er zurück nach Rom.

Es hieß, er werde großartige Bauten aufführen; man

freute sich, das üppigste Leben in seinen Häusern und Villen beginnen zu sehen, man täuschte sich sehr.

Cethegus baute sich nur das kleine Haus am Fuß des Capitols, bequem und von feinstem Geschmack, und lebte mitten in dem volkreichen Rom wie ein Einsiedler.

Er gab unvermuthet eine Schilderung seiner Reisen heraus, eine Charakterisirung der wenig bekannten Völker und Länder, die er besucht.

Das Buch hatte unerhörten Erfolg; Cassiodor und Boëthius warben um seine Freundschaft, der große König wollte ihn an seinen Hof ziehen.

Aber plötzlich war er aus Rom verschwunden.

Das Ereigniß, das ihn in jenen Tagen betroffen haben mußte, blieb allen Nachforschungen der Neugier, der Theilnahme, der Schadenfreude verborgen.

Man erzählte sich damals, arme Fischer hätten ihn eines Morgens am Ufer des Tibers vor den Thoren der Stadt, bewußtlos und dem Tode nah, gefunden.

Wenige Wochen später tauchte er wieder an der Nordostgrenze des Reiches in den unwirthlichen Donauländern auf, wo der blutige Krieg mit Gepiden, mit Avarn und Slavenen raste.

Dort schlug er sich mit todtverachtender Tapferkeit mit diesen wilden Barbaren herum, verfolgte sie mit erlesnen, von ihm besoldeten Schaaren freiwillig in alle Schlupfwinkel ihrer Felsen, schloß alle Nächte auf der gefrorenen Erde. Und als der gothische Feldherr ihm eine größere Schaar zu einem Streifzug anvertraute, griff er statt dessen Sirmium an, die feste Hauptstadt der Feinde, und

eroberte sie mit nicht geringerer Feldherrnkunst als Tapferkeit.

Nach dem Friedensschluß, machte er abermals Reisen nach Gallien und Spanien und Byzanz, kehrte von da nach Rom zurück und lebte dort Jahre lang in einer verbitterten Muße und Zurückgezogenheit, alle kriegerischen, bürgerlichen, wissenschaftlichen Aemter und Ehren ausschlagend, die ihm Cassiodor aufdringen wollte.

Er schien für nichts mehr Interesse zu haben, als für seine Studien.

Vor einigen Jahren brachte er von einer Reise nach Gallien einen schönen Jüngling oder Knaben mit, welchem er Rom und Italien zeigte und väterliche Liebe und Sorgfalt erwies.

Es hieß, er wolle ihn adoptiren: so lange dieser sein junger Gast um ihn war, trat er aus seiner Einsamkeit heraus, lud die adelige Jugend Roms zu glänzenden Festen in seine Villen und war bei den Gegeneinladungen, die er alle annahm, der liebenswürdigste Gesellschafter.

Aber sowie er den jungen Julius Montanus mit einem stattlichen Gefolge von Pädagogen, Freigelassenen und Sklaven nach Alexandrien in die gelehrten Schulen entsendet hatte, brach er plötzlich wieder alle Verbindungen ab und zog sich in seine undurchdringliche Abgeschlossenheit zurück, grollend wie es schien mit Gott und der ganzen Welt.

Mit schwerer Mühe gelang es dem Priester Silverius und Rusticianen, ihn aus seiner ablehnenden Ruhe her-

aus und zur Theilnahme an der Katakomben-Verschwörung fort zu ziehen. Er wurde, wie er ihnen sagte, Patriot aus eitel Langweile.

Und in der That, bis zu dem Tod des Königs hatte er das Unternehmen, dessen Leitung doch in seiner und des Diakons Hand lag, fast mit Abneigung betrieben.

Dies wurde jetzt anders.

Der tiefste Zug seines Wesens, der Drang in allen möglichen Gebieten des Geistes sich zu versuchen, die Schwierigkeiten zu überwinden, alle Rivalen zu überflügeln, in jedem Lebenskreise, den er betrat, zu herrschen, allein und ohne Widerstand, und wenn er den Siegeskranz genommen, ihn gleichgiltig wegzuworfen und nach neuen Aufgaben auszuschaun, hatte ihn bisher bei keinem Ziele volle Befriedigung finden lassen.

Kunst, Wissenschaft, Genuß, Amtsehre, Kriegsruhm — Alles hatte ihn gereizt, Alles hatte er wie kein Anderer gewonnen und Alles hatte ihn leer gelassen.

Herrschen, der Erste sein, über widerstrebende Verhältnisse mit allen Mitteln überlegner Kraft und Klugheit siegen und dann über knirschende Menschen ein ehernes Regiment führen, das allein hatte er unbewußt und bewußt von jeher erstrebt: nur darin fühlte er sich wohl.

In stolzen, vollen Athemzügen hob sich darum in dieser Stunde seine Brust: er, der Eiskalte, erglühete in dem Gedanken, daß er über die beiden großen feindlichen Mächte der Zeit, Gothen und Römer, heute mit einem Zucken seiner Wimper gebot: und aus diesem Wonnegefühl der Herrschaft stieg ihm mit dämonischer Gewalt

die Ueberzeugung empor, daß es für ihn und seinen Ehrgeiz nur noch Ein Ziel gab, welches das Leben der Mühe des Lebens werth machen könne, nur noch Ein Ziel, ein sonnenfernes, jedem Andern unerreichbares — er glaubte gern an seine Abkunft von Julius Cäsar und er fühlte das Blut Cäsars aufwallen in seinen Adern bei dem Gedanken: —

Cäsar, Imperator des Abendlands, Kaiser der römischen Welt! — — —

Als vor Monaten dieser Blitz zum erstenmal seine Seele durchzuckt hatte, — kein Gedanke, — kein Wunsch, — nur ein Schatte, ein Traum, — erschrak er und lächelte zugleich über seine unermessliche Kühnheit.

Er Kaiser und Wiederaufrichter des römischen Weltreichs! Und Italien bebte unter dem Schritt von dreimal hunderttausend gothischen Kriegern!

Und der größte aller Barbarenkönige, dessen Ruhm die Erde erfüllte, saß gewaltig herrschend zu Ravenna.

Und wenn die Macht der Gothen gebrochen war, so streckten die Franken über die Alpen, die Byzantiner über's Meer die gierigen Hände nach der italienischen Beute, zwei große Reiche gegen ihn, den einzelnen Mann! —

Denn wahrlich, einsam stand er in seinem Volk! Wie genau kannte, wie bitter verachtete er seine Landsleute, die unwürdigen Enkel großer Ahnen! Wie lachte er der Schwärmerei eines Picinius oder Scävola, welche mit diesen Römern die Tage der Republik erneuern wollten!

Er stand allein.

Aber gerade dies reizte seinen stolzen Ehrgeiz. Und gerade in diesem Augenblick, da ihn die Verschworenen verlassen hatten, da seine Ueberlegenheit gewaltiger als je ihnen und ihm selbst klar geworden war, gerade jetzt schoß in seiner Brust was früher ein schmeichelnd Spiel seiner träumenden Stunden gewesen mit Blitzesschnelle zum klaren Gedanken, zum festen Entschluß empor.

Die Arme über der mächtigen Brust gekreuzt, mit starken Schritten, wie ein Löwe seinen Käfig, das Gemach durchmessend, sprach er in abgerissnen Sätzen zu sich selbst:

„Mit einem tüchtigen Volk hinter sich die Gothen hinaustreiben, Griechen und Franken nicht hereinlassen — das wäre nicht schwer, das könnte ein Andern auch. Aber allein, ganz allein, von diesen Männern ohne Mark und Willen mehr gehemmt als getragen, das Ungeheure vollenden, und diese Memmen erst wieder zu Helden, diese Sklaven zu Römern, diese Knechte der Pfaffen und Barbaren wieder zu Herrn der Erde machen — das, das ist der Mühe werth. Ein neues Volk, eine neue Zeit, eine neue Welt schaffen, allein, ein einziger Mann, mit der Kraft seines Willens und der Macht seines Geistes — das hat noch kein Sterblicher vollbracht — das ist größer als Cäsar: er führte Legionen von Helden! Und doch, es kann gethan werden, denn es kann gedacht werden. Und ich, der's denken konnte, ich kann's auch thun. Ja, Cethegus, das ist ein Ziel, dafür verlohnt sich zu denken, zu leben, zu sterben. Auf und ans Werk, und von nun an — keinen Gedanken mehr und kein Gefühl als für dies Eine.“

Er stand still vor der Colossalstatue Cäsars aus weißem parischem Marmor, welche, das Meisterwerk des Arkesilaos und der edelste Schmuck, ja nach der Familientradition von Julius Cäsar selbst dem Sohne geschenkt, das Heiligthum dieses Hauses, gegenüber dem Schreibdivan stand:

„Hör' es, göttlicher Julius, großer Ahnherr, es lüftet deinen Enkel, mit dir zu ringen: es giebt noch ein Höheres als du erreicht: schon fliegen nach einem höheren Ziel als du, ist unsterblich und fallen, fallen aus solcher Höhe — das ist der herrlichste Tod. Heil mir, daß ich wieder weiß warum ich lebe.“

Er schritt an der Bildsäule vorbei und warf einen Blick auf die auf dem Tisch aufgerollte Militärkarte des römischen Weltreichs:

„Erst diese Barbaren zertreten —: Rom! — Dann den Norden wieder unterwerfen —: Paris! — Dann zum alten Gehorsam unter die alte Cäsarenstadt das abtrünnige Ostreich zurück heischen —: Byzanz! Und weiter, immer weiter: an den Tigris, an den Indus, weiter als Alexandros — und zurück nach Westen, durch Skythien und Germanien, an den Tiber — die Bahn, welche dir, Cäsar, der Dolch des Brutus durchgeschnitten. — Und so größer als du, größer als Alexander — o halt, Gedanke, halt ein!“

Und der eisige Cethegus loderte und glühte; mächtig pochten seine Adern an den Schläfen: er drückte die brennende Stirn an die kalte Marmorbrust Julius Cäsars, der majestätisch auf ihn niederschaute



### Drittes Capitel.

---

Aber nicht nur für Cethegus wurde dieser Tag von entscheidender Bedeutung, auch für die Verschwörung in den Katakomben, für Italien und das Reich der Gothen.

Hatten die Umtriebe der Patrioten, geleitet von mehreren Häuptern, welche über die Mittel, ja sogar über die Zwecke ihrer Pläne nicht immer einig waren, bisher nur langsame und unsichre Fortschritte gemacht, so ward dies anders von dem Augenblick an, da der weitaus begabteste Mann dieser Partei, da Cethegus die Führung in die kräftige Hand nahm.

Unbedingt hatten sich die bisherigen Häupter des Bundes, — sogar, wie es schien Silverius — dem Präfecten untergeordnet, welcher seine Ueberlegenheit so mächtig bewährt und das Leben ihrer Sache gerettet hatte.

Erst von jetzt an wurde der Geheimbund den Gothen wahrhaft gefährlich.

Unermüdllich war Cethegus beschäftigt, die Macht und Sicherheit ihres Reiches auf allen Seiten zu untergraben: mit seiner großen Kunst, die Menschen zu durchschauen, zu gewinnen und zu beherrschen wußte er die Zahl be-

deutender Mitglieder und die Mittel der Partei von Tag zu Tag zu vermehren.

Aber er mußte auch mit kluger Vorsicht einerseits jeden Verdacht der gothischen Regierung zu vermeiden, andererseits jede unzeitige Erhebung der Verschwornen zu verhindern.

Denn ein Leichtes wär' es freilich gewesen, plötzlich an Einem Tage in allen Städten der Halbinsel die Barbaren zu überfallen, die Erhebung zu beginnen und die Byzantiner, welche längst hierauf lauerten, zur Bellendung des Sieges in's Land zu rufen.

Aber damit hätte der Präfect seine geheimen Pläne nicht hinausgeführt.

Er hätte nur an die Stelle der gothischen Herrschaft die byzantinische Tyrannei gesetzt.

Und wir wissen, er verfolgte ein ganz anderes Ziel.

Um dies zu erreichen, mußte er sich zuvor in Italien eine Machtstellung schaffen, wie sie kein Anderer besaß.

Er mußte, wenn auch nur im Stillen, der mächtigste Mann im Lande sein, ehe der Fuß eines Byzantiners es betrat, ehe der erste Gothe fiel. Die Dinge mußten soweit vorbereitet sein, daß die Barbaren von Italien, das hieß von Cethegus, allein mit möglichst geringer Nachhülfe von Byzanz vertrieben würden, so daß nach dem Siege der Kaiser gar nicht umhin konnte, die Herrschaft über das befreite Land seinem Befreier, wenn auch zunächst nur als Statthalter, zu überlassen.

Alsdann hatte er Zeit und Anlaß gewonnen, den Nationalstolz der Römer gegen die Herrschaft der „Griech-

sein", wie man die Byzantiner verächtlich nannte, aufzureizen.

Denn obwohl seit zweihundert Jahren, seit den Tagen des großen Constantin, der Glanz der Weltherrschaft von der verwittweten Roma hinweg nach der goldenen Stadt am Hellespont verlegt und das Scepter von den Söhnen des Romulus auf die Griechen übergegangen schien, obwohl das Ost- und das West-Reich zusammen der Barbarenwelt gegenüber Einen Staat der antiken Cultur bilden sollten, so waren doch auch jetzt noch die Griechen den Römern verhaßt und verächtlich, wie in den Tagen da Flamininus das gedemüthigte Hellas für eine Freigelassne Roms erklärt hatte: der alte Haß war jetzt durch Neid vermehrt.

Deßhalb war der Mann der Begeisterung und der Hülfe ganz Italiens gewiß, welcher nach Vertreibung der Barbaren auch die Byzantiner aus dem Lande weisen würde: die Krone von Rom, die Krone des Abendlands war sein sicherer Lohn.

Und wenn es gelang, das neugeweckte Nationalgefühl wieder zum Angriffskrieg über die Alpen zu treiben, wenn Cethegus auf den Trümmern des Frankenreichs zu Aurelianum und Paris die Herrschaft des römischen Imperators über das Abendland wieder aufgerichtet hatte, dann war der Versuch nicht mehr zu kühn, auch das losgerissne Ostreich zurück zu zwingen zum Gehorsam unter das ewige Rom und die Weltherrschaft am Strand des Tibers da fortzuführen wo sie Trajan und Hadrian gelassen. —

Doch um diese fernher leuchtenden Ziele zu erreichen,

mußte jeder nächste Schritt auf dem schwindelsteilen Pfad mit größter Vorsicht geschehen: jedes Straucheln mußte für immer verderben.

Um Italien zu beherrschen, als Kaiser zu beherrschen, mußte Cethegus vor Allem Rom haben: denn nur an Rom ließen sich jene Gedanken knüpfen.

Deßhalb wandte der neue Präfect höchste Sorgfalt auf die ihm anvertraute Stadt: Rom sollte ihm moralisch und physisch eine Burg der Herrschaft werden, ihm allein gehörig und unentreibbar.

Sein Amt bot ihm dazu die beste Gelegenheit: es war ja die Pflicht des Praefectus Urbi, für das Wohl der Bevölkerung, für Erhaltung und Sicherheit der Stadt zu sorgen.

Cethegus verstand es meisterhaft, die Rechte, die in dieser Pflicht lagen, für seine Zwecke auszubeuten: leicht hatte er alle Stände für sich gewonnen: der Adel ehrte in ihm das Haupt der Katakombenverschwörung, über die Geistlichkeit herrschte er durch Silverius, welcher die rechte Hand und der von der öffentlichen Stimme bezeichnete Nachfolger des Papstes war und dem Praefecten eine diesem selbst befremdliche Ergebenheit an den Tag legte.

Das niedre Volk aber fesselte er an seine Person nicht nur durch vorübergehende Brodspenden und Circusspiele aus seiner Tasche, sondern durch großartige Unternehmungen, welche vielen Tausenden auf Jahre hinaus Arbeit und Unterhalt — auf Kosten der gotthischen Regierung — verschafften.

Er setzte bei Amalafwintha den Befehl durch, die Befestigungen Roms, welche seit den Tagen des Honorius durch die Zeit und durch den Eigennutz römischer Bauherrn vielmehr als durch westgothische und vandalische Eroberer gelitten hatten, vollständig und rasch wieder herzustellen, „zur Ehre der ewigen Stadt und, — wie sie wähnte, — zum Schutz gegen die Byzantiner“.

Cethegus selbst hatte — und zwar, wie die alsbald folgenden vergeblichen Belagerungen durch Gothen und Byzantiner bewiesen, mit genialem Feldherrnblick, — den Plan der großartigen Werke entworfen.

Und er betrieb nun mit größtem Eifer das Riesenerk, die ungeheure Stadt in ihrem weiten Umfang von vielen Meilen zu einer Festung ersten Ranges umzuschaffen.

Die Tausende von Arbeitern, welche wohl wußten, wem sie diese reich bezahlte Beschäftigung verdankten, jubelten dem Präfecten zu, wenn er auf den Schanzen sich zeigte, prüfte, antrieb, besserte und wohl selbst mit Hand anlegte. Und die getäuschte Fürstin wies eine Million Solidi nach der andern an für einen Bau, an welchem alsbald die ganze Streitmacht ihres Volkes zerschellen und verbluten sollte.

Der wichtigste Punct dieser Befestigungen war das heute unter dem Namen der Engelsburg bekannte Grabmal Hadrians.

Dies Prachtgebäude, von Hadrian aus parischen Marmorquadern, die ohne anderes Bindungsmittel zusammengefügt waren, aufgeführt, lag damals einen Steinwurf

vor dem aurelischen Thor, dessen Mauerseiten es weit überragte.

Mit scharfem Auge hatte Cethegus erkannt, daß das unvergleichlich feste Gebäude, in seiner bisherigen Lage ein Festungswerk gegen die Stadt, sich durch ein einfaches Mittel in ein Hauptbollwerk für die Stadt verwandeln ließ: er führte vom aurelischen Thor zwei Mauern gegen und um das Grabmal.

Und nun bildete die thurmhohe Marmorburg eine sturmfreie Schanze für das aurelische Thor, um so mehr als der Tiber knapp davor einen natürlichen Festungsgraben zog. Oben auf der Mauer des Mausoleums aber standen, zum Theil noch von Hadrian und seinem Nachfolger hier aufgestellt, gegen dreihundert der schönsten Statuen aus Marmor, Bronze und Erz: darunter der Divus Hadrianus selbst, sein schöner Liebling Antinous, ein Zeus Soter, die Pallas „Städte-Beschirmerin“ und viele Andere.

Cethegus freute sich seines Gedankens und liebte diese Stätte, wo er allabendlich zu wandeln pflegte, sein Kom mit dem Blick beherrschend und den Fortschritt der Schanzarbeiten prüfend: und er hatte deshalb eine reiche Zahl von schönen Statuen aus seinem Privatbesitz hier noch aufstellen lassen.

---

## Viertes Capitel.

---

Vorsichtiger mußte Cethegus bei Ausführung einer zweiten, für seine Ziele nicht minder unerläßlichen Vorbereitung sein.

Um selbstständig in Rom, in seinem Rom, wie er es, als Stadtpräfect, zu nennen liebte, den Gothen und nöthigenfalls den Griechen trotzen zu können, bedurfte er nicht bloß der Wälle, sondern auch der Vertheidiger auf denselben.

Er dachte zunächst an Söldner, an eine Leibwache, wie sie in jenen Zeiten hohe Beamte, Staatsmänner und Feldherrn häufig gehalten hatten, wie sie jetzt Belisar und dessen Gegner Marses in Byzanz hielten.

Nun gelang es ihm zwar, durch früher auf seinen Reisen in Asien angeknüpfte Verbindungen und bei seinen reichen Schätzen tapfere Schaaren der wilden isaurischen Bergvölker, welche in jenen Zeiten die Rolle der Schweitzer des sechzehnten Jahrhunderts spielten, in seinen Sold zu ziehen.

Indessen hatte dies Verfahren doch zwei sehr eng gezogene Schranken.

Einmal konnte er auf diesem Wege, ohne seine für andere Zwecke unentbehrlichen Mittel zu erschöpfen, doch immer nur verhältnißmäßig kleine Massen aufbringen, den Kern eines Heeres, nicht ein Heer.

Und ferner war es unmöglich, diese Söldner, ohne den Verdacht der Gothen zu wecken, in größerer Anzahl nach Italien, nach Rom zu bringen. Einzeln, paarweise, in kleinen Gruppen schmuggelte er sie mit vieler List und vieler Gefahr als seine Sklaven, Freigelassnen, Klienten, Gastfreunde in seine durch die ganze Halbinsel zerstreuten Villen oder beschäftigte sie als Matrosen und Schiffleute im Hafen von Ostia oder als Arbeiter in Rom.

Schließlich mußten doch die Römer Rom erretten und beschützen und all seine ferneren Pläne drängten ihn, seine Landsleute wieder an die Waffen zu gewöhnen.

Nun hatte aber Theoderich wohlweislich die Italier von dem Heer ausgeschlossen — nur Ausnahmen bei einzelnen als besonders zuverlässig Erachteten wurden gemacht — und in den unruhigen letzten Zeiten seines Regiments während des Processes gegen Boëthius ein Gebot allgemeiner Entwaffnung der Römer erlassen.

Letzteres war freilich nie streng durchgeführt worden: aber Cethegus konnte doch nicht hoffen, die Regentin werde ihm erlauben, gegen den entschiednen Willen ihres großen Vaters und gegen das offenbare Interesse der Gothen eine irgend wie bedeutende Streitmacht aus Italiern zu bilden.

Er begnügte sich, ihr vorzustellen, daß sie durch eine ganz unschädliche Concession sich das Verdienst erwirken könne, jene gehässige Maßregel Theoderichs in



edlem Vertrauen aufgehoben zu haben und schlug ihr vor, ihm zu gestatten, nur zweitausend Mann aus der römischen Bürgerschaft als Schutzwache Roms rüsten, einüben und immer unter den Waffen gegenwärtig halten zu dürfen: die Römer würden ihr schon für diesen Schein, daß die ewige Stadt nicht von Barbaren allein gehütet werde, unendlich dankbar sein.

Amalafwintha, begeistert für Rom und nach der Liebe der Römer als ihrem schönsten Ziele trachtend, gab ihre Einwilligung und Cethegus fing an seine „Landwehr“, wie wir sagen würden, zu bilden.

Er rief in einer wie Trompetenschall klingenden Proclamation „die Söhne der Scipionen zu den alten Waffen zurück,“ er bestellte die jungen Adligen der Katakomben zu „römischen Rittern“ und „Kriegs-Tribunen“: er verhiess jedem Römer, der sich freiwillig meldete, aus seiner Tasche Verdopplung des von der Fürstin bestimmten Soldes: er hob aus den Tausenden, die sich darauf herbei drängten die Tauglichsten aus; er rüstete die Aemeren aus, schenkte denen, die sich besonders auszeichneten im Dienst, gallische Helme und spanische Schwerter aus seinen eignen Sammlungen und — was das Wichtigste — er entließ regelmäßig so bald als möglich die hinlänglich Eingeeübten mit Belassung ihrer Waffen und hob neue Mannschaften aus, sodaß, obwohl in jedem Augenblick nur die von Amalafwintha gestattete Zahl im Dienst stand, doch in kurzer Frist viele Tausende bewaffnete und waffengeübte Römer zur Verfügung ihres vergötterten Führers standen.

Während so Cethegus an seiner künftigen Residenz

baute und seine künftigen Prätorianer heranbildete, vertröstete er den Eifer seiner Mitverschwornen, die unablässig zum Losschlagen drängten, auf den Zeitpunkt der Vollendung jener Vorbereitungen, den er natürlich allein bestimmen konnte.

Zugleich unterhielt er eifrigen Verkehr mit Byzanz. Dort mußte er sich einer Hülfe versichern, welche einerseits in jedem Augenblick, da er sie rief, auf dem Kampfplatz erscheinen könnte, die aber anderseits auch nicht, ehe er sie rief, auf eigne Faust oder mit einer Stärke erschiene, die nicht leicht wieder zu entfernen wäre.

Er wünschte von Byzanz einen guten Feldherrn, der aber kein großer Staatsmann sein durfte, mit einem Heere, stark genug, die Italier zu unterstützen, nicht stark genug, ohne sie siegen oder gegen ihren Willen im Lande bleiben zu können.

Wir werden in der Folge sehen, wie in dieser Hinsicht Vieles nach Wunsch, aber auch ebenso Vieles sehr gegen den Wunsch des Präfecten sich gestaltete.

Daneben war gegenüber den Gothen, die zur Zeit noch unangefochten im Besitz der Beute standen, um welche Cethegus bereits im Geiste mit dem Kaiser haderete, sein Streben dahin gerichtet, sie in arglose Sicherheit zu wiegen, in Parteinungen zu spalten und eine schwache Regierung an ihrer Spitze zu erhalten.

Das Erste war nicht schwer.

Denn die starken Germanen verachteten in barbarischem Hochmuth alle offenen und geheimen Feinde: wir haben gesehen, wie schwer selbst der sonst scharfblickende, helle

Kopf eines Jünglings wie Totila von der Nähe einer Gefahr zu überzeugen war: und die trotzig-eigensinnige Sicherheit eines Hildebad drückte recht eigentlich die allgemeine Stimmung der Gothen aus.

Auch an Parteiungen fehlte es nicht in diesem Volk

Da waren die stolzen Adelsgeschlechter, die Balthen mit ihren weit verzweigten Sippen, an ihrer Spitze die drei Herzoge Thulun, Ibba und Piza: die reichbegüterten Wölsungen unter den Brüdern Herzog Guntharis von Tuscan und Graf Arahad von Asta: und andre mehr, welche alle den Amalern an Glanz der Ahnen wenig nachgaben und eifersüchtig ihre Stellung dicht neben dem Throne bewachten.

Da waren Viele, welche die Vormundschaft eines Weibes, die Herrschaft eines Knaben nur mit Unwillen trugen, welche gern, nach dem alten Recht des Volkes, das Königshaus umgangen und einen der erprobten Helden der Nation auf den Schild erhoben hätten.

Andererseits zählten auch die Amaler blind ergebne Anhänger, welche solche Gesinnung als Treubruch verabscheuten.

Endlich theilte sich das ganze Volk in eine rauhere Partei, welche, längst unzufrieden mit der Milde, die Theoderich und seine Tochter den Wälschen bewiesen, gerne nunmehr nachgeholt hätten, was, wie sie meinten, bei der Eroberung des Landes versäumt worden, und die Italier für ihren heimlichen Haß mit offener Gewalt zu strafen begehrt.

Viel kleiner natürlich war die Zahl der sanfter und edler Gesinnten, welche, wie Theoderich selbst, empfänglich

für die höhere Cultur der Unterworfenen, sich und ihr Volk zu dieser empor zu heben strebten.

Das Haupt dieser Partei war die Königin.

Diese Frau nun suchte Cethegus im Besitz der Macht zu erhalten; denn sie, diese weibliche, schwache, getheilte Herrschaft, verhiess, die Kraft des Volkes zu lähmen, die Parteiung und Unzufriedenheit dauernd zu machen.

Ihre Richtung schloß jedes Erstarken des gothischen Nationalgefühls aus.

Er lebte vor dem Gedanken, einen gewaltigen Mann die Kraft dieses Volkes energisch zusammenfassen zu sehen.

Und manchmal machten ihn schon die Züge von Hohheit, die sich in diesem Weibe zeigten, mehr noch die feurigen Funken verhaltner Gluth, welche zu Zeiten aus Athalarichs tiefer Seele aussprühnten, ernstlich besorgt. Sollten Mutter und Sohn solche Spuren öfter verrathen, dann freilich mußte er beide ebenso eifrig stürzen als er bisher ihre Regierung gehalten hatte.

Einstweilen aber freute er sich noch der unbedingten Herrschaft, welche er über die Seele Amalafwinthens gewonnen.

Dies war ihm bald gelungen.

Nicht nur, weil er mit großer Feinheit ihre Neigung zu gelehrten Gesprächen ausbeutete, in welchen er von dem, wie es schien, ihm überall überlegenen Wissen der Fürstin so häufig überwunden wurde, daß Cassiodor, der oft Zeuge ihrer Disputationen war, nicht umhin konnte, zu bedauern, wie dies einst glänzende Ingenium durch Mangel an gelehrter Uebung etwas eingerostet sei.

Der vollendete Menschenerforscher hatte das stolze Weib noch viel tiefer getroffen.

Ihrem großen Vater war kein Sohn, war nur diese Tochter beschieden: der Wunsch nach einem männlichen Erben seiner schweren Krone war oft aus des Königs, oft aus des Volkes Munde schon in ihren Kinderjahren an ihr Ohr gedrungen.

Es empörte das hochbegabte Mädchen, daß man es lediglich um ihres Geschlechtes willen zurück setzte hinter einem möglichen Bruder, der, wie selbstverständlich, der Herrschaft würdiger und fähiger sein würde. So weinte sie als Kind oft bittere Thränen, daß sie kein Knabe war.

Als sie herangewachsen, hörte sie natürlich nur noch von ihrem Vater jenen tränkenden Wunsch: jeder andre Mund am Hofe pries die wunderbaren Anlagen, den männlichen Geist, den männlichen Muth der glänzenden Fürstin.

Und das waren nicht Schmeicheleien: Amalafwintha war in der That in jeder Hinsicht ein außergewöhnliches Geschöpf: die Kraft ihres Denkens und ihres Willens, aber auch ihre Herrschsucht und kalte Schroffheit überschritten weit die Schranken, in welchen sich holde Weiblichkeit bewegt.

Das Bewußtsein, daß mit ihrer Hand zugleich die höchste Stellung im Reich, vielleicht die Krone selbst, würde vergeben werden, machte sie eben auch nicht bescheidener: und ihre tiefste, mächtigste Empfindung war jetzt nicht mehr der Wunsch, Mann zu sein, sondern die Ueberzeugung, daß sie, das Weib, allen Aufgaben des

Lebens und des Regierens fogut wie der begabteste Mann, besser als die meisten Männer, gewachsen, daß sie berufen sei, das allgemeine Vorurtheil von der geistigen Unebenbürtigkeit ihres Geschlechts glänzend zu widerlegen.

Die Ehe des kalten Weibes mit Eutharich, einem Amaler aus anderer Linie, einem Mann von hohen Anlagen des Geistes und reichem Gemüth, war kurz —: Eutharich erlag nach wenigen Jahren einem tiefen Leiden — und wenig glücklich. Nur mit Widerstreben hatte sie sich ihrem Gatten gebeugt. Als Wittwe athmete sie stolz auf. Sie brannte vor Ehrgeiz, dereinst als Vormünderin ihres Knaben, als Regentin jene ihre Lieblingsidee zu bewähren: sie wollte so regieren, daß die stolzesten Männer ihre Ueberlegenheit sollten einräumen müssen.

Wir haben gesehen, wie die Erwartung der Herrschaft diese kalte Seele fogar den Tod ihres großen Vaters ziemlich ruhig hatte ertragen lassen.

Sie übernahm das Regiment mit höchstem Eifer, mit unermüdlcher Thätigkeit.

Sie wollte Alles selbst, Alles allein thun.

Sie schob ungeduldig den greisen Cassiodor zur Seite, der ihrem Geist nicht rasch und kräftig genug Schritt hielt.

Keines Mannes Rath und Hülfe wollte sie dulden.

Eifersüchtig wachte sie über ihre Alleinherrlichkeit. Und nur Einem ihrer Beamten ließ sie gern und häufig das Ohr; demjenigen, der ihr oft und laut die männliche Selbstständigkeit ihres Geistes pries und noch öfter dieselbe

still zu bewundern, der den Gedanken, sie beherrschen zu wollen, gar nie wagen zu können schien: sie traute nur Cethegus.

Denn dieser zeigte ja nur den Einen Ehrgeiz, alle Gedanken und Pläne der Königin mit eifriger Sorge durchzuführen. Nie trat er, wie Cassiodor oder gar die Häupter der gothischen Partei, ihren Lieblingsbestrebungen entgegen; er unterstützte sie darin: er half ihr, sich mit Römern und Griechen umgeben, den jungen König möglichst von der Theilnahme am Regiment ausschließen, die alten gothischen Freunde ihres Vaters, die, im Bewußtsein ihrer Verdienste und nach alter Gewohnheit, sich manches freie und derbe Wort des Tadelns erlaubten, als rohe Barbaren allmählich vom Hof entfernen, die Gelder, welche für Kriegsschiffe, Rosse, Ausrüstung der gothischen Heere bestimmt waren, für Wissenschaften und Künste oder auch für die Verschönerung, Erhaltung und Sicherung Roms verwenden — kurz er war ihr behülflich in Allem, was sie ihrem Volk entfremden, ihre Regierung verhaßt und ihr Reich wehrlos machen konnte.

Und hatte er selbst einen Plan, immer wußte er seine Verhandlungen mit der Fürstin so zu wenden, daß sich diese für die Urheberin ansehen mußte und ihn zu dem Vollzug seiner geheimsten Wünsche als ihrer Aufträge befehligte.

## Fünftes Capitel.

---

Begreiflicherweise bedurfte es, um solchen Einfluß zu gewinnen und zu pflegen, häufigeren Aufenthalts am Hof, längerer Abwesenheit von Rom als seine dortigen Interessen vertragen.

Deßhalb strebte er danach, in die Nähe der Königin Persönlichkeiten zu bringen, welche ihm diese Mühe zum Theil ersparen könnten, welche ihn immer gut unterrichten und warm vertreten sollten.

Die Frauen von mehreren gothischen Edeln, welche großend Ravenna verließen, mußten in der Umgebung Amalafwinthens ersetzt werden und Cethegus trug sich mit dem Gedanken, bei dieser Gelegenheit Rusticana, die Tochter des Symmachus, die Wittve des Boëthius an den Hof zu bringen.

Die Aufgabe war nicht leicht.

Denn die Familie dieser als Hochverräther hingerichteten Männer war in Ungnade aus der Königsstadt verbannt.

Vor Allem mußte daher die Königin ungestimmt werden für sie.



Dies freilich gelang alsbald, indem die Großmuth der edeln Frau gegen das so tief gefallne Haus wach gerufen wurde.

Dazu kam, daß sie an die niemals vollbewiesene Schuld von zwei edeln Römern nie von Herzen hatte glauben mögen, deren Einen, den Gatten Rusticiana's, sie als großen Gelehrten und in manchen Gebieten als ihren Lehrer verehrte.

Endlich wußte Cethegus zu betonen, wie gerade dieser Act, sei es der Gerechtigkeit, sei es der Gnade, die Herzen all' ihrer römischen Unterthanen rühren müsse. So war die Regentin leicht gewonnen, Gnade zu ertheilen.

Viel schwerer ward die stolze und leidenschaftliche Wittwe des Verurtheilten bewogen, diese Gnade anzunehmen.

Denn Wuth und Rachedurst gegen das Königshaus erfüllten ihre ganze Seele und Cethegus mußte sogar fürchten, ihr unbeherrschbarer Haß könnte sich in der steten Nähe der „Tyrannen“ leicht verrathen.

Widerholt hatte Rusticiana trotz all' seiner sonst so großen Gewalt über sie dieses Ansinnen zurück gewiesen.

Da machten sie eines Tages eine sehr überraschende Entdeckung, welche zur Erfüllung der Wünsche des Präfecten führen sollte.

Rusticiana hatte eine kaum sechzehnjährige Tochter, Camilla. Aus ihrem echt römischen Gesicht mit den edeln Schläfen und den schön geschnittenen Lippen leuchteten dunkle schwärmerische Augen: der eben erst vollendete

Wuchs zeigte feine, fast allzuzarte Formen, rasch und leicht und graciosus wie einer Gazelle waren alle Bewegungen dieser schlanken Glieder.

Eine reiche Seele mit schwungvoller Phantasie lebte in dem lieblichen Mädchen.

Mit aller Inbrunst kindlicher Verehrung hatte sie ihren unglücklichen Vater geliebt: der Streich, welcher sein theures Haupt getroffen, hatte tief in das Leben des heranblühenden Mädchens geschlagen; ungestillte Trauer, heilige Wehmuth, mit welcher sich die leidenschaftliche Vergötterung seines Martyriums für Italien mischte, erfüllten alle Träume ihres jungfräulichen Entfaltens.

Vor dem Sturz ihres Hauses ein gern gesehener Gast am Königshof war sie nach der Katastrophe mit ihrer Mutter über die Alpen nach Gallien geflohen, wo ein alter Gastfreund den betrübten Frauen Monate lang eine Zufluchtstätte bot, während Anicius und Severinus, Camillas Brüder, anfänglich ebenfalls verhaftet und zum Tode verurtheilt, dann zur Verbannung aus dem Reich begnadigt, aus dem Kerker sofort nach Byzanz an den Hof des Kaisers eilten, wo sie Himmel und Hölle gegen die Gothen in Bewegung setzten.

Die Frauen waren, als sich der Sturm der Verfolgung verzogen, nach Italien zurückgekehrt und lebten ihrem stillen Gram im Häuschen eines treuen Freigelassenen zu Perusia, von wo aus freilich Rusticiana, wie wir gesehen, den Weg zu den Verschworenen in Rom wohl zu finden wußte.

Der Juni war gekommen, die Jahreszeit, in der vor-

nehme Römer noch immer, wie zur Zeit des Horatius und Tibullus, die dumpfe Luft der Städte zu fliehen und in seine kühlen Villen im Sabinergebirge oder an der Meeresküste sich zu verstecken pflegte.

Mit Beschwerde trugen die vermöhten Edelfrauen den Qualm und Staub in den heißen Straßen des engen Perusia, mit Seufzen der herrlichen Landhäuser bei Florentia und Neapolis gedenkend, welche sie, wie all' ihr Vermögen, an den gothischen Fiscus verloren.

Da trat eines Tages der treue Corbulo mit seltsam verlegenem Gesicht vor Rusticana.

Er hätte längst bemerkt, wie die „Patrona“ unter seinem unwürdigen Dach zu leiden und mancherlei Ungemach schon durch seine Handthierung — er war seines Zeichens ein Steinmetz — zu erdulden gehabt und so habe er denn an den letzten Calenden ein kleines, freilich nur ein ganz kleines, Gütchen mit einem noch kleineren Häuschen gekauft, droben im Gebirge bei Tifernum.

Freilich, an die Villa bei Florentia dürften sie dabei nicht denken: aber es riesele doch auch dort ein selbst unter dem Sirius nicht versiegender Waldquell, Eichen und Cornellen gäben breiten Schatten, um den verfallenen Faunustempel wuchre üppig der Epheu und im Garten habe er Rosen, Veilchen und Lilien bauen lassen, wie sie Domna Camilla liebe und so möchten sie denn Maulthier und Sänfte besteigen und wie andre Edelfrauen ihre Villa beziehen.

Die Frauen, von dieser Treue des Alten gerührt,

nahmen dankbar seine Güte an und Camilla, die sich in kindlicher Genügsamkeit auf die kleine Veränderung freute, war heiterer, belebter als je seit dem Tod ihres Vaters.

Ungeduldig drängte sie zum Ausbruch und eilte noch am selben Tage mit Corbulo und Daphnidion, dessen Tochter, voraus, Rusticiana sollte mit den Sklaven und dem Gepäck so bald als möglich folgen.

Die Sonne sank schon hinter die Hügel von Tifer-num, als Corbulo, Camillens Maulthier am Zügel führend, aus den Waldhöhen auf die Lichtung gelangte, von wo aus man das Gütchen zuerst wahrnehmen konnte. Längst hatte er sich auf die Ueberraschung des Kindes gefreut, wenn er ihr von hier aus das anmuthig gelegene Haus zeigen würde.

Aber erstaunt blieb er stehen, — er hielt die Hand vor die Augen, ob ihn die Abendsonne blende, er sah umher, ob er denn nicht an der rechten Stelle: aber kein Zweifel! da stand ja an dem Rain, wo Wald und Wiese sich berührten, der graue Markstein in Gestalt des alten Grenzgottes Terminus mit seinem spitz zulaufenden Kopf: der rechte Ort war es, aber das Häuschen nicht zu sehen: vielmehr an seiner Stelle eine dichte Gruppe von Pinien und Platanen: und auch sonst war die ganze Umgebung verändert: da standen grüne Hecken und Blumenbete, wo sonst Kohl und Rüben, und ein zierlicher Pavillon prangte, wo bisher Sandgruben und die Landstraße sein bescheidenes Gebiet begrenzt hatten.

„Die Mutter Gottes steh' mir bei und alle obern

Götter!" rief der Steinmetz, „bin ich verzaubert oder die Gegend? aber Zauber ist los!"

Seine Tochter reichte ihm eifrig das Amulet, das sie am Gürtel trug: aber Aufschluß konnte sie nicht geben, da sie zum ersten Mal das neue Besitztum betrat und so blieb nichts übrig, als das Maulthier zur größten Eile zu treiben und springend und rufend begleiteten Vater und Tochter den Trab des Grauchens die Wiefenhänge hinunter.

Als sie nun näher kamen, fand Corbulo allerdings hinter der Baumgruppe das Haus, das er gekauft: aber so verjüngt, erneuert, verschönt, daß er es kaum erkannte.

Sein Staunen über die Umwandlung der ganzen Gegend stieg aufs Neue zu abergläubischer Furcht: offenen Mundes blieb er zuletzt stehen, ließ die Zügel fallen und begann eine wieder seltsam gemischte Reihe von christlichen und heidnischen Interjectionen, als plötzlich Camilla eben so überrascht ausrief:

„Aber das ist ja der Garten, wo wir gewohnt, das Viridarium des Honorius zu Ravenna, dieselben Bäume, dieselben Blumenbete, und auch an jenem Teich, wie zu Ravenna am Meeresufer, der Tempel der Venus! o wie schön, welche Erinnerung! Corbulo, wie hast du das angefangen!"

Und Thränen freudiger Nührung traten in ihre Augen.

„So sollen mich alle Teufel peinigen und Lemuren, wenn ich das angefangen habe. Doch da kommt Cap-

pador mit seinem Klumpfuß, der ist also nicht mit ver= hert. Rede, du Cyclope, was ist hier geschehen?"

Der riesige Cappador, ein breitschultriger Sklave, humpelte mit ungeschlachtetem Lächeln heran und erzählte nach vielen Fragen und Unterbrechungen des Staunens eine räthselhafte Geschichte.

Vor drei Wochen etwa, wenige Tage nachdem Cappa= dor auf das Gut geschickt war, es für seinen Herren, der auf längere Zeit in die Marmorbrüche von Luna verreist war, zu verwalten, kam von Tifernum her ein vornehmer Römer mit einem Troß von Sklaven und Arbeitern und mit hochbepackten Lastwagen an.

Er fragte, ob dies die Besitzung sei, welche der Stein= metz Corbulo von Perusia für die Wittwe des Boëthius gekauft.

Und als dies bejaht wurde, gab er sich als den Hortulanus Princeps d. h. als Oberintendanten der Gärten zu Ravenna zu erkennen.

Ein alter Freund des Boëthius, welcher aus Furcht vor den gothischen Tyrannen seinen Namen nicht zu nennen wage, wünsche sich insgeheim der Verfolgten anzunehmen und habe ihm den Auftrag gegeben, den Auf= enthalt derselben mit allen Mitteln seiner Kunst zu schmücken und zu verschönern.

Der Sklave dürfe die beabsichtigte Ueberraschung nicht verderben und halb mit Güte, halb mit Gewalt hielt man den staunenden Cappador auf der Villa fest.

Der Intendant aber machte sofort seinen Plan und seine Arbeiter gingen unverzüglich an's Werk.

Viele benachbarte Grundstücke wurden zu hohen Preisen hinzugekauft und nun hob an ein Niederreißen und Bauen, ein Pflanzen und Graben, ein Hämmern und Klopfen, ein Putzen und Malen, daß dem guten Cappadox Hören und Sehen verging.

Wollte er fragen und drein reden, so lachten ihm die Arbeiter ins Gesicht.

Wollte er sich davon machen, so winkte der Intendant und ein halb Duzend Fäuste hielten ihn fest.

„Und“ — schloß der Erzähler — „so gings bis vorgestern Morgen. Da waren sie fertig und zogen davon.

Anfangs war mir angst und bang, da ich die kostspieligen Herrlichkeiten aus dem Boden wachsen sah. Ich dachte: am Ende, wenn Meister Corbulo das Alles bezahlen soll, dann weh über meinen Rücken! Und ich wollte dir's melden.

Aber sie ließen mich nicht und obenein wußt ich dich fern von Haus. Und wie ich nachgerade das unsinnig viele Geld des Intendanten verspürte und wie der mit den Goldstücken um sich warf wie die Kinder mit Kieseln, siehe, da beruhigte sich allmählig mein Gemüthe und ich ließ alles gehen wie es ging.

Nun, o Herr, weiß ich wohl: du kannst mich dennoch in den Block setzen und prügeln lassen. Mit der Kebe oder sogar mit dem Scorpion. Du kannst es. Denn warum? du bist der Herr und Cappadox der Knecht.

Aber gerecht, Herr, wäre es kaum! bei allen Heiligen und allen Göttern! Denn du hast mich gesetzt über

ein Paar Kohlfelder und siehe, sie sind geworden ein Kaisergarten unter meiner Hand."

Camilla war längst abgestiegen und davon geschlüpft, ehe der Sklave zu Ende.

Mit vor Freude hochklopfendem Herzen durcheilte sie den Garten, die Lauben, das Haus: sie schwebte wie auf Flügeln, kaum konnte ihr die flinke Daphnidion folgen.

Ein Ausruf der Ueberraschung des freundigen Schreckens jagte den Andern: so oft sie um eine Ecke des Weges, um eine Baumgruppe, bog, wieder und wieder stand ein Bild aus jenem Garten von Ravenna vor ihrem entzückten Auge.

Als sie aber ins Haus gelangte und ein kleines Gemach desselben genau so bemalt, ausgerüstet, geschmückt fand wie jener Raum im Kaiserschloß, in welchem sie die letzten Tage der Kindheit verspielt und die ersten Träume des Mädchens geträumt, dieselben Bilder auf den bastgeflochtenen Vorhängen, die gleichen Vasen und zierlichen Citrus-Kästchen und auf dem gleichen Schildplatt-Tischchen ihre kleine zierliche Lieblings-Harfe mit den Schwanenflügeln, da, überwältigt von so vielen Erinnerungen, und noch mehr von dem Gefühl des Dankes gegen so zarte Freundschaft, sank sie schluchzend in freudiger Wehmuth auf den weichen Teppichen des Lectus zusammen. Kaum konnte sie Daphnidion beruhigen:

„Es gibt noch edle Herzen, noch Freunde für das Haus des Boëthius“ rief sie wieder und wieder.



Und sie sandte das innigste Gebet des Dankes gegen Himmel. —

Als am Tage darauf die Mutter eintraf, war sie kaum weniger ergriffen von der seltsamen Ueberraschung.

Sogleich schrieb sie nach Rom an Cethegus und fragte, welcher Freund ihres Vatters wohl in diesem geheimnißvollen Wohlthäter zu suchen sei? Es war ihr eine stille Hoffnung, an ihn selbst dabei zu denken.

Aber der Präfect schüttelte nachdenklich den Kopf über ihren Brief und schrieb ihr zurück: er kenne Niemand, an den ihn diese zartfühlende Weise mahnen könne. Sie möge scharf jede Spur beachten, die zur Lösung des Räthsels führen könne.

Es sollte sich bald genug enthüllen. —

Camilla wurde nicht müde, den Garten zu durchstreifen und immer neue Aehnlichkeiten mit seinem trauten Vorbild zu entdecken.

Oft führten sie diese Gänge über den Park hinaus und in den anstoßenden Bergwald. Dabei pflegte sie die muntre Daphnidion zu begleiten, welche ihr gleiche Jugend und treue Anhänglichkeit rasch zur Vertrauten gemacht. Widerholt hatte diese der Patrona bemerkt, ein Waldgeist, müsse ihnen nachschleichen. Denn vielfach knackte es hörbar in den Büschen und rauschte im Grase hinter oder neben ihnen. Und doch sei nirgends Mensch oder Thier zu sehen.

Aber Camilla lachte ihres Aberglaubens und nöthigte sie immer wieder in die grünen Schatten der Ulmen und Platanen hinaus.

Eines Tages entdeckten die Mädchen, vor der Hitze tiefer und tiefer in die Kühle des Waldes flüchtend, eine lebhafteste Quelle, die reichlich und klar von dunkeln Porphyrfelsen traufte. Doch sie rieselte ohne bestimmtes Rinnfal und mühsam mußten die Durstenden die einzelnen Silbertropfen erhaschen.

„Wie Schade,“ rief Camilla, „um das köstliche Maß! Da hättest du die Tritonenquelle sehen sollen im Pinetum zu Ravenna. Wie anmuthig sprudelte der Strahl aus den aufgeblasenen Backen des bronceneu Meergotts und fiel gesammelt in eine breite Muschel von braunem Marmor, wie Schade!“

Und sie gingen weiter.

Nach einigen Tagen kamen beide wieder an die Stelle.

Daphnidion, die voran schritt, blieb plötzlich laut aufschreiend stehen und wies sprachlos mit dem Finger auf die Quelle.

Der Waldquell war gefast.

Aus einem bronceneu Tritonenkopff sprudelte der Strahl in eine zierliche Muschel von braunem Marmor. Daphnidion, jetzt fest an Geisterespul glaubend, wandte sich ohne Weiteres zur Flucht: sie floh mit den Händen vor den Augen, die Waldgeister nicht zu sehen, was für höchst gefährlich galt, nach dem Hause zu, der Herrin laut rufend, ihr zu folgen.

Aber Camilla durchzuckte der Gedanke: der Lauscher, der uns neulich hieher gefolgt, ist gewiß auch jetzt in der Nähe, sich an unfrem Staunen zu weiden.

Scharf sah sie umher: an einem wilden Rosen-

busch fielen die Blüthen von schwankenden Zweigen zur Erde.

Rasch schritt sie auf das Dickicht zu.

Und sieh, aus dem Gebüsch trat ihr mit Jagdtasche und Wurfspeer ein junger Jäger entgegen.

„Ich bin entdeckt,“ sagte er mit leiser, schüchternen Stimme, anmuthig in seiner Beschämung.

Aber mit einem Schreckensruf fuhr Camilla zurück: „Athalarich“ — stammelte sie — „der König!“

Eine ganze Meerfluth von Gedanken und Gefühlen wogte ihr durch Haupt und Herz, und halb ohnmächtig sank sie auf den Rasenhang neben der Quelle.

Der junge König stand in Schrecken und Entzücken sprachlos einige Sekunden vor der hingegognen zarten Gestalt: durstig sog sein brennendes Auge die schönen Züge, die edeln Formen ein: flüchtiges Roth schoß zuckend wie Blitze über sein bleiches Gesicht:

„O sie — sie ist mein heißer Tod“ — hauchte er, endlich beide Hände an das pochende Herz drückend — „jetzt sterben, — sterben mit ihr.“

Da regte sie den Arm. Das brachte ihn zur Besinnung zurück. Er kniete neben ihr nieder und sprengte das kühle Raß des Brunnens auf ihre Schläfe.

Sie schlug die Augen auf: „Barbar — Mörder!“ schrie sie gellend, stieß seine Hand zurück, sprang auf und floh wie ein gescheuchtes Reh hinweg.

Athalarich folgte ihr nicht.

„Barbar — Mörder,“ hauchte er in tiefstem Schmerz vor sich hin. Und er verbarg die glühende Stirn in den Händen.

## Sechstes Capitel.

---

Camilla kam in so hoher Aufregung nach Hause, daß Daphnidion sich's nicht nehmen ließ, die Donna müsse die Nymphen oder gar den altehrwürdigen Waldgott Picus selbst gesehen haben.

Aber das Mädchen warf sich in wilder Bewegung in die Arme der erschrockenen Mutter.

Der Kampf verworrener Gefühle löste sich in einem Strom von heißen Thränen und erst spät vermochte sie, den besorgten Fragen Iusticianas's Antworten und Aufschluß zu geben.

In der tiefen Seele dieses Kindes wogte ein schweres Ringen.

Es war dem am Hofe zu Ravenna heranreisenden Mädchen nicht ganz entgangen, daß der schöne, bleiche Knabe oft mit seltsamem, träumendem Blick die dunkeln Augen auf ihr ruhen ließ, daß er wie mit Andacht dem Tonfall ihrer Stimme lauschte.

Aber niemals war diese Ahnung inneren Wohlgefallens ihr bestimmt ins Bewußtsein getreten; der Prinz, scheu und verschlossen, hatte die Augen niedergeschlagen,

wenn sie ihn über einem solchen Blick ertappte und ihn unbefangen fragend ansah: waren sie doch beide damals beinahe noch Kinder.

Sie wußte nicht zu nennen, was in Athalarich vorging — kaum wußte er es selbst — und nie war es ihr eingefallen, nachzudenken, warum auch sie gern in seiner Nähe lebte, gern dem kühnen, von der Art aller andrer Gespielen abweichenden Flug seiner Gedanken oder Phantasien folgte, gern auch schweigend neben dem Schweigenden im Abendlicht durch die stillen Gärten wandelte, wo er oft mitten aus seinen Träumereien abgeriſſne, aber immer sinnige Worte zu ihr sprach, deren Poesie, die Poesie schwärmerischer Jugend, sie so völlig verstand und würdigte.

In das zarte Weben dieser knospenden Neigung schlug nun die Katastrophe ihres über Alles geliebten Vaters.

Und nicht nur sanfte Trauer um den Gemordeten, glühender Haß gegen die Mörder ergriff die Seele der leidenschaftlichen Römerin.

Von jeher hatte Boëthius, selbst in der Zeit seiner höchsten Gunst am Hofe, ein hochmüthiges Herabsehen auf das Barbarenthum der Gothen zur Schau getragen, und seit der Katastrophe natürlich athmete die ganze Umgebung Camilla's, die Mutter, die beiden rachedurstenden Brüder, die Freunde des Hauses nur Haß und Berachtung: nicht nur gegen den blutigen Mörder und Tyrannen Theoderich, nein, gegen alle Gothen und vorab gegen Tochter und Enkel des Königs, die

seine Schuld zu theilen schienen, weil sie dieselbe nicht verhindert.

So hatte das Mädchen Athalarichs fast gar nicht mehr gedacht.

Und wenn er genannt wurde oder wenn, was ihr manchmal begegnete, sein Bild im Traume vor ihre Seele trat, so gipfelte all' ihr Haß gegen die Barbaren in höchstem Abscheu gegen ihn.

Vielleicht gerade deshalb, weil im geheimsten Grund ihres Herzens jetzt eine widerstrebende Ahnung von jener Neigung zitterte, welche sie zu dem schönen Königssohn gezogen. —

Und nun — nun hatte es der Frevler gewagt, ihr argloses Herz mit tückischem Streich zu treffen!

Sie hatte, sowie sie ihn aus dem Dickicht schreiten sah, sowie sie ihn erkannte, blitzschnell erfaßt, daß er es war, der, wie die Fassung der Quelle, so die Umgestaltung der ganzen Villa geschaffen.

Er, der verhaßte Feind, der Sproß des verfluchten Geschlechts, an welchem das Blut ihres Vaters klebte, der König der Barbaren!

All die Freuden, mit welchen sie in diesen Tagen Haus und Garten durchmustert, brannten jetzt wie glühend Erz auf ihrer Seele. Der Todfeind ihres Volkes, ihres Geschlechts, hatte gewagt, sie zu beschenken, zu erfreuen, zu beglücken. Für ihn hatte sie Dankgebete zum Himmel gesandt. Er hatte sich erlöhnt, ihren Schritten zu folgen, ihre Worte zu belauschen, ihre leisesten Wünsche zu erfüllen — und im Hintergrund ihrer Seele stand, schreck-

licher als all' dies, der Gedanke, warum er das gethan. Er liebte sie! der Barbar erlöhnte sich, es ihr zu zeigen. Der Tyrann Italiens, er wagte wohl gar zu hoffen, daß des Boëthius Tochter —

Des war zu viel! und schmerzlich schluchzend barg sie das Haupt in den Kissen ihres Lagers, bis dumpfer Schlaf der Erschöpfung auf sie nieder sank.

Als bald erschien der eilig herbeigerufene Cethegus bei den rathlosen Frauen.

Rusticiana hatte ihrem wie Camilla's erstem Impulse folgen, sofort die Villa und die verhaßte Nähe des Königs fliehen und ihr Kind jenseits der Alpen bergen wollen.

Aber der Zustand Camillas hatte bisher den Aufbruch verhindert und sowie der Präfect das Haus betrat, schien sich die Flamme der Aufregung vor seinem kalten Blick zu legen.

Er nahm Rusticianen allein mit sich in den Garten: ruhig und aufmerksam hörte er daselbst, den Rücken an einen Lorberstamm gelehnt, das Kinn in die linke Hand gestützt, ihrer leidenschaftlichen Erzählung zu.

„Und nun rede,“ schloß sie, „was soll ich thun? Wie soll ich mein armes Kind retten? wohin sie bringen?“

Cethegus schlug die Augen auf, die er, wie er bei angestrengtem Nachsinnen pfliegte, halb geschlossen hatte.

„Wohin Camilla bringen?“ sagte er. „An den Hof, nach Ravenna.“

Rusticiana fuhr empor: „Wozu jetzt der giftige Scherz!“

Aber Cethegus richtete sich rasch auf.

„Es ist mein Ernst. Still — höre mich. Kein gnädigeres Geschenk hat das Schicksal, das die Barbaren verderben will, in unsren Weg legen können.

Du weißt, wie völlig ich die Regentin beherrsche.

Aber nicht weißt du, wie völlig machtlos ich bin über jenen eigensinnigen Schwärmer. Es ist räthselhaft. Der kranke Jüngling ist im ganzen Gothenvolk der einzige, der mich, wenn nicht durchschaut, doch ahnt. Und ich weiß nicht, ob er mich mehr fürchtet oder mehr haßt. Das wäre mir ziemlich gleichgültig, wenn der Verwegne mir nicht sehr entschieden und sehr erfolgreich entgegen arbeitete. Sein Wort wiegt natürlich schwer bei seiner Mutter. Oft schwerer als das Meine. Und er wird immer älter, reifer, gefährlicher. Sein Geist überflügelt mächtig seine Jahre. Er nimmt ernstlichen Theil an den Berathungen der Regentschaft. Jedesmal spricht er gegen mich. Oft siegt er.

Erst neulich hat er es gegen mich durchgesetzt, daß der schwarzgallige Teja den Befehl der gothischen Truppen in Rom erhielt, in meinem Rom! Kurz, der junge König wird höchst gefährlich. Und ich hatte bisher nicht einen Schatten von Gewalt über ihn. Zu seinem Verderben liebt er Camilla. Durch sie wollen wir den Unbeherrschbaren beherrschen.“

„Nimmermehr!“ rief Rusticiana. „Nie, so lang ich athme. Ich an den Hof des Tyrannen! Mein Kind die Geliebte Athalarichs! des Boëthius Tochter! Sein blutger Schatte würde —“



„Willst du diesen Schatten rächen? Ja! willst du die Gothen verderben? Ja! Also mußt du wollen, was dahin führt.“

„Nie, bei meinem Eide!“

„Weib, reize mich nicht. Troke mir nicht. Du kennst mich! Bei deinem Eide! Wie? Hast du mir nicht Gehorsam geschworen, blinden, unbedingten, wie ich dir Rache verheißen? Hast du's nicht geschworen auf die Gebeine der Heiligen, dich und deine Kinder verflucht für den Eidbruch? Man sieht sich vor bei euch Weibern. Gehorche oder zittre für deine Seele.“

„Entsetzlicher! Soll ich all' meinen Haß dir, deinen Plänen opfern?“

„Mir? Wer spricht von mir? Deine Sache führ' ich. Deine Rache vollend' ich: Mir haben die Gothen nichts zu leid gethan. Du hast mich aufgestört von meinen Büchern. Du hast mich aufgerufen, diese Amaler zu vernichten. Willst du nicht mehr? Auch gut! Ich kehre zurück zu Horatius und der Stoa! Leb wohl.“

„Bleib, bleibe. Aber soll denn Camilla das Opfer werden?“

„Wahnsinn! Athalarich soll es werden. Sie soll ihn ja nicht lieben, sie soll ihn nur beherrschen. Oder, fügte er sie scharf ansehend hinzu, fürchtest du für ihr Herz?“

„Deine Zunge erlahme! Meine Tochter? ihn lieben? eher erwürg' ich sie mit diesen Händen.“

Aber Cethegus war nachdenklich geworden.

Es ist nicht um das Mädchen, sagte er zu sich selbst.

Was liegt an ihr! Aber wenn sie ihn liebt — und der Gothe ist schön, geistvoll, schwärmerisch.

„Wo ist Deine Tochter?“ fragte er laut.

„Im Frauengemach. Auch wenn ich wollte, sie würde nie einwilligen, nie.“

„Wir wollen's versuchen. Ich gehe zu ihr.“

Und sie traten in's Haus. Rusticiana wollte mit ihm in das Gemach. Aber Cethegus wies sie zurück.

„Allein muß ich sie haben!“ sprach er und schritt durch den Vorhang.

Bei seinem Anblick erhob sich das schöne Mädchen von den Teppichen, auf denen sie in rathlosem Sinnen geruht.

Gewöhnt, in dem klugen, beherrschenden Mann, dem Freund ihres Vaters, stets einen Berather und Helfer zu finden, begrüßte sie ihn vertrauend wie die Kranke den Arzt.

„Du weißt, Cethegus?“

„Alles.“

„Und Du bringst mir Hilfe.“

„Rache bring ich Dir, Camilla!“

Das war ein neuer, ein mächtig ergreifender Gedanke!

Nur Flucht, Rettung aus dieser qualvollen Lage hatten ihr bisher vorgeschwebt. Höchstens eine zornige Abweisung der königlichen Geschenke.

Aber jetzt Rache! Vergeltung für die Schmerzen dieser Stunden! Rache für die erlittne Schmach! Rache an den Mördern ihres Vaters! Ihre Wunden waren

frisch. Und in ihren Adern kochte das heiße Blut des Südens.

Ihr Herz frohlockte über Cethegus' Wort!

„Rache? wer wird mich rächen? Du!“

„Du dich selbst! Das ist süßer.“

Ihre Augen blitzten.

„An Wem?“

„An ihm. An seinem Haus. An allen unsern Feinden.“

„Wie kann ich das? Ein schwaches Mädchen?“

„Höre auf mich, Camilla. Nur dir, nur des edeln Boëthius edler Tochter sag ich, was ich sonst keinem Weib der Erde vertrauen würde.

Es besteht ein starker Bund von Patrioten, der die Herrschaft der Barbaren spurlos austilgen wird aus diesem Lande: das Schwert der Rache hängt über den Häuptern der Tyrannen. Das Vaterland, der Schatte deines Vaters beruft Dich, es herab zu stürzen.“

„Mich? ich — meinen Vater rächen? sprich!“ rief hocherglühend das Mädchen, die schwarzen Haare aus den Schläfen streichend.

„Es gilt ein Opfer. Rom fordert es.“

„Mein Blut, mein Leben! wie Virginia will ich sterben.“

„Du sollst leben, den Sieg zu schauen. Der König liebt dich. Du mußt nach Ravenna. An den Hof. Du mußt ihn verderben. Durch diese Liebe. Wir Alle haben keine Macht über ihn. Nur du hast Gewalt über seine Seele. Du sollst dich rächen und ihn vernichten.“

„Ihn vernichten?!“ — Seltsam bewegt klang die leise Frage; ihr Busen wogte, ihre Stimme bebte in der Mischung ringender Gefühle, Thränen brachen aus ihren Augen, sie verbarg das Gesicht in den Händen. —

Cethegus stand auf.

„Vergieb, sagte er. Ich gehe. Ich wußte nicht — daß du den König liebst.“

Ein Weheschrei des Zornes wie bei physischem Schmerz drang aus des Mädchens Brust.

Sie sprang auf und faßte ihn an der Schulter:

„Mana, wer sagt das? Ich hasse ihn! Hasse ihn, wie ich nie gewußt, daß ich hassen kann.“

„So beweise es. Denn ich glaub' es dir nicht.“

„Ich will dir's beweisen! rief sie. Sterben soll er! Er soll nicht leben!“

Sie warf das Haupt zurück, wild funkelten die blitzenden Augen, ihr schwarzes Haar flog um die weißen Schultern.

Sie liebt ihn, dachte Cethegus. Aber es schadet nicht. Denn sie weiß es noch nicht. Sie haßt ihn daneben. Und das allein weiß sie. Es wird gehn.

„Er soll nicht leben, wiederholte sie. Du sollst sehen, lachte sie, wie ich ihn liebe! Was soll ich thun?“

„Mir folgen in Allem.“

„Und was versprichst du mir dafür? was soll er er leiden?“

„Verzehrende Liebe bis zum Tod.“

„Liebe zu mir? ja, ja, das soll er!“

„Er, sein Haus, sein Reich soll fallen.“

„Und er wird wissen, daß durch mich —?“

„Er soll es wissen. Wann reisen wir nach Ravenna?“

„Morgen! Nein, heute noch. Sie hielt inne und faßte seine Hand: Cethegus, sage, bin ich schön?“

„Der Schönsten Eine.“

„Ha! rief sie, die losgegangnen Locken schüttelnd. Er soll mich lieben und verderben! Fort nach Ravenna! Ich will ihn sehen, ich muß ihn sehen!“

Und sie stürmte aus dem Gemach. — Sie sehnte sich mit ganzer Seele, bei Athalarich zu sein.

---

## Siebentes Capitel.

---

Noch am nämlichen Tage wurde die kleine Villa verlassen und der Weg nach der Königsstadt angetreten.

Cethegus schickte einen Eilboten voraus mit einem Brief Rusticana's an die Regentin.

Die Wittve des Boëthius erklärte darin, daß sie die durch Vermittlung des Präfecten von Rom wiederholt angebotne Rückberufung an den Hof nunmehr anzunehmen bereit sei.

Nicht als einen Akt der Gnade, sondern der Sühne, als ein Zeichen, daß die Erben Theoderichs dessen Unrecht an den Verbliebenen gut machen wollten.

Diese stolze Sprache war wie aus Rusticana's tiefstem Herzen und Cethegus wußte, daß solches Auftreten nicht schaden, nur alle verdächtige Auslegung der raschen Umstimmung ausschließen werde. Unterwegs noch traf die Reisenden die Antwort der Königin, welche sie am Hof willkommen hieß.

In Ravenna angelangt wurden sie von der Fürstin auf's Ehrenvollste empfangen, mit Sklaven und Sklavinnen umgeben und in dieselben Räume des Palastes

eingeführt, welche sie ehemals bewohnt. Freudig begrüßten sie die Römer.

Aber der Zorn der Gothen, welche in Boëthius und Symmachus undankbare Verräther verabscheuten, wurde durch diese Maßregeln, die eine indirecte Verurtheilung Theoderich's zu enthalten schienen, schwer gereizt.

Die letzten Freunde des großen Königs verließen grollend den verwälschten Hof. —

Einstweilen hatten die Zeit, die Zerstreuungen der Reise und der Ankunft Camilla's Aufregung gemildert. Und ihr Zorn konnte sich um so eher beschwichtigen als ihr viele Wochen zu Ravenna verstrichen, ehe sie Athalarich begegnete.

Denn der junge König war gefährlich erkrankt.

Am Hof erzählte man, er habe bei einem Aufenthalt zu Aretium, — er wollte dort, mit geringer Begleitung, der Vergnügen, der Bäder und der Jagd genießen — in den Wäldern von Tifernum in der Hitze der Jagd einen kalten Trunk aus einer Felsenquelle gethan und sich dadurch einen heftigen Anfall seines alten Leidens zugezogen.

Thatsache war, daß ihn sein Gefolge an jener Quelle bewußtlos niedergesunken gefunden hatte.

Die Wirkung dieser Erzählung auf Camilla war seltsam.

Zu dem Haß gegen Athalarich trat jetzt ein Zug von leisem Bedauern.

Ja eine Art von Selbstanklage. Aber andererseits dankte sie dem Himmel, daß durch diese Krankheit eine Begegnung hinausgeschoben wurde, welche sie jetzt in

Ravenna nicht minder fürchtete als sie dieselbe, da sie noch fern von ihm in Tifernum war, lebhaft herbeigewünscht hatte.

Und wenn sie jetzt in den weiten Anlagen des herrlichen Schloßgartens einsam wandelte, hatte sie immer und immer wieder zu bewundern, mit welcher Sorgfalt das kleine Gütchen des Corbulo diesem Muster nachgebildet worden war.

Tage und Wochen vergingen.

Man vernahm nichts von dem Kranken, als daß er zwar auf dem Weg der Besserung, aber noch streng an seine Gemächer gebunden sei.

Ärzte und Hofleute, die ihn umgaben, priesen ihr oft seine Geduld und Kraft in den heftigsten Schmerzen, seine Dankbarkeit für jeden kleinen Liebesdienst, seine edle Milde.

Aber wenn sie ihr Herz ertappte, wie gern es diesen Lobesworten lauschte, sagte sie heftig zu sich selbst:

„Und meines Vaters Ermordung hat er nicht gehindert!“ und ihre Brauen zogen sich zusammen und sie legte heimlich die geballte Faust auf das pochende Herz.

In einer heißen Julinacht war Camilla nach langem friedlosen Wachen endlich gegen Morgen in unruhigen Schlaf gesunken.

Angstvolle Träume quälten sie.

Ihr war, als senke sich die Decke des Gemaches mit ihren Reliefigestalten auf sie nieder. Gerade über ihrem Haupte war ein jugendlich schöner Hypnos, der sanfte Gott des Schlafes, von hellenischer Hand gebildet, angebracht.



Ihr träumte, der Schlafgott nehme die ernstern, trauervollen Züge seines bleichen Bruders Thanatos an.

Langsam und leise senkte der Gott des Todes sein Antlitz auf sie nieder. — Immer näher rückte er. — Immer bestimmter wurden seine Züge. — Schon fühlte sie den Hauch seines Athems auf ihrer Stirn. — Schon berührten fast die feinen Lippen ihren Mund. — Da erkannte sie mit Entsetzen die bleichen Züge, das dunkle Auge. — Es war Athalarich — dieser Todesgott. — Mit einem Schrei fuhr sie empor.

Die zierliche Silberlampe war längst erloschen. Es dämmerte im Gemach.

Ein rothes Licht drang gedämpft durch das Fenster von Frauenglas. Sie erhob sich und öffnete es; die Sähne krächten, die Sonne tauchte mit den ersten Strahlenspitzen aus dem Meer, auf welches sie, über den Schloßgarten hinweg, freien Ausblick hatte. Es litt sie nicht mehr in dem schwülen Gemach.

Sie schlug den blauen Mantel um die Schultern und eilte leise, leise aus dem noch schlummernden Palast über die Marmorstufen in den Garten, aus welchem ihr erfrischender Morgenwind von der nahen See her entgegen wehte.

Sie eilte der Sonne und dem Meere zu.

Denn im Osten stieß der Garten des Kaiserpalastes mit seinen hohen Mauern unmittelbar an die blauen Wellen der Adria.

Ein vergoldetes Gitterthor und jenseits desselben zehn breite Stufen von weißem hymettischem Marmor

führten hinab zu dem kleinen Hafen des Gartens, in welchem die schwanken Gondeln mit leichten Rudern und dem dreieckigen lateinischen Segel von Purpurlinien schaukelten, mit silbernen Rettchen an den zierlichen Widderköpfen von Erz befestigt, welche links und rechts aus dem Marmorquai hervorragten.

Diesseits des Gitterthors, nach dem Garten zu, fanden die Anlagen ihren Abschluß in einer geräumigen Rotunde, welche von weit schattenden Pinien dicht umfriedet war.

Ihre Bodenfläche von üppigem, sorgfältig gezogenem Graswuchs bedeckt, wurde von reinlichen Wegen durchschnitten und von reichen Beten stark duftender Blumen unterbrochen. Eine Quelle, zierlich gefaßt rieselte den Abhang hinab in das Meer.

Den Mittelpunkt des Platzes bildete ein kleiner, altergrauer Venustempel, den eine einsame Palme hochwipflig überragte, indeß brennend rother Steinbrech in den leeren Halbniischen seiner Außenwände prangte.

Vor seiner längst geschlossnen Pforte stand zur rechten ein eherner Aeneas. Der Julius Cäsar zur Linken war schon vor Jahrhunderten zusammen gestürzt. Theoderich hatte auf dem Postament ein Erzbild des Amala errichten lassen, des mythischen Stammvaters seines Hauses.

Hier, zwischen diesen Statuen, an den Eingangsstufen des kleinen Janum genoß man des herrlichsten Blickes durch das Gitterthor auf das Meer mit seinen buschigen Laguneninseln und einer Gruppe von scharf-

kantigen pittoresken Felsklippen, „die Nadeln der Amphitrite“ genannt.

Es war ein alter Lieblingsort Camilla's.

Und hieher lenkte sie jetzt die elastischen Schritte, den reichen Thau von dem hohen Grase streifend, wie sie mit leis gehobnem Gewand durch die schmalen Wieswege schritt. Sie wollte die Sonne über das Meer hin aufglühen sehen.

Sie kam von der Rückseite des Tempels, ging an dessen linker Seiten-Estrade hin und trat eben auf die erste der Stufen, welche von seiner Fronte zu dem Gitter hinabführte, als sie rechts, auf der zweiten Stufe, halb sitzend, halb liegend, eine weiße Gestalt erblickte, welche, das Haupt an die Kante der Treppe gelehnt, das Antlitz dem Meere zuwandte.

Aber sie erkannte das braune, das seidenglänzende Haar: es war der junge König.

Die Begegnung war so plötzlich, daß an Ausweichen nicht zu denken. Wie angewurzelt hielt das Mädchen auf der ersten Stufe.

Aber Athalarich sprang auf und wandte sich rasch. Eine helle Röthe flammte über sein marmorbleiches Gesicht. Doch faßte er sich zuerst von Beiden und sprach: „Vergieb, Camilla. Ich konnte dich nicht hier erwarten. Zu dieser Stunde. Ich gehe. Und lasse dich allein mit der Sonne.“

Und er schlug den weißen Mantel über die linke Schulter.

„Bleib, König der Gothen. Ich habe nicht das

Recht, dich zu verschrecken — und nicht die Absicht,“ fügte sie bei.

Athalarich trat einen Schritt näher.

„Ich danke dir. Aber ich bitte dich um Eins,“ setzte er lächelnd hinzu, „verrathe mich nicht an meine Aerzte, an meine Mutter. Sie sperren mich den ganzen Tag über so sorgsam ein, daß ich ihnen wohl vor Tag ent-  
schlüpfen muß. Denn die frische Luft, die Seeluft thut mir gut. Ich fühls. Sie kühl. Du wirst mich nicht verrathen.“

Er sprach so ruhig. Er blickte so unbefangen.

Diese Unbefangenheit verwirrte Camilla. Sie wäre viel muthiger gewesen, wenn er bewegter. Sie sah diese Unbefangenheit mit Schmerz. Aber nicht um der Pläne des Praefecten willen. So schüttelte sie nur schweigend das Haupt zur Antwort. Und sie senkte die Augen.

Jetzt erreichten die Strahlen der Sonne die Höhe, auf welcher die beiden standen.

Der alte Tempel und das Erz der Statuen schimmerten im Morgenlicht. Und eine breite Straße von zitterndem Gold bahnte sich von Osten her über die spiegelplatte Fluth.

„Sieh, wie schön!“ rief Athalarich, fortgerissen von dem Eindruck. „Sieh die Brücke von Licht und Glanz.“

Sie blickte theilnehmend hinaus.

„Weißt du noch, Camilla?“ fuhr er langsamer fort, wie in Erinnerungen verloren und ohne sie anzusehen, „weißt du noch, wie wir hier als Kinder spielten? Träumten? Wir sagten: die goldne Straße, von Sonnen-

strahlen auf die Fluth gezeichnet, führe zu den Inseln der Seligen.“

„Zu den Inseln der Seligen!“ wiederholte Camilla. Im Stillen bewunderte sie, mit welcher Zartheit und edlen Leichtigkeit er, jeden Gedanken an ihre letzte Begegnung fern haltend, mit ihr in einer Weise verkehrte, welche sie völlig entwaffnete.

„Und schau, wie dort die Statuen glänzen: das wunderfame Paar, Aeneas und — Amala! Höre, Camilla, ich habe dir abzubitten.“

Lebhaft schlug ihr Herz. Jetzt wollte er der Ausschmückung der Villa, der Quelle gedenken. Das Blut stieg ihr in die Wangen. Sie schwieg in weinlicher Erwartung.

Aber ruhig fuhr der Jüngling fort:

„Du weißt, wie oft wir, du die Römerin, ich der Gothe, an diesem Ort in Wettreden den Ruhm und den Glanz und die Art unserer Völker priesen. Dann standest du unter dem Aeneas und sprachst mir von Brutus und Camillus, von Marcellus und den Scipionen. Ich aber, an meines Ahnherrn Amala Schild gelehnt, rühmte Ermanarich und Marich und Theoderich. Aber du sprachst besser als ich. Und oft, wenn der Schimmer deiner Helden mich zu überstrahlen drohte, lachte ich deiner Todten und rief: „das Heute und die lebendige Zukunft ist meines Volkes!“

„Nun, und jetzt?“

„Ich spreche nicht mehr so. Du hast gestegt, Camilla!“

Aber indem er so sprach, schien er so stolz wie nie zuvor. Und dieser überlegne Ausdruck empörte die Römerin.

Sie war ohnehin gereizt durch die unnahbare Ruhe, mit welcher der Fürst, auf dessen Leidenschaft man solche Pläne gebaut, ihr gegenüberstand. Sie begriff diese Ruhe nicht. Sie hatte ihn gehaßt, weil er es gewagt, ihr seine Liebe zu zeigen. Und jetzt lebte dieser Haß auf, weil er es vermochte, diese Liebe zu verbergen. Mit der Absicht, ihm weh zu thun, sagte sie langsam:

„So räumst Du ein, König der Gothen, daß deine Barbaren den Völkern der Menschlichkeit nachstehen?“

„Ja Camilla,“ antwortete er ruhig, „aber nur in Einem: im Glück!“

Im Glück des Geschickes wie im Glück der Natur.

Sieh dort die Gruppe von Fischern, die ihre Netze aufhängen an den Olivenbäumen am Strande.

Wie schön sind diese Gestalten! In Bewegung und Ruhe, trotz ihrer Lumpen: lauter Statuen! Hier das Mädchen mit der Amphora auf dem Haupt! dort der Alte, der, den Kopf auf den linken Arm gestützt, im Sande liegt und hinaus träumt ins Meer. Jeder Bettler unter ihnen sieht aus wie ein entthronter König. Wie sie schön sind! Und in sich eins und glücklich! Ein Schimmer ungebrochenen Glücks liegt über ihnen. Wie über Kindern! Oder edeln Thieren! Das fehlt uns Barbaren!“

„Fehlt euch nur das?“

„Nein, uns fehlt auch Glück im Schicksal.“

Mein armes, herrliches Volk! Wir sind hier herein verschlagen in eine fremde Welt, in der wir nicht gedeihen. Wir gleichen der Blume der hohen Alpen, dem Edelweiß, die vom Sturmwind vertragen ward in den heißen Sand der Niederung. Wir können nicht wurzeln hier. Wir welken und sterben.“ —

Und mit edler Wehmuth blickte er hinaus in die blaue Fluth.

Aber Camilla hatte nicht die Stimmung, diesen prophetischen Worten eines Königs über sein Volk nachzusinnen.

„Warum seid ihr gekommen?“ fragte sie mit Härte. Warum seid ihr über die Berge gedrungen, welche ein Gott als ewige Marken gesetzt zwischen euch und uns. Sprich, warum?“

„Weißt du,“ sprach Athalarich, ohne sie anzublicken, wie mit sich selber und für sich selber fort denkend, „weißt du, warum die dunkle Motte nach der hellen Flamme fliegt? Wieder, immer wieder! Von keinem Schmerz gewarnt! bis sie verzehrt ist von der schönen, lockenden Feindin? Aus welchem Grund? Aus einem süßen Wahnsinn!“

Und solch' ein süßer Wahnsinn ist es, ganz derselbe, der meine Gothen aus den Tannen und Eichen hinweg gezogen hat zu Lorber und Olive.

Sie werden sich die Flügel verbrennen, die thörichtesten Helden. Und werden doch nicht davon lassen. Wer will sie drum schelten? Sieh um dich her. Wie tief blau der Himmel! wie tief blau das Meer! und darin

spiegeln die Wipfel der Pinien und die Säulentempel voll Marmorglanz! und fern da drüben ragen blaue Berge und draußen in der Fluth schwimmen grüne Inseln, wo sich die Rebe um die Ulme schlingt. Und drüber hin die weiche, die warme, die kosende Luft, die Alles erhellet. Welche Wunder der Formen, der Farben trinkt das Auge und athmen die entzückten Sinne! Das ist der Zauber, der uns ewig locken und ewig verderben wird."

Die tiefe und edle Erregung des jungen Königs blieb nicht ohne Eindruck auf Camilla. Die tragische Gewalt dieser Gedanken ergriff ihr Herz: aber sie wollte nicht ergriffen sein. Sie wehrte sich gegen ihre weicher werdende Empfindung. Sie sagte kalt:

„Ein ganzes Volk gegen Verstand und Einsicht vom Zauber angezogen?“ und kalt und zweifelnd sah sie ihn an.

Aber sie erschrak: denn wie Blitze loderte es aus den dunkeln Augen des Jünglings und die lang zurückgehaltne Gluth brach plötzlich aus den Tiefen seiner Seele: „Ja, sag' ich dir, Mädchen! rief er leidenschaftlich. Ein ganzes Volk kann eine thörichte Liebe, einen süßen, verderblichen Wahnsinn, eine tödtliche Sehnsucht pflegen so gut wie — so gut wie ein Einzelner. Ja, Camilla, es giebt eine Gewalt im Herzen, die, stärker als Verstand und Wille, uns sehenden Auges ins Verderben reißt. Aber du weißt das nicht! Und mögest du's nie erfahren. Niemals. Leb wohl!“

Und rasch wandte er sich und bog rechts vom Tempel in den dichten Laubgang von rankendem Wein, welcher



ihn sofort vor Camilla wie vor den Fenstern des Schlosses verbarg.

Sinnend blieb das Mädchen stehen.

Seine letzten Worte klangen seltsam fort in ihren Gedanken: lange sah sie träumend ins offene Meer hinaus und mit wunderfam gemischter Empfindung, mit verwandelter Stimmung, kehrte sie endlich wieder dem Schlosse zu.

---

## Achtes Capitel.

---

Noch am nämlichen Tage fand sich Cethegus bei den Frauen ein.

Er war in wichtigen Geschäften von Rom herbeigeeilt und kam soeben aus dem Regentschaftsrath, der in des kranken Königs Gemach gehalten wurde. Verhaltner Zorn lagerte auf seinen energischen Zügen.

„An's Werk, Camilla, sprach er heftig. Ihr säumt zu lang. Dieser vorlaute Knabe wird immer herrischer. Er trotzt mir und Cassiodor und seiner schwachen Mutter selbst. Er verkehrt mit gefährlichen Leuten. Mit dem alten Hildebrand, mit Witichis und ihren Freunden. Er schickt Briefe und empfängt Briefe hinter unsrem Rücken. Er hat es durchgesetzt, daß die Königin nur mehr in seiner Gegenwart den Rath der Regenschaft beruft. Und in diesem Rath kreuzt er all' unsre Pläne. Das muß aufhören. So oder so.“

„Ich hoffe nicht mehr, Einfluß auf den König zu gewinnen“, sagte Camilla ernst.

„Weßhalb? hast du ihn schon gesehen.“

Das Mädchen überlegte, daß sie Athalarich ver-

sprochen, seinen Ungehorsam nicht an die Aerzte gelangen zu lassen.

Aber auch sonst widerstrebte es ihrem Gefühl, die Begegnung dieses Morgens zu entweihen, zu verrathen.

Sie wich daher der Frage aus und sagte: „Wenn der König sich sogar seiner Mutter, der Regentin, widersetzt, wird er sich nicht von einem jungen Mädchen beherrschen lassen.“

„Goldne Einfalt!“ lächelte Cethegus und ließ das Gespräch ruhen, so lang das Kind anwesend war.

Aber insgeheim trieb er Rusticianen, zu veranlassen, daß ihre Tochter den König fortan häufig sehe und spreche.

Dies ward möglich, da sich dessen Befinden jetzt rasch besserte. Und wie äußerlich, wurde er innerlich zusehends männlicher, fester und reifer: es war, als ob das Widerstreben gegen Cethegus ihm Leib und Seele kräftige.

So verbrachte er bald wieder viele Stunden in den weiten Anlagen des Gartens.

Dort war es, wo ihn seine Mutter und die Familie des Boëthius in den Abendstunden häufig trafen.

Und während Rusticana die Huld der Regentin mit voller Freundschaft zu erwidern schien und aufmerksam ihren vertrauenden Mittheilungen lauschte, um sie wörtlich dem Präfecten wieder erzählen zu können, wandelten die jungen Leute vor ihnen her durch die schattigen Gänge des Gartens.

Oft auch bestieg die kleine Gesellschaft eine der leichten Gondeln in dem uns wohl bekannten Hafen und Athalarich

steuerre wohl selbst eine Strecke ins blaue Meer hinaus, nach einer der kleinen, grün-buschigen Inseln, welche nicht weit vor der Bucht lagen.

Auf dem Heimweg aber spannte man die purpurnen Segel auf und ließ sich von dem frischen Wind, der sich bei Sonnenuntergang zu erheben pflegte, langsam und mühelos zurück tragen. —

Oft waren es auch der König und Camilla allein, welche, nur von Daphnidion begleitet, sich dieser Wanderungen im Grünen und auf den Wellen erfreuten.

Wohl sah Amalasintha darin die Gefahr, dadurch die Neigung ihres Sohnes, welche ihr nicht entgangen war, zu steigern.

Aber vor allen andern Erwägungen segnete sie dankbar den günstigen Einfluß, welchen dieser Umgang augenscheinlich auf ihren Sohn übte: er wurde in Camilla's Nähe ruhiger, heiterer und war dann auch weicher gegen seine Mutter, welcher er sonst oft heftig und schroff gegenüber trat.

Auch beherrschte er sein Gefühl mit einer Sicherheit, welche bei dem reizbaren Kranken doppelt befremdete: und endlich würde die Regentin, im Fall sich diese Liebe ernster geltend machte, sogar einer Verbindung nicht abgeneigt gewesen sein, welche den römischen Adel völlig zu gewinnen und jedes Andenken einer unseligen Blutthat auszulöschen versprach. —

In dem Mädchen aber ging eine wunderfame Wandlung vor.

Täglich mehr fühlte sie ihren Groll und Haß schwin-

den, wie sie täglich klarer die edle Zartheit der Seele, den schwungvollen Geist, das tiefe, poesiereiche Gemüth des jungen Königs sich entfalten sah. Nur mit Anstrengung konnte sie gegen diesen wachsenden Zauber sich immer wieder das Schicksal ihres Vaters als Talisman ins Andenken zurückrufen: immer mehr kam sie dazu, unter den Gothen und Amalern, welche jenes Schicksal herbeigeführt, mit Gerechtigkeit zu unterscheiden: immer bestimmter sagte sie sich, wie unbillig es sei, Athalarich um eines Unglücks willen zu hassen, das er nur nicht verhindert hatte und wohl schwerlich hätte verhindern können.

Längst hätte sie ihn am Liebsten völlig frei gesprochen: aber sie mißtraute dieser Milde: sie scheute sie wie eine schwarze Sünde gegen Vater, Vaterland und eigne Freiheit.

Mit Bittern nahm sie wahr, wie unentbehrlich dies edle Menschenbild ihr wurde, wie mächtig sie sich sehnte, diese melodische Stimme zu hören und in dies dunkle, sinnige Auge zu blicken. Sie fürchtete diese frevelhafte Liebe, welche sie sich nur schwer mehr verhehlen konnte, und die einzige Waffe, mit welcher sie sich noch dagegen sträubte, der Vorwurf seiner Mitschuld an des Vaters Untergang, wollte sie sich nicht entwinden lassen.

So schwankte sie in wogenden Gefühlen, desto unsicherer, je räthselhafter ihr Athalarichs geschlossene Sicherheit blieb. Sie konnte ja nicht daran zweifeln, daß er sie liebe, nach Allem was geschehen — aber doch!

Nicht eine Silbe, nicht ein Blick verrieth diese

Liebe: jene Aeußerung, mit welcher er sie damals am Benustempel rasch verlassen, war das bedeutsamste, das einzige bedeutsame Wort, das ihm entschlüpfte.

Sie ahnte nicht, was die hochwogende Seele des Jünglings durchgekämpft und durchgelitten, bis seine Liebe zwar nicht erlosch, aber entsagte, und noch weniger, in welchem neuem Gefühl er die männliche Kraft solcher Entfagung gefunden.

Ihre Mutter, welche ihn mit aller Schärfe des Hasses beobachtete und darüber das eigne Kind zu überwachen vergaß, schien noch mehr erstaunt über seine Kälte. „Aber Geduld,“ sprach sie zu Cethegus, mit welchem sie oft hinter Camilla's Rücken Berathung pflog, „Geduld, bald, binnen drei Tagen, wirst du ihn verwandelt sehen.“

„Es wäre Zeit,“ meinte Cethegus; „aber auf was vertraust du?“

„Auf ein Mittel, welches noch nie getäuscht hat.“

„Du wirst ihm doch kein Liebestränklein brauen?“ lächelte der Präfect.

„Allerdings, das werd' ich thun; das hab' ich schon gethan.“

Jener sah sie spöttisch an: „Auch bei dir solcher Aberglaube, bei der Wittwe des großen Philosophen Boëthius! In Liebeswahn sind alle Weiber gleich!“

„Nicht Wahn und Aberglaube,“ sagte Rusticana ruhig. „Seit mehr als hundert Jahren lebt das Geheimniß in unserer Familie. Ein ägyptisch Weib hat es dereinst am Nil meine Urältermutter gelehrt. Und

es hat sich bewährt. Kein Weib unseres Hauses hat ohne Erhörung geliebt.“

„Dazu braucht's keinen Zauber,“ meinte der Präfect: „ihr seid ein schönes Geschlecht.“

„Spare deinen Spott. Der Trank wirkt unfehlbar und wenn er bis heute nicht wirkte —“

„So hast du wirklich — Unvorsichtige! wie konntest du unvermerkt?“ —

„Am Abend, wenn er vom Spaziergang oder von der Gondelfahrt mit uns zurück kömmt, nimmt er einen Becher gewürzten Falerners. Der Arzt hat es ihm verordnet: es sind Tropfen arabischen Balsams darin. Der Becher steht immer bereit auf dem Marmortisch vor dem Venustempel. Dreimal schon gelang es, den Trank hineinzuschütten.“

„Nun,“ meinte Cethegus, „es hat bis jetzt nicht sonderlich gewirkt.“

„Daran ist nur deine Ungeduld die Ursache. Die Kräuter müssen im Neumond gebrochen werden — ich wußte das wohl. Aber, gedrängt von deinen Mahnungen, versucht' ich's schon im Vollmond und du siehst, es wirkte nicht.“

Cethegus zuckte die Achseln.

„Aber gestern Nacht trat Neumond ein. Ich war nicht müßig mit meiner goldnen Scheere und wenn er jetzt trinkt —“

„Eine zweite Locusta! Nun, mein Trost sind Camilla's schöne Augen. Weiß sie von deinen Künsten?“

„Kein Wort zu ihr! Sie würde das nie dulden. Stille, sie kömmt.“

Das Mädchen trat ein in lebhafter Erregung, die ovalen Wangen geröthet, eine Flechte des dunklen Haares war losgegangen und spielte um den feinen Nacken.

„Saget mir, ihr, die ihr klug seid und menschen- erfahren, sagt mir, was soll ich denken? Ich komme aus dem Schiff. O, er hat mich nie geliebt! der Hochmüthige, er bemitleidet, er bedauert mich! Nein, das ist nicht das rechte Wort. Ich kann es mir nicht deuten.“ Und in Thränen ausbrechend, barg sie das Haupt am Halse der Mutter.

„Was ist geschehen, Camilla?“ fragte Cethegus.

„Schon oft,“ begann sie tiefaufathmend, „spielte ein Zug um seinen Mund, sprach eine Wehmuth aus seinem Auge, als sei Er der tief von mir Gefränkte, als habe Er uns edel zu vergeben, als habe er mir ein großes Opfer gebracht —“

„Unreife Knaben bilden sich immer ein, es sei ein Opfer, wenn sie lieben.“

Da blitzte Camilla's Auge, sie warf den schönen Kopf zurück und wandte sich heftig gegen Cethegus: „Athalarich ist kein Knabe mehr und man soll ihn nicht verhöhnern.“

Cethegus schwieg, ruhig die Augen senkend. Aber Rusticiana fragte erstaunt: „Hassst du den König nicht mehr?“

„Bis zum Tode. Man soll ihn verderben, nicht verhöhnern.“



„Was ist geschehen?“ widerholte Cethegus.

„Heute stand jener räthselhafte, kalte, stolze Zug deutlicher als je auf seinem Antlitz. Ein Zufall äußerte ihn in Worten.

Wir waren eben gelandet. Ein Insect, ein Käfer war in's Wasser gefallen: der König bückte sich und zog's heraus: das Thierchen aber wehrte sich gegen die mildthätige Hand und biß mit den Zangen des Kopfes in den Finger, der ihn hielt.

„Der Undankbare,“ sagte ich.

„Oh,“ sprach Athalarich, bitter lächelnd, und er setzte den Käfer auf ein Blatt: „man verwundet die am Meisten, die am Meisten für uns gethan.“

Und dabei flog sein Blick mit stolzer Wehmuth über mich dahin. Doch rasch, als ob er zuviel gesagt, schritt er kalt grüßend hinweg.

Ich aber — und ihre Brust wogte, ihre fein geschnittenen Lippen schlossen sich — „ich aber trage das nicht mehr. Der Stolze! er soll mich lieben — oder sterben.“

„Das soll er,“ sagte Cethegus kaum hörbar, „Eins von Beiden.“ —

## Neuntes Capitel.

---

Wenige Tage darauf wurde der Hof durch einen neuen Schritt des jungen Königs zur Selbstständigkeit überrascht: er selbst berief den Rath der Regentschaft, ein Recht, das bisher nur Amalafwintha geübt.

Die Regentin war nicht wenig erstaunt, als ein Bote ihres Sohnes sie in dessen Zimmer beschied, wo der König bereits eine Auswahl der höchsten Beamten des Reiches um sich versammelt habe, Gothen und Römer, unter diesen Cassiodor und Cethegus.

Dieser hatte zuerst beschlossen, auszubleiben, um nicht durch sein Erscheinen das Recht anzuerkennen, das sich der Knabe herausnahm: ihm ahnte nichts Gutes.

Aber ebendeshalb besann er sich bald eines Andern. „Ich darf der Gefahr nicht den Rücken, die Stirn muß ich ihr bieten,“ sprach er, als er sich zu dem verhassten Gang anschickte.“

Er fand in dem Gemach des Königs alle Geladenen bereits versammelt. Nur die Regentin fehlte noch.

Als sie eintrat, erhob sich Athalarich — er trug eine langfaltige Abolla von Purpur, die Krone Theoderichs

glänzte auf seinem Haupt und unter dem Mantel klirrte das Schwert — von seinem Thronfessel, der vor einer durch einen Vorhang geschlossnen Nische stand, ging ihr entgegen und führte sie zu einem zweiten höheren Stuhl, welcher aber zur Linken stand. Als sie sich niedergelassen, hob er an:

„Meine königliche Mutter, tapfere Gothen, edle Römer! Wir haben euch hieher beschieden, euch unsern Willen kundzuthun. Es drohten diesem Reiche Gefahren, welche nur wir, der König dieses Reiches, abwenden konnten.“

Solche Sprache hatte man von diesem Munde noch nicht vernommen. Alle schwiegen betroffen, Cethegus aus Klugheit: er wollte seinen Moment abwarten. Endlich begann Cassiodor:

„Deine weise Mutter und dein getreuer Diener Cassiodor“ —

„Mein getreuer Diener Cassiodor schweigt, bis sein Herr und König ihn um Rath befragt. Wir sind schlecht zufrieden, sehr schlecht, mit dem was die Rätthe unserer königlichen Mutter bisher gethan haben und nicht gethan. Es ist höchste Zeit, daß wir selbst zum Rechten sehn.

Wir waren dazu bisher zu jung und zu krank. Wir fühlen uns nicht mehr zu jung und nicht mehr zu krank.

Wir künden euch an, daß wir demnächst die Regentschaft aufheben und die Zügel dieses Reiches selbst ergreifen werden.“

Er hielt inne. Alles schwieg. Niemand hatte Lust

nach Cassiodor's Beispiel zu reden und dann zu verstummen.

Endlich fand Amalafwintha, welche diese plötzliche Energie ihres Sohnes gleichsam betäubt hatte, die Sprache wieder:

„Mein Sohn, dies Alter der Mündigkeit ist nach den Gesetzen der Kaiser“ —

„Nach den Gesetzen der Kaiser, Mutter, mögen die Römer sich richten. Wir sind Gothen und leben nach gothischem Recht. Germanische Jünglinge werden mündig, wenn sie das gesammelte Volksheer waffenreif erklärt.

Wir haben deshalb beschlossen, alle Heerführer und Grafen und alle freien Männer unseres Volks, so Viele ihrer dem Rufe folgen wollen, aus allen Provinzen des Reichs zur Heereschau zu laden nach Ravenna. Mit dem nächsten Sonnwendfest sollen sie eintreffen.“

Ueberrascht schwieg die Versammlung.

„Das sind nur noch vierzehn Tage,“ sprach endlich Cassiodor. „Wird es möglich sein, in so kurzer Frist noch die Ladungen zu besorgen?“

„Sie sind besorgt. Hildebrand, mein alter Waffenmeister, und Graf Witichis haben sie alle bestellt.“

„Wer hat die Decrete unterschrieben?“ fragte Amalafwintha, sich ermannend.

„Ich allein, liebe Mutter. Ich mußte doch den Geladnen zeigen, daß ich reif genug, allein zu handeln.“

„Und ohne mein Wissen!“ sprach die Regentin.

„Und ohne dein Wissen geschah es, weil es sonst gegen deinen Willen geschehen mußte.“

Er schwieg. Alle Römer waren rathlos und wie betäubt von der plötzlich entfalteten Kraft des jungen Königs.

Nur in Cethegus stand sogleich der Entschluß fest: jene Versammlung zu verhindern, um jeden Preis. Er sah den Grund all' seiner Pläne wanken: gern wär' er mit aller Wucht seines Wortes der vor seinen Augen versinkenden Regentschaft zu Hülfe gekommen: gern hätte er schon mehrere Male in dieser Verhandlung das kühne Aufstreben des Jünglings mit seiner ruhigen Ueberlegenheit zu Boden gedrückt — aber ihm hielt ein seltsamer Zufall Gedanken und Zunge wie mit Zauberbanden gefesselt.

Er hatte in der Nische hinter dem Vorhang Geräusch zu vernehmen geglaubt und scharfe Blicke darauf geheftet: da bemerkte er unter dem Vorhang durch, dessen Franzen nicht ganz bis zur Erde reichten, die Füße eines Mannes.

Freilich nur bis an die Knöchel.

Aber an diesen Knöcheln saßen Beinschienen von Stahl eigenthümlicher Arbeit.

Er kannte diese Beinschienen, er wußte, daß sie zu einer vollen Rüstung gleicher Arbeit gehörten, er wußte auch in unbestimmter Ideenverbindung, daß der Träger dieser Rüstung ihm verhaßt und gefährlich: aber es war ihm nicht möglich, sich zu sagen, wer dieser Feind sei.

Hätte er die Schienen nur bis ans Knie verfolgen können!

Gegen seinen Willen mußte er die Augen immer und

immer wieder auf jenen Punct richten und rathen und rathen.

Und das bannte seinen Geist jetzt, jetzt, da Alles auf dem Spiele stand. Er zürnte über sich selbst, aber er konnte Gedanken und Blicke nicht von der Nische losreißen.

Der König aber fuhr, ohne Widerstand zu finden, fort: „Ferner haben wir die edeln Herzoge Thulun, Ibbas und Piza, welche grollend diesen Hof verlassen, aus Gallien und Spanien zurückgerufen. Wir finden, daß allzuviele Römer, allzuwenig Gothen uns umgeben. Jene drei tapfern Krieger werden mit Graf Witichis die Wehrmacht unsres Reiches, die Besten und die Schiffe untersuchen und alle Schäden aufdecken und heilen. Sie werden nächstens eintreffen.“

Sie müssen sogleich wieder fort, sagte Cethegus rasch zu sich selbst. Aber seine Gedanken fuhren fort: Nicht ohne Grund ist jener Mann dabinnen versteckt.

„Weiter,“ hob der königliche Jüngling wieder an, „haben wir Matastwinthen, unsre schöne Schwester, zurückbeschieden an unsern Hof. Man hat sie nach Tarent verbannt, weil sie sich geweigert, eines betagten Römers Weib zu werden. Sie soll wiederkehren, die schönste Blume unseres Volkes, und unsern Hof verherrlichen.“

„Unmöglich!“ rief Amalastwintha: „Du greiffst in das Recht der Mutter wie der Königin.“

„Ich bin das Haupt der Sippe, sobald ich mündig bin.“

„Mein Sohn, du weißt, wie schwach du warst noch vor wenigen Wochen. Glaubst du wirklich, die gothischen Heermänner werden dich waffenreif erklären?“

Der König wurde roth wie sein Purpur, halb vor Scham, halb vor Zorn; eh' er Antwort fand rief eine rauhe Stimme an seiner Seite:

„Sorge nicht darum, Frau Königin. Ich bin kein Waffenmeister gewesen: ich sage dir, er kann sich messen mit jedem Feind, und wen der alte Hildebrand wehrfähig spricht, der gilt dafür bei allen Gothen.“

Lauter Beifall der anwesenden Gothen bestätigte sein Wort.

Wieder gedachte Cethegus einzugreifen, aber eine Bewegung hinter dem Vorhang zog seine Gedanken ab: Einer meiner größten Feinde ist es, aber wer?

„Noch eine wichtige Sache ist euch kund zu thun,“ begann der König wieder, mit einem flüchtigen Seitenblick nach der Nische, der dem Präfecten nicht entging.

Etwa ein Anschlag gegen mich? dachte er. Man wollte mich überraschen? Das soll nicht gelingen! —

Aber es überraschte ihn doch, als plötzlich der König mit lauter Stimme rief:

„Präfect von Rom, Cethegus Cäsarius!“

Er zuckte, aber rasch gefaßt, neigte er das Haupt und sprach:

„Mein Herr und König.“

„Hast du uns nichts aus Rom zu melden? Wie ist die Stimmung der Quiriten? Was denkt man von den Gothen?“

„Man ehrt sie als das Volk Theoderichs!“

„Fürchtet man sie?“

„Man hat nicht Ursach, sie zu fürchten.“

„Liebt man sie?“

Gern hätte Cethegus geantwortet: Man hat nicht Ursach, sie zu lieben. Aber der König selbst fuhr fort:

„Also keine Spur von Unzufriedenheit? Kein Grund zur Sorge? Nichts besonderes, das sich vorbereitet.“

„Ich habe nichts, dir anzuzeigen.“

„Dann bist du schlecht unterrichtet, Präfect, — oder schlecht gesinnt.“

Muß ich, der in Ravenna kaum vom Siechbett erhebt, dir sagen, was in deinem Rom unter deinen Augen vorgeht?

Die Arbeiter auf deinen Schanzen singen Spottlieder auf die Gothen, auf die Regentin, auf mich, deine Legionare führen bei ihren Waffenübungen drohende Reden. Höchst wahrscheinlich besteht bereits eine ausgebreitete Verschwörung, Senatoren, Priester, an der Spitze: sie versammeln sich Nachts an unbekanntem Orten. Ein Mitschuldiger des Boëthius, ein Verbannter, Albinus, ist in Rom gesehen worden; und weißt du wo? im Garten deines Hauses.“

Der König stand auf.

Die Augen aller Anwesenden richteten sich, erstaunt, erzürnt, erschrocken auf Cethegus. Amalastwintha bebte für den Mann ihres Vertrauens. Aber dieser war jetzt wieder völlig er selbst. Ruhig, kalt, schweigend, sah er dem König in's Auge.



„Rechtfertige dich!“ rief ihm dieser entgegen.

„Rechtfertigen? gegen einen Schatten? ein Gerücht, eine Klage sonder Kläger? Nie!“

„Man wird dich zu zwingen wissen.“

Hohn zuckte um des Präfecten schmale Lippen.

„Man kann mich ermorden auf bloßen Verdacht, ohne Zweifel, — wir haben das erfahren, wir Italier — nicht mich verurtheilen. Gegen Gewalt gibt es keine Rechtfertigung, nur gegen Gerechtigkeit.“

„Gerechtigkeit soll dir werden, zweifle nicht. Wir übertragen den hier anwesenden Römern die Untersuchung, dem Senat in Rom die Urtheilsfällung. Wähle dir einen Vertheidiger.“

„Ich vertheidige mich selbst,“ sprach Cethegus kühl. „Wie lautet die Anklage? Wer ist mein Ankläger? Wo ist er?“

„Hier,“ rief der König und schlug den Vorhang zurück. Ein gothischer Krieger in ganz schwarzer Rüstung trat hervor.

Wir kennen ihn. Es war Teja.

Dem Präfecten drückte der Haß die Wimper nieder. Jener aber sprach:

„Ich, Teja, des Tagila Sohn, klage dich an, Cethegus Cäsarius, des Hochverraths an diesem Reich der Gothen. Ich klage dich an, den verbannten Verräther Albinus in deinem Haus zu Rom zu bergen und zu hehlen. Es steht der Tod darauf. Und du willst dies Land dem Kaiser in Byganz unterwerfen.“

„Das will ich nicht,“ sprach Cethegus ruhig; „beweise deine Klage.“

„Ich habe den Albinus vor vierzehn Nächten mit diesen Augen in deinen Garten treten sehen, fuhr Teja zu den Richtern gewendet fort. Er kam von der sacra Via her, in einen Mantel gehüllt, einen Schlapphut auf dem Kopf. Schon in zwei Nächten war die Gestalt an mir vorbeigeschlüpft: diesmal erkannt ich ihn. Als ich auf ihn zutrat, verschwand er, ehe ich ihn ergreifen konnte, an der Thür, die sich von innen schloß.“

„Seit wann spielt mein College, der tapf're Commandant von Rom, den nächtlichen Spion?“

„Seit er einen Cethegus zur Seite hat. Aber ob mir auch der Flüchtling entkam — diese Rolle fiel ihm aus dem Mantel: sie enthält Namen von römischen Großen und neben den Namen Zeichen einer unlösbaren Geheimschrift. Hier ist die Rolle.“

Er reichte sie dem König.

Dieser las: „Die Namen sind: Silverius, Cethegus, Licinius, Scävola, Calpurnius, Pomponius. — Kannst du beschwören, daß der Vermummte Albinus war?“

„Ich will's beschwören.“

„Wohlان, Präfect. Graf Teja ist ein freier, unbescholtener, eidwürdiger Mann. Kannst du das leugnen?“

„Ich leugne das. Er ist nicht unbescholtener: seine Eltern lebten in nichtiger, blutschänderischer Ehe: sie waren Geschwisterkinder, die Kirche hat ihr Zusammensein verflucht und seine Frucht: er ist ein Bastard und

kann nicht zeugen gegen mich, einen edeln Römer senatorischen Ranges."

Ein Murren des Jornes entrang sich den anwesenden Gothen.

Teja's blasses Antlitz aber wurde noch bleicher. Er zuckte. Seine Rechte fuhr ans Schwert:

„So vertret' ich mein Wort mit dem Schwert,“ sprach er mit tonloser Stimme. „Ich fordere dich zum Kampf, zum Gottesgericht auf Tod und Leben.“

„Ich bin Römer und lebe nicht nach eurem blutigen Barbarenrecht. Aber auch als Gothe — ich würde dem Bastard den Kampf versagen.“

„Geduld,“ sprach Teja und stieß das halb gezückte Schwert leise in die Scheide zurück. „Geduld, mein Schwert. Es kommt dein Tag.“

Aber die Römer im Saale athmeten auf.

Der König nahm das Wort:

„Wie dem sei, die Klage ist genug begründet, die genannten Römer zu verhaften. Du, Cassiodorius, wirst die Geheimschrift zu entziffern suchen. Du, Graf Witichis, eilst nach Rom und bemächtigst dich der fünf Verdächtigen, durchsuchst ihre Häuser und das des Präfecten. Hildebrand, du verhafte den Verklagten, nimm ihm das Schwert ab.“

„Halt,“ sprach Cethegus, „ich leiste Bürgschaft mit all meinem Gut, daß ich Ravenna nicht verlasse, bis dieser Streit zu Ende. Ich verlange Untersuchung auf freiem Fuß: das ist des Senators Recht.“

„Wehr dich nicht dran, mein Sohn,“ rief der alte Hildebrand vortretend, „laß mich ihn fassen.“

„Laß,“ sprach der König, „Recht soll ihm werden, strenges Recht, doch nicht Gewalt. Laß ab von ihm. Auch hat ihn die Klage überrascht. Er soll Zeit haben sich zu vertheidigen. Morgen um diese Stunde treffen wir uns wieder hier. Ich löse die Versammlung.“

Der König winkte mit dem Scepter: in höchster Aufregung eilte Amalafwintha aus dem Gemach.

Die Gothen traten freudig zu Teja.

Die Römer drückten sich rasch an Cethegus vorbei, vermeidend, mit ihm zu sprechen.

Nur Cassiodor schritt fest auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter, sah ihm prüfend in's Auge und fragte dann. „Cethegus, kann ich dir helfen?“

„Nein, ich helfe mir selbst,“ sprach dieser, entzog sich ihm und schritt allein und stolzen Ganges hinaus.

---

## Behntes Capitel.

---

Der heftige Schlag, welchen der junge König so unerwartet gegen das ganze System der Regentschaft geführt hatte, erfüllte bald den Palast und die Stadt mit Stauen, mit Schrecken oder Freude. Zu der Familie des Boëthius brachte die erste bestimmte Kunde Cassiodor, welcher Rusticianen zum Trost der erschütterten Regentin beschied.

Mit Fragen bestürmt erzählte er den ganzen Hergang ausführlich: und so bestürzt oder unwillig er darüber war, auch aus seinem feindlichen Bericht leuchteten die Kraft, der Muth des jungen Fürsten unverkennbar hervor.

Mit Begierde lauschte Camilla jedem seiner Worte: Stolz, Stolz auf den Geliebten — der Liebe glücklichstes Gefühl — erfüllte mächtig ihre ganze Seele.

„Es ist kein Zweifel,“ schloß Cassiodor mit Seufzen, „Athalarich ist unser entschiedenster Gegner: er steht ganz zu der gothischen Parthei, zu Hildebrand und seinen Freunden. Er wird den Präfecten verderben. Wer hätte das von ihm geglaubt! Immer muß ich daran

denken, Rusticiana, wie so ganz anders er sich bei dem Proceß deines Vatters benahm.“

Camilla horchte hoch auf.

„Damals gewannen wir die Ueberzeugung, er werde zeitlebens der glühendste Freund, der eifrigste Vertreter der Römer sein.

Ich weiß davon nichts,“ sagte Rusticiana.

„Es ward vertuscht. Das Todesurtheil war gesprochen über Boëthius und seine Söhne. Vergebens hatten wir Alle, Amalafwintha voran, die Gnade des Königs angerufen: sein Zorn war unauslöschlich. Als ich wieder und wieder ihn bestürmte, fuhr er zornig auf und schwur bei seiner Krone, der solle es im tiefsten Kerker blißen, der ihm noch einmal mit einer Fürbitte für die Verräther nahe. Da verstummten wir Alle.

Nur Einer nicht. Nur Athalarich, der Knabe, ließ sich nicht schrecken, er weinte und flehte und hing sich an seines Großvaters Knie.

Camilla erbebte: der Athem stockte ihr.

„Und nicht ließ er ab, bis Theoderich in höchstem Zorn emporfuhr, ihn mit einem Schlag in den Nacken von sich schleuderte und den Wachen übergab. Der ergrimimte König hielt seinen Eid. Athalarich ward in den Kerker des Schlosses geführt und Boëthius sofort getödtet.“

Camilla wankte und hielt sich an einer Säule des Saales.

„Aber nicht umsonst hatte Athalarich gesprochen und gelitten.

Tags darauf vermißte der König an der Tafel schwer den Liebling, den er von sich gebannt.

Er gedachte, mit welch edlem Muth er, der Knabe, für seine Freunde gebeten, als die Männer in Furcht verstummten. Er stand endlich auf von seinem Abendtrunk, bei dem er lange sinnend saß, stieg selbst hinab in den Kerker, öffnete die Pforte, umarmte seinen Enkel und schenkte auf seine Bitte deinen Söhnen, Rusticiana, das Leben.“

Fort, fort zu ihm! sprach Camilla mit erstickter Stimme zu sich selbst und eilte aus dem Saal.

„Damals,“ fuhr Cassiodorius fort, damals mochten Römer und Römerfreunde in dem künftigen König ihre beste Stütze sehen und jetzt — meine arme Herrin, arme Mutter!“ und klagend schritt er hinaus.

Rusticiana saß lange wie betäubt.

Sie sah Alles wanken, worauf sie ihre Rachepläne gebaut: sie versank in dumpfes Brüten.

Länger und länger schon fielen die Schatten der Thürme in den Schloßhof, auf welchen sie hinaus starrte.

Da weckte sie der feste Schritt eines Mannes im Saal, erschrocken fuhr sie auf: Cethegus stand vor ihr. Sein Antlitz war kalt und finster, aber eisig ruhig.

„Cethegus!“ rief die Bekümmerte und wollte seine Hand fassen, aber seine Kälte schreckte sie zurück. „Alles verloren!“ seufzte sie, stehen bleibend.

„Nichts ist verloren. Es gilt nur Ruhe. Und Raschheit,“ setzte er, umblickend im Gemach, hinzu. Als er sich allein mit ihr sah, griff er in die Brustfalten seiner

Toga. „Dein Liebestrank hat nicht geholfen, Rusticiana. Hier ist ein anderer, stärker. Nimm.“

Und rasch drückte er ihr eine Phiole von dunklem Lavastein in die Hand.

Mit banger Ahnung sah ihn die Freundin an: „Glaubst du auf einmal an Magie und Zaubertrank? Wer hat ihn gebraut?“

„Ich,“ sagte er, „und meine Liebestränke wirken.“

„Du!“ — es durchlief sie ein eisiges Grauen.

„Frage nicht, forsche nicht, säume nicht,“ sprach er herrisch. „Es muß noch heute geschehen. Hörst du? Noch heute.“

Aber Rusticiana zögerte noch und sah zweifelnd auf das Fläschchen in ihrer Hand.

Da trat er heran, leise ihre Schulter berührend: „Du zauderst,“ sagte er langsam. „Weißt du, was auf dem Spiele steht? nicht nur unser ganzer Plan! Nein, blinde Mutter. Noch mehr. Canilla liebt, liebt den König mit aller Kraft der jungen Seele. Soll die Tochter des Boëthius die Buhle des Tyrannen werden?“

Laut aufschreiend fuhr Rusticiana zurück: was in den letzten Tagen wie eine böse Ahnung in ihr aufgestiegen, ward ihr gewiß mit diesem einen Wort: noch einen Blick warf sie auf den Mann, der das Grausame gesprochen und hinweg eilte sie, zornig die Faust um das Fläschchen geballt.

Ruhig sah ihr Cethegus nach. „Nun, Prinzlein, wollen wir sehen. Du warst rasch, ich bin rascher. — Es ist eigen,“ sagte er dann, die Falten seiner Toga



herab ziehend, „ich glaubte längst nicht mehr, noch solche heftige Regung empfinden zu können. Jetzt hat das Leben wieder einen Reiz. Ich kann wieder streben, hoffen, fürchten. Sogar hassen. Ja, ich hasse diesen Knaben, der sich unterfängt, mit der kindischen Hand in meine Kreise zu tappen. Er will mir trotzen — meinen Gang aufhalten, er stellt sich kühn in meinen Weg: Er — mir! wohlau, so trag' er denn die Folgen.“

Und langsam schritt er aus dem Gemach und wandte sich nach dem Audienzsaal der Regentin, wo er sich absichtlich der versammelten Menge zeigte und durch die eigne Sicherheit den bestürzten Herzen der Hofleute einige Ruhe wieder gab.

Er sorgte dafür, zahlreicher Zeugen für all' seine Schritte an diesem verhängnißvollen Tag sich zu versichern.

Beim Sinken der Sonne ging er mit Cassiodor und einigen andern Römern, seine Vertheidigung für den nächsten Tag berathend, in den Garten, in dessen Laubgängen er sich umsonst nach Camilla umsah.

Diese war, sowie sie Cassiodors Bericht zu Ende gehört, in den Hof des Palastes geeilt, wo sie zu dieser Stunde den König mit den andern jungen Gothen seines Hofes beim Waffenspiel zu treffen hoffte.

Nur sehen wollte sie ihn, noch nicht ihn sprechen und ihm zu Füßen ihr großes Unrecht abbitten.

Sie hatte ihn verabscheut, von sich gestoßen, ihn als mit dem Blut ihres Vaters besleckt gehaßt — ihn, der

sich für diesen Vater geopfert, der ihre Brüder gerettet hatte!

Aber sie fand ihn nicht im Hof. Die wichtigen Ereignisse des Tages hielten ihn in seinem Arbeitszimmer fest. Auch seine Waffengefellen fochten und spielten heute nicht: in dichten Gruppen beisammen stehend, priesen sie laut den Muth ihres jungen Königs.

Mit Wonne sog Camilla dieses Lob ein: stolz erröthend, selig träumend wandelte sie in den Garten und suchte dort an allen seinen Lieblingsstätten die Spuren des Geliebten.

Ja, sie liebte ihn: kühn und freudig gestand sie sich's ein: er hatte es tausendfach um sie verdient. Was Gothe, was Barbar! Er war ein edler herrlicher Jüngling, ein König, der König ihrer Seele.

Widerholt wies sie die begleitende Sklavin aus ihrer Nähe, daß diese nicht höre, wie sie wieder und wieder den geliebten Namen selig vor sich hin sprach.

Endlich am Venustempel angelangt versank sie in süße Träume über die Zukunft, die unklar, aber golden dämmernd, vor ihr lag. Vor Allem beschloß sie, dem Präfecten und ihrer Mutter schon morgen zu erklären, nicht mehr auf ihre Mithülfe gegen den König zählen zu sollen. Dann wollte sie diesem selbst ihre Schuld abbiten mit innigen Worten und dann — dann? sie wußte nicht was dann werden sollte: aber sie erröthete in holden Träumen.

Rothe, duftige Mandelblüthen fielen aus den nick-

den Büschen: in dem dichten Oleander neben ihr sang die Nachtigall, eine klare Quelle glitt rieselnd an ihr vorüber nach dem blauen Meer und die Wellen dieses Meeres rollten leise wie ihrer Liebe huldigend zu ihren Füßen. ---

---

## Elftes Capitel.

---

Aus folchem Sinnen und Sehnen weckte sie ein nahender Schritt auf den Sandwegen.

Der Gang war fo rafch und fo beftimmt der Tritt, daß fie nicht Athalarich vermuthete.

Aber es war der König: verändert in Haltung und Erfcheinen, männlicher, kräftiger, fefter.

Hoch trug er das fonft zur Bruft gebeugte Haupt und das Schwert Theoderichs klorrte an feiner Hüfte.

„Begrüßt, begrüßt, Camilla,“ rief er ihr laut und lebhaft entgegen. „Dein Anblick ift der fchönfte Lohn für diefen heißen Tag.“

So hatte er noch nie zu ihr gefprochen.

„Mein König,“ flüfterte fie erglühend: einen leuchtenden Blick noch warfen die braunen Augen auf ihn: dann fenkte fich die lange Wimper.

Mein König! fo hatte fie ihn nie genannt, folchen Blick ihm nie gefchenkt.

„Dein König?“ fagte er, fich neben ihr niederlaffend, „ich fürchte, fo wirft du mich nicht mehr nennen, wenn du erfährft, was Alles heute gefchehen.“

„Ich weiß Alles.“

„Du weißt? Nun dann, Camilla, sei gerecht: schilt nicht, ich bin kein Tyrann.“

Der Edle, dachte sie, er entschuldigt sich um seine schönsten Thaten.

„Sieh, ich hasse die Römer nicht, der Himmel weiß es, — sie sind ja dein Volk! — ich ehre sie und ihre alte Größe, ich achte ihre Rechte. Aber mein Reich, den Bau Theoderichs, muß ich beschützen, streng und unbittlich, und weh der Hand, die sich dawider hebt. Vielleicht,“ fuhr er langsamer und feierlich fort, „vielleicht ist dies Reich schon verurtheilt in den Sternen — gleichviel, ich sein König, muß mit ihm stehn und fallen.“

„Du sprichst wahr, Athalarich, und wie ein König.“

„Dank dir, Camilla! wie du heut gerecht bist oder gut! Solcher Güte darf ich wohl anvertrauen, welcher Segen, welche Heilung mir geworden.“

„Sieh', ich war ein kranker, irrer Träumer: ohne Halt, ohne Freude, dem Tode gern entgegen wandend. Da trat an meine Seele die Gefahr dieses Reichs, die thätige Sorge um mein Volk: und mit der Sorge wuchs in meiner Brust die Liebe, die mächtige Liebe zu meinen Gothen, und diese stolze und bange und wachsame Liebe für mein Volk, sie hat mein Herz gestärkt und getröstet für . . . für andres bitter schmerzliches Entsagen. Was liegt an meinem Glück, wenn nur dieß Volk gedeiht: sieh der Gedanke hat mich gesund gemacht und stark und wahrlich! des Größten könnt' ich jetzt mich unterwinden.“

Er sprang auf, beide Arme wiegend und schwingend.

„O, Camilla, die Ruhe verzehrt mich! O, ging es zu Noß und in waffenstarrende Feinde! Sieh, die Sonne sinkt. Es ladet die spiegelnde Fluth. Komm, komm mit in den Kahn.“

Camilla zögerte. Sie blickte um.

„Die Sklavin? Ach laß sie! Dort ruht sie unter der Palme an der Quelle, sie schläft. Komm, komm rasch, eh' die Sonne versinkt. Sieh die goldne Straße auf der Fluth. Sie winkt!“

„Zu den Inseln der Seligen?“ fragte das liebliche Mädchen mit einem holdseligen Blick und leicht erröthend.

„Ja, komm zu den feligen Inseln!“ antwortete er glücklich, hob sie rasch in den Kahn, löste dessen Silberkette von den Widderköpfen des Quais, sprang hinein, ergriff das zierliche Ruder und stieß ab.

Dann legte er das Ruder in die Dese zur Linken: und im hintern Gransen des Schiffes stehend steuerte und ruderte er zugleich, eine schöne und malerische Bewegung, und ein echt germanischer Ferggebrauch.

Camilla saß vorn, nahe dem Schnabel des Kahns, auf einem Diphros, dem griechischen zusammenlegbaren Feldstuhl, und sah ihm in das edle Antlitz, welches von der rothschimmernden Abendsonne beleuchtet war: sein dunkles Haar flog im Winde und herrlich waren die raschen und kräftigen Bewegungen des fein gebauten Ruderers zu schauen.

Beide schwiegen. Pfeilschnell schoß die leichte Barke durch die glatte Fluth.

Leicht flockige, rosige Abendwölklein zogen langsam über den Himmel, der leise Wind führte von den Mandelgebüschchen des Ufers Wolken von Wohlgeruch mit sich, und rings war Schimmer, Ruhe, Harmonie.

Endlich brach der König das Schweigen und sprach, dem Bot einen kräftigen Druck gebend, daß es gehorsam vorwärts schreß:

„Weißt du, was ich denke? Wie schön muß es sein ein Reich, ein Volk, tausend geliebte Leben mit der starken Hand durch Wind und Wellen sicher vorwärts zu steuern zu Glück und Glanz. — Was aber sannest du, Camilla? Du sahst so mild, es sind gute Gedanken gewesen.“

Sie erröthete und blickte seitab in die Fluth.

„D sprich doch, sei offen in dieser schönen Stunde.“

„Ich dachte,“ flüsterte sie vor sich hin, das feine Köpfchen noch immer abgewendet, „wie schön muß es sein von treuer, geliebter Hand, der man so ganz vertraut, gesteuert werden durch die schwanke Fluth des Lebens.“

„D, Camilla, glaub mir, auch dem Barbaren kann man sich vertraun“ —

„Du bist kein Barbar! Wer zart empfindet und edel denkt und sich hochherzig überwindet und schweren Unthank mit Huld vergilt, ist kein Barbar, er ist ein edles Menschenbild, wie je ein Scipio gewesen.“

Entzückt hielt der König im Rudern inne, das Schiff stand:

„Camilla! träum' ich? sprichst du das? und zu mir?“

„Mehr noch, Athalarich, mehr! ich bitte dich, vergieb, daß ich dich so grausam von mir gestoßen. Ach, es war nur Scham und Furcht.“

„Camilla, Perle meiner Seele“ —

Diese, welche das Gesicht dem Ufer zuwandte, rief plötzlich: „was ist das. Man folgt uns. Der Hof, die Frauen, meine Mutter.“

So war es. Rusticiana hatte, von des Präfecten furchtbarem Wink getrieben, ihre Tochter im Garten gesucht. Sie fand sie nicht. Sie eilte nach dem Venus-tempel. Umsonst. Umherschauend sah sie plötzlich die Beiden, ihr Kind mit ihm allein, auf dem Schiff, fern im Meer.

In höchstem Zorn flog sie an den Marmortisch, an dem die Sklaven eben den Abendbecher des Königs mischten, schickte sie die Stufen hinab, eine Gondel zu lösen, gewann so einen unbelauschten Augenblick an dem Tisch und stieg gleich darauf mit Daphnidion, welche ihr zorniger Ausruf geweckt, die Treppen hinab nach dem Schiff.

Da bogen zur Rechten aus dem dichten Taurusgang der Präfect und seine Freunde, welche ihr Lustwandeln ebenfalls an diese Stelle führte.

Cethegus folgte ihr die Stufen hinab und reichte ihr die Hand, in den Rahn zu steigen.

„Es ist geschehen,“ flüsterte sie ihm dabei zu und die Gondel stieß ab.

In diesem Augenblick war es, daß das junge Paar auf die Bewegung am Ufer merksam wurde: Camilla



stand auf, sie mochte erwarten, der König werde das Schiff wenden. Aber dieser rief:

„Nein, sie sollen mir diese Stunde nicht rauben, die schönste meines Lebens. Ich muß noch mehr von diesen süßen Worten schlürfen. O, Camilla, du mußt mir mehr, du mußt mir Alles sagen. Komm, wir landen auf der Insel dort, da mögen sie uns finden.“

Und mächtig ausgreifend drückte er mit aller Kraft auf das Ruder, daß das Fahrzeug wie besflügelt dahinschoß.

„Willst du nicht weiter sprechen?“

„O, mein Freund, mein König — dringe nicht in mich.“

Er sah nur ihr in das liebliche Antlitz, in das leuchtende Auge, nicht mehr auf Weg und Ziel.

„Nun warte — dort auf der Insel — dort sollst du mir“ — —

Ein neuer leidenschaftlicher Ruderschlag — da erdröhnte ein dumpfer Krach, das Schiff war angeprallt und fuhr schütternd zurück.

„Himmel!“ rief Camilla aufspringend und nach dem Schnabel des Schiffes sehend: ein ganzer Schwall von Wasser sprudelte herein ihr entgegen.

„Das Schiff ist geborsten — wir sinken,“ sprach sie erbleichend.

„Sieher zu mir, laß mich sehen,“ rief Athalarich vorspringend. „Ah, das sind die Nadeln der Amphitrite — wir sind verloren.“

Die Nadeln der Amphitrite — wir wissen, man konnte

sie von der Terasse des Benustempels kaum erkennen — waren zwei schmale scharfzackige Klippen zwischen dem Ufer und der nächsten der Laguneninseln: sie ragten kaum über den Wasserspiegel, bei leisestem Wind gingen die Wellen über sie weg.

Athalarich kannte die Gefahr dieser Stelle und hatte sie immer leicht vermieden: aber diesmal hatte er nur in der Geliebten Augen geblickt.

Mit einem Blick übersah er die Lage.

Es gab keine Rettung.

Ein Brett im Boden des leicht gezimmerten Gefährts war durch den Anprall an der Klippe zertrümmert, gewaltig drang das Wasser durch den Leck.

Das Schiff sank von Secunde zu Secunde.

Schwimmend mit Camilla die nächste Insel oder das Ufer zu erreichen, konnte er nicht hoffen: auf den schmalen Felsennadeln aber fand kaum des Seeadlers Fuß einen flüchtigen Ruhepunct und das Ruder Schiff Rusticianens hatte kaum erst abgestoßen.

Mit Blitzesschnelle hatte er all das überschaut, erwogen, eingesehen, und warf einen entsetzten Blick auf das Mädchen.

„Geliebte, du stirbst,“ jammerte er verzweifelnd, „und ich, ich hab's verschuldet.“

Und er umfaßte sie stürmisch.

„Sterben?“ rief sie, „o nein! nicht so jung, nicht jetzt sterben! Leben, leben mit dir.“

Und sie klammerte sich fest an seinen Arm.

Der Ton, die Worte durchschnitten sein Herz.

Er riß sich los, er sah nach Rettung ringsumher, umsonst, umsonst — immer höher stieg das Wasser, immer rascher sank das Schiff.

Er warf das Ruder weg.

„Es ist aus, alles aus, Geliebte. Laß uns Abschied nehmen.“

„Nein! nicht mehr scheiden! Muß es gestorben sein — o dann hinweg alle Sünden, welche die Lebendigen bindet“ — und glühend drückte sie das Haupt an seine Brust — „o laß dir sagen, laß dir noch gestehn, wie ich dich liebe, wie lange schon, seit — seit immer. All mein Haß war ja nur verschämte Liebe. Gott, ich liebte dich schon, da ich wähnte, ich müsse dich verabscheuen. Ja du sollst wissen, wie ich dich liebe.“ Und sie bedeckte ihm Augen und Wangen mit eiligen Küssen. „O, jetzt will ich auch sterben — lieber sterben mit dir als leben ohne dich. Aber nein“ — und sie riß sich von ihm los — „du sollst nicht sterben — laß mich hier, springe, schwimme, versuchs, du allein erreichst die Insel wohl — versuch's und laß mich.“

„Nein,“ rief er selig, „lieber sterben mit dir als leben ohne dich. Nach so langem, langem Sehnen endlich Erfüllung! Wir gehören einander auf ewig von dieser Stunde. Komm, Camilla, Geliebte, laß uns hinab.“

Schauer der Liebe und des Todes rieselten durcheinander.

Er zog sie an sich, umschlang sie mit dem linken Arm und stieg mit ihr auf den kaum noch Hand breit über Wasser ragenden Steuergransen: schon schickte er

sich zum jähen Sprunge an, — da entrang sich Beiden ein froher Schrei der Hoffnung.

Blitzschnell bog vor ihren Augen um die schmale Landspitze, die unfern von ihnen ins Meer ragte, ein Schiff mit vollen Segeln, das grade auf sie los eilte.

Das Schiff vernahm ihren Schrei, es erkannte jedesfalls die Lage des sinkenden Rahns, vielleicht die Person des Königs: vierzig Ruder, aus zwei Stockwerken von Ruderbänken zugleich in die Fluth getaucht, beförderten den Flug des raschen Fahrzeugs, welches brausend vor ganzem Wind mit allen Segeln dahin schoß. Die Leute auf dem Deck riefen ihnen zu auszuharren und bald — es war die höchste Zeit — lag der Bauch der Bireme neben der Gondel, die augenblicklich versank, nachdem das Paar durch die Lückenpforte des untern Ruderstockwerks an Bord gerettet war.

Es war ein kleines gothisches Wachtschiff, der goldene, steigende Löwe, das Wappen der Amalungen glänzte auf der blauen Flagge: Aligern, ein Better Teja's, befehligte es.

„Dank euch, wackre Freunde, sprach Athalarich, da er wieder Worte gefunden, Dank! ihr habt nicht euren König nur, ihr habt eure Königin gerettet.“

Stauwend sammelten sich Soldaten und Matrosen um den Glücklichen, der die laut weinende Camilla in seinen Armen hielt.

„Heil unsrer schönen jungen Königin!“ jauchzte der rothblonde Aligern und die Mannschaft jubelte donnernd nach: „Heil, Heil unsrer Königin!“

In diesem Augenblick rauschte der Segler an dem

Rahn Rusticianens vorbei: der Schall dieses Jubelrufs weckte die Unselige aus der Erstarrung von Entsetzen und Betäubung, die sie ergriffen, da die beiden erschrocknen Ruderflaven die Gefahr des jungen Pares auf dem sinkenden Boot entdeckt und zugleich erklärt hatten, es sei ihnen unmöglich, sie rechtzeitig aus den Wellen zu retten. Da war sie besinnungslos Daphnidion in die Arme gefallen.

Jetzt erwachte sie und warf einen irren Blick umher. Sie staunte: war es ein Traumbild, was sie sah? oder war es wirklich ihre Tochter, welche dort auf dem Deck des Gothenschiffs, das stolz an ihr vorüberrauschte, an der Brust des jungen Königs lag? und jauchzten wirklich dazu jubelnde Stimmen: „Heil Camilla, unsrer Königin!“

Sie starrte auf die vorübergleitende Erscheinung, sprachlos, lautlos.

Aber das rasch fliegende Sezelschiff war schon an ihrem Rahn vorüber und dem Lande nah. Es ankerte außerhalb der seichten Gartenbucht, eine Barke ward herabgelassen, das gerettete Paar, Aligern und drei Matrosen sprangen hinein und bald stiegen sie die Stufen der Hafentreppe hinan, wo, außer Cethegus und seiner Begleitung, eine Menge von Leuten sich versammelt hatte, welche vom Schloß oder vom Garten aus mit Schrecken die Gefahr des kleinen Schiffes wahrgenommen und jetzt herbei eilten, die Geretteten zu begrüßen.

Unter Glückwünschen und Segensrufen stieg Athalarich die Stufen hinan.

„Seht hier,“ sprach er, vor dem Tempel angelangt, „sehet, Gothen und Römer, eure Königin, meine Braut. Uns hat der Gott des Todes zusammengeführt, nicht wahr, Camilla?“

Sie sah zu ihm auf, aber heftig erschrak sie: die Aufregung und der jähe Wechsel von Schrecken und Freude hatten den kaum Genesenen übermächtig erschüttert: sein Antlitz war marmorblaß, er wankte und griff wie Luft schöpfend krampfhaft an seine Brust.

„Um Gott,“ rief Camilla, einen Anfall des alten Leidens fürchtend, „dem König ist nicht wohl. Rasch den Wein, die Arznei!“

Sie flog an den Tisch, ergriff den Silberbecher, der bereit stand, und drängte ihn in seine Hand.

Cethegus stand dicht dabei und folgte mit scharfem Blick jeder seiner Bewegungen.

Schon setzte er den Becher an die Lippen, aber plötzlich ließ er ihn nochmal sinken, er lächelte: „du mußt mir zutrinken, wie's der gothischen Königin ziemt an ihrem Hof,“ und er reichte ihr den Pocal: sie nahm ihn aus seiner Hand.

Einen Augenblick durchzuckte es den Präfecten siedend heiß.

Er wollte hinzustürzen, ihr den Trank aus der Hand reißen, ihn verschütten.

Aber er hielt sich zurück.

That er's, so war er unrettbar verloren.

Nicht nur morgen als Hochverräther, nein, sofort als Giftmörder angeklagt und überführt.

Verloren mit ihm seine ganze Ideenwelt, die Zukunft Roms.

Und um wen? — Um ein verliebtes Mädchen, das treulos zu seinem Todfeind abgefallen. —

Nein sagte er kalt zu sich, die Faust zusammendrückend, sie oder Rom — also sie!

Und ruhig sah er zu, wie das Mädchen, hold erröthend, einen leichten Trunk aus dem Becher nahm, den der König darauf tief schlürpfend bis zum Grunde leerte.

Er zuckte zusammen, da er ihn auf den Marmortisch nieder setzte.

„Kommt hinauf ins Schloß“, sprach er fröstelnd, den Mantel über die linke Schulter schlagend, „mich friert.“ Und er wandte sich.

Da traf sein Blick auf Cethegus: er stand einen Augenblick still und sah dem Präfecten eindringend in's Auge.

„Du hier?“ sagte er finster und trat einen Schritt auf ihn zu: da zuckte er nochmal und stürzte mit einem jähen Schrei neben der Quelle auf's Antlitz nieder.

„Athalarich!“ rief Camilla und warf sich taumelnd über ihn.

Der alte Corbulo sprang aus der Schaar der Diener zuerst hinzu: „Hülfe,“ rief er, „sie stirbt — der König!“

„Wasser! rasch Wasser!“ sprach Cethegus laut.

Und entschlossen, trat er an den Tisch, ergriff den Silberbecher, bückte sich, spülte ihn schnell, aber gründlich in der Quelle und neigte sich über den König,

der in Cassiodors Armen lag, indes Corbulo das Haupt Camillens auf seine Kniee legte.

Muthlos, entsetzt umstanden die Hofleute die beiden scheinbar leblosen Gestalten.

„Was ist geschehen? Mein Kind!“ mit diesem Schrei drängte sich Rusticiana, die so eben gelandet, an der Tochter Seite! „Camilla,“ rief sie verzweifelt, „was ist mit dir?“

„Nichts!“ sagte Cethegus ruhig, sich prüfend über die beiden beugend. „Es ist nur eine Ohnmacht.“

Aber den jungen König hat sein Herzkrampf hingerafft.

Er ist todt.“





## Drittes Buch.

# Amalafwintha.

---

„Amalafwintha verzagte nicht nach Frauenart,  
sondern kräftig wahrte sie ihr Königthum.“

Prokop, Gothenkrieg I. 2



## Erstes Capitel.

---

Wie ein Donnerschlag aus heitrem Himmel traf Athalarichs plötzliches Ende die gothische Partei, welche an diesem nämlichen Tage ihre Hoffnungen so hoch gespannt hatte.

Alle Maßregeln, welche der König in ihrem Sinne angeordnet, waren gelähmt, die Gothen plötzlich wieder ohne Vertretung in dem Staat, an dessen Spitze jetzt die Regentin ganz allein gestellt war.

Am frühen Morgen des nächsten Tages stellte sich Cassiodorius bei dem Präfecten ein. Er fand diesen in ruhigem, festem Schlaf.

„Und du kannst schlafen, ruhig wie ein Kind, nach einem solchen Schlag!“

„Ich schlief,“ sagte Cethegus sich auf den linken Arm aufrichtend, „im Gefühle neuer Sicherheit.“

„Sicherheit! ja für dich, aber das Reich!“

„Das Reich war mehr gefährdet durch diesen Knaben als ich. Wo ist die Königin?“

„Am offenen Sarge ihres Sohnes sitzt sie, sprachlos! Die ganze Nacht.“

Cethegus sprang auf: „das darf nicht sein,“ rief er. „Das thut nicht gut. Sie gehört dem Staat, nicht dieser Leiche. Um so weniger, als ich von Gift flüstern hörte. Der junge Tyrann hatte viele Feinde. Wie steht es damit?“

„Sehr ungewiß. Der griechische Arzt Elpidios, der die Leiche untersuchte, sprach zwar von einigen auffallenden Erscheinungen. Aber, wenn Gift gebraucht worden, meinte er, müßte es ein sehr geheimes, ihm völlig fremdes sein. In dem Becher, daraus der Arme den letzten Trunk gethan, fand sich nicht die leiseste Spur verdächtigen Inhalts. So glaubt man allgemein, die Aufregung habe das alte Herzleiden zurück gerufen und dieses ihn getödtet. Aber doch ist es gut, daß man dich von dem Augenblick, da du die Versammlung verließest, immer vor Zeugen gesehen: der Schmerz macht argwöhnisch.“

„Wie steht es mit Camilla?“ forschte der Präfect weiter.

„Sie soll von ihrer Betäubung noch gar nicht erwacht sein; die Aerzte fürchten das Schlimmste. — Aber ich kam, dich zu fragen: Was soll nun weiter geschehen? Die Regentin sprach davon, die Untersuchung gegen dich nieder zu schlagen.“

„Das darf nicht sein!“ rief Cethegus. „Ich fordre die Durchführung. Eilen wir zu ihr.“

„Willst du sie am Sarge ihres Sohnes stören?“

„Ja, das will ich! Deine zarte Rücksicht hebt davor zurück? Gut, komme du nach, wenn ich das Eis gebrochen.“

Er verabschiedete den Besuch und rief seine Sklaven, ihn anzukleiden.

Bald darauf schritt er, in dunkelgraues Trauergewand gehüllt, hinab zu dem Gewölbe, wo die Leiche ausgestellt lag. Gebieterisch wies er die Wachen und die Frauen Amalafwinthens hinweg, welche den Eingang hüteten und trat geräuschlos ein.

Es war die niedrig gewölbte Halle, in welcher ehemals die Leichen der Kaiser mit Salben und Brennstoffen waren für den Scheiterhaufen bereitet worden.

Das schweigende Gelaß, mit dunkelgrünem Serpentin getäfelt, von kurzen dorischen Säulen aus schwarzem Marmor getragen, war nie von der Tageshelle beleuchtet: auch jetzt fiel auf die düstern byzantinischen Mosaiken auf dem Goldgrund der Wandplatten kein andres Licht als von den vier Pechfackeln, welche an dem Stein Sarkophag des jungen Königs mit unstättem Schimmer flackerten.

Dort lag er, auf einem tiefrothen Purpurmantel, Helm, Schwert und Schild zu seinen Häupten.

Der alte Hildebrand hatte ihm einen Eichenkranz um die dunkeln Locken gewunden.

Die edeln Züge ruhten in ernster, bleicher Schöne.

Zu seinen Füßen saß in langem Trauerschleier die hohe Gestalt der Regentin, das Haupt auf den linken Arm gestützt, der auf dem Sarkophage ruhte: der rechte hing erschlafft herab. Sie konnte nicht mehr weinen.

Das Knistern der Pechflammen war das einzige Geräusch in dieser Grabesstille. —

Rautlos trat Cethegus ein, nicht unbewegt von der Poesie des Anblicks.

Aber mit einem Zusammenziehen der Brauen war dies Gefühl wie ein Anflug von Mitleid erstickt. Klarheit gilt es, sprach er zu sich selbst, und Ruhe.

Leise trat er näher und ergriff die herabgesunkene Hand Amalafwinthens. „Erhebe dich, hohe Frau, du gehörst den Lebendigen, nicht den Todten.“

Erschrocken sah sie auf: „Du hier, Cethegus? Was suchst du hier?“

„Eine Königin.“

„O, du findest nur eine weinende Mutter!“ rief sie schluchzend.

„Das kann ich nicht glauben. Das Reich ist in Gefahr und Amalafwintha wird zeigen, daß auch ein Weib dem Vaterland den eignen Schmerz opfern kann.“

„Das kann sie,“ sagte sie, sich aufrichtend: „Aber sieh auf ihn hin. — Wie jung, wie schön —! Wie konnte der Himmel so grausam sein.“

„Jetzt oder nie,“ dachte Cethegus.

„Der Himmel ist gerecht, streng, nicht grausam.“

„Wie redest du? was hatte mein edler Sohn verschuldet? Wagst du ihn anzuklagen?“

„Nicht ich! Doch eine Stelle der heiligen Schrift hat sich erfüllt an ihm: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lang lebest auf Erden.“ Die Verheißung ist auch eine Drohung. Gestern hat er geschworen gegen seine Mutter und sie verunehrt in trotziger Empörung: — heute liegt er hier. Ich sehe darin den Finger Gottes.“

Amalafwintha verhüllte ihr Antlitz. Sie hatte dem Sohn an seinem Sarge seine Auflehnung herzlich vergeben. Aber diese Auffassung, diese Worte ergriffen sie doch mächtig und zogen sie ab von ihrem Schmerz zur liebgewordenen Gewohnheit des Herrschens.

„Du hast, o Königin, die Untersuchung gegen mich niederschlagen wollen und Witichis zurück berufen. Letzteres mag sein. Aber ich fordere die Durchführung des Processes und feierliche Freisprechung als mein Recht.“

„Ich habe nie an deiner Treue gezweifelt. Weh mir, wenn ich es jemals müßte. Sage mir: ich weiß von keiner Verschwörung! und Alles ist abgethan.“ — Sie schien keine Betheuerung zu erwarten.

Cethegus schwieg eine Weile. Dann sagte er ruhig: „Königin, ich weiß von einer Verschwörung.“

„Was ist das?“ rief die Regentin und sah ihn drohend an.

„Ich habe diese Stunde, diesen Ort gewählt,“ fuhr Cethegus mit einem Blick auf die Leiche fort, „dir meine Treue entscheidend zu besiegeln, daß sie dir unauslöschlich möge in's Herz geschrieben sein. Höre und richte mich.“

„Was werd' ich hören?“ sprach die Königin wachsam und fest entschlossen, sich weder täuschen noch erweichen zu lassen.

„Ich wär' ein schlechter Römer, Königin, und du müßtest mich verachten, liebte ich nicht vor allem Andern mein Volk. Dies stolze Volk, das selbst du, die Fremde, liebst. Ich wußte, — wie du es weißt —

daß der Haß gegen euch als Ketzer, als Barbaren in den Herzen fortglimmt. Die letzten strengen Thaten deines Vaters hatten ihn geschürt. Ich ahnte eine Verschwörung. Ich suchte, ich entdeckte sie."

„Und verschwiegst sie!“ sprach die Regentin, zürnend sich erhebend.

„Und verschwiegst sie. Bis heute. Die Verblendeten wollten die Griechen herbeirufen und nach Vernichtung der Gothen sich dem Kaiser unterwerfen.“

„Die Schändlichen!“ rief Amalafwintha heftig.

„Die Thoren! Sie waren schon so weit gegangen, daß nur Ein Mittel blieb, sie zurück zu halten: ich trat an ihre Spitze, ich ward ihr Haupt.“

„Gethegus!“

„Dadurch gewann ich Zeit und konnte edle, wenn auch verblendete Männer von dem Verderben zurück halten. Allgemach konnte ich ihnen die Augen darüber öffnen, daß ihr Plan, wenn er gelänge, nur eine milde mit einer despotischen Herrschaft vertauschen würde. Sie sahen es ein, sie folgten mir und kein Byzantiner wird diesen Boden betreten bis ich ihn rufe, ich — oder du.“

„Ich! rufest du?“

„Nichts ist den Menschen zu verschwören! sagt Sophokles, dein Liebling. Laß dich warnen, Königin, die du die dringendste Gefahr nicht siehst. Eine andre Verschwörung, viel gefährlicher als jene römische Schwärmerci, bedroht dich, deine Freiheit, das Herrschaftsrecht der Amaler, in nächster Nähe — eine Verschwörung der Gothen.“



Amalafwintha erblickte.

„Du hast gestern zu deinem Schrecken ersehnt, daß nicht deine Hand mehr das Ruder dieses Reiches führt. Ebensovienig dieser edle Todte, der nur ein Werkzeug deiner Feinde war. Du weißt es, Königin, Viele in deinem Volk sind blutdürstende Barbaren, raubgierig, roh: sie möchten dies Land brandschatzen, wo Vergil und Tullius gewandelt. Du weißt, dein trotziger Adel haßt die Uebermacht des Königshauses und will sich ihm wieder gleich stellen. Du weißt, die rauhen Gothen denken nicht würdig von dem Beruf des Weibes zur Herrschaft.“

„Ich weiß es,“ sprach sie stolz und zornig.

„Aber nicht weißt du, daß alle diese Parteien sich geeinigt haben. Geeinigt gegen dich und dein römerfreundlich Regiment. Dich wollen sie stürzen oder zu ihrem Willen zwingen. Cassiodor und ich, wir sollen von deiner Seite fort. Unser Senat, unsre Rechte sollen fallen, das Königthum ein Schatte werden. Krieg mit dem Kaiser soll entbrennen. Und Gewalt, Erpressung, Raub über uns Römer hereinbrechen.“

„Du malst eitle Schreckbilder!“

„War ein eitles Schreckbild, was gestern geschah? Wenn nicht der Arm des Himmels eingriff, warst nicht du selbst — wie ich — der Macht beraubt? Warst du denn noch Herrin in deinem Reich, in deinem Hause? Sind sie nicht schon so mächtig, daß der heidnische Sildebrand, der bäuerische Witichis, der finstre Teja in deines bethörten Sohnes Namen offen deinem Willen trotzen?“

Haben sie nicht jene rebellischen drei Herzoge zurück be-  
rufen? Und deine widerspänstige Tochter und —“

„Wahr, zu wahr!“ seufzte die Königin.

„Wenn diese Männer herrschen — dann lebt wohl  
Wissenschaft und Kunst und edle Bildung! Leb wohl,  
Italia, Mutter der Menschlichkeit! Dann lodert in  
Flammen auf, ihr weisen Pergamente, brecht in Trümmer,  
schöne Statuen. Gewalt und Blut wird diese Fluren  
erfüllen und späte Enkel werden bezeugen: solches ge-  
schah unter Amalafwintha, der Tochter Theoderichs.“

„Nie, niemals soll das geschehen! Aber —“

„Du willst Beweise? Ich fürchte, nur zu bald wirst  
du sie haben. Du siehst jedoch schon jetzt, auf die  
Gothen kannst du dich nicht stützen, wenn du jene Gräuel  
verhindern willst. Gegen sie schützen nur wir dich, wir,  
denen du ohnehin angehörst nach Geist und Bildung,  
wir Römer. Dann, wenn jene Barbaren lärmend deinen  
Thron umdrängen, dann laß mich jene Männer um dich  
schaaren, welche sich einst gegen dich verschworen, die  
Patrioten Roms, sie schützen dich und sich selbst zugleich.“

„Cethegus,“ sprach die bedrängte Frau, du beherrschest  
die Menschen leicht! Wer, sage mir, wer bürgt mir für  
die Patrioten, für deine Treue?“

„Dies Blatt, Königin, und dieses! Jenes enthält  
eine genaue Liste der römischen Verschwornen — du  
siehst, es sind viele hundert Namen: dies die Glieder  
des gothischen Bundes, die ich freilich nur errathen  
konnte. Aber ich rathe gut.

Mit diesen beiden Blättern geb' ich die beiden Bar-

feien, geb' ich mich selbst ganz in deine Hand. Du kannst mich jeden Augenblick bei den Meinen selbst als Verräther entlarven, der vor Allem deine Gunst gesucht, kannst mich Preis geben dem Haß der Gothen — ich habe jetzt keinen Anhang mehr, sobald du willst: ich stehe allein, allein auf dem Boden deiner Gunst."

Die Königin hatte die Rollen mit leuchtenden Augen durchsfliegen.

„Cethegus," rief sie jetzt, „ich will deiner Treue gedenken und dieser Stunde!"

Und sie reichte ihm gerührt die Hand.

Cethegus neigte leise das Haupt. „Noch Eins, o Königin. Die Patrioten, fortan deine Freunde wie die Meinen, wissen das Schwert des Verderbens, des Hasses der Barbaren über ihren Häuptern hängen. Die Erschrocknen bedürfen der Aufrichtung. Laß sie mich deines hohen Schutzes versichern: stelle deinen Namen an die Spitze dieses Blattes und laß mich ihnen dadurch ein sichtbar Zeichen deiner Gnade geben."

Sie nahm den goldnen Stift und die Wachstafel, die er ihr reichte.

Einen Augenblick noch zögerte sie nachdenklich: dann aber schrieb sie rasch ihren Namen und gab ihm Griffel und Tafel zurück: „Hier, sie sollen mir treu bleiben, treu wie du."

Da trat Cassiodorius ein: „o Königin, die gothischen Großen harren dein. Sie begehren dich zu sprechen."

„Ich komme! Sie sollen meinen Willen vernehmen," sprach sie heftig: „du aber Cassiodor, sei der erste Zeuge

des Beschlusses, den diese ernste Stunde in mir gereift, den bald mein ganzes Reich vernehmen soll: hier der Präfect von Rom ist hinfort der erste meiner Diener, wie er der treueste ist: sein ist der Ehrenplatz in meinem Vertrauen und an meinem Thron."

Staunend führte Cassiodorius die Regentin die dunkeln Stufen hinan.

Langsam folgte Cethegus: er hob die Wachstafel in die Höhe und sprach zu sich selbst:

Jetzt bist du mein, Tochter Theoderichs. Dein Name auf dieser Liste trennt dich auf immer von deinem Volk. — —

---

## Zweites Capitel.

---

Als Cethegus aus dem unterirdischen Gewölbe wieder zu dem Erdgeschoß des Palastes aufgetaucht war und sich anschickte, der Regentin zu folgen, ward sein Ohr berührt und sein Schritt gefesselt durch feierliche, klagende Flötentöne. Er errieth, was sie bedeuteten.

Sein erster Antrieb war, auszuweichen. Aber alsbald entschloß er sich zu bleiben.

Einmal muß es doch geschehen, also am Besten gleich. Man muß prüfen, wie weit sie unterrichtet ist.

Immer näher kamen die Flöten, wechselnd mit monotonen Klagegesängen. Cethegus trat in eine breite Nische des dunklen Ganges, in welchen schon die Spitze des kleinen Zuges einbog.

Voran schritten paarweise sechs edle römische Jungfrauen in grauen Klageschleiern, gesenkte Fackeln in den Händen. Darauf folgte ein Priester, dem eine hohe Kreuzesfahne mit langen Wimpeln vorangetragen wurde. Hierauf eine Schaar von Freigelassenen der Familie, angeführt von Corbulo und die Flötenbläser. Dann folgte, von vier römischen Mädchen getragen, ein offener,

blumenüberschütteter Sarg: da lag auf weißem Linnen-  
tuch die todte Camilla, in bräutlichem Schmuck, einen  
Kranz um das schwarze Haar, ein Zug lächelnden Frie-  
dens spielte um den leicht geöffneten Mund.

Hinter dem Sarge aber wankte, mit gelöstem Haar,  
stier vor sich hin blickend, die unselige Mutter, von Ma-  
tronen umgeben, welche die Sinkende stützten.

Eine Reihe von Sklavinnen schloß den Zug, welcher  
sich langsam in das Todtengewölbe verlor.

Cethegus erkannte die schluchzende Daphnidion und  
hielt sie an. „Wann starb sie?“ fragte er ruhig.

„Ach, Herr, vor wenigen Stunden! Oh die gute,  
schöne, freundliche Donna!“

„Ist sie noch einmal erwacht zu vollem Bewußtsein?“

„Nein, Herr, nicht mehr. Nur ganz zuletzt schlug  
sie die großen Augen nochmal auf und schien rings um-  
her zu suchen. Wo ist er hin? fragte sie die Mutter.  
Ach, ich sehe ihn, rief sie dann und hob sich aus den  
Rissen. Kind, mein Kind, wo willst du hin? weinte die  
Herrin. Nun, dorthin, sagte sie mit verklärtem Lächeln:  
nach den Inseln der Seligen! und sie schloß die Augen  
und sank zurück auf das Lager und jenes holde Lächeln  
blieb stehen auf ihrem Mund — und sie war dahin,  
dahin auf ewig!“

„Wer hat sie hieherab bringen lassen?“

„Die Königin. Sie erfuhr Alles und befahl die  
Todte als die Braut ihres Sohnes neben ihm auszu-  
stellen und zu bestatten.“

„Aber was sagt der Arzt? wie konnte sie so plötzlich sterben?“

„Ach der Arzt sah sie nur flüchtig; er hatte alle Gedanken bei der Königsleiche und die Herrin litt ja gar nicht, daß der fremde Mann ihre Tochter berühre. Das Herz ist ihr eben gebrochen: daran mag man wohl sterben! Aber still, sie kommen.“

Der Zug ging in derselben Ordnung, ohne den Sarg, zurück. Daphnidion schloß sich an. Nur Rusticiana fehlte.

Ruhig schritt Cethegus den einsamen Gang auf und nieder, sie zu erwarten.

Endlich stieg die gebrochne Gestalt die Stufen herauf. Sie wankte und drohte zu fallen.

Da ergriff er rasch ihren Arm. „Rusticiana, fasse dich!“

„Du hier? O Gott, du hast sie auch geliebt! Und wir, wir beide haben sie ermordet!“ Und sie brach auf seine Schulter zusammen.

„Schweig, Unselige!“ flüsterte er, sich umsehend.

„Ach, ich, die eigne Mutter, habe sie getödtet. Ich habe den Trank gemischt, der ihm den Tod gebracht.“

Gut, dachte er, sie ahnt also nicht, daß sie getrunken, geschweige, daß ich sie trinken sah.

„Es ist ein grausamer Streich des Geschicks,“ sagte er laut; „aber bedenke, was sollte werden, wenn sie lebte? Sie liebte ihn!“ —

„Was werden sollte?“ rief Rusticiana, von ihm zurücktretend.

„O, wenn sie nur lebte! Wer kann wider die Liebe? Wäre sie fein geworden, sein Weib, — seine Geliebte, wenn sie nur lebte!“

„Aber du vergißt, daß er sterben mußte.“

„Mußte? warum mußte er sterben? auf daß du deine stolzen Pläne hinausführst! O Selbstsucht ohne Gleichen!“

„Es sind deine Pläne, die ich ausführe, nicht die Meinen; wie oft muß ich dir's wiederholen? Du hast den Gott der Rache heraufbeschworen, nicht ich: was klagst du mich an, wenn er Opfer von dir fordert. Besinne dich besser. Lebe wohl.“

Aber Rusticiana faßte heftig seinen Arm: „Und das ist Alles? Und weiter hast du nichts, kein Wort, keine Thräne für mein Kind? Und du willst mich glauben machen, um sie, um mich zu rächen habest du gehandelt? Du hast nie ein Herz gehabt. Du hast auch sie nicht geliebt — kalten Bluts siehst du sie sterben — ha, Fluch — Fluch über dich.“

„Schweig, Unsinnige.“

„Schweigen? nein, reden will ich und dir fluchen. O, wüßt' ich etwas, das dir wäre, was mir Camilla war! O, müßt'est du, wie ich, deines ganzen Lebens letzte, einzige Freude fallen sehen, fallen sehen und verzweifeln. Wenn ein Gott ist im Himmel, wirst du das erleben.“

Cethegus lächelte.

„Du glaubst an keine Macht im Himmel, die vergelte? wohl an, glaub' an die Rache einer jammervollen



Mutter! Du sollst erzittern! ich eile zur Regentin und entdecke ihr Alles! Du sollst sterben!"

„Und du stirbst mit mir.“

„Mit lachenden Augen, wenn ich dich verderben sehe.“

Und sie wollte hinweg.

Aber Cethegus ergriff sie mit starkem Arm.

„Halt, Weib. Glaubst du, man sieht sich nicht vor mit deinesgleichen?"

Deine Söhne, Anicius und Severinus, die Verbannten, sind heimlich in Italien, in Rom, in meinem Hause.

Du weißt, auf ihrer Rückkehr steht der Tod.

Ein Wort — und sie sterben mit uns: dann magst du deinem Gatten auch die Söhne, wie die Tochter, als durch dich gefallen zuführen. Ihr Blut über dein Haupt."

Und rasch war er um die Ecke des Ganges biegend verschwunden.

„Meine Söhne!" rief Rusticiana und brach auf dem Marmorestrich zusammen.

Wenige Tage darauf verließ die Wittwe des Boethius mit Corbulo und Daphnidion den Königshof für immer. Vergebens suchte die Regentin sie zu halten.

Der treue Freigelassne führte sie zurück auf die verborgne Villa bei Tifernum, welche je verlassen zu haben sie jetzt tief betrauerte. Sie baute daselbst, an der Stelle des kleinen Benustempels, eine Basilika, in deren Krypta eine Urne mit den Herzen der beiden Liebenden beigesetzt wurde.

Ihre leidenschaftliche Seele verband mit dem Gebet für das Heil ihres Kindes unzertrennlich die Bitte der Rache an Cethegus, dessen wahre Betheiligung an Camillens Tod sie nicht einmal ahnte: nur das durchschaute sie, daß er Mutter und Tochter als Werkzeuge seiner Pläne gebraucht und in herzloser Kälte des Mädchens Glück und Leben auf's Spiel gesetzt hatte.

Und kaum minder unablässig als das Licht der daselbst gestifteten ewigen Lampe stieg das Gebet und der Fluch der vereinsamten Mutter zum Himmel empor.

Die Stunde sollte nicht ausbleiben, die ihr die Schuld des Präfecten ganz enthüllte und auch die Rache nicht, die sie dafür vom Himmel nieder rief.

---

### Drittes Capitel.

---

Am Hofe von Ravenna aber wurde ein zäher und grimmiger Kampf geführt.

Die gothischen Patrioten, obwohl durch den plötzlichen Untergang ihres jugendlichen Königs schwer betrübt und für den Augenblick überwunden, wurden doch von ihren unermüdlischen Führern bald wieder aufgerafft.

Das hohe Ansehen des alten Hildebrand, die ruhige Kraft des zurückberufenen Witichis und Teja's wachsamere Eifer wirkten unablässig.

Wir haben gesehen, wie es diesen Männern gelungen war, Athalarich zur Abschüttlung der Oberleitung seiner Mutter zu verhelfen. Jetzt gelang es ihnen leicht, unter den Gothen immer mehr Anhang zu finden gegen eine Regentschaft, in welcher der ihnen als Hochverräther verhaßte Cethegus mehr als je in den Vordergrund trat.

Die Stimmung im Heere, in der germanischen Bevölkerung von Ravenna war genügend zu einem entscheidenden Schlage vorbereitet.

Mit Mühe hielt der alte Waffenmeister die Unzufrie-

denen zurück, bis sie, durch wichtige Bundesgenossen verstärkt, desto sicherer siegen könnten.

Diese Bundesgenossen waren die drei Herzoge Thulun, Ibba und Piza, welche Amalafwintha vom Hofe verschleucht und ihr Sohn so eben zurück berufen hatte. Thulun und Ibba waren Brüder, Piza ihr Vetter.

Ein anderer Bruder der Ersteren, Herzog Marich, war vor Jahren wegen angeblicher Verschwörung zum Tode verurtheilt und seit seiner Flucht verschollen.

Sie stammten aus dem berühmten Geschlecht der Balthen, das bei den Westgothen die Königskrone getragen hatte und den Amalungen kaum nachstand an Alter und Ansehn. Ihr Stammbaum führte, wie der des Königshauses, bis zu den Göttern hinauf. Ihr Reichthum an Grundbesitz und abhängigen Colonen und der Ruhm ihrer Kriegsthaten erhöhten Macht und Glanz ihres Hauses.

Man sagte im Volk, Theoderich habe eine Zeit lang daran gedacht, mit Uebergang seiner Tochter und ihres unmündigen Knaben, im Interesse des Reiches den kräftigen Herzog Thulun zu seinem Nachfolger zu bestellen.

Und die Patrioten waren jetzt, nach dem Tode Athalarichs, entschlossen, für den äußersten Fall, das heißt, wenn die Regentin von ihrem System nicht abzubringen sei, jene Gedanken wieder aufzunehmen.

Cethegus sah das Gewitter heranziehen: er sah, wie das gothische Volksbewußtsein, von Hildebrand und seinen Freunden wach gerufen, sich immer heftiger gegen die romanisirende Regentschaft sträubte.

Mit Unmuth gestand er sich, daß es ihm an wirklicher Macht fehle, diese Unzufriedenheit niederzuhalten: Ravenna war nicht sein Rom, wo er die Werke beherrschte, wo er die Bürger wieder an die Waffen gewöhnt und an seine Person gefesselt hatte; hier waren alle Truppen Gothen und er mußte fürchten, daß sie einen Haftbefehl gegen Hildebrand oder Witichis mit offenem Aufruhr beantworten würden.

So faßte er den kühnen Gedanken, mit Einem Zug sich aus den Netzen, die ihn zu Ravenna umstrickten, heraus zu reißen: er beschloß, die Regentin, nöthigenfalls mit Gewalt, nach Rom zu bringen, nach seinem Rom: dort hatte er Waffen, Anhang, Macht. Dort war Amalasintha ausschließlich in seiner Gewalt und die Gothen hatten das Nachsehen.

Zu seiner Freude ging die Regentin lebhaft auf seinen Plan ein. Sie sehnte sich hinweg aus diesen Mauern, wo sie mehr eine Gefangene als eine Herrscherin erschien. Sie verlangte nach Rom, nach Freiheit und Macht.

Nach wie immer traf Cethegus seine Maßregeln. Auf den kürzern Weg zu Lande mußte er verzichten, da die große Via flaminia sowohl als die andern Straßen von Ravenna nach Rom durch gothische Truppen, welche Witichis befehligte, bedeckt waren und daher zu fürchten stand, daß ihre Flucht auf diesem Wege zu früh entdeckt und vielleicht verhindert würde.

So mußte er sich entschließen, einen Theil des Weges zur See zurückzulegen: aber auf die gothischen

Schiffe im Hafen von Ravenna konnte man zu einem solchen Zweck nicht zählen.

Zum Glück erinnerte sich der Präfect, daß der Nauarch Pomponius, einer der Verschwornen, mit drei Triremen zuverlässiger d. h. römischer Bemannung an der Ostküste des adriatischen Meeres, zwischen Ancona und Teate, auf afrikanische Seeräuber Jagd machend kreuzte.

Diesem sandte er Befehl, in der Nacht des Epiphaniastages in der Bucht von Ravenna zu erscheinen. Er hoffte vom Garten des Palastes aus, unter dem Schutz der Dunkelheit und während kirchliche und weltliche Festfeier die Stadt beschäftigte, leicht und sicher mit Amalasintha die Schiffe zu erreichen, welche sie zur See über die gothischen Stellungen hinaus bis nach Teate bringen sollten: von da aus war der Weg nach Rom kurz und ungefährdet.

Diesen Plan im Bewußtsein — sein Bote kam glücklich hin und zurück mit dem Versprechen des Pomponius, pünktlich einzutreffen — lächelte der Präfect zu dem täglich wachsenden, trotzigen Haß der Gothen, welche seine Günstlingsstellung bei Amalasintha mit Ingrimm betrachteten.

Er ermahnte diese, geduldig auszuharren und nicht durch einen Ausbruch ihres königlichen Zornes über die „Rebellen“ vor dem Tag der Befreiung einen Zusammenstoß herbeizuführen, der leicht alle Pläne der Rettung vereiteln konnte.

Das Epiphaniastfest war gekommen: das Volk wogte in dichten Massen in den Basiliken, auf den Plätzen der

Stadt. Die Kleinodien des Schatzes lagen geordnet und gepackt bereit, ebenso die wichtigsten Urkunden des Archivs. Es war Mittag.

Amalafwintha und der Präfect hatten soeben ihren Freund Cassiodorius von dem Plan unterrichtet, dessen Kühnheit ihn anfangs erschreckte, dessen Klugheit ihn alsbald gewann.

Sie wollten gerade aus dem Gemach der Berathung aufbrechen, als plötzlich der Lärm des Volkes, das vor dem Palast auf und nieder stuthete, lauter und heftiger anschwellt: Drohungen, Jubelrufe, Waffenklirren wild durcheinander.

Cethegus schlug den Vorhang des großen Rundbogenfensters zurück: doch er sah nur noch die letzten Reihen der Menge nachdrängen in die offenen Thore des Palastes.

Die Ursache der Aufregung war nicht zu entdecken.

Aber schon stieg im Schloß das Getöse die Treppen hinan, Zanf mit der Dienerschaft wurde hörbar, einzelne Waffenschläge, bald nahe, schwere Tritte.

Amalafwintha bebte nicht: fest hielt sie den Drachenauf des Thronstuhls, auf welchen Cassiodorius sie zurück geführt.

Cethegus warf sich indessen den Andringenden entgegen.

„Halt, rief er, unter der Thüre des Gemaches hinaus, „die Königin ist für Niemand sichtbar.“

Einen Augenblick lautlose Stille.

Dann rief eine kräftige Stimme: „Wenn für dich,

Römer, auch für uns, für ihre gothischen Brüder. Vorwärts!"

Und wieder erhob sich das Brausen der Stimmen und im Augenblick war Cethegus, ohne Anwendung bestimmter Gewalt, von dem Andrang der Masse wie von unwiderstehlicher Meeresfluth bis weit in den Hintergrund des Saales zurückgeschoben, und die Vordersten im Zuge standen dicht vor dem Thron.

Es waren Hildebrand, Witichis, Teja, ein baumlanger Gothe, den Cethegus nicht kannte, und neben ihm — es litt keinen Zweifel — die drei Herzoge Thulun, Ibba und Piza, in voller Rüstung, drei prachtvolle Kriegergestalten.

Die Eingedrungenen neigten sich vor dem Thron. Dann rief Herzog Thulun nach rückwärts gewendet mit der Handbewegung eines gebornen Herrschers:

„Ihr, gothische Männer, harret noch draußen eine kurze Weile; wir wollen's in eurem Namen mit der Regentin zu schlichten suchen. Gelingt es nicht — so rufen wir euch auf zur That — ihr wißt, zu welcher.“

Willig und mit Jubelrufen zogen sich die Schaaren hinter ihm zurück und verloren sich bald in den Gängen und Hallen des Schlosses.

„Tochter Theoderichs,“ hob Herzog Thulun an, das Haupt zurückwerfend, „wir sind gekommen, weil uns dein Sohn, der König, zurück berufen. Leider finden wir ihn nicht mehr am Leben. Wir wissen, daß du uns nicht gerne hier siehst.“

„Wenn ihr das wißt,“ sprach Amalafwintha mit



Hohheit, „wie könnt ihr wagen, dennoch vor unser Angesicht zu treten? Wer gestattet euch, wider unsern Willen zu uns zu dringen?“

„Die Noth gebeut es, hohe Frau, die Noth, die schon stärkere Kiegel gebrochen als eines Weibes Laune. Wir haben dir die Forderungen deines Volkes vorzutragen, die du erfüllen wirst.“

„Welche Sprache! Weißt du wer vor dir steht, Herzog Thulun?“

„Die Tochter der Amalungen, deren Kind ich ehre, auch wo es irrt und frevelt.“

„Rebell.“ rief Amalafwintha und erhob sich majestätisch vom Throne, „dein König steht vor dir.“

Aber Thulun lächelte: „Du würdest klüger thun, Amalafwintha, von diesem Punct zu schweigen.“

König Theoderich hat dir die Mundschaft über deinen Sohn übertragen, dem Weibe, — das war wider Recht, aber wir Gothen haben ihm nicht eingeredet in seine Sippe.

Er hat diesen Sohn zum Nachfolger gewünscht, den Knaben — das war nicht klug.

Aber Adel und Volk der Gothen haben das Blut der Amalungen geehrt und den Wunsch eines Königs, der sonst weise war.

Niemals aber hat er gewünscht und niemals hätten wir gebilligt, daß nach jenem Knaben ein Weib über uns herrschen solle, die Spindel über die Speere.“

„So wollt ihr mich nicht mehr anerkennen als eure Königin?“ rief sie empört. „Und auch du, Hildebrand,

alter Freund Theoderichs, auch du verleugnest seine Tochter?"

„Frau Königin,“ sprach der Alte, „wollest du selbst verhüten, daß ich dich verleugnen muß.“

Thulun fuhr fort:

„Wir verleugnen dich nicht — noch nicht. Jenen Bescheid gab ich nur, weil du auf dein Recht pochst und weil du wissen mußt, daß du ein Recht nicht hast.

Aber weil wir gern den Adel des Blutes ehren — wir ehren damit uns selbst — und weil es in diesem Augenblick zu bösem Zwiespalt im Reich führen könnte, wollten wir dir die Krone absprechen, so will ich dir die Bedingungen sagen, unter denen du sie fürder tragen magst.“

Amalafwintha litt unsäglich: wie gern hätte sie das stolze Haupt, das solche Worte sprach, dem Henker geweiht. Und machtlos mußte sie das dulden! Thränen wollten in ihr Auge dringen: sie preßte sie zurück, aber erschöpft sank sie auf ihren Thron, von Cassiodor gestützt.

Cethegus war indessen an ihre andre Seite getreten: „Bewillige Alles!“ raunte er ihr zu, 's ist Alles erzwungen und nichtig.

Und heute Nacht noch kömmt Pomponius.“

„Redet,“ sprach Cassiodor, „aber schon des Weibes, ihr Barbaren.“

„Ei,“ lachte Herzog Piza, „sie will ja nicht als Weib behandelt sein: sie ist ja unser König.“

„Ruhig, Better,“ verwies ihn Herzog Thulun, „sie ist von edlem Blut wie wir.“

„Für's Erste,“ fuhr er fort, „entläßt du aus deiner Nähe den Präfecten von Rom. Er gilt für einen Feind der Gothen. Er darf nicht die Gothenkönigin berathen. An seine Stelle bei deinem Thron tritt Graf Witichis.“

„Bewilligt!“ sagte Cethegus selbst, statt Amalafwintha's.

„Für's Zweite erklärst du in einem Manifest, daß fortan kein Befehl von dir vollziehbar, der nicht von Hildebrand oder Witichis unterzeichnet, daß kein Gesetz ohne Genehmigung der Volksversammlung gültig ist.“

Die Regentin fuhr zornig auf, aber Cethegus hielt ihren Arm nieder.

„Heute Nacht kommt Pomponius!“ flüsterte er ihr zu. Dann rief er laut: „Auch das wird zugestanden.“

„Das Dritte,“ hob Thulun wieder an, wirst du so gern gewähren, als wir es empfangen. Wir drei Balthen haben nicht gelernt, in der Hofburg die Häupter zu bücken: das Dach ist uns zu niedrig hier.

Amaler und Balthen leben am Besten weit von einander wie Adler und Falk.

Und das Reich bedarf unfres Arms an seinen Marken.

Die Nachbarn wäñnen, das Land sei verwaifet, seit dein großer Vater in's Grab stieg. Awaren, Gepiden, Slavenen springen ungescheut über unfre Grenzen. Diese drei Völker-zu züchtigen, rüstest du drei Heere, je zu dreißig Tausendschaften und wir drei Balthen führen sie als deine Feldherrn nach Osten und nach Norden.“

Die ganze Waffenmacht obenein in ihre Hände — nicht übel! dachte Cethegus. „Bewilligt,“ rief er lächelnd.

„Und was bleibt mir,“ fragte Amalafwintha, „wenn ich All das euch dahingegeben?“

„Die goldne Krone auf der weißen Stirn,“ sagte Herzog Ibba.

„Du kannst ja schreiben wie ein Grieche,“ begann Thulun aufs Neue. „Wohlan, man lernt solche Künste nicht umsonst. Hier dieß Pergament soll enthalten — mein Sklave hat es aufgezeichnet — was wir fordern.“

Er reichte es Witichis zur Prüfung: „Ist es so? Gut, das wirst du unterschreiben, Fürstin. Gut, wir sind fertig. Setz sprich du, Hildebad, mit jenem Römer.“

Doch vor ihn trat Teja, die Rechte am Schwert, zitternd vor Haß: „Präfect von Rom, sagte er, Blut ist geflossen, edles, theures, gothisches Blut. Es weicht ihn ein, den grimmen Kampf, der bald entbrennen wird. Blut, das du büßen“ — der Zorn erstickte seine Stimme.

„Bah,“ rief ihn zurückschiebend Hildebad, — denn er war der baumlange Gothe — „macht nicht soviel Aufhebens davon! Mein goldner Bruder kann leicht etwas missen von überflüssigem Blut. Und der Andre hat mehr verloren als er missen kann. Da, du schwarzer Teufel,“ rief er Cethegus zu und hielt ihm ein breites Schwert dicht vor die Augen, „kennst du das?“

„Pomponius Schwert!“ rief dieser erbleichend und einen Schritt zurück weichend.

Amalafwintha und Cassiodor fragten erschrocken: „Pomponius?“

„Aha,“ lachte Hildebad, „nicht wahr, das ist schlimm? Ja, aus der Wasserfahrt kann nichts werden.“

„Wo ist Pomponius, mein Nauarch?“ rief Amalathwintha heftig.

„Bei den Haifischen, Frau Königin, in tiefer See.“

„Ha, Tod und Vernichtung!“ rief Cethegus, jetzt fortgerissen vor Zorn, „wie geht das zu?“

„Lustig genug. Sieh, mein Bruder Totila — du kennst ihn ja, nicht wahr? — lag im Hafen von Ancona mit zwei kleinen Schiffen.“

Dein Freund Pomponius, der machte ihm seit einigen Tagen ein so übermüthiges Gesicht und ließ so dicke Worte fallen, daß es selbst meinem arglosen Blonden auffiel.

Plötzlich ist er eines Morgens mit seinen drei Triremen aus dem Hafen entwischt. Totila schöpft Verdacht, setzt alle Leinwand auf, fliegt ihm nach, holt ihn ein auf der Höhe von Bisaurum, stellt ihn, geht zu ihm an Bord mit mir und ein paar Andern und fragt ihn, wohin aus.

„Er hatte kein Recht dazu, Pomponius wird ihm keine Antwort gegeben haben.“

„Doch, Vortrefflicher, er gab ihm eine. Wie der sah, daß wir zu sieben allein auf seinem Schiff, da lachte er und rief: „Wohin ich segle? Nach Ravenna, du Milchbart, und rette die Regentin aus euren Klauen nach Rom.“ Und dabei winkte er seinen Leuten. Da warfen aber auch wir die Schilde vor und hui, flogen die Schwerter aus den Scheiden. Das war ein harter Stand, zehn gegen vierzig. Aber es währte zum Glück nicht lang, da hörten unsre Bursche im nächsten Schiff das

Eisen klirren und flugs waren sie mit ihren Boten heran und erkletterten wie die Katzen die Wandung. Jetzt waren wir die Mehreren, aber der Kauarch — gieb dem Teufel sein Recht! — gab sich nicht, focht wie ein Rasender und stieß meinem Bruder das Schwert durch den Schild in den linken Arm, daß es hoch auf spritzte. Da aber ward mein Bruder auch zornig und rannte ihm den Speer in den Leib, daß er fiel wie ein Schlachtfier. „Grüßt mir den Präfecten, sprach er sterbend, gebt ihm das Schwert, sein Geschenk, zurück und sagt ihm, es kann keiner wider den Tod: sonst hätte ich Wort gehalten.“ Ich hab's ihm gelobt, es zu bestätigen. Er war ein tapftrer Mann. Hier ist das Schwert.“

Schweigend nahm es Cethegus.

„Die Schiffe ergaben sich und mein Bruder führte sie zurück nach Ancona. Ich aber segelte mit dem Schnellsten hieher und traf am Hasen mit den drei Balthen zusammen, grade zur rechten Zeit.“

Eine Pause trat ein, in welcher die Ueberwundnen ihre böse Lage schmerzlich überdachten.

Cethegus hatte ohne Widerstand Alles bewilligt in der sichern Hoffnung auf die Flucht, die nun vereitelt war.

Sein schönster Plan war durchkreuzt, durchkreuzt von Totila: tief grub der Haß diesen Namen in des Präfecten Seele. Sein grimmiges Rachefinnen ward erst durch den Ausruf Thulun's gestört: „Nun, Amalathintha, willst du unterzeichnen? oder sollen wir die Gothen zur Wahl eines Königs berufen?“

Rasch fand bei diesen Worten Cethegus die Fassung

wieder: er nahm die Wachstafel aus der Hand des Grafen und reichte sie ihr hin:

„Du mußt, o Königin,“ sagte er leise, „es bleibt dir keine Wahl.“

Cassiodorius gab ihr den Griffel, sie schrieb ihren Namen und Thulun nahm die Tafel zurück.

„Wohl,“ sagte er, „wir gehn, den Gothen zu verkünden, daß ihr Reich gerettet ist. Du, Cassiodor, begleitest uns, zu bezeugen, daß Alles ohne Gewalt geschehen ist.“

Auf einen Wink Amalafwinthens gehorchte der Senator und folgte den gothischen Männern hinaus auf das Forum vor dem Schlosse.

Als sie sich mit Cethegus allein sah, sprang die Fürstin heftig auf: nicht länger gebot sie ihren Thränen. Leidenschaftlich schlug sie die Hand vor die Stirn. Ihr Stolz war auf's Tieffste gebeugt. Schwerer als des Gatten, des Vaters, ja selbst als Athalarichs Verlust traf diese Stunde ihr Herz.

„Das,“ rief sie laut weinend, „das also ist die Ueberlegenheit der Männer. Rohe, plumpe Gewalt! o Cethegus, Alles ist verloren.“

„Nicht Alles, Königin, nur ein Plan. Ich bitte um ein gnädiges Andenken,“ setzte er kalt hinzu, „ich gehe nach Rom.“

„Wie? du verläßt mich in diesem Augenblick? Du, du hast mir all diese Versprechungen abgewonnen, die mich entthronen, und nun scheidest du? O besser, ich hätte widerstanden, dann wär ich Königin geblieben, hätten sie auch jenem Rebellen-Herzog die Krone aufgesetzt.“

Ja wohl, dachte Cethegus, besser für dich, schlimmer für mich. Nein, kein Held soll mehr diese Krone tragen. — Rasch hatte er erkannt, daß Amalafwintha ihm nichts mehr nützen könne — und rasch gab er sie auf. Schon sah er sich nach einem neuen Werkzeug für seine Pläne um. Doch beschloß er, ihr einen Theil seiner Gedanken zu enthüllen, damit sie nicht auf eigne Faust handelnd jetzt noch ihre Versprechungen widerriefe und dadurch Thulun die Krone zuwende.

„Ich gehe, o Herrin,“ sprach er, „doch ich verlasse dich darum nicht. Hier kann ich dir nichts mehr nützen. Man hat mich aus deiner Nähe verbannt und man wird dich hüten eifersüchtig wie eine Geliebte.“

„Aber was soll ich thun mit diesen Versprechungen, mit diesen drei Herzogen?“

„Abwarten, zunächst dich fügen. Und die drei Herzoge,“ setzte er zögernd bei — „die ziehn ja in den Krieg: — vielleicht kehren sie nicht zurück.“

„Vielleicht!“ seufzte die Regentin. „Was nützt ein Vielleicht!“

Cethegus trat fest auf sie zu: „Sie kehren nicht zurück — sobald du's willst.“

Erschrocken bebte die Frau: „Mord? Entsetzlicher, was sinnst du?“

„Das Nothwendige. Mord ist das falsche Wort dafür. Es ist Nothwehr. Oder Strafe. Hattest du in dieser Stunde die Macht, du hattest das volle Recht, sie zu tödten. Sie sind Rebellen. Sie zwingen deinen



königlichen Willen. Sie erschlagen deinen Monarchen, den Tod haben sie verdient."

„Und sie soll'n ihn finden,“ flüsterte Amalafwintha, die Faust ballend, vor sich hin, „sie soll'n nicht leben, die rohen Männer, die eine Königin gezwungen. Du hast Recht — sie sollen sterben.“

„Sie müssen sterben — sie, und,“ fügte er ingrünmig bei, „und — — der junge Seeheld!“

„Warum auch Totila? Er ist der schönste Jüngling meines Volks.“

„Er stirbt,“ knirschte Cethegus, „o, könnt' er zehnmal sterben.“

Und aus seinem Auge sprühte eine Gluth des Hasses, welche, plötzlich aus der eiskalten Natur brechend, Amalafwintha in Schrecken überraschte.

„Ich schicke dir,“ fuhr er rasch und leise fort, „aus Rom drei vertraute Männer, isaurische Söldner. Die sendest du den drei Balthen nach, sobald sie in ihren Heerlagern eingetroffen. Hörst du, du sendest sie, die Königin: denn sie sind Henker, keine Mörder. Die Drei müssen an Einem Tage fallen. — Für den schönen Totila Sorge ich selbst — der Schlag wird Alles erschrecken. In der ersten Bestürzung der Gothen eile ich von Rom herbei. Mit Waffen, dir zur Rettung. Leb wohl.“

Er verließ rasch die Hülflose, an deren Ohr in diesem Augenblick von dem Forum vor dem Palatium jubelndes Freudengeschrei der Gothen schlug, welche den Erfolg ihrer Führer, die Besiegung Amalafwintha's feierten.

Sie fühlte sich ganz verlassen.

Daß die letzte Verheißung des Präfecten kaum mehr als ein leeres Trostwort zur Beschönigung seines Abgangs war, ahnte sie mit banger Seele.

Gramvoll stützte sie die Wange auf die schöne Hand und verlor sich eine Weile finster in ihren rathlosen Gedanken.

Da rauschten die Vorhänge des Gemaches: ein Palastbeamter stand vor ihr:

„Gesandte von Byzanz bitten um Gehör. Justinus ist gestorben: Kaiser ist sein Neffe Justinian. Er bietet dir seinen brüderlichen Gruß und seine Freundschaft.“

„Justinianus!“ rief die ganze Seele der bedrängten Frau.

Sie sah sich ihres Sohnes beraubt, von ihrem Volk bedroht, von Cethegus verlassen: ringsumher hatte sie in trübem Sinnen vergeblich Hülfe und Halt gesucht und aufathmend aus tiefer Brust wiederholte sie jetzt: „Byzanz — Justinianus!“

---

## Viertes Capitel.

---

In den Waldbergen von Fiesole findet heutzutage der Wanderer, der von Florenz heranzieht, rechts von der Straße die Ruinen eines ausgedehnten villenartigen Gebäudes.

Epheu, Steinbrech und Wildrosen haben um die Wette die Trümmer überkleidet: die Bauern des nahen Dorfes haben seit Jahrhunderten Steine davon getragen, die Erde ihrer Weingärten an den Hügelrändern aufzudämmen.

Aber noch immer bezeichnen die Reste deutlich, wo die Säulenhalle vor dem Hause, wo das Mittelgebäude, wo die Hofmauer stand.

Ueppig wuchert das Unkraut auf dem Wiesgrund, wo dereinst der schöne Garten in Bier und Ordnung prangte: nichts davon hat sich erhalten als das breite Marmorbecken eines längst vertrockneten Brunnens, in dessen kieselgem Kinnjal sich jetzt die Eidechse sonnt.

Aber in den Tagen, von denen wir erzählen, sah es hier viel anders aus. „Die Villa des Mäcen bei Fäfulä,“ wie man das Gebäude damals, wohl mit wenig

Zug, benannte, war von glücklichen Menschen bewohnt, das Haus von sorglicher Frauenhand bestellt, der Garten von hellem Kindeslachen belebt.

Zierlich war die rankende Klemmatis hinaufgebunden an den schlanken Schäften der korinthischen Säulen vor dem Haus und der Wein zog freundlich schmückend über das flache Dach.

Mit weißem Sande waren die schlängelnden Wege des Gartens bestreut und in den Nebengebäuden, welche der Oekonomie dienten, glänzte eine Reinlichkeit, waltete eine stille Ordnung, welche nicht auf römische Sklavenwirtschaft rathen ließ.

Es war um Sonnenuntergang.

Die Knechte und Mägde kehrten von den Feldern zurück: die hoch mit Heu beladenen Wagen mit Rossen nicht italischer Zucht bespannt, schwankten heran: von den Hügeln herunter trieben die Hirten Ziegen und Schafe herzu, von großen zottigen Hunden umbellt.

Dicht vor dem Hofthor gab es die lebendigste Scene des bunten Schauspiels: ein Paar römische Sklaven trieben mit tobenden Gebärden und gellendem Geschrei die keuchenden Pferde eines grausam überladnen Wagens an: nicht mit Peitschenhieben, sondern mit Stöcken, deren Eisenspitzen sie den Thieren immer in dieselbe wunde Stelle stießen. Nur ruckweise ging es trotzdem vorwärts.

Jetzt lag ein großer Stein vor dem linken Vorderrad, jeden Fortschritt unnöthlich machend. Aber der wüthige Italiener sah es nicht.

„Vorwärts, Bestie, und Kind einer Bestie, schrie er dem zitternden Kofse zu, vorwärts, du gothisches Faulthier!“ Und ein neuer Stich mit dem Stachel und ein neuer verzweifelter Ruck: aber das Rad ging nicht über den Stein, das gequälte Thier stürzte in die Knie und drohte den Wagen mit um zu reißen.

Darüber wurde der Treiber erst recht grimmig. „Warte, du Racker!“ schrie er und schlug nach dem Auge des zuckenden Kosses. —

Aber nur einmal schlug er, im nächsten Augenblick stürzte er selbst wie blitzgetroffen unter einem mächtigen Streiche nieder.

„Davus, du boshafter Hund!“ brüllte eine Bärenstimme und über dem Gefallenen stand schier noch mal so lang und gewiß noch mal so breit wie der erschrockne Thierquäler, ein ungeheurer Gothe, einen derben Knüttel wiederholt auf den Rücken des Schreienden schwingend.

„Du elender Meiding,“ schloß er mit einem Fußtritt, „ich will dich lehren umgehn mit einem Geschöpf, das sechs mal besser ist als du. Ich glaube, du Schandbub quälst den Hengst, weil er von jenseits der Berge ist. Noch einmal laß mich das sehn und ich zerbreche dir alle Knochen im Leibe. Setz auf und abgeladen — du trägst alle Schwaden, die zu viel sind, auf deinem eignen Rücken in die Scheuer. Vorwärts.“

Mit einem giftigen Blick stand der Gezüchtigte auf und schickte sich hinkend an, zu gehorchen.

Der Gothe hatte das zuckende Kof sofort aufge-

richtet und wusch ihm jetzt sorglich die geschürften Kniee mit seinem eignen Abendtrunk von Wein und Wasser.

Raum war er damit zu Ende, als ihn vom nahen Stall her dringend eine helle Knabenstimme rief: „Wachis, hieher, Wachis!“

„Komme schon, Athalwin, mein Bursch, was giebt's?“ — und schon stand er in der offenen Thüre des Pferdestalles, neben einem schönen Knaben von sieben bis acht Jahren, der sich heftig die langen, gelben Haare aus dem erglühenden Antlitz strich und mit Mühe in den himmelblauen Augen zwei Thränen des Zornes zerdrückte. Er hatte ein zierlich geschmitztes Holzschwert in der Rechten und hob es drohend gegen einen schwarzbraunen Sklaven, der mit gebognem Nacken und mit geballten Fäusten trotzig ihm gegenüberstand.

„Was giebt's da?“ widerholte Wachis über die Schwelle tretend.

„Der Rothschimmel hat wieder nichts zu saufen und steh nur, zwei Bremsen haben sich eingefogen oben an seinem Bug, wo er mit der Mähne nicht hinreichen kann und ich nicht mit der Hand und der böse Cacus da, wie ich's ihm sage, will mir nicht folgen: und gewiß hat er mich geschimpft auf römisch, was ich nicht verstehe.“ Wachis trat drohend näher.

„Ich habe nur gesagt:“ sprach Cacus langsam zurückweichend, „erst eß' ich meine Hirse; das Thier mag warten; bei uns zu Lande kömmt der Mensch vor dem Vieh.“

„So, du Tropf?“ sagte Wachis die Bremsen er-

schlagend, „bei uns kommt das Roß vor dem Reiter zum Futter; mach vorwärts.“

Aber Cacus war stark und trotzig: er warf den Kopf auf und sagte: „wir sind hier in unserm Land — da gilt unser Brauch.“

„Gia, du verfluchter Schwarzkopf, wirst du gehorchen?“ sprach Wachis ausholend.

„Gehorchen? Nicht dir! Du bist auch nur ein Sklave wie ich: und meine Eltern haben schon hier im Hause gelebt als deines gleichen noch Küh' und Schafe stahler jenseit der Berge.“

Wachis ließ den Knüttel fallen und wiegte seine Arme:

„Höre, Cacus, ich habe ohnehin noch einen Spahn mit dir, du weißt schon, was für einen. Jetzt geht's in Einem hin.“

„Ha,“ lachte Cacus höhnisch, „wegen Liuta, der Flachsdirn'? Pah, ich mag sie nicht mehr, die Barbarin. Sie tanzt ja wie eine Jungfuh.“

„Jetzt ist's aus mit dir,“ sagte Wachis ruhig und schritt auf seinen Gegner zu.

Aber dieser wandte sich wie eine Katze aus dem Griff des Götten, riß ein spitzes Messer aus der Brustfalte des Wollrocks und warf es nach ihm: da sich Wachis bückte, fauste es haarscharf an seinem Kopf vorbei und fuhr tief in den Pfosten der Thür.

„Na, warte, du Mordwurm!“ rief der Germane und wollte sich auf Cacus werfen; da fühlte er sich von hinten umklammert.

Es war Davus, der die Gelegenheit der Rache wohl erfaßt hatte.

Aber jetzt ward Wachis sehr zornig.

Er schüttelte ihn ab, packte ihn mit der Linken am Genick, erwischte mit der Rechten Cacus an der Brust und stieß nun mit Bärenkraft seinen beiden Gegnern die Köpfe zusammen, jeden Stoß mit einer Interjection begleitend, „so, meine Jungen — das für das Messer — und das für den Rückensprung — und den für die Jungkuh“ — und wer weiß, wie lange diese seltsame Vitanei noch fortgedauert haben würde, hätte sie nicht ein lautes Rufen gestört.

„Wachis — Cacus — auseinander sag' ich!“ rief eine volle starke Frauenstimme, und vor der Thür erschien ein stattliches Weib in blauem gothischem Gewand.

Sie war nicht groß und doch imposant: ihr schöner Bau eher mächtig als zart.

Die goldbraunen Haare waren in reichen, aber einfachen Flechten um das runde Haupt geschlungen, die Büge regelmäßig, aber eher fest als fein gezeichnet.

Geradheit, Tüchtigkeit, Verlässigkeit sprachen aus den fast allzugroßen graublauen Augen: die unbedeckten vollen Arme zeigten, daß sie der Arbeit nicht fremd.

An ihrem breiten Gürtel, über den das braune Untergewand von selbstgewirktem Zeuge haufchte, klirrte ein Bund von Schlüsseln: die Linke stemmte sie ruhig



in die Hüfte und befehlend streckte sie die Rechte vor sich hin.

„Eia, Rauthgundis, strenge Frau,“ sagte Wachis loslassend, „mußt du denn überall die Augen haben.“

„Ueberall, wo mein Gesinde Unfug treibt.

Wann werdet ihr lernen, euch vertragen?“

Euch Wälschen fehlt der Herr im Hause. Aber du, Wachis, solltest nicht auch der Hausfrau Verdruß machen. Komm, Athalwin, mit mir.“

Und sie führte den Knaben an der Hand mit fort.

Sie ging in den Seitenhof und füllte aus einer Truhe Körner in ihr Gewand, die Hühner und Tauben zu füttern, die sie sogleich dicht umdrängten.

Athalwin sah eine Weile schweigend zu. Endlich sagte er:

„Du, Mutter, ist's wahr? ist der Vater ein Räuber?“

Rauthgundis hielt inne in ihrem Thun und sah das Kind an:

„Wer hat das gesagt.“

„Wer? Ei, des Nachbars Calpurnius Nefte.

Wir spielten auf dem großen Heuhaufen seiner Wiese drüben über'm Zaun und ich zeigte ihm, wie weit das Land uns gehöre rechts vom Zaun, — weit und breit — so weit unsre Knechte mähten und fern der Bach schimmerte. Da ward er zornig und sagte:“

„Ja, und all das Land gehörte früher uns und dein Vater oder dein Großvater, die haben's geflohen, die Räuber.“

„So? und was sagtest du drauf.“

„Ei, gar nichts, Mutter.“

Ich warf ihn nur über den Heuhaufen hinunter, daß er die Füße gen Himmel schlug.

Aber jetzt, nach der Hand, möcht ich doch wissen, ob's wahr ist.“

„Nein, Kind, es ist nicht wahr.“

Gestohlen hat's der Vater nicht.

Aber offen genommen, weil er besser war und stärker als diese Wälschen. Und alle starken Helden haben's immer so gemacht zu allen Zeiten.

Und die Wälschen in den Tagen, da sie stark waren und ihre Nachbarn schwach, am Allermeisten. Aber nun kommt, wir müssen nach dem Vinnen sehn, das auf dem Anger zur Bleiche liegt.“

Als sie nun den Stallungen den Rücken wandten und dem nahen Grashügel links vom Hause zuschritten, hörten sie den raschen Hufschlag eines Rosses, das auf der alten römischen Heerstraße nahte.

Rasch hatte Athalwin den Gipfel des Hügels erreicht und blickte nach der Straße hin.

Da sprengte ein Reiter auf einem mächtigen Braunen die Waldhöhe herab auf die Villa zu: hell funkelte sein Helm und die Spitze der Lanze, die er schräg über dem Rücken trug.

„Der Vater, Mutter, der Vater!“ rief der Knabe und rannte pfeilgeschwind den Hügel hinab dem Reiter entgegen.

Kauthgundis hatte jetzt auch die Höhe erreicht.

Ihr Herz pochte.

Sie legte die Hand vor's Auge, in die schimmernde Abendröthe zu schauen: dann sagte sie still glücklich vor sich hin:

„Ja, er ist's. Mein Mann!“

---

## Fünftes Capitel.

---

Inzwischen hatte Athalwin den Nahenden schon erreicht und kletterte an seinem Fuß hinan.

Der Reiter hob ihn mit liebevoller Hand herauf und setzte ihn vor sich in den Sattel und flog jetzt im Galopp heran: lustig wieherte Wallada, das edle Thier, einst Theoderichs Streitroß, die Heimath und die Herrin erkennend und schlug freudig mit dem langen wallenden Schweif.

Nun war der Reiter heran und stieg ab mit dem Knaben: „mein liebes Weib!“ sprach er, sie herzlich umarmend.

„Mein Witichis!“ flüsterte sie, an seiner Brust erglühend, entgegen, „willkommen bei den Deinen.“

„Ich hatte versprochen, noch vor dem neuen Mond zu kommen — schwer ging's —“

„Aber du hieltst Wort wie immer.“

„Mich zog das Herz,“ sagte er, den Arm um sie schlingend.

Sie schritten langsam dem Hause zu.

„Dir, Athalwin, ist, scheint's, Wallada wichtiger als

der Vater,“ lächelte er dem Kleinen zu, der sorgfältig das Pferd am Zügel nachführte.

„Nein, Vater, aber gib mir noch die Lanze dazu — so gut wird mir's selten hier in dem Bauernleben“ — und den langen schweren Speerschaft mit Mühe einher-schleppend, rief er laut: „he, Wachis, Ansbrand, der Vater ist da! — Jetzt holt den Falerner Schlauch aus dem Keller. Der Vater hat Durst vom scharfen Nitt.“

Lächelnd strich Witichis über den Flachskopf des Knaben, der jetzt an ihnen vorüber und voran eilte.

„Nun, und wie steht's hier draußen bei euch?“ fragte er, auf Rauthgundis blickend.

„Gut, Witichis, die Aerndte ist glücklich eingebracht, die Trauben gestampft, die Garben geschichtet.“

„Nicht danach frag' ich,“ sagte er, sie zärtlich an sich drückend, — „wie geht es dir?“

„Wie's einem armen Weibe geht,“ antwortete sie, zu ihm aufblickend, „das seinen herzgeliebten Mann vermißt. Da hilft nur Arbeit, Freund, und tüchtig Schaffen, daß man das weiche Herz betäubt. Oft denk' ich, wie hart du dich mühen mußt, draußen, unter fremden Leuten, im Lager und am Hof, wo niemand dein in Treuen pflegt.“

Da soll er wenigstens, denk' ich dann, kommt er heim, sein Haus immer wohl bestellt und traulich finden.

Und das ist's, sieh, was mir all die dumpfe Arbeit lieb macht und weihet und veredelt.“

„Du bist mein wackeres Weib. Mühst du dich nicht zuviel?“

„Die Arbeit ist gesund. Aber der Verdruß, die Bosheit der Leute, das thut mir weh.“

Witichis blieb stehen.

„Wer magt's, dir weh zu thun?“

„Ach, die wälſchen Knechte und die wälſchen Nachbarn.“

Sie haſſen uns alle. Weh uns, wenn ſie uns nicht mehr fürchten. Calpurnius, der Nachbar, iſt ſo frech, wenn er dich ferne weiß, und die römischen Sklaven ſind trotzig und falſch; nur unſre gothiſchen Knechte ſind brav.“

Witichis ſeufzte. Sie waren jetzt vor dem Hauſe angelangt und ließen in dem Säulengang ſich vor einem Marmortiſch nieder.

„Du mußt bedenken,“ ſagte Witichis, „der Nachbar hat ein Drittel ſeines Guts und ſeiner Sklaven an uns abtreten müſſen.“

„Und hat zwei Drittel behalten und das Leben dazu — er ſollte Gott danken!“ meinte Kauthgundis verächtlich.

Da ſprang Athalwin heran mit einem Korb voll Äpfeln, die er vom Baum gepflückt; dann kamen Wachis und die andern germaniſchen Knechte mit Wein, Fleiſch und Käſe und ſie begrüßten den Herrn mit freimüthigem Handſchlag.

„Gut, meine Kinder, ſeid begrüßt. Die Frau lobt euch. Aber wo ſtecken Davus, Cacus und die Andern?“

„Verzeih, Herr,“ ſchmunzelte Wachis, „ſie haben ein ſchlecht Gewiſſen.“

„Warum? Weßhalb?“

„Ei, — ich glaube, — weil ich sie ein bißchen geprügelt habe — sie schämen sich.“

Die andern Knechte lachten.

„Nun, es kann ihnen nicht schaden,“ meinte Witichis, „geht nun zu eurem Essen. Morgen seh' ich nach eurer Arbeit.“

Die Knechte gingen.

„Was ist's mit Calpurnius,“ fragte Witichis, sich einschenkend.

Kauthgundis erröthete und besann sich:

„Das Heu von der Bergwiese,“ sagte sie dann, „das unsre Knechte gemäht, hat er Nachts in seine Scheuer geschafft und gibt es nicht heraus.“

„Er wird es schon herausgeben, mein' ich . . . .“ sagte er ruhig, trinkend.

„Ja wohl,“ rief Athalwin lebhaft, „das mein' ich auch. Und giebt er's nicht — mir noch lieber! Dann sagen wir Fehde an und ich zieh hinüber mit Wachs und den reißigen Knechten, mit Waffen und Wehr. Er sieht mich immer so giftig an, der schwarze Schleicher.“

Kauthgundis wies ihn zu Ruh' und schickte ihn schlafen.

„Wohl, ich gehe,“ sagte er, „aber, Vater, wenn du wieder kümmt, bringst du mir statt dieses Steckens da ein richtig Gewaffnen mit, nicht wahr?“

Und er hüpfte in's Haus.

„Der Streit mit diesen Wälschen endet nie,“ sagte

Witichis, „er vererbt sich auf die Kinder. Du hast hier allzu viel Verdruß damit.

Desto lieber wirst du thun, was ich dir vorschlage: komm mit nach Ravenna, an den Hof.“

Hoch erstaunt blickte ihn das Weib an:

„Du scherzest!“ sagte sie ungläubig. „Du hast das nie gewollt. In den neun Jahren, die ich dein bin, ist dir's nie eingefallen, mich an den Hof zu führen: ich glaube, es weiß Niemand in dem Volk, daß eine Kauthgundis lebt. Du hast ja unsere Ehe geheim gehalten,“ lächelte sie, „wie eine Schuld.“

„Wie einen Schatz,“ sagte Witichis, die Arme um sie schlingend.

„Ich habe dich nie gefragt, warum. Ich war und bin glücklich dabei und dachte und denke: er wird wohl seinen Grund haben.“

„Ich hatte meinen guten Grund: er besteht nicht mehr. Du magst nun Alles wissen.

Wenige Monate, nachdem ich dich gefunden in deiner Felseneinsamkeit und lieb gewonnen, kam König Theoderich auf den seltsamen Gedanken, mich seiner Schwester Amalaberga, der Wittve des Thüringerkönigs, zu vermählen, welche gegen ihre schlimmen Nachbarn, die Franken, Manneschutz bedurfte.“

„Du solltest dort die Krone tragen?“ sprach Kauthgundis mit strahlenden Augen.

„Mir aber,“ fuhr Witichis fort, „war Kauthgundis lieber als Königin und Krone, und ich sagte nein.



Es verdroß ihn schwer und er verzieh mir nur, als ich ihm sagte, ich würde wohl niemals freien.

Konnt' ich doch damals nicht hoffen, dich je mein zu nennen: du weißt, wie lange dein Vater mißtrauisch und eisern dich mir nicht anvertrauen wollte.

Als du nun aber doch mein geworden, da hielt ich's nicht für wohlgethan, ihm das Weib zu zeigen, um das ich seine Schwester ausgeschlagen."

„Aber warum hast du mir das verschwiegen, neun Jahre lang?"

„Weil," sagte er, ihr herzlich in die Augen blickend, „weil ich meine Kauthgundis kenne.

Du hättest immer geglaubt, Wunder was ich an jener Krone verloren.

Jetzt aber ist der König todt und ich bin dauernd an den Hof gebunden. Wer weiß, wann ich wieder ruhen werde im Schatten dieser Säulen, im Frieden dieses Daches."

Und in kurzen Worten erzählte er ihr den Sturz des Präfecten und welche Stellung er nunmehr einnahm bei Amalafwinthen.

Aufmerksam hörte ihn Kauthgundis an; dann drückte sie ihm die Hand:

„Das ist wacker, Witichis, daß die Gothen allmählich merken, was sie an dir haben. Und du bist heiterer, denk' ich als sonst."

„Ja, mir ist wohler, seit ich mit tragen darf an der Last der Zeit. Dabei stehen und sie wuchtig drücken

sehen auf mein Volk war viel schwerer. Mich dauert dabei nur die Regentin; sie ist wie eine Gefangne."

„Bah, warum hat das Weib gegriffen in das Amt der Männer. Mir fielen das nie ein.“

„Du bist keine Königin, Kauthgundis, und Amalafwintha ist stolz.“

„Ich bin zehnmal so stolz wie sie.

Aber so eitel bin ich nicht.

Sie muß nie einen Mann geliebt haben und seinen Werth und seine Art begriffen.

Sie könnte sonst nicht die Männer ersetzen wollen.“

„Am Hof sieht man das anders an. Komm nur mit an den Hof.“

„Nein, Witichis,“ sagte sie ruhig, aufstehend, „der Hof paßt nicht für mich und ich nicht für den Hof. Ich bin des Oedbauern Kind und gar unhöflich geartet. Sieh diesen braunen Nacken,“ lachte sie, „und diese rauhen Hände. Ich kann nicht die Lyra zupfen und Verslein lesen: schlecht taugt' ich zu den feinen Kömerinnen und wenig Ehre würdest du haben von mir.“

„Du wirst dich doch nicht zu schlecht erachten für den Hof?“

„Nein, Witichis, zu gut.“

„Nun, man müßte sich gegenseitig ertragen, würdigen lernen.“

„Das würd' ich nie. Sie vielleicht\* mich, aus Furcht vor dir, ich niemals sie. Ich würd' ihnen täglich in's Gesicht sagen, daß sie hohl, falsch und schlecht sind.“

„So willst du lieber deinen Mann entbehren, mondenlang?“

„Ja, lieber ihn entbehren, als in schiefer, schlimmer Stellung um ihn sein.

O mein Witichis,“ sagte sie, innig den Arm um seinen Nacken legend, „denk nur, wer ich bin und wie du mich gefunden.

Wo die letzten Siedelungen unseres Gothenvolks den Saum der Alpen umgürten, hoch auf den Felschroffen der Scaranzia, wo die junge Isara schäumend aus den Steinklüften in's offene Land der Bajuwaren bricht, da steht meines Vaters stiller Oedhof.

Nichts kann' ich da als die strenge Arbeit des Sommers auf den einsamen Almen, des Winters in der rauchgeschwärzten Halle am Kofen mit den Mägden.

Früh starb die Mutter und den Bruder haben die Wälschen erstochen.

So wuchs ich einsam auf, allein mit dem alten Vater, der so treu, aber auch so hart und verschlossen wie seine Felsen.

Da sah ich nichts von der Welt, die rechts und links von unsern Bergen lag.

Nur hoch von oben sah ich manchmal neugierig, wie ein Saumroß mit Salz oder Wein unten in der Thalschlucht des Weges zog.

Da saß ich wohl manchen schimmervollen Sommerabend auf der zackigen Kulm des hohen Arn. Und sah der Sonne nach, wie sie so herrlich nieder sank weit drüben über'm Vicus: und ich dachte, was sie wohl Alles

gesehen den langen Sommertag, seit sie aufstieg drüben über'm breiten Denus. Und daß ich wohl auch wissen möchte, wie's aussieht über dem Karwändel. Oder gar drüben hinter dem Brennus-Berg, wo der Bruder hinüberzog und nie mehr wieder kam.

Und doch fühlte ich, wie schön es sei droben in meiner grünen Einsamkeit, wo ich den Steinadler pfeifen hörte aus dem nahen Horst und wo ich prächtige Blumen brach, wie sie nicht wuchsen unten in der Ebne und auch wohl einmal des Nachts den Bergwolf vor meiner Stallthür heulen hörte und mit dem Kienbrand scheuchte.

Und auch in dem frühen Herbst, in den langen Wintern hatte ich Muße, still in mich hineinzusinnen: wenn um die hohen Tannen die weißen Nebelschleier spannen, wenn der Bergwind die Felsblöcke von unserem Strohdach riß und die Schnee-Stürze von den Schroffen donnernd nieder gingen.

So wuchs ich auf, fremd in der Welt jenseits der nächsten Wälder, nur zu Hause in der stillen Welt meiner Gedanken, und in dem engen Bauernleben.

Da kamest du — ich weiß es noch wie heute" — und sie hielt an, in Erinnerung verloren.

„Ich weiß es auch noch genau," sagte Witichis. „Ich führte eine Hundertschaft zur Ablösung von Fuvavia nach der Augusta-Stadt am Vicus — ich war vom Weg und meinen Leuten abgekommen: lang war ich den schwülen Sommertag pfadlos umhergeirrt — da sah ich Rauch aufsteigen über'm Tannengang und bald fand ich

das versteckte Gehöft und trat in's Thor: da stand ein prächtig Mädchen am Ziehbrunnen und hob den Eimer.“ —

„Und ich erschrak siedheiß, zum ersten Mal in meinem Leben, als der große, bräunliche Mann um die Hausecke bog mit dem krausen Bart und dem funkelnden Helm.“

„Ja, du wurdest blutroth bis in die Schläfe und ich bat dich um einen Trunk Wasser. Und niemals hat mein Auge ein schöner Bild gesehen als wie du dich nun niederbeugtest und mit den kräftigen Armen den schweren Eimer auf den Brunnenrand hobst und mir schöpftest in dem Kürbiskrug: reich fielen die dichten goldbraunen Zöpfe über's schwarze Mieder bis in die Knie und deine Wangen waren pfirsichgleich — o wie wacker, frisch und blühend sahst du aus. Und wie wacker, frisch und blühend bist du mir geblieben seither alle Zeit.“

„Und darum, mein Witichis, auf daß ich dir blühend bleibe, führe mich nicht an den Hof.“

Sieh hier schon im Thal, im Südtal der Alpen, wird mir's oft zu schwül und ich sehne mich nach einem Athemzug aus der Tannenluft meiner Waldberge.

Am Hofe aber in den engen Goldgemächern — da würd' ich dir verkümmern und verschmachten.

Laß du mich hier — ich will schon fertig werden mit Nachbar Calpurnius.

Und du, das weiß ich ja, du denkst doch auch im Königsjal nach Haus an Weib und Kind.“

„Ja, weiß Gott, mit sehrenden Gedanken. So bleibe denn hier und Gott behüte dich, mein gutes Weib.“ —

Am zweiten Morgen darauf ritt Witichis wieder zu-

rück, die Waldhöhe hinan. Der Abschied hatte ihn fast weich gemacht: mit Kraft hatte er den Ausdruck des Gefühls gehemmt, das er sich, schlicht und streng von Art, zu zeigen scheute.

Wie hing des Wadern Herz an diesem kern'gen Weib und seinem Knaben!

Hinter ihm drein trabte Wachis, der sich's durchaus nicht hatte nehmen lassen, dem Herrn noch eine Strecke das Geleit zu geben.

Plötzlich ritt er zu ihm hinan. „Herr,“ sagte er, „ich weiß was.“

„So? warum sagst du's nicht?“

„Weil mich noch niemand drum gefragt hat.“

„Nun, ich frage dich drum.“

„Ja, wenn man gefragt ist, muß man freilich reden.“

— Die Frau hat dir gesagt, daß Calpurnius so ein böser Nachbar ist?“

„Ja. Und was soll's damit?“

„Sie hat dir aber nicht gesagt, seit wann?“

„Nein. Weißt du seit wann?“

„Nun seit etwa einem halben Jahr. Da traf Calpurnius einmal die Frau im Wald allein, wie sie beide glaubten.“

Aber sie waren nicht allein.

Es lag Einer im Graben und hielt seinen Mittags-schlaf.“

„Der Faulpelz warst du.“

„Richtig errathen. Und da sagte Calpurnius etwas zur Frau.“

„Was sagte er?“

„Das hab' ich nicht verstanden. Aber die Frau war nicht faul, hob die Hand und schlug ihm in's Gesicht, daß es patschte.“

Das hab' ich verstanden.

Und seither ist der Nachbar ein schlimmer Nachbar und das wollt' ich dir sagen, weil ich mir schon dachte, die Frau werde dich nicht ärgern wollen mit dem Wicht.

Aber es ist doch besser du weißt darum.

Und sieh, da steht Calpurnius gerade unter seiner Hofthür — siehst du dort — und jetzt fahr' wohl, lieber Herr.“

Und damit wandte er sein Pferd und jagte im Galopp nach Hause.

Witichis aber stieg das Blut zu Kopf.

Er ritt an die Thür seines Nachbar's, dieser wollte sich in's Haus drücken, aber Witichis rief ihn in einem Ton, daß er bleiben mußte.

„Was willst du mir, Nachbar Witichis,“ sagte er blinzeln zu ihm aufsehend.

Witichis zog seinen Zügel an und hielt sein Ross dicht neben ihm.

Dann streckte er ihm die geballte, erzgepanzerte Faust hart vor die Augen: „Nachbar Calpurnius“, sagte er ruhig, „wenn ich dir einmal in's Gesicht schlage, stehst du nie wieder auf.“

Calpurnius fuhr erschrocken zurück.

Witichis aber gab seinem Rosse den Sporn und ritt stolz und langsam seines Wegs.

## Sechstes Capitel.

---

Zu Rom in seinem Arbeitszimmer lag, auf den weichen Kissen des Lectus behaglich ausgestreckt, Cethegus der Präfect.

Er war guter Dinge.

Die Untersuchung gegen ihn hatte mit Freisprechung geendet: nur im Fall augenblicklicher Durchforschung seines Hauses, wie sie der junge König angeordnet, aber sein Tod vereitelt hatte, wäre Entdeckung zu befürchten gewesen.

Er hatte durchgesetzt, daß die Befestigung von Rom fortgeführt wurde, mit Zuschüssen aus seiner eigenen Cassa, was seinen Einfluß in der Stadt noch hob.

In der letzten Nacht hatte er Versammlung gehalten in den Katafomben: alle Berichte lauteten günstig. Die Patrioten wuchsen an Zahl und Reichthum.

Der härtere Druck, der seit den letzten Vorgängen zu Ravenna auf den Italiern lastete, konnte die Zahl der Unzufriednen nur vermehren und, was die Hauptsache war, Cethegus hielt jetzt alle Fäden der Verschwörung in seiner Hand. Unbedingt erkannten selbst die eifer-



süchtigsten Republicaner die Nothwendigkeit an, bis zum Tag der Freiheit dem Begabtesten die Führung zu überlassen.

So vorgeschritten war die Stimmung gegen die Barbaren bei allen Italiern, daß Cethegus den Gedanken fassen konnte, sobald Rom vollends befestigt, ohne Hülfe der Byzantiner loszuschlagen.

Denn, wiederholte er sich immer wieder, alle Befreier sind leicht gerufen und schwer abgedankt. Und mit Liebe pflegte er den Gedanken, Italien allein zu befreien.

So lag der Präfect, legte Cäsars Bürgerkrieg, in welchem er geblättert, zur Seite, stützte das Haupt auf den linken Arm und sagte zu sich selbst: „die Götter müssen noch Großes mit dir vorhaben, Cethegus.“

So oft du stürzest, fällst du, heil wie eine Kage, auf die sichern Füße.

Ah, wenn es uns wohl geht, möchten wir uns mittheilen.

Aber Vertrauen ist ein zu gefährliches Vergnügen und das Schweigen ist der einzig treue Gott. Und doch bleibt man ein Mensch und möchte“ —

Da trat ein Sklave ein, der alte Ostiarius Fidus, überreichte schweigend einen Brief auf flacher goldner Schale und ging. „Der Bote wartet,“ sagte er.

Gleichzeitig nahm Cethegus das Schreiben.

Aber sowie er auf dem Wachs, welches die Schnüre der Tafeln zusammenhielt das Siegel — die Dioskuren — erkannte, rief er lebhaft: „Bon Julius! zu guter Stunde!“ löste eilig die Fäden, legte die Tafeln aus-

einander und las — das kalte bleiche Antlitz überflogen von einem sonst völlig fremden Hauch freudiger Wärme.

„Cethegus dem Präfecten sein Julius Montanus.

Wie lange ist's, mein väterlicher Lehrer“ (— „beim Jupiter, das klingt frostig“ —) „daß ich dir nicht den schuldigen Gruß gesendet.

Das letzte Mal schrieb ich dir an den grünen Ufern des Ilissos, wo ich in dem verödeten Hain des Akademos die Spuren Platons suchte — und nicht fand.

Ich weiß wohl, mein Brief war nicht heiter.

Die traurigen Philosophen dort, in vereinsamten Schulen wandelnd, zwischen dem Druck des Kaisers, dem Argwohn der Priester und der Kälte der Menge, sie konnten nichts in mir erwecken als Mitleid.

Meine Seele war dunkel, ich wußte nicht weshalb.

Ich schalt meinen Undank gegen dich — den großmüthigsten aller Wohlthäter — —“ („so unerträgliche Namen hat er mir nie gegeben,“ schaltete Cethegus ein.)

„Seit zwei Jahren reise ich, mit deinen Reichthümern wie ein König der Syrer ausgestattet, von deinen Freigelassenen und Sklaven begleitet, durch ganz Asien und Hellas, genieße alle Schönheit und Weisheit der Alten — und mein Herz bleibt unbefriedigt, mein Leben unausgefüllt.

Nicht Platons schwärmerische Weisheit, nicht das Goldelfenbein des Phidias, Homeros nicht und nicht Thukydides boten, was mir fehlte.

Endlich, endlich hier in Neapolis, der blühenden

göttergesegneten Stadt hab' ich gefunden was ich unbekannt überall vermißt und immer gesucht.

Nicht todte Weisheit: warmes, lebendiges Glück" (— er hat eine Geliebte! nun endlich, du spröder Hippolyt, Dank euch, Eros und Anteros! —) „o, mein Lehrer, mein Vater! weißt du, welch ein Glück es ist, ein Herz, das dich ganz versteht, zum erstenmal dein eigen nennen?“ (— „ah, Julius,“ seufzte der Präfect mit einem seltenen Ausdruck weicher Empfindung, „ob ich es wußte!“ —) „Dem du die ganze volle Seele offen zeigen magst? O, wenn du's je erfahren, preise mich, opfre Zeus dem Erfüller endlich: zum ersten mal hab' ich einen Freund.“

„Was ist das?“ rief Cethegus unwillig aufspringend mit einem Blick eifersüchtigen Schmerzes, „der Undankbare!“

„Denn, das fühlst du wohl, ein Freund, ein Herzensvertrauter fehlte mir bis jetzt. Du mein väterlicher Lehrer“ —

Cethegus warf die Tafeln auf den Schildplatttisch und machte einen hastigen Gang durch's Zimmer.

„Thorheit!“ sagte er dann ruhig, nahm den Brief auf und las weiter —

„Du, so viel älter, weiser, besser, größer als ich — du hast mir eine solche Wucht von Dank und Verehrung auf die junge Seele geladen, daß sie sich dir nie ohne Scheu öffnen konnte.“

Auch hörte ich oft mit Zagen, wie du solche Weichheit und Wärme mit ägendem Witze verhöhntest: ein scharfer Zug um deinen stolzen festgeschlossenen Mund hat

solche Gefühle in mir in deiner Nähe stets getödtet wie Nachtfrost die ersten Beilchen" (— „nun aufrichtig ist er!“ —)

„Jetzt aber hab' ich einen Freund gefunden: offen, warm, jung, begeistert wie ich und nie gekannte Wonne ist mein Theil.

Wir haben nur Eine Seele in zwei Körpern: die sonnigen Tage, die mondsilbernen Nächte wandeln wir miteinander durch diese elyseischen Gefilde und finden kein Ende der geflügelten Worte. — Aber ich muß ein Ende finden dieses Briefs. Er ist ein Gothe" (— „auch noch," sagte Cethegus ungehalten,) „und heißt Totila." —

Cethegus ließ die Hand mit dem Brief einen Augenblick sinken, er sagte nichts, nur die Augen schloß er einen Moment, dann las er ruhig weiter:

„Und heißt Totila."

„Als ich am Tage nach meiner Ankunft in Neapolis durch das Forum des Neptunus schlenderte und an der Bogenwölbung eines Hauses die Statuen bewunderte, die ein Bildhauer dort zum Kaufe ausgestellt, stürzt urplötzlich aus der Thür auf mich los ein grauköpfiger Mann mit einer wollenen Schürze, über und über mit Gips bestäubt, in der Hand ein spitzes Geräth: er packte mich an der Schulter und schrie: Pollux, mein Pollux, hab' ich dich endlich.

Ich dachte der Alte sei verrückt und sagte:

Du irrst, guter Mann: ich heiße Julius und komme von Athen.

Nein, schrie der Alte, Pollux heißt du und kömst vom Olymp.

Und eh' ich mußte wie mir geschah, hatte er mich zur Thür hineingedreht.

Da erkannte ich denn allmählig, woran ich mit dem Alten war: er war der Bildhauer, der die Statuen ausgestellt.

In seiner Werkhalle standen andre halb vollendete umher und er erklärte mir, seit Jahren trage er sich mit der Idee einer Dioskuren-Gruppe.

Für den Kastor habe er vor kurzem ein köstlich Modell in einem jungen Gothen gefunden.

Aber umsonst ersehnte ich — fuhr er fort — all diese Tage vom Himmel einen Gedanken für meinen Pollux.

Er soll dem Kastor gleichen, ein Bruder Helena's, ein Sohn des Zeus wie er, volle Aehnlichkeit in Zügen und Gestalt muß da sein.

Und doch muß die Verschiedenheit so deutlich sein wie die Gleichheit: sie müssen zusammengehören und doch jeder ganz eigenartig sein.

Umsonst lief ich alle Bäder und Gymnasien Neapolis ab: ich fand den Ledazwilling nicht.

Da hat dich ein Gott, Jupiter selber hat dich mir an's eigne Fenster geführt: wie ein Blitz schlug's in mich ein, da steht mein Pollux, wie er sein muß und nicht lebendig laß ich dich aus dieser Halle, bis du mir deinen Kopf und deinen Leib versprochen.

Gern sagte ich dem närrischen Alten zu, andern Tages wieder zu kommen.

Und das erfüllt ich um so lieber als ich erfuhr, daß mein gewaltthätiger Freund Kenarchos sei, der größte Bildner in Marmor und Erz, den Italien seit lange gesehen.

Am andern Tag kam ich denn wieder und fand meinen Kaster — es war Totila, — und ich kann nicht leugnen, daß mich die große Aehnlichkeit selbst überraschte, wenn auch Totila älter, höher, kräftiger und unvergleichlich schöner ist als ich.

Kenarchos sagt, wir seien wie Hell-Citrus und Gold-Citrus.

Denn Totila ist heller an Haar und Haut: und grade so, schwört der Meister, haben sich die beiden Dioskuren geglichen und nicht geglichen.

So lernten wir uns denn unter den Götterbildern Kenarchos kennen und lieben: wir wurden in Wahrheit Kaster und Pollux, innig und unzertrennlich wie sie, und schon ruft uns das heitre Volk von Neapolis bei diesem Namen, wenn wir, Arm in Arm geschlungen durch die Straßen gehn.

Unsere junge Freundschaft ward aber noch besonders rasch gereift durch eine drohende Gefahr, welche sie leicht in der Blüthe geknickt hätte.

Wir waren eines Abends, wie wir pflegten, zur Porta Nolana hinaus gewandelt, in den Bädern des Tiberius Kühlung von des Tages Hitze zu suchen.

Nach dem Bade hatte ich in einer Laune spielender

Bärtlichkeit — du wirfst sie schelten — des Freundes weißen Mantel umgeschlagen und seinen Helm mit den Schwanenflügeln auf's Haupt gesetzt. Lächelnd ging er, meine Ehlamys umwerfend, auf den Tausch ein und friedlich plaudernd schritten wir durch den Pinienhain im ersten Dunkel der Nacht nach der Stadt zurück.

Da springt aus dem Taurusgebüsch hinter mir ein Mann auf mich her und ich fühle kaltes Eisen an meinem Halse.

Aber im nächsten Augenblick lag der Mörder zu meinen Füßen, Totila's Schwert in der Brust.

Nur leicht verwundet beugte ich mich zu dem Sterbenden nieder und fragte ihn, welcher Grund ihn habe zum Haß, zum Morde gegen mich treiben können.

Er aber starrte mir in's Antlitz und hauchte:

Nicht dich — Totila, den Gothen — und er zuckte und war todt. Man sah's an Tracht und Waffen — es war ein isaurischer Söldner."

Cethegus senkte den Brief und drückte die linke Hand vor die Stirn.

„Wahnsinn des Zufalls sagte er, wohin konntest du führen!“

Und er las zu Ende.

„Totila sagte, er habe der Feinde Viele am Hofe zu Ravenna.

Wir zeigten den Vorfall Uliaris, dem Gothengrafen zu Neapolis, an. Dieser ließ die Leiche durchsuchen und Nachforschungen anstellen — ohne Erfolg.

Uns beiden aber hat diese ernste Stunde die junge

Freundschaft befestigt und mit Blut geweiht für alle Zeit.

Ernster und heiliger hat sie uns verbunden.

Das Siegel der Dioskuren, das du mir zum Abschied geschenkt, war ein freundlich Omen, das sich freundlich erfüllt hat.

Und wenn ich mich frage, wem dank' ich all' dies Glück?

Dir, dir allein, der mich in diese Stadt Neapolis gesendet, in der ich all' mein Glück gefunden.

So mögen dir es alle Götter und Göttinnen vergelten!

„Ach ich sehe, dieser ganze Brief redet nur von mir und dieser Freundschaft — schreibe doch bald wie es um dich steht. Vale.“

Ein bitteres Lächeln zuckte um des Präfecten ausdrucksvollen Mund.

Und wieder durchmaß er das Gemach in nur mit Mühe gehaltenen Schritten.

Endlich blieb er stehen, das Kinn in die linke Hand stützend.

„Wie kann ich nur so — jugendlich sein, mich zu ärgern. Es ist alles sehr natürlich, wenn auch sehr einfältig.“

Du bist krank, Julius.

Warte: ich will dir ein Recept schreiben.“

Und mit einem Anflug von grausamer Freude im Ausdruck, setzte er sich auf den Schreib=Vestus, nahm eine Papyrus=Rolle aus der Bronze=Vase, ergriff die



gnidische Schilf-Feder und schrieb mit der rothen Tinte, aus einem Löwenkopf von Achat, der an dem Lectus angeschraubt war:

„An Julius Montanus Cethegus, der Präfect von Rom.

Deine rührende Epistel aus Neapolis hat mir viel Spaß gemacht.

Sie zeigt, daß du in der letzten Kinderkrankheit steckst. Hast du sie abgethan, wirst du ein Mann sein.

Die Krisis zu beschleunigen, verschreibe ich dir das beste Mittel.

Du suchst sogleich den Purpurhändler Valerius Proculus, meinen ältesten Gastfreund in Neapolis, auf.

Er ist der reichste Kaufherr des Abendlandes, ein grimmiger Feind der Kaiser von Byzanz, welche ihn Vater und Brüder getödtet, ein Republicaner wie Cato und schon deßhalb mein vertrauter Freund.

Seine Tochter Valeria Procilla aber ist die schönste Römerin unserer Zeit und eine echte Tochter der alten, der heidnischen Welt.

Antigone oder Virginia würden sich der Freundin freuen.

Sie ist nur drei Jahre jünger und folglich zehnmal reifer als du.

Gleichwohl wird sie dir der Vater nicht versagen, erklärst du ihm, daß Cethegus für dich wirbt.

Du aber wirst dich beim ersten Anblick sterblich in sie verlieben.

Du wirst das: obgleich ich es dir vorher sage und obgleich du weißt, daß ich es wünsche.

In ihren Armen wirst du alle Freunde der Welt vergessen: geht die Sonne auf, erblickt der Mond.

Uebrigens, weißt du, daß dein Kaster einer der gefährlichsten Römerfeinde ist?

Und ich habe einmal einen gewissen Julius gekannt, der geschworen: Kom über Alles. Vale."

Cethegus rollte den Papyrus zusammen, umschnürte ihn mit den Bändern von rothem Bast, befestigte diese an der Schleife mit Wachs und drückte seinen Amethystring mit dem herrlichen Jupiterkopf auf dasselbe.

Dann berührte er einen aus dem Marmorgetäfel hervorschauenden silbernen Adler — draußen an der Wand des Vestibulum's schlug ein eherner Donnerkeil auf den Silberschild eines niedergeworfenen Titanen mit glockenhellem Ton.

Der Sklave trat wieder ein:

„Laß den Boten in meinen Thermen baden, gieb ihm Speise und Wein, einen Goldsolidus und diesen Brief. Morgen mit Sonnenaufgang geht er damit zurück nach Neapolis.“ — —

## Siebentes Capitel.

---

Mehrere Wochen darauf finden wir den ernststen Präfecten in einem Kreise, der sehr wenig zu seinem hohen Trachten, ja zu seinem Alter zu passen schien.

In dem seltsamen Nebeneinander von Heidenthum und Christenthum, welches in den ersten Jahrhunderten nach Constantin's Bekehrung das Leben und die Sitten der Römervelt mit grellen Widersprüchen erfüllte, spielte besonders die friedliche Mischung von Festen der alten und der neuen Religion eine auffallende Rolle.

Neben den großen Feiertagen des christlichen Kirchenjahres bestanden auch noch größtentheils die fröhlichen Feste der alten Götter fort, wenn auch meist ihrer ursprünglichen Bedeutung, ihres religiösen Kernes beraubt.

Das Volk ließ sich etwa den Glauben an Jupiter und Juno nehmen und die Cultushandlungen und die Opfer, aber nicht die Spiele, die Feste, die Tänze und Schmäuse, welche mit jenen Handlungen verbunden waren; und die Kirche war von jeher klug und tolerant genug zu dulden, was sie nicht ändern konnte.

So wurden ja sogar die echt heidnischen Lupercalien,

mit welchen sich derber Aberglaube und wüster Unfug aller Art verband, erst im Jahre vier hundert sechs und neunzig und nur mit Mühe abgeschafft.

Viel länger natürlich behaupteten sich harmlose Feste wie die Floralien, die Palilien und zum Theil haben sich ja manche von ihnen in den Städten und Dörfern Italiens mit veränderter Bedeutung bis auf diese Stunde erhalten.

So waren denn die Tage der Floralien gekommen, welche, früher auf der ganzen Halbinsel, als ein Fest besonders der fröhlichen Jugend, mit lauten Spielen und Tänzen gefeiert, auch in jenen Tagen noch wenigstens mit Schmaus und Gelage begangen wurden.

Und so hatten sich denn die beiden Licinier und ihr Kreis von jungen Rittern und Patriciern an dem Hauptfesttag der Floralien zu einem Symposion zusammen bestellt, für welches jeder der Gäste, wie bei unsern Piqueniques, seinen Beitrag in Speisen oder Wein zu liefern hatte.

Die Fröhlichen versammelten sich bei dem jungen Callistratos, einem liebenswürdigen und reichen Griechen aus Korinth, der sich im Genuß künstlerischer Muse zu Rom niedergelassen und nahe bei den Gärten des Sallust ein geschmackvolles Haus gebaut hatte, das als der Mittelpunkt heitern Lebensgenusses und feiner Bildung galt.

Außer der reichen Aristokratie Rom's verkehrten dort vornehmlich die Künstler und Gelehrten: und dann auch jene Schichten der römischen Jugend, denen über ihren

Roffen und Wagen und Hunden wenige Zeit und Gedanken für den Staat übrig blieb und die daher bis jetzt dem Einfluß des Präfecten unzugänglich gewesen waren.

Deßhalb war es diesem sehr erwünscht, als ihm der junge Lucius Vicinius, jetzt sein glühendster Anhänger, die Einladung des Korinthers überbrachte.

„Ich weiß wohl,“ sagte er schüchtern, „wir können deinem Geist nicht ebenbürtige Unterhaltung bieten und wenn dich nicht die alten Agyptier und Falerner locken, welche Kallistratos spenden wird, lehnt du ab.“

„Nein, mein Sohn, ich komme,“ sagte Cethegus „und mich locken nicht die alten Agyptier, sondern die jungen Römer.“ —

Kallistratos, der sein Hellenenthum mit Stolz zur Schau trug, hatte sein Haus mitten in Rom in griechischem Stil gebaut.

Und zwar nicht in dem des damaligen, sondern des freien, des perikleischen Griechenlands und dieß machte im Gegensatz zu der geschmacklosen Ueberladung jener Tage den Eindruck edler Einfachheit.

Durch einen schmalen Gang gelangte man in das Peristyl, den offenen von Säulengängen umschlossenen Hof, dessen Mittelpunkt ein plätschernder Springbrunnen in braunem Marmorbecken bildete.

Die nach Norden offene Säulenhalle enthielt außer andern Gelassen auch den Speisesaal, welcher heute die kleine Gesellschaft versammelt hielt.

Cethegus hatte sich vorbehalten, nicht schon zu der Coena, dem eigentlichen Schmause, sondern erst zu der

Commissatio, dem darauf folgenden nächtlichen Trinkgelag, zu kommen.

Und so fand er denn die Freunde in der eleganten Trinkstube, wo längst schon die zierlichen Bronzelampen an den schildplattgetäfelten Wänden brannten und die Gäste, mit Rosen und Eppich bekränzt, auf den Polstern des hufeisenförmigen Triliniums lagerten.

Eine betäubende Mischung von Weinduft und Blumenduft, von Fackelglanz und Farbenglanz drang ihm an der Schwelle entgegen.

„Salve, Cethege!“ rief der Wirth dem Eintretenden entgegen. Du findest nur kleine Gesellschaft.“

Cethegus befahl dem Sklaven, der ihm folgte, einem herrlich gewachsenen jungen Mauren, dessen schlank Glieder durch den Scharlachflor seiner leichten Tunica mehr gezeigt als verhüllt wurden, ihm die Sandalen abzubinden. Er zählte indessen:

„Nicht unter den Grazien, lächelte er, nicht über die Mufen.“

„Geschwind, wähle den Kranz, mahnte Kallistratos, und nimm deinen Platz da oben auf dem Ehrensitz der mittleren Kline.“

„Wir haben dich im Voraus zum Symposiarchen, zum Festkönig gewählt.“

Der Präfect hatte sich vorgesezt, diese jungen Leute zu bezaubern.

Er wußte, wie gut er das konnte: und er wollte es heute.

Er wählte einen Rosenkranz und ergriff das elfen-

heinerne Scepter, das ihm ein syrischer Sklave knieend reichte.

Das Rosendiadem zurecht rückend schwang er mit Würde den Stab:

„So mach' ich eurer Freiheit ein Ende!“

„Ein geborner Herrscher, rief Kallistratos, halb im Scherz, halb im Ernst.“

„Aber ich will ein sanfter Tyrann sein! mein erst Gesetz: ein drittel Wasser — zwei drittel Wein.“

„Dho,“ rief Lucius Licinius und trank ihm zu, »bene te! Du führst üppig Regiment. Gleiche Mischung ist sonst unser Höchstes.“

„Ja, Freund,“ lächelte Cethegus, sich auf dem Eck-sitz der mittleren Kline, dem „Consulsplatz“, niederlassend, ich habe meine Trinkstudien unter den Aegyptern gemacht, die trinken nur lauter

Se, Mundschent — wie heißt er?“

„Ganymedes — er ist aus Phrygien. Hübscher Wuchs, eh?“

„Also, Ganymed, gehorche deinem Jupiter und stelle neben jeden eine Paterna Mamertiner-Wein — doch neben Valbus zwei, weil er sein Landsmann ist.“

Die jungen Leute lachten.

Valbus war ein reicher Gutsbesitzer auf Sicilien, noch sehr jung und schon sehr dick.

„Bah,“ lachte der Trinker, „Ephedrum um's Haupt und Amethyst am Finger — so trotz ich den Mächten des Bacchus.“

„Nun, wo steht ihr im Wein?“ fragte Cethegus, dem

jetzt hinter ihm stehenden Mauren winkend, der ihm einen zweiten Kranz von Rosen, diesmal um den Nacken, schlang.

„Settiner Most mit hymettischem Honig, war das letzte. Da, versuch!“ so sprach Piso, der schelmische Poet, dessen Epigramme und Anacreontika die Buchhändler nicht rasch genug konnten abschreiben lassen und dessen Finanzen sich doch stets in poetischer Unordnung befanden.

Und er reichte dem Präfecten was wir einen Bexirbecher nennen würden, einen bronzenen Schlangenkopf, der, unvorsichtig an den Mund gebracht, einen Strahl Weines heftig in die Kehle schloß.

Aber Cethegus kannte das Spiel, behutsam trank er und gab den Becher zurück.

„Deine trocknen Witze“ sind mir lieber, Piso, lachte er und haschte ihm aus der Brustfalte ein beschriebenes Täfelchen.

„D gieb,“ sagte Piso, „es sind keine Verse — sondern ganz im Gegentheil — eine Zusammenstellung meiner Schulden für Wein und Pferde.“

„Se nun,“ meinte Cethegus, „ich hab’ sie an mich genommen — sie sind also mein. Du magst morgen die Quittung bei mir einlösen: aber nicht umsonst — mit einem deiner boshaftesten Epigramme auf meinen frommen Freund Silverius!“

„O Cethegus,“ rief der Poet erfreut und geschmeichelt, „wie boshaft kann man sein für vierzigtausend Solidi! Wehe dem heiligen Mann Gottes.“



## Achtes Capitel.

---

„Und im Schmause — wie weit seid ihr damit?“ fragte Cethegus, „schon bei den Äpfeln? sind es diese?“

Und er sah blinzend nach zwei Fruchtkörben von Palmenbast, welche hoch aufgehäuft auf einem Bronzetisch mit elfenbeinernen Füßen prangte.

„Ha Triumph!“ lachte Marcus Licinius, des Lucius jüngerer Bruder, der sich mit der dilettantischen Spielplastik der Mode abgab. Da siehst du meine Kunst, Kallistratos! Der Präfect nimmt meine Wachsäpfel, die ich dir gestern geschenkt, für echt.“

„Ah wirklich?“ rief Cethegus wie erstaunt, obwohl er den Wachsgeruch längst ungern vermerkt. Ja, Kunst täuscht die Besten. Bei wem hast du gelernt? Ich möchte dergleichen in meinem kyzikenischen Sal aufstellen.“

„Ich bin Autodidakt,“ sagte Marcus stolz, „und morgen schicke ich dir meine neuen persischen Äpfel — denn du würdigst die Kunst.“

„Aber das Gelag ist zu Ende,“ fragte der Präfect den linken Arm auf das Polster der Kline stützend.

„Nein,“ rief der Wirth, „ich will es nur gestehn: da

ich auf unsern Festkönig erst zur Trinkstunde rechnen durfte, hab' ich noch einen kleinen Nachschmaus zu den Bechern gerüstet."

"O du Frevler," rief Balbus, sich mit der zottigen Purpurgausape die fett glänzenden Lippen wischend, „und ich habe so schrecklich viel von deinen Feigenschnepsen gegessen!"

„Das ist wider die Verabredung!" rief Marcus Vicinius.

„Das verdirbt meine Sitten!" sagte der fröhliche Piso ernsthaft.

„Sprich, ist das hellenische Einfachheit?" fragte Lucius Vicinius.

„Ruhig, Freunde," tröstete Cethegus mit einem Citat: „Auch unverhofftes Unheil trägt ein Römer stark."

„Der hellenische Wirth muß sich nach seinen Gästen richten," entschuldigte Kallistratos, „ich fürchte, ihr könnt mir nicht wieder, böte ich euch marathonische Kost."

„Nun, dann bekenne wenigstens, was noch droht," rief Cethegus, „du Nomenclator, lies die Schüsseln ab: ich werde dann die Weine bestimmen, die dazu gehören."

Der Sklave, ein schöner lydischer Knabe, in einem bis an die Knie aufgeschlizten Röckchen von blauer pelusischer Leinwand, trat dicht neben Cethegus an den Tisch von Cypressenholz und las von einem Täfelchen ab, das er an goldnem Kettchen um den Hals trug:

„Frische Austern aus Britannien in Thunfisch-Brühe mit Lattich."

„Dazu Falerner von Fundi," sprach Cethegus ohne

Befinnen. „Aber wo steht der Schenkfisch mit den Pocalen? Rechter Trunk mündet nur aus rechter Schale.“

„Dort ist der Schenkfisch!“ und auf einen Wink des Hausherrn fiel der Vorhang zurück, welcher die eine Ecke des Zimmers, den Gästen gegenüber, verhüllt hatte.

Ein Ruf des Staunens flog von den Tischen.

Der Reichthum der dort zur Schau gestellten Prunkgeschirre und der Geschmack ihrer Anordnung war selbst diesen verwöhnten Augen überraschend.

Auf der Marmorplatte des Tisches stand ein geräumiger silberner Wagen mit goldnen Rädern und bronzenem Gespann: es war ein Beutewagen, wie sie in römischen Triumphen aufgeführt zu werden pflegten: und als köstliche Beute lagen darin Pocale, Gläser, Schalen jeder Gestalt und jedes Materials in scheinbarer Unordnung, doch mit kunstverständiger Hand, gehäuft.

„Bei Mars dem Sieger“, lachte der Präfect, „der erste römische Triumph seit zweihundert Jahren. Ein feltner Anblick! Darf ich ihn zerstören?“

„Du bist der Mann, ihn wieder aufzurichten“, sagte Lucius Vicinius feurig.

„Meinst du? Versuchen wir's! Also zum Falerner die Kelche dort von Terebinthenholz.“

„Weindrosseln vom Tagus mit Spargeln von Tarent!“ fuhr der Lydier fort.

„Dazu den rothen Massiker von Sinuessä aus jenen amethystnen Kelchen.“

„Junge Schildkröten von Trapezunt mit Flamingozungen —“

„Halt an, beim heiligen Bacchus“, rief Balbus. „Das sind ja die Qualen des Tantalus. Mir ist ganz gleich, aus was ich trinke, aus Terebinthen oder Amethyst — aber dies Aufzählen von Götterbissen mit trockenem Gaumen halt' ich nicht mehr aus.“

„Nieder mit Cethegus dem Tyrannen, er sterbe, wenn er uns hungern läßt.“

„Mir ist, ich wäre Imperator und hörte das getreue Volk von Rom. Ich rette mein Leben und gebe nach. Tragt auf, ihr Sklaven.“

Da tönten Flöten aus dem Vorgemach und im Tacte der Musik schritten sechs Sklaven, Epheu um die glänzend gesalbten Locken, in rothen Mänteln und weißen Tuniken heran.

Sie reichten den Gästen frische Handtücher von feinstem sidonischem Linnen mit weichen Purpurfransen.

„Oh“, rief Massurius, ein junger Kaufmann, der vornehmlich mit schönen Sklaven und Sklavinnen handelte und in dem zweideutigen Ruhme stand, der feinste Kenner solcher Ware zu sein, „das weichste Handtuch ist ein schönes Haar“ — und er fuhr dem eben neben ihm knieenden Ganymed durch die Locken.

„Aber, Kallistratos, jene Flöten sind hoffentlich weiblichen Geschlechts — auf mit dem Vorhang — laß die Mädchen ein.“

„Noch nicht“, befahl Cethegus. „Erst trinken, dann küssen. Ohne Bacchus und Ceres, du weißt —“

„Friert Venus, nicht Massurius.“

Da erscholl aus dem Seitengemach der Klang von

Thra und Kithara und ein trat ein Zug von acht Jünglingen in goldgrün schillernden Seidengewändern, voraufer der „Anrichter“ und der „Berleger“: die sechs Andern trugen Schüsseln auf dem Haupt: sie zogen im Tactschritt an den Gästen vorüber und machten vor dem Anricht-Tisch von Citrus Halt.

Während sie hier beschäftigt waren, erklangen vom Mittelgrunde her Castagnetten und Cymbeln, die großen Doppelthüren drehten sich um ihre erzschimmernden Säulenpfosten und ein Schwarm von Sklaven in der schönen Tracht korinthischer Epheben strömte herein.

Die Einen reichten Brod in zierlich durchbrochenen Bronzekörben: andre verscheuchten die Mücken mit breiten Fächern von Straußenfedern und Palmblättern: einige gossen Del in die Wandlampen aus doppelhenkeligen Krügen mit anmuthvoller Bewegung, indeß etliche mit zierlichen Besen von ägyptischem Schilf von dem Mosaikboden die Brosamen fegten und die übrigen Ganymed die Becher füllen halfen, welche jetzt schon eifrig kreisten.

Damit stieg denn die Raschheit, die Wärme des Gesprächs und Cethegus, der, wie überlegen nüchtern er blieb, völlig im Moment versunken schien, bezauberte durch seine Jugendlichkeit die Jünglinge.

„Wie ist's“, fragte der Hausherr, „wollen wir würfeln zwischen den Schüsseln? Dort neben Piso steht der Würfelbecher.“

„Nun, Massurius“, meinte Cethegus mit einem spöttischen Blick auf den Sklavenhändler, „willst du wieder einmal dein Glück wider mich versuchen? Willst du

wetten gegen mich, gib ihm den Becher, Syphar!“  
winkte er dem Mauren.

„Mercur soll mich bewahren!“ antwortete Massurius in komischem Schreck. „Laßt euch nicht ein mit dem Präfecten — er hat das Glück seines Ahnherrn Julius Cäsar geerbt.“

»Omen accipio!« lachte Cethegus, „das nehm' ich an, mit sammt dem Dolch des Brutus.“

„Ich sag' euch, er ist ein Zauberer! Erst jüngst hat er eine ungewinnbare Wette gegen mich gewonnen an diesem braunen Dämon —“

Und er wollte dem Sklaven eine Feige in's Gesicht werfen: aber dieser fing sie behende mit den glänzend weißen Zähnen und verzehrte sie mit ruhigem Behagen.

„Gut, Syphar,“ lobte Cethegus, „Rosen aus den Dornen der Feinde! Du kannst ein Gaukler werden, sobald ich dich freilasse.“

„Syphar will nicht frei sein, er will dein Syphar sein und dein Leben retten wie du feins.“

„Was ist das — dein Leben?“ fragte Lucius Licinius mit erschrocknem Blick.

„Hast du ihn begnadigt?“ sagte Marius.

„Mehr, ich hab' ihn losgekauft.“

„Ja, mit meinem Gelde!“ brummte Massurius.

„Du weißt, ich hab' ihm dein verwettet Geld sofort als Peculium geschenkt.“

„Was ist das mit der Wette? erzähle, vielleicht ein Stoff für meine Epigramme.“

„Laßt den Mauren selbst erzählen — sprich, Syphar, du darfst.“

## Neuntes Capitel.

---

Ohne Zögern trat der junge Sklave in das von den Tischen gebildete Hufeisen, den Rücken zur Thüre gewandt: sein funkelndes Auge überflog rasch die Versammlung und haftete dann mit Gluth auf seinem Herrn: alle bewunderten die jugendliche Kraft und Schönheit der schlanken Glieder, deren tiefe Bronze nur um die Hüften ein kostbarer Schurz von Scharlach verhüllte.

„Leicht ist erzählt, was schwere Schmerzen barg. Ich bin daheim im Lieblingsland der Sonne; wo hundert Palmen die immer grüne Dase beschatten, außer uns nur dem Löwen bekannt und dem fleckigen Panther.

Aber in einer götterverlassnen Nacht, da fand der Feind unser altes Versteck.

Vandalische Reiter waren's und keine Rettung.

Noth und schwarz stieg der Rauch unsrer Zelte durch die Cedernwipfel hinan, kreischend flohen Weiber und Kinder. Da traf mich ein sausender Speer.

Ich erwachte gebunden im Sklavenraum eines Griechenschiffs, das uns gekauft, mich und viele Männer und Weiber meines Stammes: ich hatte nichts gerettet

als meinen Gott, den weißen Schlangenkönig, ich trug ihn im Gürtel geborgen. Sie brachten uns nach Rom, da kaufte mich Einer, dessen Namen verflucht sei."

„'s ist unser Freund Calpurnius," unterbrach Cethegus.

„Und kein Stern soll ihm leuchten auf nächtlicher Fahrt, er soll verdursten im heißen Sand," knirschte der Maure mit aufloderndem Haß.

„Er schlug mich oft um nichts und ließ mich hungern. Ich schwieg und betete zu meinem Gott um Rache.

Er zürnte, daß ich so ruhig seine Wuth ertrug.

Er wußte nicht, daß Syphax seinen Gott bei sich trug in Gestalt einer Schlange.

Da trat er eines Morgens an mein Lager und fand sie um meinen Hals geringelt.

Er erschrak: ich sagte ihm seine Zähne seien nicht tödtlich, aber seine Rache.

Da ergrimmete er, schlug nach mir und sagte: „Tödt den Wurm!"

Umsonst flehte ich und wand mich auf den Knien vor ihm.

Er schlug mich und schlug nach dem Gott: und als ich ihn deckte mit meinem Leibe, schrie er noch wilder: „Tödt das Thier." Wie konnt' ich gehorchen!

Da rief er seine Sklaven und befahl:

„Nehmt ihm die Bestie und kocht sie lebendig. Er soll seinen Gott fressen!"

Ich erschrak zum Tode über den Frevel.

Und sie griffen mich und haschten nach der Schlange. Aber der Gott gab mir die Kraft der Wuth, die da



gleich ist der Kraft des pfeilwunden Tigers, und ich sprang unter sie mit gellendem Schrei.

Nieder schlug ich den Verfluchten mit dieser Faust und gewann die Thüre des Hauses und sprang hinaus in's Freie und dreißig Sklaven hinter mir drein.

Da galt es das Leben."

Die Gäste lauschten gespannt, selbst Balbus setzte den Becher ab, den er eben zu Munde führte.

„Ich laufe nicht schlecht: oft haben wir, drei Bettern und ich, die windschnelle Antilope müde gejagt.

Und die Sklaven waren langsam und schwer.

Aber sie kannten die Stadt und ihre Straßen und ich nicht.

So war es ein ungleich Spiel.

Die Verfolger theilten sich in Schaaren von drei, vier Mann und gewannen mir durch Seitengassen und Durchgänge den Weg ab.

Zum Glück hatte ich im Vorbeirennen an einer Schmiede einen schweren Feuerhaken erfaßt: zwei, dreimal braucht' ich ihn, die Verfolger zu scheuchen, zu treffen, die mir plötzlich von vorn entgegen kamen.

Ich fühlte, lange konnte das nicht mehr dauern: wie rasch ich war, wie langsam sie, zuletzt mußte ich doch erliegen.

Da sandte mir der Gott, den ich fest mit der Linken an die Brust drückte, Ihn, — und sein schönes Auge funkelte, — meinen Herrn, den gewaltigen, der mächtig ist wie der Löwe von Ubaritana und klug wie der Elefant, der da gut ist wie milder Regen nach langer Dürre und herrlich wie —"

„Jetzt erzählst du schlecht, Syphax, ich will vollenden.

Ich kam gerade von den Schanzwerken am aurelischen Thor, dem Grabmal Hadrians."

„Deinem schönen, göttergeschmückten Lieblingsort,“ unterbrach Kallistratos.

„Und bog am Fuße des Capitols in das Forum Trajans: da stand eine gaffende, schreiende Menge und sah der Menschenjagd neugierig zu: wie ein Pfeil schoß der Maure von dem Forum des Nerva heran, seine Verfolger weit hinter ihm.“

Aber siehe, dicht neben mir bogen von links fünf, von rechts sieben der Sklaven des Calpurnius auf das Forum ein, bereit, ihn aufzufangen, sowie er auf dem Platz ankam.

„Der ist verloren!“ sagte neben mir eine bekannte Stimme, es war Massurius, der aus dem Bade des Augustus trat.

Wem gehört er?“ fragte ich.

„Calpurnius ist unser Herr“, antwortete der Sklave neben mir.

„Dann wehe ihm,“ sagte Massurius zu mir: „er hängt seine Straßklaven bis an den Hals gebunden in seinen Fischweiber und läßt sie lebendig auffressen von seinen Muränen und Hechten.“

„Ja,“ sagte der Sklave, „Sypbar hat ihn niedergeschlagen, und der Herr rief im Aufstehen: zu den Muränen den Hund! wer ihn einbringt, ist frei.“

Ich blickte den Platz hinab auf den Mauren, der jetzt gleich heran war.

„Der ist zu gut für die Fische, sagte ich, welch' herrlicher Wuchs! Und sieh, er kommt durch, ich wette.“

Denn eben hatte der Flüchtling die erste Kette der Sklaven, die sich ihm an der Mündung der Via Julia entgegen warf, durchbrochen und slog jetzt auf uns zu.“

„Und ich wette tausend Solidi, er kommt nicht durch: sieh', dort die Lanzen,“ sprach Massurius.

„Grade vor uns standen fünf Sklaven mit Lanzen und Wurfspereen.

Es gilt! rief ich, tausend Solidi.

Da war er heran.

Drei Speere fausten zugleich: aber wie ein Panther duckte der Flinker unter ihnen weg und, plötzlich aufschnellend, sprang er in hohem Satz über die Lanzen der beiden übrigen.

Athemlos kam er dicht vor mir zu Boden: er blutete von Steinen und Pfeilen und schon kam jetzt vom Forum Julium heran das ganze Rudel.

Verzweifelt sah er um sich und wollte nach Rechts in die Friedens-Tempel-Straße, die ihn gerade nach seines Herrn Hauses zurück geführt hätte.

Da sah ich vor uns das Portal der kleinen Basilika von Sanct Laurentius offen stehen.

Dort hin! rief ich ihm zu.“

„In meiner Sprache! er kennt meine Sprache,“ rief Sypbar.

„Er kennt, glaub' ich, alle Sprachen,“ meinte Marcus Vicinius.

„Dorthin, dort ist Asyl.

Wie der Blitz war er die Stufen hinan, schon auf

der letzten, da traf ihn ein Stein, daß er stürzte und sein nächster Verfolger war oben und packte ihn.

Aber glatt wie ein Aal rang er sich aus seinem Griff, stieß ihn die Stufen hinab und sprang in die Thüre der Kirche."

„Da hattest du gewonnen," sagte Kallistratos.

„Ich wohl, aber er nicht.

Denn die Priester von St. Laurentius, so eifersüchtig sie ihre Asyl-Rechte wahren, so wenig haben sie Mitleid mit einem Heiden.

Einen Tag lang bargen sie ihn: als sie aber erfuhren, daß er um der Schlange willen seinen Herrn niedergeschlagen, da stellten sie ihm die Wahl, Christ zu werden und den Götzen aufzugeben, oder Calpurnius und die Muränen.

Syphax wählte den Tod.

Ich erfuhr es und kaufte dem Zornigen seine Rache ab und das Leben dieses schlanken Burschen, des schönsten Sklaven in Rom."

„Kein schlechtes Geschäft," meinte Marcus, „der Maure ist dir tren."

„Ich glaube," sagte Cethegus, „tritt zurück, Syphax. Da bringt der Koch sein Meisterstück, so scheint's."

## Belntes Capitel.

---

Es war eine sechspsündige Steinbutte, seit Jahren im Meerwasser-Weiher des Kallistratos mit Gänselebern gemästet. Der vielgepriesene „Rhombus“ kam auf silberner Schüssel, ein goldenes Krönchen auf dem Kopf.

„Alle guten Götter und du, Propheten Jonas!“ lachte Balbus zurücksinkend in die Polster, „der Fisch ist mehr werth als ich selber.“

„Still, Freund,“ warnte Piso, „daß uns nicht Cato höre, der gesagt: wehe der Stadt, wo ein Fisch mehr werth als ein Kind.“

Schallendes Gelächter und der laute Ruf Euge belle! übertönte den Zornruf des Halbberauschten.

Der Fisch ward zerschnitten und köstlich erfunden.

„Setzt, ihr Sklaven, fort mit dem matten Massiker. Der edle Fisch will schwimmen in edlem Raß.“

Auf, Euphar, jetzt paßt, was ich zu dem Gelage beigesteuert. Geh' und laß die Amphora herein bringen, welche die Sklaven draußen in Schnee gestellt. Dazu die Phialen von gelbem Bernstein.“

„Was bringst du seltenes, aus welchem Land?“ fragte Kallistraiös.

„Frag, aus welchem Welttheil? bei diesem vielgereisten Odysseus,“ sagte Piso.

„Ihr müßt rathen. Und wer es erräth, wer diesen Wein schon gekostet hat, dem schenk' ich eine Amphora, so hoch wie diese.“

Zwei Sklaven, eppichbekränzt, schleppten den mächtigen, dunkeln Krug herein: von schwarzbraunem Porphyry und fremdartiger Gestalt, mit hieroglyphischen Zeichen geschmückt und wohl vergipft oben an der Mündung.

„Beim Styx! kommt er aus dem Tartarus? das ist ein schwarzer Gesell,“ lachte Marcus.

„Aber er hat eine weiße Seele — zeige sie, Syphax.“

Der Nubier schlug mit dem Hammer von Ebenholz, welchen ihm Ganymedes reichte, sorgfältig den Gips herunter, hob mit broncener Zange den Verschuß von Palmenrinde heraus, schüttete die Schichte Del hinweg, welche oben schwamm, und füllte die Bocale.

Ein starker berausrender Geruch entstieg der weißen, klebrigen Flüssigkeit.

Alle tranken mit forschender Miene.

„Ein Göttertrank!“ rief Valbus absetzend.

„Aber stark wie flüssiges Feuer,“ sagte Kallistratos.

„Nein, den kenn' ich nicht!“ sprach Lucius Licinius.

„Ich auch nicht,“ betheuerte Marcus Licinius.

„Aber ich freue mich, ihn kennen zu lernen,“ rief Piso und hielt Syphax die leere Schale hin.

„Nun,“ fragte der Wirth, zu dem letzten, bisher fast ganz stummen Gast zu seiner Rechten gewendet, „nun, Furius, großer Seefahrer, Abenteuerer, Indiensucher, Weltumsegler, wird deine Weisheit auch zu Schanden?“

Der Gefragte erhob sich leicht von den Kissen, ein schöner athletischer Mann von einigen dreißig Jahren, von broncener wettergebräunter Gesichtsfarbe, kohlschwarzen tiefliegenden Augen, blendend weißen Zähnen und vollem Mundbart nach orientalischem Schnitt.

Aber ehe er noch sprechen konnte, fiel Kallistratos rasch ein:

„Doch, beim Zeus Kenios, ich glaube, ihr kennt euch gar nicht?“

Cethegus maß die fesselnde Erscheinung mit scharfem Blick.

„Ich kenne den Präfecten von Rom,“ sagte der Schweigsame.

„Nun, Cethegus, und dies ist mein vulcanischer Freund, Furius Ahalla, aus Corsica, der reichste Schiffsherr des Abendlands, tief wie die Nacht und heiß wie das Feuer, er hat fünfzig Häuser, Villen und Paläste an allen Küsten von Europa, Asien und Afrika, zwanzig Galeeren, ein Paar tausend Sklaven und Matrosen und —“

„Und einen sehr geschwätigen Freund,“ schloß der Corse. „Präfect, mir ist es leid um dich, aber die Amphora ist mein. Ich kenne den Wein.“ —

Und er nahm ein Nibitzei und zerschlug es mit silbernem Löffel.

„Schwerlich,“ lächelte Cethegus spöttlich.

„Doch. Es ist Isiswein. Aus Aegypten. Aus Memphis.“ Und ruhig schlürfte er das goldröthliche Ei.

Erstaunt sah ihn Cethegus an. „Errathen,“ sagte er dann. „Wo hast du ihn gekostet?“

„Nothwendig da, wo du. Er fließt ja nur aus Einer Quelle,“ lächelte der Corse.

„Genug mit euren Geheimnissen! Keine Räthsel unter den Rosen!“ rief Piso.

„Wo habt ihr beiden Marder dasselbe Nest gefunden?“ fragte Callistratos.

„Nun, rief Cethegus, „wisset es immerhin.“

Im alten Aegypten, im heiligen Memphis voraus, haben sich immer noch, dicht neben den christlichen Einsiedlern und Mönchen in der Wüste, glaubenszähe Männer und namentlich Frauen erhalten, welche nicht lassen wollen von Apis und Osiris und besonders treu den süßen Dienst der Isis pflegen.

Sie flüchten von der Oberfläche, wo die Kirche das Kreuz der Ascese siegreich aufgepflanzt, in die Tiefen, in den geheimen Schoß der großen Mutter Erde mit ihrem heiligen theuren Wahn.

In einem Labyrinth unter den Pyramiden des Cheops haben sie noch einige hundert Krüge geborgen des mächtigen Weines, welcher dereinst die Eingeweihten zu den Orgien der Freude, der Liebe heraufschte.

Die Kunde geht geheim gehalten von Geschlecht zu Geschlecht, immer nur eine Priesterin kennt den Keller und bewahrt den Schlüssel.



Ich küßte die Priesterin und sie führte mich ein — sie war eine wilde Kaze, aber ihr Wein war gut — und sie gab mir zum Abschied fünf Krüge mit aufs Schiff.“

„Soweit hab' ich es mit Smerda nicht gebracht,“ sagte der Corse; „sie ließ mich trinken im Keller, aber als Andenken gab sie mir nur das mit“ — und er entblößte den braunen Hals.

„Einen Dolchstich der Eifersucht,“ lachte Gethegus. „Nun, mich freut, daß die Tochter nicht aus der Art schlägt. Zu meiner Zeit, das heißt, als mich die Mutter trinken ließ, lief die kleine Smerda noch im Kinderwägen. Wohlan, es lebe der heilige Nil und die süße Isis.“

Und die beiden tranken sich zu.

Aber es verdroß sie, ein Geheimniß theilen zu sollen, das jeder allein zu besitzen geglaubt.

Doch die Andern waren bezaubert von der Laune des eifigen Präfecten, der jugendlich wie ein Büngling mit ihnen plauderte und jetzt, da das beliebteste Thema für junge Herren unter den Bechern angeregt war — Liebesabenteuer und Mädchengeschichten — unerschöpflich übersprudelte von Streichen und Schwänken, die er meistens selbst erlebt. Alle hingen mit Fragen an seinen Lippen. Nur der Corse blieb stumm und kalt.

„Sage,“ rief der Wirth und winkte dem Schenken, als grade das Gelächter über eine solche Geschichte verhallt war, „sag an, du Mann buntschediger Erfahrung, — ägyptische Isis mädchen, gallische Druidinnen, nachtsackige Töchter Syriens und meine plastischen Schwestern

von Hellas — alle kennst du und weißt du zu schätzen, aber sprich, hast du je ein germanisch Weib geliebt?"

„Nein,“ sagte Cethegus, seinen Iphiswein schlürpfend, „sie waren mir immer zu langweilig.“

„Oho,“ meinte Kallistratos, „das ist zu viel gesagt. Ich sage euch, ich habe an den letzten Calenden einen Wahnsinn gehabt für ein germanisch Weib, die war nicht langweilig.“

„Wie, du, Kallistratos von Korinth, der Aspasia, der Helena Landsmann, erglühst für ein Barbarenweib? O arger Gros, Sinnenverwirrer, Männerbeschämer!“

„Ja, wenn du willst, war's eine Sinnesverwirrung — ich habe nie dergleichen erfahren.“

„Erzähle, erzähle,“ drängten die Andern.

---

## Elftes Capitel.

---

„Zimmerhin,“ sagte der Hausherr, die Polster glättend, „obwohl ich keine glänzende Rolle dabei spiele.

Also an den vorigen Calenden etwa kam ich zur achten Stunde aus den Bädern des Abaskantos nach Hause.

Da steht auf der Straße niedergelassen eine Frauenfüßte, vier Sklaven dabei, ich glaube, gefangne Gepiden.

Unmittelbar aber vor der Thüre meines Hauses stehen zwei verhüllte Frauen, die Calantica über den Kopf gezogen.

Die eine trug sklavisch Gewand, aber die andre war sehr reich und geschmackvoll gekleidet und das Wenige, was von Wuchs und Gestalt zu sehen, war göttlich. Welch schwebender Schritt, Welch feiner Knöchel, Welch hochgewölbter Fuß!

Als ich näher herankam, ließen sich beide rasch in die Säufte heben und fort waren sie.

Ich aber — ihr wißt, es steckt des Bildhauers Blut in allen Hellenen — ich träumte des Nachts von dem feinen Knöchel und dem wogenden Schritt.

Mittags drauf, da ich die Thüre öffne, auf's Forum zu gehn zu den Bibliographen, wie ich pflege, seh ich dieselbe Sänfte rasch von dannen eilen.

Ich gestehe, ohne sonst besonders eitel zu sein, diesmal hoffte ich eine Eroberung gemacht zu haben, — ich wünschte es so sehr.

Und ich zweifelte gar nicht mehr, als ich, um die achte Stunde nach Hause kommend, wieder meine Fremde, diesmal unbegleitet, an mir vorüber schlüpfen sah und nach ihrer Sänfte eilen. Folgen konnt' ich den raschen Sklaven nicht, so trat ich in mein Haus, froher Gedanken voll.

Da sagte der Ostiarus: „Herr, eine verhüllte Sklavin wartet dein in der Bibliothek.“

Bohenden Herzens eile ich in das Gemach. Wichtig! es war die Sklavin, die ich gestern gesehen. Sie schlug den faltigen Mantel zurück: eine hübsche, verschlagne Maurin oder Karthagerin — ich kenne den Schlag — sah mich mit schlauen Augen an.

„Ich bitte um Botenlohn,“ sagte sie, „Kallistratos, ich bringe dir gute Kunde.“

Ich faßte ihre Hand und wollte ihr die dunkle Wange streicheln — denn wer die Herrin begehrt, der küsse die Sklavin — aber sie lachte und sprach:

„Mein, nicht Gros, Hermes sendet mich.“

Meine Herrin“ — hoch horchte ich auf — „meine Herrin ist — eine leidenschaftliche Freundin der Kunst. Sie bietet dir dreitausend Solidi für die Aresbüste, welche in der Nische neben der Thüre deines Hauses steht.“

Laut lachten die jungen Leute, Cethegus mit ihnen.

„Ja, lacht nur,“ fuhr der Hausherr selbst einstimmend fort, „ich aber lachte damals nicht. Aus all' meinen Träumen heruntergefallen, sprach ich verdrießlich: mir ist das Werk nicht feil.“

Die Sclavin bot fünftausend, bot zehntausend Solidi: ich wandte ihr den Rücken und griff nach der Thür.

Da sagte die Schlange:

„Ich weiß, Kallistratos von Korinth ist unwillig, weil er ein Abenteuer gehofft und fand ein Geldgeschäft.“

Er ist Hellene, er liebt die Schönheit, er brennt vor Neugier, meine Herrin zu sehn.“

Das war so richtig, d.ß ich nur lächeln konnte

„Wohlan,“ sprach sie, „du sollst sie sehn.“

Und dann erneuere ich mein letztes Gebot.

Schlägst du's dann dennoch aus, hast du immerhin den Vortheil, deine Neugier gestillt zu haben.

Morgen um die achte Stunde kömmt die Sänfte wieder.

Dann halte dich bereit mit deinem Ares.“

Und sie schlüpfte hinweg. Unruhig blieb ich zurück.

Ich konnte nicht leugnen, meine Neugier war sehr gespannt.

Fest entschlossen, meinen Ares nicht herzulassen und die Kunstnärrin doch zu sehen, erwartete ich gierig die bestimmte Stunde.

Die Stunde kam und die Sänfte kam.

Ich stand lauschend an meiner offenen Thür.

Die Sclavin stieg heraus.

„Komm,“ rief sie mir zu, „du sollst sie sehn.“

Bebend vor Aufregung trat ich heran, der Purpurvorhang der Sänfte fiel halb zurück und ich sah —

„Nun?“ rief Marcus, sich vorbeugend, den Becher in der Hand.

„Was ich nie wieder vergessen werde.“

Ein Gesicht, Freunde, von ungeahnter Schönheit. Kypris und Artemis in Einer Person.

Ich war wie geblendet. Ich kann sie nicht schildern.

Der Vorhang fiel zu.

Ich aber sprang zurück, hob den Kres aus der Nische, reichte ihn der Punierin, wies ihr Gold zurück und taumelte in meine Thür, betäubt, als hätt' ich eine Waldnymphe gesehn.“

„Nun, das ist stark,“ lachte Massurius. „Bist doch sonst kein Neuling in den Werken des Cros.“

„Aber,“ fragte Cethegus, „woher weißt du, daß diese Zaubrerin eine Gothin war?“

„Sie hatte dunkelrothes Haar und milchweiße Haut und schwarze Augenbrauen.“

„Alle guten Götter!“ dachte Cethegus.

Aber er schwieg und wartete.

Keiner der Anwesenden sprach den Namen aus.

„Sie kennen sie nicht,“ sagte Cethegus zu sich. „Und wann war das?“ fragte er den Wirth.

„An den vorigen Calenden.“

„Ganz richtig,“ rechnete Cethegus; „da kam sie von Tarentum durch Rom nach Ravenna. Sie ruhte hier drei Tage.“

„Und so hast du,“ lachte Piso, deinen Ares eingebüßt für einen Blick. Schlechter Handel! diesmal waren Merkur und Venus im Bunde. Armer Kallistratos.“

„Ach,“ sagte dieser, „die Büste war gar nicht so viel werth. Es war moderne Arbeit. Son in Neapolis hat sie vor drei Jahren gemacht. Aber ich sag’ euch, einen Pheidias hätt’ ich hingegeben um jenen Anblick.“

„Ein Idealkopf?“ fragte Cethegus, wie gleichgültig und hob den ehrnen Mischkrug, der vor ihm stand, bewundernd auf.

„Nein, das Modell war ein Barbar — irgend ein Gothengraf — Watichis oder Witichas — wer kann sich die hyperboräischen Namen merken!“ sagte Kallistratos seinen Bericht schließend und einem Pfirsich die Haut abziehend.

Nachdenklich schlürfte Cethegus aus seiner Schale von Bernstein.

---

## Zwölftes Capitel.

---

„Ja, die Barbarinnen könnte man sich gefallen lassen,“ rief Marcus Licinius, „aber der Orcus verschlinge ihre Brüder!“

Und er riß den welken Rosenkranz vom Haupt — die Blumen ertrugen den Dunst des Gelages schlecht — und ersetzte ihn durch einen frischen.

„Nicht nur die Freiheit haben sie uns genommen — sie schlagen uns bei den Töchtern Hesperiens in der Liebe sogar aus dem Felde.

Erst neulich hat die schöne Ravinia meinem Bruder die Thüre verschlossen und den fuchsrothen Aligern eingelassen.“

„Barbarischer Geschmack!“ meinte der Verschmähte achselzuckend und wie zum Trost nach seinem Ißwein langend. „Du kennst sie ja auch, Furius — ist es nicht Geschmacksverirrung?“

„Ich kenne deinen Nebenbuhler nicht,“ sagte der Corse. „Aber es gibt schon Burschen unter diesen Gothen, die einem Weib gefährlich werden mögen.“



Und da fällt mir ein Abenteuer ein, das ich jüngst entdeckt, das aber freilich noch ohne Spitze ist."

"Erzähle nur," mahnte Callistratos, die Hände in das laue Waschwasser steckend, das jetzt in korinthischen Erzschüsseln herumgereicht wurde, „vielleicht finden wir die Spitze dazu."

"Der Held meiner Geschichte," hob Furius an, „ist der schönste der Gothen."

"Ah, Totila der junge," unterbrach Piso und ließ sich den kameengeschmückten Becher mit Eiswein füllen.

"Der selbe. Ich kenne ihn seit Jahren und bin ihm sehr gut, wie alle müssen, die je sein sonnig Angesicht geschaut, abgesehen davon" — und hier überflog des Gorjen Züge ein Schatte ernstern Erinnerung und er stockte — „daß ich ihm sonst verbunden bin."

"Du bist, scheint's, verliebt in den Blondkopf," spottete Massurius, dem Sklaven, den er mitgebracht, ein Tuch voll picentnischen Zwieback's zuwerfend, um es mit nach Hause zu nehmen.

"Nein, aber er hat mir, wie Allen, mit denen er zu thun hat, viel Freundliches erwiesen und gar oft hatte er die Hafenswache in den italischen Seestädten, wo ich landete."

"Ja, er hat große Verdienste um das Seewesen der Barbaren," sagte Lucius Licinius.

"Wie um ihre Reiterei," stimmte Marcus bei, „der schlanke Bursche ist der beste Reiter seines Volks."

"Nun, ich traf ihn zuletzt in Neapolis: wir freuten

uns der Begegnung, aber vergebens drang ich in ihn, die fröhlichen Abendgelage auf meinem Schiffe zu theilen.“

„O, diese deine Schiffsabende sind berühmt und berüchtigt,“ meinte Valbus, „du hast stets die feurigsten Weine.“

„Und die feurigsten Mädchen,“ fügte Massurius bei.

„Wie dem sei, Totila schützte jedesmal Geschäfte vor und war nicht zu gewinnen.

Ich bitte euch! Geschäfte nach der achten Stunde in Neapolis!

Wo die Fleißigsten faul sind! Es waren natürlich Ausflüchte.

Ich beschloß ihm auf die Sprünge zu kommen und umschlich Abends sein Haus in der Via lata. Wichtig: gleich den ersten Abend kam er heraus, vorsichtig umblickend, und, zu meinem Staunen, verkleidet; wie ein Gärtner war er angethan, einen Reisehut tief in's Gesicht gezogen, eine Abolla umgeschlagen.

Ich schlich ihm nach.

Er ging quer durch die Stadt nach der Porta Capuana zu.

Dicht neben dem Thore steht ein dicker Thurm, darinnen wohnt der Pförtner, ein alter patriarchenhafter Jude, dem König Theoderich ob seiner großen Treue die Hut des Thores anvertraut.

Vor dem Thurme blieb mein Gothe stehen und schlug leise in die Hand: da flog eine schmale Seitenthür von Eisen, die ich gar nicht bemerkt, geräuschlos auf und hinein schlüpfte Totila geschmeidig wie ein Kal.“

„Ei, ei“, fiel Piso der Dichter eifrig ein, „ich kenne den Juden und Miriam, sein herrlich prachttüugiges Kind! Die schönste Tochter Israels, die Perle des Morgenlands, ihre Lippen sind Granaten, ihr Aug' ist dunkelmeeresblau und ihre Wangen haben den rothen Duft des Pfirsichs.“

„Gut, Piso,“ lächelte Cethegus — „dein Gedicht ist schön.“

„Nein,“ rief dieser. „Miriam selbst ist die lebendige Poesie.“

„Stolz ist die Judendirne,“ brummte Massurius dazwischen, „sie hat mich und mein Gold verschmäht mit einem Blick, als habe man nie ein Weib um Geld gekauft.“

„Siehe,“ sprach Lucius Vicinius, „so hat sich der hochmüth'ge Gothe, der einher schreitet, als trüg' er alle Sterne des Himmels auf seinem Lockenhaupt, zu einer Jüdin herabgelassen.“

„So dacht' auch ich und ich beschloß, den Jungen bei nächster Gelegenheit schwer zu verhöhnen mit seinem Moschusgeschmack. Aber nichts da.“

Ein Paar Tage darauf mußte ich nach Capua.

Ich breche vor Sonnenaufgang auf, die Hitze zu meiden. Ich fahre durch die Porta Capuana zur Stadt hinaus beim ersten Frühroth: und als ich in meinem Reisewagen über die harten Steine an dem Judenthurm vorüberrassle, denk' ich neidvoll an Totila und sage mir, der liegt jetzt in weichen Armen.

Aber am zweiten Meilensteine vor dem Thor begeg-

net mir, nach der Stadt zuschreitend, leere Blumenkörbe über Brust und Rücken, in Gärtnertracht, wie damals — Totila.

Er lag also nicht in Miriam's Armen.

Die Jüdin war nicht seine Geliebte, vielleicht seine Vertraute, und wer weiß, wo die Blume blüht, die dieser Gärtner pflegt. Der Glücksvogel!

Bedenkt nur, auf der Via capuana stehen all' die Villen und Lustschlösser der ersten Familien von Neapolis und in jenen Gärten prangen und blühen die herrlichsten Weiber."

„Bei meinem Genius," rief Lucius Licinius, die bekränzte Schale hebend, „dort leben ja die schönsten Weiber Italiens — Fluch über den Gothen!"

„Nein," schrie Massurius, von Wein erglühend, „Fluch über Kallistratos und den Corsen, die uns mit fremden Liebesgeschichten bewirthen, wie der Storch aus Kelchgläsern den Fuchs.

Laß endlich, Hausherr, deine Mädchen kommen, wenn du deren bestellt hast: nicht höher brauchst du uns're Erwartung zu spannen."

„Sawohl, die Mädchen, die Tänzerinnen, die Psalterien!" riefen die jungen Leute durcheinander.

„Halt," sprach der Wirth, „wo Aphrodite naht, muß sie auf Blumen wandeln. Dies Glas bring' ich dir, Flora!"

Er sprang auf und schleuderte an die getäfelte Decke eine köstliche Kristallschale, daß sie klirrend zersprang.

Sowie das Glas an die Balken der Decke schlug,

hob sich das ganze Getäfel wie eine Fallthür empor und ein reicher Regen von Blumen aller Art fluthete auf die Häupter der erstaunten Gäste nieder, Rosen von Pästum, Beilchen von Thurii, Myrthen von Tarentum, Mandelblüthen bedeckten wie ein dichtes Schneegestöber in duftigen Flocken den Mosaikboden, die Tische, die Polster und die Häupter der Gäste.

„Schöner,“ rief Cethegus, „zog Venus nie auf Paphos ein.“

Kallistratos schlug in die Hände.

Da theilte sich beim Klang von Lyra und Flöte dem Triclinium grade gegenüber die Mittelwand des Gemachs: vier hochgeschürzte Tänzerinnen, ausgesucht schöne Mädchen, in persische Tracht, d. h. in durchsichtigen Rosastoff gekleidet, sprangen cymbelschlagend aus einem Gebüsch von blühendem Oleander.

Hinter ihnen kam ein großer Wagen in Gestalt einer Fächermuschel, dessen goldne Räder von acht jungen Sklavinnen geschoben wurden, vier Flötenbläserinnen in indischem Gewand — Purpur und Weiß mit goldgestickten Mänteln — schritten voraus: und auf dem Sitz des Wagens ruhte, von Rosen übergossen, in halb liegender Stellung Aphrodite selbst, in Gestalt eines blühenden Mädchens von lockender, üppiger Schönheit, dessen fast einzige Verhüllung der Aphroditen nachgebildete Gürtel der Grazien war.

„Ha, beim heiligen Eros und Anteros!“ schrie Matjurius und sprang unsichern Schrittes von der Kline herab unter die Gruppe.

„Verlosen wir die Mädchen!“ rief Piso, „ich habe ganz neue Würfel aus Gazellenknöcheln, weihen wir sie ein.“

„Laßt sie den Festkönig vertheilen,“ schlug Marcus Licinius vor.

„Nein, Freiheit, Freiheit wenigstens in der Liebe“, rief Massurius und faßte die Göttin heftig am Arme, „und Musik, heha, Musik — —“

„Musik,“ befahl Callistratos.

Aber ehe noch die Chymbelschlägerinnen wieder anheben konnten, wurde die Eingangsthüre hastig aufgerissen und die Sklaven, die ihn aufhalten wollten, zur Seite drängend, stürmte Scävola herein, er war leichenblaß.

„Hier also, hier wirklich find' ich dich, Cethegus? in diesem Augenblick!“

„Was giebt's?“ sagte der Präfect und nahm ruhig den Rosenkranz vom Haupt.

„Was es giebt? das Vaterland schwankt zwischen Scylla und Charybdis. Die gothischen Herzoge Thulun, Ibba und Piza —“

„Nun?“ fragte Lucius Licinius.

„Sie sind ermordet!“

„Triumph!“ rief der junge Römer und ließ die Tänzerin fahren, die er umfaßt hielt.

„Schöner Triumph!“ zürnte der Jurist. „Als die Nachricht nach Ravenna kam, beschuldigte alles Volk die Königin, sie stürmten den Palast — doch Amalafwintha war entflohn.“

„Wohin?“ fragte Cethegus, rasch aufspringend.

„Wohin? auf einem Griechenschiff — nach Byzanz!“  
Cethegus setzte schweigend den Becher auf den Tisch und fürchte die Stirn.

„Aber das Aergste ist — die Gothen wollen sie absetzen und einen König wählen.“

„Einen König?“ sagte Cethegus. „Wohl, ich rufe den Senat zusammen. Auch die Römer sollen wählen.“

„Wen, was sollen wir wählen?“ fragte Scävola.

Aber Cethegus brauchte nicht zu antworten.

Lucius Licinius rief statt seiner: „Einen Dictator! fort, fort in den Senat.“

„In den Senat!“ wiederholte Cethegus majestätisch.  
„Sphar, meinen Mantel.“

„Hier, Herr, und dabei dein Schwert,“ flüsterte der Maure. „Ich führ' es immer mit, auf alle Fälle.“

Und Wirth und Gäste folgten halb taumelnd dem Präfecten, der, allein völlig nüchtern, ihnen voran aus dem Hause auf die Straße schritt.

## Dreizehntes Capitel.

---

In einem der schmalen Gemächer des Kaiserpalastes zu Byzanz stand kurze Zeit nach dem Fest der Floralien ein kleiner Mann von nicht ansehnlicher Gestalt in sorgenschweres Sinnen versunken.

Es war still und einsam rings um ihn.

Obwohl es draußen noch heller Tag, war doch das Rundbogenfenster, welches nach dem Hofraum des weitläufigen Gebäudes führte, mit schweren golddurchwirkten Teppichen dicht verhangen: gleich köstliche Stoffe deckten den Mosaikboden des Zimmers, so daß kein Geräusch die Schritte des langsam auf und ab Wandelnden begleitete.

Gedämpftes, mattes Licht füllte den Raum.

Auf dem Goldgrund der Wände prangte die lange Reihe der christlichen Imperatoren seit Constantin in kleinen weißen Büsten: grade über dem Schreibdivan hing ein großes mannhohes Kreuz von massivem Golde.

So oft der einsam auf und nieder Schreitende daran vorbeikam, neigte er das Haupt vor demselben: denn in der Mitte des Goldes war, von Glas umschlossen, ein Splitter des angeblich echten Kreuzes angebracht.

Endlich blieb er vor der Weltkarte stehen, welche, den



Orbis romanus darstellend, auf purpurgefäuntem Pergament eine der Wände bedeckte: nach langem, prüfendem Blick seufzte der Mann und bedeckte mit der Rechten Gesicht und Augen.

Es waren keine schönen Augen und kein edles Gesicht: aber Vieles, Gutes und Böses, lag darin.

Wachsamkeit, Mißtrauen und List sprachen aus dem unruhigen Blick der tief liegenden Augen: schwere Falten, der Sorge mehr als des Alters, furchten die vorspringende Stirn und die magern Wangen.

„Wer den Ausgang wüßte! seufzte er noch einmal, die knochigen Hände reibend. Es treibt mich unablässig. Ein Geist ist in meine Brust gefahren und mahnt und mahnt.

Aber ist's ein Engel des Herrn oder ein Dämon? Wer mir meinen Traum deutete!

Vergieb, dreieiniger Gott, vergieb deinem eifrigsten Knecht.

Du hast die Traumdeuter verflucht.

Aber doch träumte König Pharaos und Joseph durfte ihm deuten: und Jakob sah im Traum den Himmel offen und ihre Träume kamen von dir.

Soll ich? darf ich es wagen?“

Und wieder schritt er unschlüssig auf und nieder, wer weiß, wie lange noch, wäre nicht der Purpurchorhang des Eingangs leise gehoben worden.

Ein goldschimmernder Belarius warf sich vor dem kleinen Mann zur Erde mit auf der Brust gekreuzten Armen.

„Imperator, die Patricier, die du beschieden.“

„Geduld,“ sagte jener, sich auf die Kline mit dem Gestell von Gold und Elfenbein niederlassend, „rasch die Silberschuhe und die Chlamys.“

Der Palastdiener zog ihm die Sandalen mit den dicken Sohlen und den hohen Absätzen an, welche die Gestalt um ein Paar Zoll erhöhten, und warf ihm den faltenreichen, mit Goldsternen übersäten Mantel um die Schulter, jedes Stück der Gewandung küssend, wie er es berührte: nach einer Wiederholung der fußfälligen Niederwerfung, welche in dieser orientalischen Unterwürfigkeit erst neuerlich verschärft worden war, ging der Belarius.

Und Kaiser Justinianus stellte sich, den linken Arm auf eine gebrochne Porphyrsäule aus dem Tempel von Jerusalem gestützt, welche zu diesem Behuf nach seiner Größe zurecht gesägt war, in seiner Audienzattitude dem Eingang gegenüber.

Der Vorhang ging zurück und drei Männer betraten das Gemach mit der gleichen Begrüßungsform wie jener Sklave: und doch waren sie die ersten Männer dieses Kaiserreichs, wie, mehr noch als ihre reichgeschmückten Gewänder, ihre hochbedeutenden Köpfe, ihre geistvollen Züge bewiesen.

„Wir haben euch beschieden, hob der Kaiser an, ohne ihre demüthige Begrüßung zu erwidern, euren Rath zu hören über Italien.

Ich habe euch alle nöthige Kenntnisse über die Dinge daselbst verschafft: die Briefe der Regentin, die Documente der Patriotenpartei daselbst: drei Tage hattet ihr Zeit. Erst rede du, Magister Militum.“

Und er winkte dem Größten unter den dreien, einer stattlichen, ganz in eine reich vergoldete Rüstung gekleideten Helldengestalt.

Die großen, offenen, hellbraunen Augen sprachen von Treue und Zuversicht, eine starke grade Nase, volle Wangen gaben dem Gesicht den Ausdruck gesunder Kraft, die breite Brust, die gewaltigen Schenkel und Arme hatten etwas herkulisches, der Mund aber zeigte trotz des grimmen Rundbartes Milde und Gutherzigkeit.

„Herr,“ sprach er mit voller, aus tiefer Brust quellender Stimme, „Belisars Rath ist immer: greifen wir die Barbaren an.“ „So eben hab’ ich auf dein Geheiß das Reich der Vandalen in Afrika zertrümmert mit fünfzehntausend Mann. Gib mir dreißigtausend und ich werde dir die Gothenkrone zu Füßen legen.“

„Gut,“ sprach der Kaiser erfreut, „dies Wort hat mir wohlgethan.“

„Was sprichst du, Perle meiner Rechtsgelehrten, Tribonianus?“

Der Angeredete war wenig kleiner als Belisar, aber nicht so breitschultrig und die Glieder nicht so sehr durch stete Übung entwickelt. Die hohe, ernste Stirn, das ruhige Auge, der festgeschchnittne Mund zeugten von einem mächtigen Geist.

„Imperator,“ sagte er gemessen, „ich warne dich vor diesem Krieg. Er ist ungerecht.“

Unwillig fuhr Justinianus auf: „Ungerecht! wiederzunehmen was zum römischen Reich gehört.“

„Gehört hat. Dein Vorfahr Zeno überließ durch Ver-

trag das Abendland an Theoderich und seine Gothen, wenn sie den Anmaßer Odoakar gestürzt.“

„Theoderich sollte Statthalter des Kaisers sein, nicht König von Italien.“

„Zugegeben. Aber nachdem er es geworden — wie er es werden mußte, ein Theoderich konnte nicht der Diener eines Kleinern sein — hat ihn Kaiser Anastasius, dein Ohm Justinus, du selbst hast ihn anerkannt, ihn und sein Königreich.“

„Im Drang der Noth. Jetzt, da sie in Noth und ich der Stärkere, nehm' ich die Anerkennung zurück.“

„Das eben nenn' ich ungerecht.“

„Du bist unbequem und unbeholfen, Tribonian, und ein zäher Rechthaber. Du taugst trefflich, meine Pandekten zusammen zu bauen. In Politik werd' ich dich nie wieder befragen. Was hat die Gerechtigkeit mit der Politik zu thun!“

„Gerechtigkeit, o Justinianus, ist die beste Politik.“

„Bah, Alexander und Cäsar dachten anders.“

„Sie haben erstens ihr Werk nicht vollendet und dann zweitens“ — er hielt inne.

„Nun, zweitens?“

„Zweitens bist du nicht Cäsar und nicht Alexander.“ —

Alle schwiegen. Nach einer Pause sagte der Kaiser ruhig: „du bist sehr offen, Tribonianus.“

„Immer, Justinianus.“

Kasch wandte sich der Kaiser zu dem Dritten. „Nun, was ist deine Meinung, Patricius?“

## Vierzehntes Capitel.

---

Der Angeredete verbannte rasch von seinen Lippen ein kaltes Lächeln, welches ihm die Moralpolitik des Juristen erweckt und richtete sich auf.

Er war ein verkrüppeltes Männchen, noch bedeutend kleiner als Justinian, weshalb dieser im Gespräch mit ihm den Kopf noch viel mehr als nöthig gewesen wäre, herab senkte.

Er war kahlköpfig, die Wangen von krankhaftem Wachsgelb, die rechte Schulter höher als die Linke und er hinkte etwas auf dem linken Fuß, weshalb er sich auf einen schwarzen Krückstock mit goldnem Sabelgriff stützte.

Aber das durchdringende Auge war so adlergewaltig, daß es von dieser unansehnlichen Gestalt den Eindruck des Widrigen fern hielt, dem fast häßlichen Gesicht die Weihe geistiger Größe verlieh: und der Zug schmerzlicher Resignation und kühler Ueberlegenheit um dem feinen Mund hatte sogar einen fesselnden Reiz.

„Imperator,“ sagte er mit scharfer bestimmter Stimme. „ich widerrathe diesen Krieg — für jetzt.“

Unwillig suchte des Kaisers Auge: „Auch aus Gründen der Gerechtigkeit?“ fragte er, fast höhnisch.

„Ich sagte: für jetzt.“

„Und warum?“

„Weil das Nothwendige dem Angenehmen vorgeht. Wer sein Haus zu vertheidigen hat, soll nicht in fremde Häuser einbrechen.“

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen: vom Westen, von den Gothen droht diesem Reiche keine Gefahr. Der Feind, der dieses Reich verderben kann, vielleicht verderben wird, kommt vom Osten.“

„Die Perser!“ rief Justinian verächtlich.

„Seit wann,“ sprach Belisar dazwischen, „seit wann fürchtet Marses mein großer Nebenbuhler, die Perser?“

„Marses fürchtet Niemanden,“ sagte dieser, ohne seinen Gegner anzusehn, „weder die Perser, die er geschlagen hat, noch dich, den die Perser geschlagen haben. Aber er kennt den Orient.“

Sind es die Perser nicht, so sind es Andre, die nach ihnen kommen. Das Gewitter, das Byzanz bedroht, steigt vom Tigris auf, nicht vom Eiber.“

„Nun, und was soll das bedeuten?“

„Das soll bedeuten, daß es schimpflich ist für dich, o Kaiser, für den Römernamen, den wir noch immer führen, Jahr für Jahr von Chosroes dem Perserchan den Frieden um viele Centner Goldes zu erkaufen.“

Flammende Röthe überslog des Kaisers Antlitz: „Wie kannst du Geschenke, Hülfsgelder also deuten.“

„Geschenke! und wenn sie ausbleiben, eine Woche nur über den Zahltag, verbrennt Chosroes, des Sabades Sohn, deine Dörfer. Hülfsgelder! und er besoldet damit Hunnen und Saracenen, deiner Grenzen gefährlichste Feinde.“

Justinian machte einen raschen Gang durch's Zimmer. „Was also räthst du?“ fragte er hart vor Marses stehen bleibend.

„Nicht die Gothen anzugreifen ohne Noth, ohne Grund, wenn man sich der Perser kaum erwehrt.“

Alle Kräfte deines Reiches aufzubieten, um diese schimpflichen Tribute abzustellen, die schmähslichen Verheerungen deiner Grenzen zu verhindern, die verbrannten Städte Antiochia, Dara, Edessa wieder aufzubauen, die Provinzen wieder zu gewinnen, die du im nahen Osten, trotz Belisar's tapfrem Schwert, verloren, deine Grenzen durch einen siebenfachen Gürtel von Festungen vom Euphrat bis zum Araxes zu schirmen.

Und hast du dies Nothwendige alles vollbracht — und ich fürchte sehr, du kannst es nicht vollbringen — dann magst du versuchen, wozu der Ruhm dich lockt.“

Justinianus schüttelte leicht das Haupt. „Du bist mir nicht erfreulich, Marses,“ sagte er bitter.

„Das weiß ich längst,“ sprach dieser ruhig.

„Und nicht unentbehrlich!“ rief Belisar stolz. „Kehre dich nicht, mein großer Kaiser, an diese kleinen Zweifler! Sieb mir die dreißigtausend und ich wette meine rechte Hand, ich erobre dir Italien.“

„Und ich wette meinen Kopf,“ sagte Marses, „was

mehr ist, daß Belisar Italien nicht erobern wird, nicht mit dreißig, nicht mit sechzig, nicht mit hunderttausend Mann.“

„Nun,“ fragte Justinian, „und wer soll's dann können und mit welcher Macht?“

„Ich,“ sagte Narses, „mit achtzigtausend.“

Belisar erglühete vor Zorn: er schwieg, weil er keine Worte fand.

„Du hast dich doch bei allem Selbstgefühl sonst nie so hoch über deinen Gegner gestellt,“ sprach der Jurist.

„Und thu's auch jetzt nicht, Tribonian. Sieh, der Unterschied ist der: Belisarius ist ein großer Held, der bin ich nicht.“

Aber ich bin ein großer Feldherr — und siehe das ist Belisarius nicht. Die Gothen aber wird nur ein großer Feldherr überwinden.“

Belisarius richtete sich in seiner ganzen stolzen Höhe auf und preßte die Faust krampfhaft um seinen Schwertknäuf.

Es war als wollte er dem Krüppel neben ihm den Kopf zerdrücken. Der Kaiser sprach für ihn:

„Belisar kein großer Feldherr! Der Neid verblendet dich, Narses.“

„Ich beneide Belisar um Nichts, nicht einmal,“ seufzte er leise, „um seine Gesundheit.“

Er wäre ein großer Feldherr, wenn er nicht ein so großer Held wäre.

Er hat noch jede Schlacht, die er verlor, aus zu viel Heldenthum verloren.



„Das kann man von dir nicht sagen, Marses,“ warf Belifar bitter ein.

„Nein, Belisarius, denn ich habe noch nie eine Schlacht verloren.“

Eine ungeduldige Antwort Belifar's ward abgeschnitten durch den Belarius, der, den Vorhang aufhebend, meldete:

„Alexandros, den du nach Ravenna gesendet, o Herr, ist seit einer Stunde gelandet und fragt —“

„Herein mit ihm, herein!“ rief der Kaiser, hastig von seiner Kline aufspringend.

Ungeduldig winkte er dem Gesandten, von seiner Proskynesis sich zu erheben: „Nun Alexandros, du kömmt allein zurück?“

Der Gesandte, ein schöner, noch junger Mann, wiederholte: „Allein.“

„Es verlautete doch — dein letzter Bericht — wie verließest du das Gothenreich?“

„In großer Verwirrung.“

Ich schrieb dir in meinem letzten Bericht, die Königin habe beschlossen, sich ihrer drei hochmüthigsten Feinde zu entledigen. Sollte der Anschlag mißlingen, so war sie in Italien nicht mehr sicher und hat sich in diesem Fall aus, daß ich sie auf meinem Schiff nach Epidamnus, dann hieher nach Byzanz flüchten dürfe.“

„Was ich mit Freuden bewilligte. Nun, und der Anschlag?“

„Ist geglückt. Die drei Herzoge sind nicht mehr.“

Aber nach Ravenna kam das Gerücht, der Gefährlichste unter ihnen, Herzog Thulun, sei nur verwundet.

Dies bewog die Regentin, da ohnehin die Gothen in der Stadt sich drohend vor dem Palaste schaarten, auf mein Schiff zu flüchten.

Wir lichteten die Anker, aber bald nachdem wir den Hafen verlassen, schon auf der Höhe von Ariminum holte uns Graf Witichis mit Uebermacht ein, kam an Bord und forderte Amalafwinthen auf, zurückzukehren, indem er sich für ihre Sicherheit bis zu feierlicher Untersuchung vor der Volksversammlung verbürgte.

Da sie von ihm erfuhr, daß jetzt auch Herzog Thulun seinen Wunden erlegen, und aus seinem Anerbieten sah, daß er und seine mächtigen Freunde noch nicht an ihre Schuld glaubten, da überdies Gewalt zu fürchten war, willigte sie darein, mit ihm umzukehren nach Ravenna. Zuvor aber schrieb sie noch an Bord der Sophia diesen Brief an dich und sendet dir aus ihrem Schatze diese Geschenke.“

„Davon später. Sprich weiter, wie stehn die Dinge jetzt in Italien?“

„Gut für dich, o großer Kaiser. Das vergrößerte Gerücht von dem Aufstand der Gothen in Ravenna, von der Flucht der Regentin nach Byzanz durchslog das ganze Land.

Vielfach kam es schon zum Zusammenstoß zwischen Römern und Barbaren.

In Rom selbst wollten die Patrioten losschlagen, im Senat einen Dictator wählen, deine Hülfe anrufen.

Aber alles wäre verfrüht gewesen, nachdem die Re-

gentin in den Händen des Witichis: nur das geniale Haupt der Katakombenmänner hat es verhindert."

„Der Präfect von Rom?“ fragte Justinian.

„Cethegus. Er mißtraute dem Gerücht.

Die Verschworenen wollten die Gothen überfallen, dich zum Kaiser Italiens ausrufen, ihn einstweilen zum Dictator wählen.

Aber er ließ sich in der Curie buchstäblich die Dolche auf die Brust setzen und sagte: nein.“

„Ein muthiger Mann!“ rief Belisar.

„Ein gefährlicher Mann!“ sagte Marses.

„Eine Stunde darauf kam die Nachricht von der Rückkehr Amalafwinthens und Alles blieb beim Alten.

Der schwarze Teja aber hatte geschworen, Rom zu einer Viehweide zu machen, wenn es einen Tropfen Gothenblut vergossen.

„Al' das hab ich auf meiner absichtlich zögernden Küstenfahrt bis nach Brundisium erfahren. Aber noch Besseres hab' ich zu melden.

Nicht nur unter den Römern, unter den Gothen selbst hab' ich eifrige Freunde von Byzanz gefunden, ja unter den Gliedern des Königshauses.“

„Das wäre!“ rief Justinian. „Wen meinst du?“

„In Tuscien lebt reichbegüterter Fürst Theodahad, Amalafwinthens Vetter.“

„Ja wohl, der letzte Mann im Haus der Amalungen, nicht wahr?“

„Der letzte. Er und noch viel mehr Gothelindis, sein kluges, aber böses Gemahl, die stolze Balthentochter,

hassen auf's Gründlichste die Regentin: er, weil sie seiner maßlosen Habsucht, mit der er all' seiner Nachbarn Grundbesitz an sich zu reißen sucht, entgegentritt: sie, aus Gründen, die ich nicht entdecken konnte: ich glaube sie reichen in die Mädchenzeit der beiden Fürstinnen zurück — genug, ihr Haß ist tödtlich.

Diese beiden nun haben mir zugesagt, dir in jeder Weise Italien zurückgewinnen helfen zu wollen: ihr genügt es, scheint's, die Todfeindin vom Thron zu stürzen: er freilich fordert reichen Lohn."

„Der soll ihm werden.“

„Seine Hülfe ist deshalb wichtig, weil er schon halb Tuscan besitz — das Adelsgeschlecht der Wölfungen hat den andern Theil — und spielend in unsre Hände bringen kann: dann aber, weil er, wenn Amalafwintha fällt, ihr auf den Thron zu folgen Aussicht hat.

Hier sind Briefe von ihm und von Gothelindis.

Aber lies vor Allem das Schreiben der Regentin — ich glaube, es ist sehr wichtig.“

---

## Fünfzehntes Capitel.

---

Der Kaiser zerschnitt die Purpurschnüre der Wachs-  
tafel und las:

„An Justinian, den Imperator der Römer, Amala-  
swintha, der Gothen und Italier Königin!“

„Der Italier Königin,“ lachte Justinian, „welch' ver-  
rückter Titel!“

„Durch Alexandros, deinen Gesandten, wirst du er-  
fahren, wie Eris und Ate in diesem Lande hausen.

Ich gleiche der einsamen Palme, die von wider-  
streitenden Winden zerrissen wird.

Die Barbaren werden mir täglich feindseliger, ich  
ihnen täglich fremder, die Römer aber, soviel ich mich  
ihnen nähere, werden mir nie vergessen, daß ich germa-  
nischen Stammes.

Bis jetzt habe ich entschlossnen Geistes allen Gefah-  
ren getrozt: jedoch ich kann es nicht länger, wenn nicht  
wenigstens mein Palast, meine fürstliche Person vor der  
Ueberraschung drängender Gewalt sicher ist.

Ich kann mich aber auf keine der Parteien hier im  
Landе unbedingt verlassen.

So ruf ich dich, als meinen Bruder in der königlichen Würde, zu Hülfe. Es ist die Majestät aller Könige, die Ruhe Italiens, die es zu beschirmen gilt.

Schicke mir, ich bitte dich, eine verlässige Schaar, eine Leibwache — der Kaiser warf einen bedeutsamen Blick auf Belisar — eine Schaar von einigen tausend Mann mit einem mir unbedingt ergebenen Anführer: sie sollen den Palast von Ravenna besetzen: er ist eine Festung für sich.

Was Rom betrifft, so müssen jene Schaaren mir vor allem den Präfecten Cethegus, der ebenso mächtig als zweideutig ist und mich in der Gefahr, in die er mich geführt, plötzlich verlassen hat, fern halten, nöthigenfalls vernichten.

Habe ich meine Feinde niedergeworfen und mein Reich befestigt, wie ich vom Himmel und der eignen Kraft vertraue, so werd' ich dir Truppen und Führer mit reichen Geschenken und reicherm Dank zurücksenden. Vale."

Justinian drückte krampfhaft die Wachstafel in seiner Faust: leuchtenden Auges sah er vor sich hin, seine nicht schönen Züge veredelten sich im Ausdruck hoher geistiger Macht, und dieser Augenblick zeigte, daß in diesem Manne neben vielen Schwächen und Kleinheiten Eine Stärke, Eine Größe lebte: die Größe eines diplomatischen Genies.

„In diesem Brief," rief er endlich strahlenden Blickes, „halt' ich Italien und das Gothenreich."

Und in mächtiger Bewegung durchschritt er das Gemach mit großen Schritten, jetzt sogar die Verbeugung vor dem Kreuz vergessend.

„Eine Leibwache — sie soll sie haben! — Aber nicht ein paar Tausend Mann, viele Tausende, mehr als ihr lieb sein wird, und du, Belisarius, sollst sie führen.“

„Sieh auch die Geschenke,“ mahnte Alexandros und wies auf einen köstlichen Schrein von Thuienholz mit Gold eingelegt, den der Belarius hinter ihm niedergestellt hatte. „Hier ist der Schlüssel.“

Er überreichte ein kleines Büchschchen von Schildplatt, das mit der Regentin Siegel geschlossen war.

„Es ist ihr Bild dabei,“ sagte er, wie zufällig mit lauterer Stimme.

In dem Augenblick, da der Gesandte die Stimme kräftiger erhob, steckte sich, leise und unbemerkt von allen außer ihm, der Kopf eines Weibes durch den Vorhang und zwei funkelnde schwarze Augen sahen scharf auf den Kaiser.

Dieser öffnete den Schrein, schob rasch alle Kostbarkeiten bei Seite und griff hastig nach einem unscheinbaren Täfelchen von geglättetem Buchs mit einem schmalen Goldrahmen.

Ein Ruf des Staunens entflog unwillkürlich seinen Lippen, sein Auge blitzte, er zeigte das Bild Belisar: „Ein herrliches Weib, welche Majestät der Stirn! ja man sieht die geborne Herrscherin, die Königstochter!“ und bewundernd sah er auf die edeln Züge.

Da rauschte der Vorhang und die Kaiserin trat ein.

Es war Theodora, die Kaiserin: ein verführerisches Weib.

Alle Künste weiblichen Erfindungsgeistes in einer

Zeit des raffinirten Luxus und alle Mittel eines Kaiserreichs wurden täglich Stunden lang aufgeboten, diese an sich ausgezeichnete, aber durch ein zügelloses Sinnenleben früh angegriffne Schönheit frisch und blendend zu erhalten.

Goldstaub lieh ihrem dunkelblauschwarzen Haar metallischen Glanz: es war am Nacken mit aller Sorgfalt gegen den Wirbel hinaufgekämmt, den schönen Bau des Hinterkopfs, den feinen Ansatz des Halses zu zeigen.

Augenbrauen und Wimpern waren mit arabischem Stimmiglänzend schwarz gefärbt: und so künstlich war das Roth der Lippen aufgetragen, daß selbst Justinian, der diese Lippen küßte, nie an eine Unterstüzung der Natur durch phönikischen Purpur dachte.

Jedes Härchen an den alabasterweißen Armen war sorgfältig ausgetilgt und das zarte Rosa der Fingernägel beschäftigte täglich eine besondere Sklavin lange Zeit.

Und doch hätte Theodora, damals noch nicht vierzig Jahre alt, auch ohne all' diese Künste für ein ganz auffallend schönes Weib gelten müssen.

Edel freilich war dieses Antlitz nicht: kein großer, ja kein stolzer Gedanke sprach aus diesen angestregten, unheimlich glänzenden Augen: um die Lippen schwebte ein zur Gewohnheit gewordnes Lächeln, welches die Stelle der ersten künftigen Falte ahnen ließ: und die Wangen zeigten in der Nähe der Augen Spuren müder Erschöpfung.

Aber wie sie jetzt, mit ihrem süßesten Lächeln, auf Justinian zuschwebte, das schwere Faltenkleid von dunkel-



gelber Seide zierlich mit der Linken aufhebend, übte die ganze Erscheinung einen betäubenden Zauber, ähnlich dem süßen einlullenden Geruch von indischem Balsam, der von ihr duftete.

„Was erfreut meinen kaiserlichen Herrn so sehr? darf ich seine Freude theilen?“ fragte sie mit süßer, einschmeichelnder Stimme.

Die Anwesenden warfen sich vor der Kaiserin zur Erde, kaum minder ehrerbietig als vor Justinian.

Dieser aber schrak bei ihrem Anblick, wie auf einer Schuld ertappt, zusammen und wollte das Bild in der Busenfalte seiner Chlamys verbergen.

Aber zu spät.

Schon haftete der Kaiserin scharfer Blick darauf.

„Wir bewunderten,“ sagte er verlegen, „die — die schöne Goldarbeit des Rahmens.“

Und er reichte ihr erröthend das Bild.

„Nun, an dem Rahmen,“ lächelte Theodora, „ist beim besten Willen nicht viel zu bewundern.“

Aber das Bild ist nicht übel.

Gewiß die Gothenfürstin?“

Der Gesandte nickte.

„Nicht übel, wie gesagt. Aber barbarisch, streng, unweiblich. Wie alt mag sie sein, Alexandros?“

„Etwa fünf und vierzig.“

Justinian blickte fragend auf das Bild, dann auf den Gesandten.

„Das Bild ist vor fünfzehn Jahren gemacht,“ sagte Alexandros wie erklärend.

„Nein,“ sprach der Kaiser, „du irrst; hier steht die Jahrzahl nach Indiction und Consul und ihrem Regierungsantritt: es ist von diesem Jahr.“

Eine peinliche Pause entstand.

„Nun,“ stammelte der Gesandte, „dann schmeicheln die Maler wie —“

„Wie die Höflinge,“ schloß der Kaiser.

Aber Theodora kam ihm zu Hülfe.

„Was plaudern wir von Bildern und dem Alter fremder Weiber, wo es sich um das Reich handelt. Welche Nachrichten bringt Alexandros? Bist du entschlossen, Justinianus?“

„Beinahe bin ich es. Nur deine Stimme wollte ich noch hören und du, das weiß ich, bist für den Krieg.“

Da sagte Marses ruhig:

„Warum, Herr, hast du uns nicht gleich gesagt, daß die Kaiserin den Krieg will? Wir hätten unsre Worte sparen können.“

„Wie? willst du damit sagen, daß ich der Sklave meines Weibes bin?“

„Hüte besser deine Zunge,“ sagte Theodora zornig, schon Manchen, der sonst unverwundbar schien, hat die eigne spitze Zunge erstochen.“

„Du bist sehr unvorsichtig, Marses.“

„Imperator,“ sagte dieser ruhig, „die Vorsicht hab' ich längst aufgegeben.“

Wir leben in einer Zeit, in einem Reich, an einem Hof, wo man um jedes mögliche Wort, das man ge-

sprochen oder nicht gesprochen hat, in Ungnade fallen, zu Grunde gehen kann.

Da mir nun jedes Wort den Tod bringen kann, will ich wenigstens an solchen Worten sterben, die mir selbst gefallen.“

Der Kaiser lächelte:

„Du mußt gestehn, Patricius, daß ich viel Freimuth ertrage.“

Marses trat auf ihn zu:

„Du bist groß von Natur, o Justinianus, und ein geborner Herrscher: sonst würde Marses dir nicht dienen. Aber Omphale hat selbst den Herkules klein gemacht.“

Die Augen der Kaiserin sprühten tödtlichen Haß. Justinian ward ängstlich.

„Geht,“ sagte er, „ich will mit der Kaiserin allein berathen. Morgen vernehmt ihr meinen Entschluß.“

---

## Sedszehntes Capitel.

---

So wie sie draußen waren, schritt Justinian auf seine Gattin zu und drückte einen Fuß auf ihre weiße niedre Stirn.

„Bergieb ihm,“ sagte er, „er meint es gut.“

„Ich weiß es,“ sagte sie, seinen Fuß erwidern.  
„Darum, und weil er unentbehrlich ist gegen Belisar, darum lebt er noch.“

„Du hast Recht, wie immer.“ Und er schlang den Arm um sie.

„Was hat er besondres vor?“ dachte Theodora. „Diese Zärtlichkeit deutet auf ein schlechtes Gewissen.“

„Du hast Recht,“ widerholte er, mit ihr im Gemach auf und nieder schreitend.

„Gott hat mir den Geist versagt, der die Schlachten entscheidet aber mir dafür diese beiden Männer des Sieges gegeben — und zum Glück ihrer zwei.“

Die Eifersucht dieser Beiden sichert meine Herrschaft besser als ihre Treue: jeder dieser Feldherren allein wäre eine stete Reichsgefahr und an dem Tage, da sie

Freunde würden, wankte mein Thron. Du schürst doch ihren Haß?“

„Er ist leicht schüren: es ist zwischen ihnen eine natürliche Feindschaft wie zwischen Feuer und Wasser. Und jede Bosheit des Verschnittenen erzähl' ich mit großer Entrüstung meiner Freundin Antonina, des Helden Belisar Weib und Gebieterin.“

„Und jede Grobheit des Helden Belisar bericht' ich treulich dem reizbaren Krüppel. Aber zu unsrer Berathung. Ich bin, nach dem Bericht des Alexandros, so gut wie entschlossen zu dem Zug nach Italien.“

„Wen willst du senden?“

„Natürlich Belisar. Er verheißt mit Dreißigtausend zu vollbringen, was Marses kaum mit achtzigtausend übernehmen will.“

„Glaubst du, daß jene kleine Macht genügen wird?“

„Nein. Aber Belisars Ehre ist verpfändet: er wird all' seine Kraft aufbieten und es wird ihm doch nicht ganz gelingen.“ —

„Und das wird ihm sehr heilsam sein. Denn seit dem Bandalensieg ist sein Stolz nicht mehr zu ertragen.“

„Aber er wird drei Viertel der Arbeit thun. Dann rufe ich ihn ab, breche selbst mit sechzigtausend auf, nehme Marses mit, vollende im Spiel das letzte Viertel und bin dann auch ein Feldherr und ein Sieger.“

„Fein gedacht,“ sagte Theodora in aufrichtiger Bewunderung seiner Schlaueit: „dein Plan ist reif.“

„Freilich,“ sagte Justinian seufzend stehen bleibend.

„Narves hat Recht, im geheimen Grund des Herzens muß ich's zugestehen. Es wäre dem Reiche heilsamer, die Perser abwehren, als die Gothen angreifen.“

Es wäre mehr sichere, weisere Politik. Denn vom Osten kömmt einst das Verderben.“

„Laß es kommen! Das kann noch Jahrhunderte anstehn, wenn von Justinian nur noch der Ruhm auf Erden lebt, wie Afrika, so Italien zurück gewonnen zu haben.“

Hast du für die Ewigkeit zu sorgen? Die nach dir kommen, mögen für ihre Gegenwart sorgen: Sorge du für die deine.“

„Wenn man aber dann sprechen wird: hätte Justinian vertheidigt, statt zu erobern, so stünd' es besser? Wenn man sagen wird: Justinians Siege haben sein Reich zerstört?“

„So wird Niemand sprechen. Die Menschen blendet der Glanz des Ruhms.“

Und noch Eins“ — und hier verdrängte der Ernst der tiefsten Ueberzeugung den Ausdruck listiger Beschwörung von ihren schmeichelnden Zügen.

„Ich ahn' es, doch vollende.“

„Du bist nicht nur Kaiser, du bist ein Mensch.“

Höher als das Reich muß dir deiner Seele Seligkeit stehen. Auf deinem, auf unfrem Pfad zur Herrschaft, zu dem Glanz dieser Herrschaft mußte mancher blut'ge Schritt geschehn: manches Harte mußte gethan werden: Leben und Schätze, so manchen gefährlichen Feindes mußten — genug.

Wohl bauen wir mit einem Theil dieser Schätze der heiligen, der christlichen Weisheit jenen Siegestempel, der allein schon unsern Namen unsterblich machen wird auf Erden.

Aber für den Himmel — wer weiß, ob es genügt!

Laß uns" — und ihr Auge erglühte von unheimlichem Feuer — „laß uns die Ungläubigen vertilgen und über die Leichen der Feinde Christi hin den Weg zu Gnade suchen.“

Justinian drückte ihre Hand.

„Auch die Perser sind Feinde Christi, sind sogar Heiden.“

„Hast du vergessen, was der Patriarch gelehrt: Ketzer sind siebenmal schlimmer als Heiden! Ihnen ward der rechte Glaube gebracht und sie haben ihn verschmäht. Das ist die Sünde wider den heiligen Geist, die nie vergeben wird — auf Erden und im Himmel.

Du aber bist das Schwert, daß diese gottverfluchten Arianer schlagen soll: sie sind Christi verhaßteste Feinde: sie kennen ihn und leugnen dennoch, daß er Gott.

Schon hast du in Afrika die kezerischen Vandalen niedergeworfen und den Irrwahn in Blut und Feuer erstickt: jetzt ruft dich Italien, Rom, die Stätte, wo der Apostelfürsten Blut geflossen, die heilige Stadt: nicht länger darf sie diesen Ketzern dienen. Justinian, gieb sie dem wahren Glauben wieder.“

Sie hielt inne. Der Kaiser blickte schwer aufathmend zu dem Gold-Kreuz empor.

„Du deckst die letzten Tiefen meines Herzens auf:

das ist es ja, was, noch mächtiger als Ruhm und Siegesehre, mich zu diesen Kriegen treibt. Aber bin ich fähig, bin ich würdig so Großes, so Heiliges zu Gottes Ehre zu vollenden?

Wiß er durch meine sündige Hand so Großes vollführen? Ich zweifle, ich schwanke.

Und der Traum, der mir in dieser Nacht geworden, war er von Gott gesendet? und was soll er bedeuten? treibt er zum Angriff oder mahnt er ab?

Nun, hatte deine Mutter Komito, die Wahrsagerin von Kypros, große Weisheit, Ahnungen und Träume zu deuten." —

„Und du weißt, die Gabe ist erblich. Habe ich dir nicht auch den Ausgang des Vandalenkriegs aus deinem Traume gedeutet?“

„Du sollst mir auch diesen Traum erklären.

Du weißt, ich werde irre an dem besten Plan, wenn ein Omen dawider spricht. Höre denn. Aber“ — und er warf einen ängstlichen Blick auf sein Weib, — „aber bedenke, daß es ein Traum war und kein Mensch für seine Träume kann.“

„Natürlich, sie sendet Gott.“ — „Was werd ich vernehmen?“ sagte sie zu sich selbst.“

„Ich war gestern Nacht eingeschlafen, erwägend den letzten Bericht über Amala — über Italien.

Da träumte mir, ich ging durch eine Landschaft mit sieben Hügeln.

Da ruhte unter einem Lorber das schönste Weib, das



ich je gesehn. Ich stand vor ihr und betrachtete sie mit Wohlgefallen.

Plötzlich brach aus dem Busch zur Rechten ein brüllender Bär, aus dem Gestein zur Linken eine zischende Schlange gegen die Schlummernde hervor.

Aufwachend rief sie meinen Namen.

Rasch ergriff ich sie, drückte sie an meine Brust und floh mit ihr: rückblickend sah ich, wie der Bär die Schlange zerriß und die Schlange den Bären zu Tode stach.“

„Nun, und das Weib?“

„Das Weib drückte einen flüchtigen Kuß auf meine Stirn und war plötzlich wieder verschwunden, und ich erwachte, vergebens die Arme nach ihr ausstreckend. Das Weib,“ fuhr er rasch fort, ehe Theodora nachsinnen sollte, „ist natürlich Italien.“

„Ja wohl,“ sagte die Kaiserin ruhig. Aber ihr Busen wogte.

„Der Traum ist der glücklichste.

Bär und Schlange sind Barbaren und Italier, welche um die Siebenhügelstadt ringen.

Du entreißest sie beiden und läßt sie sich gegenseitig vernichten.“

„Aber sie entschwindet mir wieder — sie bleibt mir nicht.“

„Doch. Sie küßt dich und verschwindet in deinen Armen. So wird Italien aufgehen in deinem Reich.“

„Du hast Recht,“ rief Justinian auffpringend. „Sei

bedankt, mein kluges Weib. Du bist die Leuchte meiner Seele. Es sei gewagt — Belisar soll ziehn.“

Und er wollte den Belarius rufen. Doch hielt er plötzlich an.

„Über noch Eins.“

Und die Augen niederschlagend, faßte er ihre Hand.

„Ah,“ dachte Theodora, „jetzt kommt's.“

„Wenn wir nun das Gothenreich zerstört und in die Hofburg von Ravenna mit Hülfe der Königin selbst eingezogen sind — was — was soll dann mit ihr, der Fürstin, werden?“

„Nun,“ sagte Theodora völlig unbefangen, „was mit ihr werden soll? Was mit dem entthronten Vandalenkönig geworden. Sie soll hierher, nach Byzanz.“

Justinian athmete hoch auf.

„Mich freut es, daß du das Richtige fandest.“

Und in wirklicher Freude drückte er ihr die schmale, weiße, wunderzierliche Hand.

„Mehr als das,“ fuhr Theodora fort. „Sie wird um so leichter auf unsere Pläne eingehen, je sicherer sie einer ehrenvollen Aufnahme hier entgegen sieht. So will ich selbst ihr ein schweesterliches Schreiben senden, sie einzuladen. Sie soll im Fall der Noth stets ein Asyl an meinem Herzen finden.“

„Du weißt gar nicht,“ fiel Justinian eifrig ein, „wie sehr du dadurch unsern Sieg erleichterst. Die Tochter Theoderichs muß völlig von ihrem Volk hinweg zu uns gezogen werden. Sie selbst soll uns nach Ravenna führen.“

„Dann kannst du aber nicht gleich Belifar mit einem Heere senden. Das würde sie nur argwöhnisch machen und widerspenstig. Sie muß aber völlig in unsern Händen, das Barbarenreich von Innen heraus gebrochen sein, ehe das Schwert Belifars aus der Scheide fährt.“

„Aber in der Nähe muß er von jetzt an sein.“

„Wohl, etwa auf Sicilien. Die Unruhen in Afrika geben den besten Vorwand, eine Flotte in jene Gewässer zu senden. Und sowie das Netz gelegt, muß Belifars Arm es zuziehn.“

„Aber wer soll es legen?“

Theodora dachte eine Weile nach; dann sagte sie:

„Der geistgewaltigste Mann des Abendlands, Cethegus Cäsarius, der Präfect von Rom, mein Jugendfreund.“

„Recht. Aber nicht er allein. Er ist ein Römer, nicht mein Unterthan, mir nicht völlig sicher. Wen soll ich senden. Noch einmal Alexandros?“

„Nein,“ rief Theodora, „er ist zu jung für ein solches Geschäft. Nein.“

Und sie schwieg nachdenklich.

„Justinian,“ sprach sie endlich, „auf daß du siehst, wie ich persönlichen Haß vergessen kann, wo es das Reich gilt und der rechte Mann gewählt werden muß, schlage ich dir selber meinen Feind vor: Petros, des Marses Better, des Präfecten Studiengenossen, den schlauen Rhetor — ihn sende.“

„Theodora“ — rief der Kaiser erfreut, sie umarmend, „du bist mir wirklich von Gott geschenkt. Cethegus — Petros — Belifar: Barbaren, ihr seid verloren!“

## Siebenzehntes Capitel.

---

Am Morgen darauf erhob sich die schöne Kaiserin vergnügt von dem schwellenden Pfühl, dessen weiche Kissen, mit blaßgelber Seide überzogen, mit den zarten Halsfedern des pontischen Kranichs gefüllt waren.

Vor dem Bette stand ein Dreifuß mit einem silbernen Becken, den Oleanos darstellend, darin lag eine massiv goldne Kugel.

Die weiche Hand der Kaiserin hob lässig die Kugel und ließ sie klingend in das Becken fallen: der helle Ton rief die syrische Sklavin in das Gemach, welche im Vorzimmer schlief.

Mit auf der Brust gekreuzten Armen trat sie an das Lager und schlug die schweren Vorhänge von violetter chinesischer Seide zurück.

Dann ergriff sie den sanften iberischen Schwamm, welcher, in Eselsmilch getränkt, in kristallner Schale ruhte und bestrich damit sorgfältig die Masse von öligem Teig, welche Gesicht und Hals der Kaiserin während der Nacht bedeckte.

Dann kniete sie vor dem Bette nieder, das Haupt fast zur Erde gebeugt und reichte die rechte Hand hinauf.

Theodora faßte diese Hand, setzte langsam den kleinen Fuß auf den Nacken der Knieenden und schwang sich dann elastisch zur Erde.

Die Sklavin erhob sich und warf der Herrin, welche jetzt, nur mit der Untertunica von feinstem Bast bekleidet, auf dem Palmenholz-Rand des Bettes saß, den feinen Ankleidemantel von Rosa-Gewebe über die Schultern.

Dann verneigte sie sich, wandte sich zur Thüre, rief „Agave!“ und verschwand.

Agave, eine junge, schöne Thessalierin, trat ein; sie rollte dicht vor die Herrin den mit unzähligen Büchsen und Fläschchen besetzten Waschtisch von Citrusholz und begann, ihr Gesicht, Nacken und Hände mit weichen, in verschiedene Weine und Essenzen getauchten Tüchern zu reiben.

Darauf erhob sich diese vom Lager und glitt auf den bunten, mit Pardelfell überzogenen Stuhl, die Kathedra.

„Das große Bad erst gegen Mittag!“ sagte sie.

Da schob Agave eine ovale Wanne von Terebinthenholz heran, außen mit Schildplatt bekleidet, gefüllt mit köstlich duftendem Wasser und hob die kleinen, glänzend weißen Füße der Herrin hinein.

Hierauf löste sie das Netz von Goldfäden, welches die Nacht über die blau glänzenden Haare der Kaiserin zusammen hielt, so daß jetzt die dunklen weichen Wellen über Schultern und Brust wallen konnten.

Sie schlang ihr noch das breite Busenband von

Burpur um, verneigte sich und ging mit dem Kufe:  
„Galatea!“

Eine betagte Sklavin löste sie ab, die Amme und Wärterin und, leider müssen wir hinzufügen, die Kupp-  
lerin Theodora's in der Zeit, da sie nur erst des Afacius,  
des Löwenwärters im Circus, flitterbehängtes Töchterlein  
und, fast noch ein Kind, der schon tief verdorbne Lieb-  
ling des großen Circus war.

Alle Demüthigungen und Triumphe, alle Laster und  
Liste bis zum Kaiserthron auf der Abenteurerin wech-  
selndem Pfad hatte Galatea getreulich getheilt.

„Wie hast du geschlafen, mein Täubchen?“ fragte sie,  
ihr in einer Bernsteinchale die aromatische Essenz rei-  
chend, welche die Stadt Adana in Cilicien für die Toilette  
der Kaiserin in großen Massen als jährlichen Tribut  
einzusenden hatte.

„Gut, ich träumte von ihm.“

„Von Alexandros?“

„Nein, du Narrin, von dem schönen Anicius.“

„Aber der Bestellte wartet schon lange draußen in der  
geheimen Nische.“

„Er ist ungeduldig,“ lächelte der kleine Mund, „nun,  
so laß ihn ein.“

Und sie legte sich auf dem langen Divan zurück,  
eine Decke von Burpurseide über sich ziehend; aber die  
feinen Knöchel der schönen Füße blieben sichtbar.

Galatea schob den Kiegel vor den Haupteingang,  
durch welchen sie eingetreten und ging dann quer durch

das Gemach zu der Ecke gegenüber, welche durch eine eherner Kolossal-Statue Justinians ausgefüllt war.

Die scheinbar unbewegliche Last wich sofort zur Seite, so wie die Vertraute eine Feder berührte, und zeigte eine schmale Oeffnung in der Wand, welche die Statue in ihrer normalen Stellung vollständig verdeckte: ein dunkler Vorhang war vor den Spalt gezogen.

Galatea hob den Vorhang auf und herein eilte Alexandros, der schöne junge Gesandte.

Er warf sich vor der Kaiserin auf's Knie, ergriff ihre schmale Hand und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

Theodora entzog sie ihm leise.

„Es ist sehr unvorsichtig, Alexandros,“ sagte sie, den schönen Kopf zurück lehrend, „den Geliebten zur Ankleidung zuzulassen. Wie sagt der Dichter:

„Alles dienet der Schönheit. Doch ist kein erfreu-  
licher Anblick,

Das entstehen zu sehn was nur entstanden gefällt.“

„Aber ich hab' es dir bei der Abreise nach Ravenna verheißen, dich einmal in meiner Morgenstunde vorzulassen.“

Und du hast deinen Lohn reichlich verdient. Du hast viel für mich gewagt.“

„Fasse die Flechten fester!“ rief sie Galatea zu, welche an die ihr allein zustehende Arbeit gegangen war, das prachtvolle Haar der Gebieterin zu ordnen.

— „Du hast das Leben für mich gewagt.“ — Und sie reichte ihm wieder zwei Finger der rechten Hand.

„O Theodora,“ rief der Jüngling, für diesen Augenblick würd' ich zehnmal sterben.“

„Aber,“ fuhr sie fort, „warum hast du mir nicht auch von dem letzten Brief der Barbarin an Justinian Abschrift zukommen lassen?“

„Es war nicht mehr möglich, es ging zu rasch. Ich konnte von meinem Schiff keinen Boten mehr senden: kaum gelang es gestern, nach der Landung, dir sagen zu lassen, daß ihr Bild bei den Geschenken sei. Du kamst im rechten Augenblick.“

„Ja, was würde aus mir, wenn ich die Thürsteher Justinians nicht doppelt so hoch besoldete als er? Aber Unvorsichtigster aller Gesandten, wie täppisch war das mit der Zahzahl!“

„O schönste Tochter von Kypros, ich hatte dich mondenlang nicht mehr gesehen. Ich konnte nichts denken als dich und deine berauschende Schönheit.“

„Nun, da muß ich wohl verzeihen.“

Das schwarze Stirnband Galatea!

Du bist ein besserer Liebhaber als Staatsmann. Deshalb hab' ich dich auch hier behalten.

Ja, du solltest wieder nach Ravenna.

Aber ich denke, ich schicke einen ältern Gesandten und behalte den Jungen für mich. Ist's recht so?“ lächelte sie die Augen halb schließend.

Alexandros, kühner und glühender werdend, sprang auf und drückte einen Kuß auf ihre rothen Lippen.

„Halt ein, Majestätsverbrecher,“ schalt sie, und schlug



mit dem Flamingofächer leicht seine Wange. „Jetzt ist's genug für heute.“

Morgen magst du wieder kommen und von jener Barbarenschönheit erzählen. Nein, du mußt jetzt gehn. Ich brauche diese Morgenstunde noch für einen Andern.“

„Für einen Andern!“ rief Alexandros zurück tretend. So ist es wahr, was man leise zischelt in den Gynäceen, in den Bädern von Byzanz? Du ewig Ungetreue hast —“

„Eifersüchtig darf ein Freund Theodoras nicht sein!“ lachte die Kaiserin.

Es war kein schönes Lachen.

„Aber für diesmal sei unbesorgt — du sollst ihm selbst begegnen. Geh.“

Galatea ergriff ihn an der Schulter und drehte den Widerstrebenden ohne Weiteres hinter die Statue und zur Thüre hinaus.

Theodora setzte sich nun aufrecht, das faltige Untergewand mit dem Gürtel schließend.

---

## Achtzehntes Capitel.

---

Sogleich kam Galatea wieder zum Vorschein mit einem kleinen gebückten Mann, der viel älter aussah als seine vierzig Jahre.

Kluge, aber allzuscharfe Züge, das stechende Auge, der bartlose eingeknickte Mund — Alles machte den Eindruck unangenehmer Pöflichkeit.

Theodora nickte leicht auf seine kriechende Verbeugung; Galatea begann ihr die Augenbrauen zu malen.

„Kaiserin, hob der Alte ängstlich an, ich staune über deine Kühnheit. Wenn man mich hier sähe! Die Klugheit von neun Jahren wäre durch einen Augenblick vereitelt.“

„Man wird dich aber nicht sehen, Petros, sagte Theodora ruhig.

Diese Stunde ist die einzige, da ich vor der zudringlichen Zärtlichkeit Justinians sicher bin.

Es ist seine Betstunde.

Ich muß sie ausbeuten so gut ich kann.

Gott erhalte ihm seine Frömmigkeit!

Galatea, den Frühwein. Wie? Du fürchtest doch

nicht, mich mit diesem gefährlichen Verführer allein zu lassen?"

Die Alte ging mit häßlichem Grinsen und kam gleich zurück, einen Henkelkrug süßen gewärmten Thierweins in der einen Hand, Becher mit Wasser und Honig in der andern.

„Ich konnte heute unsere Unterredung nicht, wie gewöhnlich, in der Kirche veranstalten, wo du in dem dunkeln Beichtstuhl einem Priester täuschend ähnlich siehst. Der Kaiser wird dich noch vor der Kirchenzeit zu sich bescheiden und du mußt zuvor genau unterrichtet sein.“

„Was ist zu thun?“

„Petros,“ sagte Theodora, sich behaglich zurück lehrend und langsam das süße Getränk schlürfend, das Galatea mischte, „heute kam der Tag, der unsere langjährige Mühe und Klugheit lohnen und dich zum großen Mann machen wird.“

„Zeit wär' es,“ meinte der Rhetor.

„Nur nicht ungeduldig, Freund.“

Galatea, etwas mehr Honig.

Um dich für das heutige Geschäft in die rechte Stimmung zu versetzen, wird es gut sein, dich an das Vergangne, an die Entstehungsart unserer — Freundschaft zu erinnern.“

„Was soll das? Wozu ist das nöthig?“ sagte der Alte unbehaglich.

„Zu mancherlei. Also.“

Du warst der Better und Anhänger meines Todfeindes Marjes.

Folglich auch mein Feind.

Jahre lang hast du im Dienste deines Betters mir entgegen gearbeitet, mir wenig geschadet, dir selbst aber noch weniger genützt.

Dem Marfes, dein tugendhafter Freund, setzt seine Ehre und seine Schlaubeit darein, nie etwas für seine Verwandten zu thun, daß man ihn nie, wie die andern Höflinge dieses Reiches, des Nepotismus zeihen könne.

Aus lauter Vorsicht und eitel Tugend ließ er dich unbefördert.

Du darbstest und bliebst einfacher Schreiber.

Aber ein feiner Kopf wie du weiß sich zu helfen.

Du fälschtest, du verdoppeltest die Steueraus schreiben des Kaisers.

Die Provinzen zahlten neben der von Justinian verlangten noch eine zweite Steuer, die Petros und die Steuerzähler unter einander theilten.

Eine Weile ging das vortrefflich. Aber einmal —  
„Kaiserin, ich bitte dich —“

„Ich bin gleich zu Ende, Freund. Aber einmal hattest du das Unglück, daß einer von den neuen Steuerzählern die Gunst der Kaiserin höher anschlug als den von dir verheißnen Theil der Beute.

Er ging auf deinen Antrag ein, ließ sich die Urkunde von dir fälschen und — brachte sie mir.“

„Der Glende,“ murrte Petros.

„Ja, es war schlimm,“ lächelte Theodora, den Becher wegstellend.

„Ich konnte jetzt meinem boshaften Feind, dem

Vertrauten des verhaßten Eunuchen, den schlauen Kopf vor die Füße legen und ich muß gestehen: es küstete mich sehr danach.

Aber ich opferte die kurze Rache einem großen, dauernden Vortheil.

Ich rief dich zu mir und ließ dir die Wahl, zu sterben oder fortan mir zu dienen.

Du warst gütig genug, das Letztre zu wählen und so haben wir, vor der Welt nach wie vor die heftigsten Feinde, insgeheim seit Jahren zusammen gewirkt: du hast mir alle Pläne des großen Marjes im Entstehen verrathen und ich hab es dir wohl vergolten: du bist jetzt ein reicher Mann."

„O nicht der Rede werth."

„Bitte, Undankbarer, das weiß mein Schatzmeister besser. Du bist sehr reich."

„Wohl, aber ohne Rang und Würde. Meine Studiengenossen sind Patricier, Präfecten, große Herrn in Morgen- und Abendland: so Cethegus in Rom, Prokopius in Byzanz."

„Geduld. Vom heut'gen Tage an wirst du die Leiter der Ehren rasch erklimmen. Ich mußte doch immer etwas zu geben behalten. Höre: du gehst morgen als Gesandter nach Ravenna."

„Als kaiserlicher Gesandter?" rief Petros freudig.

„Durch meine Verwendung. Aber das ist nicht Alles.

Du erhältst von Justinian ausführliche Anweisungen, das Gothenreich zu verderben, Belisar den Weg nach Italien zu bahnen."

„Diese Anweisungen — befolg' ich oder vereitl' ich?“  
 „Befolgst du.“

Aber du erhältst noch einen Auftrag, den dir Justinian ganz besonders an's Herz legen wird: die Tochter Theoderichs um jeden Preis aus der Hand ihrer Feinde zu retten und nach Byzanz zu bringen.

Hier hast du einen Brief von mir, der sie dringend einladet, an meiner Brust ein Asyl zu suchen.“

„Gut,“ sagte Petros, den Brief einsteckend, „ich bringe sie also sofort hieher.“

Da schnellte Theodora wie eine springende Schlange vom Lager auf, daß Galatea erschrocken zurück fuhr.

„Bei meinem Zorn, Petros, nein. Dich send' ich deshalb. Sie darf nicht nach Byzanz, sie darf nicht leben.“

Bestürzt ließ Petros den Brief fallen. „O Kaiserin,“ flüsterte er — „ein Mord!“

„Still, Rhetor,“ sprach Theodora mit heiserer Stimme und unheimlich funkelten ihre Augen. „Sie muß sterben.“

„Sterben? o Kaiserin, warum?“

„Warum? das hast du nicht zu fragen. Doch halt — du sollst es wissen, es giebt deiner Feigheit einen Sporn — wisse —“ und sie faßte ihn wild am Arme und raunte ihm in's Ohr: „Justinian, der Verräther, fängt an sie zu lieben.“

„Theodora!“ rief der Rhetor erschrocken und trat einen Schritt zur Seite.

Die Kaiserin sank auf die Kline zurück.

„Aber er hat sie ja nie gesehen!“ stammelte sich fassend Petros.

„Er hat ihr Bild gesehen: er träumt bereits von ihr, er glüht für dieses Bild.“

„Du hast nie eine Rivalin gehabt.“

„Ich werde dafür wachen, daß ich keine erhalte.“

„Du bist so schön.“

„Amalafwintha ist jünger.“

„Du bist so klug, bist seine Beratherin, die Vertraute seiner geheimsten Gedanken.“

„Das eben wird ihm lästig. Und — sie ergriff wieder seinen Arm — „merke wohl: sie ist eine Königs-tochter! eine geborne Herrscherin, ich des Löwen-Wärters plebejisch Kind.“

Und — so wahnwitzig lächerlich es ist — Justinian vergißt im Purpurmantel, daß er des dardanischen Ziegenhirten Sohn.

Er hat den Wahnsinn der Könige geerbt, er, selbst ein Abenteuerer: er faselt von angeborener Majestät, von dem Mysterium königlichen Bluts.

Gegen solche Grillen hab' ich keinen Schutz: von allen Weibern der Erde fürchte ich nichts, aber diese Königstochter — —“

Sie sprang zürnend auf und ballte die kleine Hand.

„Hüte dich, Justinian!“ sagte sie durch's Gemach schreitend.

„Theodora hat mit diesem Auge, mit dieser Hand Löwen und Tiger bezaubert und beherrscht: laß sehen, ob ich nicht diesen Fuchs im Purpur in Treue erhalten kann.“

Sie setzte sich wieder.

„Kurz, Amalafwintha stirbt,“ sagte sie, plötzlich wieder kalt geworden.

„Wohl,“ erwiderte der Rhetor, „aber nicht durch mich. Du hast der blutgewohnten Diener genug. Sie sende; ich bin ein Mann der Rede. —“

„Du bist ein Mann des Todes, wenn du nicht gehorchst. Gerade du, mein Feind, mußt es thun: keiner meiner Freunde kann es ohne Verdacht.“

„Theodora,“ mahnte der Rhetor sich vergessend, „die Tochter des großen Theoderich ermorden, eine geborne Königin — —“

„Ha,“ lachte Theodora grimmig, „auch dich Armseligen blendet die geborne Königin.“

Narren sind die Männer alle, noch mehr als Schurken!

Höre, Petros, an dem Tage, da die Todesnachricht aus Ravenna eintrifft, bist du Senator und Patricius.“

Wohl blißte des Alten Auge.

Aber Feigheit oder Gewissensangst war doch mächtiger als der Ehrgeiz.

„Nein,“ sagte er entschlossen, „lieber lasse ich den Hof und alle Pläne.“

„Das Leben läßt du, Elender!“ rief Theodora zornig. „D, du wähestest, du seiest frei und ungefährdet, weil ich damals vor deinen Augen die gefälschte Urkunde verbrannt?“

Du Thor! es war die rechte nicht!“

„Sieh her — hier halte ich dein Leben.“



Und sie riß aus einer Capsula voller Documente ein vergilbtes Pergament.

Sie zeigte es dem Erschrocknen, der jetzt willenlos in die Kniee brach.

„Befiehl,“ stammelte er, „ich gehorche.“

Da pochte man an die Hauptthüre.

„Hinweg,“ rief die Kaiserin. „Hebe meinen Brief an die Gothenfürstin vom Boden auf und bedenk es wohl: Patricius, wenn sie stirbt, Folter und Tod, wenn sie lebt. Fort.“

Und Galatea schob den Betäubten durch den geheimen Eingang hinaus, drehte den broncenen Justinian wieder an seine Stelle und ging, die Hauptthür aufzuthun.

## Neunzehntes Capitel.

---

Herein trat eine stattliche Frau, größer und von größeren Formen als die kleine, zierliche Kaiserin, nicht so verführerisch schön, aber jünger und blühender, mit frischen Farben und ungekünstelter Art.

„Begrüßt, Antonina, geliebtes Schwesterherz! komm an meine Brust!“ rief die Kaiserin der tief sich Verbeugenden entgegen.

Die Gattin Belisars gehorchte schweigend.

„Wie diese Augengruben hohl werden!“ dachte sie, sich wieder aufrichtend.

„Was das Soldatenweib für grobe Knöchel hat!“ sagte die zierliche Kaiserin zu sich selbst, da sie die Freundin musterte. —

„Blühend bist du wie Hebe,“ rief sie ihr laut zu, „und wie die weiße Seide deine frischen Wangen hebt.“

„Hast du etwas Neues mitzutheilen von — von ihm?“ fragte sie und nahm gleichgültig spielend vom Waschtisch ein gefürchtetes Werkzeug, ein spitzes Lancett an einem Stäbchen von Elfenbein, mit welchem ungeschickte oder auch nur unglückliche Sklavinnen von der zürnenden

Herrin oft zolltief in Schultern und Arme gestochen wurden.

„Heute nicht,“ flüsterte Antonina erröthend, „ich hab' ihn gestern nicht gesehn.“

„Das glaub' ich,“ lächelte Theodora in sich hinein.

„O wie schmerzlich werd' ich dich bald vermissen,“ sagte sie, Antoninens vollen Arm streichelnd. „Schon in der nächsten Woche vielleicht wird Belisarius in See stechen und du, treueste aller Gattinen, ihn begleiten. Wer von euren Freunden wird euch folgen?“

„Prokopius,“ sagte Antonina und — setzte sie die Augen niederschlagend hinzu — „die beiden Söhne des Boëthius.“

„Ah so,“ lächelte die Kaiserin, „ich verstehe.“

In der Freiheit des Lagerlebens hoffst du dich des schönen Jünglings ungestörter zu erfreuen und indessen Held Belisarius Schlachten schlägt und Städte gewinnt —“

„Du erräthst es. Aber ich habe dabei eine Bitte an dich.“

Dir freilich ward es gut. Alexandros, dein schöner Freund ist zurück: er bleibt in deiner Nähe und er ist sein eigener Herr, ein reifer Mann.

Aber Anicius, du weißt es, der Jüngling, steht unter seines ältern Bruders Severinus strenger Hut.

Nie würde dieser, der nur Rache an den Barbaren sinnt und Freiheitskriegen, diese zarte — Freundschaft dulden. Er würde unsern Verkehr tausendfach stören.

„Deshalb thu' mir eine Liebe: Severinus darf uns nicht folgen. Wenn wir an Bord sind mit Anicius, halte den ältern Bruder in Byzanz zurück mit List oder

Gewalt — du kannst es ja leicht — du bist die Kaiserin.“

„Nicht übel,“ lächelte Theodora. „Welche Kriegslisten! Man sieht, du lernst von Belisarius.“

Da erglühete Antonina über und über.

„O nenne seinen Namen nicht. Und höhne nicht! Du weißt am Besten, von wem ich gelernt, zu thun, worüber man erröthen muß.“

Theodora schloß einen funkelnden Blick auf die Freundin.

„Der Himmel weiß,“ fuhr diese fort, ohne es zu beachten, „Belisar selbst war nicht treuer als ich, bis ich an diesen Hof kam.“

Du warst es, Kaiserin, die mich gelehrt, daß diese selbstischen Männer, von Krieg und Staat und Ehrgeiz erfüllt, uns, wenn sie einmal unfre Eheherrn, vernachlässigen, uns nicht mehr würdigen, wenn sie uns besitzen.

Du hast mich gelehrt, wie es keine Sünde, kein Unrecht sei, die unschuldige Huldigung, die schmeichelnde Verehrung, welche der tyrannische Gemahl versagt, von einem noch hoffenden und deshalb noch dienenden Freunde hinzunehmen.

Gott ist mein Zeuge, nichts andres als diesen süßen Weihrauch der Huldigung, den Belisar versagt und den mein eitles, schwaches Herz nicht missen kann, will ich von Anicius.“

„Zum Glück für mich wird das sehr bald langweilig,“ sagte Theodora zu sich selbst.

„Und doch — schon dies ist ein Verbrechen, fürcht' ich, an Belisar. O wie ist er groß und edel und herr-

lich. Wenn er nur nicht allzugroß wäre für dies kleine Herz."

— Und sie bedeckte das Antlitz mit den Händen.

„Die Erbärmliche, dachte die Kaiserin, sie ist zu schwach zum Genuß wie zur Tugend.“

Da trat Agave, die hübsche junge Thessalierin, in's Gemach mit einem großen Strauß herrlicher Rosen.

„Von ihm,“ flüsterte sie der Herrin zu.

„Von wem?“ fragte diese.

Aber jetzt sah Antonina auf und Agave winkte warnend mit den Augen.

Die Kaiserin reichte Antoninen den Strauß, sie zu beschäftigen, „bitte, stell' ihn dort in die Marmorvase.“

Während die Gattin Belisars den Rücken wendend gehorchte, flüsterte Agave:

„Nun, von ihm, den du gestern den ganzen Tag hier versteckt gehalten — von dem schönen Anicius —“ setzte das holde Kind erröthend bei.

Aber kaum hatte sie das unvorsichtige Wort gesagt, als sie laut schreiend nach ihrem linken Arme griff.

Die Kaiserin schlug sie mit dem noch blutigen Lancett in's Gesicht.

„Ich will dich lehren, Augen haben, ob Männer schön sind oder häßlich,“ flüsterte sie grimmig.

Du läßt dich in die Spinnstube sperren auf vier Wochen — sogleich — und zeigst dich nie mehr in meinen Vorzimmern. Fort!“

Weinend ging das Mädchen, ihr Haupt verhüllend.

„Was hat sie gethan?“ fragte Antonina sich wendend.

„Das Riechfläschchen fallen lassen,“ sagte Galatea rasch, ein solches von dem Teppich aufhebend. — „Herrin, dein Haar ist fertig.“

„So laß die Ankleiderinnen ein und wer sonst im Vorfal. Willst du einstweilen in diesen Versen blättern, Antonina? Es sind die neuesten Gedichte des Arator, „über die Thaten der Apostel“, gar erbaulich zu lesen! Zumal hier, die Steinigung des heiligen Stephanos! Aber lies und sprich dein Urtheil.“

Galatea öffnete weit die Thüre des Haupteingangs: ein ganzer Schwarm von Sklavinnen und Freigelass'nen wogte herein.

Die Einen besorgten das Hinausräumen der gebrauchten Toilettegeräthe, andre räucherten mit Kohlenpfännchen und sprengten aus schmalhalsigen Fläschchen Balsam durch das Gemach.

Die Meisten aber waren um die Person der Kaiserin beschäftigt, welche jetzt ihren Anzug vollendete.

Galatea nahm ihr den Rosa-Ueberwurf ab. „Berenike,“ rief sie, „die milesische Tunika mit dem Purpurstreif und der goldnen Falbel: es ist Sonntag heute.“

Während die erfahrene Alte, welche allein das Haar der Kaiserin berühren durfte, die kostbare Goldnadel, mit der Venusgemme im Knopf, künstlich in die Knoten des Hinterhauptes schob, fragte die Kaiserin:

„Was giebt es Neues in der Stadt, Delphine?“

„Du hast gestegt, o Herrin!“ antwortete die Gefragte, mit den Goldsandalen niederknieend. „Deine Farbe, die

Blauen, haben gestern im Circus gesiegt über die Grünen zu Roß und Wagen."

„Triumph!“ frohlockte Theodora, „eine Wette von zwei Centenaren Gold, es ist mein.“

Nachrichten? woher? aus Italien?“ rief sie einer eben mit Briefen eintretenden Dienerin entgegen.

„Jawohl, Herrin, aus Florentia von der Gothenfürstin Gothelindis: ich kenne das Gorgonensiegel: und von Silverius, dem Diakon.“

„Gieb,“ sagte Theodora, „ich nehme sie mit in die Kirche. Den Spiegel, Elpis.“

Eine junge Sklavin trat vor mit einer ovalen drei Fuß langen Platte von glänzend polirtem Silber in einem reich mit Perlen besetzten Goldrahmen und getragen von einem starken Fuß von Elfenbein.

Die arme Elpis hatte harten Dienst.

Sie mußte während der Vollendung des Ankleidens die schwere Platte bei jeder Bewegung der unruhigen Herrin sofort dermaßen drehen, daß diese sich ununterbrochen darin beschauen konnte und weh' ihr, wenn sie einer Wendung zu spät nachfolgte.

„Was giebt es zu kaufen, Zephyris?“ fragte die Kaiserin eine dunkelfarbige libysche Freigelassene, welche ihr eben die zahme Hauschlange, die in einem Körbchen auf weichem Moose ruhte, zur Morgenlieblosung reichte.

„Ach, nicht viel Besondres,“ sagte die Libyerin, — „komm, Glaufe,“ fuhr sie fort, indem sie die blendend weiße golddurchwirkte Chlamys aus der Kleiderpresse nahm und sorgfältig auf den Armen ausgebreitet hielt, bis

die Gerufene ihr sie abnahm, mit Einem Wurf der Kaiserin in den schönsten Falten über die Schulter schlug, mit dem weißen Gürtel zusammenfaßte und das eine Ende mit einer Goldspange, welche einst die Taube der Venus, jetzt aber den heiligen Geist darstellte, über der weißen Achsel befestigte.

Glaufe, die Tochter eines athenischen Bildhauers, hatte Jahre lang den Faltenwurf studirt, war deshalb von der Kaiserin um viele tausend Solidi angekauft worden und hatte den ganzen Tag über nur dies einzige Geschäft.

„Duftige Seifenkugeln aus Spanien,“ berichtete Zephyris, „sind wieder frisch angekommen.“

Ein neues milesisches Märchen ist erschienen und der alte Aegypter ist wieder da,“ setzte sie leiser hinzu, „mit seinem Nilwasser. Er sagt, es helfe unfehlbar. Die Perserkönigin, die acht Jahre kinderlos — —“

Seufzend wandte sich Theodora ab, ein Schatte flog über das glatte Gesicht.

„Schick' ihn fort,“ sagte sie, „diese Hoffnung ist vorüber.“ —

Und es war einen Augenblick, als wollte sie in trübes Sinnen versinken.

Aber sich aufraffend trat sie, Galateen winkend, zu ihrem Lager zurück, nahm den zerdrückten Eppichkranz, der auf ihrem Kopfkissen lag und gab ihn der Alten mit den gestüßerten Worten: „für Anicius, schick' es ihm zu. — Den Schmuck, Erigone!“

Erigone, von zwei andren Sklavinnen unterstützt,



trug mühsam die schwere Kiste von Bronze herbei, deren Deckel, in getriebnen Figuren die Werkstätte des Vulcanus darstellend, mit dem Siegel der Kaiserin an die Lade befestigt war.

Erigone zeigte, daß das Siegel unverletzt und schlug den Deckel auf: neugierig stellte sich da manches Mädchen auf die Fußspitzen, einen Blick von den schimmernden Schätzen zu erhaschen.

„Willst du noch die Sommerringe, Herrin?“ fragte Erigone.

„Nein,“ sprach Theodora wählend, „die Zeit dafür ist um. Sieh mir die schwereren, die Smaragden.“ Erigone reichte ihr Ohrringe, Fingerring und Armband.

„Wie schön,“ sagte Antonina, von ihren frommen Versen aufsehend, „steht das Weiß der Perle zu dem Grün des Steins.“

„Es ist ein Schatzstück der Kleopatra,“ sagte die Kaiserin gleichgültig, „der Jude hat den Stammbaum der Perle eidlich erhärtet.“

„Aber du zögerst lange,“ erinnerte Antonina, „Justinians Goldsänfte harrete schon als ich herauf kam.“

„Ja, Herrin,“ rief eine junge Sklavin ängstlich, „der Sklave vor der Sonnenuhr sagte schon die vierte Stunde an. Eile, Herrin.“

Ein Stich mit dem Lancett war die Antwort.

„Willst du die Kaiserin mahnen?“

Aber Antoninen flüsterte sie zu: „Man muß die Männer nicht verwöhnen: sie müssen immer auf uns warten, wir nie auf sie.“

Meinen Straußenfächer, Thais. Geh, Zoue, die kappadokischen Sklaven sollen an meine Sänfte treten."

Und sie wandte sich zum Gehen.

„O Theodora," rief Antonina rasch, „vergiß meine Bitte nicht."

„Nein," sagte diese, plötzlich stehen bleibend, gewiß nicht! Und damit du ganz sicher gehst, lächelte sie, leg' ich's in deine eigne Hand.

Meine Wachstafel und den Stift."

Galatea brachte sie eilig.

Theodora schrieb und flüsterte der Freundin zu: „Der Präfect des Hafens ist einer meiner alten Freunde. Er gehorcht mir blind. Lies was ich schreibe:

An Aristarchos den Präfecten Theodora die Kaiserin.

Wenn Severinus, des Boëthius Sohn, das Schiff des Belisarius besteigen will, halt' ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, zurück und sende ihn hieher in meine Gemächer: er ist zu meinem Kämmerer ernannt.

„Ist's recht so, liebe Schwester?" flüsterte sie.

„Tausend Dank," sagte diese mit leuchtenden Augen.

„Aber wie," rief die Kaiserin laut, plötzlich an ihren Hals fassend, „und die Hauptsache hätten wir vergessen? Mein Amulet, den Mercurius! Bitte, Antonina, dort liegt es."

Hastig wandte sich diese, den kleinen goldnen Mercur, den besten Geleitmann, der an seidner Schnur an dem Bette der Kaiserin hing, zu holen.

Inzwischen aber strich Theodora schnell das Wort „Severinus" mit dem Goldgriffel aus, und schrieb dafür

„Anicius.“ Sie klappte das Täfelchen zusammen, umschürte und siegelte es mit ihrem Venusring.

„Hier das Amulet,“ sagte Antonina zurück kommend.

„Und hier der Befehl!“ lächelte die Kaiserin. „Du magst ihn selbst im Augenblick der Abfahrt an Aristarchos übergeben.“

Und jetzt, rief sie, jetzt auf: in die Kirche.“

---

## zwanzigstes Capitel.

---

In Neapolis, derjenigen Stadt Italiens, über welcher die zu Byzanz aufsteigenden Wetterwolken sich zuerst entladen sollten, ahnte man nichts von einer drohenden Gefahr.

Da wandelten damals Tag für Tag an den reizenden Hängen, welche nach dem Pofilipp führen, oder an den Uferhöhen im Südosten der Stadt, in vertrautem Gespräch, alle Wonnen jugendlich begeisterter Freundschaft genießend, zwei herrliche Jünglinge, der Eine in braunen, der Andre in goldnen Locken: die Dioskuren, Julius und Totila.

O schöne Zeit, da es die reine Seele, umweht von der frischen Morgenluft des Lebens, noch unenttäuscht und unermüdet, trunken von der Fülle stolzer Träume, drängt, hinüberzuströmen in ein gleich junges, gleich reiches, gleich überschwängliches Gemüth.

Da stärkt sich der Vorsatz zu allem Edelsten, der Aufschwung zu dem Höchsten, der Flug bis in die lichte Nähe des Göttlichen wird in der Mittheilung gewagt, in der seligen Gewißheit, verstanden zu sein.

Wenn der Blütenkranz in unsren Locken gewelkt ist und die Aerndte unsres Lebens beginnt, mögen wir lächeln über jene Träume der Jünglingszeit und Jünglingsfreundschaft; aber es ist kein Lächeln des Spottes; es ist ein Ausdruck von jener Wehmuth, mit welcher wir in nüchternen Herbstluft der süßen, berauscheden Lüfte des ersten Frühlings gedenken. —

Der junge Gothe und der junge Römer hatten sich gefunden in der glücklichsten Zeit für einen solchen Bund und sie ergänzten sich wunderbar.

Totila's sonnige Seele hatte den vollen Schmelz der Jugend bewahrt: lachend sah er in die lachende Welt: er liebte den Menschen und der Glanz seines wohlwollenden Wesens gewann ihm leicht und rasch alle Herzen.

Er glaubte nur an das Gute und des Guten Sieg: traf er das Böse, das Gemeine auf seinem Pfad, so trat er es mit dem heilig lodernden Zorn eines Erzengels in den Staub: durch seine sanfte Natur brach dann, den Helden verrathend, die gewaltige Kraft die in ihr ruhte und nicht eher ließ er ab, bis das verhasste Element aus seinem Lebenskreise getilgt war.

Aber im nächsten Augenblick war dann die Störung wie überwunden so vergessen und harmonisch wie seine Seele fühlte er ringsum Welt und Leben. Stolz und froh empfand er die Vollkraft seiner Jugend und jauchzen: drückte er das goldne Dasein an die Brust.

Singend schritt er durch die wimmelnden Straßen von Neapolis, der Abgott der Mädchen, der Stolz seiner

gothischen Waffenfreunde, wie ein Gott der Freude, beglückend und beglückt.

Der helle Zauber seines Wesens theilte sich selbst der stilleren Seele seines Freundes mit.

Julius Montanus, zart und sinnig angelegt, eine fast weibliche Natur, früh verwaist und von Cethegus' hochüberlegnem Geist eingeschüchtert, in Einsamkeit und unter Büchern aufgewachsen, von der trostlosen Wissenschaft jener Zeit mehr belastet als gehoben, sah das Leben ernst, fast wehmüthig an.

Ein Zug zur Entsaugung und die Neigung alles Bestehende an dem strengen Maß übermenschlicher Vollendung zu messen lag in ihm und mochte sich leicht bis zur Schwermuth verdüstern.

Zur glücklichen Stunde fiel Totilas sonnige Freundschaft in seine Seele und erhellte sie bis in ihre tiefsten Falten so mächtig, daß seine edle Natur auch von einem schweren Schlage sich wieder elastisch aufrichten konnte, welchen eben diese Freundschaft auf sein Haupt ziehen sollte.

Hören wir ihn selbst darüber an den Präfecten berichten:

„Cethegus dem Präfecten Julius Montanus.

Die kaltherzige Antwort, welche du auf den warmgefühlten Bericht von meinem neuen Freundschafts-Glück ertheiltest, hat mir zuerst — gewiß gegen deine Absicht — sehr wehe gethan, später aber das Glück eben dieser Freundschaft erhöht, freilich in einer Weise, welche du weder ahnen noch wünschen konntest.

Der Schmerz durch dich hat sich bald in Schmerz um dich verwandelt.

Wollte es mich anfangs kränken, daß du meine tiefste Empfindung als die Schwärmerei eines kranken Knaben behandeltest und die Heiligthümer meiner Seele mit bitterem Spott antasten wolltest — nur wolltest, denn sie sind unantastbar, — so ergriff mich doch statt dessen bald das Gefühl des Mitleids mit dir.

Wehe, daß ein Mann wie du, so überreich an Kräften des Geistes, darbest an den Gütern des Herzens.

Wehe, daß du die Wonne der Hingebung nicht kennst und jene opferfreudige Liebe, welche ein von dir mehr verspotteter als verstandner Glaube, den mir jeder Tag des Schmerzes näher bringt, die caritas, die Nächstenliebe, nennt: Wehe dir, daß du das Herrlichste nicht kennst!

Bergieb die Freiheit dieser meiner Rede: ich weiß, ich habe noch nie in solchen Worten zu dir gesprochen: aber erst seit kurzem bin ich der ich bin.

Vielleicht nicht ganz mit Unrecht hat noch dein letzter Brief Spuren von Knabenhaftigkeit an mir gezeigelt.

Ich glaube, sie sind seitdem verschwunden und ein Verwandelter sprech' ich zu dir.

Dein Brief, dein Rath, deine „Arzenei“ hat mich allerdings zum Manne gereift, aber nicht in deinem Sinn und nicht nach deinem Wunsch.

Schmerz, heiligen, läuternden Schmerz hat er mir gebracht, er hat diese Freundschaft, die er verdrängen sollte, auf eine harte Probe gestellt, aber, der Güte

Gottes sei's gedankt, er hat sie im Feuer nicht zerstört, sondern gehärtet für immer.

Höre und staune, was der Himmel aus deinen Plänen geschaffen hat.

Wie wehe mir dein Brief gethan, in alter Gewohnheit des Gehorsams befolgte ich alsbald seinen Auftrag und suchte deinen Gastfreund auf, den Purpurhändler Valerius Procillus.

Er hatte bereits die Stadt verlassen und seine reizende Villa bezogen. Ich fand an ihm einen vielerfahrenen Mann, und einen eifrigen Freund der Freiheit und des Vaterlands: in seiner Tochter Valeria aber ein Kleinod.

Du hattest recht prophezeit.

Meine Absicht, mich gegen sie zu verschließen, zerschmolz bei ihrem Anblick wie Nebel vor der Sonne: mir war Elektra oder Kassandra, Clölia oder Virginia stehe vor mir.

Aber mehr noch als ihre hohe Schönheit bezauberte mich der Schwung ihrer unsterblichen Seele, die sich alsbald vor mir aufthat.

Ihr Vater behielt mich sogleich als seinen Gast im Hause und ich verlebte unter seinem Dach mit ihr die schönsten Tage meines Lebens.

Die Poesie der Alten ist der Aether ihrer Seele.

Wie rauschten die Chöre des Aeschylus, wie rührend tönte Antigone's Klage in ihrer melodischen Stimme; stundenlang lasen wir in Wechselrede und herrlich war sie zu schauen, wenn sie sich erhob im Schwunge der Begeisterung, wenn ihr dunkles Haar, in freie Wellen



gelöst, niederfloß und aus ihrem großen runden Auge ein Feuer blitzte nicht von dieser Welt.

Und was ihr vielleicht noch tiefen Schmerz bereiten wird, eine Spaltung, welche durch all' ihr Leben geht, giebt ihr den höchsten Reiz. Du ahnst wohl, was ich meine, da du seit Jahren das Schicksal ihres Hauses kennst.

Du weißt wohl genauer als ich, wie es kam, daß Valeria schon bei ihrer Geburt von ihrer frommen Mutter einem ehelosen, einsamen Leben in Werken der Andacht geweiht, dann aber von ihrem reichen und mehr römisch als christlich gesinnten Vater um den Preis einer Kirche und eines Klosters, die er baute, losgekauft worden ist.

Aber Valeria glaubt, daß der Himmel nicht todtes Gold nehme für eine lebendige Seele: sie fühlt sich der Bande jenes Gelübdes nicht ledig, deren sie ewig, aber nur in Furcht, nicht in Liebe, gedenkt.

Denn du hattest Recht als du schriebst: sie sei durch und durch ein Kind der alten, der heidnischen Welt.

Das ist sie, die echte Tochter ihres Vaters: aber doch kann sie der frommen Mutter entsagend Christenthum nicht abthun: es lebt nicht in ihr als ein Segen, es lastet auf ihr als ein Fluch, als der unentrinnbare Zwang jenes Gelübdes.

Diesen wundersamen Zwiespalt, diesen verhängnißvollen Widerstreit trägt die edle Jungfrau im Gemüth: er quält sie, aber er veredelt sie zugleich.

Wer weiß, wie er sich lösen wird? der Himmel allein, der ihr Schicksal lenkt.

Mich aber zieht dieser innere Kampf mit ernstern Schauern an: du weißt ja, daß in mir selbst der Christenglaube und die Philosophie in ungeklärter Mischung durcheinander wogen.

Zu meinem Staunen hat in diesen Tagen des Schmerzes der Glaube zugenommen und fast will mich bedünken, die Freude führe zu der heidnischen Weisheit, zu Christus aber der Schmerz und das Unglück.

Aber höre wie der Schmerz über mich gekommen.

Anfangs, als ich diese Liebe in mir keimen sah, war ich froher Hoffnung voll.

Valerius, vielleicht schon früher von dir für mich gewonnen, sah meine wachsende Neigung offenbar nicht ungern: vielleicht hatte er nur das an mir auszusetzen, daß ich seinen Traum von der Wiederaufrichtung der römischen Republik nicht eifrig genug theilte und seinen Haß gegen die Byzantiner, in denen er die Todfeinde seines Hauses wie Italiens sieht.

Auch Valeria war mir bald freundschaftlich geneigt und wer weiß ob nicht damals die Verehrung gegen den Willen ihres Vaters und diese Freundschaft genügt hätten, sie in meine Arme zu führen.

Aber ich danke, — soll ich sagen Gott oder dem Schicksal? — daß es nicht so kam: Valeria einer halb gleichgültigen Ehe opfern wäre ein Frevel gewesen.

Ich weiß nicht, welches seltsame Gefühl mich abhält,

das Wort zu sprechen, das sie in jenen Tagen gewiß zu der Meinen gemacht hätte.

Ich liebte sie doch so tief — aber so oft ich mir ein Herz fassen und bei ihrem Vater um sie werben wollte, immer beschlich mich ein Gefühl, als thu' ich Unrecht an dem Gut eines Andern, als sei ich ihrer nicht würdig oder doch nicht die ihr vom Schicksal zuge-dachte Hälfte ihrer Seele und ich schwieg und bezähmte das pochende Herz.

Einstmals um die sechste Stunde, — schwül brannte die Sonne rings auf Land und Meer — suchte ich Schatten in der kühlen Marmorgrotte des Gartens.

Ich trat ein durch das Oleandergebüsch: da lag sie schlafend auf der weichen Rasenbank, die eine Hand auf dem leise wogenden Busen, der linke Arm unter dem edeln Haupt, das noch vom Frühstück her der schöne Asphodeloskranz schmückte.

Ich stand bebend vor ihr: so schön war sie noch nie gewesen, ich beugte mich über sie und staunte die edeln, wie in Marmor gebildeten Züge an: heiß schlug mein Herz, ich beugte mich über sie, diese rothen feingeschnitt-nen Lippen zu küssen:

Da fiel mir's plötzlich zentnerschwer auf's Herz: es ist ein Raub, was du begehen willst.

Totila! rief unwillkürlich meine ganze Seele und still, wie ich gekommen, schlich ich fort.

Totila! Was war er mir nicht früher eingefallen?

Ich machte mir Vorwürfe, den Bruder meines Herzens über dem neuen Glück fast vergessen zu haben.

Deine Prophezeiung, Cethegus, dachte ich, soll sich nicht erfüllen: diese Liebe soll mich dem Freunde nicht entfremden.

Er soll Valeria sehen, gleich mir bewundern, meine Wahl lobpreisen und dann, dann will ich werben und Totila soll glücklich sein mit uns.

Andern Tages ging ich nach Neapelis zurück, ihn zu holen.

Ich pries ihm den Schimmer des Mädchens, aber ich vermochte es nicht über mich, ihm von meiner Liebe zu sprechen.

Er sollte sie sehen und Alles errathen.

Wir fanden sie bei unserer Ankunft nicht in den Zimmern der Villa.

So führte ich Totila in den Garten — Valeria ist die eifrigste Pflegerin der Blumen — wir bogen, Totila voran, aus einem dichten Taxusgang: da schimmerte uns ihre Erscheinung plötzlich entgegen: sie stand vor einer Statue ihres Vaters und kränzte sie mit frischgepflückten Rosen, welche sie, hoch aufgehäuft in der Busenfalte der Tunica, mit der Linken auf der Brust zusammen hielt.

Es war ein überraschend schönes Bild: die herrliche Jungfrau, in dem Grün des Taxus gleichsam eingerahmt, vor dem weißen Marmor, die Rechte anmuthvoll erhebend: und mächtig wirkte die Erscheinung auf Totila: mit einem lauten Ruf des Staunens blieb er sprachlos, ihr gerade gegenüber, stehen.

Sie sah auf und zuckte erschrocken, wie blitzgetroffen,

zusammen: die Rosen fielen in dichten Flocken aus ihrem Gewand: sie sah es nicht: ihre Augen hatten sich getroffen, ihre Wangen erglühten: — ich sah mit Blitzesschnelle ihr Geschick und mein Geschick entschieden.

Sie liebten sich beim ersten Anblick.

Schmerzlich, wie ein brennender Pfeil, durchdrang die Gewißheit meine Seele.

Aber doch nur einen Augenblick herrschte der Schmerz ungemischt in meiner Brust.

Sofort, wie ich die beiden betrachtete, die herrlichen Gestalten, empfand ich neidlose Freude, daß sie sich gefunden: denn es war wie wenn die Macht, welche der Sterblichen Leiber bildet und Seelen, sie aus Einem Stoff für einander geschaffen: wie Morgensonne und Morgenröthe schimmerten sie ineinander und jetzt erkannte ich auch das dunkle Gefühl, das mich wie ein Verwurf von Valeria fern gehalten, das mir seinen Namen auf die Lippen geführt hatte: sein sollte Valeria werden nach Gottes Rathschluß oder dem Gang der Sterne und ich sollte nicht zwischen sie treten.

Erlaß mir, das Weitere zu berichten.

Denn so selbstisch ist mein Sinn geartet, so wenig Macht hat noch die heilige Lehre des Entsagens über mich gewonnen, daß — ich schäme mich, das zu gestehen — daß mein Herz auch jetzt noch mandymal schmerzlich zuckt, statt freudig zu schlagen für das Glück der Freunde.

Rasch und unscheidbar, wie zwei Flammen ineinander lodern, schlugen ihre Seelen zusammen.

Sie lieben sich und sind glücklich wie die seligen

Götter: mir ist die Freude geblieben, ihr Glück zu schauen und ihnen beizustehen, es noch vor dem Vater zu verbergen, der sein Kind wohl schwerlich dem Barbaren schenken wird, so lang er in Totila nur den Barbaren sieht.

Meine Liebe aber und ihren Opfertod halt' ich vor dem Freunde tief verborgen: er ahnt nicht und soll nie erfahren, was sein glänzend Glück nur trüben könnte.

Du siehst nun, o Cethegus, wie weit ab von deinem Ziel ein Gott deinen Plan gewendet.

Mir hast du jenes Kleinod Italiens bringen wollen und hast es Totila zugeführt.

Meine Freundschaft hast du zerstören wollen und hast sie in den Gluthen heiliger Entfagung von allem Irdischen befreit und unsterblich gemacht.

Du hast mich zum Manne machen wollen durch der Liebe Glück — ich bin's geworden durch der Liebe Schmerz.

Lebe wohl und verehere das Walten des Himmels."

---

## Einundzwanzigstes Capitel.

---

Wir umgehen es, den Eindruck dieses Schreibens auf den Präfecten auszumalen, und begleiten lieber die beiden Diosturen auf einem ihrer Abendspaziergänge an den reizenden Ufergeländen von Neapolis.

Sie wandelten nach der früh beendigten Coena durch die Stadt und zur Porta nolana hinaus, welche in schon halb verwitterten Reliefs die Siege eines römischen Imperators über germanische Stämme verherrlichte.

Totila blieb stehen und bewunderte die schöne Arbeit.

„Wer ist wohl der Kaiser,“ fragte er den Freund, dort auf dem Siegeswagen, mit dem geflügelten Blitz in der Hand, wie ein Jupiter Tonans?“

„Es ist Marc Aurel,“ sagte Julius und wollte weiter gehen.

„D bleib doch! Und wer sind die vier Gefesselten mit den langwallenden Haaren, die den Wagen ziehn?“

„Es sind Germanenkönige.“

„Doch welches Stamm's?“ fragte Totila weiter — sieh da, eine Inschrift: „Gothi extincti!“ „Die Gothen vernichtet!“

Laut lachend schlug der junge Gothe mit flacher Hand auf die Marmorsäule und schritt rasch durch das Thor.

„Eine Lüge in Marmor!“ rief er rückwärts blickend, „Das hat der Imperator nicht gedacht, daß einst ein gothischer Seegraß in Neapolis seine Prahlereien Lügen straft.“

„Ja, die Völker sind wie die wechselnden Blätter am Baume,“ sagte Julius nachdenklich; „wer wird nach euch in diesen Landen herrschen?“

Totila blieb stehen.

„Nach uns?“ fragte er erstaunt.

„Nun, du wirst doch nicht glauben, daß deine Gothen ewig dauern werden unter den Völkern?“

„Das weiß ich doch nicht,“ sagte Totila, langsam fortschreitend.

„Mein Freund, Babylonier und Perser, Griechen und Makedonen und, wie es scheinen will, auch wir Römer hatten ihre zugemessene Zeit: sie blühten, reiften und vergingen. Soll's anders sein mit den Gothen?“

„Ich weiß das nicht,“ sagte Totila unruhig, „ich habe den Gedanken nie gedacht.“

Es ist mir noch nie eingefallen, daß eine Zeit kommen könnte, da mein Volk — er hielt inne, als sei es Sünde, den Gedanken auszudenken.

„Wie kann man sich dergleichen vorstellen! ich denke daran so wenig wie — wie an den Tod!“

„Das sieht dir gleich, mein Totila!“



„Und dir sieht es gleich, dich und Andre mit solchen Träumereien zu quälen.“

„Träumereien! Du vergißt, daß es für mich, für mein Volk schon Wirklichkeit geworden.“

Du vergißt, daß ich ein Römer bin. Und ich kann mich nicht darüber täuschen wie die Meisten thun: es ist vorbei mit uns.

Das Scepter ist von uns auf euch übergegangen; glaubst du, es lief so ohne Schmerz, ohne Nachsinnen für mich ab, in dir, meinem Herzensfreund, den Barbaren, den Feind meines Volkes zu vergessen?“

„Das ist nicht so, beim Glanz der Sonne!“ fiel Totila eifrig ein. „Find' ich auch in deiner milden Seele den herben Wahn?“

Blick' doch nur um dich!

Wann, sage mir, wann hat Italien herrlicher geblüht als unter unfrem Schilde? Kaum in den Tagen des Augustus.

Ihr lehrt uns Weisheit und Kunst, wir leihen euch Friede und Schutz.

Kein schöneres Wechselverhältniß läßt sich denken!

Die Harmonie zwischen Römern und Germanen kann eine ganz neue Zeit erschaffen, schöner als je eine bestanden.“

„Die Harmonie! aber sie ist nicht da.“

Ihr seid uns ein fremdes Volk, geschieden durch Sprache und Glaube, durch Stammes- und Sinnesart und durch halbtausendjährigen Haß.

Wir brachen früher eure Freiheit, ihr jetzt die unfre; zwischen uns gähnt eine ewige Kluft.“

„Du verwirrst den Lieblingsgedanken meiner Seele.“

„Er ist ein Traum!“

„Nein, er ist Wahrheit, ich fühl' es und vielleicht kommt noch die Zeit, dir's zu beweisen. Das Werk meines ganzen Lebens bau' ich drauf.“

„So wär's auf einen edeln Wahn gebaut. Keine Brücke zwischen Römern und Barbaren!“

„Dann,“ sagte Totila heftig, „begreif' ich nicht, wie du leben kannst, wie du mich —“

„Vollende nicht,“ sagte Julius ernst. „Es war nicht leicht: es war die schwerste der Entfagungen!“

Erst nach hartem Widerstreit der Selbstsucht ist sie mir gelungen: aber endlich hab' ich aufgehört, in meinem Volk allein zu leben.

Der heilige Glaube, der jetzt schon — und er allein vermag's — Römer und Germanen verbindet, der meinen widerstrebenden Verstand durch lauter Schmerzen — Schmerzen, die Freuden sind — allmählig immer mächtiger umschlingt, er hat mir auch in diesem Zwiespalt Friede gebracht.

In diesem Einen darf ich mich jetzt schon rühmen, ein Christ zu sein: ich lebe der Menschheit, nicht meinem Volk allein, ein Mensch, kein bloßer Römer mehr.

Darum kann ich dich, den Barbaren, lieben wie einen Bruder: sind wir doch Bürger Eines Reichs: der Menschheit.

Darum kann ich es ertragen, zu leben, nachdem ich mein Volk gestorben sehe.

Ich lebe der Menschheit: sie ist mein Volk!"

„Nein!“ rief Totila lebhaft, „das könnt' ich nimmermehr.“

In meinem Volk allein kann ich und will ich leben: meines Volkes Art ist die Luft, in der allein meine Seele athmen kann.

Warum soll'n wir nicht dauern können, ewig: oder doch so lang diese Erde dauert?

Was Perser und Griechen! Wir sind von bessrem Stoff.

Weil sie dahin stiechten und versanken, müssen darum auch wir siechen und versinken?

Noch blühen wir in voller Jugendkraft!

Nein, wenn ein Tag kommt, da die Gothen sinken, mög' ihn mein Auge nicht mehr sehen.

O all' ihr Götter, laßt uns nur nicht dahinranken Jahrhundertlang wie diese Griechen, die nicht leben können und nicht sterben!

Nein, muß es sein, so sendet ein furchtbar Kampfgewitter und laßt uns rasch und herrlich fallen, Alle, Alle und mich voran!"

Der Jüngling hatte sich in die wärmste Begeisterung gesprochen.

Er sprang empor von der Marmorbank auf der Straße, darauf sie sich niedergelassen, den Lanzenschaft hoch gen Himmel erhebend.

„Mein Freund,“ sagte Julius, ihn liebevoll an-

blickend, „wie schön steht dir dieser Eifer! Aber bedenke, ein solcher Kampf würde mit uns, mit meinem Volk entbrennen und sollte ich —“

„Zu deinem Volke sollst du stehn mit Leib und Seele, das ist klar, wenn es jemals zu solchem Kampfe kömmt.“

Du glaubst, das würde unsrer Freundschaft Eintrag thun? mit nichten!

Zwei Helden können sich kochentiefe Wunden hau'n und dabei doch die besten Freunde sein.

Ha, mich würd' es freuen, dich in einer Schlachtreihe mir entgegen schreiten sehn mit Schild und Speer!“

Julius lächelte.

„Meine Freundschaft ist nicht so grimmiger Art, du wilder Gothe. —“

Diese Fragen und Zweifel haben mich lange und bitter gequält und all' meine Philosophen zusammen haben mir nicht den Frieden gebracht.

Erst seit ich's in Schmerzen erfahren, daß ich dem Gott im Himmel allein zu dienen habe und auf Erden der Menschheit und nicht Einem Volk —“

„Gemach, Freund,“ rief Totila, „wo ist denn die Menschheit, von der du schwärmst?“

Ich sehe sie nicht. Ich sehe nur Gothen, Römer, Byzantiner!

Eine Menschheit über den wirklichen Völkern, irgendwo in den Lüften, kenn' ich nicht.

Ich diene der Menschheit, indem ich meinem Volke lebe.

Ich kann gar nicht anders! ich kann nicht die Haut abstreifen, darin ich geboren bin.

Gothisch denk' ich, in gothischen Worten, nicht in einer allgemeinen Sprache der Menschheit; die giebt es nicht.

Und wie ich nur gothisch denke, kann ich auch nur gothisch fühlen.

Ich kann das Fremde anerkennen, o ja.

Ich bewundre eure Kunst, euer Wissen, zum Theil euren Staat, in welchem Alles so streng geordnet ist.

Wir können Vieles von euch lernen — aber tauschen könnt' ich und möcht' ich mit keinem Volk von Engeln.

Ha, meine Gothen! Im Grund des Herzens sind mir ihre Fehler lieber als eure Tugenden."

„Wie ganz anders empfinde ich, und bin doch ein Römer!"

„Du bist kein Römer! vergieb, mein Freund, es giebt schon lange keine Römer mehr.

Sonst wär' ich richt der Seegrab von Neapolis!

So wie du kana nur empfinden, wer eigentlich kein Volk mehr hat.

So wie ich muß jeder fühlen, der eines lebendigen Volktes ist."

Julius schwieg eine Weile.

„Und wenn dem so ist, — wohl mir!

Heil, wenn ich die Erde verloren, den Himmel zu gewinnen.

Was sind die Völker, was ist der Staat, was ist

die Erde? Nicht hier unten ist die Heimath meiner unsterblichen Seele!

Sie sehnt sich nach jenem Reiche, wo Alles anders ist als hier."

„Halt ein, mein Julius," sprach Totila, stehen bleibend, die Lanze auf den Boden stoßend.

„Hier, auf Erden, hab' ich festen Grund, hier laß mich stehn und leben, hier nach Kräften das Schöne genießen, das Gute schaffen nach Kräften.

In deinen Himmel kann und will ich dir nicht folgen.

Ich ehre deine Träume, ich ehre deine heilige Sehnsucht — aber ich theile sie nicht.

Du weißt, fügte er lächelnd hinzu, ich bin ein Heide, unverbesserlich, wie meine Valeria — unsere Valeria.

Zur rechten Stunde denk' ich ihrer.

Deine erdenflüchtigen Träume ließen uns am Ende des Liebsten auf Erden vergessen.

Sieh, wir sind zur Stadt zurückgekommen, die Sonne sinkt so rasch hier im Süden und ich soll noch vor Nacht die bestellten Sämereien in den Garten des Valerius bringen.

Ein schlechter Gärtner," lächelte er, „der seiner Blume vergäße. Leb wohl — ich biege rechts hinab."

„Grüße mir Valeria. Ich gehe nach Hause, zu lesen."

„Was liestest du jetzt? Noch Platon?"

„Nein, Augustinus. Lebe wohl!"

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

---

Rasch eilte Totila durch die Straßen der Vorstadt, die belebteren Theile der Innenstadt meidend, nach der Porta capuana zu und dem Thurm Isak's, des jüdischen Pförtners.

Der Thurm, unmittelbar zur Rechten des Thores, mit starken Mauern und massiv gewölbtem Dach erbaut, erhob sich in mehreren sich verzüngenden Absätzen.

In dem höchsten Stockwerk, dicht an den zackigen Binnen, waren zwei niedre aber breite Gelasse, zur Wohnung des Thürmers bestimmt.

Dort hausten der alte Jude und Miriam, sein dunkel-schönes Kind.

In dem größern Gemach, wo an den Wänden in strenger Ordnung die großen schweren, Schlüssel zu den Hauptthüren und den Nebenportalen des wichtigen Thorgebäudes, das krumme Wächterhorn und der breite, hellebardengleiche Speer des Pförtners hingen, saß mit gekreuzten Beinen auf rohrgeslochtener Matte Isak, der greise Thurmwart: eine hohe, starckknochige Gestalt mit

der Adlernase und den buschigen, hochgeschweiften Brauen seiner Race.

Er hielt einen langen Stab zwischen den Knien und aufmerksam hörte er den Worten eines jungen, unansehnlichen Mannes, offenbar auch eines Israeliten, zu, in dessen harten, nüchternen Zügen der ganze Rechnerverstand des jüdischen Stammes lag.

„Sieh, Vater Isak,“ schloß er mit unschöner, klangloser Stimme, „meine Rede ist keine eitle Rede und meine Worte kommen nicht aus dem Herzen allein, das blind ist, sondern aus dem Kopf, der da ist sehend.“

Und hier hab' ich mit mir gebracht Brief und Urkund für jedes Wort meines Mundes: hier meine Bestallung als Baumeister für alle Wasserleitungen von Italien, jährlich fünfzig Goldsoldi und für jedes neue Werk zehn Soldi besonders.

Eben erst hab' ich wieder hergestellt die zerfallne Wasserleitung dieser Stadt Neapolis; hier in diesem Beutel sind die zehn Goldstücke richtig bezahlt.

Du siehst, ich kann ernähren ein Weib; zudem bin ich Rachel's, deiner Muhme, leiblicher Sohn.

So laß mich nicht reden umsonst und gieb mir Miriam, dein Kind, daß sie bestelle mein Haus.“

Aber der Alte strich seinen grauen langen Sinnbart und schüttelte langsam das Haupt.

„Jochem, Sohn Rachels, mein Sohn — ich sage dir, laß ab, laß ab.“

„Warum? was kannst du haben gegen mich? Wer mag reden wider Jochem in Israel?“



„Niemand. Du bist gerecht und still und fleißig und mehrest deine Habe und dein Werk gedeiht vor dem Herrn.

Aber hast du gesehen, daß sich die Nachtigall paart mit dem Sperling oder die schlanke Gazelle mit dem Lastthier? Sie passen nicht zusammen! Und nun sieh dorthin und sage mir selbst, ob du passest für Miriam, mein Kind.“

Und er schob mit seinem langen Stock fachte den grünwollenen Vorhang zur Seite, der das vordere Gemach abschloß.

Leise silberne Töne waren schon herüber geflungen in das Gespräch der Männer: jetzt sah man in den einfachen aber gefälligen Raum.

An dem weiten Rundbogenfenster, welches über die herrliche Neapolis, das blaue Meer und die fernen Berge die freieste Aussicht bot, stand ein junges Mädchen, ein fremdartig geformtes Saiteninstrument im Arm.

Es war eine Erscheinung von überraschender Schönheit.

Glühend roth fiel das Licht der sinkenden Sonne noch in das hochgelegne Gemach und übergoß wie das weiße Faltengewand so das edel geschnittne Profil des Mädchens mit purpurnem Schimmer: es spielte auf dem glänzend schwarzen Haar, welches, halb hinter das feine Ohr zurückgestrichen, die edeln Schläfe zeigte.

Und wie dieser Sonnenglanz, so schien der Glanz der Poesie die ganze Erscheinung zu umstrahlen, jede ihrer Bewegungen zu begleiten und jeden träumerischen Blick aus diesen dunkelblauen Augen, welche, in weiches

Sinnen versunken, über die Stadt und das Meer hinschweiften.

„Dunkelmeeresblau“ hatte diese Augen Piso, der Dichter, genannt. —

Wie im halben Traum berührten die Finger nur leise, leise die Saiten, während von den halbgeöffneten Lippen, geflüstert mehr als gesungen, eine alte, melancholische Weise klang:

„An Wasserflüssen Babels

Saß weinend Juda's Stamm: —

Wann kommt der Tag, da Juda's Stamm

Nicht mehr zu weinen hat?“ —

„Nicht mehr zu weinen hat!“

widerholte sie träumend und neigte das Haupt auf den Arm, der die Harfe auf der Fensterbrüstung hielt.

„Sieh hin,“ sprach der Alte leise, ist sie nicht lieblich wie die Rose in den Gärten von Saron und die Hindin auf den Bergen von Hiram und ist kein Fehl an ihrem Leibe?“

Ehe Jochem antworten konnte, scholl dreimal ein leises Klopfen an der schmalen Eisenpforte unten.

Miriam fuhr auf aus ihrem Sinnen, strich rasch mit der Hand über die Augen und eilte die enge Wendeltreppe hinunter.

Jochem trat an das Fenster und sein Gesicht legte sich in grimmige Falten.

„Ha, der Christ, der gottverfluchte,“ knirschte er und ballte die Faust.

„Schon wieder der blonde Gothe mit dem unbändigen Stolz!

Vater Isak, ist das der Edelhirsch, der dir zu deiner Hindin paßt?“

„Sohn, rede nicht Hohnwort wider Isak!

Du weißt ja, der Jüngling hat sein Herz gesetzt auf ein Römermädchen, seine Seele denkt nicht an die Perle von Juda.“

„Aber vielleicht die Perle von Juda an ihn!“

„Mit Dank und Freuden, wie das Lamm denkt des starken Hirten, der es entriß dem Rachen des Wolfs.“

Hast du vergessen, wie bei der letzten Jagd, welche die verdammten Römer machten auf die Schätze und Goldhaufen von Israel, und als sie niederbrannten die heilige Synagoge mit unheiligem Feuer, wie da eine Rote dieser bösen Buben mein armes Kind aufjagte auf der Straße, wie ein Rudel Wölfe das weiße Lamm, und zerrten ihr den Schleier vom Haupt und das Busentuch von den Schultern — wo war da Jochem, meiner Muhme Sohn, der sie begleitete?

Entflohen war er vor der Gefahr mit hurtigen Füßen und ließ die Taube in den Krallen der Geier!“

„Ich bin ein Mann des Friedens,“ sagte Jochem unbehaglich, „meine Hand führt nicht das Schwert der Gewalt.“

„Aber Totila führt es, wie einst der Löwe Juda und der Herr ist mit ihm.“

Allein, wie er des Weges kam, sprang er unter die Schaar der frechen Räuber und schlug den Frechsten

mit der Schärfe des Schwertes und verscheuchte die Andern, wie der Thurnfalk die Krähen, und hüllte sorglich den Schleier über mein lebendes Kind und stützte ihren wankenden Schritt und führte sie heim, ungeschädigt, in die Arme ihres alten Vaters.

Das lohne ihm Jehovah der Herr mit langem Leben und segne alle Schritte seines Pfades.“

„Nun wohl,“ sagte Jochem, seine Urkunden einsteckend, „ich gehe, diesmal für lange Zeit. Ich reise über das große Wasser zu machen ein groß Geschäft.“

„Ein groß Geschäft? Mit wem?“

„Mit Justinianus, dem Kaiser über Morgenland.“

Es ist eingestürzt ein Stück der großen Kirche, die er baut der Weisheit des Herrn in der goldnen Stadt des Constantin.

Ich hab' entworfen Plan und saubern Grundriß, wieder aufzubauen das Gebäude.“

Hestig sprang der Alte auf und stieß seinen Stab auf den Boden:

„Wie, Jochem, Sohn Rachels, dem Römer willst du dienen? Dem Kaiser, dessen Vorfahren die heilige Zion verbrannt und in Asche gelegt den Tempel des Herrn?“

Und bauen willst du an einem Haus des Unglaubens, du der Sohn des frommen Manasse? Wehe, wehe über dich?“

„Was rufest du Wehe und weißt nicht warum? Nächst du's dem Goldstück an, ob es kommt aus der Hand des Juden oder des Christen?“

Wiegt es nicht gleich schwer und glänzt es nicht gleich lieblich?"

„Sohn Manasses, du kannst nicht Gott dienen und dem Mammon.“

„Aber du selbst, dienst du nicht den Ungläubigen?"

„Seh ich nicht das Wächterhorn an der Wand deines Hauses? führst du nicht die Schlüssel für diese Gothen und thust ihnen auf und zu die Pforten für ihren Ausgang und Eingang und hütetest die Burg ihrer Stärke?"

„Ja, das thu' ich,“ sagte der Alte stolz, „und wachen will ich für sie treulich, Tag und Nacht, wie der Hund für den Herrn, und so lang Isak Odem hat, der Sohn Ruben, soll kein Feind dieses Volkes schreiten durch dies Thor.“

Denn Dank schulden die Kinder Israel ihnen und ihrem großen König, der weise war wie Salomo und wie Gideons war sein Schwert! Dank wie unsre Väter dem großen König Cyrus, der sie befreiet hat aus Babylon.

Die Römer haben gebrochen den Tempel des Herrn und zerstreut sein Volk über das Angesicht der Erde.

Sie haben uns verspottet und geschlagen und verbrannt unsre heiligen Stätten und geplündert unsre Truhen und verunreinigt unsre Häuser und gezwungen unsre Weiber überall in ihren Landen und haben geschrieben gegen uns manch grausam Gesetz.

Da kam dieser große König von Mitternacht, dessen Namen Jehovah segne, und hat wieder aufgebaut unsre Synagogen: und wenn sie die Römer niederrissen, mußten

ſie alles wieder aufrichten mit eigener Hand und eigenem Gelde, und er hat beſchützt den Frieden unſrer Dächer und wer Einen ſchädigte aus Iſrael, der mußte es büßen, wie wer einen Chriſten gekränkt.

Er hat uns gelaffen unſern Gott und unſern Glauben und hat beſchirmt unſre Schritte auf den Straßen unſres Handels und wir feierten das Paſchah in Frieden und Freude, wie nicht mehr ſeit den Tagen, da der Tempel noch ſtand auf den Höhen von Zion.

Und als ein Großer unter den Römern mir mit Gewalt meine Sarah geraubt, mein Weib, ließ ihm König Theoderich das ſtolze Haupt abſchlagen noch am ſelben Tage und gab mir wieder mein Weib unverſehret.

Und das will ich gedenken, ſo lange meine Tage dauern und will dienen ſeinem Volke treu bis zum Tode und man ſoll wieder ſagen, weit in allen Landen: treu und dankbar wie ein Jude.“

„Mögeſt du nicht Undank ernten von den Gothen für deinen Dank,“ ſagte Zochem, ſich zum Gehen rüſtend: „mir iſt, einmal kömmt die Stunde für mich, wieder um Miriam zu werben, zum letzten Mal.

Vielleicht, Vater Iſak, biſt du dann minder ſtolz.“

Und er ſchritt durch Miriams Gemach zur Treppe hinaus, wo er Totila begegnete.

Mit einer häßlichen Verbeugung und einem ſtechenden Blick drückte ſich der Kleine an dem ſchlanken Gothen vorbei, welcher beim Eintritt in die Thürmer-Wohnung ſich tief bücken mußte.

Miriam folgte ihm auf dem Fuß.

„Dort hängen deine Gärtnerkleider,“ sagte sie, ohne die langen Wimpern aufzuschlagen, „und hier am Fenster hab' ich die Blumen bereit gestellt.“

Sie liebt die weißen Narcissen, sagtest du neulich.

Ich habe weiße Narcissen besorgt.

Sie duften lieblich.“

Und die melodische Stimme schwieg.

„Du bist ein gutes Mädchen, Miriam,“ sagte Totila, den Helm mit den silberweißen Schwanenflügeln abhebend und auf den Tisch setzend, „wo ist dein Vater?“

„Der Segen des Herrn ruhe auf deinen goldnen Locken“, sprach der Alte, in das Gemach tretend.

„Gegrüßt, treuer Isak!“ rief Totila, warf den langen, glänzend weißen Mantel ab, der ihm von den Schultern floß, und hüllte sich in einen braunen Ueberwurf, den ihm Miriam von der Wand reichte. „Ihr guten Leute! Ohne euch und eure verschwiegene Treue wüßte ganz Neapolis um mein Geheimniß. Wie kann ich euch danken!“

„Dank?“ sagte Miriam, schlug die dunkelblauen Augen auf und ließ sie leuchtend auf ihm ruhen. „Du hast voraus gedankt für alle Zeit.“

„Nein, Miriam,“ sagte der Gothe, den braunen breitkrämpigen Filzhut tief in die Stirne ziehend, „ich mein' es herzlich gut mit euch.“

Sage, Vater Isak, wer ist der Kleine, den ich schon öfter hier geseh'n und eben wieder begegnet? Mir ist, er hat sein Auge auf Miriam geworfen.

Sprich offen, wenn es bei ihr nur am Gelde fehlt — ich helfe gern.“

„Es fehlt an der Liebe, Herr, bei ihr,“ sagte Isak ruhig.

„Da kann ich freilich nicht helfen! Aber wenn sonst ihr Herz gewählt — ich möchte gerne etwas thun für meine Miriam.“

Und er legte freundlich die Hand auf das glänzende schwarze Haar des Mädchens.

Nur leise war die Berührung.

Aber wie vom heißen Blitz getroffen fiel Miriam plötzlich auf die Knie: die Arme über dem Busen kreuzend, und das schöne Haupt tief nach vorn beugend: wie eine thauschwere Blume glitt sie zu den Füßen Totila's nieder.

Dieser trat bestürzt einen Schritt zurück.

Aber im Augenblick war das Mädchen wieder auf: „Verzeih, es war nur eine Rose — sie fiel vor deinen Fuß.“

Sie legte die Blume auf den Tisch und so gefaßt war sie, daß weder ihr Vater noch der Jüngling des Vorfalles weiter achteten.

„Es dunkelt schon, eile, Herr,“ sprach sie ruhig und reichte ihm den Korb mit den Blumen.

„Ich gehe. Auch Valeria schuldet dir reichen Dank: ich habe ihr viel von dir erzählt und sie fragt mich stets nach dir. Sie möchte dich lang schon sehen.“

Nun, vielleicht geht das bald — heut' ist's wohl das letzte Mal, daß ich diese Vermummung brauche.“

„Willst du sie entführen, die Tochter von Edom?“



rief der Alte. „Bring sie nur hierher! hier ist sie wohl geborgen.“

„Nein,“ fiel Miriam ein, „nicht hierher, nein, nein!“

„Weßhalb nicht, du seltsames Kind?“ zürnte der Alte.

„Das ist kein Raum für seine Braut — dies Gemach — es brächte ihr kein Heil.“

„Beruhigt euch,“ sagte Totila, schon an der Thüre, „offne Werbung soll der Heimlichkeit ein Ende machen. Lebt wohl.“

Und er schritt hinaus. Isak nahm den Speer, das Horn und einige Schlüssel von der Wand; er folgte, ihm zu öffnen und die Abendrunde längs allen Pforten des großen Thorbaues zu machen.

Miriam blieb oben allein.

Lange Zeit stand sie unbeweglich mit geschlossenen Augen an derselben Stelle.

Endlich strich sie mit beiden Händen über Schläfe und Wangen und schlug die Augen auf.

Still war's im Gemach; durch das offene Fenster glitt der erste Strahl des Mondlichts.

Er fiel silbern auf Totila's hellen Mantel, der in langen Falten über dem Stuhl hing.

Rasch flog Miriam auf den weißen Schimmer zu und bedeckte den Saum des Mantels mit heißen Küßen.

Dann ergriff sie den blinkenden Schwanenhelm, der neben ihr auf dem Tische stand, sie umfaßte ihn mit beiden Armen und drückte ihn zärtlich an die Brust.

Dann hielt sie ihn eine Weile träumend vor sich hin: endlich — sie konnte nicht widerstehen — hob sie ihn

rasch auf und setzte ihn auf das schöne Haupt: sie zuckte als die Wölbung ihre Stirn berührte, dann strich sie die schwarzen Flechten aus den Schläfen und drückte einen Augenblick, den harten, kalten Stahl fest mit beiden Händen an die glühende Stirn.

Dann hob sie ihn wieder ab und legte ihn, schein umblickend, auf seinen frühern Ort zu dem Mantel.

Darauf trat sie an's Fenster und sah hinaus in die duftige Nacht und das zauberische Mondlicht.

Ihre Lippen regten sich wie im Gebet: aber die Worte des Gebets klangen aus in der alten Weise:

„An Wasserflüssen Babels

Saß weinend Juda's Stamm.

Wann kommt der Tag, der all dein Leid,

Du Tochter Zion, stillt?“

---

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

---

Indessen Miriam schweigend auffah zu den ersten Sternen, hatte Totila's rascher sehnsuchtbesflügelter Schritt alsbald die Villa des reichen Purpurhändlers, die etwa eine Stunde vor dem capuanischen Thor gelegen war, erreicht.

Der Thürsteherflave wies ihn an den alten Hortularius, den Freigelassenen Valerius, dem die Sorge für die Gärten überlassen war.

Dieser, der Vertraute der Liebenden, nahm dem Gärtnerburschen die Blumen und Sämereien ab, welche er angeblich von dem ersten Blumenhändler von Neapolis brachte, und geleitete ihn in sein gewöhnliches Schlafgemach im Erdgeschoß, dessen niedrige Fenster in den Garten führten: am andern Morgen noch vor Aufgang der Sonne — so wollte es die Geheimlehre der antiken Gärtnerei — mußten die Blumen eingesetzt werden, auf daß das erste Sonnenlicht, welches sie in dem neuen Boden träfe, das segenbringende der Morgensterne sei. —

Ungeduldig erwartete der junge Gothe in dem engen Gemach bei einem Krüge Weines die Stunde, da sich

Valeria von ihrem Vater nach dem gemeinsamen Nachtmahl verabschieden konnte.

Immer wieder sah er zum Himmel auf, an dem Auftauchen der Sterne und dem Gang des Mondes den Fortschritt der Nacht zu ermessen.

Er schlug den Vorhang zurück, welcher die Fensteröffnung schloß; stille war's in dem weiten Garten.

In der Ferne plätscherte nur der Springbrunnen und Cicaden zirpten in den Myrthengebüschen: der warme üppige Südwind strich in schwülem Hauch durch die Nacht, stoßweise ganze Wolken von Wohlgerüchen aus Rosenbäumen auf seinen Wittigen mit sich führend: und weithin aus dem blühenden Wäldchen am Ende des Gartens drang lockend und sinnaufregend der tief gezogene heiße Schlag der Nachtigall.

Endlich hielt sich Totila nicht länger.

Geräuschlos schwang er sich über die Marmorbrüstung des Fensters: kaum knisterte unter seinen raschen Schritten der weiße Sand der schmalen Wege, wie er, den Strom des Mondlichts meidend, unter dem Schatten der Gebüsch dahin eilte.

Vorüber an den dunkeln Tausgängen und den Lauben von dichten Oliven, vorüber an der hohen Statue der Flora, deren weißer Marmor geisterhaft im Mondlicht schimmerte, vorüber an dem weiten Becken, wo sechs Delfine den Wasserstrahl hoch aus den Nüstern bliesen, rasch eingebogen in den dicht verwachsenen Laubweg von Lorber und Thamarinden und, noch ein Oleandergebüsch durchdringend, stand er vor der Grotte aus Tropf-

stein, in welcher die Quellnymphe über einer dunkeln großen Urne lehnte.

Wie er eintrat, glitt eine weiße Gestalt hinter der Statue hervor.

„Valeria, meine schöne Rose!“ rief Totila und umschlang glühend die Geliebte, welche leise seinem Ungeflüm wehrte.

„Laß, laß ab, mein Geliebter,“ flüsterte sie, sich seinen Arm entziehend.

„Nein, du Süße, ich will nicht von dir lassen. Wie lang, wie schmerzlich hab' ich dein entbehrt. Hörst du, wie lockend und wirbelnd die Nachtigall ruft, fühlst du wie der warme Hauch der Sommernacht, der berauschte Duft der Capriolien Liebe athmet? Sie alle mahnen und bedeuten, wir sollen glücklich sein!

O laß sie uns fest halten, diese goldnen Stunden. Meine Seele ist nicht weit genug all' ihr Glück zu fassen, all' deine Schönheit, all' unsre Jugend und diese glühende, blühende Sommernacht, in mächtigen Wogen rauscht das volle Leben durch das Herz und will's vor Wonne sprengen.“

„O mein Freund! gern möcht' ich, wie du, aufgehn im Glücke dieser Stunden. Ich kann es nicht. Ich traue nicht diesem berauschten Duft, der üppigen Schwüle dieser Sommernächte: sie dauert nicht: sie brütet Unheil: ich kann nicht glauben an das Glück unsrer Liebe.“

„Du liebe Thörin, warum nicht?“

„Ich weiß es nicht: der unselige Zwiespalt, der all'

mein Leben scheidet, übt seinen Fluch auch hier. Gern möchte mein Herz sich trunken, wie du, diesem Glücke hingeben. Aber eine Stimme in mir warnt und mahnt: es dauert nicht, — du sollst nicht glücklich sein.“

„So bist du nicht glücklich in meinen Armen?“

„Ja und nein! das Gefühl des Unrechts, der Schuld gegen meinen edlen Vater lastet auf mir.“

Sieh, Totila, was mich zumeist an dir beglückt ist nicht diese deine jugendschöne Kraft, selbst deine große Liebe nicht.

Es ist der Stolz meines Herzens auf deine Seele, auf deine offene, lichte, edle Seele.

Ich habe mich gewöhnt, dich klar und hell wie einen Gott des Lichts durch diese dunkle Welt schreiten zu sehen: der edle Muth siegesicherer Kraft, der Schwung, die freudige Wahrhaftigkeit deines Wesens ist mein Stolz, daß alles Kleine, Dumpfe, Gemeine versinken muß, wo du nahest, das ist mein Glück.

Ich liebe dich wie eine Sterbliche den Sonnengott, der ihr in Fülle seines Lichts genahet.

Und deshalb kann ich an dir nichts Heimliches, Verstecktes dulden.

Auch die Wonnen dieser Stunden nicht — sie sind erlistet und es kann nicht länger also sein.“

„Nein, Valeria und es soll auch nicht.“

Ich fühle ganz wie du.

Auch mir ist die Lüge dieser Mummerei verhasst, ich trage sie nicht länger.

Ich bin gekommen, ihr ein Ende zu machen.

Morgen, morgen werf ich diese Täuschung ab und spreche zu deinem Vater offen und frei.“

„Dieser Entschluß ist der Beste, denn“ —

„Denn er rettet dein Leben, Jüngling!“ unterbrach plötzlich eine tiefe Stimme und aus dem dunkeln Hintergrund der Grotte trat ein Mann und stieß das blanke Schwert in die Scheide.

„Mein Vater!“ rief Valeria überrascht, doch in muthiger Fassung.

Totila schlang seinen Arm um sie, sein Kleinod zu vertheidigen.

„Hinweg, Valeria, fort von dem Barbaren!“ sprach Valerius befehlend den Arm ausstreckend.

„Nein, Valerius,“ sagte Totila, die Geliebte fester an sich drückend, ihr Platz ist forthin an dieser Brust.“

„Verwagner Gothe!“

„Höre mich, Valerius, und zürne uns nicht um dieser Täuschung willen. Du hast es selbst gehört, schon morgen sollte sie enden.“

„Zu deinem Glück hab' ich's gehört.“

Gewarnt von dem Ältesten meiner Freunde, wollt' ich doch kaum glauben, daß meine Tochter — mich hintergeht.

Als ich's glauben mußte, beschloß ich, daß dein Blut deine List bezahlen sollte.

Dein Entschluß hat dein Leben gerettet.

Jetzt aber flieh: du siehst ihr Antlitz niemals wieder.“ —

Totila wollte heftig erwidern, aber Valeria kam ihm zuvor:

„Vater, sprach sie ruhig, zwischen die Männer tretend, höre dein Kind.

Ich will meine Liebe nicht entschuldigen, sie bedarf es nicht, sie ist göttlich und nothwendig wie die Sterne: die Liebe zu diesem Mann ist das Leben meines Lebens.

Du kennst meine Seele: Wahrheit ist ihr Aether und ich sage dir, bei meiner Seele: nie werd' ich lassen von diesem Mann!“

„Und niemals ich von ihr,“ rief Totila und ergriff ihre Rechte.“

Hochaufgerichtet stand das junge Paar, vom Licht des Mondes voll beleuchtet, vor dem Alten: ihre edeln Züge und Gestalten trugen im Augenblick die Weihe heiliger Begeisterung: und so schön war die Gruppe, daß ein rührendes, erweichendes Gefühl davon sich unwillkürlich dem zürnenden Vater aufdrängte.

„Valeria, mein Kind!“

„O mein Vater! Du hast mit einer Liebe und Treue all' meine Schritte geleitet, daß ich bisher die Mutter, die verlorne, zwar beklagte, aber kaum vermißte.

Jetzt, in dieser Stunde vermiß' ich sie zum erstenmal: jetzt, ich fühl' es, bedürfte ich ihrer Fürsprache.

O so laß ihr Andenken wenigstens für mich sprechen.

Laß mich dir ihr Bild vor die Seele führen und dich an den Augenblick erinnern, da dich die Sterbende zum letzten Mal an ihr Lager rief und dir, wie du mir



oft gesagt, mein Glück auf die Seele band als heiligstes Vermächtniß. —“

Valerius drückte die linke Hand vor die Stirn; seine Tochter wagte, die Andre zu fassen, er entzog sie ihr nicht: offenbar rang es gewaltig in des Alten Brust.

Endlich sprach er:

„Valeria, du hast ein mächtig Wort gesprochen, ohne es zu wissen.

Es wäre Unrecht, dir zu verschweigen, was du ahnungsvoll berührt.

Erfahre, was deine Mutter in jener Sterbestunde mir auferlegt.

Noch immer drückte ihre Seele jenes Gelübde, das wir doch lange abgelöst.

„Soll unser Kind nicht die Braut des Himmels werden, sprach sie, so gelobe mir wenigstens, die Freiheit ihrer Wahl zu ehren.

Ich weiß wie römische Mädchen, zumal die Töchter unsres Standes, in die Ehe gegeben werden, ungefragt, ohne Liebe: ein solcher Bund ist ein Elend auf Erden und ein Gräul vor dem Herrn.

Meine Valeria wird edel wählen — gelobe mir, sie dem Mann ihrer Wahl anzuvertrauen und keinem sonst.“

Und ich gelobte es in ihre lebende Hand. —

Aber mein Kind einem Barbaren geben, einem Feind Italiens, nein, nein!“

Und mit heftiger Armbewegung riß er sich von ihr los.

„Ich bin vielleicht so gar barbarisch nicht, Valerius,“ hob Totila an.

„Wenigstens bin ich in meinem ganzen Volk der wärmste Freund der Römer.

Glaube mir, nicht euch hasse ich: die ich verabscheue, sind eure wie unsre verderblichsten Feinde — die Byzantiner!“

Das war ein glückliches Wort.

Denn in dem Herzen des alten Republicaners war der Haß gegen Byzanz die Rehrseite seiner Liebe zur Freiheit und zu Italien.

Er schwieg, aber sein Auge ruhte sinnend auf dem Jüngling.

„Mein Vater,“ sprach Valeria, „dein Kind würde keinen Barbaren lieben.

Lern' ihn kennen: und schiltst du ihn dann noch barbarisch — so will ich nie die Seine werden.

Ich fordre nichts von dir als: lern' ihn kennen: entscheide du selbst, ob meine Wahl edel sei oder nicht.

Ihn lieben alle Götter und alle Menschen müssen ihm gut sein — du allein wirst ihn nicht verwerfen.“

Und sie faßte seine Hand.

„O lerne mich kennen, Valerius,“ bat Totila, innig seine andre Hand ergreifend.

Der Alte seufzte.

Endlich sprach er: „Kommt mit mir zum Grabe der Mutter. Dort ragt es unter den Cypressen.

Da ruht die Urne mit ihrem Herzen.

Dort laßt uns ihrer gedenken, der edelsten Frau, und ihren Schatten anrufen.

Und ist es echte Liebe und eine edle Wahl — so werd' ich erfüllen, was ich gelobt.“

## Vierundzwanzigstes Capitel.

---

Einige Wochen später finden wir zu Rom in dem uns wohl erinnerlichen Schreibgemach mit der Cäsarstatue Cethegus, den Präfecten und unsern neuen Bekannten Petros, des Kaisers oder vielmehr der Kaiserin Gesandten.

Die beiden Männer hatten unter lebhaftem Gespräch und wechselseitigem Erinnern an frühere Zeiten, — sie waren Studiengenossen, wie wir erfuhren, — zu einfachem Mahl einen Krug alten Massikers geleert und waren soeben aus dem Speisesaal in das abgelegne Arbeitszimmer getreten, um jetzt ungestört von den bedienenden Sklaven Geheimeres zu bereden.

„Sobald ich mich überzeugt hatte,“ schloß Cethegus seinen Bericht über die letzten Ereignisse „daß die Schreckensnachrichten aus Ravenna nur erst Gerüchte waren, vielleicht erdichtet, jedesfalls übertrieben, setzte ich der Aufregung und dem Eifer meiner Freunde die größte Ruhe entgegen.“

Der Feuerkopf Lucius Vicinius mit seiner thörichten Begeisterung für mich hätte bald Alles verdorben.

Unablässig forderte er meine Dictatur, buchstäblich

setzte er mir das Schwert auf die Brust und schrie, man müsse mich zwingen, das Vaterland zu retten.

Er schwatzte so viel aus der Schule, daß es nur ein Glück war, der schwarze Corse — der es mit den Barbaren zu halten scheint, Niemand weiß recht warum — nahm ihn für mehr berauscht als er war.

Endlich kam die Nachricht, Amalafwintha sei zurückgekehrt, und so beruhigte sich allmählig Volk und Senat.“

„Du aber,“ sagte Petros, „hattest zum zweiten Mal Rom vor der Rache der Barbaren gerettet — ein unvergeßliches Verdienst, das dir die ganze Welt, zunächst aber die Regentin, danken muß.“

„Die Regentin — arme Frau!“ meinte Cethegus achselzuckend, „wer weiß wie lange die Gothen oder deine Gebieter zu Byzanz, sie noch werden auf dem Throne lassen.“

„Wie? da irrst du sehr!“ fiel Petros eifrig ein. „Meine Sendung hat vor Allem den Zweck, ihren Thron zu stützen; und bei dir wollte ich eben anfragen, wie man das am besten könne,“ setzte er pfiffig hinzu.

Aber der Präfect lehnte sein Haupt zurück an die Marmor-Wand und sah den Gesandten lächelnd an: „O Petros, o Petre,“ sagte er, „warum so verdeckt? Ich dünkte doch, wir kennten uns besser.“

„Was meinst du?“ fragte der Byzantiner besangen.

„Ich meine, daß wir nicht umsonst Recht und Geschichte mit einander studirt haben zu Berytus und Athen.

Ich meine, daß wir damals schon unzählige Male als Jünglinge, lustwandelnd und Weisheit austauschend,

zu dem Ergebniß gelangten: der Kaiser müsse diese Barbaren austreiben aus Italien und wieder zu Rom herrschen wie zu Byzanz.

Und da nun ich noch denke wie dazumal, wirst wohl auch du nicht ein Andrer geworden sein."

„Ich habe meine Ansicht der meines Herrn zu unterwerfen und Justinian —

„Erglühst natürlich für die Herrschaft der Barbaren in Italien.“

„Freilich,“ sagte der Rhetor, verlegen, „es könnten Fälle eintreten —“

„Petre,“ rief jetzt Cethegus, sich unwillig aufrichtend, „keine Phrasen mit mir und keine Lügen. Sie sind nicht angewandt bei mir.“

Sieh, Petros, es ist wieder dein alter Fehler: du bist immer zu pffiffig, um klug zu sein: du meinst, es muß immer gelogen sein und hast nie den Muth zur Wahrheit.

Man muß aber nur dann lügen, wenn man in seiner Lüge ganz sicher ist.

Wie kannst du mich darüber täuschen wollen, daß der Kaiser Italien wieder haben will?

Ob er die Regentin stürzen oder halten will, hängt davon ab, ob er glaubt ohne oder mit ihr leichter an's Ziel zu kommen.

Wie er hierüber denkt, das soll ich nicht erfahren.

Aber sieh', trotz all' deiner Verschmitztheit, wenn wir noch einmal zusammen gewesen, sag' ich dir in's Gesicht, was dein Kaiser hierin vor hat."

Ein boshaftes und bitteres Lächeln spielte um des Gesandten Mund:

„Noch immer so stolz, wie in der Dialektik zu Athen, sagte er giftig.“

„Jawohl und du weißt, zu Athen war ich immer der Erste, Prokopius der Zweite und erst der Dritte warst du.“

Da trat Syphax ein:

„Eine verhüllte Frau, o Herr,“ meldete er, „sie wartet dein im Zeussal.“

Sehr froh, diese Unterredung abgebrochen zu sehen, denn er fühlte sich dem Präfecten nicht gewachsen, grinste Petros:

„Nun, ich wünsche Glück zu solcher Störung.“

„Ja, dir!“ lächelte Cethegus und ging hinaus.

„Hochmüthiger, du sollst noch deinen Spott bereuen,“ dachte der Byzantiner.

Cethegus fand in dem Sale, welcher von einer schönen Zeusstatue des Glykon von Athen den Namen trug, eine in gothischer Tracht reich gekleidete Frau; sie schlug bei seinem Eintritt die Capuze des braunen Mantels zurück.

„Fürstin Gothelindis,“ fragte der Präfect überrascht, „was führt dich zu mir?“

„Die Rache!“ erwiderte eine heisere, unschöne Stimme und die Gothin trat dicht an ihn heran.

Sie zeigte scharfe, aber nicht häßliche Züge: und man hätte sie sogar schön nennen müssen, wenn nicht das linke Auge ausgeflossen und die ganze linke Wange durch eine

große Narbe entstellt gewesen wäre: diese Wunde schien jetzt frisch zu bluten, da dem leidenschaftlichen Weibe die Röhre in die Wangen schoß, wie sie bei jenem Wort die Faust ballte.

So tödtlicher Haß loderte aus dem einen grauen Auge, daß Cethegus unwillkürlich von ihr zurück trat.

„Rache?“ fragte er, „an wem?“

„An — davon später.“

„Bergieb“, sagte sie, sich fassend, „daß ich euch störe. Dein Freund Petros, der Rhetor von Byzanz, ist bei dir, nicht wahr?“

„Ja. Woher weißt du —“

„O, ich sah ihn vor der Coena durch deine Porticus eintreten,“ sagte sie gleichgültig.

„Das ist nicht wahr,“ sprach Cethegus im Geiste: „ich hab' ihn ja zur Gartenthür hereinführen lassen. Also haben sich die Beiden hier zusammenbestellt.“

Ich soll das nicht ahnen.

Aber was haben sie mit mir vor?“

„Ich will dich nicht lange hier fest halten,“ fuhr Gothelindis fort. „Ich habe nur Eine Frage an dich. Antworte kurz ja oder nein.“

Ich kann das Weib — die Tochter Theoderichs — stürzen und ich will's: bist du darin für mich oder gegen mich?“

„O, Freund Petros, dachte der Präfect, jetzt weiß ich bereits, was du mit Amalafwinthen vorhast.“

„Aber wir wollen sehen, wie weit ihr schon seid.“

„Gothelindis,“ hob er ausholend an, „du willst die

Regentin stürzen — das glaub' ich dir gern — aber daß du's kannst, bezweifle ich."

„Höre, dann entscheide ob ich's kann.

Das Weib hat die drei Herzoge ermorden lassen."

Cethegus zuckte die Achseln: „Das glauben manche Leute."

„Aber ich kann es beweisen."

„Das wäre," meinte Cethegus ungläubig.

„Herzog Thulun, wie du weißt, starb nicht sofort.

Er ward auf der ämilischen Straße überfallen, nahe bei meiner Villa zu Tannetum: meine Colonen fanden ihn und brachten ihn in mein Haus.

Du weißt, er war mein Better — ich bin aus dem Hause der Balthen — er verschied in meinen Armen."

„Nun, und was sagte der Kranke im Wundfieber?"

„Nichts Wundfieber!

Herzog Thulun traf noch im Stürzen den Mörder mit dem Schwert: er entkam nicht weit; meine Colonen suchten ihn und fanden ihn sterbend im nächsten Walde: er hat mir Alles gestanden."

Cethegus drückte nur unmerklich die Lippen zusammen.

„Nun, was war er? was hat er ausgesagt."

„Er war," sprach Gothelindis scharf, „ein isaurischer Söldner, ein Aufseher der Schanzarbeiten zu Rom und sagte aus: Cethegus, der Präfect, hat mich zur Regentin, die Regentin zu Herzog Thulun gesendet."

„Wer hörte dies Geständniß außer dir?" fragte Cethegus lauernd.

„Niemand. Und Niemand soll davon hören, wenn du zu mir stehst. Wenn aber nicht, dann —"



„Gothelindis,“ unterbrach der Präfect, „keine Drohung: sie nützt dir nichts.“

Du solltest einsehn, daß du mich dadurch nur erbittern, nicht zwingen kannst.

Ich lasse es im Nothfall zur offenen Anklage kommen: du bist als grimmige Feindin Amalafwinthens bekannt: dein Zeugniß allein — du warst unvorsichtig genug, zu gestehen, daß Niemand sonst das Geständniß gehört — wird weder sie noch mich verderben.

Zwingen kannst du mich zum Kampfe gegen die Regentin nicht: höchstens überreden, wenn du mir's als meinen eignen Vortheil darstellen kannst.

Und dazu will ich selbst dir einen Verbündeten schaffen.

Du kennst doch Petros, meinen Freund?“

„Genau, seit lange.“

„Erlaube, daß ich ihn zu dieser Unterredung herbeihole.“

Er ging in das Studirzimmer zurück.

„Petros, mein Besuch ist die Fürstin Gothelindis, Theodahads Gemahlin.

Sie wünscht uns beide zu sprechen.

Kennst du sie?“

„Ich? o nein; ich habe sie nie gesehen!“ sagte der Rhetor rasch.

„Gut; folge mir.“

Sowie sie in den Sal des Zeus traten, rief Gothelindis ihm entgegen:

„Begrüßt, alter Freund, Welch überraschend Wiedersehn.“

Petros verstummte.

Cethegus, die Hände auf den Rücken gelegt, weidete sich an der Bestürzung des Diplomaten von Byzanz.

Nach einer peinlichen Pause hob er an:

„Du siehst, Petros, immer zu pffiffig, immer unnöthige Feinheiten.“

Aber komm, laß dich eine entdeckte List mehr nicht so niederschlagen.

Ihr beide habt euch also verbunden, die Regentin zu stürzen.

Mich wollt' ihr gewinnen, euch dabei zu helfen.

Dazu muß ich genau wissen, was ihr weiter vorhabt.

Wen wollt ihr auf Amalafwinthens Thron setzen?

Denn noch ist der Weg für Justinian nicht frei.“

Beide schwiegen eine Weile. Es überraschte sie sein klares Durchschauen der Lage. Endlich sprach Gotthelindis:

„Theodahad, meinen Gemahl, den letzten der Amelungen.“

„Theodahad, den letzten der Amelungen,“ wiederholte Cethegus langsam.

Indessen überlegte er alle Gründe für und wider.

Er bedachte, daß Theodahad, unbeliebt bei den Gothen, durch Petros erhoben, bald ganz in der Hand der Byzantiner stehen und die Katastrophe durch Herbeiführung des Kaisers anders, früher als Er wollte, herbeiführen würde.

Er bedachte, daß er jedesfalls die Heere der Oströmer möglichst lange fern halten mußte und er beschloß bei sich, die gegenwärtige Lage und Amalafwintha aufrecht zu halten, da sie ihm Zeit zu seinen Vorbereitungen ließen.

„Al' das hatte er im Augenblick gedacht, erwogen, beschlossen.“

„Und wie wollt ihr nun eure Sache angehn?“ fragte er ruhig.

„Wir werden das Weib auffordern, zu Gunsten meines Gatten abzudanken, unter Androhung, sie des Mordes anzuklagen.“

„Und wenn sie's darauf wagt?“

„So vollführen wir die Drohung,“ sagte Petros, „und erregen unter den Gothen einen Sturm, der ihr —“

„Das Leben kostet,“ rief Gothelindis.

„Vielleicht die Krone kostet,“ sagte Cethegus.

„Aber gewiß sie nicht Theodahad zuwendet.“

Nein, wenn die Gothen einen König wählen, heißt er nicht Theodahad.“

„Nur zu wahr!“ knirschte Gothelindis.

„Dann könnte leicht ein König kommen, der uns Allen viel unerfreulicher wäre als Amalafwintha.“

Und deshalb sag' ich euch offen: „ich bin nicht für euch, ich halte die Regentin.“

„Wohl an,“ rief Gothelindis grimmig, sich zur Thüre wendend, „also Kampf zwischen uns, kommt, Petros.“

„Gemach, ihr Freunde,“ sprach der Byzantiner.

„Vielleicht ändert Cethegus seinen Sinn, wenn er dies Blatt gelesen.“

Und er reichte dem Präfecten jenen Brief, welchen Alexandros von Amalafwintha an Justinian überbracht.

Cethegus las: seine Züge verfinsterten sich.

„Nun,“ meinte Petros höhniſch, „willst du noch die Königin stützen, die dich dem Untergang geweiht?“

Wo warst du, wenn sie ihren Plan durchführte und deine Freunde nicht für dich wachten.“

Cethegus hörte ihn kaum.

„Armseliger, dachte er, als ob es das wäre!“

Als ob die Regentin daran nicht ganz recht hätte.

Als ob ich ihr das verargen könnte!“

Aber die Unvorsichtige hat bereits gethan, was ich von Theodahad erst fürchtete: sie hat sich selbst vernichtet und all' meine Pläne bedroht: sie hat die Byzantiner schon ins Land gerufen und sie werden jetzt kommen, ob sie noch will oder nicht.

So lange Amalafwintha Königin, wird Justinian ihren Beschützer spielen.“

Und nun wandte er sich scheinbar in großer Bestürzung an den Gesandten, den Brief zurückgebend:

„Und wenn sie ihren Entschluß durchführte, wenn sie auf dem Thron bliebe — bis wann können euere Heere landen?“

„Belisar ist schon auf dem Wege nach Sicilien,“ sagte Petros, stolz darauf, den Hochmüthigen eingeschüchtert zu haben, „in einer Woche kann er vor Rom liegen.“

„Unerhört,“ rief Cethegus in unverstellter Bewegung.

„Du siehst,“ sprach Gothelindis, welcher Petros in-

zwischen den Brief gereicht, „die du halten wolltest, will dich verderben. Komm ihr zuvor.“

„Und im Namen des Kaisers, meines Herrn, fordre ich dich auf, mir beizustehn, dies Gothenreich zu vernichten und Italien seiner Freiheit wiederzugeben.“

Man weiß am Kaiserhof dich und deinen Geist zu schätzen und nach dem Siege verheißt dir Justinian: — die Würde eines Senators zu Byzanz.“

„Ist's möglich!“ rief Cethegus.

„Aber nicht einmal diese höchste Ehre treibt mich dringender in euren Bund als die Entrüstung über die Undankbare, die zum Lohn für meine Dienste mein Leben bedroht. —

Du bist doch gewiß,“ fragte er ängstlich, „daß Belisar noch nicht landen wird?“

„Beruhige dich,“ lächelte Petros, „diese meine Hand ist's, die ihn herbei winkt, wann es Zeit.“

Erst muß Amalafwintha durch Theodahad ersetzt sein.“

„Gut,“ dachte Cethegus, „Zeit gewonnen, Alles gewonnen.“

Und nicht eher soll der Byzantiner landen, bis ich ihn an der Spitze des bewaffneten Italiens empfangen kann.“

„Ich bin der eure,“ sprach er, „und ich denke, ich werde die Regentin dahin bringen, deinem Gatten mit eigner Hand die Krone aufs Haupt zu setzen.“

Amalafwintha soll dem Scepter entsagen.“

„Nie thut sie das!“ rief Gothelindis.

„Vielleicht doch! Ihr Edelmuth ist noch größer als ihr Herrscherstolz.“

Man kann seine Feinde auch durch ihre Tugenden verderben, sagte Gethagus nachsinnend.

„Ich bin meiner Sache gewiß und ich grüße dich, Königin der Gothen!“ schloß er mit leichter Verbeugung.

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

---

Die Regentin Amalafwintha stand in der Zeit nach der Beseitigung der drei Herzoge in einer abwartenden Haltung.

Hatte sie durch den Fall der Häupter der Adelsopposition etwas mehr freie Hand gewonnen, so stand doch die Volksversammlung zu Negeta bei Rom in naher Aussicht, in welcher sie sich von dem Verdacht des Mordes völlig reinigen oder die Krone, vielleicht das Leben, lassen mußte.

Nur bis dahin hatten ihr Witichis und die Seinen ihren Schutz zugesagt.

Sie spannte deßhalb ihre Kräfte an, ihre Stellung bis zu jener Entscheidung nach allen Seiten zu befestigen.

Von Cethegus hoffte sie nichts mehr: sie hatte seine kalte Selbstsucht durchschaut; doch vertraute sie, daß die Italier und die Verschwornen in den Katakomben, an deren Spitze ja ihr Name stand, ihre römernfreundliche Herrschaft einem aus der rauhen Gothenpartei hervorgegangenen König vorziehen würden.

Sehnlich wünschte sie das Eintreffen der vom Kaiser erbetenen Leibwache herbei, um für den ersten Augen-

blick der Gefahr eine Stütze zu haben: und eifrig war sie bemüht, unter den Gothen selbst die Zahl ihrer Freunde zu vermehren.

Sie berief mehrere der alten Gefolgsleute ihres Vaters, eifrige Anhänger des Hauses der Amaler, greise Helden von großem Namen im Volk, Waffenbrüder und beinahe Jugendgenossen des alten Hildebrand, zu sich nach Ravenna, besonders den weißbärtigen Grippa, den Mundschent Theoderichs, der dem Waffenmeister an Ruhm und Ansehn kaum nachstand: sie überhäufte ihn und die andern Gefolgen mit Ehren, übertrug Grippa und seinen Freunden das Castell von Ravenna und ließ sie schwören, diese Beste dem Geschlecht der Amaler sicher zu erhalten.

Wenn die Verbindung mit diesen volkbeliebten Namen eine Art von Gegengewicht wider Hildebrand, Witichis und ihre Freunde schaffen sollte — und Witichis konnte die Auszeichnung der Freunde Theoderichs nicht als staatsgefährlich verhindern — so sah sich die Königin auch gegen die Adelspartei der Balthen und ihrer Bluträcher nach einer Stütze um.

Sie erkannte diese mit scharfem Blick in dem edeln Hause der Wölsungen, nach den Amalern und Balthen der dritthöchsten Adelsstippe unter den Gothen, reich begütert und einflußreich in dem mittleren Italien, deren Häupter dormalen zwei Brüder, Herzog Guntharis und Graf Arahad, waren.

Diese zu gewinnen hatte sie ein besonders wirksames Mittel eronnen: sie bot für die Freundschaft der Wöl-



sungen keinen geringern Preis als die Hand ihrer schönen Tochter. —

Zu Ravenna in einem reich geschmückten Gemach standen Mutter und Tochter in ernstem, aber nicht vertraulichem Gespräch hierüber.

Mit hastigen Schritten, fremd ihrer sonstigen Ruhe, durchmaß die junonische Gestalt der Regentin den schmalen Raum, manchmal mit einem zornigen Blick das herrliche Geschöpf messend, welches ruhig und gesenkten Auges vor ihr stand, die linke Hand in die Hüfte, die Rechte auf die Platte des Marmortisches gestützt.

„Besinne dich wohl,“ rief Amalafwintha heftig, plötzlich stehen bleibend, „besinne dich anders. Ich gebe dir noch drei Tage Bedenkzeit.“

„Das ist umsonst: ich werde immer sprechen wie heute,“ sagte Matafwintha, die Augen nicht erhebend.

„So sage nur, was du an Graf Arahad auszusetzen hast.“

„Nichts, als daß ich ihn nicht liebe.“

Die Königin schien dies gar nicht zu hören.

„Es ist doch in diesem Fall ganz anders als damals, da du mit Cyprianus vermählt werden solltest. Er war alt und — was in deinen Augen vielleicht ein Nachtheil“ — fügte sie bitter hinzu — „ein Römer!“

„Und doch ward ich um meiner Weigerung willen nach Tarentum verbannt.“

„Ich hoffte, Strenge würde dich heilen. Monde lang halt' ich dich ferne von meinem Hof, von meinem Mutterherzen“ —

Mataswintha verzog die schöne Lippe zu einem herben Lächeln.

„Umsonst! ich rufe dich zurück“ —

„Du irrst. Mein Bruder Athalarich hat mich zurückgerufen.“

„Ein anderer Freier wird dir vorgeschlagen. Jung, blühend schön, ein Gothe von edelstem Adel, sein Haus jezt das zweite im Reich.“

Du weißt, du ahnst wenigstens, wie sehr mein rings bedrängter Thron der Stütze bedarf: er und sein kriegsgewaltiger Bruder verheißten uns die Hülfe ihrer ganzen Macht: Graf Arahad liebt dich und du — du schlägst ihn aus! Warum? Sage warum?“

„Weil ich ihn nicht liebe.“

„Albernes Mädchengerede. Du bist eine Königstochter — du hast dich deinem Hause, deinem Reiche zu opfern.“

„Ich bin ein Weib, sagte Mataswintha, die blitzenden Augen aufschlagend, und opfre mein Herz keiner Macht im Himmel und auf Erden.“ —

„Und so spricht meine Tochter!

Sieh auf mich, thörichtes Kind.

Großes hab' ich erstrebt und erreicht.

So lange Menschen das Hohe bewundern, werden sie meinen Namen nennen.

Ich habe Alles gewonnen was das Leben Herrlichstes bietet und doch hab' ich —

„Nie geliebt. Ich weiß es,“ seufzte ihre Tochter.

„Du weißt es?“

„Ja, es war der Fluch meiner Kindheit.“

Wohl war ich noch ein Kind, als mein geliebter Vater starb: ich wußte es nicht zu sagen, aber ich konnte es empfinden, damals schon, daß seinem Herzen etwas fehle, wenn er seufzend, mit schmerzlicher Liebe, Athalarich und mich umsing und küßte und wieder seufzte.

Und ich liebte ihn darum desto inniger, daß ich fühlte, er suchte Liebe, die ihm fehlte.

Jetzt freilich weiß ich längst, was mich damals unerklärlich peinigte: du wardst unseres Vaters Weib, weil er nach Theoderich der nächste am Thron: aus Herrschsucht, nicht aus Liebe, wardst du sein und nur kalten Stolz hattest du für sein warmes Herz."

Ueberrascht blieb Amalafwintha stehen: „Du bist sehr kühn.“

„Ich bin deine Tochter.“

„Du redest von der Liebe so vertraut — du kennst sie besser scheint's mit zwanzig als ich mit vierzig Jahren — du liebst! rief sie schnell, und daher dieser Starrsinn.“

Matafwintha erröthete und schwieg.

„Rede, rief die erzürnte Mutter, gesteh' es oder leugne!“

Matafwintha senkte die Augen und schwieg: nie war sie so schön gewesen.

„Willst du die Wahrheit verleugnen? Bist du feige, Amelungentochter?“

Stolz schlug das Mädchen die Augen auf:

„Ich bin nicht feige und ich verleugne die Wahrheit nicht. Ja, ich liebe.“

„Und wen, Unselige?“

„Das wird mir kein Gott entreißen.“

Und so entschieden sah sie dabei aus, daß Amalasintha keinen Versuch machte, es zu erfahren.

„Wohlan,“ sagte sie, „meine Tochter ist kein gewöhnlich Wesen. So fordere ich das Ungewöhnliche von dir: dein Alles dem Höchsten zu opfern.“

„Ja, Mutter, ich trage im Herzen einen hohen Traum. Er ist mein Höchstes. Ihm will ich Alles opfern.“

„Mataswintha, sprach die Regentin, wie unförmlich! Sieh, dich hat Gott vor Tausenden gesegnet an Herrlichkeit des Leibes und der Seele: du bist zur Königin geboren.“

„Eine Königin der Liebe will ich werden. Sie preisen mich alle um meine Weibesschönheit: wohlan: ich hab' mir's vorgesteckt, liebend und geliebt, beglückend und beglückt, ein Weib zu sein.“

„Ein Weib! ist das dein ganzer Ehrgeiz!“

„Mein ganzer. O wär' es auch der deine gewesen!“

„Und der Enkelin Theoderichs gilt das Reich und die Krone nichts? Und nichts dein Volk, die Gothen?“

„Nein, Mutter,“ sagte Mataswintha ernst: „es schmerzt mich beinahe, es beschämt mich: aber ich kann mich nicht zwingen zu dem, was ich nicht fühle: ich empfinde nichts bei dem Worte „Gothen“: vielleicht ist es nicht meine Schuld: du hast von jeher diese Gothen verachtet, diese Barbaren gering geschätzt: das waren die ersten Eindrücker: sie sind geblieben.“

Und ich hatte diese Krone, dieses Gothenreich: es hat in deiner Brust dem Vater, dem Bruder, mir den

Platz fort genommen. Diese Gothenkrone, nichts ist sie mir von je gewesen und geblieben als eine verhaßte, feindliche Macht.“

„O mein Kind, weh' mir, wenn ich das verschuldet hätte!“

„Und thust du's nicht um des Reiches, o thu's um meinethwillen. Ich bin so gut wie verloren ohne die Wölfsungen. Thu's um meiner Liebe willen.“

Und sie faßte ihre Hand. —

Mataswintha entzog sie mit bitterem Lächeln: „Mutter, entweihe den höchsten Namen nicht. Deine Liebe!

Du hast mich nie geliebt.

Nicht mich, nicht den Bruder, nicht den Vater.“

„Mein Kind! Was hätt' ich geliebt, wenn nicht euch!“

„Die Krone, Mutter, und diese verhaßte Herrschaft. Wie oft hast du mich von dir gestoßen vor Athalarichs Geburt, weil ich ein Mädchen war und du einen Thronerben wolltest.

Denke an meines Vaters Grab und an —“

„Laß ab“, winkte Amalafwintha.

„Und Athalarich? Hast du ihn geliebt, oder vielmehr sein Recht auf den Thron?“

O wie oft haben wir armen Kinder geweint, wenn wir die Mutter suchten und die Königin fanden.“

„Du hast mir nie geklagt. Erst jetzt, da du mir Opfer bringen sollst.“

„Mutter, es gilt ja auch jetzt nicht dir, nur deiner Krone, deiner Herrschaft.

Leg' diese Krone ab und du bist aller Sorgen frei.

Die Krone hat dir und uns Allen kein Glück, nur Schmerzen gebracht.

Nicht du bist bedroht: dir wollt' ich Alles opfern — nur dein Thron, nur der goldne Reif des Gothenreichs, der Götze deines Herzens, der Fluch meines Lebens: nie werd' ich dieser Krone meine Liebe opfern, nie, nie, nie!"

Und sie kreuzte die weißen Arme über ihrer Brust, als wollte sie die Liebe darin beschirmen.

„Ha, sagte die Königin zürnend, selbstisches, herzloses Kind!"

Du gestehst, daß du kein Herz hast für dein Volk, für die Krone deiner großen Ahnen — du gehorchst nicht freiwillig der Stimme der Ehre, des Ruhmes deines Hauses — wohl, so gehorche dem Zwang.

Du sprichst mir die Liebe ab, so erfahre meine Strenge.

Zur Stunde verläßt du mit deinem Gefolge Ravenna.

Du gehst als Gast nach Florentia in das Haus des Herzog Guntharis: seine Gattin hat dich geladen.

Graf Arahad wird deine Reise begleiten.

Verlaß mich. Die Zeit wird dich beugen."

„Mich?" sprach Matafwintha, sich hoch aufrichtend: „keine Ewigkeit!"

Schweigend blickte ihr die Königin nach: die Anklagen der Tochter hatten einen mächtigeren Eindruck auf sie gemacht als sie zeigen wollte.

„Herrschaft?" sagte sie zu sich selbst. „Nein, das ist es nicht, was mich erfüllt."

Ich fühlte, daß ich dies Reich schirmen und beglücken konnte, darum liebte ich die Krone.

Und gewiß, ich könnte, wie mein Leben, so meine Krone, opfern, verlangte es das Heil meines Volks.

„Könntest du das, Amalafwintha?“ fragte sie sich, zweifelnd die Linke auf die Brust legend.

Sie ward aus ihrem Sinnen geweckt durch Cassiodorius, der langsam und gesenkten Hauptes eintrat.

„Nun,“ rief Amalafwintha, erschreckt von dem Ausdruck seiner Züge, bringst du ein Unglück?“

„Nein, nur eine Frage.“

„Welche Frage?“

„Königin,“ hob der Alte feierlich an, „ich habe deinem Vater und dir dreißig Jahre lang gedient, treu und eifrig, ein Römer den Barbaren, weil ich eure Tugenden ehrte und weil ich glaubte, Italien, der Freiheit nicht mehr fähig, sei unter eurer Herrschaft am Sichersten geborgen: denn eure Herrschaft war gerecht und mild.“

Ich habe fort gedient, obwohl ich meiner Freunde, Boëthius und Symmachus, Blut fließen sah, wie ich glaube, unschuldig Blut: aber sie starben durch offnes Gericht, nicht durch Mord. Ich mußte deinen Vater ehren, auch wo ich ihn nicht loben konnte. Jetzt aber —“

„Nun, jetzt aber?“ fragte die Königin stolz.

„Jetzt komme ich, von meiner vieljährigen Freundin, ich darf sagen, meiner Schülerin —“

„Du darfst es sagen,“ sprach Amalafwintha weicher.

„Von des großen Theoderich edler Tochter ein einfach schlichtes Wort, ein Ja zu erbitten.“

Kannst du dies Ja sprechen — ich flehe zu Gott, daß du es könntest — so will ich dir dienen treu wie je, so lang es dieses greise Haupt vermag.“

„Und kann ich's nicht?“

„Und könntest du es nicht, o Königin,“ rief der Alte schmerzlich, „o dann Lebwohl dir und meiner letzten Freude an dieser Welt.“

„Und was hast du zu fragen?“

„Amalafwintha, du weißt ich war fern an der Nordgrenze des Reichs, als hier der Aufstand losbrach, als jene furchtbare Kunde, jene furchtbare Anklage sich erhob.

Ich glaubte nichts — ich flog hieher von Tridentum. —

Seit zwei Tagen bin ich hier und keine Stunde vergeht, keinen Gothen spreche ich, ohne daß die schwere Klage mir schwerer auf's Herz fällt.

Und auch du bist verwandelt, ungleich, unstät, unruhig — und doch will ich's nicht glauben. — Ein treues Wort von dir soll all' diese Nebel zerstreuen.

„Wozu die vielen Worte,“ rief sie, auf die Armlehne des Thrones sich stützend, „sage kurz, was hast du zu fragen?“

„Sprich nur ein schlichtes Ja: bist du schuldlos an dem Tode der drei Herzoge?“

„Und wenn ich es nicht wäre, — haben sie nicht reichlich den Tod verdient?“

„Amalafwintha, ich bitte dich: sage ja.“

„Du nimmst ja auf einmal großen Antheil an den gothischen Rebellen!“



„Ich beschwöre dich,“ rief der Greis auf die Kniee fallend, „Tochter Theoderichs, sage ja, wenn du kannst.“

„Steh auf,“ sprach sie finster sich abwendend, „du hast kein Recht, so zu fragen.“

„Nein,“ sagte der Alte ruhig aufstehend, „mein, jetzt nicht mehr.“

Denn von diesem Augenblick an gehör' ich der Welt nicht mehr an.“

„Cassiodor!“ rief die Königin erschrocken.

„Hier ist der Schlüssel zu meinen Gemächern in dieser Königsburg: du findest darin alle Geschenke, die ich von dir und Theoderich erhalten, die Urkunden meiner Würden, die Abzeichen meiner Aemter. Ich gehe.“

„Wohin, mein alter Freund, wohin?“

„In das Kloster, das ich gegründet zu Squillacium in Apulien.“

Fortan werd' ich, fern den Werken der Könige, nur die Werke Gottes auf Erden verwalten: längst verlangt meine Seele nach Frieden, und jetzt hab' ich auf Erden nichts mehr, was mir theuer.

Noch einen Rath will ich dir scheidend geben: lege das Scepter aus der blutbefleckten Hand: sie kann diesem Reiche nicht mehr Segen, nur Fluch kann sie ihm bringen.

Denke an das Heil deiner Seele, Tochter Theoderichs: Gott sei dir gnädig.“

Und ehe sie sich von ihrer Bestürzung erholt, war er verschwunden.

Sie wollte ihm nachhelfen, ihn zurückrufen, aber an dem Vorhang trat ihr Petros, der Gesandte von Byzanz, entgegen.

„Königin,“ sagte er rasch und leise, „bleib' und höre mich. Es gilt ein dringendes Wort. Man folgt mir auf dem Fuß.“

„Wer folgt dir?“

„Leute, die es nicht so gut meinen mit dir als ich. Täusche dich nicht länger: die Geschicke dieses Reiches erfüllen sich: du hältst sie nicht mehr auf, so rette für dich was zu retten ist: ich wiederhole meinen Vorschlag.“

„Welchen Vorschlag?“

„Den von gestern.“

„Den der Schande, des Verraths! Niemals!“

Ich werde diese Beleidigung deinem Herrn, dem Kaiser, melden und ihn bitten, dich abzurufen.

Mit dir verhandle ich nicht mehr.“

„Königin, es ist nicht mehr Zeit, dich zu schonen. Der nächste Gesandte Justinian's heißt Belisar und kommt mit einem Heere.“

„Unmöglich!“ rief die verlass'ne Fürstin. Ich nehme meine Bitte zurück.“

„Zu spät. Belisars Flotte liegt schon bei Sicilien.“

Den Vorschlag, den ich dir gestern als meinen Gedanken mittheilte, hast du als solchen verworfen.

Bernimm: nicht ich, der Kaiser Justinian selbst ist es, der ihn ausspricht als letztes Zeichen seiner Huld.“

„Justinian, mein Freund, mein Schützer, will mich

und mein Reich verderben!“ rief Amalafwintha, der es schrecklich tagte.

„Nicht dich verderben, dich erretten!“

Wiedergewinnen will er dies Italien, die Wiege des römischen Reich's: dieser unnatürliche, unmögliche Staat der Gothen, er ist gerichtet und verloren.

Trenne dich von dem sinkenden Fahrzeug.

Justinian reicht dir die Freundeshand, die Kaiserin bietet dir ein Asyl an ihrem Herzen, wenn du Neapolis, Rom, Ravenna und alle Festungen in Belisar's Hände lieferst und geschehen läßt, daß die Gothen entwaffnet über die Alpen geführt werden.“

„Elender, soll ich mein Volk verrathen, wie ihr mich? Zu spät erkenne ich eure Lücke!“

Eure Hülfe rief ich an und ihr wollt mich verderben.“

„Nicht dich, nur die Barbaren.“

„Diese Barbaren sind mein Volk, sind meine einzigen Freunde: ich erkenne es jetzt und ich stehe zu ihnen in Tod und Leben.“

„Aber sie steh'n nicht mehr zu dir.“

„Bewegner! fort aus meinen Augen, fort von meinem Hof.“

„Du willst nicht hören?“

Merke wohl, o Königin, nur unter jener Bedingung bürg' ich für dein Leben.“

„Für mein Leben bürgt mein Volk in Waffen.“

„Schwerlich. Zum letzten Male frag' ich dich —“

„Schweig. Ich lief're die Krone nicht ohne Kampf an Justinian.“

„Wohlan,“ sagte Petros zu sich selbst, „so muß es ein Anderer thun. —

Tretet ein, ihr Freunde,“ rief er hinaus. —

Aber aus dem Vorhang trat langsam mit gekreuzten Armen Cethegus.

„Wo ist Gothelindis? wo Theodahad?“ flüsterte Petros. —

Seine Bestürzung entging der Fürstin nicht.

„Ich ließ sie vor dem Palast.

Die beiden Weiber hassen sich zu grimmig.

Ihre Leidenschaft würde Alles verderben.“

„Du bist mein guter Engel nicht, Präfect von Rom,“ sprach Amalafwintha finster und von ihm zurückweichend.

„Diesmal vielleicht doch,“ flüsterte Cethegus auf sie zuschreitend.

„Du hast die Vorschläge von Byzanz verworfen? Das erwartete ich von dir.

Entlaß den falschen Griechen.“

Auf einen Wink der Königin trat Petros in ein Seitengemach.

„Was bringst du mir, Cethegus! Ich traue dir nicht mehr!“

„Du hast, statt mir zu trauen, dem Kaiser vertraut und du siehst den Erfolg.“

„Ich sehe ihn,“ sagte sie schmerzlich.

„Königin, ich habe dich nie belogen und getäuscht darin: ich liebe Italien und Rom mehr als deine Gothen: du wirst dich erinnern, ich habe dir dies niemals verhehlt.“

„Ich weiß es und kann es nicht tadeln.“

„Am liebsten säh' ich Italien frei.

Muß es dienen, so dien' es nicht dem tyrannischen Byzanz, sondern euch, der milden Hand der Gothen.

Das war von je mein Gedanke, das ist er noch heute.

„Um Byzanz abzuhalten, will ich dein Reich erhalten: aber offen sag' ich dir, du, deine Herrschaft läßt sich nicht mehr stützen.

Kußt du zum Kampfe gegen Byzanz, so werden dir die Gothen nicht mehr folgen, die Italiier nicht vertrauen.“

„Und warum nicht? Was trennt mich von den Italiern und von meinem Volk?“

„Deine eignen Thaten.

Zwei unselige Documente, in der Hand des Kaisers Justinian.

Du selbst hast zuerst feine Waffen in's Land gerufen, eine Leibwache von Byzanz!“

Amalafwintha erbleichte: „Du weißt —“

„Leider nicht nur ich, sondern meine Freunde, die Verschworenen in den Katakomben: Petros hat ihnen den Brief mitgetheilt: sie fluchen dir.“

„So bleiben mir meine Gothen.“

„Nicht mehr.

Nicht blos der ganze Anhang der Valthen steht dir nach dem Leben — die Verschworenen von Rom haben im Zorn über dich beschloffen, so wie der Kampf entbrennt, aller Welt kund zu thun, daß dein Name an ihrer Spitze stand gegen die Gothen, gegen dein Volk.

Jenes Blatt mit deinem Namen ist nicht mehr in meiner Hand, es liegt im Archiv der Verschwörung."

„Ungetreuer!“

„Wie konnte ich wissen, daß du hinter meinem Rücken mit Byzanz verkehrst und dadurch meine Freunde dir verfeindest.“

Du siehst: Byzanz, Gothen, Italier, Alles steht gegen dich.

Beginnt nun der Kampf gegen Byzanz unter deiner Führung, so wird Uneinigkeit Italier und Barbaren spalten, Niemand dir gehorchen, und dies Reich hilflos vor Belisar erliegen.

Amalafwintha, es gilt ein Opfer: ich fordre es von dir im Namen Italiens, deines und meines Volks.“

„Welches Opfer? ich bringe jedes.“

„Das Höchste: deine Krone.“

Uebergieb sie einem Mann, der Gothen und Italier gegen Byzanz zu vereinen vermag und rette dein Volk und meines.“

Amalafwintha sah ihn forschend an: es kämpfte und rang in ihrer Brust.

„Meine Krone! sie war mir sehr theuer.“

„Ich habe Amalafwinthen stets jedes höchsten Opfers fähig gehalten.“

„Darf ich, kann ich deinem Rathe trauen!“

„Wenn der dir süß wäre, dürftest du zweifeln.“

Wenn ich deinem Stolze schmeichelte, dürftest du mißtrauen: aber ich rathe dir die bittere Arznei der Entfagung.

Ich wende mich an deinen Edelsinn, an deinen Opfermuth: laß mich nicht zu Schanden werden.“

„Dein letzter Rath war ein Verbrechen,“ sagte Amalafwintha schauernd.

„Ich hielt deinen Thron durch jedes Mittel, so lang er zu halten war, so lang er Italien nützte: jetzt schadet er Italien und ich verlange, daß du dein Volk mehr liebst als dein Scepter.“

„Bei Gott! du irrst darin nicht: für mein Volk hab' ich mich nicht gescheut, fremdes Leben zu opfern, — sie verweilte gern bei diesem Gedanken, der ihr Gewissen beschwichtigte, — ich werde mich nicht weigern, jetzt — aber wer soll mein Nachfolger werden?“

„Dein Erbe, dem die Krone gebührt, der letzte der Amaler.“

„Wie? Theodahad, der Schwächling?“

„Er ist kein Held, das ist wahr.“

Aber die Helden werden ihm gehorchen, dem Neffen Theoderichs, wenn du ihn einsetzest.“

Und bedenke noch Eins: seine römische Bildung hat ihm die Römer gewonnen: ihm werden sie beistehen: einen König nach des alten Hildebrand, nach Teja's Herzen würden sie hassen und fürchten.“

„Und mit Recht; sagte die Regentin sinnend: aber Godelindis Königin!“

Da trat Cethegus ihr näher und sah ihr scharf in's Auge:

„So klein ist Amalafwintha nicht, daß sie kläglicher Weiberfeindschaft gedenkt, wo es edler Entschlüsse bedarf.“

Du erschienst mir von jeher größer als dein Geschlecht. Beweis' es jetzt.

Entscheide dich!"

„Nicht jetzt,“ sprach Amalafwintha, „meine Stirne glüht, und verwirrend pocht mein Herz.

Laß mir diese Nacht, mich zu fassen.

Du hast mir Entfagung zugetraut: ich danke dir.

Morgen die Entscheidung.“





# Ein Kampf um Rom.



Zweiter Band.



# Ein Kampf um Rom.



Historischer Roman

von

Felix Dahn.

Motto:

„Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal,  
So ist's der Muth, der's unerschütteret trägt.“

Weibel.

Zweiter Band.

Vierzehnte Auflage.



Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1888.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Viertes Buch.

# Theodahad.

---

„Nachbarn zu haben schien Theodahad  
eine Art von Unglück.“

Prosep, Gotzenkrieg I. 3.



## Erstes Capitel.

---

Am andern Morgen verkündete ein Manifest dem staunenden Ravenna, daß die Tochter Theoderichs zu Gunsten ihres Veters Theodahad auf die Krone verzichtet und daß dieser, der letzte Mannesproß der Aemelingen, den Thron bestiegen habe.

Italien und Gothen wurden aufgefordert, dem neuen Herrscher den Eid der Treue zu schwören.

So hatte Cethegus richtig gerechnet.

Das Gewissen der unseligen Frau fühlte sich durch manche Thorheit, ja durch blut'ge Schuld schwer belastet: edle Naturen suchen Erleichterung und Buße in Opfer und Entfagung: durch ihrer Tochter und Cassiodors Anklagen war ihr Herz mächtig bewegt worden und der Präfect hatte sie in günstiger Stimmung für seinen Rath gefunden.

Weil er so bitter war, befolgte sie ihn: ja sie hatte, um ihr Volk zu retten und ihre Schuld zu sühnen, sich noch weitere Demüthigungen vorgesteckt.

Ohne Schwierigkeit vollzog sich der Thronwechsel.

Die Italier zu Ravenna waren zu einer Erhebung

keineswegs vorbereitet und wurden von Cethegus auf gelegnere Zeit vertröstet.

Auch war der neue König als Freund römischer Bildung bei ihnen bekannt und beliebt.

Die Gothen freilich schienen sich nicht ohne Weiteres den Tausch gefallen lassen zu wollen.

Fürst Theodahad war allerdings ein Mann — das empfahl ihn gegenüber Amalafwinthen — und ein Amaler: das wog schwer zu seinen Gunsten gegenüber jedem andern Bewerber um die Krone.

Aber im Uebrigen war er im Volke der Gothen keineswegs hoch angesehen.

Unkriegerisch und feige, verweichlicht an Leib und Seele hatte er keine der Eigenschaften, welche die Germanen von ihren Königen forderten.

Nur Eine Leidenschaft erfüllte seine Seele: Habsucht, unersättliche Goldgier.

Reich begütert in Tusciën lebte er mit allen seinen Nachbarn in ewigen Processen: mit List und Gewalt und dem Schwergewicht seiner königlichen Geburt mußte er seinen Grundbesitz nach allen Seiten auszudehnen und die Ländereien weit in der Runde an sich zu reißen: „denn — sagt ein gleichzeitiger Autor — Nachbarn zu haben schien dem Theodahad eine Art von Unglück.“

Dabei war seine schwache Seele vollständig abhängig von der bössartigen, aber kräftigen Natur seines Weibes.

Einen solchen König sahen denn die Tüchtigsten unter den Gothen nicht gern auf dem Throne Theoderichs.

Und kaum war das Manifest Amalafwinthens bekannt



geworden, als Graf Teja, der kurz zuvor mit Hildebad in Ravenna angekommen war, diesen sowie den alten Waffenmeister und den Grafen Witichis zu sich beschied und sie aufforderte, die Unzufriedenheit des Volkes zu steigern, zu leiten und einen Würdigern an Theodahads Stelle zu setzen.

„Ihr wißt,“ schloß er seine Worte, „wie günstig die Stimmung im Volke.“

Seit jener Bundesnacht im Mercuriustempel haben wir unablässig im Volk geschürt und Großes ist schon gelungen: des edeln Athalarich Aufschwung, der Sieg am Epiphaniassfeste, das Zurückholen Amalastwinthens, wir haben es bewirkt.

Jetzt winkt die günstige Gelegenheit.

Soll an des Weibes Stelle treten ein Mann, der schwächer als ein Weib?

Haben wir keinen Würdigern mehr als Theodahad im Volk der Gothen?“

„Recht hat er, bei'm Donner und Strahl,“ rief Hildebad.

„Fort mit diesen verwehten Amalern! Einen Heldenkönig hebt auf den Schild und schlägt los nach allen Seiten. Fort mit dem Amaler!“

„Nein,“ sagte Witichis, ruhig vor sich hinblickend, „noch nicht!“

Vielleicht, daß es noch einmal so kommen muß: aber nicht früher darf es geschehen als es muß.

Der Anhang der Amaler ist groß im Volk: nur mit Gewalt würde Theodahad den Reichthum, Gothelindis

die Macht der Krone sich entwinden lassen: sie würden stark genug sein, wenn nicht zum Siege, doch zum Kampf.

Kampf aber unter den Söhnen eines Volks ist schrecklich, nur die Nothwendigkeit kann ihn rechtfertigen.

Die ist noch nicht da.

Theodahad mag sich bewähren: er ist schwach, so wird er sich leiten lassen.

Hat er sich unfähig erwiesen, so ist's noch immer Zeit."

„Wer weiß, ob dann noch Zeit ist," warnte Teja.

„Was räthst du, Alter?" fragte Hildebad, auf welchen die Gründe des Grafen Witichis nicht ohne Wirkung blieben.

„Brüder," sagte der Waffenmeister, seinen langen Bart streichend, „ihr habt die Wahl, darum die Dual.

Mir sind beide erspart: ich bin gebunden.

Die alten Gefolgen des großen Königs haben einen Eid gethan, so lang sein Haus lebt, keinem Fremden die Gothenkrone zuzuwenden."

„Welch thörichter Eid!" rief Hildebad.

„Ich bin alt und nenn' ihn nicht thöricht.

Ich weiß, welcher Segen auf der festen, heiligen Ordnung des Erbgangs ruht.

Und die Amaler sind Söhne der Götter," schloß er geheimnißvoll.

„Ein schöner Göttersohn, Theodahad!" lachte Hildebad.

„Schweig," rief zornig der Alte, „das begreift ihr nicht mehr, ihr neuen Menschen.

Ihr wollt Alles fassen und verstehen mit eurem  
täglichen Verstand.

Das Räthsel, das Geheimniß, das Wunder, der  
Zauber, der im Blute liegt — dafür habt ihr den Sinn  
verloren.

Darum schweig' ich von solchen Dingen zu euch.

Aber ihr macht mich nicht mehr anders mit meinen  
bald hundert Jahren.

Thut ihr, was ihr wollt, ich thue, was ich muß."

„Nun," sprach Graf Teja nachgebend, „auf euer Haupt  
die Schuld. Aber wenn dieser letzte Amaler dahin" —

„Dann ist das Gefolge seines Schwures frei."

„Vielleicht," schloß Witichis, „ist es ein Glück, daß auch  
uns dein Eid die Wahl erspart: denn gewiß wollen  
wir keinen Herrscher, den du nicht anerkennen könntest.  
Sehen wir denn, das Volk zu beschwichtigen und tragen  
wir diesen König — so lang er zu tragen ist."

„Aber keine Stunde länger," sagte Teja und ging  
zürnend hinaus. —

---

## Zweites Capitel.

---

Am nämlichen Tage noch wurden Theodahad und Gothelindis mit der alten Krone der Gothenkönige gekrönt.

Ein reiches Festmal, besucht von allen römischen und gothischen Großen des Hofes und der Stadt, belebte den weiten Palast Theoderichs und den sonst so stillen Garten, den wir als den Schauplatz von Athalarichs und Camilla's Liebe kennen gelernt.

Bis tief in die Nacht währte das lärmende Gelage.

Der neue König, kein Freund der Becher und barbarischer Festfreuden, hatte sich frühe zurückgezogen.

Gothelindis dagegen konnte sich gern in dem Glanz ihrer jungen Herrlichkeit: stolz prangte sie auf ihrem Purpursitz, die goldene Zadenkrone im dunkeln Haar.

Sie schien ganz Ohr für die lauten Jubelrufe, welche ihren und ihres Gatten Namen feierten.

Und doch hatte ihr Herz dabei nur Eine Freude: den Gedanken, daß dieser Jubel hinunter dringen müsse bis in die Königsgruft, wo Amalafwintha, die verhaßte, besiegte Feindin, am Sarkophage ihres Sohnes trauerte.

Unter der Menge von jenen Gästen, welche immer

fröhlich sind, wenn sie bei vollen Bechern sitzen, war doch auch so manches ernstere Gesicht zu bemerken: mancher Römer, der auf dem leeren Thron da oben lieber den Kaiser gesehen hätte: so mancher Gothe, der in der gefährlichen Lage des Reiches einem König wie Theodahad nicht ohne Sorge huldigen konnte.

Zu letzteren zählte Witichis, dessen Gedanken nicht unter dem franzgeschmückten Säulendach der Trinkhalle zu weilen schienen.

Unberührt stand die goldne Schale vor ihm und auf den lauten Zuruf Hildebads, der ihm gegenüber saß, achtete er kaum.

Endlich — schon brannten längst im Sale die Lampen und am Himmel die Sterne — stand er auf und ging hinaus in das grüne Dunkel des Gartens.

Langsam wandelte er durch die Larusgänge dahin: sein Auge hing an den funkelnden Sternen.

Sein Herz war daheim bei seinem Weibe, bei seinem Anaben, die er monatelang nicht mehr gesehen.

So führte ihn sein sinnendes Wandeln an den Benustempel bei der Meeresbucht, die wir kennen.

Er sah hinaus nach der flimmernden See — da blitzte etwas dicht vor seinen Füßen im schwachen Mondlicht: es war eine Rüstung, daneben die kleine, gothische Harfe: ein Mann lag vor ihm im weichen Grase und ein bleiches Antlitz hob sich ihm entgegen.

„Du hier, Teja? Du warst nicht beim Fest.“

„Nein, ich war bei den Todten.“

„Auch mein Herz weiß nichts von diesen Festen: es

war daheim bei Weib und Kind," sagte Witichis, sich zu ihm niedersetzend.

„Bei Weib und Kind," wiederholte Teja seufzend.

„Viele fragten nach dir, Teja."

„Nach mir! Soll ich sitzen neben Cethegus, der mir die Ehre nahm, und neben Theodahad, der mir mein Erbe nahm?"

„Dein Erbe nahm?"

„Wenigstens besitzt ers. Und über den Ort, wo meine Wiege stand, ging seine Pflugchar."

Und schweigend sah er lange vor sich hin.

„Dein Harfenspiel — es schweigt? Man rühmt dich unsres Volkes besten Harfenschläger und Sänger!"

„Wie Gelimer, der letzte König der Vandalen, seines Volkes bester Harfenschläger war. — — Aber mich würden sie nicht im Triumph einführen nach Byzanz!"

„Du singst nicht oft mehr?"

„Fast niemals mehr. Aber mir ist, die Tage kommen, da ich wieder singen werde."

„Tage der Freude?"

„Tage der höchsten, der letzten Trauer."

Lange schwiegen Beide. —

„Mein Teja," hob endlich Witichis an, „in allen Nöthen von Krieg und Frieden hab' ich dich erfunden treu, wie mein Schwert."

Und obwohl du so viel jünger als ich und nicht leicht der Aeltere sich dem Jüngling verbindet, kann ich dich meinen besten Herzensfreund nennen.

Und ich weiß, daß auch dein Herz mehr an mir hängt als an deinen Jugendgenossen."

Teja drückte ihm die Hand:

„Du verstehst mich und ehrest meine Art, auch wo du sie nicht verstehst. Die Andern —! und doch: den Einen hab' ich sehr lieb.“

„Wen?“

„Den Alle lieb haben.“

„Totila?“

„Ich hab' ihn lieb wie die Nacht den Morgenstern. Aber er ist so hell: er kann's nicht fassen, daß Andere dunkel sind und bleiben müssen.“

„Bleiben müssen! Warum?“

Du weißt Neugier ist meine Sache nicht. Und wenn ich dich in dieser ernsten Stunde bitte: lüfte den Schleier, der über dir und deiner finstern Trauer liegt, so bitt' ich's nur, weil ich dir helfen möchte. Und weil des Freundes Auge oft besser sieht als das eigene.“

„Helfen? Mir helfen? Kannst du die Todten wieder auferwecken?“

Mein Schmerz ist unwiderruflich wie die Vergangenheit.

Und wer einmal gleich mir den unbarmherzigen Hädergang des Schicksals verspürt hat, wie es, blind und taub für das Zarte und Hohe, mit ehrner grundloser Gewalt Alles vor sich nieder tritt, ja, wie es das Edle, weil es zart ist, leichter und lieber zermalmt, als das Gemeine, wer erkannt hat, daß eine dumpfe Nothwendigkeit, welche Thoren die weise Vorsehung Gottes nen-

nen, die Welt und das Leben der Menschen beherrscht, der ist hinaus über Hilfe und Trost: er hört ewig, wenn er es einmal erlauscht, mit dem leisen Gehör der Verzweiflung den immer gleichen Tactschlag des fühllosen Rades im Mittelpunct der Welt, welches gleichgültig mit jeder Bewegung Leben zeugt und Leben tödtet.

Wer das einmal empfunden und erlebt, der entsagt einmal und für immer und Allem: nichts wird ihn mehr erschrecken.

Aber freilich — die Kunst des Lächelns hat er auch vergessen auf immerdar.“

„Mir schaudert.

Gott bewahre mich vor solchem Wahn!

Wie kamst du so jung zu so fürchterlicher Weisheit?“

„Freund, mit deinen Gedanken allein ergrübelst du die Wahrheit nicht, erleben mußt du sie.

Und nur, wenn du des Mannes Leben kennst, begreifst du, was er denkt und wie er denkt.

Und auf daß ich dir nicht länger erscheine wie ein irrer Träumer, wie ein Weichling, der sich gern in seinen Schmerzen wiegt, — und damit ich dein Vertrauen und deine schöne Freundschaft ehre, vernimm, — höre ein kleines Stück meines Grams.

Das Größere, das unendlich Größere behalt' ich noch für mich,“ sagte er schmerzlich, die Hand auf die Brust drückend, — „es kömmt wohl noch die Stunde auch für dies.

Vernimm heute nur, wie über meinem Haupte der Stern des Unheils schon leuchtete, da ich gezeugt ward. —



Und von all den tausend Sternen da oben bleibt nur dieser Stern getreu.

Du warst dabei — du erinnerst dich — wie der falsche Präfect mich laut vor allen einen Bastard schalt und mir den Zweikampf weigerte: — ich mußte es dulden: ich bin noch schlimmeres als ein Bastard. — —

Mein Vater, Togila, war ein tüchtiger Kriegsheld, aber kein Adaling, gemeinfrei und arm.

Er liebte, schon seit der Bart ihm sproßte Gisa, seines Vaterbruders Tochter.

Sie lebten draußen, weit an der äußersten Ostgränze des Reichs, an dem kalten Ister, wo man stets im Kampfe liegt mit den Gepiden und den wilden räuberischen Sarmaten und wenig Zeit hat, an die Kirche zu denken und die wechselnden Gebote, welche ihre Concilien erlassen.

Lange konnte mein Vater seine Gisa nicht heimführen: er hatte nichts als Helm und Speer und konnte ihrem Muntwalt den Malschatz nicht zahlen und einem Weibe keinen Herd bereiten.

Endlich lachte ihm das Glück.

Im Krieg gegen einen Sarmatenkönig eroberte er dessen festen Schatzthurm an der Alutha: und die reichen Schätze, welche die Sarmaten seit Jahrhunderten zusammengeplündert und hier aufgehäuft, wurden seine Beute.

Zum Lohn seiner That ernannte ihn Theoderich zum Grafen und rief ihn nach Italien.

Mein Vater nahm seine Schätze und Gisa, jetzt sein

Weib, mit sich über die Alpen und kaufte sich weite schöne Güter in Tusciën zwischen Florentia und Luca. Aber nicht lange währte sein Glück.

Raum war ich geboren, da verklagte ein Clender, ein feiger Schurke meine Eltern wegen Blutschande beim Bischof von Florentia.

Sie waren katholisch — nicht Arianer — und Geschwisterkinder: ihre Ehe war nichtig nach dem Recht der Kirche — und die Kirche gebot ihnen, sich zu trennen.

Mein Vater drückte sein Weib an die Brust und lachte des Gebots.

Aber der geheime Ankläger ruhte nicht —

— „Wer war der Meiding?“

„O wenn ich es wüßte, ich wollte ihn erreichen und thronte er in allen Schrecken des Vesuvius! Er ruhte nicht.

Unablässig bedrängten die Priester meine arme Mutter und wollten ihre Seele mit Gewissensbissen schrecken.

Umsonst: sie hielt sich an ihren Gott und ihren Gatten und trotzte dem Bischof und seinen Sendboten.

Und mein Vater, wenn er einen der Pfaffen in seinem Gehöfte traf, begrüßte ihn, daß er nicht wieder kam.

Aber wer kann mit denen kämpfen, die im Namen Gottes sprechen!

Ein letzter Termin ward den Ungehorsamen gesteckt: hätten sie sich bis dahin nicht getrennt, so sollten sie dem Bann verfallen und ihr Hab' und Gut der Kirche.

Entsetzt eilte jetzt mein Vater an den Hof des Königs, Aufhebung des grausamen Spruches zu erflehen.

Die Satzung des Concils sprach zu klar und Theoderich konnte es nicht wagen, das Recht der orthodoxen Kirche zu kränken.

Als mein Vater zurück kehrte von Ravenna, mit Gisa zu flüchten, starrte er entsetzt auf die Stätte, wo sein Haus gestanden: der Termin war abgelaufen, und die Drohung erfüllt: sein Haus zerstört, sein Weib, sein Kind verschwunden.

Rasend stürmte er durch ganz Italien, uns zu suchen. Endlich entdeckte er, als Priester verkleidet, seine Gisa in einem Kloster zu Ticinum: ihren Knaben hatte man ihr entrisen und nach Rom geschleppt.

Mein Vater bereitet mit ihr Alles zur Flucht: sie entkommen um Mitternacht über die Mauer des Klostergartens.

Aber am Morgen fehlt die Büsserin bei der Hora: man vermißt sie, ihre Celler ist leer.

Die Klosterknechte folgen den Spuren des Rosses, — sie werden eingeholt: grimmig sechtend fällt mein Vater: meine Mutter wird in ihre Celler zurück gebracht.

Und so furchtbar drücken die Macht des Schmerzes und die Zucht des Klosters auf die zermürbte Seele, daß sie in Wahnsinn fällt und stirbt.

Das sind meine Eltern!"

„Und du?"

„Mich entdeckte in Rom der alte Hildebrand, ein Waffenfreund meines Großvaters und Vaters: — er entriß mich, mit des Königs Beistand, den Priestern und ließ mich mit seinen eignen Töchtern in Nequium erziehen.“

„Und dein Gut, dein Erbe?“

„Berfiel der Kirche, die es, halb geschenkt, an Theodahad überließ: er war meines Vaters Nachbar, er ist jetzt mein König!“

„Mein armer Freund!

Aber wie erging es dir später?

Man weiß nur dunkles Gerede — du warst einmal in Griechenland gefangen —“

Teja stand auf.

„Davon laß mich schweigen; vielleicht ein andermal.

Ich war Thor genug, auch einmal an Glück zu glauben und an eines liebenden Gottes Güte.

Ich hab' es schwer gebüßt.

Ich will's nie wieder thun.

Leb wohl, Witichis, und schilt nicht auf Teja, wenn er nicht ist wie Andre.“

Er drückte ihm die Hand und war rasch im dunkeln Laubgang verschwunden.

Witichis sah lange schweigend vor sich hin.

Dann blickte er gen Himmel, in den hellen Sternen eine Widerlegung der finstern Gedanken zu finden, die des Freundes Worte in ihm geweckt.

Er sehnte sich nach ihrem Licht voll Frieden und Klarheit.

Aber während des Gesprächs war Nebelgewölk rasch aus den Lagunen aufgestiegen und hatte den Himmel überzogen: es war finster ringsum.

Mit einem Seufzer stand Witichis auf und suchte in ernstem Sinnen sein einsames Lager.

### Drittes Capitel.

---

Während unten in den Hallen des Schlosses Italier und Gothen tafelten und zechten, ahnten sie nicht, daß über ihren Häuptern in dem Gemach des Königs eine Verhandlung gepflogen ward, welche über ihr und ihres Reiches Schicksale entscheiden sollte.

Unbeobachtet war dem König alsbald der Gesandte von Byzanz nachgefolgt und lange und geheim sprachen und schrieben die Beiden mit einander.

Endlich schienen sie handelseinig geworden und Petros wollte anheben, nochmal vorzulesen, was sie gemeinsam beschlossen und aufgezeichnet.

Aber der König unterbrach ihn.

„Halt,“ flüsterte der kleine Mann, der in seinem weiten Purpurmantel verloren zu gehen drohte, „halt — noch Eins!“

Und er hob sich aus dem schön geschweiften Sitz, schlich durch das Gemach und hob den Vorhang, ob Niemand lausche.

Dann kehrte er beruhigt zurück und faßte den Byzantiner leise am Gewand.

Das Licht der Bronzeampel spielte im Winde flackernd auf den gelben vertrockneten Wangen des häßlichen Mannes, der die kleinen Augen zusammenkniff:

„Noch dies. Wenn jene heilsamen Veränderungen eintreten sollen, — auf daß sie eintreten können, wird es gut sein, ja nothwendig, einige der trotzigsten meiner Barbaren unschädlich zu machen.“

„Daran hab' ich bereits gedacht, nickte Petros.“

Da ist der alte halbheidnische Waffenmeister, der grobe Hildebad, der nüchterne Witichis“ —

„Du kennst deine Leute gut, grinste Theodahad, du hast dich tüchtig umgesehen.“

Aber, raunte er ihm in's Ohr, Einer, den du nicht genannt hast, Einer vor Allen muß fort.“

„Der ist?“

„Graf Teja, des Tagila Sohn.“

„Ist der melancholische Träumer so gefährlich?“

„Der Gefährlichste von Allen!“

Und mein persönlicher Feind! schon von seinem Vater her.“

„Wie kam das?“

„Er war mein Nachbar bei Florentia.“

Ich mußte seine Acker haben — umsonst drang ich in ihn.“

„Ja,“ lächelte er pfiffig, „zuletzt wurden sie doch mein.“

Die heilige Kirche trennte seine verbrecherische Ehe, nahm ihm sein Gut dabei und ließ mir's billig ab.“

Ich hatte einiges Verdienst um die Kirche in dem

Proceß — dein Freund, der Bischof von Florentia kann dir's genau erzählen.“

„Ich verstehe,“ sagte Petros, „was gab der Barbar seine Aecker nicht in Güte! Weiß Teja —?“

„Nichts weiß er.“

Aber er haßt mich schon deshalb weil ich sein Erbgut — kaufte.

Er wirft mir finstere Blicke zu.

Und dieser schwarze Träumer ist der Mann, seinen Feind zu den Füßen Gottes zu erwürgen.“

„So?“ sagte Petros, plötzlich sehr nachdenklich.

„Nun, genug von ihm: er soll nicht schaden.“

Laß dir jetzt nochmal den ganzen Vertrag Punct für Punct vorlesen; dann unterzeichne.

Erstens. König Theodahad verzichtet auf die Herrschaft über Italien und die zugehörigen Inseln und Provinzen des Gothenreichs: nämlich Dalmatien, Liburnien, Istrien, das zweite Pannonien, Savien, Noricum, Rhätien, und den gothischen Besitz in Gallien, zu Gunsten des Kaisers Justinian und seiner Nachfolger auf dem Throne von Byzanz. Er verspricht, Ravenna, Rom, Neapolis und alle festen Plätze des Reichs dem Kaiser ohne Widerstand zu öffnen.“

Theodahad nickte.

„Zweitens. König Theodahad wird mit allen Mitteln dahin wirken, daß das ganze Heer der Gothen entwaffnet und in kleinen Gruppen über die Alpen geführt werde. Weiber und Kinder haben nach Auswahl des kaiserlichen Feldherrn dem Heere zu folgen oder als Sklaven

nach Byzanz zu gehen. Der König wird dafür sorgen, daß jeder Widerstand der Gothen erfolglos bleiben muß.

Drittens. Dafür beläßt Kaiser Justinian dem König Theodahad und seiner Gemahlin den Königstitel und die königlichen Ehren auf Lebenszeit, und viertens" —

„Diesen Abschnitt will ich doch mit eignen Augen lesen,“ unterbrach Theodahad, nach der Urkunde langend.

„Viertens beläßt der Kaiser dem König der Gothen nicht nur alle Ländereien und Schätze, welche dieser als sein Privateigenthum bezeichnen wird, sondern auch den ganzen Königsschatz der Gothen, der allein an geprägtem Gold auf vierzig tausend Pfunde geschätzt ist. Er übergiebt ihm ferner zu Erb und Eigen ganz Tuscien von Pistoria bis Cäre, von Populonia bis Clusium und endlich überweist er an Theodahad auf Lebenszeit die Hälfte aller öffentlichen Einkünfte des durch diesen Vertrag seinem rechtmäßigen Herrn zurückerworbenen Reiches. — Sage, Petros, meinst du nicht, ich könnte drei Viertel fordern?“ — —

„Fordern kannst du sie, allein ich zweifle sehr, daß sie dir Justinian gewährt. Ich habe schon die Grenzen, die äußersten, meiner Vollmacht überschritten.“

„Fordern wollen wir's doch immerhin,“ meinte der König, die Zahl ändernd. „Dann muß Justinian heruntermarkten oder dafür andere Vortheile gewähren.“

Um des Petros schmale Lippen spielte ein falsches Lächeln:

„Du bist ein kluger Handelsmann, o König. —

Aber hier verrecknest du dich doch,“ sagte er zu sich selbst.



Da rauschten schleppende Gewänder den Marmorgang heran und eintrat in's Gemach in langem schwarzem Mantel und schwarzem, mit silbernen Sternen besätem Schleier Amalafwintha, bleich von Antlitz, aber in edler Haltung, eine Königin trotz der verlorenen Krone: überwältigende Hohlheit der Trauer sprach aus den bleichen Zügen.

„König der Gothen,“ hob sie an, „vergieb, wenn an deinem Freudenfeste ein dunkler Schatte noch einmal auftaucht von der Welt der Todten. Es ist zum letzten Mal.“

Beide Männer waren von ihrem Anblick betroffen.

„Königin,“ — stammelte Theodahad.

„Königin! o wär' ich's nie gewesen.“

Ich komme, Better, von dem Sarge meines edeln Sohnes, wo ich Buße gethan für all' meine Verblendung, und all' meine Schuld bereut.

Ich steige herauf zu dir, König der Gothen, dich zu warnen vor gleicher Verblendung und gleicher Schuld.“

Theodahads unstätes Auge vermied ihren ernstesten, prüfenden Blick.

„Es ist ein übler Gast,“ fuhr sie fort, „den ich in mittenächtiger Stunde als deinen Vertrauten bei dir finde.“

Es ist kein Heil für einen Fürsten als in seinem Volk: zu spät hab' ichs erkannt, zu spät für mich, nicht zu spät, hoff' ich, für mein Volk.

Traue du nicht auf Byzanz: es ist ein Schild, der den erdrückt, den er beschirmen soll.“

„Du bist ungerecht,“ sagte Petros, „und undankbar.“

„Thu nicht, mein königlicher Vetter,“ fuhr sie fort, „was dieser von dir fordert.“

Bewillige nicht du, was ich ihm weigerte.

Sicilien sollen wir abtreten und dreitausend Krieger dem Kaiser stellen für alle seine Kriege — ich wies die Schmach von mir.

Ich sehe,“ sprach sie auf das Pergament deutend, „du hast schon mit ihm abgeschlossen.“

Tritt zurück, sie werden dich immer täuschen.“

Angstlich zog Theodahad die Urkunde an sich: er warf einen mißtrauischen Blick auf Petros.

Da trat dieser gegen Amalafwintha vor:

„Was willst du hier, du Königin von gestern?“

Willst du dem Beherrscher dieses Reiches wehren?

Deine Zeit und deine Macht ist um.“

„Verlaß uns,“ sagte Theodahad, ermutigt.

„Ich werde thun was mir gut dünkt.“

Es soll dir nicht gelingen mich von meinen Freunden in Byzanz zu trennen.

Sieh her, vor deinen Augen soll unser Bund geschlossen sein.“

Und er zeichnete seinen Namen auf die Urkunde.

„Nun,“ lächelte Petros, „kamst du noch eben recht, als Zeugin mit zu unterzeichnen.“

„Nein,“ sprach Amalafwintha mit einem drohenden Blick auf die beiden Männer, „ich kam noch eben recht, eueren Plan zu vereiteln.“

„Ich gehe geraden Wegs von hier zum Heere, zur Volksversammlung, die nächstens bei Negeta tagt.“

Aufdecken will ich daselbst vor allem Volk deine Anträge, die Pläne von Byzanz und dieses schwachen Fürsten Verrath."

„Das wird nicht angehn,“ sagte Petros ruhig, „ohne dich selbst zu verklagen.“

„Ich will mich selbst verklagen.“

Enthüllen will ich all' meine Thorheit, all' meine blutige Schuld und gern den Tod erleiden, den ich verdient.

Aber warnen, aufschrecken soll diese meine Selbstanklage mein ganzes Volk vom Aetna bis zu den Alpen; eine Welt von Waffen soll euch entgegenstehn und retten werd' ich meine Gothen durch meinen Tod von der Gefahr, in die mein Leben sie gestürzt.“

Und in edler Begeisterung eilte sie aus dem Gemach.

Verzagt blickte Theodahad auf den Gesandten: lang fand er keine Worte.

„Kathe, hilf —“ stammelte er endlich.

„Kathen? Da hilft nur Ein Kath.“

Die Rasende wird sich und uns verderben, läßt man sie gewähren.

Sie darf ihre Drohung nicht erfüllen.

Dafür mußt du sorgen.“

„Ich?“ rief Theodahad erschreckt; „ich kann dergleichen nicht!

Wo ist Gothelindis?

Sie, sie allein kann helfen.“

„Und der Präfect,“ sagte Petros — „sende nach ihnen.“

Als bald waren die beiden Genannten von dem Fest-

male herauf beschieden. Petros verständigte sie von den Worten der Fürstin, ohne jedoch dem Präfecten den Vertrag als Veranlassung des Austritts zu nennen.

Raum hatte er gesprochen, so rief die Königin:

„Genug, sie darf es nicht vollenden.“

Man muß ihre Schritte bewachen, sie darf mit keinem Gothen in Ravenna sprechen — sie darf den Palast nicht verlassen. Das vor Allem!“

Und sie eilte hinaus, vertraute Sklaven vor Amalathinths Gemächer zu senden.

Als bald kehrte sie wieder.

„Sie betet laut in ihrer Kammer,“ sprach sie verächtlich. „Auf, Cethegus, laß uns ihre Gebete vereiteln.“

Cethegus hatte, mit dem Rücken an die Marmorsäulen des Eingangs gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, diese Vorgänge schweigend und sinnend mit angehört.

Er erkannte die Nothwendigkeit, die Fäden der Ereignisse wieder mehr in seine Hand zu versammeln und straffer anzuziehen.

Er sah Byzanz immer mehr in den Vordergrund dringen — das durfte nicht weiter angehn.

„Sprich, Cethegus,“ mahnte Gothelindis nochmals, „was thut jetzt vor allem Noth?“

„Klarheit,“ sagte dieser sich aufrichtend.

„In jedem Bunde muß der Zweck, der besondere Zweck jedes der Verbündeten klar sein: sonst werden sie stets sich durch Mißtrau'n hemmen.“

Ihr habt eure Zwecke, — ich habe den Meinen.

Eure Zwecke liegen am Tage: ich habe sie euch neuerlich schon gesagt: du, Petros, willst, daß Kaiser Justinian an der Gothen Statt in Italien herrsche: ihr, Gothelindis und Theodahad, wollt dies auch, gegen reiche Entschädigung an Rache, Geld und Ehren.

Ich aber — ich habe auch meinen Zweck: was hilft es, das zu verhehlen?

Mein schlauer Petros, du würdest doch nicht lange mehr glauben, daß ich nur den Ehrgeiz habe, dein Werkzeug zu sein, und dereinst Senator in Byzanz zu werden.

Also auch ich habe meinen Zweck: all' eure dreieinige Schlaueit würde ihn nie entdecken, weil er zu nahe vor Augen liegt.

Ich muß ihn euch selbst verrathen.

Der versteinerte Cethegus hat noch eine Liebe: sein Italien.

Drum will er, wie ihr, die Gothen fort haben aus diesem Land.

Aber er will nicht, wie ihr, daß Kaiser Justinianus unbedingt an ihre Stelle trete: er will nicht die Trause statt des Regens.

Am liebsten möchte ich, der unverbesserliche Republikaner — du weißt, mein Petros, wir waren es damals beide mit achtzehn Jahren auf der Schule von Athen und ich bin es noch: aber du brauchst es dem Kaiser, deinem Herrn, nicht zu melden, ich hab' es ihm lange selbst geschrieben — die Barbaren hinauswerfen, ohne euch herein zu lassen.

Das geht nun leider nicht an: wir können eurer Hilfe nicht entbehren.

Doch will ich diese auf das Unvermeidliche beschränken.

Kein byzantinisch Heer darf diesen Boden betreten, als um ihn im letzten Augenblick der Noth aus der Hand der Italier zu empfangen.

Italien sei mehr ein von den Italiern dargebrachtes Geschenk als eine Eroberung für Justinian: die Segnungen der Feldherrn und Steuerrechner, die Byzanz über die Länder bringt, die es befreit, sollen uns erspart bleiben: wir wollen euern Schutz, nicht eure Tyrannei.“

Ueber Petros' Züge zog ein feines Lächeln, das Cethegus nicht zu bemerken schien; er fuhr fort:

„So vernehmt meine Bedingung.

„Ich weiß, Belisarius liegt mit Flotte und Heer nah bei Sicilien.

Er darf nicht landen.

Er muß heimkehren.

Ich kann keinen Belisar in Italien brauchen.

Wenigstens nicht eher als ich ihn rufe.

Und sendest du, Petros, ihm nicht sofort diesen Befehl zu, so scheiden sich unsere Wege.

Ich kenne Belisar und Marses und ihre Soldatenherrschaft und ich weiß, welch' milde Herrn diese Gothen sind.

Und mich erbarmt Amalafwinthens: sie war eine Mutter meines Volks.

Deßhalb wählet, wählet zwischen Belisar und Cethegus.

Landet Belisar, so steht Cethegus und ganz Italien

zu Amalafwintha und den Gothen: und dann laß sehn, ob ihr uns eine Scholle dieses Landes entreißt.

Wählt ihr Cethegus, so bricht er die Macht der Barbaren und Italien unterwirft sich dem Kaiser als seine freie Gattin, nicht als seine Skavin. Wähle, Petros.

„Stolzer Mann,“ sprach Gothelindis, „du wagst uns Bedingungen zu setzen, uns, deiner Königin?“

Und drohend erhob sie die Hand.

Aber mit eiserner Faust ergriff Cethegus diese Hand und zog sie ruhig herab.

„Laß die Poffen, Eintagskönigin.

Hier unterhandeln nur Italien und Byzanz.

Bergißt du deine Ohnmacht, so muß man dich d'ran mahnen.

Du thronst, so lange wir dich halten.“

Und mit so ruhiger Majestät stand er vor dem zornmüthigen Weib, daß sie verstummte.

Aber ihr Blick sprühete unauslöschlichen Haß.

„Cethegus,“ sagte jetzt Petros, der sich einstweilen entschlossen, „du hast Recht.

Byzanz kann für den Augenblick nicht mehr erreichen als deine Hülfe, weil nichts ohne sie.

Wenn Belisar umkehrt, so gehst du ganz mit uns und unbedingt?“

„Unbedingt.“

„Und Amalafwinthen?“

„Geb' ich Preis.“

„Wohlau,“ sagte der Byzantiner, „es gilt.“

Er schrieb auf eine Wachstafel in kurzen Worten den Befehl zur Heimkehr an Belisar und reichte sie dem Präfecten :

„Du magst die Botschaft selbst bestellen.“

Gethegus las sorgfältig :

„Es ist gut,“ sagte er die Tafel in die Brust steckend, „es gilt.“

„Wann bricht Italien los auf die Barbaren?“ fragte Petros.

„In den ersten Tagen des nächsten Monats. Ich gehe nach Rom. Leb wohl.“

„Du gehst? Und hilfst uns nicht das Weib — die Tochter Theoderich's verderben?“ fragte die Königin mit bitterem Vorwurf. „Erbarmt dich ihrer abermals?“

„Sie ist gerichtet,“ sagte Gethegus an der Thür sich kurz umwendend. „Der Richter geht — der Henker Amt hebt an.“

Und stolz schritt er hinaus.

Da faßte Theodahad, der sprachlos vor Staunen den Byzantiner hatte handeln sehn, mit Entsetzen dessen Hand :

„Petros,“ rief er, „um Gott und aller Heiligen willen, was hast du gethan?“

Unser Vertrag und Alles ruht auf Belisar und du schickst ihn nach Hause?“

„Und läßt diesen Uebermüthigen triumphiren?“ knirschte Gothelindis.

Aber Petros lächelte : der Sieg der Schlaueheit strahlte auf seinem Antlitz.



„Seid ruhig,“ sagte er, „diesmal ist er überwunden, der Allüberwinder Cethegus, besiegt von dem verhöhten Petros.“

Er ergriff Theodahad und Gothelindis an den Händen, zog sie nahe an sich, sah sich um, und flüsterte dann:

„Vor jenem Brief an Belisar steht ein kleiner Punct: der bedeutet ihm: all das Geschriebene ist nicht ernst gemeint, ist nichtig.“

Ja, ja, man lernt, man lernt die Schreibekunst am Hofe von Byzanz.“

## Viertes Capitel.

---

Zwei Tage nach der nächtlichen Begegnung mit Theodahad und Petros verbrachte Amalasintha in einer Art von wirklicher oder vermeinter Gefangenschaft.

So oft sie ihre Gemächer verließ, so oft sie einbog in einen Gang des Palastes, jedesmal glaubte sie hinter oder neben sich Gestalten auftauchen, hingeleiten, verschwinden zu sehen, welche eben so eifrig bedacht schienen, all' ihre Schritte zu beobachten als sich selbst ihren Blicken zu entziehen: kaum zu dem Grabe ihres Sohnes konnte sie unbewacht niedersteigen.

Umsonst fragte sie nach Witichis, nach Teja: sie hatten gleich am Morgen nach dem Krönungsfest in Aufträgen des Königs die Stadt verlassen.

Das Gefühl, vereinsamt und von bösen Feinden umlauert zu sein, ruhte drückend auf ihrer Seele.

Schwer und düster hingen am Morgen des dritten Tages die herbstlichen Regenwolken auf Ravenna herab, als sich Amalasintha von dem schlummerlosen Lager erhob.

Unheimlich berührte es sie, daß, als sie an das Fenster

von Frauenglas trat, ein Kabe krächzend von dem Marmor Sims aufstieg und mit heiserem Schrei und schwerem Flügelschlag langsam über die Gärten dahin flog.

Die Fürstin fühlte schon daran, wie geknickt ihre Seele war durch diese Tage von Schmerz, Furcht und Reue, daß sie sich des finstern Eindrucks nicht erwehren konnte, den ihr die frühen Herbstnebel, aus den Lagunen der Seestadt aufsteigend, brachten.

Seufzend blickte sie in die graue Sumpflandschaft hinaus.

Schwer war ihr Herz von Reue und Sorge.

Und ihr einziger Halt der Gedanke, durch freie Selbstanklage und volle Demüthigung vor allem Volk das Reich noch zu retten um den Preis ihres Lebens.

Denn sie zweifelte nicht, daß die Gesippen und Bluträcher der drei Herzoge ihre Pflicht vollauf erfüllen würden.

In solchen Gedanken schritt sie durch die öden Hallen und Gänge des Palastes, diesmal, wie sie glaubte, unbelauscht, hinunter zu der Ruhestätte ihres Sohnes, sich in den Vorsätzen der Buße und Sühne an ihrem Volk zu befestigen.

Als sie nach geraumer Zeit aus der Gruft wieder empor stieg und in einen dunkeln Gewölbengang einlenkte, huschte ein Mann in Sklaventracht aus einer Nische hervor — sie glaubte sein Gesicht schon oft gesehen zu haben — drückte ihr eine kleine Wachstafel in die Hand und war seitab verschwunden.

Sie erkannte sofort — die Handschrift Cassiodors —

Und sie errieth nun auch den geheimnißvollen Ueberbringer: es war Dolios, der Brieffclave ihres treuen Ministers.

Rasch die Tafel in ihrem Gewande bergend eilte sie in ihr Gemach. Dort las sie:

„In Schmerz, nicht in Zorn, schied ich von dir.

Ich will nicht, daß du unbußfertig abgerufen werdest und deine unsterbliche Seele verloren gehe.

Flieh aus diesem Palast, aus dieser Stadt: dein Leben ist keine Stunde mehr sicher.

Du kennst Gothelindis und ihren Haß.

Traue niemand als meinem Schreiber und finde dich um Sonnenuntergang bei dem Venustempel im Garten ein.

Dort wird dich meine Sänfte erwarten und in Sicherheit bringen, nach meiner Villa im Volsenersee. Folge und vertraue.“

Gerührt ließ Amalafwintha den Brief sinken: der vielgetreue Cassiodor!

Er hatte sie doch nicht ganz verlassen.

Er bangte und sorgte noch immer für das Leben der Freundin.

Und jene reizende Villa auf der einsamen Insel im blauen Volsenersee!

Dort hatte sie, vor vielen, vielen Jahren, als Gast Cassiodors, in voller Blüthe der Jugendschönheit, Hochzeit gehalten mit Eutharich, dem edeln Amelungen, und, von allem Schimmer der Macht und Ehren umflossen, ihrer Jugend stolzeste Tage gefeiert.

Ihr jonst so hartes, aber jetzt vom Unglück erweichtes

Gemüth beschlich mächtige Sehnsucht, die Stätte ihrer schönsten Freuden wieder zu sehen.

Schon dies Eine Gefühl trieb sie mächtig an, der Mahnung Cassiodors zu folgen: noch mehr die Furcht, — nicht für ihr Leben, denn sie wollte sterben — die Raschheit ihrer Feinde möchte ihr unmöglich machen, das Volk zu warnen und das Reich zu retten.

Endlich überlegte sie, daß der Weg nach Negeta bei Rom, wo in Bälde die große Volksversammlung, wie alljährlich im Herbst, statt haben sollte, sie am Volsenersee vorüberführte.

Also war es nur eine Beschleunigung ihres Planes, wenn sie schon jetzt in dieser Richtung aufbrach.

Um aber auf alle Fälle sicher zu gehn, um, auch wenn sie das Ziel ihrer Reise nicht erreichen sollte, ihre warnende Stimme an das Ohr des Volks gelangen zu lassen, beschloß sie einem Brief an Cassiodor, den auf seiner Villa anzutreffen sie nicht bestimmt voraussetzen konnte, ihre ganze Beichte und die Enthüllung aller Pläne der Byzantiner und Theodahads anzuvertrauen.

Bei geschlossenen Thüren schrieb sie die schmerzreichen Worte nieder: heiße Thränen des Dankes und der Reue fielen auf das Pergament, das sie sorgfältig siegelte und dem treuesten ihrer Sklaven übergab, es sicher nach dem Kloster Squillacium in Apulien, der Stiftung und dem gewöhnlichen Aufenthalt Cassiodors, zu befördern. —

Langsam verstrichen der Fürstin die zögernden Stunden des Tages.

Mit ganzer Seele hatte sie des Freundes dargebotne Hand ergriffen.

Erinnerung und Hoffnung malten ihr um die Wette das Eiland im Bolsener-See als ein theures Asyl: dort hoffte sie Ruhe und Frieden zu finden.

Sie hielt sich sorgsam innerhalb ihrer Gemächer, um keinem ihrer Wächter Veranlassung zum Verdacht, Gelegenheit, sie aufzuhalten zu geben.

Endlich war die Sonne gesunken.

Mit leisen Schritten eilte Amalafwintha, ihre Sklavinnen zurückweisend und nur einige Kleinodien und Documente unter dem weiten Mantel bergend, aus ihrem Schlafgemach in den breiten Säulengang, der zur Gartentreppe führte.

Sie zitterte, hier wie gewöhnlich auf einen der lauschenden Späher zu stoßen, gesehen, angehalten zu werden.

Häufig sah sie sich um, vorsichtig blickte sie sogar in die Statuen-Nischen — Alles war leer, kein Lauscher folgte ihren Tritten.

So erreichte sie unbeobachtet die Plattform der Terrasse, welche Palast und Garten verband und weiten Ausblick über diesen hin gewährte.

Scharf überschaute sie den nächsten Weg, der zum Venusstempel führte.

Der Weg war frei.

Nur die welken Blätter raschelten wie unwillig von

den rauschenden Platanen auf die Sandpfade nieder, gewirbelt von dem Winde, der fern jenseits der Gartenmauer Nebel und Wolken in geisterhaften Gestalten vor sich her trieb: es war unheimlich in dem ausgestorbenen Garten und seiner grauen Dämmerung.

Die Fürstin fröstelte, der kalte Abendwind zerrte an ihrem Schleier und Mantel: einen scheuen Blick warf sie noch auf die düstern, lastenden Steinmassen des Palastes hinter sich, in welchem sie so stolz gewaltet und geherrscht und aus welchem sie nun einsam, scheu, verfolgt wie eine Verbrecherin flüchtete.

Sie dachte des Sohnes, der in den Tiefen dieses Palastes ruhte. —

Sie dachte der Tochter, welche sie selbst aus diesen Mauern, aus ihrer Nähe verbannt hatte. —

Und einen Augenblick drohte der Schmerz die Verlassene zu überwältigen: sie wankte, mühsam hielt sie sich aufrecht an dem breiten Marmorgeländer der Terrasse: ein Fieberschauer rüttelte an ihrem Leibe wie das Grauen der Verlassenheit an ihrer Seele.

„Aber mein Volk!“ sprach sie zu sich selbst „und meine Buße — ich wills vollenden.“

Gekräftigt von diesem Gedanken eilte sie die Stufen der Treppe hinab und bog in den von Ephen überwölbten Laubgang ein, der quer durch den Garten führte und an dem Benustempel mündete.

Rasch schritt sie voran, erbebend, wenn zu einem der Seiteneingänge das Herbstlaub, wie seufzend, herein wirbelte.

Athemlos langte sie vor dem kleinen Tempel an und ließ ringsum die suchenden Blicke schweifen.

Aber keine Sänfte, keine Sklaven waren zu sehen, rings war Alles still: nur die Nester der Platanen seufzten im Winde.

Da schlug das nahe Wiehern eines Pferdes an ihr Ohr.

Sie wandte sich: — um den Vorsprung der Mauer bog mit hastigen Schritten ein Mann.

Es war Dolios. Er winkte, scheu umherspähend.

Rasch eilte die Fürstin auf ihn zu, folgte ihm um die Ecke: und vor ihr stand Cassiodors wohl bekannter gallischer Reifewagen, die bequeme und elegante Carruca, von allen vier Seiten mit verschiebbaren Gitter-Läden von feinem Holzwerk umschlossen, und mit dem raschen Dreigespann belgischer Manni beschirrt.

„Eile thut noth, o Fürstin,“ flüsterte Dolios, sie in die weichen Polster hehend.

„Die Sänfte ist zu langsam für den Haß deiner Feinde.“

Stille und Eile, daß uns Niemand bemerkt.“

Amalasintha blickte noch einmal um sich.

Dolios öffnete das Thor des Gartens und führte den Wagen vor dasselbe hinaus.

Da traten zwei Männer aus dem Gebüsch: der eine bestieg den Sitz des Wagenlenkers vor ihr: der andere schwang sich auf eines der beiden gefattelt vor dem Thore stehenden Kofse: sie erkannte die Männer als



vertraute Sklaven Cassiodors: sie waren wie Dolios mit Waffen versehen.

Dieser sperrte wieder sorgfältig das Gartenthor und ließ die Gitter-Läden des Wagens herab.

Dann warf er sich auf das zweite der Pferde und zog das Schwert:

„Vorwärts!“ rief er.

Und von dannen jagte der kleine Zug, als wär' ihm der Tod auf der Ferse.

---

## Fünftes Capitel.

---

Die Fürstin wiegte sich in Gefühlen des Dankes, der Freiheit, der Sicherheit.

Sie baute schöne Entwürfe der Sühne.

Schon sah sie ihr Volk durch ihre warnende Stimme gerettet vor Byzanz, vor dem Verrath des eignen Königs: schon hörte sie den begeisterten Ruf des tapferen Heeres, der den Feinden Verderben, ihr aber Verzeihung verkündete.

In solchen Träumen verflogen ihr die Stunden, die Tage und Nächte.

Unausgesetzt eilte der Zug vorwärts: drei, viermal des Tages wurden die Pferde des Wagens und der Reiter gewechselt, so daß sie Meile um Meile wie im Fluge zurücklegten.

Wachsam hütete Dolios die ihm anvertraute Fürstin: mit gezogenem Schwert schützte er den Zugang zum Wagen, während seine Begleiter Speisen und Wein aus den Stationen holten.

Jene geflügelte Eile und diese treue Wachsamkeit benahm Amalafwinthen eine Besorgniß, deren sie sich eine

Weile nicht hatte erwehren können: ihr war, sie würden verfolgt.

Zweimal, in Perusia und in Clusium, glaubte sie, wie der Wagen hielt, dicht hinter sich Rädergerassel zu hören und den Hufschlag eilender Kofse: ja in Clusium meinte sie, aus dem niedergelassenen Gitterladen zurück spähend, eine zweite Carruca, ebenfalls von Reitern begleitet, in das Thor der Stadt einbiegen zu sehen.

Aber als sie Dolios davon sprach, jagte er spornstreichs nach dem Thore zurück und kam sogleich mit der Meldung wieder, daß nichts wahrzunehmen sei; auch hatte sie von da ab nichts mehr bemerkt: und die rasende Eile, mit welcher sie sich dem ersehnten Eiland näherte, ließ sie hoffen, daß ihre Feinde, selbst wenn sie ihre Flucht entdeckt und eine Strecke weit verfolgt haben sollten, alsbald ermüdet zurückgeblieben seien.

Da verdüsterte ein Unfall, unbedeutend an sich, aber unheil kündend durch seine begleitenden Umstände, plötzlich die hellere Stimmung der flüchtenden Fürstin.

Es war hinter der kleinen Stadt Martula.

Dede baumlose Haide dehnte sich unabsehbar nach jeder Richtung: nur Schilf und hohe Sumpfgewächse ragten aus den feuchten Niederungen zu beiden Seiten der römischen Hochstraße und nickten und flüsterten gespenstisch im Nachtwind.

Die Straße war hin und wieder mit niedern, von Neben überflochtenen Mauern eingefast und, nach altrömischer Sitte, mit Grabmonumenten, welche aber oft traurig zerfallen waren und mit ihren auf dem Wege

zerstreuten Steintrümmern den Pferden das Fortkommen erschwert.

Plötzlich hielt der Wagen mit einem heftigen Ruck und Dolios riß die rechte Thüre auf.

„Was ist geschehen,“ rief die Fürstin erschreckt, „sind wir in Feindes Hand?“

„Nein,“ sprach Dolios, der, ihr von je als verschlossen und finster bekannt, auf dieser Reise fast unheimlich schweigsam schien, „ein Rad ist gebrochen. Du mußt aussteigen und warten, bis es gebessert.“

Ein heftiger Windstoß löschte in diesem Augenblick seine Fackel und nasskalter Regen schlug in der Bestürzten Antlitz.

„Aussteigen? hier? und wohin dann? hier ist nirgend ein Haus, ein Baum, der Schutz böte vor Regen und Sturm. Ich bleibe in dem Wagen.“

„Das Rad muß abgehoben werden. Dort, das Monument, mag dir Schutz gewähren.“

Mit einem Schauer von Furcht gehorchte Amalafwintha und schritt über die Steintrümmer, welche ringsum zerstreut lagen, nach der rechten Seite des Weges, wo sie jenseit des Grabens ein hohes Monument aus der Dunkelheit ragen sah. Dolios half ihr über den Graben.

Da schlug von der Straße hinter ihrem Wagen her das Wiehern eines Pferdes an ihr Ohr.

Erschrocken blieb sie stehen.

„Es ist unser Nachreiter, sagte Dolios rasch, der uns den Rücken deckt, komm.“

Und er führte sie durch feuchtes Gras den Hügel heran, auf dem sich das Monument erhob.

Oben angelangt setzte sie sich auf die breite Steinplatte eines Sarkophags.

Da war Dolios plötzlich im Dunkel verschwunden, vergebens rief sie ihn zurück: bald sah sie unten auf der Straße seine Fackel wieder brennen: roth leuchtete sie durch die Nebel der Sümpfe: und der Sturm entführte rasch den Schall der Hammerschläge der Sklaven, die an dem Rade arbeiteten.

So saß die Tochter des großen Theoderich einsam und todesflüchtig auf der Heerstraße in unheimlicher Nacht; der Sturm riß an ihrem Mantel und Schleier, der seine kalte Regen durchnäßte sie, in den Cypressen hinter dem Grabmal seufzte melancholisch der Wind, oben am Himmel jagte zerfetztes Gewölk und ließ nur manchmal einen flüchtigen Mondstrahl durch, der die gleich wieder folgende Dunkelheit noch düsterer machte.

Banges Grauen durchschlich fröstelnd ihr Herz.

Allmählig gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit und umher sehend konnte sie die Umrisse der nächsten Dinge deutlicher unterscheiden, da — ihr Haar sträubte sich vor Entsetzen — da war ihr, es säße dicht hinter ihr auf dem erhöhten Hintereck des Sarkophags eine zweite Gestalt — ihr eigener Schatten war es nicht —: eine kleinere Gestalt in weitem, faltigem Gewand, die Arme auf die Kniee, das Haupt in die Hände gestützt und zu ihr herunter starrend.

Ihr Athem stockte, sie glaubte flüstern zu hören,

fieberhaft strengte sie die Sinne an zu sehen, zu hören: da flüsterte es wieder:

„Nein, nein: noch nicht!“

So glaubte sie zu hören.

Sie richtete sich leise auf, auch die Gestalt schien sich zu regen, es klickte deutlich wie Stahl auf Stein.

Da schrie die Geängstigte: „Dolios! Licht! Hülfe! Licht!“

Und sie wollte den Hügel hinab, aber zitternd versagten die Kniee, sie fiel und verletzte die Wange an dem scharfen Gestein.

Da war Dolios mit der Fackel heran, schweigend erhob er die Blutende: er fragte nicht.

„Dolios,“ rief sie sich fassend, „gieb die Leuchte: ich muß sehen, was dort war, was dort ist.“

Sie nahm die Fackel und schritt entschlossen um die Ecke des Sarkophags: es war nichts zu sehen: aber jetzt, im Glanze der Fackel, erkannte sie, daß das Monument nicht, wie die übrigen, ein altes, daß es sichtlich erst neu errichtet war, so unverwittert war der weiße Marmor, so frisch die schwarzen Buchstaben der Inschrift. —

Von jener seltsamen Neugier, welche sich mit dem Grauen verbindet, unwiderstehlich fortgerissen, hielt sie die Fackel dicht an den Sockel des Monuments und las bei flackerndem Licht die Worte:

„Ewige Ehre den drei Balthen Thulum, Ibba und Piza. Ewiger Fluch ihren Mördern.“

Mit einem Aufschrei taumelte Amalasintha zurück.

Dolios führte die Halbohnmächtige zu dem Wagen. Fast bewußtlos legte sie die noch übrigen Stunden des Weges zurück.

Sie fühlte sich krank an Leib und Seele

Je näher sie dem Eiland kam, desto lebhafter ward die fieberhafte Freude, mit welcher sie es ersehnt, verdrängt von einer ahnungsvollen Furcht: mit Bangen sah sie die Sträucher und Bäume des Weges immer rascher an sich vorüberfliegen.

Endlich machten die dampfenden Rösse Halt.

Sie senkte die Läden und blickte hinaus: es war die kalte, unheimliche Stunde, da das erste Tagesgrauen ankämpft gegen die noch herrschende Nacht: sie waren, so schien es, angelangt am Ufer des Sees: aber von seinen blauen Fluthen war nichts zu sehen; ein düstrer grauer Nebel lag undurchdringlich wie die Zukunft vor ihren Augen: von der Villa, ja von der Insel selbst war nichts zu entdecken.

Rechts vom Wagen stand eine niedrige Fischerhütte tief in dem dichten, ragenden Schilf, durch welches wie seufzend der Morgenwind fuhr, daß die schwankenden Häupter sich bogen.

Seltzam: ihr war, als warnten und winkten sie hinweg von dem dahinter verborgenen See.

Dolios war in die Hütte gegangen; er kam jetzt zurück und hob die Fürstin aus dem Wagen, schweigend führte er sie durch den feuchten Wiesengrund nach dem Schilf zu.

Da lag am Ufer eine schmale Fähre, sie schien mehr im Nebel als im Wasser zu schwimmen.

Am Steuer aber saß in einen grauen zerfetzten Mantel gehüllt ein alter Mann, dem die langen weißen Haare wirr ins Gesicht hingen.

Er schien vor sich hin zu träumen mit geschlossenen Augen, die er nicht aufschlug, als die Fürstin in den schwankenden Nachen stieg und sich in der Mitte desselben auf einem Feldstuhl nieder ließ.

Dolios trat an den Schnabel des Schiffes und ergriff zwei Ruder: die Sklaven blieben bei dem Wagen zurück.

„Dolios,“ rief Amalafwintha besorgt, „es ist sehr dunkel, wird der Alte steuern können in diesem Nebel, und an keinem Ufer ein Licht?“

„Das Licht würde ihm nichts nützen, Königin, er ist blind.“

„Blind?“ rief die Erschrockne, „laß landen! kehre um!“

„Ich fahre hier seit bald zwanzig Jahren,“ sprach der greise Ferge, „kein Sehender kennt den Weg gleich mir.“

„So bist du blind geboren?“

„Nein, Theoderich der Amaler ließ mich blenden, weil mich Marich, der Balthen-Herzog, des Thulun Bruder, gedungen hätte, ihn zu morden.“

Ich bin ein Knecht der Balthen, war ein Gefolgsmann Marichs, aber ich war so unschuldig wie mein Herr, Marich der Verbannte.

Fluch über die Amelungen!“ rief er mit zornigem Ruck am Steuer.

„Schweig, Alter,“ sprach Dolios.



„Warum soll ich heute nicht sagen, was ich bei jedem Rudererschlag seit zwanzig Jahren sage? Es ist mein Tactspruch. — Fluch den Amelungen!“

Mit Grauen sah die Flüchtige auf den Alten, der in der That mit völliger Sicherheit und pfeilgerade fuhr.

Sein weiter Mantel und wirres Haar flogen im Winde: ringsum Nebel und Stille, nur das Ruder hörte man gleichförmig einschlagen, leere Luft und graues Licht auf allen Seiten.

Ihr war als führte sie Charon über den Styx in das graue Reich der Schatten. — Fiebernd hüllte sie sich in ihren faltigen Mantel.

Noch einige Ruderschläge und sie landeten.

Dolios hob die Zitternde heraus: der Alte aber wandte sein Boot schweigend und ruderte so rasch und sicher zurück wie er gekommen.

Mit einer Art von Grauen sah ihm Amalafwintha nach, bis er in dem dichten Nebel verschwand.

Da war es ihr, als höre sie den Schall von Ruder- schlägen eines zweiten Schiffes, welche rasch näher und näher drangen.

Sie fragte Dolios nach dem Grund dieses Geräusches.

„Ich höre nichts,“ sagte dieser, „du bist allzu erregt, komm in das Haus.“

Sie wankte auf seinen Arm gestützt die in den Felsboden gehauenen Stufen hinan, welche zu der burg- ähnlichen, hochgethürmten Villa führten: von dem Garten, welcher, wie sie sich lebhaft erinnerte, zu beiden Seiten

dieses schmalen Weges sich dehnte, waren in dem Nebel kaum die Linien der Baumreihen zu sehen.

Endlich erreichten sie das hohe Portal, eine eiserne Thüre im Rahmen von schwarzem Marmor.

Der Freigelassne pochte mit dem Knopf seines Schwerzes: — dumpf dröhnte der Schlag in den gewölbten Hallen nach — die Thüre sprang auf.

Amalafwintha gedachte, wie sie einst durch dieses Thor, welches die Blumengewinde fast versperrt hatten, an ihres Gatten Seite eingezogen war: sie gedachte, wie sie die Pförtner, gleichfalls ein jung vermähltes Paar, so freundlich begrüßt. —

Der finstersehende Sklave mit wirrem grauem Haar, welcher jetzt mit Ampel und Schlüsselbund vor ihr stand, war ihr fremd.

„Wo ist Fuscina, des früheren Ostiarus Weib? ist sie nicht mehr im Hause?“ fragte sie.

„Die ist lang ertrunken im See,“ sagte der Pförtner gleichgültig und schritt mit der Leuchte voran.

Schauernd folgte die Fürstin: sie mußte sich die kalten dunkeln Wogen vorstellen, welche so unheimlich an den Planken ihrer Föhre geleckt.

Sie gingen durch Bogenhöfe und Säulenhallen: — Alles leer, wie ausgestorben, die Schritte hallten laut durch die Dede — die ganze Villa schien ein weites Todtengewölbe.

„Das Haus ist unbewohnt? ich bedarf einer Sklavin.“

„Mein Weib wird dir dienen.“

„Ist sonst niemand in der Villa?“

„Noch ein Sklave. Ein griechischer Arzt.“

„Ein Arzt — ich will ihn —“

Aber in diesem Augenblicke schollen von dem Portal her einige heftige Schläge: schwer dröhnten sie durch die leeren Räume.

Entsetzt fuhr Amalafwintha zusammen.

„Was war das?“ fragte sie, Dolios' Arm fassend.

Sie hörte die schwere Thüre zufallen.

„Es hat nur jemand Einlaß begehrt,“ sagte der Ostiarius und schloß die Thüre des für die Flüchtige bestimmten Gemaches auf.

Die dumpfe Luft eines lang nicht mehr geöffneten Raumes drang ihr erstickend entgegen: aber mit Rührung erkannte sie die Schildplattbekleidung der Wände: es war dasselbe Gemach, welches sie vor zwanzig Jahren bewohnt: überwältigt von der Erinnerung glitt sie auf den kleinen Lectus, welcher mit dunkeln Polstern belegt war.

Sie verabschiedete die beiden Männer, zog die Vorhänge des Lagers um sich her zu und versiel bald in einen unruhigen Schlaf.

## Sechstes Capitel.

---

So lag sie, sie wußte nicht wie lange, bald wachend, bald träumend: wild jagte Bild auf Bild an ihrem Auge vorüber.

Eutharich mit seinem Zug des Schmerzes um die Lippen — Athalarich, wie er auf seinem Sarkophag hingestreckt lag, er schien ihr zu sich herab zu winken — das vorwurfsvolle Antlitz Matafwinthens — dann Nebel und Wolken und blattlose Bäume — drei zürnende Kriegergestalten mit bleichen Gesichtern und blutigen Gewändern: und der blinde Fährmann in das Reich der Schatten.

Und wieder war ihr, sie liege auf der öden Haide auf den Stufen des Balthendentmals und als rausche es hinter ihr und als beuge sich abermals hinter dem Steine hervor jene verhüllte Gestalt über sie näher und näher, beengend, erstickend.

Die Angst schnürte ihr das Herz zusammen, entsetzt fuhr sie auf aus ihrem Traum und sah hochaufgerichtet um sich: da — nein, es war kein Traumgesicht — da

rauschte es, hinter dem Vorhang des Bettes, und in die getäfelte Wand glitt ein verhüllter Schatten.

Mit einem Schrei riß Amalafwintha die Falten des Vorhangs aus einander — da war nichts mehr zu sehen.

Hatte sie doch nur geträumt?

Aber sie konnte nicht mehr allein sein mit ihren hangen Gedanken. So drückte sie auf den Achatknäuf in der Wand, der draußen einen Hammer in Bewegung setzte.

Als bald erschien ein Sklave, dessen Züge und Tracht höhere Bildung verriethen.

Er gab sich als den griechischen Arzt zu erkennen: sie theilte ihm die Schreckgesichte, die Fieberschauer der letzten Stunden mit: er erklärte es für Folgen der Aufregung, vielleicht der Erkältung auf der Flucht, empfahl ihr ein warmes Bad und ging, dessen Mischung anzuordnen.

Amalafwintha erinnerte sich der herrlichen Bäder, die, in zwei Stockwerken übereinander, den ganzen rechten Flügel der Villa einnahmen.

Das untere Stockwerk der großen achteckigen Rotunde, für die kalten Bäder bestimmt, stand mit dem See in unmittelbarem Zusammenhange: sein Wasser wurde durch Siebthüren, welche jede Unreinheit abhielten, hereingeleitet.

Das obere Stockwerk erhob sich, als Verjüngung des Achtecks, über der Badstube des Unteren, deren Decke eine große, kreisförmige Metallplatte, den Boden des obern warmen Bades bildete und nach Belieben in zwei

Halbkreisen rechts und links in das Gemäuer geschoben werden konnte, so daß die beiden Stockwerke dann einen ungetheilten thurm hohen Raum bildeten, welcher zum Zweck der Reinigung oder zum Behuf von Schwimm- und Taucher-Spielen ganz von dem Wasser des Sees erfüllt werden konnte.

Regelmäßig aber bildete das obere Achteck für sich den Raum des warmen Bades, in welches vielfach verschlungene Wassertünste in hundert Röhren mit zahllosen Delfinen, Tritonen und Medusenhäuptern von Bronze und Marmor, duftige, mit Oelen und Essenzen gemischte Fluthen leiteten, während zierliche Stufen von der Galerie, auf der man sich entkleidete, in das muschelförmige Porphyrbecken des eigentlichen Baderaumes hinab führten.

Während sich die Fürstin noch diese Räume in's Gedächtniß zurück rief, erschien das Weib des Thürflaven, sie in das Bad abzuholen.

Sie gingen durch weite Säulenhallen und Bücherfäle, in welchen aber die Fürstin die Capseln und Rollen Cassiodors vermißte, in der Richtung nach dem Garten; die Sclavin trug die feinen Badetücher, Oelfläschchen und den Salbenkrug.

Endlich gelangte sie in das thurmähnliche Achteck des Badepalastes, dessen sämtliche Gelasse an Boden, Wand und Decke durchaus mit hellgrauen Marmorplatten belegt waren.

Vorüber an den Hallen und Gängen, welche der Gymnastik und dem Ballspiel vor und nach dem Bade

dienten, vorüber an den Heizstübchen, den Auskleide- und Salb-Gemächern eilten sie sofort nach dem Caldarium, dem warmen Bade.

Die Sklavin öffnete schweigend die in die Marmorwand eingesenkte Thür.

Amalawintha trat ein und stand auf der schmalen Gallerie, welche rings um das Bassin lief: grade vor ihr führten die bequemen Stufen in das Bad, aus welchem bereits warme und köstliche Dünste aufstiegen.

Das Licht fiel von oben herein durch eine achteckige Kuppel von kunstvoll geschliffnem Glas: grade am Eingang erhob sich eine Treppe von Cedernholz, die auf zwölf Staffeln zu einer Sprungbrücke führte: rings an den Marmorwänden der Galerie wie des Beckens verkleideten zahllose Reliefs die Mündungen der Röhren, welche den Wasserkünsten und der Luftheizung dienten.

Ohne eine Wort legte das Weib das Badegeräth auf die weichen Kissen und Teppiche, welche den Boden der Galerie bedeckten und wandte sich zur Thüre.

„Woher bist du mir bekannt?“ fragte die Fürstin sie nachdenklich betrachtend, „wie lange bist du hier?“

„Seit acht Tagen.“

Und sie ergriff die Thüre.

„Wie lange dienst du Cassiodor?“

„Ich diene von jeher der Fürstin Gothelindis.“

Mit einem Angstschrei sprang Amalawintha bei diesem Namen auf und wandte sich und griff nach dem Gewand des Weibes — zu spät: sie war hinaus, die Thüre

war zugefallen und Amalafwintha hörte, wie der Schlüssel von Außen abgezogen ward.

Umsonst suchte ihr Auge nach einem anderen Ausgang.

Da überkam ein ungeheures, unbekanntes Grauen die Königin: sie fühlte, daß sie furchtbar getäuscht, daß hier ein verderbliches Geheimniß verborgen sei: Angst, unsägliche Angst fiel auf ihr Herz: Flucht, Flucht aus diesem Raum war ihr einziger Gedanke.

Aber keine Flucht schien möglich: die Thüre war von Innen jetzt nur eine dicke Marmortafel, wie die zur Rechten und Linken: nicht mit einer Nadel war in ihre Fugen zu dringen: verzweifelnd ließ sie die Blicke rings an der Wand der Galerie kreisen: nur die Tritonen und Delphine starrten ihr entgegen: endlich ruhte ihr Auge auf dem schlangensterrenden Medusenhaupt ihr gerade gegenüber — und sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Das Gesicht der Meduse war zur Seite geschoben und die ovale Oeffnung unter dem Schlangenhaar war von einem lebenden Antlitz ausgefüllt.

War es ein menschlich Antlitz?

Die Zitternde klammerte sich an die Marmorbrüstung der Gallerie und spähte vorgebeugt hinüber: ja, es waren Gothe's Indens verzerrte Züge: und eine Hölle von Haß und Hohn sprühte aus ihrem Blick.

Amalafwintha brach in die Kniee und verhüllte ihr Gesicht.

„Du — Du hier!“



Ein heiseres Lachen war die Antwort.

„Ja, Amelungenweib, ich bin hier und dein Verderben!

Mein ist dies Eiland, mein das Haus — es wird dein Grab — mein Dolios und alle Sklaven Cassiodors, an mich verkauft seit acht Tagen.

Ich habe dich hierher gelockt: ich bin dir hierher nachgeschlichen wie dein Schatte: lange Tage, lange Nächte hab' ich den brennenden Haß getragen, endlich hier die volle Rache zu kosten.

Stundenlang will ich mich weiden an deiner Todesangst, will es schauen, wie die erbärmliche, winselnde Furcht diese stolze Gestalt wie Fieber schüttelt und durch diese hochmüthigen Züge zuckt — o ein Meer von Rache will ich trinken.“

Händeringend erhob sich Amalafwintha: „Rache! Wofür? Woher dieser tödtliche Haß?“

„Ha, du fragst noch?

Freilich sind Jahrzehnte darüber hingegangen und das Herz des Glücklichen vergift so leicht.

Aber der Haß hat ein treues Gedächtniß

Hast du vergessen, wie dereinst zwei junge Mädchen spielten unter dem Schatten der Platanen auf der Wiese vor Ravenna?

Sie waren die ersten unter ihren Gespielinne: beide jung, schön und lieblich: Königskind die Eine, die Andere die Tochter der Balthen.

Und die Mädchen sollten eine Königin des Spieles wählen: und sie wählten Gothelindis, denn sie war noch

schöner als du und nicht so herrisch: und sie wählten sie einmal, zweimal nacheinander.

Die Königstochter aber stand dabei von wildem, unbändigem Stolz und Neid verzehrt: und als man mich zum dritten wieder gewählt, faßte sie die scharfe, spitzige Gartenscheere" —

„Halt ein, o schweig, Gothelindis.“

— „Und schleuderte sie gegen mich.“

Und sie traf, und aufschreiend, blutend stürzte ich zu Boden, meine ganze Wange eine klaffende Wunde und mein Auge, mein Auge durchbohrt.

Ha, wie das schmerzt, noch heute.“

„Verzeih, vergieb, Gothelindis!“ jammerte die Gesangene. „Du hattest mir ja längst verziehn.“

„Verzeihen? ich dir verzeihen? Daß du mir das Auge aus dem Antlitz und die Schönheit aus dem Leben geraubt, das soll ich verzeihen?“

Du hattest gesiegt für's Leben: Gothelindis war nicht mehr gefährlich: sie trauerte im Stillen, die Entstellte floh das Auge der Menschen.

Und Jahre vergingen.

Da kam an den Hof von Ravenna aus Hispanien der edle Eutharich, der Amaler mit dem dunkeln Auge und der weichen Seele: und er, selber krank, erbarmte sich der kranken halb Blinden: und er sprach mit ihr voll Mitleid und Güte, mit der Häßlichen, welche sonst Alle mieden.

O wie erquickte das meine dürstende Seele!

Und es ward berathen, zur Tilgung uralten Hasses

der beiden Geschlechter, zur Sühne alter und neuer Schuld, — denn auch den Balthenherzog Marich hatte man auf geheime, unbewiesene Anklage gerichtet — daß die arme mißhandelte Balthentochter des edelsten Amalers Weib werden sollte.

Aber als du es erfuhrst, du, die mich verstümmelt, da beschloßest du, mir den Geliebten zu nehmen: nicht aus Eifersucht, nicht, weil du ihn liebtest, nein, aus Stolz: weil du den ersten Mann im Gothenreich, den nächsten Manneserben der Krone, für dich haben wolltest.

Das beschloßest du und hast es durchgesetzt: denn dein Vater konnte dir keinen Wunsch versagen: und Eutharich vergaß alsbald seines Mitleids mit der Einäugigen, als ihm die Hand der schönen Königstochter winkte.

Zur Entschädigung — oder war es zum Hohne? — gab man auch mir einen Amaler — Theedahad, den elenden Feigling!“

„Gothelindis, ich schwöre dir, ich hatte nie geahnt, daß du Eutharich liebtest. Wie konnte ich —“

„Freilich, wie konntest du glauben, daß die Häßliche die Gedanken so hoch erhebe?“

O, du Verfluchte, und hättest du ihn noch geliebt und beglückt — Alles hätt' ich dir verziehen.

Aber du hast ihn nicht geliebt, du kannst ja nur das Scepter lieben! Elend hast du ihn gemacht.

Jahrelang sah ich ihn an deiner Seite schleichen, gedrückt, ungeliebt erkältet bis in's Herz hinein von deiner Kälte.

Der Gram um deinen eisigen Stolz hat ihn früh

gemordet: du, du hast mir den Geliebten geraubt und in's Grab gebracht — Rache, Rache für ihn."

Und die weite Wölbung widerhallte von dem Ruf: „Rache! Rache."

„Zu Hülfe!" rief Amalafwintha und eilte verzweifelt, mit den Händen an die Marmorplatten schlagend, den Kreis der Gallerie entlang.

„Ja, rufe nur, hier hört dich Niemand als der Gott der Rache."

Glaubst du, umsonst hab ich mondenlang meinen Haß gezügelt?

Wie oft, wie leicht hätte ich schon in Ravenna mit Dolch und Gift dich erreichen können: aber nein, hierher hab' ich dich gelockt.

An dem Denkstein meiner Bettern, vor Einer Stunde an deinem Bette, hab' ich mit höchster Mühe meinen erhobnen Arm vom Streiche abgehalten — denn langsam, Zoll für Zoll, sollst du sterben, stundenlang will ich sie wachsen sehen, die Qualen deines Todes."

„Entsetzliche!"

„O was sind Stunden gegen die Jahrzehnte, die du mich gemartert mit meiner Entstellung, mit deiner Schönheit, mit dem Besitz des Geliebten. Was sind Stunden gegen Jahrzehnte! Aber du sollst es büßen."

„Was willst du thun?" rief die Gequälte, wieder und wieder an den Wänden nach einem Ausgang suchend.

„Ertränken will ich dich, langsam, langsam, in den Wasserkünsten dieses Bades, die dein Freund Cassiodorius gebaut."

Du weißt es nicht, welche Qualen der Eifersucht, der ohnmächtigen Wuth ich in diesem Hause getragen. da du Beilager hieltest mit Eutharich und ich war in deinem Gefolge und mußte dir dienen.

In diesem Bade, du Uebermüthige, habe ich dir die Sandalen gelöst und die stolzen Glieder getrocknet — in diesem Bade sollst du sterben!“

Und sie drückte an einer Feder.

Der Boden des Beckens im obern Stockwerke, die runde Metallplatte, theilte sich in zwei Halbkreise, welche links und rechts in die Mauer zurückwichen: mit Entsetzen sah die Gefangne von der schmalen Galerie in die thurmhohe Tiefe zu ihren Füßen.

„Denk an mein Auge!“ rief Gothelindis und im Erdgeschosß öffneten sich plötzlich die Schleusenthüren und die Wogen des Sees schossen ungestüm herein, brausend und zischend, und sie stiegen höher und höher mit furchtbarer Raschheit.

Amalafwintha sah den sichern Tod vor Augen: sie erkannte die Unmöglichkeit, zu entinnen oder ihre teuflische Feindin mit Bitten zu erweichen: da kehrte ihr der alte, stolze Muth der Amelungen wieder: sie faßte sich und ergab sich in ihr Los.

Sie entdeckte neben den vielen Reliefs aus der hellenischen Mythe in ihrer Nähe rechts vom Eingang eine Darstellung vom Tode Christi: das erquickte ihre Seele: sie warf sich vor dem in Marmor gehauenen Kreuze nieder, faßte es mit beiden Händen und betete ruhig

mit geschlossnen Augen, während die Wasser stiegen und stiegen: schon rauschten sie an den Stufen der Galerie.

„Beten willst du, Mörderin?

Sinweg von dem Kreuz! rief Gothelindis grimmig, denk' an die drei Herzoge!“

Und plötzlich begannen alle die Delphine und Tritonen auf der rechten Seite des Achtecks Ströme heißen Wassers auszuspeien: weißer Dampf quoll aus den Röhren.

Amalafwintha sprang auf und eilte auf die linke Seite der Galerie: „Gothelindis, ich vergebe dir! tödte mich, aber verzeih' auch du meiner Seele.“

Und das Wasser stieg und stieg: schon schwall es über die oberste Stufe und drang langsam auf den Boden der Galerie.

„Ich dir vergeben? Niemals! Denk' an Eutharich!“—

Und zischend schossen jetzt von Links die dampfenden Wasserstrahlen auf Amalafwintha.

Sie flüchtete nun in die Mitte, gerade dem Medusenhaupt gegenüber, die einzige Stelle, wohin kein Strahl der Wasserröhren reichte.

Wenn sie die hier angebrachte Sprungbrücke erstieg, konnte sie noch einige Zeit ihr Leben fristen: Gothelindis schien dies zu erwarten und sich an der verlängerten Quai weiden zu wollen: schon brauste das Wasser auf dem Marmorboden der Galerie und bespülte die Füße der Gefangenen; rasch flog sie die braunglänzenden Staffeln hinan und lehnte sich an die Brüstung der Brücke:

„Höre mich, Gothelindis! meine letzte Bitte! nicht

für mich, — für mein Volk, für unser Volk — Petros will es verderben und Theodahad“ —

„Ja, ich wußte, dieses Reich ist die letzte Sorge deiner Seele!

Verzweifle! Es ist verloren!

Diese thörigen Gothen, welche Jahrhunderte lang den Balthen die Amaler vorgezogen, sie sind verkauft und verrathen von dem Haus der Amaler: Belisarius naht und Niemand ist, der sie warnt.“

„Du irrst, Teufelin, sie sind gewarnt.

Ich, ihre Königin, habe sie gewarnt.

Heil meinem Volk!

Verderben seinen Feinden und Gnade meiner Seele!“

Und mit raschem Sprung stürzte sie sich hoch von der Brüstung in die Fluthen, welche sich brausend über ihr schlossen.

Gothelindis blickte starr auf die Stelle, wo ihr Opfer gestanden.

„Sie ist verschwunden,“ sagte sie.

Dann blickte sie in die Fluth: oben auf schwamm das Brusttuch Amalafwinthens.

„Noch im Tode überwindet mich dieses Weib,“ sagte sie langsam: „wie lang war der Haß und wie kurz die Rache.“

---

## Siebentes Capitel.

---

Wenige Tage nach diesen Ereignissen finden wir zu Ravenna in dem Gemach des Gesandten von Byzanz eine Anzahl von vornehmen Römern, geistlichen und weltlichen Standes versammelt: auch die Bischöfe Hypatius und Demetrius aus dem Ostreich weilten bei ihm.

Große Aufregung, aus Zorn und Furcht gemischt, sprach aus allen Gesichtern, als der gewandte Rhetor seine Ansprache mit folgenden Worten schloß:

„Deßhalb, ihr ehrwürdigen Bischöfe des Westreichs und des Ostreichs und ihr edeln Römer, hab' ich euch hierher beschieden.

Laut und feierlich lege ich vor euch im Namen meines Kaisers Verwahrung ein gegen alle Acte der Arglist und Gewalt, welche im Geheimen gegen die hohe Frau verübt werden mögen.

Seit neun Tagen ist sie verschwunden aus Ravenna: wohl mit Gewalt hinweggeführt aus eurer Mitte: sie, die von jeher die Freundin, die Beschützerin der Italier gewesen.



Verschwunden ist am gleichen Tage die Königin, ihre grimme Feindin.

Ich habe Eilboten ausgesandt nach allen Richtungen, noch bin ich ohne Nachricht! aber wehe, wenn —“

Er konnte nicht vollenden.

Dumpfes Geräusch scholl von dem Forum des Hercules herauf, bald hörte man hastige Schritte im Vestibulum, der Vorhang ward zurückgeschlagen und in's Gemach eilte staubbedeckt einer der byzantinischen Sklaven des Gesandten:

„Herr,“ rief er, „sie ist todt! sie ist ermordet!“

„Ermordet!“ scholl es in der Kunde.

„Durch wen?“ fragte Petros.

„Von Gothelindis auf der Villa im Volkenersee.“

„Wo ist die Leiche? Wo die Mörderin?“

„Gothelindis giebt vor, die Fürstin sei im Bad ertrunken, unkundig mit den Wasserkünsten spielend.

Aber man weiß, daß sie ihrem Opfer von hier auf dem Fuße nachgefolgt.

Römer und Gothen eilen zu Hunderten nach der Villa, die Leiche in feierlichem Zuge hierher zu geleiten.

Die Königin floh vor der Rache des Volks in das feste Schloß von Feretri.“

„Genug,“ rief Petros entrüstet, „ich eile zum König und fordre euch auf, ihr edeln Männer, mir zu folgen. Auf euer Zeugniß will ich mich berufen vor Kaiser Justinian.“

Und sofort eilte er an der Spitze der Versammelten nach dem Palast.

Sie fanden auf den Straßen eine Menge Volks in Bestürzung und Entrüstung hin- und herwogend, die Nachricht war in die Stadt gedrungen und flog von Haus zu Haus.

Als man den Gesandten des Kaisers und die Vornehmen der Stadt erkannte, öffnete sich die Menge vor ihnen, schloß sich aber dicht hinter ihnen wieder und fluthete nach auf dem Wege in den Palast, von dessen Thoren sie kaum abgehalten wurde.

Von Minute zu Minute stieg die Zahl und der Lärm des Volkes: auf dem Forum des Honorius drängten sich die Nubennaten zusammen, welche mit der Trauer um ihre Beschützerin schon die Hoffnung vereinten, bei diesem Anlaß die Barbarenherrschaft fallen zu sehen: das Erscheinen des kaiserlichen Gesandten steigerte diese Hoffnung und der Auflauf vor dem Palast nahm mehr und mehr eine Richtung, welche keineswegs blos Theodahad und Gothelindis bedrohte.

Inzwischen eilte Petros mit seiner Begleitung in das Gemach des hülflosen Königs, welchen mit seiner Gattin alle Kraft des Widerstandes verlassen hatte: er jagte vor der Aufregung der unten wogenden Menge und hatte nach Petros gesendet, von ihm Rath und Hülfe zu erlangen, da ja dieser es gewesen, der mit Gothelindis den Untergang der Fürstin beschlossen und die Art der Ausföhrung berathen hatte: er sollte ihm jetzt auch die Folgen der That tragen helfen.

Als daher der Byzantiner auf der Schwelle erschien, eilte er, beide Arme ausbreitend, auf ihn zu: aber erstaunt

blieb er plötzlich stehen: erstaunt über die Begleitung, noch mehr erstaunt über die finster drohende Miene des Gesandten.

„Ich fordre Rechenschaft von dir, König der Gothen,“ rief dieser schon an der Thüre, „Rechenschaft im Namen von Byzanz für die Tochter Theoderichs.“

Du weißt, Kaiser Justinian hat sie seines besondern Schutzes versichert: jedes Haar ihres Hauptes ist daher heilig und heilig jeder Tropfe ihres Bluts.

Wo ist Amalafwintha?“

Der König sah ihn staunend an.

Er bewunderte diese Verstellungskunst.

Aber er begriff ihren Zweck nicht.

Er schwieg.

„Wo ist Amalafwintha?“ wiederholte Petros, drohend vortretend und sein Anhang folgte ihm einen Schritt.

„Sie ist todt,“ sagte Theodahad, ängstlich werdend.

„Ermordet ist sie,“ rief Petros, „so ruft ganz Italien, ermordet von dir und deinem Weibe.“

Justinian, mein hoher Kaiser, war der Schirmherr dieser Frau, er wird ihr Rächer sein: Krieg, künd' ich dir in seinem Namen an, Krieg gegen euch, ihr blutigen Barbaren, Krieg gegen euch und euer ganz Geschlecht.“

„Krieg gegen euch und euer ganz Geschlecht!“ wiederholten die Italier, fortgerissen von der Gewalt des Augenblicks und den alten, lang genährten Haß entzündend: und wie eine Woge brausten sie heran auf den zitternden König.

„Petros,“ stammelte dieser entsetzt, „du wirst gedenken des Vertrages, du wirst doch —

Aber der Gesandte zog eine Papyrus-Rolle aus dem Mantel und riß sie mitten durch.

„Zerrissen ist jedes Band zwischen meinem Kaiser und diesem blutbefleckten Haus.

Ihr selber habt durch eure Gräueltthat alle Schonung verwirkt, die man euch früher gewährt. Nichts von Verträgen. Krieg!“

„Am Gott,“ jammerte Theodahad, „nur nicht Krieg und Kampf! Was forderst du, Petros?“

„Unterwerfung! Räumung Italiens!“

Dich selber und Gothelindis lad' ich zum Gericht nach Byzanz vor den Thron Justinians, dort —“

Aber seine Rede unterbrach der schmetternde Ruf des gothischen Kriegshorns und in das Gemach eilte mit gezogenen Schwertern eine starke Schaar gothischer Krieger, von Graf Witichis geführt.

Die gothischen Führer hatten sofort auf die Nachricht von Amalasinthens Untergang die tüchtigsten Männer ihres Volks in Ravenna zu einer Berathung vor die Porta romana beschieden und dort Maßregeln der Sicherung und der Gerechtigkeit berathen.

Zur rechten Zeit erschienen sie jetzt auf dem Forum des Honorius, wo der Auslauf immer drohender wurde: schon blinkte hier und dort ein Dolch, schon ertönte manchmal der Ruf: „Wehe den Barbaren.“

Diese Zeichen und Stimmen verschwanden sofort, als nun die verhassten Gothen in geschlossenem Zug von dem Forum des Hercules her durch die Via palatina anrückten: ohne Widerstand zogen sie quer durch die grollenden Haufen

und indessen Graf Teja und Hildebad die Thore und die Terrasse des Palastes besetzten, waren Graf Witichis und Hildebrand grade rechtzeitig im Gemache des Königs angelangt, die letzten Worte des Gesandten noch zu hören.

Ihr Zug stellte sich in einer Schwenkung rechts vom Thronsiß des Königs, zu welchem dieser zurück gewichen war: und Witichis, auf sein langes Schwert gestützt, trat hart vor den Griechen hin und sah ihm scharf ins Auge.

Eine erwartungsvolle Pause trat ein.

„Wer wagt es,“ fragte Witichis ruhig, „hier den Herrn und Meister zu spielen im Königshaus der Gothen?“

Von seiner Ueberraschung sich erholend entgegnete Petros:

„Es steht dir übel an, Graf Witichis, Mörder zu beschützen. Ich hab' ihn nach Byzanz geladen vor Gericht.“

„Und darauf hast du keine Antwort, Amelunge?“ rief der alte Hildebrand zornig.

Aber das böse Gewissen band dem Könige die Stimme.

„So müssen wir statt seiner sprechen,“ sagte Witichis. „Wisse, Griechen, vernehmt es wohl, ihr falschen und undankbaren Ravennaten, das Volk der Gothen ist frei und erkennt auf Erden keinen Herrn und Richter über sich.“

„Auch nicht für Mord und Blutschuld?“

„Wenn schwere Thaten unter uns geschehn, richten und strafen wir sie selbst. Den Fremdling geht das nichts an, am Wenigsten unsern Feind, den Kaiser in Byzanz.“

„Mein Kaiser wird diese Frau rächen, die er nicht retten konnte. Liefert die Mörder aus nach Byzanz.“

„Wir liefern keinen Gothenknecht nach Byzanz, geschweige unsern König.“

„So theilt ihr seine Strafe wie seine Schuld und Krieg erklär' ich euch, im Namen meines Herrn. Erbebt vor Justinian und Belisar.“

Eine freudige Bewegung der gothischen Krieger war die Antwort.

Der alte Hildebrand trat an's Fenster und rief zu den unten stehenden Gothen hinab:

„Hört, ihr Gothen, frohe Kunde: Krieg, Krieg mit Byzanz.“

Da brach unten ein Getöse los, wie wenn das Meer entfesselt über seine Dämme bricht, die Waffen klirrten und tausend Stimmen jubelten:

„Krieg, Krieg mit Byzanz!“

Dieser Widerhall seines Wortes blieb nicht ohne Eindruck auf Petros und die Italier: das Ungeßüm dieser Begeisterung erschreckte sie: schweigend sahen sie vor sich nieder.

Während die Gothen sich glückwünschend die Hände schüttelten, trat Witichis ernst, gesenkten Hauptes, in die Mitte, hart neben Petros und sprach feierlich: „Also Krieg!“

Wir scheuen ihn nicht — du hast es gehört.

Besser offener Kampf als die langjährige, lauernde wühlende Feindschaft.

Der Krieg ist gut: aber wehe dem Frevler, der ohne Recht und ohne Grund den Krieg beginnt.

Ich sehe Jahre voraus, viele Jahre von Blut und Mord und Brand, ich sehe zerstampfte Saaten, rauchende Städte, zahllose Leichen die Ströme hinabschwimmen.

Hört unser Wort: auf euer Haupt dies Blut, dies Elend.

Ihr habt geschürt und gereizt Jahre lang — wir haben's ruhig getragen.

Und jetzt habt ihr den Krieg herein geschleudert, richtend, wo ihr nicht zu richten habt, ohne Grund euch mischend in das Leben eines Volkes, das so frei wie ihr: auf euer Haupt die Schuld.

Dies unsre Antwort nach Byzanz.“

Schweigend hörte Petros diese Worte an, schweigend wandte er sich und schritt mit seinen italischen Freunden hinaus.

Einige von diesen gaben ihm das Geleit bis in seine Wohnung, unter ihnen der Bischof von Florentia.

„Ehrwürdiger Freund,“ sagte er zu diesem beim Abschied, „die Briefe Theodahads in der bewußten Sache, die ihr mir zur Einsicht anvertraut, mußt du mir ganz belassen. Ich bedarf ihrer und für deine Kirche sind sie nicht mehr nöthig.“

„Der Proceß ist längst entschieden,“ erwiderte der Bischof, „und die Güter unwiderruflich erworben. Die Documente sind dein.“ —

Darauf verabschiedete der Gesandte seine Freunde, welche ihn bald mit dem kaiserlichen Heere in Ravenna

wiederzusehen hofften, und eilte in sein Gemach, wo er zuerst einen Boten an Belisar abfertigte, ihn zum sofortigen Angriff aufzufordern.

Darauf schrieb er einen ausführlichen Bericht an den Kaiser, der mit folgenden Worten schloß:

„Und so scheinst du, o Herr, wohl Grund zu haben, mit den Diensten deines getreuesten Knechts zufrieden zu sein und mit der Lage der Dinge.

Das Volk der Barbaren in Parteien zerpalten: auf dem Thron ein verhaßter Fürst, unfähig und treulos: die Feinde sonder Rüstung überrascht: die italische Bevölkerung überall für dich gewonnen: — es kann nicht fehlen, wenn keine Wunder geschehen, müssen die Barbaren fast ohne Widerstand erliegen.

Und wie so oft tritt auch hier mein erhabener Kaiser, dessen Stolz das Recht, als Schirmherr und Rächer der Gerechtigkeit auf — es ist ein geistvoller Zufall, daß die Extreme, welche mich trägt, den Namen „Nemesis“ führt.

Nur das Eine betrübt mich unendlich, daß es meinem treuen Eifer nicht gelungen, die unselige Tochter Theoderichs zu retten.

Ich flehe dich an, meiner hohen Herrin, der Kaiserin, welche mir niemals gnädig gesinnt war, wenigstens zu versichern, daß ich allen ihren Aufträgen bezüglich der Fürstin, deren Schicksal sie mir noch in der letzten Unterredung als Hauptforge an's Herz legte, auf's Treueste nachzukommen suchte.

Auf die Anfrage bezüglich Theodahads und Gothe-



lindens, deren Hülfe uns das Gothenreich in die Hände liefert, wage ich es, der hohen Kaiserin mit der ersten Regel der Klugheit zu antworten: es ist zu gefährlich, die Mitwiffer unsrer tiefften Geheimnisse am Hof zu haben."

Diesen Brief sandte Petros eilig durch die beiden Bischöfe Hypatius und Demetrius voraus.

Sie sollten nach Brundisium und von da über Epidamnus auf dem Landweg nach Byzanz eilen.

Er selbst wollte erst nach einigen Tagen folgen, langsam die gothische Küste des jonischen Meerbusens entlang fahrend, überall die Stimmung der Bevölkerung in den Hafenstädten zu prüfen und zu schüren.

Dann sollte er um den Peloponnes und Suböa her nach Byzanz segeln: denn die Kaiserin hatte ihm den Seeweg vorgeschrieben und ihm Aufträge für Athen und Lampsakos ertheilt.

Er überrechnete schon vor der Abreise von Ravenna mit vergnügten Sinnen immer wieder seine Wirksamkeit in Italien und den Lohn, den er dafür in Byzanz erwartete.

Er kehrte zurück, noch einmal so reich als er gekommen.

Denn er hatte der Königin Gothelindis nie eingestanden, daß er mit dem Auftrag, Amalafwintha zu verderben, in's Land gekommen.

Er hatte ihr vielmehr lange die Gefahr der Ungnade bei Kaiser und Kaiserin entgegengehalten und sich nur mit Widerstreben durch sehr hohe Summen von ihr für

den Plan gewinnen lassen, in welchem er sie doch nur als Werkzeug brauchte.

Er erwartete in Byzanz mit Sicherheit die versprochne Würde des Patriciats und freute sich schon, seinem hochmüthigen Vetter Marses, der ihn nie befördert hatte, nun bald in gleichem Range gegenüberzutreten.

„So ist denn Alles nach Wunsch gelungen,“ sagte er selbstzufrieden, während er seine Brieffschaften ordnete: „und diesmal, du stolzer Freund Cethegus, hat sich die Verschmiztheit doch trefflich bewährt.“

Und der kleine Rhetor aus Thessalonike hat es doch weiter gebracht mit seinen kleinen, leisen Schritten, denn du mit deinem stolzen, herausfordernden Gang.

Nur muß noch dafür gesorgt werden, daß Theodahad und Gothelindis nicht nach Byzanz an den Hof entrinnen: wie gesagt, das wäre zu gefährlich: vielleicht hat die Frage der klugen Kaiserin eine Warnung sein sollen.

Nein, dieses Königspaar muß verschwinden aus unsern Wegen.“

Und er ließ den Gastfreund rufen, bei dem er gewohnt, und nahm Abschied von ihm.

Dabei übergab er ihm eine dunkle, schmale Bafe von der Form derer, welche zur Aufbewahrung von Urkunden dienten: er versiegelte den Deckel mit seinem Ring, der einen feingeschnittenen Skorpion zeigte, und schrieb einen Namen auf die daran hangende Wachstafel.

„Diesen Mann,“ sagte er dem Gastfreund, „suche auf bei der nächsten Versammlung der Gothen zu Re=

geta und übergieb ihm die Vase: was sie enthält ist dein Leb wohl, auf baldig Wiedersehen hier in Ravenna.“

Und er verließ mit seinen Sklaven das Haus und bestieg alsbald das Gesandtschaftsschiff: von stolzen Erwartungen hoch gehoben trug ihn die „Memesis“ dahin. —

Und als sich nun sein Schiff dem Hafen von Byzanz näherte, von Lampsakos aus hatte er — auch dies hatte die Kaiserin gewünscht — seine baldige Ankunft durch einen kaiserlichen Schnellsegler, der eben abging, melden lassen, überflog des Gesandten Auge erwartungsvoll die schönen Landhäuser, welche marmorweiß aus den Schatten immergrüner Gärten blinkten.

„Hier wirst du künftig wohnen, unter den Senatoren des Reichs,“ sprach wohlgefällig Petros.

Vor dem Einlaufen in den Hafen flog die „Thetis“, das prachtvolle Lust-Bot der Kaiserin, ihnen entgegen, sowie es des Gesandten Galeere erkannte die Purpurwimpel entrollend, und sie zum Halten anrufend.

Alsbald stieg an Bord der Galeere ein Bote der Kaiserin: es war Alexandros, der frühere Gesandte am Hof von Ravenna.

Er wies dem Trierarchen ein Schreiben des Kaisers, in das dieser einen erschrockenen Blick warf: dann wandte er sich zu Petros.

„Im Namen des Kaisers Justinian!

Du bist wegen Jahre lang fortgesetzter Urkundenfälschung und Steuerunterschlagung lebenslänglich zu den Metallarbeiten in den Bergwerken von Cherson bei den ultziagirischen Hunnen verurtheilt.

Du hast die Tochter Theoderichs ihren Feinden preisgegeben.

Der Kaiser hätte dich durch deinen Brief für entschuldigt erachtet: aber die Kaiserin, untröstlich über den Untergang ihrer königlichen Schwester, hat deine alte Schuld dem Kaiser entdeckt.

Und ein Brief des Präfecten von Rom an diesen hat dargethan, daß du mit Gothelindis geheim der Königin Verderben geplant.

Die Kaiserin hat den Kaiser auch hierin überzeugt. Dein Vermögen ist eingezogen: die Kaiserin aber läßt dir sagen, — hier flüsterte er in des Berschnetterten Ohr, — „du habest in deinem klugen Brief ihr selbst den Rath erteilt, Mitwisser von Geheimnissen zu verderben.

Triearch, du führst den Verurtheilten sofort an seinen Strafort ab.“

Und Alexandros ging auf die „Thetis“ zurück.

Die „Nemesis“ aber drehte rauschend ihr Steuer, wandte dem Hafen von Byzanz den Rücken und trug den Sträfling für immer aus dem Leben der Menschen.

## Achtes Capitel.

---

Wir haben Cethegus den Präfecten seit seiner Abreise nach Rom aus den Augen verloren.

Er hatte daselbst in den Wochen der erzählten Ereignisse die eifrigste Thätigkeit entfaltet: denn er erkannte, daß die Dinge jetzt zur Entscheidung drängten; er konnte ihr getrost entgegen sehen.

Ganz Italien war einig in dem Haß gegen die Barbaren: und wer anders vermochte es, der Kraft dieses Hasses Bewegung und Ziel zu geben, als das Haupt der Katafombenverschwörung und der Herr von Rom.

Das war er durch die jetzt völlig ausgebildeten und ausgerüsteten Legionare und durch die nahezu vollendete Befestigung der Stadt, an welcher er in den letzten Monaten Nachts wie Tages hatte arbeiten lassen.

Und nun war es ihm zuletzt noch gelungen, wie er glaubte, ein sofortiges Auftreten der byzantinischen Macht in seinem Italien, die Hauptgefahr, die seinen ehrgeizigen Plänen gedroht, abzuwenden: durch zuverlässige Kundschafter hatte er erfahren, daß die byzantinische Flotte, die bisher lauierend bei Sicilien geankert, sich wirklich von

Italien hinweg gewandt und der afrikanischen Küste genähert habe, wo sie die Seeräuberei zu unterdrücken beschäftigt schien.

Freilich sah Cethegus voraus, daß es zu einer Landung der Griechen in Italien kommen werde: er konnte derselben als einer Nachhülfe nicht entbehren.

Aber Alles war ihm daran gelegen, daß dies Auftreten des Kaisers eben nur eine Nachhülfe bleibe: und deßhalb mußte er, ehe ein Byzantiner den italischen Boden betreten, eine Erhebung der Italier aus eigener Kraft veranlaßt und zu solchen Erfolgen geführt haben, daß die spätere Mitwirkung der Griechen nur als eine Nebensache erschien und mit der Anerkennung einer losen Oberhoheit des Kaisers abgelohnt werden konnte.

Und er hatte zu diesem Zweck seine Pläne trefflich vorbereitet.

Sowie der letzte römische Thurm unter Dach, sollten die Gothen in ganz Italien an einem Tag überfallen, mit einem Schlag alle festen Plätze, Burgen und Städte, Rom, Ravenna und Neapolis voran, genommen werden.

Und waren die Barbaren in's flache Land hinausgeworfen, so stand nicht mehr zu fürchten, daß sie bei ihrer großen Unkunde in Belagerungen und bei der Anzahl und Stärke der italischen Festen diese und damit die Herrschaft über die Halbinsel wieder gewinnen würden.

Dann mochte ein byzantinisches Bundesheer helfen, die Gothen vollends über die Alpen zu drängen: und Cethegus wollte schon dafür sorgen, daß diese Befreier

ebenfalls keinen Fuß in die wichtigsten Festungen setzen sollten, um sich ihrer später unschwer wieder entledigen zu können.

Dieser Plan setzte nun aber voraus, daß die Gothen durch die Erhebung Italiens überrascht würden.

Wenn der Krieg mit Byzanz in Aussicht oder gar schon ausgesprochen war, dann natürlich ließen sich die Barbaren die in Kriegsstand gesetzten Städte nicht durch einen Handstreich entreißen.

Da nun aber Cethegus, seit er die Sendung des Petros durchschaut hatte, bei jeder Gelegenheit Justinians Hervortreten aus seiner drohenden Stellung erwarten mußte, da es kaum noch gelungen war, Belisar wieder abzuwenden von Italien, beschloß er, keinen Augenblick mehr zu verlieren.

Er hatte auf den Tag der Vollendung der Befestigungen Roms eine allgemeine Versammlung der Verschworenen in den Katakomben anberaumt, in welcher das mühsam und erfindungsreich vorbereitete Werk gekrönt, der Augenblick des Losschlagens bestimmt und Cethegus als Führer dieser rein italiischen Bewegung bezeichnet werden sollte.

Er hoffte sicher, den Widerstand der Bestochenen oder Furchtsamen, welche nur für und mit Byzanz zu handeln geneigt waren, durch die Begeisterung der Jugend mit fort zu reißen, wenn er diese sofort in den Kampf zu führen versprach.

Noch vor jenem Tag kam die Nachricht von Amalathens Ermordung, von der Verwirrung und Spal-

tung der Gothen nach Rom und ungeduldig sehnte der Präfect die Stunde der Entscheidung herbei.

Endlich war auch der einzige noch unfertige Thurm des aurelischen Thores unter Dach: Cethegus führte die letzten Hammerschläge: ihm war dabei, er höre die Streiche des Schicksals von Rom und von Italien dröhnen.

Bei dem Schmause, welchen er darauf den Tausenden von Arbeitern in dem Theater des Pompejus gab, hatten sich auch die Meisten der Verschwornen eingefunden und der Präfect benützte die Gelegenheit, diesen seine unbegrenzte Beliebtheit im Volk zu zeigen.

Auf die Jüngerer unter den Genossen machte dies freilich den Eindruck, welchen er gewünscht hatte; aber ein Häuflein, dessen Mittelpunkt Silverius war, zog sich mit finstern Mienen von den Tischen zurück.

Der Priester hatte seit Lange eingesehen, daß Cethegus nicht bloß Werkzeug sein wollte, daß er eigne Pläne verfolgte, welche der Kirche und seinem persönlichen Einfluß sehr gefährlich werden konnten.

Und er war entschlossen, den kühnen Verbündeten zu stürzen, sobald er entbehrt werden konnte; es war ihm nicht schwer geworden, die Eifersucht so manches Römers gegen den Ueberlegnen im Geheimen zu schüren.

Die Anwesenheit aber zweier Bischöfe aus dem Ostreich, Hypatius von Ephesus und Demetrius von Philippi, welche in Glaubensfragen mit dem Pabst und mit König Theodahad geheim, in Unterstützung des Petros, in Politik verhandelten, hatte der kluge Archidiacon benützt,



um mit Theodahad und mit Byzanz in enge geheime Verbindung zu treten.

„Du hast recht, Silverius,“ murrte Scävola im Hinausgehen aus dem Thor des Theaters, „der Präfect ist Marius und Cäsar in Einer Person.“

„Er verschwendet diese ungeheuren Summen nicht umsonst, man darf ihm nicht zu sehr trauen,“ warnte der geizige Albinus.

„Lieben Brüder,“ mahnte der Priester, „sehet zu, daß ihr nicht Einen unter euch lieblos verdammet.“

Wer solches thäte, wäre des höllischen Feuers schuldig.

Freilich beherrscht unser Freund die Fäuste der Handwerker wie die Herzen seiner jungen „Ritter“: es ist das gut, er kann dadurch die Tyrannei zerbrechen —

„Aber dadurch auch eine neue aufrichten,“ meinte Calpurnius.

„Das soll er nicht, wenn Dolche noch tödten, wie in Brutus' Tagen,“ sprach Scävola.

„Es bedarf des Blutes nicht.“

Bedenket nur immer:“ sagte Silverius, „je näher der Tyrann, desto drückender die Tyrannei: je ferner der Herrscher, desto erträglicher die Herrschaft.“

Das schwere Gewicht des Präfecten ist aufzuwiegen durch das schwerere des Kaisers.“

„Ja wohl,“ stimmte Albinus bei, der große Summen von Byzanz erhalten hatte, „der Kaiser muß der Herr Italiens werden.“

„Das heißt,“ beschwichtigte Silverius den unwillig

auffahrenden Scävola, „wir müssen den Präfecten durch den Kaiser, den Kaiser durch den Präfecten niederhalten.

Siehe, wir stehen an der Schwelle meines Hauses. Laßt uns eintreten.

Ich habe geheim euch mitzutheilen, was heute Abend in der Versammlung kund werden soll.

Es wird euch überraschen.

Aber andre Leute noch mehr.“

Inzwischen war auch der Präfect von dem Gelage nach Hause geeilt, sich in einsamen Sinnen zu seinem wichtigen Werke zu bereiten.

Nicht seine Rede überdachte er: mußte er doch längst was er zu sagen hatte und, ein glänzender Redner, dem die Worte so leicht wie die Gedanken kamen, überließ er den Ausdruck gern dem Antrieb des Augenblicks, wohl wissend, daß das eben frisch aus der Seele geschöpfte Wort am Lebendigsten wirkt.

Aber er rang nach innerer Ruhe: denn seine Leidenschaft schlug hohe Wellen.

Er überschaute die Schritte, die er nach seinem Ziele hin gethan, seit zuerst dieses Ziel mit dämonischer Gewalt ihn angezogen: er erwog die kurze Strecke, die noch zurück zu legen war: er überzählte die Schwierigkeiten, die Hindernisse, welche noch auf diesem Wege lagen und ermaß dagegen die Kraft seines Geistes, sie zu überwinden: und das Ergebniß dieses prüfenden Wägens erzeugte in ihm eine Siegesfreude, die ihn mit jugendlicher Aufregung ergriff.

Mit gewaltigen Schritten durchmaß er das Gemach.

Die Muskeln seiner Arme spannten sich wie in der Stunde beginnender Schlacht: er umgürtete sich mit dem breiten, siegreichen Schwert seiner Kriegsfahrten und drückte krampfhaft dessen Adlergriff, als gelte es, jetzt gegen zwei Welten, gegen Byzanz und die Barbaren, sein Rom zu erkämpfen.

Dann trat er der Cäsarstatue gegenüber und sah ihr lange in das schweigende Marmorantlitz.

Endlich ergriff er mit beiden Händen die Hüften des Imperators und rüttelte an ihnen: „lebwohl, sagte er, und gib mir dein Glück mit auf den Weg. — Mehr brauch’ ich nicht.“

Und rasch wandte er sich und eilte aus dem Gemache und durch das Atrium hinaus auf die Straße, wo ihn schon die ersten Sterne begrüßten.

Zahlreicher als je hatten sich die Verschwornen an diesem Abend in den Katakomben eingefunden: waren doch durch ganz Italien die Ladungen zu dieser Versammlung als zu einer entscheidungsvollen ergangen.

So waren auf den Wunsch des Präfecten besonders alle strategisch wichtigen Punkte vertreten: von den starken Grenzhüterinnen Tridentum, Tarvisium und Verona, die das Eis der Alpen schauen, bis zu Otorantum und Consentia, welche die laue Welle des ausonischen Meeres bespült, hatten sie alle ihre Boten zugesendet, jene berühmten Städte Siciliens und Italiens mit den stolzen, den schönen, den weltgeschichtlichen Namen: Syrakusä und Catana, Panormus und Messana, Regium, Neapolis und Cumä, Capua und Beneventum, Antium und Ostia,

Reate und Narnia, Volsinii, Urbsvetus und Spoletum, Clusium und Perugia, Auximum und Ancon, Florentia und Fäfulä, Pisa, Luca, Luna und Genua, Ariminum, Cäfena, Faventia und Ravenna, Parma, Dertona und Placentia, Mantua, Cremona und Ticinum (Pavia), Mediolanum, Comum und Bergamum, Asta und Pollentia: dann von der Nord- und Ost-Küste des jonischen Meerbusens: Concordia, Aquileja, Iadera, Scardona und Salona.

Da waren ernste Senatoren und Decurionen, ergraut in dem Rath ihrer Städte, deren Häupter ihre Ahnen seit Jahrhunderten gewesen: kluge Kaufleute, breitschultrige Gutsherrn, rechthaberische Juristen, spöttische Rhetoren: und namentlich eine große Anzahl von Geistlichen jedes Ranges und jedes Alters: die einzige fest organisirte Macht und Silverius unbedeutend gehorsam.

Wie Cethegus, noch hinter der Mündung des schmalen Ganges verborgen, die Massen in dem Halb-Rund der Grotte überfah, konnte er sich eines verächtlichen Lächelns nicht erwehren, das aber in einen Seufzer auslief.

Außer der allgemeinen Abneigung gegen die Barbaren, welche doch bei Weitem nicht stark genug war, schwere politische Pläne mit Opfern und Entfagungen zu tragen, — welche verschiedene und oft welche kleine Motive hatten diese Verschwornen hier zusammen geführt!

Cethegus kannte die Beweggründe der Einzelnen genau: hatte er sie doch durch Bearbeitung ihrer schwächsten Seiten beherrschen gelernt.

Und er mußte zuletzt noch froh darum sein: echte

Römer hätte er nie, wie diese Verschworenen, unter seinen Einfluß gebracht.

Aber wenn er sie nun hier Alle beisammen sah, diese Patrioten, und bedachte, wie den Einen die Hoffnung auf einen Titel von Byzanz, den Andern plumpe Bestechung, einen dritten Nachsicht wegen irgend einer persönlichen Beleidigung oder auch nur die Langeweile oder Schulden oder ein schlechter Streich unter die Unzufriednen geführt: und wenn er sich nun vorstellte, daß er mit solchen Bundesgenossen den gothischen Heermännern entgegen treten sollte, — da erschrak er fast über die Vermessenheit seines Planes.

Und eine Erquickung war es ihm, als die helle Stimme des Lucius Licinius seinen Blick auf die Schar der jungen „Ritter“ lenkte, denen wirklich kriegerischer Muth und nationale Begeisterung aus den Augen sprühte: so hatte er doch einige verlässige Waffen. —

„Begrüßt, Lucius Licinius,“ sprach er aus dem Dunkel des Ganges hervortretend. „Ei, du bist ja gerüstet und gewaffnet, als ging es von hier gegen die Barbaren.“

„Raum bezwing ich das Herz in der Brust vor Haß und vor Freude,“ sagte der schöne Jüngling. „Sieh, alle diese hier hab’ ich für dich, für das Vaterland geworben.“

Cethegus blickte grüßend umher:

„Auch du hier, Kallistratos, — du heitrer Sohn des Friedens?“

„Hellas wird ihre Schwester Italia nicht verlassen in der Stunde der Gefahr,“ sagte der Hellene und legte

die weiße Hand auf das zierliche Schwert mit dem Griff von Elfenbein.

Und Cethegus nickte ihm zu und wandte sich zu den Andern, Marcus Licinius, Piso, Massurius, Valbus, welche, seit den Floralien ganz von dem Präfecten gewonnen, ihre Brüder, Vettern, Freunde mit gebracht hatten.

Prüfend flog sein Blick über die Gruppe, er schien Einen aus diesem Kreise zu vermissen.

Lucius Licinius errieth seine Gedanken:

„Du suchst den schwarzen Corsen, Furius Uthalla? Auf den kannst du nicht zählen.“

Ich holte ihn von Weitem aus, aber er sprach: „ich bin ein Corse, kein Italier: mein Handel blüht unter gothischem Schutz: laßt mich aus eurem Spiel.“ Und als ich weiter in ihn drang — denn ich gewönne gern sein kühnes Herz und die vielen Tausende von Armen, über die er gebeut — sprach er kurz abweisend: „ich fechte nicht gegen Totila.“

„Die Götter mögen wissen, was den tigerwilden Corsen an jenen Milchbart bindet,“ meinte Piso.

Cethegus lächelte, aber er fürchte die Stirn.

„Ich denke, wir Römer genügen,“ sprach er laut: und das Herz der Jünglinge schlug.

„Eröffne die Versammlung,“ mahnte Scävola unwillig den Archidiacon, „du siehst, wie er die jungen Leute beschwagt; er wird sie Alle gewinnen. Unterbrich ihn: rede.“

„Sogleich. Bist du gewiß, daß Albinus kömmt?“

„Er kömmt; er erwartet den Boten am appischen Thor.“

„Wohlau,“ sagte der Priester, „Gott mit uns!“

Und er trat in die Mitte der Rotunde, erhob ein schwarzes Kreuz und begann:

„Im Namen des dreieinigen Gottes!

Wieder einmal haben wir uns versammelt im Grauen der Nacht zu den Werken des Lichts.

Vielleicht zum letzten mal: denn wunderbar hat der Sohn Gottes, welchem die Ketzer die Ehre weigern, unsere Mühen zu seiner Verherrlichung, zur Vernichtung seiner Feinde gesegnet.

Nächst Gott dem Herrn aber gebührt der höchste Dank dem edeln Kaiser Justinian und seiner frommen Gemalin, welche mit thätigem Mitleid die Seufzer der leidenden Kirche vernehmen: und endlich hier unsrem Freund und Führer, dem Präfecten, der unablässig für unsres Herrn, des Kaisers Sache, wirkt“ —

„Halt, Priester!“ rief Lucius Vicinius dazwischen, „wer nennt den Kaiser von Byzanz hier unsern Herrn? wir wollen nicht den Griechen dienen statt den Gothen! Frei wollen wir sein!“

„Frei wollen wir sein,“ widerholte der Chor seiner Freunde.“

„Frei wollen wir werden!“ fuhr Silverius fort. „Gewiß! Aber das können wir nicht aus eignere Macht, nur mit des Kaisers Hülfe.“

Glaubt auch nicht, geliebte Jünglinge, der Mann,

den ihr als euren Vorkämpfer verehrt, Cethegus, denke hierin anders.

Justinian hat ihm einen köstlichen Ring — sein Bild in Carneol — gesendet, zum Zeichen, daß er billige, was der Präfect für ihn, den Kaiser, thue und der Präfect hat den Ring angenommen: sehet hier, er trägt ihn am Finger.“

Betroffen und unwillig sahen die Jünglinge auf Cethegus.

Dieser trat schweigend in die Mitte.

Eine peinliche Pause entstand.

„Sprich, Feldherr!“ rief Lucius, „widerlege sie! Es ist nicht wie sie sagen mit dem Ring.“

Aber Cethegus zog den Ring kopfnickend ab:

„Es ist wie sie sagen: der Ring ist vom Kaiser und ich hab' ihn angenommen.“

Lucius Licinius trat einen Schritt zurück.

„Zum Zeichen?“ fragte Silverius.

„Zum Zeichen,“ sprach Cethegus mit drohender Stimme, „daß ich der herrschsüchtige Selbstling nicht bin, für den mich Einige halten, zum Zeichen, daß ich Italien mehr liebe als meinen Ehrgeiz.“

Ja, ich baute auf Byzanz und wollte dem mächtigen Kaiser die Führerstelle abtreten: — darum nahm ich diesen Ring.

Ich baue nicht mehr auf Byzanz, das ewig zögert: deshalb hab' ich diesen Ring heute mitgebracht, ihn dem Kaiser zurückzustellen.

Du, Silverius, hast dich als den Vertreter von



Byzanz erwiesen: hier, gieb deinem Herrn sein Pfand zurück: er säumt zu lang: sag' ihm, Italien hilft sich selbst."

„Italien hilft sich selbst!“ jubelten die jungen Ritter.

„Bedenket, was ihr thut!“ warnte mit verhaltenem Zorn der Priester.

„Den heißen Muth der Jünglinge begreif' ich, — aber daß meines Freundes, des gereiften Mannes, Hand nach dem Unerreichbaren greift, — befremdet mich.

Bedenket die Zahl und wilde Kraft der Barbaren! Bedenket, wie die Männer Italiens seit lange des Schwertes entwöhnt, wie alle Zwingburgen des Landes in der Hand —

„Schweig, Priester,“ donnerte Cethegus, „das verstehst du nicht!

Wo es die Psalmen zu erklären gilt und die Seele nach dem Himmelreich zu lenken, da rede du: denn solches ist dein Amt; wo's aber Krieg und Kampf der Männer gilt, laß jene reden, die den Krieg verstehen.

Wir lassen dir den ganzen Himmel — laß uns nur die Erde.

Ihr römischen Jünglinge, ihr habt die Wahl.

Wollt ihr abwarten, bis dieses wohlbedächtige Byzanz sich doch vielleicht Italiens erbarmt — ihr könnt müde Greise werden bis dahin — oder wollt ihr, nach alter Römer Art, die Freiheit mit dem eignen Schwert erkämpfen?

Ihr wollt's, ich seh's am Feuer eurer Augen.

Wie? man sagt uns, wir sind zu schwach, Italien zu befreien?

Ha, seid ihr nicht die Enkel jener Römer, welche den Weltkreis bezwangen?

Wenn ich euch aufrufe, Mann für Mann, da ist kein Name der nicht klingt wie Heldenruhm: Decius, Corvinus, Cornelius, Valerius, Licinius — wollt ihr mit mir das Vaterland befreien?"

„Wir wollen es! Führe uns, Cethegus!“ riefen die Jünglinge begeistert.

Nach einer Pause begann der Jurist:

„Ich heiße Scävola.

Wo römische Heldenamen aufgerufen werden, hätte man auch des Geschlechts gedenken mögen, in dem das Heldenthum der Kälte erblich ist.

Ich frage dich, du jugendheißer Held Cethegus, hast du mehr als Träume und Wünsche, wie diese jungen Thoren, hast du einen Plan?“ —

„Mehr als das, Scävola, ich habe und halte den Sieg.

Hier ist die Liste fast aller Festungen Italiens: an den nächsten Iden, in dreißig Tagen also, fallen sie, alle, auf Einen Schlag, in meine Hand.“

„Wie? dreißig Tage sollen wir noch warten?“ fragte Lucius.

„Nur so lange, bis die hier Versammelten ihre Städte wieder erreicht, bis meine Eilboten Italien durchflogen haben.

Ihr habt über vierzig Jahre warten müssen!“

Aber der ungeduldige Eifer der Jünglinge, welchen er selbst geschürt, wollte nicht mehr ruhen: sie machten verdrosne Mienen zu dem Aufschub — sie murrten.

Blitzschnell erfaß der Priester diesen Umschlag der Stimmung.

„Nein, Cethegus“, rief er, „so lang kann nicht mehr gezögert werden!

Unerträglich ist dem Edeln die Tyrannei: Schmach dem, der sie länger duldet als er muß.

Ich weiß euch bessern Trost, ihr Jünglinge!

Schon in den nächsten Tagen können die Waffen Belisars in Italien blitzen.“

„Oder sollen wir vielleicht,“ fragte Scävola, „Belisar nicht folgen, weil er nicht Cethegus ist?“

„Ihr sprecht von Wünschen,“ lächelte dieser, „nicht von Wirklichem.“

Landete Belisar, ich wäre der Erste mich ihm anzuschließen.

Aber er wird nicht landen.

Das ist's ja, was mich abgewendet hat von Byzanz: der Kaiser hält nicht Wort.“

Cethegus spielte ein sehr kühnes Spiel.

Aber er konnte nicht anders.

„Du könntest irren und der Kaiser früher sein Wort erfüllen, als du meinst. Belisar liegt bei Sicilien.“

„Nicht mehr. Er hat sich nach Afrika, nach Hause gewendet. Hoffst nicht mehr auf Belisar.“

Da hallten hastige Schritte aus dem Seitengange und eifertig stürzte Albinus herein:

„Triumph,“ rief er, „Freiheit, Freiheit!“

„Was bringst du?“ fragte freudig der Priester.

„Den Krieg, die Rettung! Byzanz hat den Gothen den Krieg erklärt.“

„Freiheit, Krieg!“ jauchzten die Jünglinge.

„Es ist unmöglich!“ sprach Cethegus, tonlos.

„Es ist gewiß!“ rief eine andre Stimme vom Gange her — es war Calpurnius, der jenem auf dem Fuß gefolgt — und mehr als das: der Krieg ist begonnen.

Belisar ist gelandet auf Sicilien, bei Catana: Syrakusä, Messana sind ihm zugefallen, Panormus hat er mit der Flotte genommen, er ist übergesetzt nach Italien, von Messana nach Regium, er steht auf unserm Boden.“

„Freiheit!“ rief Marcus Licinius.

„Ueberall fällt ihm die Bevölkerung zu. Aus Apulien, aus Calabrien flüchten die überraschten Gothen, unaufhaltsam dringt er durch Bruttien und Lucanien gen Neapolis.“

„Es ist erlogen, alles erlogen!“ sagte Cethegus mehr zu sich selbst als zu den andern.

„Du scheinst nicht sehr erfreut über den Sieg der guten Sache. Aber der Bote ritt drei Pferde zu Tod. Belisar ist gelandet mit dreißigtausend Mann.“

„Ein Verräther, wer noch zweifelt,“ sprach Scävola.

„Nun laß sehen,“ höhnte Silverius, „ob du dein Wort halten wirst. Wirst du der Erste von uns sein, dich Belisar anzuschließen?“

Vor Cethegus Auge versank in dieser Stunde eine ganze Welt, seine Welt.

So hatte er denn umsonst, nein, schlimmer als das, für einen verhassten Feind alles gethan, was er gethan.

Belisar in Italien mit einem starken Heere und er getäuscht, machtlos, überwunden!

Wohl jeder Andre hätte jetzt alles weitre Streben ermüdet aufgegeben.

In des Präfecten Seele fiel nicht ein Schatten der Entmuthigung.

Sein ganzer Niesenbau war eingestürzt: noch betäubte der Schlag sein Ohr und schon hatte er beschlossen, im selben Moment ihn von Neuem zu beginnen: seine Welt war versunken, und er hatte nicht Muße ihr einen Seufzer nachzufinden: denn Aller Augen hingen an ihm. Er beschloß, eine zweite zu schaffen.

„Nun! was wirst du thun?“ widerholte Silverius. Cethegus würdigte ihn keines Blicks.

Zu der Versammlung gewendet sprach er mit ruhiger Stimme:

„Belisar ist gelandet: Er ist jetzt unser Haupt: ich gehe in sein Lager.“

Damit schritt er dem Ausgang zu, gemessnen Ganges, gefassten Angesichts, an Silverius und dessen Freunden vorüber.

Silverius wollte ein Wort des Hohnes flüsteren: aber er verstummte, da ihn der Blick des Präfecten traf: „Frohlocke nicht, Priester,“ schien er zu sagen, „diese Stunde wird dir vergolten.“

Und Silverius, der Sieger, blieb erschrocken stehn ---

## Neuntes Capitel.

---

Die Landung der Byzantiner war allen, Gothen wie Italiern, gleich unerwartet gekommen.

Denn die letzte Bewegung Belisar's nach Südosten hatte alle Erwartungen von der kaiserlichen Flotte in die Irre gelenkt.

Von unsern gothischen Freunden war nur Totila in Unteritalien: vergeblich hatte er als Seegräf von Neapolis die Regierung zu Ravenna gewarnt und um Vollmachten, um Mittel zur Vertheidigung Siciliens gebeten.

Wir werden sehen, wie ihm alle Mittel genommen wurden, das Ereigniß zu verhindern, welches sein Volk bedrohte, welches gerade in die lichten Kreise seines eignen Lebens zuerst verhängnißvolle Schatten werfen und die Bande des Glückes zerreißen sollte, mit welchen ein freundliches Schicksal diesen Liebling der Götter bisher umwoben hatte.

Denn in Bälde war es der unwiderstehlichen Anmuth seiner Natur gelungen, das edle, wenn auch strenge, Herz des Valerius zu gewinnen.

Wir haben gesehen, wie mächtig die Bitten der

Tochter, das Andenken an die Scheideworte der Gattin, die Offenheit Totila's schon in jener Stunde der nächtlichen Ueberraschung auf den würdigen Alten gewirkt.

Totila blieb als Gast in der Villa: Julius, mit seiner gewinnenden Güte, wurde von den Liebenden zu Hülfe gerufen und ihren vereinten Einflüssen gab der Sinn des Vaters allmählig nach.

Dies war jedoch bei dem strengen Römerthum des Alten nur dadurch möglich, daß von allen Gothen Totila an Sinnesart, Bildung und Wohlwollen den Römern am nächsten stand, so daß Valerius bald einsah, er könne einen Jüngling nicht „barbarisch schelten, der besser als mancher Italiener die Sprache, die Weisheit und die Schönheit der hellenischen und römischen Literatur kannte und würdigte, und, wie er seine Gothen liebte, so die Cultur der alten Welt bewunderte.

Dazu kam endlich, daß im politischen Gebiet den alten Römer und den jungen Germanen der gemeinsame Haß gegen die Byzantiner verband.

Wenn der offenen Heldenseele Totila's in den tückischen Erbfeinden seiner Nation die Mischung von Heuchelei und Gewaltherrschaft unwillkürlich wie dem Lichte die Nacht verhaßt war, so war für Valerius die ganze Tradition seiner Familie eine Anklage gegen das Imperatorenthum und Byzanz.

Die Valerier hatten von jeher zu der aristokratisch-republicanischen Opposition wider das Cäsarenthum gezählt.

Und so mancher der Ahnen hatte schon seit den

Tagen des Tiberius die alt-republicanische Gesinnung mit dem Tode gebüßt und besiegelt.

Niemals hatten diese Geschlechter im Herzen die Uebertragung der Weltherrschaft von der Tiberstadt nach Byzanz anerkannt: in dem byzantinischen Kaiserthum erblickte Valerius den Gipfel aller Tyrannei: und um jeden Preis wollte er die Habsucht, den Glaubenszwang, den orientalischen Despotismus dieser Kaiser von seinem Latium fern halten.

Es kam dazu, daß sein Vater und sein Bruder bei einer Handelsreise durch Byzanz von einem Vorgänger Justinians aus Habsucht waren festgehalten und, wegen angeblicher Betheiligung an einer Verschwörung, unter Confiscation ihrer im Ostreich belegenen Güter, hingerichtet worden, so daß den politischen Haß des Patrioten mit aller Macht persönliche Schmerzen verstärkten.

Er hatte, als Cethegus ihn in die Katakombenverschwörung einweihte, eifrig den Gedanken einer Selbstbefreiung Italiens ergriffen, aber alle Annäherungen der kaiserlichen Partei mit den Worten abgewiesen: „lieber den Tod als Byzanz!“

So vereinten sich die beiden Männer in dem Entschluß, keine Byzantiner in dem schönen Lande zu dulden, das dem Gothen kaum minder theuer war als dem Römer.

Die Liebenden hüteten sich, den Willen des Alten schon jetzt zu einem bindenden Wort zu drängen; sie begnügten sich für die Gegenwart mit der Freiheit des Umgangs, welche Valerius ihnen beließ und warteten



ruhig ab, bis der Einfluß allmäliger Gewöhnung ihr auch mit dem Gedanken an ihre völlige Vereinigung befreunden würde.

So verlebten unsere jungen Freunde goldene Tage.

Das Liebespar hatte neben seinem eigensten Glücke die Freude an der wachsenden Neigung des Vaters zu Totila: und Julius genoß jene weihervolle Erhebung, welche für edle Naturen in dem Ueberwinden eigener Schmerzen um des Glückes geliebter Herzen willen liegt.

Seine suchende, von der Weisheit der alten Philosophie nicht befriedigte Seele wandte sich mehr und mehr jener Lehre zu, welche den höchsten Frieden im Entsagen findet.

Eine sehr entgegengesetzte Natur war Valeria.

Sie war der Ausdruck der echt römischen Ideale ihres Vaters, der an der frühe verstorbenen Mutter Stelle ihre ganze Erziehung geleitet und im geistigen und sittlichen Gebiet die Ergebnisse des antiken heidnischen Geistes ihr angeeignet hatte.

Das Christenthum, welchem ihre Seele bei dem Eintritt in das Leben durch eine äußere Nöthigung war zugewendet und später ebenso durch ein äußerliches Mittel war wieder entrisen worden, erschien ihr als eine gefürchtete, nicht als eine verstandene und geliebte Macht, welche sie gleichwohl nicht aus dem Kreise ihrer Gedanken und Gefühle zu scheiden vermochte.

Als echte Römerin sah sie auch nicht mit bangem Zagen, sondern mit freudigem Stolz die kriegerische Begeisterung, welche im Gespräch mit ihrem Vater über

Byzanz und seine Feldherrn aus der Seele Totila's leuchtete, den künftigen Helden verkündend.

Und so trug sie es mit edler Fassung, als den Geliebten seine Kriegerpflicht plötzlich abrief aus den Armen der Liebe und Freundschaft.

Denn sowie die Flotte der Byzantiner auf der Höhe von Syrakusä erschienen war, loberte in dem jungen Gothen der Gedanke, der Wunsch des Krieges unauslöschlich empor.

Als Befehlshaber des unteritalischen Geschwaders lag ihm die Pflicht ob, die Feinde zu beobachten, die Küste zu decken.

Er setzte rasch seine Schiffe in Stand und segelte der griechischen Seemacht entgegen, Erklärung heischend über den Grund ihres Erscheinens in diesen Gewässern.

Belisar, der den Auftrag hatte, erst nach einem Ruf von Petros feindlich aufzutreten, gab eine friedliche und unanfechtbare Auskunft, die Unruhen in Afrika und Seeräubereien mauretaniſcher Schiffe vorschützend.

Mit dieser Antwort mußte sich Totila begnügen: aber in seiner Seele stand der Ausbruch des Krieges fest, vielleicht nur deßhalb, weil er ihn wünschte.

Er traf daher alle Anstalten, schickte warnende Boten nach Ravenna und suchte vor Allem, das wichtige Neapolis wenigstens von der Seeseite her zu decken, da die Landbefestigung der Stadt während des langen Friedens vernachlässigt und der alte Uliaris, der Stadtgraf von Neapolis, nicht aus seiner stolzen Sicherheit und Griechenberachtung aufzurütteln war.

Die Gothen wiegten sich überhaupt in dem gefährlichen Wahn, die Byzantiner würden gar nie wagen, sie anzugreifen: und ihr verrätherischer König bestärkte sie gern in diesem Glauben.

Die Warnungen Totila's blieben deßhalb unbeachtet und es wurde dem eifrigen Seegrafen sogar sein ganzes Geschwader abgenommen und in den Hafen von Ravenna zu angeblicher Ablösung beordert: aber die Schiffe, welche die abgefegelten ersetzen sollten, blieben aus.

Und Totila hatte nichts als ein paar kleine Wachtschiffe, mit welchen er, wie er den Freunden erklärte, die Bewegungen der zahlreichen Griechenflotte nicht beobachten, geschweige denn aufhalten konnte.

Diese Mittheilung bewogen den Kaufherrn, die Villa bei Neapolis zu verlassen und seine reichen Besitzungen und Handels-Niederlassungen bei Regium, an der Südspitze der Halbinsel, aufzusuchen, um die werthvollste Habe aus dieser Gegend, für welche Totila den ersten Angriff der Feinde besorgte, nach Neapolis zu flüchten und überhaupt seine Anordnungen für den Fall eines längeren Krieges zu treffen.

Auf dieser Reise sollte Julius ihn begleiten: und auch Valeria war nicht zu bewegen, in der leeren Villa zurück zu bleiben: von Gefahr war, wie Totila versichert hatte, für die nächsten Tage nichts zu fürchten.

So reisten denn die Drei, von einigen Sklaven begleitet, nach der Hauptvilla bei dem Passe Jugum nördlich von Regium ab, welche, unmittelbar am Meere gelegen, ja zum Theil mit jenem schon von Horatius

gescholtnen Luxus in das Meer selbst „wagend hinausgebaut“ war.

Valerius traf die Dinge in schlechter Ordnung.

Seine Inuitoren hatten, sicher gemacht durch lange Abwesenheit des Herrn, übel gewirthschaftet: und mit Unwillen erkannte dieser, daß seine prüfende, ordnende, strafende Thätigkeit, nicht Tage, sondern Wochen lang in dieser Gegend nothwendig sein werde.

Unterdessen mehrten sich die drohenden Anzeichen.

Totila schickte warnende Winke: aber Valeria erklärte, ihren Vater in der Gefahr nicht verlassen zu können: und dieser verschmähte es, vor den „Griechlein“ zu flüchten, welche er noch mehr verachtete als haßte.

Da wurden sie eines Tages durch zwei Bote überrascht, welche fast gleichzeitig in den kleinen Hafen der Villa einliefen: das eine trug Totila, das andre den Corsen Furius Ahalla.

Die Männer begrüßten sich überrascht, doch erfreut als alte Bekannte und wandelten mit einander durch die Tarus- und Lorbergänge des Gartens zu der Villa hinan.

Hier trennten sie sich: Totila gab vor, seinen Freund Julius besuchen zu wollen, indeß den Corsen ein Geschäft zu dem Kaufherrn führte, mit welchem er seit Jahren in einer für beide Theile gleich vortheilhaften Handelsverbindung stand.

Mit Freuden sah daher Valerius den klugen, kühnen und stattlich-schönen Seefahrer bei sich eintreten und nach

herzlicher Begrüßung wandten sich die beiden Handelsfreunde ihren Büchern und Rechnungen zu.

Nach kurzen Erörterungen erhob sich der Corse von den Rechentafeln und sprach:

„So siehst du, Valerius, auf's Neue hat Mercurius unser Bündniß gesegnet.

Meine Schiffe haben dir Purpur und köstlichen Wollstoff aus Phönicien und aus Spanien zugeführt: und deine köstlichen Fabrikate des verfloßnen Jahres verführt nach Byzanz und Alexandria, nach Massilia und Antiochia. Ein Centenar Goldes Mehrgewinn gegen das Vorjahr! Und so wird er steigen und steigen von Jahr zu Jahr, so lang die wackern Gothen den Frieden schirmen und die Rechtspflege im Abendland.“

E: schwieg wie abwartend.

„So lang sie schirmen können!“ seufzte Valerius, „so lang diese Griechen Frieden halten. Wer steht dafür, daß uns nicht diese Nacht der Seewind die Flotte Belisars an die Küste treibt!“

„Also auch du erwartest den Krieg? Im Vertrauen: er ist mehr als wahrscheinlich, er ist gewiß.“

„Furius,“ rief der Römer, „woher weißt du das?“

„Ich komme von Afrika, von Sicilien.

Ich habe die Flotte des Kaisers gesehen: so rüstet man nicht gegen Seeräuber.

Ich habe die Heerführer Belisars gesprochen: sie träumen Nacht und Tag von den Schätzen Italiens.

Sicilien ist zum Abfall reif, sowie die Griechen landen.“

Valerius erbleichte vor Aufregung.

Furius bemerkte es und fuhr fort:

„Und deshalb vor Allem bin ich hierher geeilt, dich zu warnen. Der Feind wird in dieser Gegend landen und ich wußte — daß deine Tochter dich begleitet.“

„Valeria ist eine Römerin.“

„Ja, aber diese Feinde sind die wildesten Barbaren. Denn Hunnen, Massageten, Strythen, Awaren, Slavenen und Saracenen sind es, die dieser Kaiser der Römer losläßt auf Italien. Wehe, wenn dein minervengleiches Kind in ihre Hände fiele.“

„Das wird sie nicht!“ sagte Valerius, die Hand am Dolch. „Aber du sprichst wahr — sie muß fort — in Sicherheit.“ — —

„Wo ist in Italien Sicherheit? Bald werden die Wogen dieses Krieges brausend zusammenschlagen über Neapolis, — über Rom und kaum sich an Ravenna's Mauern brechen.“

„Denkst du so groß von diesen Griechen? Hat doch Griechenland nie etwas Anderes nach Italien geschickt als Mimen, Seeräuber und Kleiderdiebe!“

„Belisarius aber ist ein Sohn des Sieges. Jedefalls entbrennt ein Kampf, dessen Ende so Mancher von euch nicht erleben wird!“

„Von euch, sagst du? wirst du nicht mit kämpfen?“

„Nein, Valerius!“

Du weißt, in meinen Adern fließt nur corsisch Blut, trotz meines römischen Adoptiv-Namens: ich bin nicht Römer, nicht Grieche, nicht Gothe. Ich wünsche den

Gothen den Sieg, weil sie Zucht und Ordnung halten zu Wasser und zu Land und weil mein Handel blüht unter ihrem Scepter: aber wollt' ich offen für sie fechten, der Fiscus von Byzanz verschlänge, was irgend von meinen Schiffen und Waren in den Häfen des Ostreichs liegt, drei Viertel all' meines Guts.

Nein, ich gedenke mein Eiland so zu befestigen — du weißt ja, halb Corsica ist mein — daß keine der kämpfenden Parteien mich viel belästigen wird: meine Insel wird eine Friedensinsel sein, während rings die Länder und Meere vom Krieg erdröhnen.

Ich werde dies A spl beschirmen wie ein König seine Krone, wie ein Bräutigam die Braut — und deßhalb — seine Augen funkelten und seine Stimme bebte vor Erregung — deßhalb wollte ich jetzt, — heute — ein Wort aussprechen, das ich seit Jahren auf dem Herzen trage“ — —

Er stockte.

Valerius sah voraus, was kommen werde und sah es mit tiefem Schmerz: seit Jahren hat er sich in dem Gedanken gefallen, sein Kind dem mächtigen Kaufherrn zu vertrauen, eines alten Freundes Adoptivsohn, dessen Neigung er lange durchschaut.

So lieb er in letzter Zeit den jungen Gothen gewonnen, er würde doch den langjährigen Handelsgenossen als Eidam vorgezogen haben.

Und er kannte den unbändigen Stolz und die zornige Rachsucht des Corsen: er fürchtete im Fall der Weigerung die alte Liebe und Freundschaft alsbald in lodern

Haß umschlagen zu sehen: man erzählte dunkle Geschichten von der jähzornigen Wildheit des Mannes und gerne hätte Valerius ihm und sich selbst den Schmerz einer Zurückweisung erspart.

Aber jener fuhr fort:

„Ich denke, wir beide sind Männer, die Geschäfte geschäftlich abthun.

Und ich spreche, nach altem Brauch, gleich mit dem Vater, nicht erst mit der Tochter.

Gieb mir dein Kind zur Ehe, Valerius: du kennst zum Theil mein Vermögen — nur zum Theil — denn es ist viel größer als du ahnst. Zur Widerlage der Mitgift geb' ich, wie groß sie sei, das doppelte — —

„Furius!“ unterbrach der Vater.

„Ich glaube wohl ein Mann zu sein, der ein Weib beglücken mag.

Jedesfalls kann ich sie beschützen, wie kein Andre in diesen drohenden Zeiten: ich führe sie, wird Corisca bedrängt, auf meinen Schiffen nach Asien, nach Afrika; an jeder Küste erwartet sie nicht ein Haus, ein Palast. Keine Königin soll sie beneiden. Ich will sie hoch halten — höher als meine Seele.“

Er hielt inne, sehr erregt, wie auf rasche Antwort wartend.

Valerius schwieg, er suchte nach einem Ausweg — es war nur eine Secunde: aber der Anschein nur, daß sich der Vater besinne, empörte den Corfen.

Sein Blut kochte auf, sein schönes broncefarbened Antlitz, eben noch beinahe weich und mild, nahm plötzlich



einen furchtbaren Ausdruck an: dunkelrothe Gluth schoß in die braunen Wangen.

„Furius Ahalla,“ sprach er rasch und hastig, „ist nicht gewöhnt, zweimal zu bieten.“

Man pflegt meine Ware aufs erste Angebot mit beiden Händen zu ergreifen —: nun biete ich mich selbst — ich bin, bei Gott, nicht schlechter als mein Purpur“ —

„Mein Freund,“ hob der Alte an, „wir leben nicht mehr in der Zeit alten, strengen Römerbrauchs: der neue Glaube hat den Vätern fast das Recht genommen, die Töchter zu vergeben. Mein Wille würde sie dir und keinem Andern geben, aber ihr Herz“ — —

„Sie liebt einen Andern!“ knirschte der Gorse, „wen?“

Und seine Faust fuhr an den Dolch, als sollte der Nebenbuhler keinen Augenblick mehr athmen.

Es lag etwas vom Tiger in dieser Bewegung und im Funkeln des rollenden Auges.

Valerius empfand, wie tödtlich dieser Haß und wollte den Namen nicht nennen.

„Wer kann es sein?“ fragte halblaut der Wüthende, „Ein Römer? Montanus? Nein! Oh nur — nur nicht er — sag' nein, Alter, nicht Er“ —

Und er faßte ihn am Gewande.

„Wer? wen meinst du?“

„Der mit mir landete — der Gothe: doch ja: er muß es sein, es liebt ihn ja Alles — Totila!“

„Er ist's!“ sagte Valerius und suchte begütigend seine Hand zu fassen.

Doch mit Schrecken ließ er sie los: ein zuckender Krampf rüttelte den ehernen Leib des starken Corsen: er streckte beide Hände starr vor sich hin als wollte er den Schmerz, der ihn quälte, erwürgen.

Dann warf er das Haupt in den Nacken und schlug sich die beiden geballten Fäuste grausam gegen die Stirn, den Kopf schüttelnd und laut auflachend.

Entsetzt sah Valerius diesem Toben zu, endlich glitten die gepreßten Hände langsam herab und zeigten ein aschenfahles Antlitz.

„Es ist aus,“ sagte er dann mit bebender Stimme. „Es ist ein Fluch, der mich verfolgt: ich soll nicht glücklich werden im Weibe.“

Schon einmal, — hart vor der Erfüllung —! Und jetzt, — ich weiß es, — Valeria's Seelenzucht und klare Ruhe hätte auch in mein wild schäumendes Leben rettenden Frieden gebracht — ich wäre anders geworden, besser.

Und sollte es nicht sein“ — hier funkelte sein Auge wieder — „nun, so wär' es fast das gleiche Glück gewesen, den Räuber dieses Glücks zu morden.“

Ja, in seinem Blute hätte ich gewühlt und von der Leiche die Braut hinweggerissen — und nun ist Er es!

Er, der Einzige, dem Ahalla Dank schuldet — und welchen Dank“ — — —

Und er schwieg, mit dem Haupte nickend und wie verloren in Erinnerung.

„Valerius,“ rief er dann plötzlich sich aufraffend, „ich weiche keinem Mann auf Erden — ich hätt' es nicht getragen, hinter einem Andern zurückzustehen — doch Totila! — Es sei ihr vergeben, daß sie mich ausschlägt, weil sie Totila gewählt.

Leb wohl, Valerius, ich geh' in See, nach Persien, Indien — ich weiß nicht wohin — ach überallhin nehm' ich diese Stunde mit.“

Und rasch war er hinaus und gleich darauf entführte ihn sein pfeilgeschwindes Bot dem kleinen Hafen der Villa. —

Seufzend verließ Valerius das Gemach, seine Tochter zu suchen.

Er traf im Atrium auf Totila, der sich schon wieder verabschiedete.

Er war nur gekommen, zu rascher Rückreise nach Neapolis zu treiben.

Denn Belisar habe sich wieder von Afrika abgewendet und kreuze bei Panormus: jeden Tag könne die Landung auf Sicilien, in Italien selbst erfolgen und trotz all' seines Dringens sende der König keine Schiffe. In den nächsten Tagen wolle er selbst nach Sicilien, sich Gewißheit zu schaffen.

Die Freunde seien daher hier völlig unbeschützt: und er beschwor den Vater Valeria's, sofort auf dem Landwege nach Neapolis heimzukehren.

Aber den alten Soldaten empörte es, vor den Griechen flüchten zu sollen: vor drei Tagen könne und wolle er nicht weichen von seinen Geschäften. und kaum war er

von Totila zu bestimmen, eine Schar von zwanzig Gothen zur nothdürftigsten Deckung anzunehmen.

Mit schwerem Herzen stieg Totila in seinen Kahn und ließ sich an Bord des Wachtschiffes zurück bringen.

Es war dunkler Abend geworden als er dort ankam, ein Nebelschleier verhüllte die Dinge in nächster Nähe.

Da scholl Ruder Schlag von Westen her und ein Schiff, kenntlich an der rothen Leuchte an dem hohen Mast, bog um die Spitze eines kleinen Vorgebirges.

Totila lauschte und fragte seine Wachen:

„Segel zur Linken! was für Schiff? was für Herr?“

„Schon angezeigt vom Mastkorb:“ — halte es wider — „Kauffahrer — Furius Ahalla — lag hier vor Anker.“

„Führt wohin?“

„Nach Osten — nach Indien!“ —

---

## Behntes Capitel.

---

Am Abend des dritten Tages seit Totila die gothische Bedeckung geschickt, hatte Valerius endlich seine Geschäfte beendigt und auf den anderen Morgen die Abreise fest gesetzt.

Er saß mit Valeria und Julius beim Nachtmal und sprach von den Aussichten auf Erhaltung des Friedens, welche des jungen Helden Kriegesdurst doch wohl unterschätzt habe: es war dem Römer ein unerträglicher Gedanke, daß „Griechen“ das theure Italien in Waffen betreten sollten.

„Auch ich wünsche den Frieden,“ sprach Valeria, nachsinnend — „und doch —“

„Nun?“ fragte Valerius.

„Ich bin gewiß, du würdest,“ vollendete das Mädchen, „im Krieg erst Totila so lieben lernen, wie er es verdient: er würde für mich streiten und für Italien“ —

„Ja,“ sagte Julius, „es steckt in ihm ein Held und Größeres als das.“

„Ich kenne nichts Größeres,“ antwortete Valerius.

Da erschollen auf dem Marmorestrich des Atriums

flirrende Schritte und der junge Thorismuth, der Anführer der zwanzig Gothen und Totila's Schildträger, trat hastig ein.

„Valerius, sprach er schnell, laß die Wagen anschirren — die Sänften in den Hof — ihr müßt fort.“

Die Drei sprangen auf: „Was ist geschehn — find sie gelandet?“ —

„Kebe,“ sprach Julius, „was macht dich besorgt?“

„Für mich nichts,“ lachte der Gothe, „und euch wollt ich nicht früher schrecken als unvermeidlich. Aber ich darf nicht mehr schweigen — gestern früh spülte die Fluth eine Leiche ans Land —“

„Eine Leiche?“

„Einen Gothen, von unsrer Schiffsmannschaft — es war Alb, der Steuermann auf Totila's Schiff.“

Valeria erbleichte, aber erbebte nicht.

„Das kann ein Zufall sein — er ist ertrunken.“

„Nein,“ sagte der Gothe fest, „er ist nicht ertrunken: es stak ein Pfeil in seiner Brust.“

„Das deutet auf einen Kampf zur See! Nicht auf mehr!“ meinte Valerius.

„Aber heute —“

„Heute?“ fragte Julius.

„Heute sind alle Landleute ausgeblieben, die sonst täglich von Regium hier durch nach Colum gehen. Auch ein Reiter, den ich auf Rundschau nach Regium schickte, ist nicht zurück gekommen.“ —

„Beweist noch immer nichts,“ sprach Valerius eigensinnig. — Sein Herz sträubte sich gegen den Gedanken

einer Landung der Verhaszten so lang als möglich — oft schon hat die Brandung die Straße gesperrt.“

„Aber als ich selbst soeben auf der Straße nach Regium vorging und das Ohr auf die Erde legte, hörte ich die Erde zittern unter dem Hufschlag von vielen Rossen, die in rasender Eile nahen. Ihr müßt fliehn.“

Jetzt griffen Valerius und Julius zu den Waffen, die an den Pfeilern des Gemaches hingen, Valeria legte schwer athmend die Hand aufs Herz:

„Was ist zu thun?“ fragte sie.

„Besetzt den Engpaß von Jugum,“ befahl Valerius, „in den die Straße längs der Küste verläuft: er ist schmal; er ist lange zu halten.“

„Er ist schon besetzt von acht meiner Gothen, ich fliege hin, sobald ihr zu Pferde sitzt, die Hälfte meiner Schaar deckt eure Reise: eilt.“

Aber ehe sie das Gemach verlassen konnten, stürzte ein gothischer Krieger, mit Schlamm und Blut bedeckt, herein: „flieht, rief er, sie sind da!“

„Wer ist da, Gelaris?“ fragte Thorismuth.

„Die Griechen! Belisar! der Teufel!“

„Rede,“ befahl Thorismuth.

„Ich kam bis in den Pinienwald von Regium, ohne etwas Verdächtiges zu spüren, freilich auch ohne einer Seele auf der Straße zu begegnen.“

Als ich an einem dicken Baumstamm vorbei reite, eifrig vorwärts spähend, fühle ich einen Ruck am Halse, als risse mir ein Blitz den Kopf von den Schultern und im Nu lag ich unter meinem Thier am Boden —“

„Schlecht gefessen, o Gelaris!“ schalt Thorisemuth.

„Ja wohl, eine Kopfhar-Schlinge um's Genick und eine Bleikugel an den Kopf geschneilt, da fällt auch ein besserer Reitersmann als Gelaris, Genzo's Sohn.“

Zwei Unholde — Wald-Schraten oder Altraunen acht' ich sie ähnlich — setzten aus dem Busch über den Graben, banden mich auf mein Pferd, nahmen mich zwischen ihre kleinen, zottigen Gänse — und hüt' —

„Das sind die Hunnen Belisars! rief Valerius.“

„Sagten sie mit mir davon. — Als ich wieder ganz zu mir gekommen, war ich in Regium, mitten unter den Feinden, dort erfuhr ich denn Alles.“

Die Regentin ist ermordet, der Krieg ist erklärt, die Feinde haben Sicilien überrascht, die ganze Insel ist zum Kaiser abgefallen — —'

„Und das feste Panormus?“

„Fiel durch die Flotte, die in den Hafen drang: die Mastkörbe waren höher als die Mauern der Stadt: von den Masten schossen und sprangen sie herab.“

„Und Syrakusä?“ fragte Valerius.

„Fiel durch Verrath der Sicilianer — die Gothen der Besatzung sind ermordet: in Syrakusä ist Belisarius eingeritten unter einem Blumenregen, als scheidender Consul des Jahres — denn es war am letzten Tage seines Consulats — Goldmünzen streuend, unter Händeklatschen alles Volks.“

„Und wo ist der Seegraf? wo ist Totila?“

„Zwei seiner drei Schiffe sind in den Grund gebohrt, vom Schnabelstoße der Tritemen.“



Sein Schiff und noch eins: er sprang in's Meer mit voller Rüstung — und ist — noch nicht — aufgefischt.“

Da sank Valeria schweigend auf das Lager.

„Der Griechen-Feldherr,“ fuhr der Bote fort, „landete gestern in dunkler stürmischer Nacht bei Regium: die Stadt hat ihn mit Jubel aufgenommen; er ordnet nur sein Heer, dann solls im Fluge nach Neapolis gehen: seine Vorhut, die gelbhäutigen Reiter, die mich eingebracht, mußten sogleich wieder umkehren und den Paß gewinnen.“

Ich sollte ihnen Führer dahin sein.

Ich führte sie weit ab — nach Westen — in den Meeressumpf und — entsprang ihnen im Dunkel — des Abends — aber — sie schickten mir — Pfeile nach — und Einer traf — ich kann nicht mehr.“ —

Und klirrend stürzte der Mann zu Boden.

„Er ist verloren!“ sprach Valerius, „sie führen vergiftetes Geschos!“

Auf, Julius und Thorismuth, ihr geleitet mein Kind auf der Straße gen Neapolis: ich gehe in den Paß und decke euch den Rücken.“

Bergebens waren die Bitten Valeria's: Gesicht und Haltung des Alten nahmen einen Ausdruck eisernen Entschlusses an.

„Gehorcht!“ befahl er den Widerstrebenden, „ich bin der Herr dieses Hauses, der Sohn dieses Landes, und ich will die Hunnen Belisars fragen, was sie zu thun haben in meinem Vaterland. Mein, Julius! Dich muß ich bei Valeria wissen — lebet wohl.“

Während Valeria mit ihrer gothischen Bedeckung und mit den meisten der Sklaven spornsteichs auf der Straße nach Neapolis hinweg eilte, stürmte Valerius mit Schild und Schwert einem halben Duzend Sklaven voran, zum Garten der Villa hinaus, nach dem Engpaß zu, welcher nicht weit vor dem Anfang seiner Besitzungen die Straße nach Regium überwölbte.

Der Felsenbogen zur Linken, im Norden, war unübersteiglich und zur Rechten, nach Süden, fielen jene Wände senkrecht in das tiefe Meer, dessen Brandung oft die Straße überfluthete.

Die Mündung des Passes aber war so schmal, daß zwei nebeneinanderstehende Männer sie mit ihren Schilden wie eine Pforte schließen konnten: so durfte Valerius hoffen, den Paß auch gegen große Uebermacht lang genug zu decken, um den raschen Pferden der Fliehenden hinlänglichen Vorsprung zu gewähren.

Während der Alte den schmalen Pfad, der sich zwischen dem Meere und seinen Weinbergen nach dem Engpaß hin zog, durch die mondlose Nacht vorwärts eilte, bemerkte er zur Rechten, draußen, in ziemlicher Entfernung vom Lande, im Meer den hellen Strahl eines kleinen Lichtes, welches offenbar von dem Mast eines Schiffes niederleuchtete.

Valerius erschrak: sollten die Byzantiner zur See gegen Neapolis vorrücken? Sollten sie Bewaffnete in seinem und des Engpasses Rücken an's Land werfen wollen? Aber sollten sich dann nicht mehrere Lichter zeigen?

Er wollte die Sklaven fragen, welche auf seinen Be-

fehl, aber schon mit sichtlichem Widerwillen, ihm aus der Villa gefolgt waren.

Umsonst: sie waren verschwunden in dem Dunkel der Nacht.

Sie waren dem Herrn entwischt, sobald dieser ihrer nicht mehr achtete.

So kam Valerius allein an dem Engpaß an, dessen hintere Mündung zwei der gothischen Wachen besetzt hielten, während zwei andere den östlichen, dem Feinde zugekehrten Eingang ausfüllten und die übrigen vier in dem innern Raum hielten.

Raum war Valerius dicht hinter die beiden vordersten Wächter getreten, als man plötzlich ganz nahes Pferdegetrappel vernahm: und alsbald bogen um die letzte Krümmung, welche die Straße vor dem Paß um eine Felsennase machte, zwei Reiter im vollen Trabe.

Beide trugen Fackeln in der Rechten: es warfen nur diese Fackeln Licht auf die nächtliche Scene: denn die Gothen vermieden alles, was ihre kleine Zahl verrathen konnte.

„Beim Barte Belisar's!“ schalt der Vorderste der Reiter, in Schritt übergehend, „hier wird der Katzensteig so schmal, daß kaum ein ehrlich Roß drauf Platz hat, — und da kömmt noch ein Hohlweg oder — halt, was rührt sich da?“

Und er hielt sein Pferd an und bog sich, die Fackel weit vor sich streckend, vorsichtig nach vorn: so bot er, dicht vor dem Eingang, in dem Licht seiner Fackel ein bequemes Ziel.

„Wer ist da?“ rief er seinem Begleiter nochmals zu.

Da fuhr ein gothischer Wurfspeer durch die breiten Panzerringe in seine Brust.

„Feinde, weh!“ schrie der Sterbende und stürzte rücklings aus dem Sattel.

„Feinde, Feinde!“ rief der Mann hinter ihm, schleuderte die verderbliche Fackel weit von sich in's Meer, warf sein Pferd herum und jagte zurück, während das Thier des Gefallenen ruhig stehen blieb bei der Leiche seines Herrn.

Nichts hörte man jetzt in der Stille der Nacht als den Hufschlag des enteilenden Rosses, und, zur Rechten des Passes, den leisen Schlag der Wellen am Fuße der Felswand.

Den Männern im Engpaß schlug das Herz in Erwartung.

„Jetzt bleibt kalt, ihr Männer,“ mahnte Valerius, „lasse sich keiner aus dem Passe locken. Ihr in der ersten Reihe schließt die Schilde fest aneinander und streckt die Lanzen vor: wir in der Mitte werfen. Ihr drei im Rücken reicht uns die Speere und habt acht auf Alles. —“

„Herr,“ rief der Gothe, der hinter dem Passe auf der Straße stand, „das Licht! das Schiff nähert sich immer mehr.“

„Hab' Acht und ruf' es an, wenn —“

Aber schon waren die Feinde da, deren Vorhut die beiden Späher gebildet hatten: es war ein Trupp von fünfzig hunnischen Reitern, mit einigen Fackeln.

Wie sie um die Krümmung des Weges bogen, er-

hellte sich die Scene mit wechselndem, grellem Licht neben tiefem Dunkel.

„Hier war es, Herr!“ sprach der entkommene Reiter, „seht euch vor.“

„Schafft den Todten zurück und das Roß!“ sprach eine rauhe Stimme und der Anführer, eine Fackel erhebend, ritt im Schritt gegen den Eingang vor.

„Halt!“ rief ihm Valerius auf lateinisch entgegen, „wer seid ihr und was wollt ihr?“

„Das habe ich zu fragen!“ entgegnete der Führer der Reiter in derselben Sprache.

„Ich bin ein römischer Bürger und vertheidige mein Vaterland gegen Räuber.“

Der Anführer hatte unterdessen im Licht seiner Fackel das ganze Terrain besehen: sein geübtes Auge erkannte die Unmöglichkeit, links oder rechts den Engpaß zu umgehen und zugleich die Enge seiner Mündung.

„Freund,“ sagte er etwas zurückweichend, so sind wir Bundesgenossen. Auch wir sind Römer und wollen Italien von seinen Räubern befreien. Also gieb Raum und laß uns durch.“

Valerius, der in jeder Weise Zeit gewinnen wollte, sprach:

„Wer bist du und wer sendet dich?“

„Ich heiße Johannes: die Feinde Justinians nennen mich „den blutigen“: und ich führe die leichten Reiter Belisars.“

Alles Land von Regium bis hierher hat uns mit Jubel aufgenommen: hier ist das erste Hemmniß; längst wären wir weiter, hätt' uns nicht ein Hund von einem

Gothen in den dicksten Sumpf geführt, drin je ein guter Gaul versank. Köstliche Zeit ging uns verloren. Halt uns nicht auf! Leben und Habe ist dir gesichert, und reicher Lohn, wenn du uns führen willst. Eile ist der Sieg. Die Feinde sind betäubt: sie dürfen sich nicht besinnen, bis wir vor Neapolis stehen, ja vor Rom. „Johannes, sprach Belifar zu mir, da ich's dem Sturmwind nicht befehlen kann, vor mir her durch dieses Land zu fegen, befehl ich's dir.“

Also fort und laßt uns durch. —“

Und er spornte sein Pferd.

„Sag Belifar, so lange Cnejus Valerius lebt, soll er keinen Fuß breit vorwärts in Italien. Zurück, ihr Räuber!“

„Berrückter Mensch! du hältst es mit den Gothen gegen uns?“

„Mit der Hölle —, wenn gegen euch.“

Der Führer warf nochmals prüfende Blicke nach rechts und links:

„Höre,“ sprach er, „du kannst uns hier wirklich eine Weile aufhalten. Nicht lang. Weichst du, so sollst du leben. Weichst du nicht, so laß ich dich erst schinden und dann pfählen!“

Und er hob die Fackel, nach einer Blöße spähend.

„Zurück,“ rief Valerius. „Schieß', Freund!“

Und eine Sehne klirrte und ein Pfeil schlug an den Helm des Reiters.

„Warte!“ rief dieser und spornte sein Thier zurück.

„Abfizen, befahl er, alle Mann!“

Aber die Hunnen trennten sich nicht gern von ihren Rossen.

„Wie, Herr? absitzen?“ fragte einer der Nächsten.

Da schlug ihm Johannes mit der Faust ins Gesicht.

Der Mann rührte sich nicht.

„Absitzen!“ donnerte er noch mal; „wollt ihr zu Pferde in das Maulloch schlüpfen?“

Und er selbst schwang sich aus dem Sattel:

„Sechs steigen auf die Bäume und schießen von oben.

Sechs legen sich auf die Erde, kriechen an den Seiten der Straße vor und schießen im Liegen. Zehn schießen stehend, auf Brusthöhe. Zehn hüten die Pferde; die andern zwanzig folgen mir mit dem Speer, sowie die Sehnen geschwirrt. Vorwärts.“

Und er gab die Fackel ab und ergriff eine Lanze.

Während die Hunnen seinen Befehl vollzogen, musterte Johannes noch einmal den Paß.

„Ergebt euch!“ rief er.

„Kommt an,“ riefen die Gothen.

Da winkte Johannes und zwanzig Pfeile schwirrten zugleich.

Ein Wehgeschrei und der vorderste Gothe zur Rechten fiel; einer der Schützen auf den Bäumen hatte ihn in Stirn getroffen.

Rasch sprang Valerius mit dem vorgehaltenen Schild an seine Stelle.

Er kam grade recht, den wüthenden Anprall des anstürmenden Johannes aufzuhalten, der mit der Lanze in die Lücke rannte. Er fing den Lanzenstoß mit dem

Schild und schlug nach dem Byzantiner, der nahe vor dem Eingang zurückprallte, strauchelte und niederfiel; die Hunnen hinter ihm wichen zurück.

Da konnte sich's der Gothe neben Valerius nicht versagen, den feindlichen Führer unschädlich zu machen: er sprang mit gezücktem Speer aus dem Engpaß einen Schritt vorwärts.

Aber das hatte Johannes gewollt: blitzschnell hatte er sich aufgerafft, den überraschten Gothen von der Straßenwand zur Rechten des Felsen-Passes hinabgestoßen, und im selben Augenblick stand er an der rechten, schildlosen Seite des Valerius, der die wieder vordringenden Hunnen abwehrte, und stieß diesem mit aller Kraft das lange Perjermesser in die Weichen.

Valerius brach zusammen: aber es gelang den drei hinter ihm stehenden Gothen, den Johannes, der schon in das Innere des Passes gedrungen war, mit ihrem Schildschnäbeln wieder zurück und hinaus zu stoßen. Er ging zurück, eine neue Pfeilsalbe zu befehlen.

Schweigend deckten die beiden Gothen wieder die Mündung, der dritte hielt den blutenden Valerius in seinen Armen.

Da stürzte die Wache von der Rückseite in den Engpaß:

„Das Schiff! Herr — das Schiff! sie sind gelandet: sie fassen uns im Rücken! Flieht, wir wollen euch tragen — ein Versteck in den Felsen.“ —

„Nein, sprach Valerius, sich aufrichtend, hier will



ich sterben; stemme mein Schwert gegen die Wand und“ —

Aber da schmetterte von der Rückseite her laut der Ruf des gothischen Heerhorns: Fackeln blitzten und eine Schar von dreißig Gothen stürmte in den Paß: Totila an ihrer Spitze: sein erster Blick fiel auf Valerius:

„Zu spät, zu spät!“ rief er schmerzlich. „Aber folgt mir! Rache! hinaus!“

Und wüthend brach er mit seinem speertragenden Fußvolk aus dem Paß. Und schrecklich war der Zusammenstoß auf der schmalen Straße zwischen Felsen und Meer.

Die Fackeln erloschen in dem Getümmel und der anbrechende Morgen gab nur ein graues Licht.

Die Hunnen, obwohl an Zahl den kühnen Angreifern überlegen, waren durch den plötzlichen Ausfall völlig überrascht: sie glaubten ein ganzes Heer der Gothen sei im Anmarsch: sie eilten, ihre Rosse zu gewinnen und zu entfliehen; aber die Gothen erreichten mit ihnen zugleich die Stelle, wo die ledigen Thiere hielten: und in wirrem Knäuel stürzte Mann und Roß die Felsen hinab.

Umsonst hieb Johannes selbst auf seine fliehenden Leute ein: ihr Schwall warf ihn zu Boden, er raffte sich wieder auf und sprang den nächsten Gothen an.

Aber er kam übel an: es war Totila, er erkannte ihn.

„Verfluchter Flachskopf,“ schrie er, „so bist du nicht erfossen?“

„Nein, wie du siehst!“ rief dieser und schlug ihm das Schwert durch den Helmfamm und noch ein Stück in den Schädel, daß er taumelte.

Da war aller Widerstand zu Ende.

Mit knapper Noth hoben ihn die nächsten seiner Reiter auf ein Pferd und jagten mit ihm davon. Der Kampfplatz war geräumt.

Totila eilte nach dem Hohlweg zurück. Er fand Valerius, bleich, mit geschlossnen Augen, das Haupt auf seinen Schild gelegt. Er warf sich zu ihm nieder und drückte die erstarrende Hand an seine Brust.

„Valerius,“ rief er, „Vater! scheide nicht! scheide nicht so von uns. Noch ein Wort des Abschieds.“

Der Sterbende schlug matt die Augen auf.

„Wo sind sie?“ fragte er.

„Geschlagen und geflohn.“

„Ah, Sieg!“ athmete Valerius auf; „ich darf im Siege sterben. Und Valeria — mein Kind — sie ist gerettet?“

„Sie ist es.“

Aus dem Seegefecht, aus dem Meer entkommen, eilte ich hierher, Neapolis zu warnen, euch zu retten.

Nah der Straße, zwischen deinem Hause und Neapolis, war ich gelandet; dort traf ich sie und erfuhr deine Gefahr; eins meiner Schiffsbote nahm sie auf und führt sie nach Neapolis: mit dem Andern eilte ich hieher dich zu retten — ach nur zu rächen!“

Und er senkte das Haupt auf des Sterbenden Brust.

„Klage nicht um mich, ich sterbe im Sieg! Und dir, mein Sohn, dir, dank' ich es.“

Und wohlgefällig streichelte er die langen Locken des Jünglings.

„Und auch Valeria's Rettung. O dir, dir, ich hoffe es, auch Italiens Rettung. Du bist der Held., auch dieses Land zu retten, — trotz Belisar und Marses. Du kannst es, — du wirst es — und dein Lohn sei mein geliebtes Kind.“

„Valerius! Mein Vater!“

„Sie sei dein! Aber schwöre mir's,“ — und er richtete sich empor mit letzter Kraft und sah ihm scharf in's Auge — „schwöre mir's beim Genius Valeria's: nicht eher wird sie dein, als bis Italien frei ist und keine Scholle seines heiligen Bodens mehr einen Byzantiner trägt.“

„Ich schwör' es dir,“ rief Totila, begeistert seine Rechte fassend, „ich schwör's beim Genius Valeria's!“

„Dank, dank, mein Sohn; nun mag ich getrost sterben — grüße sie und sage ihr: dir hab' ich sie empfohlen und anvertraut: sie — und Italien.“

Und er legte das Haupt zurück auf seinen Schild und kreuzte die Arme über der Brust — und war todt.

Lange hielt Totila schweigend die Hand auf seiner Brust.

Ein blendendes Licht weckte ihn plötzlich aus seinem Träumen: es war die Morgensonne, deren goldne Scheibe prächtig über den Kamm des Fels-Gebirges emportauchte: er stand auf und sah dem steigenden Gestirn entgegen.

Die Fluthen glitzerten in hellem Widerschein und ein Schimmer flog über alles Land.

„Beim Genius Valeria's!“ widerholte er leise mit innigster Empfindung und hob die Hand zum Schwur dem Morgenlicht entgegen.

Wie der Todte fand er Kraft und Trost und Begeisterung in seinem schweren Gelübde: die hohe Pflicht erhob ihn.

Gekräftigt wandte er sich zurück und befahl, die Leiche auf sein Schiff zu tragen, um sie nach dem Grabmal der Valerier in Neapolis zu führen.

---

## Elftes Capitel.

---

Während dieser drohenden Ereignisse waren wohl freilich auch die Gothen nicht völlig müßig geblieben. Doch waren alle Maßregeln kraftvoller Abwehr gelähmt, ja absichtlich vereitelt durch den feigen Verrath ihres Königs.

Theodahad hatte sich von seiner Bestürzung über die Kriegserklärung des byzantinischen Gesandten alsbald wieder erholt, da er sich nicht von der Ueberzeugung trennen konnte und wollte, sie sei doch im Grunde nur erfolgt, um den Schein zu wahren und die Ehre des Kaiserhofes zu decken.

Er hatte ja Petros nicht mehr allein gesprochen: und dieser mußte doch vor Gothen und Römern einen plausibeln Grund haben, Belisar in Italien erscheinen zu lassen. Das Auftreten dieses Mannes war ja das längst verabredete Mittel zur Durchführung der geheimen Pläne.

Den Gedanken, Krieg führen zu sollen, — von allen ihm der unerträglichste — mußte er sich dadurch fern

zu halten, daß er weislich überlegte, zum Kriegführen gehören Zwei.

„Wenn ich mich nicht vertheidige,“ dachte er, „ist der Angriff bald vorüber. Belisar mag kommen — ich will nach Kräften dafür sorgen, daß er auf keinen Widerstand stößt, der des Kaisers Stimmung gegen mich nur verschlimmern könnte. Berichtet der Feldherr im Gegentheil nach Byzanz, daß ich seine Erfolge in jeder Weise befördert, so wird Justinian nicht anstehn, den alten Vertrag ganz oder doch zum größten Theil zu erfüllen.“

In diesem Sinne handelte er, berief alle Streitkräfte der Gothen zu Land und zur See aus Unteritalien, wo er die Landung Belisars erwartete, hinweg, und schickte sie massenhaft an die Ostgrenze des Reiches nach Liburnien, Dalmatien, Istrien und gen Westen nach Südgallien, indem er, gestützt auf die Thatsache, daß Byzanz eine kleine Truppenabtheilung nach Dalmatien gegen Salona gesendet und mit den Frankenkönigen Gesandte gewechselt hatte, vorgab, der Hauptangriff sei von den Byzantinern zu Lande, in Istrien, und von den mit ihnen verbündeten Franken am Rhodanus und Padus zu be-  
fahren.

Die Scheinbewegungen Belisars unterstützten diesen Glauben: und so geschah das Unerhörte, daß die Heerschaaren der Gothen, die Schiffe, die Waffen, die Kriegsvorräthe in großen Massen in aller Eile gerade vor dem Angriff hinweggeführt, daß Unteritalien bis Rom, ja alles Land bis Ravenna entblößt und alle Vertheidigungs-

maßregeln in den Gegenden vernachlässigt wurden, auf welche alsbald die ersten Schläge der Feinde fallen sollten.

An dem Dravus, Rodanus und Padus wimmelte es von gothischen Waffen und Segeln, während bei Sicilien, wie wir sahen, sogar die nöthigsten Bote zum Wacht-dienst fehlten.

Auch das ungestüme Drängen der gothischen Patrioten besserte daran nicht viel.

Witichis und Hildebad hatte sich der König aus der Nähe geschafft, indem er sie mit Truppen und Aufträgen nach Istrien und nach Gallien entsandte: und dem argwöhnischen Teja leistete der alte Hildebrand, der nicht ganz den Glauben an den letzten der Amaler aufgeben wollte, zähen Widerstand.

Am meisten aber ward Theodahad gekräftigt, als ihm seine entschlossene Königin zurückgegeben wurde.

Witichis war alsbald nach der Kriegserklärung der Byzantiner mit einer gothischen Schar vor die Burg von Feretri gezogen, wo Gothelindis mit ihren pannonischen Söldnern Zuflucht gesucht, und hatte sie bewogen, sich freiwillig wieder in Ravenna einzufinden, unter Verbürgung für ihre Sicherheit, bis in der bevorstehenden großen Volks- und Heeresversammlung bei Rom ihre Sache nach allen Formen des Rechts untersucht und entschieden werde.

Diese Bedingungen waren beiden Parteien genehm: denn den gothischen Patrioten mußte Alles daran gelegen sein, jetzt, bei dem Ausbruch des schweren Krieges, nicht durch Parteiung in der Oberleitung gespalten zu sein.

Und wenn der gerade Gerechtigkeitsfinn des Grafen Witichis wider jede Anklage das Recht voller Bertheidigung gewahrt wissen wollte, so sah auch Teja ein, daß, nachdem der Feind die schwere Beschuldigung des Königsmordes auf das ganze Volk der Gothen geschleudert, nur ein strenges und feierliches Verfahren in allen Formen, nicht eine tumultuarische Volksjustiz auf blinden Argwohn hin, die nationale Ehre wahren könne.

Gothelindis aber blickte jenem Verfahren mit kühner Stirn entgegen: mochten die Stimmen moralischer Ueberzeugung auch gegen sie sprechen, sie glaubte ganz sicher zu sein, daß sich ein genügender Beweis ihrer That nicht erbringen lasse.

— Hatte doch nur ihr Auge das Ende der Feindin gesehen. —

Und sie wußte wohl, daß man sie ohne volle Ueberführung nicht strafen werde.

So folgte sie willig nach Ravenna, flößte dem zagen Herzen ihres Gatten neuen Muth ein und hoffte, war nur der Gerichtstag überstanden, alsbald im Lager Belisars und am Hofe von Byzanz Ruhe von allen weitem Anfechtungen zu finden.

Die Zuversicht des Königspares über den Ausgang jenes Tages wurde nun noch dadurch erhöht, daß die Rüstungen der Franken ihnen den Vorwand gegeben hatten, außer Witichis und Hildebad auch noch den gefährlichen Grafen Teja mit einer dritten Heerschar in den Nordwesten der Halbinsel zu entsenden: — mit ihm zogen viele Tausende gerade der eifrigsten Anhänger der



Gothenpartei, — so daß an dem Tag bei Rom eine von ihren Gegnern nicht allzuzahlreich besuchte Versammlung sich einfinden würde. — Und unablässig waren sie thätig, sowohl ihre persönlichen Anhänger als alte Gegner Amalafwinthens, die mächtige Sippe der Balthen in ihren weitverbreiteten Zweigen, in möglichst großer Anzahl zur Entscheidung jenes Tages heranzuziehen.

So hatte das Königspaar Ruhe und Zuversicht gewonnen. Und Theodahad war von Gothelindis bewogen worden, selbst als Vertreter seiner Gemahlin gegen jede Anklage unter den Gothen zu erscheinen, um durch solchen Muth und den Glanz des königlichen Ansehens vielleicht von vorn herein alle Widersacher einzuschüchtern.

Umgeben von ihren Anhängern und einer kleinen Leibwache verließen Theodahad und Gothelindis Ravenna und eilten nach Rom, wo sie mehrere Tage vor dem für die Versammlung anberaumten Termin eintrafen und in dem alten Kaiserpalast abstiegen.

Nicht unmittelbar vor den Mauern, sondern in der Nähe Roms, auf einem freien offenen Felde, Negeta genannt, zwischen Anagni und Terracina, sollte die Versammlung gehalten werden.

Früh am Morgen des Tages, da sich Theodahad allein auf die Reise dorthin aufmachen wollte und von Gothelindis Abschied nahm, ließ sich ein unerwarteter und unwillkommener Name melden: Cethegus, der während ihres mehrtägigen Aufenthalts in der Stadt nicht erschienen: er war vollauf mit der Vollendung der Befestigungen beschäftigt.

Als er eintrat, rief Gothelindis entsetzt über seinen Ausdruck:

„Um Gott, Cethegus! Welch ein Unheil bringst du?“

Aber der Präfect fürchte nur einen Augenblick die Stirn bei ihrem Anblick, dann sprach er ruhig:

„Unheil? für den, den's trifft.“

Ich komme aus einer Versammlung meiner Freunde, wo ich zuerst erfuhr, was bald ganz Rom wissen wird: Belifar ist gelandet.“

„Endlich,“ rief Theodahad. — Und auch die Königin konnte eine Miene des Triumphs nicht verbergen.

„Frohlockt nicht zu früh!“

Es kann euch reuen.

Ich komme nicht, Rechenschaft von euch und eurem Freunde Petros zu verlangen: wer mit Verräthern handelt, muß sich auf Lügen gefaßt machen.

Ich komme nur, um euch zu sagen, daß ihr jetzt ganz gewiß verloren seid.“

„Verloren?“

„Gerettet sind wir jetzt!“

„Nein, Königin. Belifar hat bei der Landung ein Manifest erlassen: er sagt, er komme die Mörder Amalasinthens zu strafen; ein hoher Preis und seine Gnade ist denen zugesichert, die euch lebend oder todt einliefern.“

Theodahad erbleichte.

„Unmöglich!“ rief Gothelindis.

„Die Gothen aber werden bald erfahren, wessen Verrath den Feind ohne Widerstand ins Land gelassen.

Mehr noch.

Ich habe von der Stadt Rom den Auftrag, in dieser stürmischen Zeit als Präfect ihr Wohl zu wahren.

Ich werde euch im Namen Roms ergreifen und Belisar übergeben lassen.“

„Das wagst du nicht!“ rief Gothelindis nach dem Dolche greifend.

„Still, Gothelindis, hier gilt es nicht, hüßlose Frauen im Bad ermorden.“

Ich lasse euch aber entkommen — was liegt mir an eurem Leben oder Sterben! — gegen einen billigen Preis.“

„Ich gewähre jeden!“ stammelte Theodahad.

„Du lieferst mir die Urkunden aus deiner Verträge mit Silverius — schweig! lüge nicht! ich weiß, ihr habt lang und geheim verhandelt.“

Du hast wieder einmal einen hüßschen Handel mit Land und Leuten getrieben! Mich lüftet nach dem Kaufbrief.“

„Der Kauf ist jetzt eitel! die Urkunden ohne Kraft! Nimm sie! sie liegen deponirt in der Basilika des heiligen Martinus, in dem Sarkophag, links in der Krypta!“

Seine Furcht zeigte, daß er wahr sprach.

„Es ist gut,“ sagte Gethegus. „Alle Ausgänge des Palastes sind von meinen Legionaren besetzt.“

Erst erhebe ich die Urkunden.

Fand ich sie am bezeichneten Ort, so werd' ich Befehl geben, euch zu entlassen. Wollt ihr dann entfliehn, so geht an die Pforte Marc Aurels und nennt meinen

Namen dem Kriegstribun der Wache, Piso. Er wird euch ziehen lassen."

Und er ging, das Par rathlosen Aengsten überlassend.

„Was thun?“ fragte Gothelindis mehr sich selbst als ihren Gemahl. „Weichen oder trotzen?“

„Was thun?!“ widerhoite Theodahad unwillig. „Trotzen? das heißt bleiben? Unsinn! fort von hier sobald als möglich; kein Heil als die Flucht!“

„Wohin willst du fliehn?“

„Nach Ravenna zunächst — das ist fest! Dort erheb' ich den Königsschatz. Von da, wenn es sein muß, zu den Franken. Schade, schade, daß ich die hier verborgnen Gelder Preis geben muß. Die vielen Millionen Solidi!“

„Hier? auch hier,“ fragte Gothelindis aufmerksam, „in Rom hast du Schätze geborgen. Wo? und sicher?“

„Ach, allzusicher! In den Katafomben!“

Ich selber würde Stunden brauchen, sie alle aufzufinden in jenen finstern Labyrinthen. Und die Minuten sind jetzt Leben oder Tod. Und das Leben geht doch noch über die Solidi! Folge mir, Gothelindis. Damit wir keinen Augenblick verlieren; ich eile an die Pforte Marc Aurels.“

Und er verließ das Gemach.

Aber Gothelindis blieb überlegend stehn.

Ein Gedanke, ein Plan hatte sie bei seinen Worten erfaßt: sie erwog die Möglichkeit des Widerstands.

Ihr Stolz ertrug es nicht, der Herrschaft zu ent-  
sagen.

„Gold ist Macht,“ sprach sie zu sich selber, „und nur  
Macht ist Leben.“

Ihr Entschluß stand fest.

Sie gedachte der kappadokischen Söldner, welche des  
Königs Geiz aus seinem Dienst verscheucht hatte; sie  
harrten noch herrenlos in Rom, der Einschiffung ge-  
wärtig.

Sie hörte Theodahad hastig die Treppe hinunter  
steigen und nach seiner Sänfte rufen.

„Ja, flüchte nur, du Erbärmlicher! sprach sie, ich  
bleibe.“ —

---

## Bwölftes Capitel.

---

Herrlich tauchte am nächsten Morgen die Sonne aus dem Meer: und ihre Strahlen glitzerten auf den blanken Waffen von vielen tausend Gothenkriegern, welche das weite Blachfeld von Regeta belebten.

Aus allen Provinzen des weiten Reiches waren die Scharen herbei geeilt, gruppenweise, sippenweise, oft mit Weib und Kind, sich bei der großen Musterung, die alljährlich im Herbst gehalten wurde, einzufinden.

Eine solche Volksversammlung war das schönste Fest und der edelste Ernst der Nation zugleich: ursprünglich, in der heidnischen Zeit, war ihr Mittelpunkt das große Opferfest gewesen, das alljährlich zweimal, an der Winter- und Sommer-Sonnenwende, alle Geschlechter des Volkes zur Verehrung der gemeinsamen Götter vereinte: daran schlossen sich dann Markt und Tausch-Verkehr, Waffenspiele und Heeresmusterung: die Versammlung hatte zugleich die höchste Gerichtsgewalt und die letzte politische Entscheidung über Krieg und Frieden und die Verhältnisse zu andern Staaten.

Und noch immer, auch in dem christlichen Gothen-

staat, in welchem der König so manches Recht, das sonst dem Volke zukam, erworben, hatte die Volksversammlung eine höchst feierliche Weihe, wenn auch deren alte heidnische Bedeutung vergessen war: und die Reste der alten Volksfreiheit, welche selbst der gewaltige Theoderich nicht angetastet, lebten unter seinen schwächern Nachfolgern kräftiger wieder auf.

Noch immer hatte die Gesamtheit der freien Gothen das Urtheil zu finden, die Strafe zu verhängen, wenn auch der Graf des Königs in dessen Namen das Gericht leitete und das Urtheil vollzog.

Und oft schon hatten germanische Völker selbst ihre Könige wegen Verrathes, Mordes und andrer schwerer Frevel vor offener Volksversammlung angeklagt, gerichtet und getödtet.

In dem stolzen Bewußtsein, sein eigener Herr zu sein und Niemanden, auch dem König nicht, über das Maß der Freiheit hinaus zu dienen, zog der Germane in allen seinen Waffen zu dem „Ting“ wo er sich im Verband mit seinen Genossen sicher und stark fühlte und seine und seines Volkes Freiheit, Kraft und Ehre in lebendigen Bildern und Thaten vor Augen sah.

Zur diesmaligen Versammlung aber zog es die Gothen mit besonders starken Gründen.

Der Krieg mit Byzanz war zu erwarten oder schon ausgebrochen, als die Ladung nach Negeta erging: das Volk freute sich auf den Kampf mit dem verhaßten Feind und freute sich, zuvor seine Heeresmacht zu mustern:

diesmal ganz besonders sollte die Volksversammlung zugleich Heerschau sein.

Dazu kam, daß wenigstens in den nächsten Landschaften den meisten Gothen bekannt wurde, dort zu Negeta sollte Gericht gehalten werden über die Mörder der Tochter Theoderichs: die große Aufregung, welche diese That erweckt hatte, mußte ebenfalls mächtig nach Negeta ziehen.

Während ein Theil der Herbeigewanderten in den nächsten Dörfern bei Freunden und Verwandten eingeschprochen, hatten sich große Scharen schon einige Tage vor der feierlichen Eröffnung auf dem weiten Blachfeld selbst, zweihundertachtzig Stadien von Rom, unter leichten Zelten und Hütten oder auch unter dem milden freien Himmel gelagert.

Diese waren mit den frühesten Stunden des Versammlungstages schon in brausender Bewegung und nützten die geraume Zeit, da sie die alleinigen Herrn des Platzes waren, zu allerlei Spiel und Kurzweil.

Die Einen schwammen und badeten in den klaren Fluthen des raschen Flusses Ufens (oder „Decemnovius,“ weil er nach neunzehn Milliarier bei Terracina in das Meer mündet), der die weite Ebene durchschneidet.

Anderer zeigten ihre Kunst, über ganze Reihen von vorgehaltenen Speeren hinwegzusetzen oder, fast unbekleidet, unter den im Tactschlag geschwungenen Schwertern zu tanzen, indeß die Raschfüßigsten, angeklammert an die Mähnen ihrer Roße, mit deren schnellstem Lauf gleichen



Schritt hielten und, am Ziele angelangt, mit sichrem Sprung sich auf den sattellosen Rücken schwingen.

„Schade,“ rief der junge Gudila, der bei diesem Wettlauf zuerst an das Ziel gelangt war und sich jetzt die gelben Locken aus der Stirne strich, „schade, daß Totila nicht zugegen! Er ist der beste Reiter im Volk und hat mich noch immer besiegt; aber jetzt, mit dem Rappen, nähm' ich's mit ihm auf.“

„Ich bin froh, daß er nicht da ist,“ lachte Gunthamund, der als der zweite herangesprengt war, „sonst hätte ich gestern schwerlich den ersten Preis im Lanzenwurf davon getragen.“

„Ja,“ sprach Hilderich, ein stattlicher junger Krieger in klirrendem Ringpanzer, Totila ist gut mit der Lanze. Aber sicherer noch wirft der schwarze Teja: der nennt dir die Rippe vorher, die er treffen wird.“

„Bah,“ brummte Hunibad, ein älterer Mann, der dem Treiben der Jünglinge prüfend zugesehn, „das ist doch all' nur Spielerei.“

Im blutigen Ernste kommt dem Mann zuletzt doch nur das Schwert: wenn dir der Tod von allen Seiten so dicht auf den Leib rückt, daß du nicht mehr ausholen kannst zum Wurf.

Und da lob' ich mir den Grafen Witichis von Fäfulä!

Das ist mein Mann! War das ein Schädelspalten, im Gepidenkrieg! Durch Stahl und Leder schlug der Mann als wär' es trocken Stroh. Der kann's noch besser als mein eigener Herzog, Guntharis, der Wölsung, in Florentia. Doch was wißt ihr davon, ihr Knaben.

— Seht, da steigen die frühesten Ankömmlinge von den Hügeln nieder: auf! ihnen entgegen!“

Und auf allen Wegen strömte jetzt das Volk heran: zu Fuß, zu Roß und zu Wagen.

Ein brausendes, wogendes Leben erfüllte mehr und mehr das Blachfeld.

An den Ufern des Flusses, wo die meisten Zelte standen, wurden die Kasse abgezäumt, die Gespanne zu einer Wagenburg zusammen geschoben und durch die Lagergassen hin fluthete nun die stündlich wachsende Menge.

Da suchten und fanden und begrüßten sich Freunde und Waffenbrüder, die sich seit Jahren nicht gesehn.

Es war ein bunt gemischtes Bild: die alte germanische Gleichartigkeit war in diesem Reiche lang geschwunden.

Da stand neben dem vornehmen Edeln, der sich in einer der reichen Städte Italiens niedergelassen, in den Palästen senatorischer Geschlechter wohnte und die feinere und üppigere Sitte der Wälchen angenommen, neben dem Herzog oder Grafen aus Mediolanum oder Ticinum, der über dem reichvergoldeten Panzer das Wehrgehänge von Purpurseide trug, neben einem solchen zieren Herrn ragte wohl ein rauher, riesiger Gothenbauer, der in den tiefen Eichwäldern am Margus in Möstien hauste oder der in dem Tann am rauschenden Denus dem Wolf die zottige Schur abgerungen hatte, die er um die bärenhaften Schultern schlug, und dessen

rauber erhaltne Sprache befremdlich an das Ohr der halbromanisirten Genossen schlug.

Da kamen feste, vom Kampf gehärtete Männer aus der fernen Augusta Vindelicorum am Rhenus, die Tag und Nacht die morschen Wälle dieser alleräußersten Nordschanze des Gothenreichs gegen die wilden Suaven zu schirmen hatten.

Und wieder friedliche Schafhirten aus Dacien, die, ohne Acker und ohne Haus, mit ihren Herden von Weide zu Weide wanderten, ganz in derselben Weise noch, welche die Ahnen vor tausend Jahren aus Asien herübergeführt hatte.

Da war ein reicher Gothe, der in Ravenna oder Rom eines römischen Geldwechslers Kind geheirathet und bald Handel und Verkehr gleich seinem römischen Schwager zu treiben und seinen Gewinn nach Tausenden zu berechnen gelernt hatte.

Und daneben stand ein armer Senne, der an dem brausenden Isarus die magern Ziegen auf die magre Weide trieb, und dicht neben der Höhle des Bären seine Bretterhütte errichtet hatte.

So verschieden war den Tausenden, die sich hier zusammenfanden, das Los gefallen, seit ihre Väter dem Ruf des großen Theoderich nach Westen gefolgt waren, hinweg von den Thälern des Hämus.

Aber doch fühlten sie sich als Brüder, als Söhne eines Volkes: dieselbe stolz klingende Sprache redeten sie, dieselben Goldlocken, dieselbe schneeweiße Haut, dieselben hellen blitzenden Augen und — vor allem — das gleiche

Gefühl in jeder Brust: als Sieger stehen wir auf dem Boden, den unsre Väter dem römischen Weltreich abgetrotzt, und den wir decken wollen, lebendig oder todt.

Wie ein ungeheurerer Bienenschwarm wogten und rauschten die Tausende durcheinander, welche sich hier begrüßten, alte Bekanntschaften aussuchten und neue schlossen und das chaotische Getreibe schien nimmer enden zu wollen und zu können.

Aber plötzlich tönten von dem Kamm der Hügel her eigenthümliche, feierlich gezogene Töne des gothischen Heerhorns: und augenblicklich legte sich das Gesumme der brausenden Stimmen.

Aufmerksam wandten sich Aller Augen nach der Richtung der Hügel, von denen ein geschlossener Zug ehrwürdiger Greise nahte.

Es war ein halbes Hundert von Männern in weißen, wallenden Mänteln, die Häupter eichenbekränzt, weiße Stäbe und alterthümlich geformte Stein-Beile führend: die Sajonen und Fronwärter des Gerichts, welche die feierlichen Formen der Eröffnung, Segung und Aufhebung des Tings zu vollziehen hatten.

Angelangt in der Ebene begrüßten sie mit dreifachem, langegezogenem Hornruf die Versammlung der freien Heermänner, welche, nach feierlicher Stille, mit klirrenden Waffen lärmend antworteten.

Als bald begannen die Bannboten ihr Werk.

Sie theilten sich nach rechts und links und umzogen mit Schnüren von rother Wolle, welche alle zwanzig Schritt um einen Haselstab, den sie in die Erde stießen,

geschlungen wurden, die ganze weite Ebene, und begleiteten diese Handlung mit uralten Liedern und Sprüchen.

Genau gegen Aufgang und Mittag wurden die Wollschnüre auf manns hohe Lanzenstäbe gespannt, so daß sie die zwei Thore der nun völlig umfriedeten Ringstätte bildeten, an welchen die Fronboten mit gezückten Beilen Wache hielten, alle Unfreien, alle Volks-Fremden und alle Weiber fern zu halten.

Als diese Arbeit vollendet war, traten die beiden Ältesten unter die Speer-Thore und riefen mit lauter Stimme:

„Gehegt ist der Hag  
 Altgothischer Art:  
 Nun beginnen mit Gott  
 Mag gerechtes Gericht.“

Auf die hienach eingetretne Pause folgte unter der versammelten Menge ein anfangs leises, dann lauter tönendes und endlich fast betäubendes Getöse von fragenden, streitenden, zweifelnden Stimmen.

Es war nämlich schon bei dem Zug der Sajonen aufgefallen, daß er nicht, wie gewöhnlich, von dem Grafen geführt war, welcher im Namen und Bann des Königs das Gericht abzuhalten und zu leiten pflegte.

Doch hatte man erwartet, daß dieser Vertreter des Königs wohl während der Umschnürung des Platzes erscheinen werde.

Als nun aber diese Arbeit geschehen, und der Spruch der Alten, der zum Beginn des Gerichtes aufforderte,

ergangen und doch aber immer noch kein Graf, kein Beamter erschienen war, der allein die Eröffnungsworte sprechen konnte, ward die Merksamkeit Aller auf jene schwer auszufüllende Lücke gelenkt.

Während man nun überall nach dem Grafen, dem Vertreter des Königs fragte und suchte, erinnerte man sich, daß dieser ja verheißen hatte, in Person vor seinem Volk zu erscheinen, sich und seine Königin gegen die erhobnen schweren Anklagen zu vertheidigen.

Aber da man jetzt bei des Königs Freunden und Anhängern sich nach ihm erkundigen wollte, ergab sich die verdächtige Thatsache, welche man bisher, im Gedräng der allgemeinen Begrüßungen, gar nicht wahrgenommen, daß nämlich auch nicht Einer der zahlreichen Verwandten, Freunde, Diener des Königshauses, die zur Unterstützung der Beschuldigten zu erscheinen Recht, Pflicht und Interesse hatten, in der Versammlung zugegen war, wie wohl man sie vor wenigen Tagen zahlreich in den Straßen und in der Umgegend Roms gesehen hatte.

Das erregte Befremden und Argwohn: und lange schien es, als ob an dem Tumult über diese Seltsamkeit und an dem Fehlen des Königsgrafen der formelle Anfang der ganzen Verhandlung scheitern solle.

Verschiedne Redner hatten bereits vergeblich versucht, sich Gehör zu verschaffen. —

Da erscholl plötzlich aus der Mitte der Versammlung ein allesübertönender Klang, dem Kampfruf eines furchtbaren Ungethümes vergleichbar.

Aller Augen folgten dem Schall: und sahen im

Mittelgrund des Platzes, an den Rücken einer hohen Steineiche gelehnt, eine hohe ragende Gestalt, die in den hohlen, vor den Mund gehaltenen Erzschild mit lauter Stimme den gothischen Schlachtruf ertönen ließ.

Als er den Schild senkte, erkannte man das mächtige Antlitz des alten Hildebrand, dessen Augen Feuer zu sprühen schienen.

Begeistert er Jubel begrüßte den greisen Waffenmeister des großen Königs, den, wie seinen Herrn, Lied und Sage schon bei lebendem Leib zu einer mythischen Gestalt unter den Gothen gemacht hatten.

Als sich der Zuruf gelegt, hob der Alte an:

„Gute Gothen, meine wackern Männer. Es sicht euch an und will euch befremden, daß ihr keinen Grafen seht und Vertreter des Mannes, der eure Krone trägt.

Läßt's euch nicht Bedenken machen!

Wenn der König meint, damit das Gericht zu stören, so soll er irren.

Ich denke noch die alten Zeiten und sage euch: das Volk kann Recht finden ohne König, und Gericht halten ohne Königsgrafen.

Ihr seid alle herangewachsen in neuer Uebung und Sitte, aber da steht Haduswinth, der Alte, kaum ein Paar Winter jünger denn ich: der wird's mir bezeugen: beim Volk allein ist alle Gewalt: das Gothen-Volk ist frei!“

„Ja, wir sind frei!“ rief ein tausendstimmiger Chor.

„Wir wählen uns unsern Dinggrafen selbst, schießt

der König den Seinen nicht," rief der graue Haduswinth,  
 „Recht und Gericht war, eh' König war und Graf.

Und wer kennt besser allen Brauch des Rechts als  
 Hildebrand, Hildungs Sohn?

Hildebrand soll unser Tinggraf sein."

„Ja!" hallte es ringsum wieder, „Hildebrand soll  
 unser Tinggraf sein."

„Ich bin's durch eure Wahl: und achte mich so gut  
 bestellt, als hätte mir König Theodahad Brief und Perga-  
 ment darüber ausgestellt.

Auch haben meine Ahnen Gericht gehalten den Gothen  
 seit Jahrhunderten.

Kommt, Sajonen, helft mir öffnen das Gericht."

Da eilten zwölf von den Frondienern herzu.

Vor der Eiche lagen noch die Trümmer eines ur-  
 alten Fanums des Waldgottes Picus: die Sajonen säu-  
 berten die Stelle, hoben die breitesten der Steine zurecht  
 und lehnten links und rechts zwei der viereckigen Platten  
 an den Stamm der Eiche, so daß ein stattlicher Richter-  
 stuhl dadurch gebildet ward.

Und so hielt, von dem Altar des altitalischen Wald-  
 und Hirten-Gottes herab, der Gothengraf Gericht.

Anderer Sajonen warfen einen blauen weitfaltigen  
 Woll-Mantel mit breitem, weißem Kragen über Hilde-  
 brands Schultern, gaben ihm den oben gekrümmten Eschen-  
 stab in die Hand und hingen links zu seinen Häupten  
 einen blanken Stahlschild an die Zweige der Eiche.

Dann stellten sie sich in zwei Gruppen zu seiner  
 Rechten und Linken auf: der Alte schlug mit dem Stab



auf den Schild, daß er hell erklang, dann setzte er sich, das Antlitz gegen Osten und sprach:

„Ich gebiete Stille, Bann und Frieden!

Ich gebiete Recht und verbiete Unrecht, Gast-Muth und Scheltwort und Waffen-Zücken, und Alles, was den Ting-Frieden kränken mag.

Und ich frage hier: ist es an Jahr und Tag, an Weil und Stunde, an Ort und Stätte zu halten ein frei Gericht gothischer Männer?“

Da traten die nächststehenden Gothen heran und sprachen im Chor:

„Hier ist rechter Ort, unter hohem Himmel, unter rauschender Eiche, hier ist rechte Tageszeit, bei klimmender Sonne, auf schwertgewonnenem gothischem Erdgrund, zu halten ein frei Gericht gothischer Männer.“

„Wohlan,“ fuhr der alte Hildebrand fort, „wir sind versammelt, zu richten zweierlei Klage: Mordklage wider Gothelindis, die Königin, und schwere Klüge wegen Feigheit und Saumsal in dieser Zeit hoher Gefahr wider Theodahad, unsern König. Ich frage —“

Da ward seine Rede unterbrochen durch lauten, schallenden Hornruf, der von Westen her näher und näher drang.

## Dreizehntes Capitel.

---

Erstaunt sahen die Gothen um und erblickten einen Zug von Reitern, welche die Hügel herab gegen die Gerichtsstätte eilten.

Die Sonne fiel grell blendend auf die waffenblitzenden Gestalten, daß sie nicht erkenntlich waren, obwohl sie in Eile nahen.

Da richtete sich der alte Hildebrand hoch auf in seinem erhöhten Sitz, hielt die Hand vor die falkenscharfen Augen und rief sogleich:

„Das sind gothische Waffen! — Die wallende Fahne trägt als Bild die Wage: — das ist das Hauszeichen des Grafen Witichis!

Und dort ist er selbst!

An der Spitze des Zugs.

Und an seiner Linken die hohe Gestalt, das ist der starke Hildebad!

Was führt die Feldherrn zurück? ihre Scharen sollten schon weit auf dem Weg nach Gallien und Dalmatien sein.“

Ein Brausen von fragenden, staunenden, grüßenden Stimmen erfolgte.

Indeß waren die Reiter heran und sprangen von den dampfenden Rossen.

Mit Jubel empfangen, schritten die Führer, Witichis und Hildebad, durch die Menge den Hügel heran, bis zu Hildebrands Richterstuhl.

„Wie?“ rief Hildebad noch athemlos, „ihr sitzt hier und haltet Gericht, wie im tiefsten Frieden: und der Feind, Belisar, ist gelandet!“

„Wir wissen es,“ sprach Hildebrand ruhig, „und wollten mit dem König berathen, wie ihm zu wehren sei.“

„Mit dem König!“ lachte Hildebad bitter.

„Er ist nicht hier,“ sagte Witichis umblickend, „das verstärkt unsern Verdacht.“

Wir lehrten um, weil wir Grund zu schwerem Argwohn erhielten.

Aber davon später! fahrt fort, wo ihr haltet.

Alles nach Recht und Ordnung! still, Freund!“

Und den ungeduldigen Hildebad zurückdrängend, stellte er sich bescheiden zur Linken des Richterstuhles in die Reihe der Andern.

Nachdem es wieder stiller geworden, fuhr der Alte fort:

„Gothelindis, unsre Königin, ist verklagt wegen Mordes an Amalafwintha, der Tochter Theoderichs.“

Ich frage: sind wir Gericht zu richten solche Klage?“

Der alte Hadufwinth, gestützt auf seine lange Keule, trat vor und sprach:

„Noth sind die Schnüre dieser Malsstätte.

Bei'm Volksgericht ist das Recht über rothen Blut-  
frevel, über warmes Leben und kalten Tod.

Wenn's anders geübt ward in letzten Zeiten, so war  
das Gewalt, nicht Recht.

Wir sind Gericht, zu richten solche Klage.“

„In allem Volk,“ fuhr Hildebrand fort, geht wider  
Gothelindis schwerer Vorwurf: im stillen Herzen ver-  
klagen wir Alle sie darob.

Wer aber will hier, im offnen Volksgericht, mit lau-  
tem Wort, sie dieses Mordes zeihen?“

„Ich!“ sprach eine helle Stimme: und ein schöner,  
junger Gothe, in glänzenden Waffen, trat von rechts  
vor den Richter, die rechte Hand auf die Brust legend.

Ein Murmeln des Wohlgefallens drang durch die  
Reihen:

„Er liebt die schöne Matafwintha!“

„Er ist der Bruder des Herzogs Guntharis von  
Tuscien, der Florentia besetzt hält.“ —

„Er freit um sie!“

„Als Rächer ihrer Mutter tritt er auf!“

„Ich, Graf Arahad von Afta, des Aramuth Sohn,  
aus der Wölfungen Edel-Geschlecht,“ fuhr der junge  
Gothe, mit einem anmuthigen Erröthen fort.

„Zwar bin ich nicht versippt mit der Getödteten:  
allein die Männer ihrer Sippe, Theodahad voran, ihr  
Vetter und ihr König, erfüllen nicht die Pflicht der Blut-  
rache; ist er doch selbst des Mordes Helfer und Helfer.

So klag' ich denn, ein freier unbescholtner Gothe

edeln Stammes, ein Freund der unseligen Fürstin, an Matašwinthens, ihrer Tochter, statt.

„Ich klag' um Mord! Ich klag' auf Blut!“

Und unter lautem Beifall des Volkes zog der stattliche schöne Jüngling das Schwert und streckte es grad vor sich auf den Richterstuhl.

„Und dein Beweis? sag an —“

„Halt, Tinggraf,“ scholl da eine ernste Stimme.

Witichis trat vor, dem Kläger entgegen.

„Bist du so alt und kennst das Recht so wohl, Meister Hildebrand, und läßt dich fortreißen von der Menge wildem Drang?“

„Muß ich dich mahnen, ich, der jüngre Mann, an alles Rechtes erstes Gebot?“

„Den Kläger hör' ich, die Beklagte nicht.“

„Kein Weib kann stehen in der Gothen Ting,“ sprach Hildebrand ruhig.

„Ich weiß, doch wo ist Theodahad, ihr Gemahl und Muntwalt, sie zu vertreten?“

„Er ist nicht erschienen.“

„Ist er geladen?“

„Er ist geladen! Auf meinen Eid und den dieser Boten,“ sprach Arahad: „tretet vor, Sajonen.“

Zwei der Frohnwörter traten vor und rührten mit ihren Stäben an den Richterstuhl.

„Nun,“ sprach Witichis weiter, „man soll nicht sagen, daß im Volk der Gothen ein Weib ungehört, unvertheidigt verurtheilt werde; wie schwer sie auch verhaßt

sei, — sie hat ein Recht auf Rechtsgehör und Rechtsschutz. Ich will ihr Muntwalt und ihr Fürsprecher sein.“

Und er trat ruhig dem jugendlichen Ankläger entgegen, gleich ihm das Schwert ziehend.

Eine Pause der ehrenden Bewunderung trat ein.

„So läugnest du die That?“ fragte der Richter.

„Ich sage: sie ist nicht erwiesen!“

„Erweise sie!“ sprach der Richter zu Arahad gewendet.

Dieser, nicht vorbereitet auf ein förmliches Verfahren und nicht gefaßt auf einen Widersacher von Witichis großem Gewicht und kräftiger Ruhe, ward etwas verwirrt.

„Erweisen? rief er ungeduldig.

Was braucht's noch Erweis?

Du, ich, alle Gothen wissen, daß Gothelindis die Fürstin lang und tödtlich haßte.

Die Fürstin verschwindet aus Ravenna: gleichzeitig die Mörderin: ihr Opfer kömmt in einem Hause Gothelindens wieder zum Vorschein — todt: — die Mörderin aber flieht auf ein festes Schloß. Was braucht's da noch Erweis?“

Und ungeduldig sah er auf die Gothen rings umher.

„Und darauf hin klagst du auf Mord im offenen Tieg?“ sprach Witichis ruhig.

„Wahrlich der Tag sei fern vom Gothenvolk: da man nach solchem Anschein Urtheil spricht.

Gerechtigkeit, ihr Männer, ist Licht und Luft!

Weh, weh dem Volk, das seinen Haß zu seinem Recht erhebt.

Ich selber hasse dieses Weib und ihren Gatten: aber wo ich hasse, bin ich doppelt streng mit mir."

Und so edel und so schlicht sprach er dies Wort, daß aller Gothen Herzen dem treuen Manne zuschlügen.

„Wo sind die Beweise?“ fragte nun Hildebrand. „Hast du handhafte That? hast du blickenden Schein? hast du gichtigen Mund? hast du echten Eid? heischest du der Verklagten Unschuldseid?“

„Beweis!“ widerholte Arahad zornig. „Ich habe keinen als meines Herzens festen Glauben.“

„Dann,“ sprach Hildebad —

Doch in diesem Augenblick bahnte sich ein Sajo vom Thore her den Weg zu ihm und sprach:

„Römische Männer stehen am Eingang.

Sie bitten um Gehör: sie wissen, sagen sie, Alles um der Fürstin Tod.“

„Ich fordre, daß man sie höre,“ rief Arahad eifrig, „nicht als Kläger, als Zeugen des Klägers.“

Hildebrand winkte und der Sajo eilte, die Gemeldeten durch die neugierige Menge heraufzuführen.

Voran schritt ein von Jahren gebeugter Mann in härener Kutte, den Strick um die Lenden: die Capuze seines Ueberwurfs machte seine Züge unkenntlich: zwei Männer in Sklaventracht folgten.

Frägende Blicke ruhten auf der Gestalt des Greises, dessen Erscheinung bei aller Einfachheit, ja Armuth, von feltner Würde geadelt war.

Als er angelangt war vor dem Richterstuhl Hildebrands, sah ihm Arahad dicht in's Antlitz und trat mit Staunen rasch zurück.

„Wer ist es,“ fragte der Richter, „den du zum Zeugen stellest deines Wortes? Ein unbekannter Fremdling?“

„Nein,“ rief Arahad und schlug des Zeugen Mantel zurück, „ein Name, den ihr Alle kennt und ehrt: Marcus Aurelius Cassiodorius.“

Ein Ruf allgemeinen Staunens flog über die Tingstätte.

„So hieß ich,“ sprach der Zeuge, „in den Tagen meines weltlichen Lebens: jetzt nur Bruder Marcus.“

Und eine hohe Weihe lag in seinen Zügen — die Weihe der Entfagung.

„Nun, Bruder Marcus,“ forschte Hildebrand, „was hast du uns zu melden vom Tode Amalafwinthens? Sag' uns die volle Wahrheit und nur die Wahrheit.“

„Die werd' ich sagen.“

Vor Allem wißt: nicht Streben nach menschlicher Vergeltung führt mich her: nicht den Mord zu rächen bin ich gekommen — die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr! — Nein, den letzten Auftrag der Unseligen, der Tochter meines großen Königs, zu erfüllen, bin ich da.“

Und er zog eine Papyrosrolle aus dem Gewande.

„Kurz vor ihrer Flucht aus Ravenna richtete sie diese Zeilen an mich, welche ich, als ihr Vermächtniß an das Volk der Gothen, mitzutheilen habe:



„Den Dank einer zerknirschten Seele für deine Freundschaft.“

Mehr noch als die Hoffnung der Rettung labt das Gefühl unverlorner Treue.

Ja, ich eile auf deine Villa im Bolsenersee: führt doch der Weg von da nach Rom, nach Negeta, wo ich vor meinen Gothen all' meine Schuld aufdecken und auch büßen will.

Ich will sterben, wenn es sein muß: aber nicht durch die rüdfische Hand meiner Feinde, nein, durch den Richter-spruch meines Volkes, das ich Verblendete in's Verderben geführt.

Ich habe den Tod verdient: nicht nur um des Blutes willen der drei Herzoge, die, Alle sollen es erfahren, durch mich starben: mehr noch um des Wahnes willen, mit dem ich mein Volk zurückgesetzt um Byzanz.

Gelange ich lebend nach Negeta, so will ich warnen und mahnen mit der letzten Kraft meines Lebens: fürchtet Byzanz.

Byzanz ist falsch wie die Hölle und ist kein Friede denkbar zwischen ihm und uns.

Aber warnen will ich auch vor dem Feind im Innern.

König Theodahad spinn't Verrath: er hat an Petros, den Gesandten von Byzanz, Italien und die Gothen-frone verkauft: er hat gethan, was ich dem Griechen weigerte.

Seht euch vor, seid stark und einig.

Könnt' ich sterbend sühnen, was ich lebend gefehlt.“

In tiefer Stille hatte das Volk die Worte vernommen,

welche Cassiodor mit zitternder Stimme gesprochen und die jetzt wie aus dem Jenseits herüberzutönen schienen.

Auch als er geendet, wirkte noch der Eindruck des Mitleids und der Trauer fort in feierlichem Schweigen.

Endlich erhob sich der alte Hildebrand und sprach: „Sie hat gefehlt: sie hat gebüßt.

Tochter Theoderichs, das Volk der Gothen verzeiht dir deine Schuld und dankt dir deine Treue.“

„So mög' ihr Gott vergeben, Amen!“ sprach Cassiodor.

„Ich habe niemals die Fürstin an den Bolsenersee geladen: ich konnt' es nicht: vierzehn Tage zuvor hatt' ich all' meine Güter verkauft an die Königin Gothelindis.“

„Sie also hat ihre Feindin,“ fiel Arahad ein, „seinen Namen mißbrauchend, in jenes Haus gelockt. Kannst du das leugnen, Graf Witichis?“

„Nein,“ sprach dieser ruhig, „aber,“ fuhr er zu Cassiodor gewendet fort, „hast du auch Beweis, daß die Fürstin daselbst nicht zufälligen Todes gestorben, daß Gothelindis ihren Tod herbeigeführt?“

„Tritt vor, Cyrus, und sprich!“ sagte Cassiodor, „ich büрге für die Treue dieses Mundes.“

Der Sklave trat vor, neigte sich und sprach:

„Ich habe seit zwanzig Jahren die Aufsicht über die Schleusen des Sees und die Wasserkünste des Bades der Villa im Bolsenersee: niemand außer mir kannte dessen Geheimnisse.

Als die Königin Gothelindis das Gut erkaufte, wurden alle Sklaven Cassiodors entfernt und einige Diener der Königin eingesetzt: ich allein ward belassen.

Da landete eines frühen Morgens die Fürstin Amalathwintha auf der Insel, bald darauf die Königin.

Diese ließ mich sofort kommen, erklärte, sie wolle ein Bad nehmen, und befahl mir, ihr die Schlüssel zu allen Schleusen des Sees und zu allen Röhren des Bades zu übergeben und ihr den ganzen Plan des Druckwerks zu erklären.

Ich gehorchte, gab ihr die Schlüssel und den auf Pergament gezeichneten Plan, warnte sie aber nachdrücklich, nicht alle Schleusen des Sees zu öffnen und nicht alle Röhren spielen zu lassen: das könne das Leben kosten.

Sie aber wies mich zürnend ab und ich hörte, wie sie ihrer Badsklavin befahl, die Kessel nicht mit warmem, sondern mit heißem Wasser zu füllen.

Ich ging, besorgt um ihre Sicherheit, und hielt mich in der Nähe des Bades.

Nach einiger Zeit hörte ich an dem mächtigen Brausen und Klauschen, daß die Königin dennoch, gegen meinen Rath, die ganze Fluth des Sees hereingelassen: zugleich hörte ich in allen Wänden das dampfende Wasser zischend aufsteigen und da mir obenein dünkte, als vernehme ich, gedämpft durch die Marmormauern, ängstlichen Hülfsschrei, eilte ich auf den Ausgang des Bades, die Königin zu retten.

Aber wie erstaunte ich, als ich an dem mir wohl bekannten Mittelpunct der Künste, an dem Medusenhaupt, die Königin, die ich im Bad, in Todesgefahr wähnte, völlig angekleidet stehen sah.

Sie drückte an den Federn und wechselte mit Jemanden, der im Bade um Hülfe rief, zornige Worte.

Entsetzt und dunkel ahnend, was da vorging, schlich ich, zum Glück noch unbemerkt, hinweg."

„Wie, Feigling?“ sprach Witichis, „du ahntest, was vorging und schlichst hinweg?“

„Ich bin nur ein Sklave, Herr, kein Held: und hätte mich die grimme Königin bemerkt, ich stünde wohl nicht hier, sie anzuklagen.“

Gleich darauf erscholl der Ruf, die Fürstin Amalasintha sei im Bad ertrunken."

Ein Murren und Rufen drang tosend durch das versammelte Volk.

Frohlockend rief Arahad: „Nun, Graf Witichis, willst du sie noch beschützen?“

„Nein,“ sprach dieser ruhig das Schwert einsteckend, „ich schütze keine Mörderin.“

Mein Amt ist aus.“

Und mit diesem Wort trat er von der linken auf die rechte Seite zu den Anklägern hinüber.

„Ihr, freie Gothen, habt das Urtheil zu finden und das Recht zu schöpfen,“ sprach Hildebrand, „ich habe nur zu vollziehen, was ihr gefunden.“

So frag' ich euch, ihr Männer des Gerichts, was dünkt euch von dieser Klage, die Graf Arahad, des Aramuth Sohn, der Wölsung, erhoben gegen Gothelindis, die Königin?

Sagt an: ist sie des Mordes schuldig?“

„Schuldig! schuldig!“ scholl es mit vielen tausend Stimmen und keine sagte nein.

„Sie ist schuldig,“ sagte der Alte aufstehend.

„Sprich, Kläger, welche Strafe forderst du um diese Schuld?“

Arahad erhob das Schwert gerade gegen Himmel:  
„Ich klagte um Mord.

Ich klagte auf Blut.

Sie soll des Todes sterben.“

Und ehe Hildebrand seine Frage an das Volk stellen konnte, war die Menge von zorniger Bewegung ergriffen, alle Schwerter flogen aus den Scheiden und blizten gen Himmel auf und alle Stimmen riefen: „Sie soll des Todes sterben!“ —

Wie ein furchtbarer Donner rollte das Wort, die Majestät des Volksgerichts vor sich her tragend, über das weite Gefild, daß bis in weite Ferne die Lüfte widerhallten. —

„Sie stirbt des Todes,“ sprach Hildebrand aufstehend, „durch das Beil.

Sajonen auf, und sucht, wo ihr sie findet.“

„Halt an,“ sprach der starke Hildebad vortretend, „schwer wird unser Spruch erfüllt werden, so lang dies Weib unsres Königs Gemahlin.

Ich fordre deshalb, daß die Volksgemeinde auch gleich die Klagen prüfe, die wir gegen Theodahad auf der Seele haben, der ein Volk von Helden so unheldenhaft beherrscht.

Ich will sie aussprechen, diese Klagen.

Merkt wohl, ich zeihe ihn des Verrathes, nicht nur der Unfähigkeit, uns zu retten, uns zu führen.

Schweigen will ich davon, daß wohl schwerlich ohne sein Wissen seine Königin ihren Haß an Amalafwintha fühlen konnte, schweigen davon, daß diese in ihren letzten Worten uns vor Theodahads Verrath gewarnt.

Aber ist es nicht wahr, daß er den ganzen Süden des Reiches von Männern, Waffen, Rossen, Schiffen entblößt, daß er alle Kraft nach den Alpen geworfen hat, bis daß die elenden Griechlein ohne Schwertstreich Sicilien gewinnen, Italien betreten konnten?

Mein armer Bruder Totila mit seiner handvoll Leuten allein steht ihnen entgegen.

Statt ihm den Rücken zu decken, sendet der König auch noch Witichis, Teja, mich nach dem Norden.

Mit schwerem Herzen gehorchten wir: denn wir ahnten, wo Belisar landen werde.

Nur langsam rückten wir vor, jede Stunde den Rückruf erwartend. Umsonst.

Schon lief durch die Landschaften, die wir durchzogen, das dunkle Gerücht, Sicilien sei verloren und die Wälfchen, die uns nach Norden ziehen sahen, machten spöttische Gesichter.

So waren wir ein paar Tagemärsche an der Küste in gezogen.

Da traf mich dieser Brief meines Bruders Totilah: „Hat denn, wie der König, so das ganze Volk der Gothen, so mein Bruder mich aufgegeben und vergessen? Belisar hat Sicilien überrascht.“

Er ist gelandet.

Alles Volk fällt ihm zu.

Unaufhaltsam dringt er gegen Neapolis.

Vier Briefe hab' ich an König Theodahad um Hülfe geschrieben.

Alles umsonst.

Kein Segel erhalten.

Neapolis ist in höchster Gefahr.

Rettet, rettet Neapolis und das Reich."

Ein Ruf grimmigen Schmerzes ging durch die Tausende gothischer Männer.

„Ich wollte,“ fuhr Hildebad fort, „augenblicklich mit all' unfren Tausendschaften umkehren, aber Graf Witichis, mein Oberfeldherr, litt es nicht.

Nur das setzte ich durch, daß wir die Truppen Halt machen ließen und mit wenigen Reitern hierher flogen zu warnen, zu retten, zu rächen.

Denn Rache, Rache heiß ich an König Theodahad: nicht nur Thorheit und Schwäche, Arglist war es, daß er den Sünden den Feinden Preis gegeben.

Hier dieser Brief beweist es.

Viermal hat ihn mein Bruder gemahnt, gebeten.

All' umsonst.

Er gab ihn, er gab das Reich in Feindeshand.

Beh' uns, wenn Neapolis fällt, schon gefallen ist.

Ja, er soll nicht länger herrschen, nicht leben soll er länger, der das verschuldet hat.

Reißt ihm die Krone der Gothen vom Haupt, die er geschändet, nieder mit ihm!

Er sterbe!“

„Nieder mit ihm! Er sterbe!“ donnerte das Volk in mächtigem Echo nach.

Unwiderstehlich schien der Strom ihres Grimmes zu wogen und jeden zu zerreißen, der ihm widerstehen wollte.

Nur Einer blieb ruhig und gelassen in Mitte der stürmenden Menge.

Das war Graf Witichis.

Er sprang auf einen der alten Steine unter dem Eichbaum und wartete, bis sich der Lärm etwas gelegt.

Dann erhob er die Stimme und sprach mit jener schlichten Klarheit, die ihm so wohl anstand:

„Landsleute, Volksgenossen! Hört mich an!

Ihr habt Unrecht mit eurem Spruch.

Wehe, wenn im Gothenstamm, deß Ehre und Stolz die Gerechtigkeit gewesen seit der Väter Zeit, Haß und und Gewalt des Rechtes Thron besteigen.

Theodahad ist ein schwacher, schlechter König!

Nicht länger soll er allein des Reiches Zügel lenken!

Geht ihm einen Vormund wie einem Unmündigen!

Setzt ihn ab meinertwegen.

Aber seinen Tod, sein Blut dürft ihr nicht fordern!

Wo ist der Beweis, daß er verrathen hat? Daß Totila's Botschaft an ihn gelangt?

Seht ihr, ihr schweiget: hütet euch vor Ungerechtigkeit, sie stürzt die Reiche der Völker.“

Und groß und edel stand er auf seinem erhöhten



Boden, im vollen Glanz der Sonne, voll Kraft und edler Würde.

Bewundernd ruhten die Augen der Tausende auf ihm, der ihnen an Höhe und Maß und klarer Ruhe so überlegen schien.

Eine feierliche Pause erfolgte.

Und ehe noch Hildebad und das Volk Antwort finden konnte gegen den Mann, der die lebendige Gerechtigkeit schien, ward die allgemeine Aufmerksamkeit nach dem dichten Walde gezogen, der im Süden die Aussicht begränzte und der auf einmal lebendig zu werden schien.

---

## Vierzehntes Capitel.

---

Denn man hörte von dort her den raschen Hufschlag nahender Pferde und das Klirren von Waffen: alsbald bog eine kleine Schaar von Reitern aus dem Wald: aber weit ihnen allen voraus jagte auf kohlschwarzem Roß ein Mann, der wie mit dem Sturmwind um die Wette ritt.

Weit im Winde flatterte seine Helmzier: ein mächtiger, schwarzer Roßschweif, und seine eignen langen, schwarzen Locken: vorwärts gebeugt trieb er das schaumbespritzte Roß zu rasender Eile und sprang am Südeingang des Tings saufend vom Sattel.

Alle wichen links und rechts zurück, die der grimme, tödtlichen Haß sprühende Blick seines Auges aus dem leichenblaffen, schönen Antlitz traf.

Wie von Flügeln getragen stürmte er den Hügel hinan, sprang auf einen Stein neben Witichis, hielt eine Rolle hoch empor, rief wie mit letzter Kraft: „Verrath, Verrath!“ und stürzte dann wie blitzgetroffen nieder.

Entsetzt sprangen Witichis und Hildebad hinzu: sie

hatten kaum den Freund erkannt: „Teja, Teja!“ riefen sie, „was ist geschehen? rede!“

„Rede!“ widerholte Witichis „es gilt das Reich der Gothen!“

Wie mit übermenschlicher Kraft richtete sich der stählerne Mann in diesem Wort wieder empor, sah einen Augenblick um sich und sprach dann mit hohler Stimme: „Verrathen sind wir.

Gothen, verrathen von unserm König.

Ich erhielt Auftrag vor sechs Tagen, nach Istrien zu ziehen, nicht nach Neapolis, wie ich gebeten.

Ich schöpfe Verdacht, doch ich gehorche und gehe unter Segel mit meinen Tausendschaften.

Ein starker Weststurm bricht herein, verschlägt zahllose kleine Schiffe von Westen her bis zu uns.

Darunter den „Mercurius,“ den raschen Keles, — das leichte Postschiff Theodahads.

Ich kannte das Fahrzeug wohl: es gehörte einst meinem Vater.

Wie das unserer Schiffe ansichtig wird, will es entfliehen.

Ich, argwöhnisch, jage ihm nach und hole es ein.

Es trug diesen Brief an Belisar von des Königs Hand: „Du wirst zufrieden sein mit mir, großer Feldherr.

Alle Gothenheere stehen in dieser Stunde nordöstlich von Rom, ohne Gefahr könntest du landen.

Vier Briefe des Seegrafen von Neapolis habe ich zerstört, seine Boten in den Thurm geworfen.

Zum Dank erwart' ich, daß du den Vertrag genau erfüllst, und den Kaufpreis in Bälde bezahlst."

Teja ließ den Brief sinken, die Stimme versagte ihm.

Ein Achzen und Stöhnen der Wuth zog durch die Versammlung.

„Ich ließ umkehren, sogleich landen, ausschiffen und jage hierher seit drei Tagen und drei Nächten unausgesetzt.

Ich kann nicht mehr.“

Und taumelnd sank er in Witichis' Arme.

Da sprang der alte Hildebrand empor auf den höchsten Stein seines Stuhles: weit überragte er die ganze Menge: er riß dem Träger, der die Lanze mit des Königs kleiner Marmor-Büste auf der Querstange trug, den Schaft aus der Hand und hielt ihn vor sich in der Linken: in der Rechten hob er sein Steinbeil:

„Verkauft, verrathen sein Volk für gelbes Gold?

Nieder mit ihm, nieder, nieder!“

Und ein Beilschlag zertrümmerte die Büste.

Dieser Act war wie der erste Donnerschlag, der ein lange brütendes Gewitter entfesselt.

Nur dem Wüthen empörter Elemente war das Stürmen vergleichbar, welches nun das in seinen Grundtiefen aufgewühlte Volk durchbrauste.

„Nieder! nieder! nieder mit ihm!“ hallte es tausendfach wieder unter betäubendem Klirren der Waffen.

Und darauf erhob abermal der alte Waffenmeister seine eherne Stimme und sprach feierlich:

„Wisset es, Gott im Himmel und Menschen auf

Erden, sehende Sonne, und wehender Wind, wisset es, das Volk der Gothen, frei und alten Ruhmes voll und zu den Waffen geboren, hat abgethan seinen ehemaligen König Theodahad, des Theodis Sohn, weil er Volk und Reich an den Feind verrathen.

Wir sprechen dir ab, Theodahad, die goldne Krone und das Gothenreich, das Gothenrecht und das Leben.

Und solches thun wir nicht nach Unrecht, sondern nach Recht.

Denn frei sind wir gewesen alle Wege unter unsern Königen und wollten eh' der Könige missen als der Freiheit.

Und so hoch steht kein König, daß er nicht um Mord, Verrath und Eidbruch zu Recht stehe vor seinem Volk.

So sprech' ich dir ab Krone und Reich, Recht und Leben.

Landflüchtig sollst du sein, echtlos, ehrlos, rechtlos.

Soweit Christenleute zur Kirche gehen und Heidenleute zum Opferstein.

Soweit Feuer brennt und Erde grünt.

Soweit Schiff schreitet und Schild scheint.

Soweit Himmel sich höh't und Welt sich weitet.

Soweit der Falke fliegt den langen Frühlingstag, wenn ihm der Wind steht unter seinen beiden Flügeln.

Verlagt soll dir sein Halle und Haus und guter Leute Gemeinschaft und alle Wohnung, ausgenommen die Hölle.

Dein Erb' und Eigen theil ich zu dem Gothenvolk.

Dein Blut und Fleisch den Raben in den Lüften.

Und wer dich findet, in Halle und Hof, in Haus  
oder Heerstraße, soll dich erschlagen, ungestraft und soll  
bedankt sein dazu von Gott und den guten Gothen.

Ich frage euch, soll's so geschehn?"

„So soll's geschehn!“ antworteten die Tausende und  
schlugen Schwert an Schild.

Raum war Hildebrand herabgestiegen, als der alte  
Haduswinth seine Stelle einnahm, das zottige Bärenfell  
zurück warf und sprach:

„Des Reidkönigs wären wir ledig!

Er wird seinen Rächer finden.

Aber jetzt, treue Männer, gilt es, einen neuen König  
wählen.

Denn ohne König sind wir nie gewesen.

Soweit unsere Sagen und Sprüche zurück denken,  
haben die Ahnen Einen auf den Schild gehoben, das  
lebende Bild der Macht, des Glanzes, des Glückes der  
guten Gothen.

So lang es Gothen giebt, werden sie Könige haben:  
und so lang sich ein König findet, wird ihr Volk bestehn.

Und jetzt vor Allem gilt's, ein Haupt, einen Führer  
zu haben.

Das Geschlecht der Amelungen ist glorreich auf-  
gestiegen, wie eine Sonne: lang hat sein hellster Stern,  
Theoderich, geleuchtet: aber schmällich ist's erloschen in  
Theodahad.

Auf, Volk der Gothen, du bist frei! frei wähle dir  
den rechten König, der dich zu Sieg und Ehre führt.

Dein Thron ist leer: mein Volk, ich lade dich zur Königswahl!“

„Zur Königswahl!“ sprach diesmal feierlich und machtvoll der Chor der Tausende.

Da trat Witichis auf den Ringstuhl, hob den Helm vom Haupt und die Rechte gen Himmel:

„Du weißt es, Gott, der in den Sternen geht, uns treibt nicht frevler Rißel des Ungehorsams und des Uebermuths: uns treibt das heilige Recht der Noth.

Wir ehren das Recht des Königthums, den Glanz, der von der Krone strahlt: geschändet aber ist dieser Glanz und in der höchsten Noth des Reiches üben wir des Volkes höchstes Recht.

Herolde sollen ziehen zu allen Völkern der Erde und laut verkünden: nicht aus Verachtung, aus Verehrung der Krone haben wir es gethan.

Wen aber wählen wir?

Viel sind der wackern Männer im Volk, von altem Geschlecht, von tapfrem Arm und klugem Geist.

Wohl mehrere sind der Krone würdig.

Wie leicht kann es kommen, daß Einer diesen, der Andere jenen vorzieht?

Aber um Gott, nur jetzt keinen Zwist, keinen Streit! Jetzt, da der Feind im Lande liegt!

Drum laßt uns schwören vorher feierlich: wer das Stimmenmehr erhält, sei's nur um Eine Stimme, den wollen wir Alle als unsern König achten, unweigerlich, und keinen Andern.

Ich schwöre es — schwört mit mir.“

„Wir schwören!“ riefen die Gothen.

Aber der junge Arahad stimmte nicht ein.

Ehrgeiz und Liebe loderten in seinem Herzen: er bedachte, daß sein Haus jetzt, nach dem Fall der Balthen und der Amaler, das edelste war im Volk: er hoffte, Matafwinthens Hand zu gewinnen, wenn er ihr eine Krone bieten konnte: und kaum war der Schwur verhallt, als er vortrat und rief:

„Wen sollen wir wählen, gothische Männer? bedenkt euch wohl!“

Vor Allem, das ist klar, einen Mann jungkräftigen Armes wider den Feind.

Aber das allein genügt nicht.

Weshalb haben unsere Ahnen die Amaler erhöht?

Weil sie das edelste, das älteste, Götter entstammte Geschlecht waren.

Wohlان, das erste Gestirn ist erloschen, gedenkt des zweiten, gedenkt der Balthen!“

Von den Balthen lebte nur Ein männlicher Sproß, ein noch nicht wehrhafter Enkel des Herzog Piza — denn Marich, der Bruder der Herzoge Thulun und Ibba, war seit langen Jahren geächtet und verschollen. — Arahad rechnete sicher, man werde jenen Balthenknechten nicht wählen und vielmehr des dritten Gestirns gedenken.

Aber er irrte.

Der alte Hadufwinth trat zornig vor und schrie:

„Was Adel! was Geschlecht! sind wir Adelsknechte oder freie Männer?“



Beim Donner! werden wir Ihnen zählen, wenn Belifar im Lande steht?

Ich will dir sagen, Knabe, was ein König braucht. Einen tapferern Arm, das ist wahr, aber nicht das allein.

Der König soll ein Hort des Rechts, ein Schirm des Friedens sein, nicht nur der Vorkämpfer im Schwertkampf.

Der König soll haben einen immer ruhigen, immer klaren Sinn, wie der blaue Himmel ist, und wie die lichten Sterne sollen darin auf- und niedergehen gerechte Gedanken.

Der König soll haben eine stäte Kraft, aber noch mehr ein stätes Maß: er soll nie sich selbst verlieren und vergessen in Haß und Liebe, wie wir wohl dürfen, wir unten im Volk.

Er soll nicht nur mild sein den Freunden, er soll gerecht sein dem Verhaftesten, selbst dem Feind.

In dessen Brust ein klarer Friede wohnt bei kühnem Muth und edles Maß bei treuer Kraft, — der Mann, Arahad, ist königlich geartet und hätt' ihn der letzte Bauer gezeugt.“

Lauter Beifall folgte dem Wort des Alten und beschämt trat Arahad zurück.

Aber jener fuhr fort:

„Gute Gothen! ich meine, wir haben einen solchen Mann!

Ich will ihn euch nicht nennen: nennt ihr ihn mir.

Ich kam hieher aus fernem Hochgebirg aus unsrer

Markt gegen die Karanthenen, wo der wilde Turbidus  
schäumend die Felsen zerstäubt.

Da leb' ich mehr, als sonst ein Menschenalter ist,  
stolz, frei, einsam.

Wenig erfahr' ich von der Menschen Händeln, selbst  
von des eignen Volkes Thaten, wenn nicht ein Salzroß  
des halbverirrten Weges kommt.

Und doch drang mir bis in jene öde Höhe der  
Waffenruhm Eines vor allen unsern Helden, der nie  
das Schwert zu ungerechtem Streit erhob und es noch  
niemals sieglos eingesteckt.

Seinen Namen hört' ich immer wieder, wenn ich  
fragte: Wer wird uns schirmen, wenn Theoderich  
schied?"

Seinen Namen hört' ich bei jedem Sieg, den wir  
erfochten, bei jedem weizen Werke des Friedens, das  
geschehn.

Ich hatt' ihn nie gesehen.

Ich sehnte mich danach, ihn zu sehen.

Heute hab' ich ihn gesehen und gehört.

Ich habe sein Aug' gesehen, das klar und milde wie  
die Sonne.

Ich hab' sein Wort gehört; ich hab' gehört, wie er  
dem Feind selbst, dem verhassten, zu Recht und zu Ge-  
rechtigkeit verhalf.

Ich hab' gehört, wie er allein, da uns alle der  
blinde Haß fortriß mit dunkler Schwinge, klar blieb und  
ruhig und gerecht.

Da dacht' ich mir in meinem alten Herzen: „der

Mann ist königlich geartet, stark im Kampf und gerecht im Frieden, hart wie Stahl und klar wie Gold.“

Gothen: der Mann soll unser König sein.

Nennt mir den Mann!“

„Graf Witichis, ja Witichis, heil König Witichis!“

Während dieser brausende Jubelruf durch das Gefilde hallte, hatte ein erschütternder Schreck den bescheidenen Mann ergriffen, der gespannt der Rede des Alten gefolgt war und erst ganz zu Ende von der Ahnung ergriffen ward, daß er der so Gepriesne sei.

Als er nun aber seinen Namen in diesem tausendstimmigen Sauchzen erschallen hörte, überkam ihn vor allen andern Gedanken das Gefühl:

„Nein, das kann, das soll nicht sein.“

Er riß sich von Teja und Hildebad, die freudig seine Hände drückten, los, und sprang hervor, das Haupt schüttelnd und, wie abwehrend, den Arm ausstreckend.

„Nein! rief er, nein, Freunde! nicht das mir!“  
Ich bin ein schlichter Kriegsmann, nicht ein König.

Ich bin vielleicht ein gutes Werkzeug, kein Werkmeister!

Wählt einen Andern, einen Würdigern!“

Und wie bittend streckt er beide Hände gegen das Volk.

Aber der donnernde Ruf: „Heil König Witichis!“ ward ihm statt aller Antwort.

Und nun trat der alte Hildebrand vor, faßte seine Hand und sprach laut:

„Laß ab, Witichis! wer war es, der zuerst geschworen, unweigerlich den König anzuerkennen, der auch nur eine Stimme mehr hätte?“

Siehe, du hast alle Stimmen und willst dich wehren?“

Aber Witichis schüttelte das Haupt und preßte die Hand vor die Stirn.

Da trat der Alte ganz nah zu ihm und flüsterte in sein Ohr:

„Wie? muß ich dich stärker mahnen?“

Muß ich dich mahnen jenes nächtigen Eides und Bundes, da du gelobtest: „Alles zu meines Volkes Heil.“

Ich weiß, — ich kenne deine klare Seele, —: dir ist die Krone mehr eine Last als eine Zierde: ich ahne, daß dir diese Krone große, bittere Schmerzen bringen wird. Vielleicht mehr als Freuden: deßhalb fordre ich, daß du sie auf dich nimmst.“

Witichis schwieg und drückte noch die andre Hand vor die Augen.

Schon viel zu lang währte dem begeisterten Volk dies Zwischenspiel.

Schon rüsteten sie den breiten Schild, ihn darauf zu erheben, schon drängten sie den Hügel hinan, seine Hand zu fassen: und fast ungeduldig scholl auf's neue der Ruf: „Heil König Witichis.“

„Ich fordre es bei deinem Blut-Eid! — willst du ihn halten oder brechen?“ flüsterte Hildebrand.

„Halten!“ sprach Witichis und richtete sich entschlossen auf.

Und nun trat er, ohne falsche Scham und ohne Eitelkeit, einen Schritt vor und sprach:

„Du hast gewählt, mein Volk, wohl an, so nimm mich hin.

Ich will dein König sein!“

Da blitzten alle Schwerter in die Luft und lauter scholl's: „Heil König Witichis.“

Jetzt stieg der alte Hildebrand ganz herab von seinem Ringstuhl und sprach:

„Ich weiche nun von diesem hohen Stuhl.

Denn unserm König ziemt jetzt diese Stätte.

Nur einmal noch laß mich des Grafenamtes warten.

Und kann ich dir nicht den Purpur umhängen, den die Amaler getragen und ihr goldenes Scepter reichen, — nimm meinen Richtermantel und den Richterstab als Scepter, zum Zeichen, daß du unser König wardst um deiner Gerechtigkeit willen.

Ich kann sie nicht auf deine Stirne drücken, die alte Gothenkrone, Theoderichs goldnen Keif.

So laß dich krönen mit dem frischen Laub der Eiche, der du an Kraft und Treue gleichst.“

Mit diesen Worten brach er ein zartes Gewinde von der Eiche und schlang es um Witichis' Haupt:

„Auf, gothische Heerschar, nun warte deines Schildamts.“

Da ergriffen Haduswinth, Teja und Hildebad einen der alterthümlichen breiten Ringschilde der Saxonen, hoben den König, der nun mit Kranz, Stab und

Mantel geschmückt war, darauf, und zeigten ihn auf ihren hohen Schultern allem Volk.

„Sehet, Gothen, den König, den ihr selbst gewählt: so schwört ihm Treue.“

Und sie schworen ihm, aufrecht stehend, nicht knieend, die Hände hoch gen Himmel hebend, nun die Waffentreue bis in den Tod.

Da sprang Witichis von dem Schild, bestieg den Tingsstuhl und rief:

„Wie ihr mir Treue, so schwör' ich euch Huld.

Ich will ein milder und gerechter König sein: des Rechtes walten und dem Unrecht wehren, gedenken will ich, daß ihr frei seid, gleich mir, nicht meine Knechte: und mein Leben, mein Glück, mein Alles, euch will ich's weihen, dem Volk der guten Gothen.

Das schwöre ich euch bei dem Himmels-Gott und bei meiner Treue.“

Und den Tingschild vom Baume hebend rief er: „Das Ting ist aus. Ich löse die Versammlung.“

Die Sajonen schlugen sofort die Haselstäbe mit den Schnüren nieder und bunt und ordnungslos wogte nun die Menge durcheinander.

Auch die Römer, welche sich neugierig, aber scheu, aus der Ferne dieses Walten einer Volksfreiheit mit angesehen, wie sie Italien seit mehr als fünfhundert Jahren nicht gekannt, durften sich nun frei unter die gothischen Männer mischen, denen sie Wein und Speisen verkauften.

Witichis schickte sich an, mit den Freunden und den

Führern des Heeres nach einem der Zelte sich zu begeben, die am Ufer des Flusses aufgeschlagen waren.

Da drängte sich ein römisch gekleideter Mann, wie es schien, ein wohlhabender Bürger, an sein Geleit und forschte eifrig nach Graf Teja, des Tagila Sohn.

„Der bin ich: was willst du mir, Römer?“ sprach dieser sich wendend.

„Nichts, Herr, als diese Vase überreichen: seht nach: das Sigel, der Skorpion, ist unversehrt.“

„Was soll mir die Vase? ich kaufe nichts dergleichen.“

„Die Vase ist euer, Herr.“

Sie ist voller Urkunden und Rollen, die euch zugehören.

Und mir ist es vom Gastfreund aufgetragen, sie euch zu geben.

Ich bitt' euch, nehmt.“

Und damit drängte er ihm die Vase in die Hand und war im Gedränge verschwunden.

Gleichgültig löste Teja das Sigel und nahm die Urkunden heraus, gleichgültig sah er hinein.

Aber plötzlich schoß ein brennend Roth über seine bleichen Wangen, sein Auge sprühte Blitze und er biß krampfhaft in die Lippe.

Die Vase entfiel ihm, er aber drängte sich in Fieberhaft vor Witichis und sprach mit fast tonloser Stimme: „Mein König! — König Witichis — eine Gnade!“

„Was ist dir, Teja? um Gott? Was willst du?“

„Urlaub!“

Urlaub auf sechs — auf drei Tage!

Ich muß fort.“

„Fort, wohin?“

„Zur Rache!

Hier lies — der Teufel, der meine Eltern ver-  
klagte, in Verzweiflung, Tod und Wahnsinn trieb, —  
er ist es — den ich längst gehnt: hier ist sein  
Anzeigebrief an den Bischof von Florentia, mit seiner  
eigenen Hand — es ist Theodahad! —“

„Er ist's, es ist Theodahad,“ sagte Witichis, vom  
Brieftage aufsehend. „Geh denn!

Aber, zweifle nicht: du triffst ihn nicht mehr in  
Rom: er ist gewiß längst entflohn.

Er hat starken Vorsprung.

Du wirst ihn nicht einholen.“

„Ich hole ihn ein, ob er auf den Flügeln des Sturm-  
Adlers säße.“

„Du wirst ihn nicht finden.“

„Ich finde ihn und müßte ich ihn aus dem tiefsten  
Pfund der Hölle oder im Schoße des Himmels gottes  
suchen.“

„Er wird mit starker Bedeckung gesüchtet sein,“ warnte  
der König.

„Aus tausend Teufeln hol' ich ihn heraus.

Hildebad, dein Pferd!

Leb' wohl, König der Gothen.

Ich vollstrecke die Acht.“





## Fünftes Buch.

# W i t t i c h i s .

---

„Die Gothen aber wählten zum König Wittichis,  
einen Mann, zwar nicht von edlem Geschlecht,  
aber von hohem Ruhm der Tapferkeit.“

Prokopius, Gothenkrieg I. 11.



## Erste Abtheilung.

### Erstes Capitel.

---

Langsam sank die Sonne hinter die grünen Hügel von Fäfulä und vergoldete die Säulen vor dem schlichten Landhaus, in welchem Kauthgundis als Herrin schaltete.

Die gothischen Knechte und die römischen Sklaven waren beschäftigt, die Arbeit des Tages zu beschließen.

Der Mariskalk brachte die jungen Kasse von der Weide ein.

Zwei andere Knechte leiteten den Zug stattlicher Kinder von dem Ager auf dem Hügel nach den Ställen, indeß der Ziegenbub mit römischen Scheltworten seine Schutzbefohlenen vorwärts trieb, welche genäschig hie und da an dem salzigen Steinbrech nagten, der auf dem zerbröckelten Mauerwerk am Wege grünte.

Andre germanische Knechte räumten das Ackergeräth im Hofraum auf: und ein römischer Freigelassener, gar ein gelehrter und vornehmer Herr, der Ober-Gärtner selbst,

verließ mit einem zufriedenen Blick die Stätte seiner blühenden und duftenden Wissenschaft.

Da kam aus dem Roßstall unser kleiner Freund Athalwin im Kranze seiner hellgelben Locken.

„Vergiß mir ja nicht, Rakus, einen rostigen Nagel in den Trinkkübel zu werfen.

Wachis hat's noch besonders aufgetragen!

Daß er dich nicht wieder schlagen muß, wenn er heim kommt.“

Und er warf die Thür zu.

„Ewiger Verdruß mit diesen wälschen Knechten!“ sprach der kleine Hausherr mit wichtigem Stolz.

„Seit der Vater fort ist und Wachis ihm in's Lager gefolgt, liegt Alles auf mir: denn die Mutter, lieber Gott, ist wohl gut für die Mägde, aber die Knechte brauchen den Mann.“

Und mit großem Ernst schritt das Büblein über den Hof.

„Und sie haben vor mir gar nicht den rechten Respect,“ sprach er und warf die kirschrothen Lippen auf und krauste die weiße Stirn.

„Woher soll er auch kommen?“

Mit nächster Sunnwend bin ich volle neun Jahr: und sie lassen mich noch immer herumgehn mit einem Ding wie ein Kochlöffel.“

Und verächtlich riß er an dem kleinen Schwert von Holz in seinem Gurt.

„Sie dürften mir led ein Waidmesser geben, ein rechtes Gewaffen.“

So kann ich nichts ausrichten und sehe nichts gleich.“

Und doch sah er so lieblich, einem zürnenden Eros gleich, in seinem kniekurzen, ärmellosen Röckchen von feinstem weißem Leinen, das die liebe Hand der Mutter gesponnen und genäht und mit einem zierlichen rothen Streifen durchwirkt hatte.

„Gern lief ich noch auf den Ager und brächte der Mutter zum Abend die Waldblumen, die sie so liebt, mehr als unsre stolzesten Gartenblumen.

Aber ich muß noch Rundschau halten, ehe sie mir die Thore schließen: denn: „Athalwin, hat der Vater gesagt, wie er ging, halt mir das Erbe recht in Acht und wahre mir die Mutter! Ich verlaß mich auf dich!“

Und ich gab ihm die Hand drauf. So muß ich Wort halten.“

Damit schritt er den Hof entlang, an der Vorderseite des Wohnhauses vorüber, durchmusterte die Nebengebäude zur Rechten und wollte sich eben nach der Rückseite des Gevierts wenden, als er durch lautes Bellen der jungen Hunde zur Linken auf ein Geräusch an dem Holzzaun, der das Ganze umfriedete, aufmerksam wurde.

Er schritt nach der bezeichneten Ecke hin und erstaunte: denn auf dem Zaune saß oder über denselben herein stieg eine seltsame Gestalt.

Es war ein großer, alter, hagerer Mann in grobem Wamms von ganz rauhem Loden, wie ihn die Berghirten trugen: als Mantel hing eine mächtige Wolfschur unverarbeitet von seinen Schultern nieder, und in der Rechten trug er einen riesigen Bergstock mit scharfer

Stahlspitze, mit welchem er die Hunde abwehrte, die zornig an dem Zaun hinauffsprangen.

Eilend's lief der Knabe hinzu.

„Halt, du landfremder Mann, was thust du auf meinem Zaun? — willst du gleich hinaus und herab?“

Der Alte stützte und sah forschend auf den schönen Knaben.

„Herunter, sag' ich!“ wiederholte dieser.

„Begrüßt man so in diesem Hof den wegmüden Wandrer?“

„Ja, wenn der wegmüde Wandrer über den Hinterzaun steigt.“

„Bist du was Rechtes und willst du was Rechtes — da vorn steht das große Hofthor sperrangelweit offen: da komm' herein.“

„Das weiß ich selbst, wenn ich das wollte.“

Und er machte Anstalt, in den Hof herein zu steigen.

„Halt,“ rief zornig der Kleine, „da kommst du nicht herab!“

Faß, Grisso! Faß, Wulso!

Und wenn du die zwei jungen nicht scheust, so ruf' ich die Alte!

Dann gieb Acht!

He Thursa, Thursa, leid's nicht!“

Auf diesen Ruf schoß um die Ecke des Rossstalles ein riesiger, grau borstiger Wolfshund mit wüthendem Gebell herbei und schien ohne Weiteres dem Eindringling an die Gurgel springen zu wollen.

Aber kaum stand das grimmige Thier vor dem Zaun, dem Alten gegenüber, so verwandelte sich seine Wuth

plötzlich in Freude: sein Bellen verstummte und wedelnd sprang er an dem Alten hinan, der nun ganz gemüthlich hereinstieg.

„Ja, Thurja, treues Thier, wir halten noch zusammen,“ sagte er, „nun sage mir, kleiner Mann, wie heißt du?“

„Athalwin heiß' ich,“ versetzte dieser, scheu zurücktretend, „du aber, — ich glaube, du hast den Hund behext — wie heißt du?“

„Ich heiße wie du,“ sagte der Alte freundlicher. „Und das ist hübsch von dir, daß du heißest wie ich.“

Sei nur ruhig, ich bin kein Räuber! führ' mich zu deiner Mutter, daß ich ihr sage, wie tapfer du deine Hofwehre vertheidigt hast.“

Und so schritten die beiden Gegner friedlich in die Halle, Thurja bellte freudig springend voran.

Das korinthische Atrium der Römervilla mit seinen Säulenreihen an den vier Wänden hatte die gothische Hausfrau mit leichter Uenderung in die große Halle des germanischen Hofbaues verwandelt.

In Abwesenheit des Hausherrn war sie zu festlicher Bewirthung nicht bestimmt und Kauthgundis hatte für diese Zeit ihre Mägde aus der Frauenkammer hierher versetzt.

In langer Reihe saßen rechts die gothischen Mägde mit laufender Spule; ihnen gegenüber einige römische Sklavinnen mit feineren Arbeiten beschäftigt.

In der Mitte der Halle schritt Kauthgundis auf und nieder und ließ selbst die flinke Spule auf dem glatten

Mosait des Estrichs tanzen, aber dabei auch nach rechts und links stets die wachen Blicke gleiten.

Das kornblaue Kleid von selbstgewirktem Stoff war über die Knie heraufgeschürzt und hing gebauscht über den Gurt von stählernen Ringen, welcher, ihr einziger Schmuck, einen Bündel von Schlüsseln trug.

Das dunkelblonde Haar war rings an Stirn und Schläfen zurückgekämmt und am Hinter-Kopf in einen einfachen Knoten geschürzt.

Es lag viel schlichte Würde in der Gestalt, wie sie mit ernst prüfendem Blick auf und nieder schritt.

Sie trat zu der jüngsten der gothischen Mägde, die zu unterst in der Reihe saß und beugte sich zu ihr.

„Brav, Liuta,“ sprach sie, „dein Faden ist glatt und du hast heut' nicht so oft aufgesehen nach der Thür wie sonst. Freilich,“ fügte sie lächelnd hinzu — „es ist jetzt kein Verdienst, da doch kein Wachis zur Thür herein kommen kann.“

Die junge Magd erröthete.

Kauthgundis legte die Hand auf ihr glattes Haar:

„Ich weiß,“ sagte sie, „du hast mir im Stillen gegrollt, daß ich dich, die Verlobte, dieses Jahr über täglich Morgens und Abends eine Stunde länger spinnen ließ als die Andern: es war grausam, nicht?“

„Nun, sieh: es war dein eigener Gewinn.“

„Alles, was du dies Jahr aus meinem besten Garn gesponnen, ist dein; ich schenk' es dir zur Aussteuer: so brauchst du nächstes Jahr, das erste deiner Ehe, nicht zu spinnen.“



Das Mädchen faßte ihre Hand und sah ihr dankbar weinend in's Auge.

„Und dich nennen sie streng und hart!“ war alles, was sie sagen konnte.

„Mild mit den Guten, streng mit den Bösen, Ciuta. Alles Gut, dessen ich hier walte, ist meines Herrn Eigen und meines Knaben Erbe. Da heißt es streng sein.“

Da wurden der Alte und Athalwin in der Thür sichtbar: der Knabe wollte rufen, aber sein Begleiter verhielt ihm den Mund und sah eine Weile unbemerkt dem Schalten und Walten Kauthgundens zu, wie sie der Mägde Arbeit prüfte, lobte und schalt und neue Aufträge gab.

„Ja,“ sprach der Alte endlich zu sich selbst, „stattlich sieht sie aus, und sie scheint wohl die Herrin im Hause — doch! wer weiß Alles!“

Da war Athalwin nicht mehr zu halten:

„Mutter,“ rief er, „ein fremder Mann, der Thurfja behert und über den Zaun gestiegen und zu dir will. Ich kann's nicht begreifen.“

Da wandte sich die stattliche Frauengestalt würdevoll dem Eingang zu, die Hand vor die Augen haltend, die blendende Abendsonne, die in die offene Thüre brach, abzuwehren.

„Was führst du den Gast hierher?“

Du weißt, der Vater ist nicht hier.

Führ' ihn in die große Halle.

Sein Platz ist nicht bei mir.“

„Doch, Kauthgundis! hier, bei dir, ist mein Platz,“ sprach der Alte vortretend.

„Vater!“ — rief die Frau und lag an der Brust des Fremden.

Berdutzt und nicht ohne Mißbehagen sah Athalwin auf die Gruppe.

„Du bist also der Großvater, der da oben in den Nordbergen haust?“

Nun grüß Gott, Großvater!

Aber warum sagst du denn das nicht gleich?

Und warum kommst du nicht durch's Thor wie andre ehrliche Leute?“

Der Alte hielt seine Tochter bei beiden Händen und sah ihr scharf ins Auge.

„Sie sieht glücklich aus und gedeihend,“ brummte er vor sich hin.

Da faßte sich Kauthgundis: rasch warf sie einen Blick durch die Halle.

Alle Spindeln ruhten, — außer Riuta's — Aller Augen ruhten neugierig auf dem Alten.

„Ob ihr wohl spinnen wollt, fürwitzige Elstern?“ rief sie streng.

„Du, Marcia, hast vor lauter Gassen den Flachs herabfallen lassen, — du kennst den Brauch, du spinnst eine Spule mehr, — ihr Andern macht Feierabend. Komm, Vater!“

Riuta, rüß' ein laues Bad und Fleisch und Wein. —“

„Nein!“ sprach der Vater, „der alte Bauer hat am Berg auch nur Bad und Trunk am Wasserfall.“

Und was das Essen anlangt — draußen, vor'm Hinterzaun, am Grenzpfahl, liegt mein Ruck-Sack, den holt mir: da hab ich mein Spelt-Brod und meinen Schaf-Käse, den bringt mir. —

Wie viel habt ihr Kinder im Stall und Kofse auf der Weide?"

Es war seine erste Frage.

Eine Stunde darauf — schon war es dunkel geworden und der kleine Athalwin war kopfschüttelnd über den Großvater zu Bett gegangen, — da wandelten Vater und Tochter bei'm Licht des aufgehenden Mondes in's Freie.

„Ich hab' nicht Lust genug da drinnen,“ hatte der Alte gesagt.

Sie sprachen viel und ernst, wie sie durch den Hof und durch den Garten schritten.

Mitten drein warf der Alte immer wieder Fragen nach ihrer Wirthschaft auf, wie sie ihm Geräth oder Gebäude nahe legten: und in seinem Ton lag keine Zärtlichkeit: nur manchmal in dem Blick, der verstohlen sein Kind musterte.

„Laß doch endlich Roggen und Kofse,“ lächelte Rauthgundis,“ und sage mir, wie's dir gegangen ist die langen Jahre?

Und was dich endlich einmal herabgeführt hat von den Bergen zu deinen Kindern?"

„Wie's mir gegangen? Nun: halt einsam, einsam! Und kalte Winter!

„Ja, bei uns ist's nicht so hübsch warm, wie hier im Wälschthale.“

Und er sagte das wie einen Vorwurf.

„Und warum ich herunter bin?“

„Ja sieh, letztes Jahr hat sich der Zuchstier zerfallen auf dem Firm-Joch.“

Und da wollt' ich mir einen andern kaufen hier unten.“

Da hielt sich Kauthgundis nicht länger: mit warmer Liebe warf sie sich an des Alten Brust und rief:

„Und den Zuchstier hast du nicht näher gefunden als hier?“

Lüge doch nicht, Steinbauer, gegen dein eigen Herz und dein eigen Kind.

Du bist gekommen, weil du gemußt, weil du's doch endlich nicht mehr ausgehalten vor Heimweh nach deinem Kinde.“

Der Alte blieb stehen und streichelte ihr Haar:

„Woher du's nur weißt!“

„Nun ja! ich mußte doch mal selbst sehen, wie's um dich steht und wie er dich hält, der Gothen-Graf.“

„Wie seinen Augapfel,“ sprach das Weib selig.

„So? und warum ist er denn nicht daheim bei Hof und Haus und Weib und Kind?“

„Er steht bei'm Heer in des Königs Dienst.“

„Ja, das ist's ja eben.“

Was braucht er einen Dienst und einen König?

Doch — sage: warum trägst du keinen goldnen Armreif?

Ein Gothenweib aus dem Wälschthal kam einmal des Wegs bei uns vorbei, vor fünf Jahren, die trug Gold handbreit: da dacht ich: so trägt's deine Tochter, und freute mich, und nun —"

Kauthgundis lächelte: „Soll ich Gold tragen für meiner Mägde Augen? Ich schmücke mich nur, wenn Witichis es sieht.“

„So? mög' er's verdienen!“

Aber du hast doch Goldspangen und Goldreife wie andre Gothenfrauen hier unten?“

„Mehr als andre, truhenvoll. Witichis brachte große Beute vom Gepidenkrieg.“

„So bist du ganz glücklich?“

„Ganz, Vater, aber nicht wegen der Goldspangen.“

„Hast du über nichts zu klagen?“

Sag's mir nur, Kind!

Was es auch sei, sag's deinem alten Vater und er schafft dir dein Recht.“

Da blieb Kauthgundis stehen.

„Vater, sprich nicht so!“

Das ist nicht recht von dir zu sprechen, nicht von mir zu hören.

Wirf ihn doch weg, den unglückseligen Irr-Wahn, als müßte ich elend werden, weil ich zu Thal gezogen. Ich glaube fast, nur diese Furcht hat dich hier herab geführt.“

„Nur sie!“ rief der Alte hastig mit dem Stock aufstößend.

„Und du nennst einen Wahn, was deines Vaters tiefstes innres Wesen?

Ein Wahn! Ah, ist's ein Wahn, daß sich's schwer athme hier unten?

Ein Wahn, daß unsre hochgewachsenen, weißen Gothen klein und braun geworden hier unten im Thal?

Ist es ein Wahn, daß alles Unheil von jeher von Süden hergekommen, von diesem weichen, falschen Thal?

Woher kamen die Bergstürze über unsre Hütten? von Süden her.

Von wo kommt der giftige Wind, der Mensch und Vieh verdirbt? Von Süden.

Warum stürzt' mir Kuh und Schaf, wenn sie am Südhang grafen?

Warum starb deine Mutter, wie sie das erste mal von unserm Berge nach Bolsanum herab kam, in der schwülen Stadt?

Ein Bruder von dir stieg auch herab, trat in des Königs Theoderich Waffenschar zu Ravenna: erstochen haben ihn die Wälschen beim Wein.

Warum taugt kein Knecht mehr was, der je hier in den Süden herabstieg, auch nur auf einen Winter?

Wo hat unser großer Held Theoderich das verfluchte Regieren gelernt, mit Steuern und Folter und Kerker und Schreiben?

Was haben unsre Väter von all' dem gewußt?

Von woher kommt aller Trug, alle Unfreiheit, alle Ueppigkeit, alle Unkraft, alle List?

Von hier: aus dem Wälschthal, aus dem Süden.

wo die Menschen zu Tausenden beisammen nisten, wie unsauber Gewürm und Einer dem Andern die Luft vergiftet.

Und da kommt mir so Einer auf meinen Fels und holt mein frisches Kind herab in dieses Land des Unsegens!

Dein Eheherr hat was Gutes und Klares, ich läugn' es nicht; und hätte er sich droben bei mir ein Gehöft gebaut, ich hätte ihm gern mein Kind und das Joch der besten Ochsen dazu gegeben.

Aber nein! Da herunter mußte er sie führen in's heiße Sumpftal.

Und er selbst bückt den Kopf in goldnen Sälen zu Rom und in der Rabenstadt.

„Wohl hab' ich mich lang gewehrt —“

„Aber endlich gabst du nach —“

„Was wollt' ich machen?“

„War doch mein kern-frisches Mädchel ganz herzensfied geworden nach dem Unglücksman.“

„Und zehn Jahre hat der Unglücksman dein Kind beglückt.“

„Wenn's nur auch wahr ist!“

„Vater!“

„Und wahr bleibt.“

Es wäre das erste Mal, daß Glück von Sünden käme.

Sieh', mein Abscheu ist so groß vor der Ebne, daß ich die sieben Jahr nicht nieder stieg, gar mein Enkelkind nie gesehn habe

Wenn ich es jetzt doch gethan, hat's schweren Grund."

„Also nicht die Liebe? nicht dein Herz?“

„Freilich! doch mein hanges Herz! Ein böses Zeichen ist geschehen.

Du denkst doch noch der lustigen Buche, die am Felsbache stand, rechts vor'm Hause?

Ich pflanzte sie, nach altem Brauch, an dem Tag, da du geboren wardst.

Und prächtig, wie du selbst, gedieh der Baum.

In dem Jahr, da du fortzogst freilich, fand ich, er sehe krank und traurig.

Aber die Andern sahen es nicht und lachten mich aus.

Nun, sie erholte sich wieder und war frisch und grün.

Doch in der letzten Woche kam des Nachts ein Hochgewitter, so wüthig, wie ich's selten gehört da droben in den Felsen, und als wir am Morgen vor das Thor treten — ist der Stamm vom Blitz zerspalten und die Krone hat der Gießbach mit sich fortgerissen — nach Süden.

„Schad um den lieben Baum! Doch kann dich das ängstigen?“

„Es ist nicht Alles.

Traurig grub ich am Abend, nach dem Tagewerk, den armen Stamm aus der Erde und warf ihn in's Herdfeuer, daß er nicht verunehrt und elend am Wege stehe, der meines Kindes ein Bild und Zeichen war.

Und ich nahm mir's sehr zu Herzen und ich sann und sann mit schweren Sorgen über deinen Mann, und meine Zweifel an ihm kamen dicht und dichter.



Und ich sah in's Feuer, drin der Stamm verkohlte.  
So schlief ich ein und im Traum sah ich dich und  
Witichis.

Er tafelte im Goldsal unter stolzen Männern und  
schönen Frauen, in Glanz und Pracht gekleidet.

Du aber standest vor der Thür, im Bettlerkleid,  
und weintest bittere Thränen und riefst ihn beim Namen.

Er aber sprach: „wer ist das Weib? ich kenne sie  
nicht.“ — Und es ließ mich nicht mehr droben in den  
Bergen.

Herab zog's mich: ich mußte sehen, wie mein Kind  
gehalten ist im Thal und überraschen wollt' ich ihn, —  
deshalb wollt' ich nicht durch's Thor in's Haus.“

„Vater,“ sprach Kauthgundis zornig, „dergleichen  
soll man selbst im Traume nicht denken. Dein Miß-  
trauen —“

„Mißtrauen! ich traue niemand als mir selbst.

Und in dem Blitzschag und in dem Traumgesicht hat  
sich's mir deutlich gemeldet: dir droht ein Unglück!

Weich' ihm aus!

Nimm deinen Knaben und geh mit mir in die  
Berge!

Nur auf kurze Zeit.

Glaub' mir, du wirst es bald wieder schön finden  
in der freien Luft, wo man über aller Herren Länder  
hinwegsieht.“

„Ich soll meinen Mann verlassen?

Niemals.“

„Hat er nicht dich verlassen?

Ihm ist Hof und Königsdienst mehr als Weib und Kind.  
So laß ihm seinen Willen."

„Vater," sprach jetzt Kauthgundis, seine Hand heftig fassend, „kein Wort mehr!

Hast du denn meine Mutter nicht geliebt, daß du so reden kannst von Ehegatten?

Mein Witichis ist mir Alles, Luft und Licht des Lebens.  
Und er liebt mich mit seiner ganzen treuen Seele.  
Und wir sind eins.

Und wenn er für recht hält, fern von mir zu schaffen  
— zu wirken, so ist es recht.

Er führt seines Volkes Sache.

Und zwischen mich und ihn soll kein Wort, kein  
Hauch, kein Schatte treten.

Und auch ein Vater nicht."

Der Alte schwieg.

Aber sein Mißtrauen schwieg nicht.

„Warum," hob er nach einer Pause wieder an, „wenn er am Hof so wichtige Geschäfte hat, warum nimmt er dich nicht mit?

Schämt er sich der Bauerntochter?" und zornig stieß er seinen Stoß auf die Erde.

„Der Zorn verwirrt dich!

Du grollst, daß er mich vom Berg in's Thal der Wälschen geführt — und grollst ebenso, weil er mich nicht nach Rom mitten unter sie führt!"

„Du sollst's auch nicht thun!

Aber er soll's wollen.

Er soll dich nicht entbehren können.

Über des Königs Feldherr wird sich des Bauernkindes schämen.“

Da, ehe Rauthgundis antworten konnte, sprengte ein Reiter an das jetzt verschlossene Hofthor, vor dem sie eben standen.

„Auf, aufgemacht!“ rief er, mit der Keule an die Pfosten schlagend.

„Wer ist da draußen?“ fragte der Alte vorsichtig.

„Aufgemacht! so lang läßt man einen Königsboten nicht warten!“

„Es ist Wachis,“ sprach Rauthgundis, den schweren Riegelbalken im Ring zurückschiebend, „was bringt dich so plötzlich zurück?“

„Du bist es selbst, die mir öffnet!“ rief der treue Mann. „o Gruß und Heil, Frau Königin der Gothen!

Der Herr ist zum König des Volks gewählt.

Diese mein Augen sahen ihn hoch auf den Heerschild gehoben: er läßt dich grüßen: und entbietet dich und Athalwin nach Rom.

In zehn Tagen sollst du aufbrechen.“

In allem Schrecken und in aller Freude und zwischen allen Fragen durch konnte sich Rauthgundis nicht enthalten eines freudig stolzen Blicks auf ihren Vater: dann warf sie sich an seine Brust und weinte.

„Nun,“ fragte sie endlich sich lösmachend, „Vater, was sagst du nun?“

„Was ich sage?“

Jetzt ist das Unglück da, das mir geahnt!

Ich gehe noch heute Nacht zurück auf meinen Berg.“

## Zweites Capitel.

---

Während die Gothen bei Negeta tagten, umflammerte in weit geschwungenem Halbkreis das mächtige Heerlager Belisars die hart bedrängte Stadt Neapolis.

Rasch, unaufhaltsam wie ein Brand in getrocknetem Heidegras, hatte sich das Heer der Byzantiner von der äußersten Süd-Ostspitze Italiens bis vor die Mauern der parthenopeischen Stadt gewälzt, ohne Widerstand zu finden.

Denn, Dank den Befehlen Theodahads, waren nicht hundert Gothenkrieger in jenen Gegenden zu finden.

Das kurze Vorpostengefecht am Pässe Jugum war der einzige Aufenthalt, auf den die Griechen stießen: die römische Bevölkerung von Bruttien mit den Städten Regium, Vibo und Squyllacium, Tempa und Croton, Nuscia und Thurii, von Calabrien mit den Städten Gallipolis, Tarentum und Brundisium, von Lucanien mit den Städten Velia und Buzentum, von Apulien mit den Städten Ugentia und Canusium, Salernum, Nuceria und Campsä, und viele andere Städte nahmen Belisar mit Jubel auf, als er ihnen im Namen des

rechtgläubigen Kaisers Justinian die Befreiung von dem Joche der Ketzer und Barbaren verkündete.

Bis an den Aufidus im Osten, bis an den Tarnus im Südwesten war Italien den Gothen entrissen und erst an den Wällen von Neapel brach sich der Ungestüm dieser feindlichen Wogen.

Und wohl ein herrliches Kriegsschauspiel waren diese Heerlager Belisars zu nennen.

Im Norden, vor der Porta Nolana, dehnte sich das Lager Johannes des Blutigen.

Diesem tapfern Führer war die Via Nolana anvertraut und die Aufgabe, die Straße nach Rom zu erzwingen.

Hier in den breiten Wiesenflächen, auf den Satfeldern fleißiger Gothen, tummelten die Massageten und die gelben Hunnen ihre kleinen, häßlichen Säule.

Daneben lagerten leichte persische Söldner in Linnenpanzern, mit Pfeil und Bogen; dann schwere armenische Schildträger, Makedonen mit zehn Fuß langen Sarissen (Lanzen) und große Massen thessalischer und thrakischer, aber auch saracenischer Reiter, zu verhaßter Unthätigkeit in diesem Belagerungskampf verurtheilt und ihre Müße nach Kräften ausfüllend mit Streifzügen in's Innere des Landes.

Das mittlere Lager, gerade im Osten der Stadt, war von dem Hauptheer erfüllt: Belisars großes Feldherrnzelt von blauer sidonischer Seide, mit dem Purpurwimpel, ragte in seiner Mitte.

Hier stolzirte die Leibwache, welche Belisar selbst be-

waffnete und besoldete und zu der nur die erlesensten Leute, die sich dreimal durch Todesverachtung im Kampf ausgezeichnet, zugelassen wurden — aus ihr gingen Belisars Schüler und beste Heerführer hervor, — in reichvergoldeten Helmen mit rothen Kofshaarkämmen, den besten Brust- und Beinharnischen, ehernen Schilden, dem breiten Schwert und der partisanen-gleichen Lanze.

Hier bildeten den Kern des Fußvolks achttausend Illhrier, die einzige gute Truppe, welche das Griechenreich noch selbst stellte: hier aber lagerten auch unter dem Befehl ihrer Stammesfürsten die avarischen, bulgarischen, sarmatischen und auch germanischen Scharen, wie Heruler und Gepiden, welche Byzanz um schweres Geld werben mußte, den Mangel der kriegsfähigen Mannschaft zu decken. Hier auch die ausgewanderten und die vielen Tausend übergegangenen Italier.

Endlich das südwestliche Lager, das sich dem Strand entlang dehnte, befehligte Martinus, der den Belagerungswerkzeugen vorstand: hier standen die Katapulten und Ballisten, die Mauerbrecher und Wurfmaschinen in Vorrath: hier wogten die isaurischen Bundesgenossen und die Contingente, welche das neu von den Vandalen zurückeroberte Afrika stellte: maurische, numidische Reiter, libysche Schleuderer durcheinander.

Aber vereinzelt waren Abenteurer und Söldner fast aus allen Barbarenstämmen der drei Erdtheile vertreten: Bajwaren von der Donau, Alamannen vom Rhein, Franken von der Maas, Burgunden von der Rhone, dann wieder Anten vom Dniester, Lazier vom Phasis,

pfeilkundige Abasgen, Sabiren, Lebantben und Lykaonen aus Asien und Afrika.

So bunt zusammengesetzt aus barbarischen Haufen war die Kriegsmacht, mit welcher Justinian die gothischen Barbaren vertreiben und Italien befreien wollte.

Den Befehl über die Vorposten hatten immer und überall die Leibwächter Belisars: und diese Kette zog sich um die Stadt her von der Porta Capuana fast bis an die Wogen des Meeres.

Neapolis aber war schlecht befestigt und schwach besetzt.

Nicht tausend Gothen waren es, welche die ausgedehnten Werke gegen ein Heer von vierzigtausend Byzantinern und Italiern vertheidigen sollten.

Graf Uliaris, der Befehlshaber der Stadt, war ein tapftrer Mann und hatte bei seinem Vart geschworen, die Beste nicht zu übergeben. Aber auch er hätte der überlegnen Macht und Feldherrnkunst Belisars wohl nicht lange widerstehen können, wäre nicht ein glücklicher Umstand ihm zu Hülfe gekommen.

Das war die unzeitige Rückkehr der griechischen Flotte nach Byzanz.

Als nämlich Belisar, nachdem er sein gelandetes Heer in Regium eine Nacht geruht und gemustert hatte, den allgemeinen Aufbruch mit der Land- und Seemacht gegen Neapolis befahl, sandte ihm sein Nauarchos Konon einen bisher geheim gehaltenen Auftrag des Kaisers, wonach die Flotte sofort nach der Landung nach Nikopolis an der griechischen Küste zurücksegeln solle, angeblich, neue

Verstärkungen herüberzuholen, in Wahrheit aber nur, den Prinzen Germanus, Justinians Neffen, mit den kaiserlichen Lanzenträgern nach Italien zu führen, der die Siegeschritte Belisars beobachten, überwachen, nöthigenfalls hemmen und, als Oberfeldherr, die Interessen des kaiserlichen Mißtrauens gegen den Unterfeldherrn Belisar wahren sollte.

Zähneknirschend mußte Belisar seine Flotte im Augenblick, da er ihrer am Meisten bedurfte, absegeln sehen: und nur mit vielen Bitten erlangte er, daß ihm der Naucharch vier Kriegs-Triremen, welche noch bei Sicilien kreuzten, zu senden versprach.

So hatte denn Belisar, als er sich anschickte Neapolis zu belagern, die Stadt zwar von Nord-Ost, Ost und Südost mit seiner Landmacht eng einschließen können — den Westen, die Straße nach Rom, durch Castellum Tiberii gedeckt, hielt Graf Uliaris mit höchster Kraft frei — aber den Hafen von Neapolis und seine Verbindung mit der See hatte er nicht zu sperren vermocht.

Anfangs zwar tröstete er sich damit, daß ja auch die Belagerten keine Flotte hätten und also von ihrer Verbindung mit dem Meer nicht eben viel Vortheil würden ziehen können.

Aber hier trat ihm zuerst das Talent und die Kühnheit eines Gegners in den Weg, den er später noch mehr fürchten lernen sollte.

Das war Totila.

Raum hatte dieser Neapolis erreicht, der Leiche des alten Valerius mit Julius die letzte Ehre erwiesen und



die ersten Thränen Valeria's getrodnet, als er mit rastloser Thätigkeit an der Aufgabe arbeitete, eine Flotte aus dem Nichts zu schaffen.

Er war Befehlshaber des Geschwaders von Neapolis: aber dieses ganze Geschwader hatte König Theodahad schon vor Wochen, trotz Totila's Vorstellungen, Belifar aus dem Wege nach Pisa beordert, wo es die Arnusmündung bewachen sollte.

So besaß Totila von Anfang nichts als drei leichte Wachschiffe, von denen er zwei bei Sicilien verloren hatte: und er war nach Neapolis gekommen, an jedem Widerstand zur See verzweifelnd.

Aber da er das Unglaubliche vernahm, daß die byzantinische Flotte nach Hause gegangen sei, belebte sich sofort seine Hoffnung.

Und nun ruhte er nicht, bis er aus großen Fischerboten, Kaufmannsschiffen, Hafenkähnen und in der Eile nothdürftig feertüchtig gemachten Wracks der Werften sich eine kleine Flotille von etwa zwölf Segeln gebildet, welche freilich weder einem Sturm auf hoher See noch einem einzigen Kriegsschiff Trost bieten konnte, aber doch vortreffliche Dienste leistete, die sonst völlig abgeschnittene Stadt von Bajä, Cumä und anderen Städten im Nord-Westen her mit Lebensmitteln zu versehen, die Bewegungen der Feinde an den Küsten zu beobachten und mit unaufhörlichen Angriffen zu quälen, indem Totila mit einer kleinen Schar oft im Süden, im Rücken der griechischen Lager, landete, sich in's Land schießlich, bald hie, bald da einen Trupp der Feinde über-

fiel und zersprengte und solche Unsicherheit verbreitete, daß sich die Byzantiner nur in starken Abtheilungen und nie zu weit von ihren Lagern zu entfernen wagten, während diese Erfolge die hart bedrängte, von steten Wachdiensten und Kämpfen angegriffene Mannschaft des Uliaris immer wieder ermunthigten.

Bei alledem konnte sich Totila nicht verhehlen, daß ihre Lage schon jetzt eine höchst bedenkliche und, sowie einige griechische Schiffe vor der Stadt erschienen, eine unhaltbare werde.

Er verwandte daher einen Theil seiner Bote dazu, täglich eine Anzahl von wehrunfähigen Einwohnern aus Neapolis aufwärts nach Bajä und Cumä zu schaffen, wobei er die Anforderung der Reichen, daß diese Rettungsfahrten nur gegen Bezahlung statt finden sollten, streng zurückwies und ohne Unterschied Arme wie Reiche in seine rettenden Schiffe aufnahm.

Bergebens hatte Totila wiederholt und immer dringender der Valeria gebeten, unter dem Schutz von Julius auf diesen Schiffen zu flüchten: noch wollte sie sich nicht von dem Sarge ihres Vaters, noch von dem Geliebten nicht trennen, dessen Lob als des Schirmers der Stadt sie nur zu gern aus aller Munde einjog.

Und ruhig fuhr sie fort, in ihrem väterlichen Hause ihrer Trauer und ihrer Liebe zu leben.

---

### Drittes Capitel.

---

In diesen ersten Tagen der Belagerung empfand auch Miriam die höchsten Freuden und die höchsten Schmerzen ihrer Liebe.

Häufiger als je konnte sie sich in des Geliebten Anblick sonnen: denn die Porta Capuana war ein wichtiger Punct der Befestigung, den der See-Graf oft besuchen mußte.

In der Thurmstube des alten Isak hielt er täglich mit Graf Uliaris den traurigen Kriegs-rath.

Dann pflegte Miriam, wenn sie die Männer begrüßt und das schlichte Mahl von Früchten und Wein auf den Tisch gestellt, hinunter zu schlüpfen in das enge Gärtlein, das dicht hinter der Thurm-mauer lag.

Der Raum war ursprünglich ein kleiner Hof im Tempel der Minerva, der Mauerbeschützerin, gewesen, der man gern an den Hauptthoren der Städte einen Altar errichtete.

Seit Jahrhunderten war der Altar verschwunden: aber noch ragte hier der alte mächtige Olivenstamm, welcher einst die der Göttin geweihte Statue beschattet hatte:

und rings um dufteten die Blumen, welche Miriams liebevolle Hand hier gepflegt und oft für die Braut des Geliebten gebrochen hatte.

Grade gegenüber dem riesigen Delbaum, dessen knorrige Wurzeln über die Erde hervorstarren und eine dunkle Oeffnung in den Erdgeschossen des alten Tempels zeigten, war von dem Christenthum ein großes, schwarzes Holzkreuz angebracht über einem kleinen Betschemel, der aus einer Marmorstufe des Minervatempels gebildet war: man liebte, die Stätten des alten Gottesdienstes dem neuen zu unterwerfen und die alten Götter, die jetzt zu Dämonen geworden, durch die Symbole des siegreichen Glaubens zu verscheuchen.

Unter diesem Kreuz saß das schöne Judenmädchen oft Stunden lang mit der alten Arria, der halbblinden Wittwe des Unterpfortners, welche, nach dem frühen Tod von Isaks Weib, wie eine Mutter das Heranblühen der kleinen Miriam mit ihren Blumen in dem öden Gestein der alten Mauern überwacht hatte.

Da hatte sie viele Jahre lang still lauschend zugehört, wie die fromme Alte in fleißigem Gebet zu dem Gott der Christen flehte: und unwillkürlich war so mancher Strahl der mildern, hellern Liebeslehre des Nazareners in das Herz der Heranwachsenden gedrungen.

Jetzt, da Alter und Erblindung die Wittwe hülfsbedürftig gemacht, vergalt Miriam mit liebevoller Treue der Pflegerin ihrer Kindheit.

Mit Rührung nahm Arria diese Treue hin; ihr altes Herz umschloß mit Dank und Liebe und Mitleid

das herrliche Geschöpf, dessen mächtige Liebe zu dem schönen Gothen sie längst erkannt und beklagt, aber nie gegenüber der scheuen Jungfrau berührt hatte.

Am Abend des dritten Tages der Belagerung schritt Miriam nachdenklich die breiten Mauerstufen nieder, die von der Thurmmpforte in den Garten führten: ihr schönes, seelentiefes Auge glitt, in ernstes Sinnen verloren, über die duftigen Blumen der Beete hin: auf der letzten Stufe blieb sie träumend stehen, die linke Hand auf den Mauerrand lehrend.

Arria kniete auf dem Betschemel, ihr den Rücken wendend, und betete laut.

Sie würde die Nahende nicht bemerkt haben, wenn nicht geflügeltes Leben plötzlich den stillen Hof beseelt hätte: denn in den breiten Zweigen der Olive nisteten die schönsten weißen Tauben, der einsamen Miriam einzige Gespielinnen.

Als diese die vertraute Gestalt auf den Stufen erscheinen sahen, erhoben sie sich Alle, in schwirrendem Flug ihr schönes Haupt umschwärmend; eine ließ sich auf des Mädchens linke Schulter nieder, die andere auf dem feinen Gelenk der Rechten, welche Miriam aus ihrem Traume geweckt, lächelnd ausstreckte.

„Du bist's, Miriam! deine Tauben verkünden dich!“ sprach Arria sich wendend.

Und das schöne Mädchen stieg die letzte Stufe nieder, langsam, die Vögel nicht zu verscheuchen: die Abendsonne fiel durch die Blätter der Olive auf ihre pfirsichrothen Wangen: es war ein lieblich Bild.

„Ich bin's, Mutter!“ sagte Miriam, sich zu ihr setzend.  
 „Und ich hab' eine Bitte.“

Wie lautet,“ fragte sie leiser, „dein Spruch vom Leben nach dem Tode, dein Glaubensspruch? — „ich glaube an die Gemeinschaft“ — —

„An die Gemeinschaft der Heiligen, Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben.“

Wie kömmt du auf diese Gedanken.“

„Ei nun,“ sagte Miriam, „mitten im Leben stehen wir im Tode, sagt der Sänger von Zion.“

Und jetzt wir besonders!

Fliegen nicht täglich Pfeile und Sterne in die Straßen?

Aber — Ich will noch Blumen pflücken!“ sprach sie wieder aufstehend.

Arria schwieg einen Augenblick.

„Aber der Seegrab war heute schon da: mir ist, ich hätte seine helle Stimme gehört.“

Miriam erröthete leicht.

„Sie sind nicht für ihn,“ — sprach sie dann ruhig — „für sie.“

„Für sie?“

„Ja, für seine Braut.“

Ich habe sie heute zum ersten Male gesehen.

Sie ist sehr schön.

Ich will ihr Rosen schenken.“

„Du hast sie gesprochen. Wie ist sie geartet?“

„Nur gesehen, sie bemerkte mich nicht.“

Ich schlich schon lange um den Palast der Valerier, seit sie hier ist.

Heute ward sie in die Sänfte gehoben, sie ward in die Basilika getragen.

Ich lehnte hinter der Säule ihres Hauses."

„Nun, ist sie seiner würdig?"

„Sie ist sehr schön.

Und vornehm.

Und klug sieht sie aus: auch gut.

Aber," seufzte Miriam, „nicht glücklich.

Ich will ihr Rosen schenken.

Mutter," sagte sie nach einiger Zeit sich wieder mit ihren duftigen Blumen zu ihr setzend, „was bedeutet das: „die Gemeinschaft der Heiligen“.

Sollen nur die Christen dann beisammen leben?

Nein, nein!" fuhr sie fort, ohne die Antwort abzuwarten, „das kann nicht sein.

Entweder Alle, Alle Guten oder" — und sie seufzte. „Mutter, in den Büchern Moses steht nichts davon, daß die Menschen erwachen aus dem Tode.

O und es wäre auch so schrecklich nicht," sprach sie, die Rosen zusammenfügend, „endlich ausruhn!

Ganz ausruhn!

In süßer, stiller, traumloser Nacht.

Ausruhn vom Leben!

Denn giebt es Leben ohne Schmerz? ohne Sehnen? ohne leisen, niegestillten Wunsch?

Ich kann's nicht denken."

Und sie hielt inne im Flechten ihres Kranzes, und stützte das Haupt auf das Hand-Gelenk.

Die Tauben flogen weg: denn die Herrin achtete ihrer nicht.

„Den Seinen hat der Herr,“ sprach Arria feierlich, „die selige Stätte bereitet: sie wird nicht mehr hungern noch dürsten.

Es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne, oder irgend eine Hitze.

Denn Gott der Herr wird sie leiten zu dem lebendigen Wasserbrunnen und abwischen alle Thränen von ihren Augen.“

„Alle Thränen von ihren Augen,“ sprach Miriam nach.

„Rede weiter. Es klingt so gut.“

„Dort werden sie leben, wunschlos, den Engeln gleich: und sie werden Gott schauen und sein Friede wird Palmen-Schatten über sie breiten: sie werden vergessen Haß und Liebe und Schmerz und Alles, was ihre Herzen bewegt auf Erden.

Und ich habe viel gebetet, Miriam, für dich: und auch deiner wird sich der Herr erbarmen und dich versammeln zu den Seinen.“

Aber Miriam schüttelte leise das Haupt.

„Nein, Arria, da ist fast besserer Trost der ewige Schlaf.

Denn wie kann deine Seele lassen von dem, was deiner Seele Leben ist?



Wie kannst du abthun dein tiefstes Sein und doch dieselbe bleiben?

Wie soll ich selig sein und vergessen was ich liebe!

Ach, nur das, daß wir lieben, ist ja des Lebens werth.

Und hätt' ich zu wählen: hier alle Seligkeit des Himmels und sollte abthun meines Herzens einzig Gut: oder behalten meines Herzens Liebe mit all' ihrer ewigen Sehnsucht, — ich neidete den Seligen ihren Himmel nicht. Ich wählte meine Liebe und mein Weh.“

„Kind, sprich nicht so! lästre nicht.

Sieh, was geht über Mutterliebe? nichts auf Erden!

Doch wird auch sie im Himmel nicht mehr leben!

Die Liebe, die das Mädchen zieht zum Mann, sie ist ein Traum von Gold.

Mutterliebe ist ein ehern Band, das ewig schmerzend bindet.

O mein Jucundus, mein Jucundus!

Möchtest du bald wieder kommen, daß ich dich noch schauen kann hienieden, eh meine Augen volle Nacht bedeckt.

Denn droben im Himmelreich wird auch die Mutterliebe untergehen in der ewigen Liebe Gottes und der Heiligen.

Und doch möcht' ich ihn noch einmal fassen und umfangen und mit den Händen betasten sein geliebtes Haupt.

Und höre nur, Miriam: ich hoffe und vertraue: bald, bald werd' ich ihn wieder sehen.“

„Du darfst mir nicht sterben, Arria.“

„Nein, so mein' ich's nicht! hier auf Erden noch muß ich ihn wieder sehen.“

Ich muß ihn wieder kommen sehen des Weges, den er gegangen.“

„Mutter,“ sagte Miriam sanft, wie man einem Kinde einen Wahn ausredet, „wie magst du noch immer daran glauben!“

Dein Jucundus ist seit dreißig Jahren verschwunden!“

„Und doch kann er wieder kommen!“

Es ist nicht möglich, daß der Herr all' meiner Thränen nicht geachtet, all' meiner Gebete.

Was war er für ein braver Sohn!

Mit seiner Hände Arbeit ernährte er mich, bis er erkrankte und Art und Schaufel nicht mehr führen konnte: und wir litten Noth.

Da sprach er: „Mutter, ich kann's nicht mehr mit ansehen, daß du darbest.“

Du weißt, in den Gängen des alten Tempels, dort unter dem Oliven-Stamm, sind Schätze der Heidenpriester vergraben: der Vater drang einmal hinein und brachte eine goldene Spange zurück.

Ich will hinein schlüpfen, so tief ich kann, ob ich von dem verborgnen Gold nichts finde: und Gott wird mich beschützen.“

„Und ich sagte Amen.“

Denn die Noth war schwer: und ich wußte wohl, der Herr werde den frommen Sohn der Wittve behüten.

Und wir beteten mit einander eine Stunde, hier vor dem Kreuz.

Und dann erhob sich mein Jucundus und drang in die Höhlung dort unter den Wurzeln der Olive.

Ich horchte dem Schall feiner Bewegungen, bis er verhallte.

Er ist noch immer nicht zurückgekommen.

Aber todt ist er nicht!

O nein! Kein Tag vergeht, daß ich nicht denke: heut' führt ihn Gott zurück.

War nicht auch Joseph fern lange Jahre in Aegyptenland? und doch haben Jacob's Augen ihn wieder gesehen.

Und mir ist, heut' oder morgen sehe ich ihn wieder.

Denn heute Nacht im Traum hab' ich ihn gesehen, wie er im weißem Gewand herauf schwebte aus der Höhlung dort: und beide Arme breitete er aus: und ich rief ihn bei'm Namen und wir waren vereint auf ewig.

Und so wird's werden: denn der Herr erhöret das Flehen der Betrübten und wer ihm traut, wird nicht zu Schanden werden."

Und die Alte erhob sich, drückte Miriams Hand und ging in ihr kleines Häuschen.

Allmählig war der Mond voll aufgegangen und erhellte zaubrisch das enge Gärtchen, in welches des Thurmes schwere Schatten fielen: und stark dufteten die Rosen.

Miriam stand auf und blickte an dem Kreuz empor. „Welch mächtiger Glaube! welch lebendiger Trost! welch milde Lehre!

Ist es so?

Ist der Mann, der dort am Kreuz in Todesweh das Haupt gebeugt, ist er der Messias?

Ist er aufgefahren gen Himmel und forget für die Seinen, wie ein Hirt, der seine Lämmer weidet? — —  
— Ich aber zähle nicht zu seiner Herde!

An jenem Trost hat Miriam keinen Theil.

Mein Trost ist meine Liebe mit all' ihrem Weh: sie ist meine Seele selbst geworden.

Und ich sollte einst dort oben über den Sternen hinschweben, ohne diese Liebe?

Dann wär' ich nicht Miriam mehr!

Oder soll ich sie mit hinauf tragen: und wieder zurück stehn? und wieder durch alle Ewigkeit die Römerin an seiner Seite sehn?

Sollen sie dort wohnen und wandeln in der Fülle des Glanzes und ich im trüben Nebel einsam folgen und nur von ferne leuchten sehen den Saum seines weißen Gewandes?

Nein, o nein, viel besser, wie meine Blumen hier, erblühen am Sonnenblick der Liebe, duften und glühen eine kurze Weile, bis sie die Sonne versenkt, die sie geweckt und geopfert hat: und verwehen in ewige Ruhe, nachdem der weiche, süße, unselige Drang nach dem Lichte gebüßt" — —

„Gute Nacht, Miriam, lebewohl!“ rief eine melodische Stimme.

Und fast erschrocken blickte sie auf: und sah noch des

Gothen weißen Mantel vor der Treppe um die Ecke verschwinden.

Uliaris ging nach der entgegengesetzten Seite.

Rasch sprang sie die Stufen hinan und sah dem weißen Mantel, der silbern im Mondlicht glänzte, nach, lang, lang bis er verschwand in fernen Schatten. —

## Viertes Capitel.

---

Alle Tage zweimal traten so Uliaris und Totila zusammen, berichteten ihre Erfolge, ihre Verluste und prüften ihre Aussichten zur Rettung der Stadt.

Aber am zehnten Tage der Belagerung etwa rasselte Uliaris vor Tagesanbruch auf das Verdeck von Totila's „Admiralschiff“, eines morschen Muränenfängers, wo der Seegraf von Neapel, von einem zerfetzten Segel gedeckt, schlief.

„Was ist?“ rief Totila auffahrend, noch im Traum, „der Feind? wo?“ —

„Nein, mein Junge, diesmal ist's noch Uliaris, nicht Belisar, der dich weckt. Aber lange, beim Strahl, wird's nicht mehr dauern.“

„Uliaris, du blutest — dein Kopf ist verbunden!“

„Bah, war nur ein Streifpfeil!“

Zum Glück kein giftiger.

Ich holt' ihn mir heut' Nacht.

Du mußt wissen: die Dinge stehen schlecht, schlechter als je seit gestern.

Der blutige Johannes, Gott hau' ihn nieder, gräbt

sich wie ein Dachs an unser Castell Liberii: und hat er das, dann: gute Nacht, Neapolis!

Gestern Abend hat er eine Schanze auf dem Hügel über uns vollendet und wirft uns Brandpfeile auf die Köpfe.

Ich wollt' ihn heute Nacht aus seinem Bau werfen, ging aber nicht

Sie waren sieben gegen Einen und ich gewann nichts damit als diesen Schuß vor meinen grauen Kopf."

„Die Schanze muß weg,“ sagte Totila nachsinnend.

„Den Teufel auch, aber sie will nicht!

Aber mehr. Die Bürger, die Einwohner fangen an und werden schwierig.

Täglich schießt Belisar hundert stumpfe Pfeile mit seinem „Ausruf zur Freiheit!“ herein.

Die wirken mehr noch als die tausend scharfen.

Schon fliegt hie und da ein Steinwurf von den Dächern auf meine armen Burschen.

Wenn das wächst — —! — Wir können nicht mit tausend Mann vierzig tausend Griechen draußen abhalten und dreißig tausend Neapolitaner drinnen: drum meine ich“ — und sein Auge blickte finster —

„Was meinst du?“

„Wir brennen ein Stück der Stadt nieder! Die Vorstadt wenigstens“ —

„Damit uns die Leute lieber gewinnen?“

Nein, Uliaris, sie sollen uns nicht mit Recht Barbaren schelten.

Ich weiß ein besser Mittel — sie hungern: ich habe

gestern vier Schiffsladungen Del und Korn und Wein hereingeführt, die will ich vertheilen.“

„Del und Korn, meinethalben! aber den Wein, nein! Den fordre ich für meine Gothen, die trinken schon lang Cisternenwasser, pfui Teufel!“

„Gut, durstiger Held, ihr sollt den Wein für euch haben.“

„Nun? Und noch keine Botschaft von Ravenna? von Rom?“

„Keine! Mein fünfter Bote ist gestern fort.“

„Gott hau' ihn nieder, unsern König.“

Höre Totila, ich glaube nicht, daß wir lebendig aus diesen wurmstichigen Mauern kommen!“

„Ich auch nicht!“ sagte Totila ruhig und bot seinem Gast einen Becher Wein.

Uliaris sah ihn an: dann trank er und sagte: „Goldjunge, du bist echt und dein Cäkuber auch.“

Und muß ich hier umkommen, wie ein alter Bär unter vierzig Hunden, — mich freut's doch, daß ich dich dabei so gut kennen gelernt: dich und deinen Cäkuber.“

Mit dieser rauhen Freundlichkeit stieg der graue Gothe vom Berdeck.

Totila schickte den Leuten im Castell Wein und Korn und sie labten sich herzlich daran.

Als aber Uliaris am andern Morgen aus dem Thurm des Castells lugte, rieb er sich die Augen.

Denn auf der Hügelchanze wehte die blaue gothische Fahne.

Totila war in der Nacht im Rücken der Feinde ge-



landet und hatte das Werk in kühnem Anlauf genommen.

Aber diese neue Reckheit reizte den ganzen Born Belisars.

Er schwur, den verwegnen Planken ein Ende zu machen um jeden Preis.

Höchst erwünscht trafen ihm zur Stunde die vier Kriegsschiffe von Sicilien her auf der Höhe von Neapolis ein.

Belisar befahl, sie sollten sofort in den Hafen von Neapolis dringen und den Seeräubern das Handwerk legen.

Stolz rauschten noch am Abend des gleichen Tages die vier mächtigen Triremen heran und legten sich an der Einfahrt des Hafens vor Anker.

Belisar selbst eilte mit seinem Gefolge an die Küste und freute sich, die Segel von der Abendsonne vergoldet zu sehen:

„Die aufgehende Sonne sieht sie in den Hafen der Stadt fahren trotz jenem Tollkopf,“ sprach er zu Antonina, die ihn begleitete, und wandte seinen Schemen zurück nach dem Lager.

Noch hatte er am andern Morgen das Feldbett nicht verlassen — Prokopius, sein Rechtsrath, stand vor ihm und las ihm den entworfenen Bericht an Justinian — da erschien in seinem Zelt Chanaranges, der Perser, der Führer der Leibwächter, und rief:

„Die Schiffe, Feldherr, die Schiffe sind genommen.“  
 Wüthend sprang Belisar aus den Decken und rief:  
 „Der soll sterben, der das sagt.“

„Besser wäre es“ meinte Prokopius, „der stirbe, der es gethan.“

„Wer war es?“

„Ach Herr, der junge Gothe mit den bligenden Augen und dem leuchtenden Haar.“

„Totila!“ sprach Belisar, „schon wieder Totila.“

„Die Bemannung lag zum Theil am Strand, bei meinen Vorposten, zum Theil schlaftrunken unter Deck. Plötzlich, um Mitternacht, wird's lebendig ringsum, als wären hundert Schiffe aus der Tiefe des Meeres getaucht.“

„Hundert Schiffe! Zehn Rußschalen hat er!“

„Im Augenblick und lang eh' wir vom Strand zu Hülfe kommen können, sind die Schiffe geentert, die Leute gefangen, Eine der Triremen, deren Ankertau nicht rasch zu kappen war, in Brand gesteckt, die andern drei nach Neapolis geführt.“

„Sie sind noch früher in den Hafen gekommen, als du dachtest, o Belisar,“ sprach Prokopius.

Aber Belisar hatte sich jetzt wieder ganz in der Gewalt.

„Nun hat der fecke Knabe Kriegsschiffe! nun wird er unerträglich werden.“

Jetzt muß ein Ende werden.“ Er drückte den prächtigen Helm auf das majestätische Haupt:

„Ich wollte der Stadt, der römischen Einwohner schonen: es geht nicht länger.“

Prokopius, geh und entbiete hierher die Feldherrn Magnus, Demetrius und Constantianus, Bessas und

Ennes, und Martinus, den Geschützmeister; ich will ihnen zu thun geben vollauf.

Sie sollen ihres Sieges nicht froh werden, die Barbaren, sie sollen Belisar kennen lernen.“

Als bald erschien im Zelte des Oberfeldherrn ein Mann, der trotz des Brustpanzers, den er trug, mehr einem Gelehrten als einem Krieger glich.

Martinus, der große Mathematiker, war eine friedliche, sanfte Natur, die lange im stillen Studium des Euklid ihre Seligkeit gefunden.

Er konnte kein Blut sehen und keine Blume knicken.

Aber seine mathematischen und mechanischen Studien hatten ihn eines Tages dahin geführt, eine neue Wurfmaschine von furchtbarer Schleuderkraft, wie im Vorbeigehn, zu erfinden; er legte den Plan Belisar vor und dieser, entzückt, ließ ihn gar nicht mehr in sein Studirzimmer zurück, sondern schleppte ihn sofort zum Kaiser und zwang ihn „Geschützmeister des Magister-Militum per Orientem“, d. h. eben Belisars, zu werden; er erhielt einen glänzenden Sold und war nur contractlich verpflichtet, jedes Jahr eine neue Kriegsmaschine herzustellen.

Mit Seufzen ersann nun der sanfte Mathematiker jene gräßlichen Zerstörungswerkzeuge, welche die Wälle der Besten, die Thore der Burgen niederschmetterten, unlöschbares Feuer in die Städte der Feinde Justinians schleuderten und Menschen zu vielen tausenden nieder rafften.

Er hatte wohl jedes Jahr seine Freude an der mathematischen Aufgabe, die er in unermüdllichem Fleiß sich

stellte: aber war nun die Aufgabe gelöst, so dachte er mit Schauern an die Wirkungen seiner Gedanken.

Mit trauriger Miene erschien er deshalb vor Belisar.

„Martine, Zirkeldreher,“ rief dieser ihm zu, „jetzt zeige deine Kunst!“

Wie viele Katapulten, Ballisten, Wurf-Maschinen im Ganzen haben wir?“

„Dreihundertfünfzig, Herr!“

„Gut! Vertheile sie um unsere ganze Belagerungslinie!“

Oben im Norden, bei der Porta Capuana und bei dem Castell, die Mauerbrecher gegen die Wälle!

Sie müssen nieder und wären sie Diamant.

Vom Mittel-Lager aus richte die Geschosse von oben, im Bogenwurf, in die Straßen der Stadt.

Biete alle Kraft auf, setze keinen Augenblick aus, vierundzwanzig Stunden lang!

Laß die Truppen sich ablösen.

Laß alle Werkzeuge spielen.“

„Alle, Herr?“ sprach Martinus. „Auch die neuen? Die Pyrobalisten, die Brandgeschosse?“

„Auch die! die zumeist!“

„Herr, sie sind gräßlich! du kennst noch ihre Wirkung nicht.“ —

„Wohlan! Ich will sie kennen lernen und erproben.“

„An dieser herrlichen Stadt?“

An des Kaisers Stadt?“

Willst du Justinian einen Schutthaufen erobern?“

Die Seele Belisars war edel und groß.

Er war unwillig über sich, über Martinus, über die Gothen.

„Kann ich denn anders?“ zürnte er, „diese eisenköpfigen Barbaren, dieser tolldreiste Totila zwingen mich ja.

Fünffmal hab ich ihnen Capitulation angeboten.

Es ist Wahnsinn!

Nicht dreitausend Mann stecken in den Wällen.

Bei'm Haupte Justinians! warum stehen die fünfzigtausend Neapolitaner nicht auf und entwaffnen die Barbaren?“

„Sie fürchten wohl deine Hunnen ärger als ihre Gothen,“ meinte Prokop.

„Schlechte Patrioten sind sie!

Vorwärts Martinus!

In einer Stunde muß es brennen in Neapolis.“

„In kürzerer Zeit,“ seufzte der Geschützmeister, „wenn es denn doch sein muß.

Ich habe einen kundigen Mann mitgebracht, der uns viel helfen kann und die Arbeit vereinfachen: er ist ein lebendiger Plan der Stadt.

Darf ich ihn bringen?“

Belisar winkte und die Wache rief einen kleinen, jüdisch aussehenden Mann herein.

„Ah, Jochem, der Baumeister!“ sprach Belisar.

„Ich kenne dich wohl, von Byzanz her.

Du wolltest ja die Sophienkirche bauen.

Was ward daraus?“

„Mit eurer Gunst, Herr: nichts.“

„Warum nichts?“

„Mein Plan belief sich nur auf eine Million Centenare Goldes: das war der kaiserlichen Heiligkeit zu wenig.

Denn je mehr eine Christenkirche gekostet, desto heiliger und gottgefälliger ist sie.

Ein Christ forderte das Doppelte und erhielt den Auftrag.“

„Aber ich sah dich doch bauen in Byzanz?“

„Ja, Herr, mein Plan gefiel dem Kaiser doch!

Ich änderte ein wenig, nahm die Altarstelle heraus und baute ihm danach eine Reitschule.“

„Du kennst Neapolis genau? Von Außen und Innen?“

„Von Außen und Innen. Wie meinen Geldsack.“

„Gut, du wirst dem Strategen die Geschütze richten gegen die Wälle und in die Stadt.

Die Häuser der Gothenfreunde müssen zuerst nieder.

Vorwärts! mache deine Sache gut! sonst wirst du gepöhl. Fort!“

„Die arme Stadt!“ seufzte Martinus.

„Aber du sollst sehen, Sochem, die Pyrobolisten, sie sind höchst genau — und sie gehen so leicht — ein Kind kann sie loslassen! Und sie wirken allerliebste.“

Und nun begann entlang dem ganzen Lager eine ungeheure und verderbenschwangere Thätigkeit.

Die Gothenwachen auf den Binnen sahen herab, wie die schweren Colosse, die Maschinen, mit zwanzig bis dreißig Rössen, Kamelen, Eseln, Kindern bespannt, längs den Mauern hingezogen und auf der ganzen Linie vertheilt wurden.

Besorgt eilten Totila und Uliaris auf die Wälle und suchten, Gegenmaßregeln zu treffen.

Säcke mit Erde wurden an den von den Mauerbrechern bedrohten Stellen herabgelassen: Feuerbrände bereit gehalten, die Maschinen, wenn sie nahen, in Brand zu stecken; siedendes Wasser, Pfeile und Steine gegen die Bespannung und die Bedienung gerichtet: und schon lachten die Gothen der feigen Feinde, als sie bemerkten, wie die Maschinen, weit außer der gewohnten Schußweite und den Belagerten völlig unerreichbar, Halt machten.

Aber Totila lachte nicht.

Er erschrak, wie die Byzantiner ruhig die Bespannung abschirzten und ihre Maschinen spannten.

Noch war kein Geschosß entsandt.

„Nun?“ spottete der junge Agila neben Totila, wollen sie uns von da aus beschießen?

Doch lieber gleich von Byzanz her über's Meer!

Es wäre noch sicherer!“

Er hatte noch nicht ausgedet, als ein vierzigpfündiger Stein ihn und die ganze Binne, auf der er stand, herunterschmetterte: Martinus hatte die Tragweite der Ballisten verdreifacht.

Totila sah ein, daß sie völlig widerstandslos sich von den Feinden mit Geschossen überhageln lassen mußten.

Entsetzt sprangen die Gothen von den Wällen herab und suchten Schutz in den Straßen, den Häusern, den Kirchen.

Bergebens!

Tausende und Tausende von Pfeilen, Speeren,

schweren Balken, Steinen, Steinfugeln sausten und pflifsen im sichern Bogenschuß auf ihre Köpfe: ganze Fels-trümmer kamen geflogen und schlugen krachend durch Holzwerk und Getäfel der festesten Dächer, während im Norden gegen das Castell unaufhörlich der Sturmbock mit seinen zermürbenden Stößen donnerte.

Indeß der dicke Hagel der Geschosse buchstäblich die Luft verfinsterte, betäubte das prasselnde Niederfallen der Steine, das brechende Gebälk, die zerschmetterten Zinnen und der Weheschrei der Getroffenen das Ohr mit furchtbarem Lärm.

Erschrocken flüchtete die zitternde Bevölkerung in die Keller und Gewölbe ihrer Häuser, Belisar und die Gothen um die Wette verfluchend.

Aber noch hatte die bebende Stadt das Aergste nicht erfahren.

Auf dem Marktplatz, dem Forum des Trajan, nahe dem Hafen, stand ein ungedecktes Haus, eine Art Schiffsarsenal, mit altem wohl getrocknetem Holz, Berg, Flachs, Theer zc. vollaufgehäuft.

Da kam zischend und dampfend ein seltsames Geschöß gefahren, traf in das Holzwerk und im Augenblick, da es niederfiel, schlug hellauslodernnd die Flamme hervor und verbreitete sich, von dem Schiffsmaterial genährt, mit Windeseile.

Zubelnd begrüßten draußen die Belagrer den hochaufwirbelnden Qualm und richteten eifrig die Geschosse nach der Stelle, das Löschen zu hindern.

Belisar ritt zu Martinus heran.



„Gut,“ rief er, „Mann der Zirkel, gut!“

Wer hat das Geschloß gerichtet?“

„Ich,“ sprach Zochem, „o ihr sollt zufrieden sein mit mir.“

Gebt Acht!

Seht ihr da, rechts von der Brandstätte, das hohe Haus mit den Statuen auf flachem Dach?

Das ist das Haus der Valerier, der größten Freunde des Volkes von Edom.

Gebt Acht!

Es soll brennen.“

Und sausend fuhr der Brandpfeil durch die Luft und bald darauf schlug eine zweite Flamme aus der Stadt gen Himmel.

Da sprengte Prokop heran und rief: „Belisarius, dein Feldherr Johannes läßt dich grüßen: das Castell des Tiberius brennt, der erste Wall liegt nieder.“

Und so war es und bald standen vier, sechs, zehn Häuser in allen Theilen der Stadt in vollen Flammen.

„Wasser!“ rief Totila, durch eine brennende Straße nach dem Hafen sprengend, „heraus, ihr Bürger von Neapolis!“

Löscht eure Häuser.

Ich kann keinen Gothen von dem Wall lassen.

Schafft Fässer aus dem Hafen in alle Straßen!

Die Weiber in die Häuser! — was willst du Mädchen? laß mich —

Du bist's, Miriam?

Du hier?

Unter Pfeilen und Flammen?

Fort, was suchst du?"

„Dich,“ sprach das Mädchen.

„Erschrick nicht.

Ihr Haus brennt.

Aber sie ist gerettet.“

„Valeria! um Gott, wo ist sie?“

„Bei mir.

In unserm dichtgewölbten Thurm: dort ist sie sicher.

Ich sah die Flamme aufsteigen.

Ich eilte hin.

Dein Freund mit der sanften Stimme trug sie aus dem Schutt: er wollte mit ihr in die Kirche.

Ich rief ihn an und führte sie unter unser Dach.

Sie blutet.

Ein Stein hat sie verletzt, an der Schulter.

Aber es ist ohne Gefahr.

Sie will dich sehen.

Ich kam, dich zu suchen!“

„Kind, Dank! Aber komm! komm fort von hier!“

Und rasch faßte er sie und schwang sie vor sich auf den Sattel.

Bitternd schlang sie beide Arme um seinen Nacken. Er aber hielt schützend mit der Linken den breiten Schild über ihr Haupt und im Sturm sprengte er mit ihr durch die dampfende Straße nach der Porta Capuana.

„D jetzt — jetzt sterben — sterben an seiner Brust, wenn nicht mit ihm!“ betete Miriam.

Im Thurme traf er Valeria, auf Miriams Lager gestreckt, unter Julius' und ihrer Sklavinnen Hut.

Sie war bleich und geschwächt vom Blutverlust, aber gefaßt und ruhig.

Totila slog an ihre Seite: hochklopfenden Herzens stand Miriam am Fenster und sah schweigend hinaus in die brennende Stadt. — —

Raum hatte sich Totila überzeugt, daß die Verwundung ganz leicht, als er aufsprang und rief:

„Du mußt fort! sogleich! in dieser Stunde!

In der nächsten vielleicht erstürmt Belisar die Wälle.

Ich habe alle meine Schiffe nochmals mit Flüchtenden gefüllt: sie bringen dich nach Cajeta, von da weiter nach Rom. Eile dann nach Taginä, wo ihr Güter habt.

Du mußt fort! Julius wird dich begleiten.“

„Ja,“ sprach dieser, „denn wir haben Einen Weg.“

„Einen Weg? wohin willst du?“

„Nach Gallien, in meine Heimath.“

Ich kann den furchtbaren Kampf nicht länger mit ansehen.

Du weißt es selbst: ganz Italien erhebt sich gegen euch, für eure Feinde.

Meine Mitbürger fechten unter Belisar: soll ich gegen sie, soll ich gegen dich meinen Arm erheben? Ich gehe.“

Schweigend wandte sich Totila zu Valeria.

„Mein Freund,“ sagte diese, „mir ist: der Glückstern unsrer Liebe ist erloschen für immer!

Raum hat mein Vater jenen Eid mit vor Gottes

Thron genommen, so fällt Neapolis, die dritte Stadt des Reichs."

„So traust du unserm Schwerte nicht?"

„Ich traue eurem Schwert, — nicht eurem Glück!  
Mit den stürzenden Balken meines Vaterhauses sah ich die Pfeiler meiner Hoffnung fallen.

Lebwohl, zu einem Abschied für lange.

Ich gehorche dir.

Ich gehe nach Taginä."

Totila und Julius eilten mit den Sklaven hinaus, Plätze in einer der Triremen zu sichern.

Valeria erhob sich vom Lager: da eilte Miriam herzu, ihr die glänzenden Sandalen unter die Füße zu binden.

„Laß, Mädchen! du sollst mir nicht dienen," sprach Valeria.

„Ich thue es gern," sagte diese flüsternd.

„Aber gönne mir eine Frage."

Und mit Macht traf ihr blitzendes Auge die ruhigen Züge Valeria's.

„Du bist schön und klug und stolz — aber sage mir, liebst du ihn? — du kannst ihn jetzt verlassen — liebst du ihn mit heißer, Alles verzehrender, allgewaltiger Gluth, liebst du ihn mit einer Liebe wie —"

Da drückte Valeria das schöne, glühende Haupt des Mädchens wie verbergend an ihre Brust:

„Mit einer Liebe wie du?"

Nein, meine süße Schwester!

Erschrick nicht!

Ich ahn' es längst nach seinen Berichten über dich.

Und ich sah es klar bei deinem ersten Blick auf ihn.  
Sorge nicht; dein Geheimniß ist wohl gewahrt bei mir;  
kein Mann soll darum erfahren.

Weine nicht, bebe nicht, du süßes Kind.

Ich liebe dich sehr um dieser Liebe willen.

Ich fasse sie ganz.

Glücklich, wer, wie du, in seinem Schmerz ganz auf-  
gehen kann im Augenblick.

Mir hat ein feindlicher Gott den vorschauenden Sinn  
gegeben, der stets von der Stunde nach der Ferne blickt.

Und so seh' ich vor uns dunkeln Schmerz und einen  
langen, finstern Pfad, der nicht in Licht endet.

Ich kann dir aber den Stolz nicht lassen, daß deine  
Liebe edler sei als meine, weil sie hoffnungslos.

Auch meine Hoffnung liegt in Schutt.

Vielleicht wäre es sein Glück geworden, die duftige  
Rose deiner schönen Liebe zu entdecken — denn Valeria,  
fürcht' ich — wird die Seine nie.

Doch leb wohl, Miriam!

Sie kommen.

Gedenke dieser Stunde.

Gedenke mein als einer Schwester und habe Dank,  
Dank für deine schöne Liebe."

Wie ein entdecktes Kind hatte Miriam gezittert und  
vor der Alledurchschauenden fliehen wollen.

Aber diese edle Sprache überwältigte die Scheu ihres  
Herzens: und reich flossen die Thränen über die glühend-  
rothen Wangen: und heftig preßte sie, vor Scheu und

Scham und Weinen bebend, das Haupt an der Freundin Brust.

Da hörte man Julius kommen, Valeria abzurufen.

Sie mußten sich trennen: nur einen einzigen raschen Blick aus ihren innigen Augen wagte Miriam auf der Römerin Antlitz.

Dann sank sie rasch vor ihr nieder, umfaßt ihre Knie, drückte einen brennenden Kuß auf Valerias kalte Hand und war im Nebengemach verschwunden.

Valeria erhob sich wie aus einem Traum und sah um sich.

Am Fenster in einer Vase duftete eine dunkelrothe Rose.

Sie küßte sie, barg sie an ihrer Brust, segnete mit rascher Handbewegung die trauliche Stätte, welche ihr ein Asyl geboten, und folgte dann rasch entschlossen Julius in einer gedeckten Sänfte nach dem Hafen, wo sie noch von Totila kurzen Abschied nahm, ehe sie mit Julius das Schiff bestieg.

Als bald drehte sich dieses mit mächtiger Wendung und rauschte zum Hafen hinaus.

Totila sah ihnen wie träumend nach.

Er sah Valerians weiße Hand noch Abschied winken: er sah und sah den fliehenden Segeln nach, nicht achtend der Geschosse, die jetzt immer dichter in den Hafen zu rasseln begannen.

Er lehnte an einer Säule und vergaß einen Augenblick die brennende Stadt und sich und Alles.

Da weckte ihn der treue Thorismuth aus seinen Träumen.

„Komm, Feldherr,“ rief ihm dieser zu, „überall such' ich dich: Uliaris will dich sprechen. — Komm, was starrst du hier in die See unter klirrenden Pfeilen?“

Totila raffte sich langsam auf:

„Siehst du,“ sagte er, „siehst du das Schiff? — Da fahren sie hin! —“

„Wer?“ fragte Thorismuth.

„Mein Glück und meine Jugend,“ sprach Totila und wandte sich, Uliaris zu suchen.

Dieser theilte ihm mit, daß er, um Zeit zu gewinnen, soeben einen Waffenstillstand auf drei Stunden, den Belisar, um Unterhandlungen zu führen, angetragen, angenommen habe.

„Ich werde nie übergeben!“

Aber wir müssen Zeit haben, unsere Wälle zu flicken und zu stützen.

Kömmst denn nirgends Entsatz? hast du noch keine Nachricht auf dem Seeweg vom König?

„Keine.“

„Verflucht! Ueber sechshundert von meinen Gothen sind vor den höllischen Geschossen gefallen.“

Ich kann gar die wichtigsten Posten nicht mehr besetzen! Wenn ich nur wenigstens noch vierhundert Mann hätte!“

„Nun,“ sprach Totila nachsinnend, „die kann ich dir schaffen, denk' ich.“

In dem Castellum Aurelians, auf der Straße nach Rom, liegen vierhundertfünfzig Mann Gothen.

Sie haben bisher erklärt, vom König Theodohad den

unsinnigen, aber strengen Befehl zu haben, nicht Neapolis zu verstärken.

Aber jetzt in dieser höchsten Noth! — ich selbst will hin, während des Waffenstillstandes, und Alles anbieten, sie zu holen.“

„Geh nicht! du kommst erst nach Ablauf des Stillstandes zurück und die Straße ist dann nicht mehr frei. Du kommst nicht durch.“

„Ich komme durch, mit Gewalt oder mit List: halte dich nur, bis ich zurück bin! Auf, Thorismuth, zu Pferd.“

Während Totila mit Thorismuth und wenigen Reitern zur Porta Capuana hinaus jagte, war der alte Isak, der unermüdlich auf den Wällen ausgeharrt hatte, die Pause des Waffenstillstands benutzend, in seine Thurmclause zurückgekehrt, die Tochter wieder zu sehen und sich an Trank und Speise zu laben.

Als Miriam Wein und Brod gebracht, und ängstlich dem Bericht Isaks von den Fortschritten der Feinde lauschte, erscholl ein hastiger, unstäter Schritt auf der Treppe und Sochem stand vor dem erstaunten Par.

„Sohn Nachels, wo kommst du her zu übler Stunde, wie der Kabe vor dem Unglück? Wie kommst du herein? zu welchem Thor?“

„Das laß du meine Sorge sein.

Ich komme, Vater Isak, noch einmal zu fordern deiner Tochter Hand — zum letzten Mal in diesem Leben.“

„Ist jetzt Zeit zu freien und Hochzeit zu machen?“



fragte Isak unwillig, „die Stadt brennt und die Straßen liegen voll Leichen.“

„Warum brennt die Stadt? warum liegen voll Leichen die Straßen?“

Weil die Männer von Neapolis halten zu dem Volk von Edom. Ja, jetzt ist Zeit zu freien.

Gieb mir dein Kind, Vater Isak, und ich rette dich und sie.

Ich allein kann's.“

Und er griff nach Miriams Arm.

„Du mich retten?“ rief diese, mit Ekel zurücktretend. „Lieber sterben!“

„Ha, Stolze!“ knirschte der grimmige Freier, „du liehest dich wohl lieber retten von dem blondgelockten Christen?“

Laß sehen, ob er dich retten wird, der Verfluchte, vor Belisar und mir.

Ha, bei den langen, gelben Haaren will ich ihn durch die Straßen schleifen und spucken in sein bleich Gesicht.“

„Hebe dich hinweg, Sohn Rachels,“ rief Isak, aufstehend und den Spieß fassend.

„Ich merke, du hältst zu denen, die da draußen liegen!“

Aber das Horn ruft, ich muß hinab; das jedoch sag' ich dir: noch mancher unter euch wird rücklings fallen, eh' ihr steigt über diese morschen Mauern.“

„Vielleicht,“ grinste Sochem, „fliegen wir drüber wie die Vögel der Luft.“

Zum letztenmal, Miriam, ich frage dich: laß diesen

Alten, laß den verfluchten Christen — ich sage dir, der Schutt dieser Wälle wird sie bedecken.

Ich weiß, du hast ihn getragen im Herzen — ich will dir's verzeihen — nur werde jetzt mein Weib."

Und wieder griff er nach ihrer Hand.

„Du mir meine Liebe verzeihn?"

Verzeihn, was so hoch über dir wie die leuchtende Sonne über dem schleichenden Wurm?

Wär ich's werth, daß ihn je mein Auge gesehen, wenn ich dein Weib würde?

Hinweg; hinweg von mir!"

„Ja," rief Sochem, „zu viel, zu viel, mein Weib — du sollst es nimmer werden!"

Aber winden sollst du dich in diesen Armen und den Christen will ich dir aus dem blutenden Herzen reißen, daß es zucken soll in Verzweiflung.

Auf Wiedersehen."

Und er war aus dem Hause und alsbald aus der Stadt verschwunden.

Miriam, von bangen Gefühlen bedrängt, eilte in's Freie: es trieb sie zu beten: aber nicht in der dumpfen Synagoge: sie betete ja für ihn: und es drängte sie, zu seinem Gott zu beten.

Sie wagte sich scheuen Fußes in die nahe Basilika Sanctä Mariä, von wo man an Friedenstagen oft die Jüdin mit Flüchen verschleucht hatte.

Aber jetzt hatten die Christen keine Zeit, zu fluchen.

Sie kauerte sich in eine dunkle Ecke des Säulenganges

und vergaß in heißem Gebet bald sich selbst und die Stadt und die Welt: sie war bei ihm und bei Gott.

Inzwischen verlief die letzte Stunde der Waffenruhe; schon neigte sich die Sonne dem Meerespiegel zu.

Die Gothen flickten und stopften nach Kräften die zertrümmerten Mauerstellen, räumten den Schutt und die Todten aus dem Wege und löschten die Brände.

Da lief die Sanduhr zum dritten Mal ab, während Belisar vor seinem Zelte seine Heerführer versammelt hielt, des Zeichens der Uebergabe auf dem Castell des Tiberius harrend.

„Ich glaub' es nicht!“ flüsterte Johannes zu Prokop.

„Wer solche Streiche thut, wie ich von jenem Alten gesehen, giebt die Waffen nicht ab.

Es ist auch besser so: da giebt's einen tüchtigen Sturm und dann eine tüchtige Plünderung.“

Und auf der Zinne des Castells erschien Graf Uliaris und schleuderte trotzig seinen Speer unter die harrenden Vorposten.

Belisar sprang auf.

„Sie wollen ihr Verderben, die Trotzigen; wohlan, sie sollen's haben.

Auf, meine Feldherrn, zum Sturm.

Wer mir zuerst uns're Fahne auf den Wall pflanzt, dem geb' ich ein Behtel der Beute.“

Nach allen Seiten eilten die Anführer auseinander: Ehrgeiz und Habsucht spornten sie.

Eben bog Johannes um die zerstörten Bogen des

Aquäducs, welchen Belifar durchbrochen, den Belagerten das Wasser zu entziehen, da rief ihn eine leise Stimme.

Schon dämmerte es so stark, daß er nur mit Mühe den Rufenden erkannte.

„Was willst du, Jude?“ rief Johannes eilig.

„Ich habe keine Zeit!

Es gilt harte Arbeit!

Ich muß der erste sein in der Stadt.“

„Das sollt ihr, Herr, ohne Arbeit, wenn ihr mir folgt.“

„Dir folgen? weißt du einen Weg über die Mauer durch die Luft?“

„Nein! Aber unter der Mauer, durch die Erde.

Und ich will ihn euch zeigen, wenn ihr mir tausend Solidi schenkt und ein Mädchen zur Beute zusprecht, das ich fordre.“

Johannes blieb stehen: „Was du willst, sei dein. Wo ist der Weg?“

„Hier!“ sagte Jochem und schlug mit der Hand auf die Steine.

„Wie? die Wasserleitung? woher weißt du?“ —

„Ich habe sie gebaut.

Ein Mann kann gebückt durchschleichen; es ist kein Wasser mehr drin.

Eben komme ich auf diesem Wege aus der Stadt.

Die Leitung mündet in einem alten Tempelhaus an der Porta Capuana; nimm dreißig Mann und folge mir.“

Johannes sah ihn scharf an.

„Und wenn du mich verräthst?“

„Ich will zwischen euren Schwertern gehen.

Lüge ich, so stoßt mich nieder.“

„Warte!“ rief Johannes und eilte hinweg.

---

## Fünftes Capitel.

---

Bald darauf erschien Johannes wieder mit seinem Bruder Perseus und ungefähr dreißig entschlossnen armenischen Söldnern, welche außer ihren Schwertern kurze Handbeile führten.

„Wenn wir drin sind,“ sprach Johannes, „reißest du, Perseus, das Ausfallpförtchen auf, rechts von der Porta Capuana, im Augenblick, da die Andern unsre Fahne auf dem Wall entfalten.“

Auf dies Zeichen stürzen von Außen meine Hunnen auf die Ausfallpforte.

Aber wer hütet den Thurm an der Porta?

Den müssen wir haben.“

„Isak, ein großer Freund der Edomiten, der muß fallen.“

„Er fällt,“ sprach Johannes und zog das Schwert: „Vorwärts!“

Er war der erste, der in den Hohlgang der Wasserleitung stieg.

„Ihr beiden, Paufaris und Gubazes, nehmt den

Juden in die Mitte: beim ersten Verdacht — nieder mit ihm!"

Und so, bald auf allen Vieren kriechend, bald gebückt tastend, bei völliger Dunkelheit, rutschten und schlüpfen die Armenier ihm nach, sorgfältig jeden Lärm ihrer Waffen vermeidend: lautlos krochen sie vorwärts.

Plötzlich rief Johannes mit halber Stimme: „faßt den Juden!

Nieder mit ihm! —

Feinde! Waffen! — —

„Nein, laßt!" rief er rasch, „es war nur eine Schlange, die vorüber rasselte! Vorwärts.“

„Jetzt zur Rechten!" sprach der Jude, „hier mündet die Wasserleitung in einen Tempelgang.“

„Was liegt hier — Knochen — ein Skelett!

Ich halt's nicht länger aus! der Modergeruch ersticht mich! Hülf!" seufzte einer der Männer.

„Laßt ihn liegen! vorwärts! befehl Johannes.

Ich sehe einen Stern.“

„Das ist das Tageslicht in Neapolis, sagte Jochem — nun nur noch wenige Ellen.“ —

Johannes' Helm stieß an die Wurzeln eines hohen Delbaums, die sich im Atrium des Tempelhauses breit über die Mündung des Tempelgangs spannten.

Wir kennen den Baum.

Den Wurzeln ausweichend, stieß er den Helm hell klirrend an die Seitenwand: erschrocken hielt er an.

Aber er hörte zunächst nur den heftigen Flügelschlag

zahlreicher Tauben, die wild verschreckt aus den Zweigen der Olive flogen.

„Was war das? sagte über ihm eine heifere Stimme. Wie der Wind in dem alten Gestein wühlt!“

Es war die Wittwe Arria.

„Ach Gott,“ sprach sie, sich wieder vor dem Kreuze niederwerfend: „erlöse uns von dem Uebel und laß die Stadt nicht untergehn, bis daß mein Jucundus wieder kommt!“

Wehe, wenn er ihre Spur und seine Mutter nicht mehr findet.

„O laß ihn wieder des Weges kommen, den er von mir gegangen: zeig' ihn mir wieder, wie ich ihn diese Nacht gesehen, aufsteigend aus den Wurzeln des Baumes.“

Und sie wandte sich nach der Höhlung.

„O! dunkler Gang, darin mein Glück verschwunden, gieb mir's wieder heraus! Gott, führ' ihn mir zurück auf diesem Wege.“

Sie stand mit gefalteten Händen grade vor der Höhlung, die Augen fromm gen Himmel gewendet.

Johannes stuzte.

„Sie betet!“ sagte er, „soll ich sie im Gebet erschlagen?“ —

Er hielt inne; er hoffte, sie solle sich wenden

„Das dauert zu lange: ich kann unserm Herrgott nicht helfen!“

Und rasch hob er sich aus den Wurzeln heraus.

Da schaute die Betende mit den halberblindeten Augen



nieder; sie sah aus der Erde steigen eine schimmernde Mannesgestalt.

Ein Strahl der Verklärung spielte um ihre Züge.

Selig breitete sie die Arme aus.

„Jucundus!“ rief sie.

Es war ihr letzter Hauch.

Schon traf sie des Byzantiners Schwert in's Herz.

Ohne Weheruf, ein Lächeln auf den Lippen, sank sie auf die Blumen — Miriams Blumen.

Johannes aber wandte sich und half rasch seinem Bruder Perseus, dann dem Juden und den ersten dreien seiner Krieger herauf.

„Wo ist das Pförtchen?“

„Hier links, ich gehe zu öffnen!“

Perseus wies die Krieger an.

„Wo ist die Treppe zum Thurm!“

„Hier rechts,“ sprach Jochem — es war die Treppe, die zu Miriams Gemach führte, wie oft war Totila hier herein geschlüpft! — „still! der Alte läßt sich hören.“

Wirklich, Isak war es.

Er hatte von oben Geräusch vernommen: er trat mit Fackel und Speer an die Treppe:

„Wer ist da unten? bist du's Miriam, wer kommt?“ fragte er.

„Ich, Vater Isak,“ antwortete Jochem, „ich wollte euch nochmal fragen“ — und er stieg kagenleise eine Stufe höher.

Aber Isak hörte Waffen klirren.

„Wer ist bei dir?“ rief er und trat vorleuchtend um die Ecke.

Da sah er die Bewaffneten hinter Jochem kauern. „Verrath, Verrath!“ schrie er, „stirb, Schandfleck der Hebräer!“

Und wüthend stieß er Jochem, der nicht zurück konnte, die breite Partifane in die Brust, daß dieser rücklings hinab stürzte.

„Verrath!“ schrie er noch einmal.

Aber gleich darauf hieb ihn Johannes nieder, sprang über die Leiche hinweg, eilte auf die Zinne des Thurmes und entfaltete die Fahne von Byzanz.

Da krachten unten Beilschläge: das Pfortchen fiel, von innen eingeschlagen, hinaus und mit gellendem Zauchzen jagten — schon war es ganz dunkel geworden — die Hunnen zu Tausenden in die Stadt.

Da war Alles aus.

Ein Theil stürzte sich mordend in die Straßen, ein Haufe brach die nächsten Thore ein, den Brüdern draußen Eingang schaffend.

Rasch eilte der alte Uliaris mit seinem Häuflein aus dem Castell herbei: er hoffte, die Eingedrungenen noch hinaus zu treiben: umsonst: ein Wurfspeer schlug ihn nieder.

Und um seine Leiche fielen fechtend die zweihundert treuen Gothen, die ihn noch umgaben.

Da, als sie die kaiserliche Fahne auf den Wällen flattern sahen, erhoben sich — unter Führung alter Römerfreunde, wie Stephanos und Antiochos des Syrens,

— ein eifriger Anhänger der Gothen, Rastor, der Rechtsanwalt, ward, da er sie hemmen wollte, erschlagen — auch die Bürger von Neapolis: sie entwaffneten die einzelnen Gothen in den Straßen und schickten, glückwünschend und dankend und ihre Stadt der Gnade empfehlend, eine Gesandtschaft an Belisar, der, von seinem glänzenden Stab umgeben, zur Porta Capuana herein ritt.

Aber finster fürchte er die majestätische Stirn und ohne seinen Nothschreck anzuhalten, sprach er:

„Fünfzehn Tage hat mich Neapolis aufgehalten.

Sonst lag ich längst vor Rom, ja vor Ravenna.

Was glaubt ihr, daß das dem Kaiser an Recht und mir an Ruhm entzieht?

Fünfzehn Tage lang hat sich eure Feigheit, eure schlechte Gesinnung von einer Handvoll Barbaren beherrschen lassen.

Die Strafe für diese fünfzehn Tage seien nur fünfzehn Stunden — Plünderung.

Ohne Mord: — die Einwohner sind Kriegsgefangene des Kaisers — ohne Brand: denn die Stadt ist jetzt eine Wüste von Byzanz.

Wo ist der Führer der Gothen? Todt?“

„Ja,“ sprach Johannes, „hier ist sein Schwert, Graf Uliaris fiel.“

„Den meine ich nicht!“ sprach Belisar.

„Ich meine den jungen, den Totila. Was ward aus ihm?“

Ich muß ihn haben.“

„Herr,“ sprach einer der Neapolitaner, der reiche

Kaufherr Aflepiodot, vortretend, „wenn ihr mein Haus und Warenlager von der Plünderung ausnehmt, will ich's euch wohl sagen.“

Aber Belisar winkte: zwei maurische Lanzenreiter ergriffen den Zitternden.

„Rebell, willst du mir Bedingungen machen? Sprich, oder die Folter macht dich sprechen.“

„Erbarmen! Gnade!“ schrie der Geängstigte.

„Der Seegraß eilte mit wenigen Reitern während der Waffenruhe hinaus, Verstärkung zu holen vom Castellum Aurelians: er kann jeden Augenblick zurückkehren.“

„Johannes,“ rief Belisar, „der Mann wiegt so schwer wie ganz Neapolis.“

Wir müssen ihn fangen!

Du hast, wie ich befehl, den Weg nach Rom abgesperrt? das Thor besetzt?“

„Es hat Niemand nach dieser Richtung die Stadt verlassen können,“ sprach Johannes.

„Auf! Bizesschnell! wir müssen ihn hereinlocken!

Zieh rasch das gothische Banner auf dem Castell des Tiberius wieder auf und auf der Porta Capuana.

Die gefangenen Neapolitaner stelle wieder bewaffnet auf die Wälle: wer ihn warnt, mit einem Augenwinken, ist des Todes. Zieht meinen Leibwächtern gothische Waffen an.

Ich selbst will dabei sein! dreihundert Mann in der Nähe des Thors.

Man lasse ihn ruhig herein.

Sowie er das Fallgitter hinter sich hat, läßt man's nieder

Ich will ihn lebend fangen.

Er soll nicht fehlen beim Triumphzug in Byzanz.“

„Gieb mir das Amt, mein Feldherr,“ bat Johannes.  
 „Ich schuld' ihm noch Vergeltung für einen Kernhieb.“

Und er flog zurück zur Porta capuana, ließ die Leichen und alle Spuren des Kampfes wegschaffen und traf sonst seine Maßregeln.

Da drängte sich eine verschleierte Gestalt heran:

„Um der Güte Gottes willen,“ flehte eine liebevolle Stimme, „ihr Männer, laßt mich heran! Ich will ja nur seine Leiche, — o gebt Acht! sein weißer Bart! o mein Vater.“

Es war Miriam, welche der Lärm plündernder Hunnen aus der Kirche nach Hause geschreckt hatte.

Und mit der Kraft der Verzweiflung schob sie die Speere zurück und nahm das bleiche Haupt Isaks in ihre Arme.

„Weg, Mädel!“ rief der nächste Krieger, ein sehr langer Bajuware, ein Söldner von Byzanz — Garizo hieß er.

„Halt uns nicht auf! wir müssen den Weg säubern!  
 In den Graben mit dem Juden!“

„Nein, nein!“ rief Miriam und stieß den Mann zurück.

„Weib!“ schrie dieser zornig und hob das Beil —

Aber die Arme schützend über des Vaters Leiche breitend und mit leuchtenden Augen aufblickend blieb Miriam furchtlos stehen — wie gelähmt hielt der Krieger inne:

„Du hast Muth, Mädel!“ sagte er, das Beil senkend.

„Und schön bist du auch, wie die Waldfrau der Liusacha. Was kann ich dir Liebes thun? du bist ganz wundersam anzuschauen.“

„Wenn der Gott meiner Väter dein Herz gerührt,“ bat Miriams herzugewinnende Stimme, „hilf mir die Leiche dort im Garten bergen: — das Grab hat er sich lange selbst geschaufelt, — neben Sarah, meiner Mutter, das Haupt gegen Osten.“

„Es sei!“ sprach der Bajuware und folgte ihr.

Sie trug das Haupt, er faßte die Kniee der Leiche: wenige Schritte führten sie in den kleinen Garten: da lag ein Stein unter Trauerweiden: der Mann wälzte ihn weg und sie senkten die Leiche hinein, das Antlitz gegen Osten. —

Ohne Worte, ohne Thränen starrte Miriam in die Grube: sie fühlt sich so arm jetzt, so allein; mitleidig, leise schob der Bajuware die Steinplatte darüber.

„Komm!“ sagte er dann.

„Wohin?“ fragte Miriam tonlos.

„Ja, wohin willst du?“

„Das weiß ich nicht! — Hab Dank,“ sprach sie und nahm ein Amulett vom Halse und reichte es ihm: es war von Gold, eine Schaumünze vom Jordan, aus dem Tempel.

„Nein!“ sagte der Mann und schüttelte das Haupt.

Er nahm ihre Hand und legte sie über seine Augen.

„So,“ sagte er, „das wird mir gut thun mein Leben lang.“

Jetzt muß ich fort, wir müssen den Grafen fangen, den Totila. Leb wohl."

Dieser Name schlug in Miriams Herz — noch einen Blick warf sie auf das stille Grab und hinaus schlüpfte sie rasch aus dem Gärtchen.

Sie wollte zum Thore hinaus auf die Straße: aber das Fallgitter war gesenkt, an den Thoren standen Männer mit gothischen Helmen und Schilden. Erstaunt sah sie um sich.

„Ist alles vollzogen, Chanaranges?“

„Alles, er ist so gut wie gefangen.“

„Horch, vor dem Wall, — Pferdegetrappel — sie sind's! zurück, Weib.“

Draußen aber sprengten einige Reiter die Straße heran gegen das Thor.

„Auf! auf, das Thor,“ rief Totila von weitem.

Da spornte Thorismuth sein Roß heran.

„Ich weiß nicht, ich traue nicht!“ rief er, „die Straße war wie ausgestorben und ebenso drüben das Lager der Feinde: kaum ein paar Wachtfeuer brennen.“

Da scholl von der Zinne ein Ruf des gothischen Hornes.

„Der Bursch bläst ja gräßlich!“ sprach Thorismuth zürnend.

„Es wird ein Wälscher sein,“ meinte Totila.

„Gebt die Losung,“ rief's herab auf lateinisch.

„Neapolis,“ antwortete Totila entgegen.

„Hörst du's? Uliaris hat die Bürger bewaffnen müssen. Auf das Thor! ich bringe frohe Kunde,“ fuhr er fort

zu den oben Aufgestellten, „vierhundert Gothen folgen mir auf dem Fuße: und Italien hat einen neuen König.“

„Wer ist's?“ fragte es leise drinnen.

„Der auf dem weißen Roß, der Erste.“

Da sprangen die Thorflügel auf, gothische Helme füllten den Eingang, Fackeln glänzten, Stimmen flüsterten.

„Auf mit dem Fallgitter,“ rief Totila, dicht heranzreitend.

Spähend blickte Thorismuth vor, die Hand vor den Augen.

„Sie haben gestern getagt zu Negeta,“ fuhr er fort, „Theodahad ist abgesetzt und Graf Witichis“ —

Da hob sich langsam das Gitter und Totila wollte eben dem Roß den Sporn geben, da warf sich vor die Hufen seines Hengstes ein Weib aus der Reihe der Krieger.

„Flieh, rief sie, Feinde über dir! die Stadt ist gefallen!“

Aber sie konnte nicht vollenden: ein Lanzenstoß durchbohrte ihre Brust.

„Miriam!“ schrie Totila entsetzt und riß sein Pferd zurück.

Aber Thorismuth, der längst Argwohn geschöpft, zerhieb, rasch entschlossen, mit dem Schwert, durch das Gitter hindurch, das haltende Seil, an dem das Thor auf und nieder ging, daß es dröhnend vor Totila niederschlug.



Ein Hagel von Speeren und Pfeilen fuhr durch das Gitter.

„Auf das Gitter! Hinaus auf sie!“ rief Johannes von innen: aber Totila wich nicht.

„Miriam, Miriam,“ rief er im tiefsten Schmerz.

Da schlug sie nochmal die Augen auf, mit einem brechenden, von Liebe und Schmerz verklärten Blick, — dieser Blick sagte Alles: er drang tief in Totila's Herz

„Für dich!“ hauchte sie und fiel zurück —

Da vergaß er Neapolis und die Todesgefahr.

„Miriam,“ rief er nochmals, beide Hände gegen sie ausbreitend. —

Da streifte ein Pfeil den Bug seines Pferdes, blitzschnell prallte das edle Thier hochbäumend zurück.

Das Fallgitter fing an sich zu heben: da sagte Thorismuth nach Totila's Bügel, riß das Pferd herum und gab ihm einen Schlag mit der flachen Klinge, das es hinwegschob.

„Auf und davon, Herr,“ rief er, „ja, sie müssen flink sein, die uns einholen.“

Und brausend sprengten die Reiter auf der Viacapuana den Weg zurück, den sie gekommen; nicht weit verfolgte sie Johannes, im Dunkel der Nacht und des Wegs unfundig.

Bald begegnete ihnen die heranziehende Besatzung vom Castell Aurelians: auf einem Hügel machten sie Halt, von wo man die Stadt mit ihren Zinnen, in

dem Schein der byzantinischen Wachtfeuer auf den Wällen, liegen sah.

Erst jetzt raffte sich Totila aus seinem Schmerz, aus seiner Betäubung auf.

„Miriam!“ seufzte er, „Miriam!“

„Neapolis, — wir sehen uns wieder.“

Und er winkte zum Aufbruch gen Rom.

Aber von Stund an war ein Schatte gefallen in des jungen Gothen Seele: mit dem heiligen Recht des Schmerzes hatte sich Miriam in sein Herz gegraben für immerdar.

Als Johannes mit den Reitern von seiner fruchtlosen Verfolgung heimkehrte, rief er, vom Pferde springend, mit wüthiger Stimme: „Wo ist die Dirne, die ihn gewarnt?“

Werft sie vor die Hunde.“

Und er eilte zu Belifar, das Mißgeschick zu melden.

Aber Niemand wußte zu sagen, wohin der schöne Leichnam gerathen.

Die Rosse hätten sie zertreten, meinte die Menge.

Aber Einer wußte es besser: Garizo, der Bajuware.

Der hatte sie im Tumult sachte, wie ein schlafend Kind, auf seinen starken Armen davongetragen in das nahe Gärtchen, hatte die Steinplatte von dem kaum geschlossnen Grabe gewälzt und die Tochter sorglich an des Vaters Seite gelegt: dann hatte er sie still betrachtet.

Aus der Ferne scholl das Getöse der geplünderten Stadt, in welcher die Massageten Belifars, trotz seines Verbots, brannten und mordeten und sogar die Kirchen

nicht verschonten, bis der Feldherr selbst, mit dem Schwert unter sie fahrend, Einhalt schuf. —

Es lag ein edler Schimmer auf ihrem Antlitz, daß er nicht wagte, wie er so gern gewollt, sie zu küssen.

So legte er denn ihr Gesicht gegen Osten und brach eine Rose, die neben dem Grabe blühte, und legte sie ihr auf die Brust.

Dann wollte er fort, seinen Theil an der Plünderung zu nehmen.

Aber es ließ ihn nicht fort: er wandte sich wieder um.

Und er hielt die Nacht über, an seinen Speer gelehnt, Todtenwacht am Grabe des schönen Mädchens.

Er sah auf zu den Sternen und betete einen uralten heidnischen Todtensegen, den ihn die Mutter daheim an der Liusacha gelehrt.

Aber es war ihm nicht genug: andächtig betete er noch dazu ein christlich Vaterunser.

Und als die Sonne empor stieg, schob er sorgfältig den Stein über das Grab und ging.

So war Miriam spurlos verschwunden.

Aber das Volk in Neapolis, das im Stillen warm an Totila hing, erzählte, schönheitstrahlend sei sein Schutzengel herabgestiegen, ihn zu retten, und wieder aufzufahren gen Himmel.

---

## Sechstes Capitel.

Der Fall von Neapolis war erfolgt wenige Tage nach der Versammlung zu Negeta.

Und Totila stieß schon bei Formiä auf seinen Bruder Hildebad, welchen König Witichis mit einigen Tausendschaften schleunig abgesandt hatte, die Besatzung der Stadt zu verstärken, bis er selbst mit einem größeren Heere zum Entsatz herbeieilen könne.

Wie jetzt die Dinge standen, konnten die Brüder nichts andres thun, als sich auf die Hauptmacht, nach Negeta, zurückziehen, wo Totila seinen traurigen Bericht von den letzten Stunden von Neapolis erstattete.

Der Verlust der dritten Stadt des Reiches, des dritten Hauptbollwerks Italiens, mußte den ganzen Kriegsplan der Gothen verändern.

Witichis hatte die zu Negeta versammelten Scharen gemustert: es waren gegen zwanzigtausend Mann.

Diese, mit der kleinen Schar, welche Graf Teja eigenmächtig zurückgeführt, waren im Augenblick die ganze verfügbare Macht: bis die starken Heere, welche Theodahad weit weg nach Südgallien und Noricum, nach Istrien

und Dalmatien entsendet, wiewohl sofort zur schnellen Rückkehr aufgefordert, einzutreffen vermochten, konnte ganz Italien verloren sein.

Gleichwohl hatte der König beschlossen, sich mit diesen zwanzig Tausendschaften in die Werke von Neapolis zu werfen und hier dem durch den Zufluß der Italier auf mehr als die dreifache Uebermacht angeschwollenen Heere der Feinde bis zum Eintreffen der Verstärkungen Widerstand zu leisten.

Aber jetzt, da jene feste Stadt in Belisars Hand gefallen, gab Witichis den Plan, sich ihm entgegen zu werfen, auf.

Sein ruhiger Muth war ebenso weit von Tollkühnheit wie von Zagheit entfernt.

Ja, der König mußte seiner Seele noch einen andern schmerzlicheren Entschluß abringen.

Während in den Tagen nach dem Eintreffen Totila's in dem Lager vor Rom sich der Schmerz und der Grimm der Gothen in Verwünschungen über den Verräther Theodahad, über Belisar, über die Italier Luft machte, während schon die kecke Jugend hie und da anhub, auf das Jaudern des Königs zu schelten, welcher sie nicht gegen diese Griechlein führen wolle, deren je vier auf einen Gothen gingen, während der Ungestüm des Heeres schon über den Stillstand grollte, gestand sich der König mit schwerem Herzen die Nothwendigkeit, noch weiter zurückzuweichen und selbst Rom vorübergehend Preis zu geben.

Tag für Tag kamen Nachrichten, wie Belisars Heer

anwachte: aus Neapolis allein führte er zehntausend Mann — als Geiseln zugleich und Kampfgenossen, — von allen Seiten strömten die Wälschen zu seinen Fahnen: von Neapolis bis Rom war kein Waffenplatz fest genug, Schutz gegen solche Uebermacht zu gewähren und die kleineren Städte an der Küste öffneten dem Feind mit Jubel die Thore.

Die gothischen Familien aus diesen Gegenden flüchteten in das Lager des Königs und berichteten, wie gleich am Tage nach dem Falle von Neapolis Cumä und Atella sich ergeben, darauf folgten Capua, Cajeta und selbst das starke Benevent.

Schon standen die Vorposten Belisars, hunnische, sacracenische und maurische Reiter, bei Formiä.

Das Gothen-Heer erwartete und verlangte eine Schlacht vor den Thoren Roms.

Aber längst hatte Witichis die Unmöglichkeit erkannt, mit zwanzigtausend Mann einem Belisar, der bis dahin hunderttausend zählen konnte, im offenen Feld entgegen zu treten.

Eine Zeit lang hegte er die Hoffnung, die mächtigen Befestigungen Roms, das stolze Werk des Cethegus, gegen die byzantinische Ueberfluthung halten zu können: aber bald mußte er auch diesen Gedanken aufgeben.

Die Bevölkerung Roms zählte, dank dem Präfecten, mehr waffenfähige und waffengeübte Männer denn seit manchem Jahrhundert: und stündlich überzeugte sich der König, von welcher Gesinnung diese besetzt waren.

Schon jetzt hielten die Römer kaum noch ihren

Haß wider die Barbaren zurück: es blieb nicht bei feindlichen und höhniſchen Blicken: ſchon konnten ſich Gothen in den Straßen nur in guter Bewaffnung und großen Scharen blicken laſſen: und täglich fand man vereinzelt gothiſche Wachen von hinten erdolcht.

Und Witichis konnte ſich nicht verhehlen, daß dieſe Elemente des Volksgeiſtes organiſirt und geleitet waren von ſchlauen und mächtigen Häuptern: den Spitzen des römischen Adels und des römischen Klerus.

Er mußte ſich ſagen, daß, ſowie Belifar vor den Mauern erſcheinen werde, das Volk von Rom ſich erheben und mit dem Belagerer vereint die kleine gothiſche Beſatzung erdrücken würde.

So hatte Witichis den ſchweren Entſchluß gefaßt, Rom, ja ganz Mittelitalien aufzugeben, ſich nach dem feſten und verläſſigen Ravenna zu werfen, hier die mangelhaften Kriſtungen zu vollenden, alle gothiſchen Streitkräfte an ſich zu ziehen und dann mit einem gleich ſtarken Heere den Feind aufzuſuchen.

Er war ein Opfer, dieſer Entſchluß.

Denn auch Witichis hatte ſein redlich Theil der germaniſchen Kaufluſt und es war ſeinem Muth eine herbe Zumuthung, anſtatt friſch drauf los zu ſchlagen, zurückweichend ſeine Vertheidigung zu ſuchen.

Aber noch mehr.

Nicht rühmlich war es für den König, der um ſeiner Tapferkeit willen auf den Thron des feigen Theodahad gehoben worden, wenn er ſein Regiment mit ſchimpflicher Flucht begann: er hatte Neapolis verloren in den

ersten Tagen seiner Herrschaft: sollte er jetzt freiwillig Rom, die Stadt der Herrlichkeiten, sollte er mehr als die Hälfte von Italien Preis geben?

Und wenn er seinen Stolz bezwang um des Volkes willen, — wie mußte das Volk von ihm denken?

Diese Gothen mit ihrem Ungefüm, ihrer Verachtung der Feinde!

Konnte er nur daran denken, ihren Gehorsam zu erzwingen?

Denn ein germanischer König hatte mehr zu rathen, vorzuschlagen, denn zu befehlen und zu gebieten.

Schon mancher germanische König war von seinem Volksheer wider seinen Willen zu Kampf und Niederlage gezwungen worden.

Er fürchtete ein Gleiches: und schweren Herzens wandelte er einst des Nachts im Lager zu Regeta in seinem Zelte auf und ab.

Da naheten hastige Schritte und der Vorhang des Zeltes ward aufgerissen: „Auf, König der Gothen,“ rief eine leidenschaftliche Stimme, „jetzt ist nicht Zeit, zu schlafen!“

„Ich schlafe nicht, Teja,“ sprach Witichis, „seit wann bist du zurück? Was bringst du?“

„Eben schritt ich in's Lager, der Thau der Nacht ist noch auf mir.“

Wisse zuerst: sie sind todt.“

„Wer?“

„Der Verräther und die Mörderin!“

„Wie? du hast sie beide erschlagen?“



„Ich schlage keine Weiber. Theodahad, dem Schandkönig, folgte ich zwei Tage und zwei Nächte.

Er war auf dem Weg nach Ravenna, er hatte starken Vorsprung.

Aber mein Haß war noch rascher als seine Todesangst.

Schon bei Narnia holte ich ihn ein: zwölf Sklaven begleiteten seine Sänfte: sie hatten nicht Lust, für den Elenden zu sterben: sie warfen die Fackeln weg und flohn.

Ich riß ihn aus der Sänfte und drückte ihm sein eigenes Schwert in die Faust: er aber fiel nieder, bat um sein Leben und führte zugleich einen heimtückischen Stoß nach mir.

Da schlug ich ihn, wie ein Opfertier: mit drei Streichen.

Einen für das Reich: und zwei für meine Eltern.

Und ich hing ihn an seinem goldenen Gürtel auf, an der offenen Heerstraße, an einem dürrn Eibenbaum: da mag er hängen, ein Fraß für die Vögel des Himmels, eine Warnung für die Könige der Erde.“

„Und was ward aus ihr?“

„Sie fand ein schrecklich Ende!“ sprach Teja schauernd.

„Als ich von hier nach Rom kam, wußte man nur, daß sie verschmäh't, den Feigling zu begleiten: er floh allein.

Gothelindis aber rief seine kappadokische Leibwache zusammen und verhieß den Männern goldne Berge, wenn sie sich zu ihr halten und mit ihr nach Dalmatien und in das feste Salona sich werfen wollten.

Die Söldner schwankten und wollten erst das verheißne Gold sehen.

Da verhiess Gothelindis, es zu bringen und ging. Seitdem war sie verschwunden.

Wie ich wieder durch Rom kam, war sie freilich gefunden."

„Nun?“

„Sie hatte sich in die Katakomben gewagt, allein, ohne Führer, einen dort vergrabnen Schatz zu holen.

Sie muß sich in diesem Labyrinth verirrt haben, sie fand den Ausgang nicht mehr.

Suchende Söldner fanden sie lebend: ihre Fackel war nicht herabgebrannt, sondern fast völlig erhalten: sie mußte alsbald erloschen sein, nachdem sie die Höhlung beschritten.

Wahnsinn sprach aus ihrem Blick: lange Todesangst, Verzweiflung haben dieses böse Weib zermürbt: sie starb, sowie sie an Tageslicht gebracht war."

„Schrecklich!“ rief Witichis.

„Gerecht!“ sagte Teja. „Aber höre weiter.“

Oh' er beginnen konnte, eilten Totila, Hildebad, Hildebrand und andre gothische Führer in's Zelt: „Weiß er's?“ fragte Totila.

„Noch nicht,“ sagte Teja.

„Rebellion!“ rief Hildebad! „Rebellion! Auf, König Witichis, wehre dich deiner Krone! Lege dem Knaben das Haupt vor die Füße.“

„Was ist geschehn?“ fragte Witichis ruhig.

„Graf Arhad von Asta, der eitle Laffe, hat sich empört.

Er ist gleich nach deiner Wahl davon geritten gegen Florentia, wo sein älterer Bruder, der stolze Herzog von Tusciën, Guntharis, haust und herrscht.

Da haben die Wölsungen viel Anhang gefunden, haben die Gothen überall aufgerufen gegen dich zum Schutz der „Königskilie“, wie sie sie nennen: Mata-swintha sei die Erbin der Krone.

Sie haben sie als Königin ausgerufen.

Sie weilte in Florentia, fiel also gleich in ihre Gewalt.

Man weiß nicht, ist sie Guntharis Gefangene oder Arahads Weib.

Nur das weiß man, daß sie avarische und gepidische Söldner geworben, den ganzen Anhang der Amaler und ihre ganze Sippe und Gefolgschaft, zu all' dem großen Anhang der Wölsungen, bewaffnet haben.

Dich schelten sie den Bauernkönig: sie wollen Ravenna gewinnen!“

„O schicke mich nach Florentia mit nur drei Tausendschaften!“ rief Hildebad zornig.

„Ich will dir diese Königin der Gothen sammt ihrem adeligen Buhlen in einem Vogelkäfig gefangen bringen.“

Aber die Andern machten besorgte Gesichter.

„Es sieht finster her!“ sprach Hildebrand.

„Belisar mit seinen Hunderttausenden vor uns: — im Rücken das schlangenhafte Rom, — all' unsre Macht noch fünfzig Meilen fern — und jetzt noch Bruderkrieg und Aufruhr im Herzen des Reiches! der Donner schlag' in dieses Land.“

Aber Witichis blieb ruhig und gefaßt wie immer.

Er strich mit der Hand über die Stirn.

„Es ist vielleicht gut so,“ sagte er dann.

„Jetzt bleibt uns keine Wahl.

Jetzt müssen wir zurück.“

„Zurück?“ fragte Hildebad zürnend.

„Ja! Wir dürfen keinen Feind im Rücken lassen.  
Morgen brechen wir das Lager ab und gehn“ —

„Gegen Neapolis vor?“ sagte Hildebad.

„Nein! Zurück nach Rom!

Und weiter, nach Florentia, nach Ravenna!

Der Brand der Empörung muß zertreten sein, eh'  
er noch recht entglommen.“

„Wie? du weichst vor Belifar zurück?“

„Ja um, desto stärker vorzugehen, Hildebad!

Auch die Bogensehne spannt die Kraft zurück, den  
tödlichen Pfeil zu schnellen.“

„Nimmermehr!“ sprach Hildebad, „das kannst — das  
darfst du nicht.“

Aber ruhig trat Witichis auf ihn zu und legte ihm  
die Hand auf die Schulter: „Ich bin dein König.

Du hast mich selbst gewählt.

Hell klang vor Andern dein Ruf: „Heil König  
Witichis!“

Du weißt es, Gott weiß es: nicht ich habe die Hand  
ausgestreckt nach dieser Krone!

Ihr habt sie mir auf das Haupt gedrückt: nehmt  
sie herunter, wenn ihr sie mir nicht mehr anvertraut.

Aber so lang ich sie trage, traut mir und gehorcht: sonst seid ihr mit mir verloren.“

„Du hast recht,“ sagte der lange Hildebad und senkte das Haupt. „Vergieb mir! Ich mach' es gut im nächsten Gefecht.“

„Auf, meine Feldherrn,“ schloß Witichis den Helm aufsetzend, „du, Totila, eilst mir in wicht'ger Sendung zu den Franken-Königen nach Gallien: ihr Andern eilt zu euren Scharen, brecht das Lager ab: mit Sonnenaufgang geht's nach Rom.“

## Siebentes Capitel.

---

Wenige Tage darauf, am Abend des Einzugs der Gothen in Rom, finden wir die jungen „Ritter“: Lucius und Marcus Licinius, Piso, den Dichter, Balbus, den Feisten, Julianus, den jungen Juristen, bei Cethegus dem Präfecten in vertrautem Gespräch.

„Das also ist die Liste der blinden Anhänger des künftigen Papstes Silverius, meiner schlimmsten Argwöhner?“

Ist sie vollständig?“

„Sie ist es.“

Es ist ein hartes Opfer,“ rief Lucius Licinius, „das ich dir bringe, Feldherr.“

Hätt' ich gleich, wie das Herz mich antrieb, Belisar aufgesucht, ich hätte jetzt schon Neapolis mit belagert und bestürmt, statt daß ich hier die Ragentritte der Priester belausche und die Plebejer marschiren und in Manipeln schwanken lehre.“

„Sie lernen's doch nie wieder,“ meinte Marcus.

„Geduldet euch,“ sagte Cethegus ruhig, ohne von

einer Papyrusrolle aufzublicken, die er in der Hand hielt.

„Ihr werdet euch bald genug und lang genug mit diesen gothischen Bären balgen dürfen.

Vergeßt nicht, daß das Kaufen doch nur Mittel ist, nicht Zweck.“

„Weiß nicht,“ zweifelte Lucius.

„Die Freiheit ist der Zweck und Freiheit fordert Macht,“ sprach Cethegus, „wir müssen diese Römer wieder an Schild und Schwert gewöhnen, sonst —“ der Ostiarus meldete einen gothischen Krieger.

Unwillige Blicke tauschten die jungen Römer.

„Laß ihn ein!“ sprach Cethegus, seine Schreibereien in einer Capsel bergend.

Da eilte ein junger Mann im braunen Mantel der gothischen Krieger, einen gothischen Helm auf dem Haupt, herein und warf sich an des Präfecten Brust.

„Julius!“ sprach dieser kalt zurücktretend.

„Wie sehn wir uns wieder!“

„Bist du denn ganz ein Barbar geworden. Wie kamst du nach Rom?“

„Mein Vater, ich geleite Valeria unter gothischem Schutz: ich komme aus dem rauchenden Neapolis.“

„Ei,“ sagte Cethegus, „hast du mit deinem blonden Freund gegen Italien gestritten? Das steht einem Römer gut! Nicht wahr, Lucius?“

„Ich habe nicht gefochten und werde nicht sechten in diesem Krieg, dem unseligen. Weh denen, die ihn entzündet.“

Cethegus maß ihn mit kalten Blicken.

„Es ist unter meiner Würde und über meiner Geduld, einem Römer die Schande solcher Gefinnung vorzuhalten.“

Wehe, daß ein solcher Abtrünniger mein Julius. Schäme dich vor diesen deinen Altersgenossen. Seht, römische Ritter, hier ist ein Römer ohne Freiheitsdurst, ohne Zorn auf die Barbaren!“

Aber ruhig schüttelte Julius das Haupt.

„Du hast sie noch nicht gesehen, die Hunnen und Massageten Belisars, die euch die Freiheit bringen sollen.“

Wo sind denn die Römer, von denen du sprichst? Hat sich Italien erhoben, seine Fesseln abzuwerfen? Kann es sich noch erheben?

Justinian kämpft mit den Gothen, nicht wir.

Wehe dem Volk, das ein Tyrann befreit.“

Cethegus gab ihm im Geheimen recht, aber er wollte solche Worte nicht billigen vor Fremden: „Ich muß allein mit diesem Philosophen disputiren.“

Berichtet mir, wenn bei den Frommen etwas geschieht.“

Und die Kriegstribunen gingen, mit verächtlichen Blicken auf Julius.

„Ich möchte nicht hören, was die von dir reden!“ sagte Cethegus ihnen nachsehend.

„Das gilt mir gleich. Ich folge meinen eignen und nicht fremden Gedanken.“

„Er ist Mann geworden,“ sagte Cethegus zu sich selbst.



„Und meine tiefsten und besten Gedanken, die diesen Krieg verfluchen, führen mich hierher.“

Ich komme, dich zu retten und zu entführen aus dieser schwülen Luft, aus dieser Welt von Falschheit und Lüge. Ich bitte dich, mein Freund, mein Vater: folge mir nach Gallien.“

„Nicht übel,“ lächelte Cethegus. „Ich soll Italien aufgeben im Augenblick, da die Befreier nahen! Wisse: ich war es, der sie herbeigerufen, ich habe diesen Kampf entfacht, den du verfluchst.“

„Ich dacht' es wohl,“ sprach Julius schmerzlich. „Aber wer befreit uns von den Befreiern? wer endet diesen Kampf?“

„Ich,“ sprach Cethegus ruhig und groß. „Und du, mein Sohn, sollst mir dabei helfen.“

Ja, Julius, dein väterlicher Freund, den du so kalt und nüchtern schilst, hat auch eine begeisterte Schwärmerei, wenn auch nicht für Mädchenaugen und gothische Freundschaften.

Laß diese Knabenspiele jetzt, du bist ein Mann.

Gieb mir die letzte Freude meines öden Lebens und sei der Genosse meiner Kämpfe und der Erbe meiner Siege!

Es gilt Rom, Freiheit, Macht!

Jüngling, können dich diese Worte nicht rühren? Denk' dir,“ fuhr er, wärmer werdend fort, „diese Gothen, diese Byzantiner — ich hasse sie wie du — die Einen durch die Andern erschöpft, aufgerieben, und über den Trümmern ihrer Macht erhebt sich Italien, Rom in alter Herrlichkeit!

Auf dem capitolinischen Hügel thront wieder der Herrscher über Morgen- und Abendland: eine neue römische Weltherrschaft, stolzer als sie dein cäsarischer Namensvetter geträumt, verbreitet Zucht, Segen und Furcht über die Erde" —

„Und der Herrscher dieses Weltreichs heißt — Cethegus Cäsarius!“

„Ja — und nach ihm: Julius Montanus! Auf, Julius, du bist kein Mann, wenn dich dies Ziel nicht lockt!“

Julius sprach bewundernd: „Mir schwindelt! Das Ziel ist sternenhoch: aber deine Wege — sie sind nicht gerade.“

Ja, wären sie gerade, bei Gott, ich theilte deinen Gang.

Ja, rufe die römische Jugend zu den Waffen, herrsche beiden Barbarenheeren zu: „Räumt das heilige Latium!“ führe einen offenen Krieg gegen die Barbaren und gegen die Tyrannen: und an deiner Seite will ich stehen und fallen!“

„Du weißt recht gut, daß dieser Weg unmöglich ist.“

„Und deshalb — ist's dein Ziel!“

„Thor, erkennst du nicht, daß es gewöhnlich ist, aus gutem Stoff ein Gebilde fertigen, daß es aber göttlich ist, aus dem Nichts nur mit eignere schöpferischer Kraft eine neue Welt schaffen.“

„Göttlich? durch List und Lüge? Nein.“

„Julius!“

„Laß mich offen sprechen, deshalb bin ich gekommen.“

D könnt ich dich zurückrufen von dem dämonischen Pfade, der dich sicher in Nacht und Verderben führt.

Du weißt, — wie ich dein Bild verehere und liebe.

Es will mir nicht stimmen zu dieser Verehrung, was Griechen, Gothen, Römer von dir flüstern."

„Was flüstern sie?“ fragte Cethegus stolz.

„Ich mag's nicht denken: aber Alles, was in diesen Zeiten Furchtbares geschehen: Athalarichs, Camilla's, Amalafwinthens Untergang, der Byzantiner Landung, — du wirst dabei genannt, wie der Dämon, der alles Böse schafft. Sage mir, schlicht und treu, daß du frei bist von dunkeln" —

„Knabe!“ fuhr Cethegus auf, „willst du mir zur Beichte sitzen und zu Gericht?“

Lerne erst das Ziel begreifen, eh du die Mittel schiltst.

Meinst du, man baut die Weltgeschichte aus Rosen und Lilien?

Wer das Große will, muß das Große thun, nennen's die Kleinen gut oder schlecht."

„Nein und dreimal nein! ruft dir mein ganzes Herz entgegen.

Fluch dem Ziel, zu dem nur Frevel führen.

Hier scheiden sich unsre Pfade."

„Julius, geh nicht! Du verschmähist, was noch nie einem Sterblichen geboten ward.

Laß mich einen Sohn haben, für den ich ringe, dem ich die Erbschaft meines Lebens hinterlassen kann."

„Fluch und Lüge und Blut kleben daran. Und sollt ich sie schon jetzt antreten — ich will sie nie!

Ich gehe, daß sich dein Bild nicht noch mehr vor mir verdunkle.

Aber ich flehe dich um Eins: wenn der Tag kommt (und er wird kommen), da dich ekelt all des Blutes und des frevlen Trachtens und des Zieles selbst, das solche Thaten fordert — — dann rufe mir: ich will herbeieilen, wo immer ich sei, und will dich losringen und loskaufen von den dämonischen Mächten und sei's um den Preis meines Lebens."

Leichter Spott zuckte zuerst um des Präfecten Lippe aber er dachte:

„Er liebt mich noch immer. — Gut, ich werde ihn rufen, wenn das Werk vollendet: laß sehen, ob er ihm dann widerstehen kann, ob er den Thron des Erdkreises ausschlägt.“

„Wohl," sagte er, „ich werde dich rufen, wenn ich dein bedarf. Leb wohl.“

Und mit kalter Handbewegung entließ er den Heißbewegten.

Aber als die Thüre hinter ihm zugefallen, nahm der eifige Präfect ein kleines Relief von getriebener Bronze aus einer Kapsel und betrachtete es lang.

Dann wollte er es küssen.

Aber plötzlich flog der höhnische Zug wieder um seine Lippen.

„Schäme dich vor Cäsar, Cethegus," sagte er, und legte das Medaillon wieder in die Capfel.

Es war ein Frauenkopf und Julius sehr ähnlich.

## Achtes Capitel.

---

Inzwischen war es dunkler Abend geworden.

Der Sklave brachte die zierliche Bronzelampe, korinthische Arbeit: ein Adler, der im Schnabel den Sonnenball trägt, mit persischem Duftöl.

„Ein gothischer Krieger steht draußen, Herr, er will dich allein sprechen. Er sieht sehr unscheinbar aus. Soll er die Waffen ablegen?“

„Nein,“ sagte Cethegus, „wir fürchten die Barbaren nicht. Laß ihn kommen.“

Der Sklave ging und Cethegus legte die Rechte an den Dolch im Busen seiner Tunica.

Ein stattlicher Gothe trat ein, die Mantelcapuze über den Kopf geschlagen: er warf sie jetzt zurück.

Cethegus trat erstaunt einen Schritt näher.

„Was führt den König der Gothen zu mir?“

„Leise!“ sprach Vitichis. „Es braucht Niemand zu wissen, was wir beide verhandeln.“

Du weißt: seit gestern und heute ist mein Heer von Regeta in Rom eingezogen.

Du weißt noch nicht, daß wir Rom morgen wieder räumen werden.“

Cethegus horchte hoch auf.

„Das befremdet dich?“

„Die Stadt ist fest,“ sagte Cethegus ruhig.

„Ja, aber nicht die Treue der Römer. Benevent ist schon abgefallen zu Belisar.“

Ich habe nicht Lust, mich zwischen Belisar und euch erdrücken zu lassen.“

Vorsichtig schwieg Cethegus, er wußte nicht, wo das hinaus sollte.

„Weßhalb bist du gekommen, König der Gothen?“

„Nicht um dich zu fragen, wie weit man den Römern trauen kann.

Auch nicht, um zu klagen, daß wir ihnen so wenig trauen können, die doch Theoderich und seine Tochter mit Wohlthaten überhäuft; — sondern um grad und ehrlich ein Par Dinge mit dir zu schlichten, zu eurem wie zu unfrem Frommen.“

Cethegus staunte.

In der stolzen Offenheit dieses Mannes lag Etwas, das er beneidete.

Er hätte es gern verachtet.

„Wir werden Rom verlassen: und alsbald werden die Römer Belisar aufnehmen.“

Das wird so kommen.

Ich kann's nicht hindern.

Man hat mir gerathen, die Häupter des Adels als Geiseln mit hinwegzuführen.“

Cethegus erschrak und hatte Mühe, das zu verbergen.

„Dich vor Allen, den Princeps Senatus.“

„Mich!“ lächelte Cethegus.

„Ich werde dich hier lassen.

Ich weiß es wohl: Du bist die Seele von Rom.“

Cethegus schlug die Augen nieder.

„Ich nehme das Orakel an,“ dachte er.

„Aber eben deshalb laß' ich dich hier.

„Hunderte, die sich Römer nennen, wollen die Byzantiner zu ihren Herrn, — du, du willst das nicht.“

Cethegus sah ihn fragend an.

„Täusche mich nicht!

Wolle mich nicht täuschen.

Ich bin der Mann verschlagener Künste nicht.

Aber mein Auge sieht der Menschen Art.

Du bist zu stolz, um Justinian zu dienen.

Ich weiß, du hassst uns.

Aber du liebst auch diese Griechen nicht und wirst sie nicht länger hier dulden als du mußt.

„Deshalb laß' ich dich hier: vertritt du Rom gegen die Tyrannen: ich weiß, du liebst die Stadt.“

Es war etwas an diesem Mann, das Cethegus zum Staunen zwang.

„König der Gothen,“ sagte er, „du sprichst klar und groß wie ein König: ich danke dir.“

Man soll nicht sagen von Cethegus, daß er die Sprache der Größe nicht versteht.

Es ist, wie du sagst: ich werde mein Rom nach Kräften römisch erhalten.“

„Gut,“ sagte Witichis, „sieh, man hat mich gewarnt vor deiner Tücke: ich weiß viel von deinen schlaunen Plänen: ich ahne noch mehr: und ich weiß, daß ich gegen Falschheit keine Waffe habe.“

Aber du bist kein Lügner.

Ich wußte, ein männlich Wort ist unwiderstehlich bei dir: und Vertrauen entwaffnet einen Feind, der ein Mann.“

„Du ehrst mich, König der Gothen.“

Um es zu verdienen, laß dich warnen: weißt du, wer die wärmsten Freunde Belisars?“

„Ich weiß es: Silverius und die Priester.“

„Richtig. Und weißt du, daß Silverius, sowie der alte Pabst Agapetus gestorben, den Bischofsstuhl von Rom besteigen wird?“

„So hör' ich.“

Man rieth mir, auch ihn als Geißel fortzuführen.

Ich werd' es nicht thun.

Die Italier hassen uns genug.

Ich will nicht noch in das Wespennest der Pfaffen stoßen.

Ich fürchte die Märtyrer.“

Aber Cethegus wäre den Priester gern los geworden.

„Er wird gefährlich auf dem Stuhl Petri,“ warnte er.

„Laß ihn nur! Der Besitz dieses Landes wird nicht durch Priesterkunst entschieden.“

„Wohlan,“ sprach Cethegus, die Papyrosrolle vor-



zeigend, ich habe hier die Namen seiner wärmsten Freunde zufällig beisammen. Es sind wichtige Männer."

Er wollte ihm die Liste aufdringen und hoffte, die Gothen sollten so seine gefährlichsten Feinde als Geiseln mitführen.

Aber Witichis wies ihn ab.

„Laß das! Ich werde gar keine Geiseln nehmen. Was nützt es, ihnen die Köpfe abzuschlagen? Du, dein Wort soll mir für Rom bürgen.“

„Wie meinst du das? ich kann Belisar nicht abhalten.“

„Du sollst es nicht: Belisar wird kommen: aber verlaß' dich drauf: er wird auch wieder gehn.“

Wir Gothen werden diesen Feind bezwingen: vielleicht erst nach hartem Kampf: aber gewiß.

Dann aber gilt es den zweiten Kampf um Rom.“

„Einen zweiten? fragte Cethegus ruhig, „mit wem?“

Aber Witichis legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihm in's Antlitz mit einem Auge wie die Sonne: „Mit dir, Präfect von Rom!“

„Mit mir!“

Und er wollte lächeln, aber er konnte nicht.

„Verleugne nicht dein Liebstes, Mann: es ist deiner nicht würdig.“

Ich weiß es, für wen du die Thore und Schanzen um diese Stadt erbaut: nicht für uns und nicht für die Griechen! für dich! Ruhig! Ich weiß, was du sinnest, oder ich ahn' es: kein Wort!

Es sei! Sollen Griechen und Gothen um Rom kämpfen und kein Römer? Aber höre:

Laß nicht einen zweiten jahrelangen Krieg unsre Völker hinraffen.

Wenn wir die Byzantiner niedergekämpft, hinausgeworfen aus unserm Italien — dann, Cethegus, will ich dich erwarten vor den Mauern Roms; nicht zur Schlacht unsrer Völker, zum Zweikampf: Mann gegen Mann, du und ich, wir wollen's um Rom entscheiden.“

Und in des Königs Blick und Ton lag eine Größe, eine Würde und Höheit, die den Präfecten verwirrte.

Er wollte heimlich spotten der einfältigen Schlichtheit des Barbaren.

Aber es war ihm, als könne er sich selbst nie mehr achten, wenn er diese Größe nicht zu achten, nicht zu ehren, nicht zu erwidern fähig sei.

So sprach er ohne Spott:

„Du träumst, Witichis, wie ein gothischer Knabe.“

„Nein, ich denke und handle wie ein gothischer Mann.“

Cethegus, du bist der einzige Römer, den ich würdige, so mit ihm zu reden.

Ich habe dich fechten sehen im Gepidenkrieg: du bist meines Schwertes würdig.

Du bist älter als ich, wohl an: ich gebe dir den Schild voraus!“

„Seltsam seid ihr Germanen,“ sagte Cethegus unwillkürlich: „was für Phantasien!“

Aber jetzt fürchte Witichis die offne Stirn:

„Phantastien? Wehe dir, wenn du nicht fähig bist, zu fühlen, was aus mir spricht.

Wehe dir, wenn Teja Recht behält!

Er lachte zu meinem Plan und sprach: „das faßt der Römer nicht!“

Und Er rieth mir, dich gefangen mitzuführen.

Ich dachte größer von dir und Rom.

Aber wisse: Teja hat dein Haus umstellt: und bist du so klein oder so feig, mich nicht zu fassen, — in Ketten führen wir dich aus deinem Rom.

Schmach dir, daß man dich zwingen muß zur Ehre und zur Größe.“

Da ergrimmete Cethegus.

Er fühlte sich beschämt.

Jenes Ritterliche war ihm fremd und es ärgerte ihn, daß er es nicht verhöhnen konnte.

Es ärgerte ihn, daß man ihn mit Gewalt nöthigte, daß man seiner freien Wahl mißtraut habe. Wüthender Haß gegen Teja's Mißachtung wie gegen des Königs brutale Offenheit loderte in ihm auf.

All diese Eindrücke rangen in ihm, er hätte gern den Dold in des Germanen breite Brust gestossen.

Fast hätte er so eben aus soldatischem Ehrgefühl im vollen Ernst sein Wort gegeben.

Jetzt durchzuckte ihn ein davon sehr verschiedenes, unschönes Gefühl der Schadenfreude.

Sie hatten ihm nicht getraut, die Barbaren: sie hatten ihn gering erachtet: nun sollten sie gewiß betrogen sein!

Und mit scharfem Blick vortretend faßte er des Königs Hand.

„Es gilt,“ rief er.

„Es gilt,“ sprach Witichis, fest seine Hand drückend.

„Mich freut es, daß ich Recht behielt und nicht Teja.

Leb wohl! hüte mir unser Rom.

Von dir fordre ich es wieder in ehrlichem Kampf.“

Und er ging.

„Nun,“ sprach Teja draußen mit den andern Gothen rasch vortretend, „soll ich das Haus stürmen?“

„Nein,“ sagte Witichis, „er gab mir sein Wort.“

„Wenn er's nur hält!“

Da trat Witichis heftig zurück.

„Teja! dich macht dein finst'rer Sinn zu ungerecht!

Du hast kein Recht, an eines Helden Ehre zu zweifeln.

Cethegus ist ein Held.“

„Er ist ein Römer. Gute Nacht!“ sagte Teja, das Schwert einsteckend.

Und er ging mit seinen Gothen andren Weges.

Cethegus aber warf sich diese Nacht unwillig auf's Lager.

Er war uneins in sich.

Er grollte mit Julius.

Er grollte bitter mit Witichis, bitterer noch mit Teja.

Am bittersten mit sich selbst.

Am folgenden Tage versammelte Vitichis noch einmal Volk, Senat und Clerus der Stadt bei den Thermen des Titus.

Von der höchsten Stufe der Marmortreppe des stolzen Gebäudes herab, welches von den Großen des Heeres erfüllt war, hielt der König eine schlichte Ansprache an die Römer.

Er erklärte, daß er auf kurze Zeit die Stadt räumen und zurückweichen werde.

Bald aber werde er wiederkehren.

Er erinnerte sie der Milde der gothischen Herrschaft, der Wohlthaten Theoderichs und Amalafwinthens, und forderte sie auf, Belisar, falls er heranrückte, muthig zu widerstehen, bis die Gothen zum Entsatze wieder heranrückten: der Römer wieder an die Waffen gewöhnte Legionare und ihre starken Mauern machten langen Widerstand möglich.

Zuletzt forderte er den Eid der Treue und ließ sie nochmals feierlich schwören, daß sie ihre Stadt auf Leben und Tod gegen Belisar vertheidigen wollten.

Die Römer zögerten: denn ihre Gedanken waren jetzt schon im Lager Belisars und sie scheuten den Meineid.

Da scholl dumpfer feierlicher Gesang von der *sacra Via* her: und an dem flavischen Amphitheater vorbei zog eine große Proceßion von Priestern mit Psalmen- gesang und Weihrauch-Schwang heran.

In der Nacht war Pabst Agapet gestorben und in aller Eile hatte man Silverius, den Archidiacon, zu seinem Nachfolger gewählt.

Langsam und feierlich wogte das Heer von Priestern heran: die Insignien der Bischofswürde von Rom wurden vorausgetragen: silberstimmige Knaben sangen in süßen und doch weihevollen Weisen.

Endlich nahte die Sänfte des Papstes: offen, breit, reichvergoldet, einem Schiffe nachgebildet.

Die Träger gingen langsam, Schritt für Schritt, nach dem Tact der Musik, von ringsum drängendem Volk umwogt, das nach dem Segen seines neuen Bischofs verlangte.

Silverius spendete unablässig denselben, mit seinem klugen Haupte rechts und links hin nickend.

Eine große Zahl von Priestern und ein Zug von speertragenden Söldnern schloß die Procession.

Sie hielt inne, als sie in die Mitte des Platzes gelangt war.

Schweigend, mit trotzigen Augen, sahen die arianischen, gothischen Krieger, welche alle Mündungen des Platzes besetzt hielten, den stolzen, prachtentfaltenden Aufzug der ihnen feindlichen Kirche, indeß die Römer die Ankunft ihres Seelenhirten um so freudiger begrüßten, als seine Stimme ihre Gewissenszweifel wegen des zu leistenden Eides lösen sollte.

Eben wollte Silverius seine Ansprache an das versammelte Volk beginnen, als der Arm eines thurmlangen Gothen, über die Brüstung der Sänfte hereinlangend, ihn an dem goldbrokatnen Mantel zog.

Unwillig ob der wenig ehrerbietigen Störung wandte

Silverius das strenge Gesicht, aber uneingeschüchtert sprach der Gothe, den Kuck wiederholend:

„Komm, Priester, du sollst hinauf zum König.“

Silverius hätte es angemessener gefunden, wenn der König zu ihm heruntergekommen wäre, und Hildebad schien etwas dergleichen in seinen Mienen zu lesen.

Denn er rief: „'s ist nicht anders! duck' dich, Pfäfflein!“

Und damit drückte er einen der die Sänfte tragenden Priester an der Schulter nieder: die Träger ließen sich nun auf die Kniee herab und seufzend stieg Silverius heraus, Hildebad auf die Treppe folgend.

Als er vor Witichis angelangt war, ergriff dieser seine Hand, trat mit ihm vor, an den Rand der Treppe, und sprach:

„Ihr Männer von Rom, diesen hier haben eure Priester zu eurem Bischof bezeichnet.“

Ich genehmige die Wahl: er sei Pabst, so wie er mir Gehorsam geschworen und euch den Eid der Treue für mich abgenommen hat. Schwöre, Priester!“

Nur einen Augenblick war Silverius betroffen.

Aber sogleich wieder gefaßt, wandte er sich mit salbungsvollem Lächeln zu dem Volk:

„Du befehlst?“ sprach er.

„Schwöre,“ rief Witichis, „daß du in unsrer Abwesenheit Alles aufbieten wirst, diese Stadt Rom in Treue zu den Gothen zu erhalten, denen sie soviel verdankt; in allen Stücken uns zu fördern, unsre Feinde aber zu schädigen. Schwöre Treue den Gothen.“

„Ich schwöre, sagte Silverius sich zu dem Volke wendend.

Und so fordre ich, der ich die Macht habe, die Seelen zu binden, euch, ihr Römer, umstarret rings von gothischen Waffen, auf, im gleichen Sinne zu schwören, wie ich geschworen habe.“

Die Priester und Einige der Vornehmen schienen verstanden zu haben und erhoben unbedenklich die Finger zum Schwur.

Da besann sich auch die Menge nicht länger und der Platz erscholl von dem lauten Ruf: „Wir schwören Treue den Gothen.“

„Es ist gut, Bischof von Rom,“ sprach der König. Wir bauen auf euren Schwur. Lebt wohl, ihr Römer! Bald werden wir uns wieder sehen.“

Und er schritt die breiten Stufen nieder.

Teja und Hildebad folgten ihm.

„Jetzt bin ich nur begierig,“ — sagte Graf Teja.

„Ob sie es halten?“ meinte Hildebad.

„Nein. Gar nicht. Aber wie sie's brechen. Nun, der Priester wird's schon finden.“

Und mit fliegenden Fahnen zogen die Gothen ab zur Porta Flaminia hinaus, die Stadt ihrem Pabst und dem Präfecten überlassend, während Belisar in Eilmärschen auf der Via Latina nahte.



## Neuntes Capitel.

---

In der Stadt Florentia waltete eifriges kriegerisches Leben.

Die Thore waren geschlossen: auf den Zinnen und Mauerkronen schritten zahlreiche Wachen, in den Straßen klorrte es von Zügen reisiger Gothen und bewaffneter Söldner: denn die Wölsungen Guntharis und Arabad hatten sich in diese Stadt geworfen und sie einstweilen zum Hauptwaffenplatz des Aufstandes gegen Witichis gemacht.

In der schönen Villa, welche sich Theoderich in einer Vorstadt am Ufer des Arnus, aber noch in den Ringmauern der Stadt, gebaut, hausten die beiden Brüder.

Herzog Guntharis von Tusciem, der Aeltere, war ein gefürchteter Kriegermann und seit Jahren Graf der Stadt Florentia: rings in ihrem Weichbild lagen die Güter des mächtigen Adelsgeschlechts, von tausenden von Colonen und Hintersassen bebaut: ihre Macht in dieser Stadt und Landschaft war ohne Schranken und Herzog Guntharis war entschlossen, sie völlig zu gebrauchen.

In voller Rüstung, den Helm auf dem Haupt,

schrift der stattliche Mann unwillig durch das marmorgetäfelte Zimmer, indeß der jüngere Bruder in schmucker Feiertracht, ohne Waffen, schweigend und sinnend an dem Citrustisch lehnte, der von Briefen und Pergamenten bedeckt war.

„Entschließe dich, mach' vorwärts, mein Junge!“ sprach Guntharis: „es ist mein letztes Wort.“

Noch heute bringst du mir das Ja des störrigen Kindes oder ich — hörst du? — ich selbst gehe, es zu holen.

Aber dann, wehe ihr.

Ich weiß besser als du umzuspringen mit einem launischen Mädchenkopf.“

„Bruder, das wirst du nicht.“

„Beim Donner, das werd' ich.“

Meinst du, ich wage meinen Kopf, ich verfäume das Glück unsres Hauses um deine schmachtende Zartheit?

Jetzt oder nie ist der Augenblick, den Wöljungen endlich die erste Stelle im Volk zu schaffen, die ihnen gebührt und von der Amaler und Balthen sie seit Jahrhunderten ausgeschlossen.

Wird die letzte Amelungentochter dein Weib, kann Niemand dir die Krone bestreiten: und mein Schwert soll sie schon schützen auf deinem Haupt gegen diesen Bauernkönig Witichis.

Aber nicht zu lange mehr darf's währen.

Ich habe noch keine Nachricht von Ravenna: aber ich fürchte, die Stadt wird nur Mataswintha, nicht uns, zufallen, das heißt, nicht uns allein; wer sie hat, hat

aber Italien, nachdem Neapolis und Rom verloren: die mächtige Festung müssen wir haben.

„Deshalb muß sie dein Weib sein, eh' wir vor die Raben-Mauern ziehen: sonst wird ruchbar, daß sie mehr unsre Gefangene als unsre Königin.“

„Wer wünscht das mehr, heißer als ich? aber ich kann sie doch nicht zwingen!“

„Nicht? warum nicht?“

Suche sie auf und gewinne sie im Guten oder Bösen.

Ich gehe, die Wachen auf den Wällen zu verstärken.

Bis ich zurück bin, will ich Antwort!“

Herzog Guntharis ging: und seufzend machte sich sein Bruder nach dem Garten auf, Matastwintha zu suchen.

Der Garten war von einem kunstverständigen Freige-lassenen aus Kleinasien angelegt.

Er hatte im abschließenden Hintergrund eine wald-ähnliche Partie, welche, frei von Beten und Terrassen, das wunderbar reiche Wiesengrün erhalten hatte.

Diese blumigen Wiesenufer und dichte Oleander-büsche durchrieselte ein klarer Bach, mit anmuthigem Gewoge.

Dicht an dem Rande des Baches, im weichen Grase hingegossen, lag eine jugendliche Frauengestalt.

Sie hatte von dem rechten Arm das Gewand zurück-geschlagen und schien bald mit den murmelnden Wellen, bald mit den nickenden Blumen am Rande zu spielen.

Sinnend sah sie vor sich hin und warf wie träumend hie und da ein Veilchen oder einen Krokus in die Wellen,

mit leise geöffneten Lippen der Blüthe nachsehend, welche rasch die klaren Wellen entführten.

Dicht hinter ihren Schultern kniete ein junges Mädchen in maurischer Sclaventracht, eifrig beschäftigt, einen Kranz fertig zu flechten, an welchem nur die letzten Verbindungen fehlten: sorgsam spähte die graziöse Kleine manchmal, ob die Träumende ihre heimliche Arbeit nicht gewahre.

Aber diese schien ganz in ihre Phantasien verloren.

Endlich war der zierliche Kranz vollendet: mit lachenden Augen drückte sie ihn auf das prachtvolle feuerfarbne Haar der Herrin und bog sich um ihre Schulter, deren Blick zu suchen.

Aber diese hatte gar nicht bemerkt, wie die Blumen ihr Haupt berührten.

Da ward die Kleine unwillig und rief mit schmollend aufgeworfnen Lippen.

„Aber Herrin, bei den Palmenwipfeln des Auras, was denkst du wieder? Bei wem bist du?“

Matafwintha schlug die leuchtenden Augen auf; „Bei ihm!“ flüsterte sie.

„Weiße Göttin, das trag' ich nicht mehr!“ rief die Kleine auffspringend, „es ist zu arg, die Eifersucht bringt mich um!“

Nicht mich, deine Gazelle nur, auch die eigne Schönheit vergißt du — über dem unsichtbaren Mann: schau' doch nur einmal in die Wellen und sieh, wie reizend dein Haar von den dunkeln Weilchen und weißen Anemonen sich hebt.

„Dein Kranz ist schön!“ sagte Matastwintha, ihn herunterlangend und dann leicht in die Wellen werfend, „welch' süße Blumen! Grüßt ihn von mir.“

„Ach, meine armen Blumen!“ rief die Sklavin, ihnen nachblickend: aber sie wagte nicht, weiter zu schelten.

„Sag' mir nur,“ rief sie, sich wieder nieder lassend, „wie all' dies enden soll?“

Da sind wir jetzt schon viele Tage, wir wissen nicht recht, Königin oder Gefangne?

Jedesfalls in fremder Gewalt: haben den Fuß nicht aus deinem Gemach oder diesem hochummauerten Garten gesetzt und wissen nichts von der ganzen Welt.

Du aber bist immer still und selig, als müßte das Alles so sein.“

„Es muß auch Alles so sein.“

„So? und wie wird es enden?“

„Er wird kommen und wird mich befreien.“

„Nun, Weißflie! du hast einen starken Glauben.“

Wären wir daheim im Mauretanierland und sähe ich dich Nachts zu den Sternen blicken, so sagte ich wohl: du habest das Alles „in den Sternen gelesen. Aber so! Ich begreife das nicht — und sie schüttelte die schwarzen Locken — „ich werde dich nie begreifen.“

„Doch, Aspa! du wirfst und sollst,“ sprach Matastwintha sich aufrassend, und zärtlich den weißen Arm um den braunen Nacken schlingend, „deine treue Liebe verdient längst diesen Lohn, den besten, den ich zu spenden habe.“

In der Sklavin dunkles Auge trat eine Thräne.

„Lohn?“ sprach sie.

„Aspa ward geraubt von wilden Männern mit rothen, fliegenden Locken.

Aspa ist eine Sklavin.

Alle haben sie gescholten und geschlagen.

Du hast mich gekauft wie man eine Blume kauft.

Und du streichelst mir Wange und Haar.

Und bist so schön wie die Göttin der Sonne und sprichst von Lohn?“

Und sie schmiegte das Köpfchen an der Herrin Busen.

„Du bist meine Gazelle!“ sagte diese „und hast ein Herz wie Gold.

Du sollst alles wissen, was Niemand weiß; außer mir. Höre also.

Ich hatte eine Kindheit ohne Freude, ohne Liebe: und doch verlangte meine junge Seele nach Weichheit, nach Liebe.

Meine arme Mutter hatte einen Knaben, einen Thronerben heiß gewünscht und sicher erwartet: — und mit Widerwillen, mit Kälte und Härte behandelte sie das Mädchen.

Als Athalarich geboren war, nahm die Härte ab, aber die Kälte nahm zu: dem Erben der Krone allein ward alle Liebe und Sorge.

Ich hätte es nicht empfunden, hätte ich nicht in meinem weichen Vater den Gegensatz gesehen: ich fühlte, wie auch er litt unter der kalten Härte seiner Gattin: und oft drückte mich der kranke Mann mit Seufzen, mit Thränen an die Brust.

Und als er gestorben und begraben war, da war mir alle Liebe in der Welt erstorben.

Wenig sah ich Athalarich, der von andern Lehrern und im andern Theil des Palastes erzogen ward: weniger noch die Mutter: fast nur, wenn sie mich zu strafen hatte.

Und doch liebte ich sie so sehr: und doch sah ich, wie meine Wärterinnen und Lehrerinnen ihre eignen Kinder liebten, herzten und küßten: und nach gleicher Wärme verlangte mit aller Macht mein Herz.

So wuchs ich heran, wie eine bleiche Blume ohne Sonnenlicht!

Da war denn mein liebster Ort in der Welt das Grab meines Vaters Eutharich im stillen Königsgarten zu Ravenna.

Da suchte ich bei dem Todten die Liebe, die ich bei den Lebenden nicht fand: und so wie ich meinen Wärtern entrinnen konnte, eilte ich dorthin, zu sehnen und zu weinen.

Und dies Sehnen wuchs, je älter ich ward: in Gegenwart der Mutter mußte ich all meine Gefühle zusammenpressen: sie verachtete es, wenn ich sie zeigte.

Und wie ich vom Kind zum Mädchen heranwuchs, merkte ich wohl, daß die Augen der Menschen oft wie bewundernd auf mir ruhten: aber ich dachte, sie bedauerten mich: und das that mir weh.

Und öfter und öfter flüchtete ich zum Grabe des Vaters, bis es der Mutter gemeldet ward: und ich ward verklagt, daß ich dort weinte und ganz verstärt zurückkäme.

Zornig verbat mir die Mutter, ohne sie das Grab wieder zu besuchen: und sprach von verächtlicher Schwäche.

Aber dawider empörte sich mein Herz und ich besuchte das Grab trotz dem Verbot.

Da überraschte sie mich einst daselbst: und schlug mich: und ich war doch kein Kind mehr: und führte mich in den Palast zurück: und schalt mich schwer: und drohte, mich zu verstoßen für immer: und fragte im Scheiden zürnend den Himmel, warum er sie mit einem solchen Kinde gestraft.

Das war zu viel.

Namenlos elend beschloß ich, dieser Mutter zu ent-rinnen, der ich zur Strafe leben sollte, und davon zu gehen, wo mich niemand kannte: ich wußte nicht wohin: am liebsten in das Grab zu meinem Vater.

Als es Abend geworden, stahl ich mich aus dem Palast, ich eilte nochmals an das geliebte Grab zu langem thränenreichem Abschied.

Schon gingen die Sterne auf: da huschte ich aus dem Garten, aus dem Palast und eilte durch die dunkeln Straßen der Stadt an das faventinische Thor.

Glücklich schlüpfte ich an der Wache vorbei in's Freie und lief nun eine Strecke auf der Straße fort, gradaus in die Nacht, in's Elend.

Aber auf der Straße kam mir entgegen ein Mann im Kriegsgewand.

Als ich an ihm vorüber wollte, schritt er plötzlich heran, sah mir in's Antlitz und legte die Hand leicht



auf meine Schulter: „Wohin, Jungfrau Matawintha, allein, in so später Nacht?“

Ich erbehte unter seiner Hand, Thränen brachen aus meinen Augen und schluchzend rief ich:

„In die Verzweiflung!“

Da faßte der Mann meine beiden Hände und sah mich an, so freundlich, so mild, so besorgt.

Dann trocknete er meine Thränen mit seinem Mantel und sprach in weichem Ton der tiefsten Güte:

„Und warum, was quält dich so?“

„Mir ward so weh und wohl um's Herz beim Klange dieser Stimme.“

Und wie ich in sein mildes Auge sah, war ich meiner selbst nicht mehr mächtig.

„Weil mich die eigne Mutter haßt, weil's keine Liebe für mich giebt auf Erden.“

„Kind! Kind! Du bist krank,“ sagte er, „und redest irr. Komm, komm mit mir zurück! Du? warte nur! du wirst noch eine Königin der Liebe werden.“

„Ich verstand ihn nicht. Aber ich liebte ihn unendlich für diese Worte, diese Milde.“

Fragend, staunend, hülflos sah ich ihm in's Auge.

Ich bebte und zitterte.

Es mußte ihn rühren; oder er dachte, es sei die Kälte.

Er nahm seinen warmen Mantel ab, schlug ihn um meine Schultern und führte mich langsam zurück durch's Thor, auf unbelebten Straßen, durch die Stadt nach dem Palast.

Willenlos, hilflos, wankend wie ein krankes Kind folgte ich ihm, das Haupt, das er mir sorglich verhüllte, an seine Brust gelehnt.

Er schwieg und trocknete mir nur manchmal die Augen.

Unbemerkt, wie ich glaubte, gelangten wir an die Thüre der Palasttreppe: er öffnete sie, schob mich sanft hinein: dann drückte er mir die Hand. „Gut sein,“ sagte er, „und ruhig.“

Dein Glück wird dir schon kommen. Und Liebe genug.“ Und er legte leise die Hand auf mein Haupt, schloß die Thüre hinter mir und stieg die Treppe hinab.

Ich aber lehnte an der halbgeschlossenen Thür und konnte nicht fort. Mein Fuß versagte, mein Herz pochte.

Da hört' ich, wie eine rauhe Stimme ihn ansprach:

„Wen schmuggelst du da zur Nachtzeit in das Schloß, mein Freund?“

Er aber antwortete: „Du bist's, Hildebrand?“

Du verräthst sie nicht!

Es war das Kind Matafwintha: sie hat sich verirrt in der Nacht, in der Stadt, und fürchtete den Zorn ihrer Mutter.“

„Matafwintha!“ sprach der Andre, „die wird täglich schöner.“

Und mein Beschützer sprach“ — und sie stockte und flammend Roth schoß über ihre Wangen —

„Nun,“ fragte Aspa, sie groß ansehend, „was sagte er?“

Aber Matafwinthä drückte Aspa's Köpfchen nieder an ihre Brust.

„Er sagte,“ flüsterte sie — „er sagte: — die wird das schönste Weib auf Erden!“

„Da er hat recht gesagt,“ sprach die Kleine, „was brauchst du da roth zu werden? Ist's doch so! Nun aber weiter! Was thatest du?“

„Ich schlich auf mein Lager und weinte, weinte Thränen der Trauer, der Wonne, der Liebe, alles durcheinander.“

In jener Nacht stieg eine Welt, ein Himmel in mir auf: er war mir gut, das fühlte ich, und er nannte mich schön.

Ja, jetzt wußt' ich es: ich war schön, und ich war selig darüber: ich wollte schön sein: für ihn!

O wie glücklich war ich! seine Begegnung brachte Glanz in mein Dunkel, Segen in mein Leben.

Ich wußte jetzt, man konnte mir gut sein, man konnte mich lieben!

Sorglich pflegte ich des Leibes, den er gelobt.

Die süße Macht in meinem Herzen breitete eine milde Wärme über mein ganzes Wesen: ich ward weicher und inniger: und selbst der Mutter strenger Sinn ward jetzt liebevoller gegen mich, seit ich nur sanfte Liebe ihrer Härte entgegen gab: und täglich wurden alle Herzen gütiger gegen mich, wie ich weicher gegen Alle.

Und all' das dankte ich ihm: er hatte mir die Flucht in Schmach und Elend erspart und mir eine ganze Welt von Liebe gewonnen.

Seitdem lebte und lebe ich nur für ihn.“

Und sie hielt inne und legte die Linke auf die wogende Brust.

„Aber, Herrin, wann hast du ihn wieder gesehen? gesprochen? Lebt deine Liebe von so karger Kost?“

„Gesprochen nie mehr: gesehen nur einmal noch: am Todestage Theoderichs befehligte er die Palastwache, da sagte mir Athalarich seinen Namen: denn nie hätte ich gewagt, nach ihm zu forschen, aus Furcht, meine Flucht, ach, mein Geheimniß zu verrathen. Er war nicht am Hof: und wenn er dort erscheinen mochte, war ich auf den Willen.“

„So weißt du weiter gar nichts von ihm, von seinem Leben, von seiner Vergangenheit.“

„Wie hätt ich forschen können! glühende Scham hätte mich verrathen!“

Lieb' ist des Schweigens Tochter und der Sehnsucht.

Aber von seiner, von unsrer Zukunft weiß ich.“

„Von seiner Zukunft?“ lächelte Aspa.

„An den Hof kam alle Sonnenwende die alte Madrun und erhielt von König Theoderich fremde Kräuter und Wurzeln, die er ihr aus Asien bringen ließ und vom Nil.“

Das hatte sie sich ausbedungen zum einzigen Lohn dafür, daß sie ihm als Knaben sein ganzes Schicksal prophezeit hatte: und war alles eingetroffen auf's Haar: sie braute Salben und mischte Tränke: „das Waldweib“ nannte man sie laut: aber leise: „die Wala, das Zauberweib.“

Und wir Alle am Hof wußten — außer den Priestern,

die hätten es gewehrt — daß jede Sommer=Sonnenwende, wenn sie kam, der König sich das Jahr vorher sagen ließ.

Und kam sie von ihm heraus, so riefen sie, das wußte ich, meine Mutter und Theodahad und Gothelindis und fragten sie aus: und nie blieb noch aus, was sie ver= fündet.

Da, in der nächsten Sonnenwende, faßte auch ich mir ein Herz, lauerte der Alten auf und lockte sie, wie ich sie allein fand, in mein Gemach und bot ihr Gold und lichte Steine, wenn sie mir weiffagen wollte.

Aber sie lachte und zog ein Fläschchen von Bern= stein hervor und sprach:

„Nicht um Gold! Aber um Blut!

Um mächtig Blut von einem reinen Königskind.“

Und sie ritze mir eine Ader im linken Arm und fing den Strahl in ihrem Bernstein.

Dann sah sie forschend in meine beiden Hände und sang endlich tonlos:

„Den du hältst im Herzen hoch,

Der giebt dir größten Glanz und größtes Glück,

Schafft dir allerschärfsten Schmerz,

Wird dein Gemahl, dein Gatte nicht.“

Und damit war sie hinaus.“

„Das ist wenig tröstlich — so viel ich's fasse.“

„Du kennst der Alten Sprüche nicht: sie sind alle so dämmerdunkel: sie fügt jeder Verheißung eine Drohung bei, für alle Fälle: ich aber halte mich an das Helle, nicht an das Dunkle.“

Weiffagung erfüllt sich, wie man sie faßt: ich weiß:

er wird mein und bringt mir Glanz und Glück: den Schmerz daneben will ich tragen: Schmerz um ihn ist Wonne."

"Ich bewundre dich, Herrin und deinen Glauben. Und auf den Spruch der Heze hin hast du ausgeschlagen all die Könige und Fürsten, vom Vandalen- und West-Gothen-, Franken- und Burgunder-Land, die um dich freiten? selbst Germanus, den edeln, den kaiserlichen Prinzen von Byzanz? und harrst auf ihn?"

"Und harr' auf ihn! Aber nicht des Spruches allein wegen.

In meinem Herzen lebt ein Vögelein, das singt mir alle Tage: „er wird dein, er muß dein werden.“

Ich weiß es sternengewiß," schloß sie, das Auge zum Himmel aufschlagend und in die frühere Träumerei versinkend.

Aber Schritte tönten von der Villa her.

"Ah," rief Aspa, „dein schmucker Freier!

Armer Arahad, du verlierst deine Mühe!"

"Ich will dem Spiel ein Ende machen heut'!" sprach Matafwintha, sich erhebend: und auf ihrer Stirn, in ihren Augen lag jetzt eine zornige Strenge, welche das Blut der Amaler in ihren Adern bekundete: es lebte eine seltsame Mischung von lodernder Leidenschaft und hinschmelzender Weichheit in dem Mädchen.

Aspa staunte oft über das verhaltne Feuer in ihrer Herrin.

"Du bist wie die Götter-Berge in meiner Heimath, sagte sie: „Schnee auf dem Gipfel: Rosen um den Gürtel:

aber im Innern versengendes Feuer: das oft über Schnee und Rosen strömt."

Indeß bog Graf Arahad aus dem buschigen Wege und neigte sich vor dem schönen Weibe mit einem Erröthen, das ihm wohl anstand.

„Ich komme," sagte er, „Königin" —

Aber herb unterbrach sie ihn.

„Hoffentlich, Graf von Asta, kommst du, endlich diesem schändlichen Spiel von Gewalt und Lüge ein Ende zu machen.

Nicht länger will ich's tragen.

Dein keder Bruder überfällt mich plötzlich, die wehrlose, in die Trauer um ihre Mutter versunkne Waise, in meinen Gemächern, nennt mich in einem Athem seine Königin und seine Gefangne und hält mich wochenlang in unwürdiger Haft.

Er bringt mir den Purpur und nimmt mir die Freiheit.

Darauf kommst du und verfolgst mich mit deiner eiteln Werbung, die dich nie zum Ziele führt.

Ich habe dich verschmäht in der Freiheit: glaubst du, gefangen, in deiner Zwangsgewalt, wird dich, du Thor, das Kind der Amaler erhören?

Du schwörst, du liebest mich?

Wohlan, so achte mich.

Ehre meinen Willen, laß mich frei.

Oder zittre, wenn mein Befreier naht."

Und drohend trat sie auf den Bestürzten zu, der keine Worte finden konnte.

Da eilte raschen Schrittes Herzog Guntharis herbei, mit funkelnden Augen.

„Auf, Arahad,“ rief er, „komm zu Ende.

Wir müssen fort, sogleich. Er naht, er dringt mit Macht heran.“

„Wer?“ fragte Arahad hastig.

„Er sagt, er kommt sie zu befreien.

Er hat gestiegt, der Bauernkönig, und unfre Vorposten geschlagen bei Castrum Sivium.“

„Wer?“ fragte jetzt Malaswintha eifrig.

„Nun,“ antwortete Guntharis zornig, „jetzt magst du's erfahren: es ist doch nicht mehr zu bergen: Graf Witichis von Fäsulä.“

„Witichis!“ hauchte Malaswintha mit leuchtenden Augen und hochaufathmend.

„Ja! ihn haben die Rebellen von Regeta, das Recht des Adels vergessend, zum König der Gothen erhoben.“

„Er! er mein König!“ sprach Malaswintha wie ihm Traume.

„Ich hätte dir's gesagt, schon da ich dich als Königin begrüßte; aber in deinem Gemach stand seine Marmorbüste, bekränzt. Das war mir verdächtig.

Später sah ich's: es war ein Zufall: es ist ein Areskopf.“

Malaswintha schwieg und suchte die glühende Röthe zu verbergen, welche ihr Antlitz überflog.

„Nun,“ rief Arahad, „was ist zu thun?“

„Wir müssen fort.“

Wir müssen ihm zuvorkommen in Ravenna.

Florentia, die Feste, hält ihn eine Weile auf: indessen gewinnen wir Ravenna und wenn du Belagerer



gehalten in der Burg Theoderichs mit dessen Enkelin, ist alles Volk der Gothen unser.

Auf, Königin! Ich lasse deinen Wagen schirren: in einer Stunde gehst du nach Ravenna in der Mitte unsrer Scharen."

Und die Brüder eilten hinweg.

Blitzenden Auges sah ihnen Matafwinthia nach:

„Ja, führt mich fort, gefangen und gebunden; wie der Adler aus der Höhe wird mein König auf euch nieder stoßen und mich retten aus eurer Gewalt.

Komm, Aspa, der Befreier naht."

---

## Behtntes Capitel.

---

Raum hatten die Gothen den Mauern Roms den Rücken gewendet, so berief Pabst Silverius — es war am Tage nach seinem Eide — die Spitzen der Priesterschaft, des Adels, der Beamten und der Bürgerschaft der Stadt in die Thermes des Caracalla zu einer Berathung über Heil und Gedeihen der Stadt des heiligen Petrus.

Auch Cethegus war geladen und erschienen.

Mit Unbefangenhait stellte er darauf den Antrag, da endlich die Stunde gekommen sei, das Joch der Ketzer abzuwerfen, eine Gesandtschaft an Belisarius, den Feldherrn des rechtgläubigen Kaisers Justinian, des einzig rechtmäßigen Herrn Italiens, abzuordnen, ihm die Schlüssel der ewigen Stadt zu überreichen und ihm und seinem Heere den Schutz der Kirche und der Gläubigen gegen die Rache der Barbaren zu empfehlen.

Den Gewissenszweifel eines noch sehr jungen Priesters und eines ehrlichen Schmiedemeisters wegen des gestern geleisteten Eides beseitigte er lächelnden Mundes mit der Berufung auf seine apostolische Macht, wie zu binden, so

zu lösen: und auf die offenbare Gewalt gothischer Waffen, unter deren Eindruck sie den Schwur geleistet.

Darauf ging der Antrag einstimmig durch: und der Pabst selbst, Scävola, Albinus und Cethegus wurden als die Gesandten gewählt.

Aber Cethegus widersprach: schweigend hatte er die Verhandlung mit angehört und sich der Abstimmung enthalten: jetzt stand er auf und sprach:

„Ich bin gegen den Beschluß.

Nicht wegen des Eides.

Ich brauche deshalb apostolische Lösungsgewalt nicht in Anspruch zu nehmen.

Denn ich habe nicht geschworen.

Aber um der Stadt willen.

Das heißt: uns ohne Noth dem gerechten Zorn der Gothen aussetzen, die wohl einmal wieder kommen können und dann solch offenen Abfall nicht mit apostolischer Lösung entschuldigen werden.

Laßt uns gebeten oder gezwungen werden von Belisar: wer sich wegwirft, wird mit Füßen getreten.“

Silverius und Scävola tauschten bedeutsame Blicke.

„Solche Gesinnung,“ sprach der Jurist, „wird dem Feldherrn des Kaisers gewiß sehr gefallen, kann aber an dem Beschluß nichts ändern. Du gehst also nicht mit uns zu Belisar?“

Cethegus stand auf: „Ich gehe zu Belisar.

Aber nicht mit euch,“ sagte er und ging hinaus.

Als die Uebrigen die Thermen verlassen, sprach der Pabst zu Scävola:

„Das giebt ihm den Rest. Er hat sich vor Zeugen gegen die Uebergabe erklärt!“

„Und er geht selbst in die Höhle des Löwen.“

„Er soll sie nicht mehr verlassen. Du hast doch die Anklageacte aufgesetzt?“

„Schon längst. Ich fürchtete, er würde die Gewalt in der Stadt an sich reißen: und er geht selbst zu Belisar! Er ist verloren, der Stolze.“

„Amen!“ sagte Silverius. „Und so mag jeder untergehen, der in weltlichem Trachten dem heiligen Petrus widerstreitet. Uebermorgen um die vierte Stunde machen wir uns auf.“

Aber er irrte, der heilige Vater: diesmal sollte der Stolze noch nicht untergehen.

Cethegus war sofort nach seinem Hause geeilt, wo der gallische Reisewagen angeschirrt seiner wartete.

„Gleich brechen wir auf,“ rief er dem Sklaven zu, der auf dem vordersten Kusse saß, „ich hole nur mein Schwert.“

Im Vestibulum traf er die Licinier, die ihn ungeduldig erwarteten.

„Heut' kam der Tag,“ rief ihm Lucius entgegen, „auf den du uns so lang verträgst!“

„Wo ist die Probe deines Vertrauens in unseren Muth, unser Geschick, unsre Treue?“ fragte Marcus.

„Geduld!“ sprach Cethegus mit erhobenem Zeigefinger und schritt in sein Gemach.

Als bald kam er wieder, sein Schwert und mehrere

Bergamente unter'm linken Arm, eine versiegelte Rolle in der Rechten: sein Auge leuchtete:

„Ist das äußerste Eisenthor der Moles Hadriani fertig?“ fragte er.

„Fertig,“ sprach Lucius Vicinius.

„Ist das Getreide aus Sicilien in dem Capitol geborgen?“

„Geborgen.“

„Sind die Waffen vertheilt und die Schanzen am Capitol vollendet, wie ich befahl?“

„Vollendet,“ antwortete Marcus.

„Gut. Nehmt diese Rolle.

Entsigelt sie morgen, sowie Silverius die Stadt verlassen, und erfüllt jedes ihrer Worte genau.

Es gilt nicht nur mein Leben und das Eure — : es gilt Rom!

Die Stadt Cäsars wird eure Thaten sehen.

Geht: auf Wiedersehen!“

Und aus seinen Augen sprühte Feuer in die Herzen der jungen Römer.

„Du sollst zufrieden sein!“

„Du und Cäsar!“ riefen sie und eilten hinweg.

Mit einem Lächeln, das selten auf seinem Antlitz mit solcher Freudigkeit spielte, sprang Cethegus in seinen Wagen.

„Heiliger Vater,“ sagte er zu sich selbst, „ich bin noch in deiner Schuld für die letzte Versammlung in den Katakomben: ich will sie zahlen!“

„Die Via latina hinab!“ rief er rasch dem Sklaven zu, „und laß die Kasse jagen, was sie können.“

Der Präfect hatte einen Vorsprung von mehr als einem Tag vor der langsamer reisenden Gesandtschaft. Und er nutzte ihn wohl.

Er hatte in seinem unermüdlischen Geist einen Plan erfunden, trotz Belisars Landung in Italien, doch in Rom Herr und Meister zu bleiben.

Und er ging jetzt mit all seiner Umsicht an die Ausführung.

Kaum konnte er erwarten, bis er auf die Vorposten der Byzantiner bei Capua traf, deren Führer, Johannes, ihn durch einige Reiter und seinen eignen jüngeren Bruder, Perseus, nach dem Hauptquartier geleiten ließ.

Im Lager angekommen fragte Cethegus nicht nach dem Feldherrn, sondern ließ sich sofort nach dem Zelt des Rechtsraths Prokopius von Cäsarea führen.

Prokopius war sein Studiengenosse in Verrius auf der Juristenschule gewesen: und die beiden bedeutenden Geister hatten sich mächtig angezogen.

Aber nicht die Wärme der Freundschaft führte den Präfecten vor allem zu diesem Mann: dieser Mann war der beste Kenner von Belisars ganzer politischer Vergangenheit, wohl auch der Vertraute seiner Pläne für die Zukunft.

Mit Freuden empfing den Jugendfreund Prokopius.

Er war ein Mann von frischem, gesundem Menschenverstand, einer von den wenigen Gelehrten jener Zeit, welchen die gekünstelte Bildung in den Rhetoren-

schulen nicht die Fähigkeit, einfach aufzufassen und gesund zu fühlen, unter den Schnörkeln byzantinischer Gelehrtheit erstickt hatte.

Seller Verstand lag auf der offenen Stirn und in dem noch jugendlich leuchtenden Auge glänzte die Freude an allem Guten.

Nachdem Cethegus Staub und Mühsal der Reise in einem sorgfältigen Bad abgespült, machte sein Wirth, ehe er ihn zur Abendtafel in sein Zelt führte, mit ihm die Kunde durch das Lager, ihm die Quartiere der wichtigsten Truppentheile, der bedeutendsten Heerführer weisend und mit ein Paar Worten deren Eigenart, Verdienste und oft bunt zusammengesetzte Vergangenheit erläuternd.

Da waren die Söhne des rauhen Thrakiens, Constantinus und Bessas, die sich aus rohem Söldnerhandwerk empor gerungen, tapfere Soldaten, aber ohne Bildung, mit dem ganzen Eigendünkel selbstgemachter Männer: — sie betrachteten sich als Belisars unentbehrliche Stützen und ihn vollenetzende Nachfolger.

Daneben der vornehme Iberier Peranius, aus dem Königsgeschlecht der Iberier, der feindlichen Nachbarn der Perser, der aus Haß gegen die persischen Ueberwinder Vaterland und Hoffnung des Thrones aufgegeben und Dienste in des Kaisers Heer genommen.

Dann Valentinus, Magnus und Innocentius, verwegene Führer der Reiterei, Paulus, Demetrius, Ursicinus, die Führer des Fußvolks, Ennes, der isaurische Häuptling und Heerführer der Isaurier Belisars, Migan und Askan, die Führer der Massageten, Alamundarus

und König Abcharabus, die Saracenen, Ambazuch und Bleda, die Hunnen, Arfakes, Amazaspes und Artabanes, die Armenier — der Arfakide Phaza war mit dem Rest der Armenier in Neapolis zurückgelassen worden — Azarethas und Barasmanes, die Perser, Antallas und Cabaon, die Mauren.

Sie Alle kannte und nannte Prokopius, karg sein Lob, reichlich und mit Behagen spizen, aber geistvollen Tadel spendend.

Eben wandten sie sich zu dem Quartier des Martinus, des friedlichen Städteverbrenners, zur Rechten, da fragte Cethegus, stehen bleibend:

„Und wessen ist das Seidenzelt dort auf dem Hügel, mit den goldnen Sternen und dem Purpurwimpel? und seine Wachen tragen goldne Schilde?“

„Dort,“ sprach Prokop, „wohnt seine unüberwindliche Köstlichkeit, des römischen Reiches Oberpurpurschneckenintendant, Prinz Areobindos, den Gott erleuchte.“

„Des Kaisers Nefte, nicht?“

„Ja wohl, er hat des Kaisers Nichte, Projecta, geheirathet: sein höchstes und einziges Verdienst.

Er ist hierher gesendet mit der Kaisergarde, uns zu ärgern und dafür zu sorgen, daß wir nicht so leicht siegen.

Er ist Belisarius gleichgestellt, versteht vom Krieg so wenig, wie Belisar von den Purpurschnecken, und soll Statthalter von Italien werden.“

„So,“ sprach Cethegus.



„Er wollte beim Lagerschlagen sein Zelt durchaus zur Rechten Belisars haben.

Wir gaben nicht nach.

Zum Glück hat Gott in seiner Allweisheit jenen Hügel zur Lösung unsres Rangstreits schon vor Jahrtausenden hier aufgeworfen: nun lagert der Prinz zwar links, aber höher als Belisarius.“

„Und wessen sind die bunten Zelte dort, hinter Belisars Quartier? Wer wohnt darin?“

„Dort,“ seufzte Prokop, „ein sehr unglückliches Weib: Antonina. Belisars Gemalin.“

„Sie unglücklich? die Gefeierte, die zweite Kaiserin? warum?“

„Davon ist nicht gut reden in offner Lagergasse. Komm mit in's Zelt, der Wein wird genug gekühlt sein.“

---

## Elftes Capitel.

---

Im Zelte fanden sie die zierlichen Polster des Feldbetts um einen niedern Bronzetisch von durchbrochener Arbeit gelegt, den Cethegus lobte.

„Das ist ein afrikanisches Beutestück aus dem Bandalentkrieg: ich nahm es aus Karthago mit.“

Und diese weichen Kissen lagen einst auf dem Bett des Perserkönigs: ich erbeutete sie in der Schlacht von Dara.“

„Du bist mir ein praktischer Gelehrter!“ lächelte Cethegus. „Wie bist du so anders geworden seit den Tagen von Athen.“

„Das will ich hoffen!“ sprach Prokop und zerschnitt selbst — er hatte die aufwartenden Sklaven entfernt — die dampfende Hirscheule vor ihm.

„Du mußt wissen: ich wollte Philosophie zu meinem Beruf machen, Weltweiser werden.“

Drei Jahre hörte ich die Platoniker, die Stoiker, die Akademiker zu Athen, — und studirte mich krank und dumm. Auch blieb es nicht bei der Philosophie.

Nach löblicher Sitte unfres frommen Jahrhunderts mußte auch die Theologie beigezogen werden: und ein weiteres Jahr hatte ich darüber nachzudenken, ob Christus, als Gott Vater, zugleich seiner eignen jungfräulichen Mutter Vater, also sein eigener Großvater sei.

Nun, über all' diesen Studien drohte mir mein von Natur gar nicht zu verachtender Verstand abhanden zu kommen.

Zum Glück ward ich sterbenskrank und die Aerzte verboten mir Athen und alle Bücher. Sie schickten mich nach Kleinasien.

Ich rettete nur einen Tukydidēs in meinen Reisen. Und dieser Tukydidēs rettete mich.

Ich las und las in der Langeweile der Reise seine herrliche Geschichte von der Hellenen Thaten in Krieg und Frieden: und nun bemerkte ich mit Staunen, daß der Menschen Thun und Treiben, ihre Leidenschaften, ihre Tugenden und Freveln eigentlich doch viel anziehender und denkwürdiger seien als alle Formeln und Figuren heidnischer Logik — von der christlichen Logik vollends zu schweigen.

Und wie ich nach Ephesos gelangte und durch die Straßen schlenderte, kam plötzlich über mich eine wunderbare Erleuchtung.

Denn ich wandelte über einen großen Platz: da stand vor mir die Kirche des heiligen Geistes: und war erbaut auf den Trümmern des alten Dianatempels.

Und zur Linken stand ein zerfallner Altar der Isis und zur rechten ragte das Bethaus der Juden.

Da kam plötzlich über mich der Gedanke: „Die alle glaubten und glauben nun steif und fest, sie allein wüßten das Rechte von dem höchsten Wesen.

Und das ist doch unmöglich: das höchste Wesen hat, wie es scheint, gar kein Bedürfniß, von uns erkannt zu werden — ich hätte es auch nicht, an seiner Statt — und es hat die Menschen geschaffen, daß sie leben, tüchtig handeln und sich wacker umtreiben auf Erden.

Und dies Leben, Handeln, Genießen und Sichumtreiben ist eigentlich Alles, worauf es ankömmt.

Und wenn Einer forschen und denken will, so soll er der Menschen Leben und Treiben erforschen.“

Und wie ich so stand und sann, da schmetterten Trompeten: ein glänzender Reiterzug trabte heran: an seiner Spitze ein herrlicher Mann auf einem Rothscheck, schön und stark wie der Kriegsgott.

Und ihre Waffen blitzten und die Fahnen flogen und die Köpfelein sprangen.

Und ich dachte mir: „Die wissen, warum sie leben: und brauchen keinen Philosophen darum zu fragen.“

Und wie ich mit verwunderten Augen den Reitern zusah, schlug mich ein Bürger von Ephesos auf die Schulter und sprach:

„Ihr scheint nicht zu wissen, wer das war, und wohin sie ziehen?“

Das ist der Held Belisarius, der zieht in den Perserkrieg.“

„Gut,“ sagte ich, „Freund! Und ich ziehe mit!“ Und so geschah's zur selben Stunde.

Und Belisarius bestellte mich bald zu seinem Rechtsrath und Geheimschreiber.

Und seither habe ich einen doppelten Beruf: bei Tage mach' ich Weltgeschichte oder helfe sie machen: und bei Nacht schreibe ich Weltgeschichte."

„Und welches ist deine bessere Arbeit?"

„Freund, leider das Schreiben!"

Und das Schreiben wäre noch besser, wenn die Geschichte besser wäre.

Denn ich bin meistens gar nicht einverstanden mit dem was wir thun: und thu's nur mit, weil's doch besser ist, als gar nichts thun oder philosophiren.

Bringe den Tacitus, Sklave!" rief er zur Zeltthür hinaus.

„Den Tacitus?"

„Ja Freund, vom Livius haben wir jetzt genug getrunken.

Du mußt wissen: ich nenne meine Weine je nach ihrem historischen Charakter.

Zum Beispiel dieses lärmende Stück Weltgeschichte, das wir hier aufführen, dieser Gothenkrieg ist ganz gegen meinen Geschmack: Narses hat ganz recht, erst sollten wir die Perser abwehren, eh wir die Gothen angreifen."

„Narses! was treibt mein kluger Freund!"

„Er beneidet Belisar und läßt sich's selbst nicht merken.

Außerdem macht er Kriegs- und Schlachtenpläne. Ich wette, er hatte Italien schon erobert ehe wir landeten."

„Du bist nicht sein Freund. Er ist doch ein hoher Geist. Warum ziehst du Belisar vor?"

„Das will ich dir sagen,“ sprach Prokop, den Tacitus einschenkend.

„Mein Unglück ist, daß ich nicht Geschichtschreiber Alexanders oder Scipio's geworden.

„Mein ganzes Herz sehnt sich, seit ich der Philosophie und Theologie genesen, nach Menschen, nach dem vollen ganzen Menschen, mit Fleisch und Blut. Da widern mich diese spindeldürren Kaiser und Bischöfe und Feldherrn an, die alles mit dem Verstand erkügeln; wir sind ein verkrüppeltes Geschlecht geworden: die Heroenzeit liegt hinter uns!

Nur Belisarius, der Biedre, ist noch ein Heros, wie aus der alten Zeit.

Er könnte mit Agamemnon vor Troja liegen.

Er ist nicht dumm; er hat Verstand; aber nur den Naturverstand des edeln, wilden Thieres zu seinem Beutefang, zu seinem Handwerk.

Belisars Handwerk nun ist die Heldenschaft!

Und ich habe meine Freude an seiner breiten Brust und seinen blitzenden Augen und den mächtigen Schenkeln, mit denen er die stärksten Hengste zwingt.

Und mich freut's, wenn ihm manchmal die blinde Lust, dreinzuschlagen, durch alle seine Feldherrnpläne braust.

Mich freut's, wenn ich ihn in der Schlacht mitten unter die Feinde jagen sehe und kämpfen, wie ein schäumender Eber.

Freilich, sagen darf ich's ihm nicht, daß mir das

gefällt; denn sonst wär's nicht auszuhalten: in drei Tagen wär' er in Stücke gehauen.

Im Gegentheil; ich halte ihn zurück: ich bin sein Verstand, wie er mich nennt.

Und er läßt sich meine Verständigkeit gefallen, weil er weiß, daß sie nicht Feigheit ist.

Hab' ich ihn doch mehr als einmal mit meiner Tairnflugheit aus einer Verlegenheit ziehen müssen, in die ihn der Trotz seines Heldenthums gebracht!

Die lustigste dieser Geschichten ist die von Horn und Tuba.“

„Welche von beiden bläsest du, o mein Prokopius?“

„Keine, nur die Posaune des Ruhms und die Pfeife des Spottes!“

„Aber was war's mit Horn und Trompete?“

„Ei, wir lagen vor einem Felsenest in Persien, das wir haben mußten, weil es die Straße beherrscht.

Wir hatten uns aber schon mehrmals unsere heroischen Köpfe übel daran zerstoßen: und mein zorniger Herr schwor „bei dem Schlummer Justinians“ —, das ist nämlich sein höchstes Heiligthum — er werde nie vor dieser Burg Anglon zum Rückzug blasen lassen.

Nun wurden aber unsre Vorposten sehr oft aus der Festung überfallen: wir, im hochgelegnen Lager, konnten die Angreifer aus der Burg brechen sehen, nicht aber unsre Vorposten am Fuße des Berges.

Ich rieth nun, daß wir vom Lager aus unsern Leuten das Zeichen zum Rückzug geben lassen sollten, so oft wir die Gefahr ihnen drohen sahen.

Aber da kam ich übel an!

Der Schlummer Justinians sei ein solches Heiligthum, daß man an einem darauf geleisteten Schwur nicht makeln dürfe!

Und so mußten sich denn unsre armen Burschen von den Persern unversehens überrumpeln lassen!

Bis ich auf den scharfsinnigen Ausweg kam, meinem Helden vorzuschlagen, er solle, um die Unsern zum Rückzug zu mahnen, das Angriffszeichen mit dem Horn, statt mit der Tuba, blasen lassen.

Das leuchtete ihm ein, dem biedern Belisarius.

Und wenn wir nun lustig die Hörner zum Angriff schmetterten ließen, liefen unsre Leute schleunigst wie geschreckte Hasen davon!

Es war zum Todlachen, jene muthigen Klänge so schönöde wirken zu sehen!

Aber es half: Justinians Schlummer und Belisars Eid blieben ungeschwächt, unsre Vorposten wurden nicht mehr abgeschlachtet und das Felsnest fiel endlich.

Also schelt' ich ihn immer spottend aus für seine Heroenthaten.

Aber im Stillen erwärme und erfreue ich mein tiefstes Herz dran: er ist der letzte Heros!"

„Nun,“ meinte Cethegus, „bei den Gothen findest du gar manchen solchen Schlagetodt.“

Prokop nickte bedächtig: „Kann auch nicht leugnen, daß ich großes Wohlgefallen habe an diesen Gothen. Sind aber doch zu dumm.“

„Wie? Warum?“



„Dumm sind sie, daß sie, anstatt hübsch langsam, Schritt für Schritt, im Zusammenhang mit ihren gelbhaarigen Brüdern, sich gegen uns vorzuschieben — sie wären unaufhaltsam! — in dieses Italien sich ohne allen Verstand vereinzelt hereingedrängt haben, wie ein Stück Holz mitten in einen glimmenden Herd.

Daran werden sie untergehen: sie werden verbrennen, du wirst es sehen.“

„Ich hoffe, es zu sehen. Und was dann?“ fragte Cethegus ruhig.

„Ja,“ antwortete Prokop verdrießlich, „was dann! Das ist das Aergersliche!

Dann wird Belisar Statthalter von Italien — denn mit dem Schneckenprinzen dauert es kein Jahr — und er verlegt hier seine schönste Kraft, während es Arbeit voll auf gäbe bei den Persern.

Und ich werde dann als sein Hofhistoriograph nur zu schreiben haben, wie viele Schläuche Wein wir jährlich vertilgen.“

„Du willst also, wenn die Gothen beseitigt sind, Belisar wieder fort haben aus Italien?“

„Freilich! Im Perserland blühen seine Lorbern und die meinen!

Ich sinne schon lange auf ein Mittel, ihn von hier dann wieder fort zu bringen.“

Cethegus schwieg.

Er freute sich, einen so wichtigen Bundesgenossen für seinen Plan gefunden zu haben.

„Und so beherrscht also sein Verstand Prokopius den Löwen Belisar“ sagte er laut.

„Nein!“ seufzte Prokop, „vielmehr sein Unverstand, sein Weib.“

„Antonina! Sage, weshalb nanntest du sie unglücklich.“

„Weil sie halb ist und ein Widerspruch.“

Die Natur hat sie zu einem braven, treuen Weib angelegt: und Belisar liebt sie mit der vollen Kraft seiner Heroenseele.

Da kam sie an den Hof der Kaiserin.

Theodora, diese schöne Teufelin, ist von Natur ebenso zur Buhlschaft angelegt wie Antonina zur Tugend.

Die Circusdirne hat gewiß noch nie einen Stachel des Gewissens empfunden.

Aber ich glaube, sie erträgt es nicht, ein ehrsam Weib in ihrer nächsten Nähe zu haben, das sie verachten müßte.

Sie ruhte nicht, bis es ihr gelungen, durch ihr höllisches Weispiel Antonina's Gefallsucht zu wecken.

Gewissensqual empfindet diese über ihr Spiel mit ihren Verehrern: denn sie liebt ihren Mann, sie betet ihn an.“

„Und doch?“

Wie mag ihr ein Held, wie Belisar, nicht genügen?“ —

„Eben, weil er ein Held ist!“

Er schmeichelt ihr nicht, bei all seiner Liebe.

Sie konnt' es nicht tragen, die Buhler der Kaiserin in Versen, Blumen, Geschenken sich erschöpfen zu sehen und selbst solcher Hulldigung zu entbehren.

Eitelkeit ward ihr Fallstrick.

Aber es ist ihr gar nicht wohl bei all dem Getändel.“

„Und ahnt Belisar?“ —

„Keinen Schatten!

Er ist der Einzige im ganzen römischen Kaiserreich, der es nicht weiß, was ihn doch zumeist angeht. Ich glaube, es wäre sein Tod.

Und auch deshalb schon darf Belisar nicht hier im Frieden Statthalter von Italien werden.

Im Lager, im Getümmel des Krieges, da fehlen dem gefallsüchtigen Weib die Schmeichler und auch die Muße, sie zu hören. Denn, gleichsam zur freiwilligen Buße für jene süßen Verbrechen der heimlichen Gedichte und Blumen — größerer Schuld ist sie gewiß nicht fähig — Antonina überbietet alle Frauen an Pflichtstrenge; sie ist Belisars Freund, sein Mitfeldherr; sie theilt die Beschwerden und Gefahren des Meeres, der Wüste, des Krieges mit ihm: sie arbeitet mit ihm Tag und Nacht, wenn sie nicht grade Verse Andrer auf ihre schönen Augen liest! — Schon oft hat sie ihn gerettet aus den Schlingen seiner Feinde am Hofe zu Byzanz.

Kurz, nur im Krieg, im Lager thut sie gut, da wo auch seine Größe allein gedeiht.“

„Nun,“ sprach Cethegus, „weiß ich genug, wie die Dinge hier stehen.“

Laß mich offen mit dir reden: du willst Belisar nach seinem Sieg aus Italien wieder fort haben; ich auch: du um Belisars, ich um Italiens willen.

Du weißt, ich war von jeher Republicaner.“ — — —

Da schob Prokop den Becher zur Seite und sah seinen Gast bedeutsam an:

„Das sind alle jungen Leute zwischen vierzehn und einundzwanzig Jahren.

Aber daß du's noch bist — find' ich — sehr — sehr — unhistorisch.

Aus diesem italischen Gefindel, unsern höchst liebwürthen Bundesgenossen gegen die Gothen, willst du Bürger einer Republik machen?

Sie sind zu nichts mehr gut als zur Tyrannis!“

„Ich will darüber nicht streiten!“ lächelte Cethegus. „Aber vor eurer Tyrannis möcht ich mein Vaterland bewahren.“

„Kann dir's nicht verdenken!“ lächelte Prokop, „die Segnungen unsrer Herrschaft sind — erdrückend!“

„Ein eingeborner Statthalter unter dem Schutz von Byzanz genügt zunächst.“

„Ja wohl, und dieser würde Cethegus heißen!“

„Wenn's sein muß, — auch das!“

„Höre,“ sprach Prokop ernsthaft, „ich warne dich dabei nur vor Einem.

Die Luft von Rom heft stolze Pläne aus.

Man ist dort, als Herr von Rom, nicht gern der zweite auf Erden.

Und glaube dem Historikus: es ist doch nichts mehr mit der Weltherrschaft Roms.“

Cethegus ward unwillig. Er gedachte der Warnung König Theoderichs.

„Historikus von Byzanz, meine römischen Dinge kenne ich besser als du.

Laß dich jetzt einweihen in unsre römischen Geheimnisse; dann verschaffe mir morgen früh, eh' die Gesandtschaft von Rom anlangt, ein Gespräch mit Belisar und — sei eines großen Erfolges gewiß.“

Und nun begann er dem staunenden Prokop mit raschen Strichen ein Bild der Geheimgeschichte der jüngsten Vergangenheit und seine Pläne der Zukunft zu entwerfen, sein letztes Ziel wohlweislich verhüllend.

„Bei den Manen des Romulus!“ rief Prokop, als er geendet hatte.

„Ihr macht noch immer Weltgeschichte an dem Tiber.

Nun, hier meine Hand.

Meine Hülfe hast du!

Belisar soll siegen, doch nicht herrschen in Italien; darauf laß uns noch einen Krug herben Callustius leeren!“

Früh am andern Tage vermittelte Prokop seinem Freunde eine Unterredung mit Belisar, von welcher jener sehr befriedigt zurück kam.

„Nun, hast du ihm Alles gesagt?“ fragte der Historiker.

„Nicht eben Alles!“ sprach Cethegus mit seinem Lächeln: „man muß immer noch etwas zu sagen übrig behalten.“

## Bwölftes Capitel.

---

Bald darauf ward das Lager von feltfamer Aufregung erfüllt.

Das Gerücht von der Ankunft des heiligen Vaters, das feiner reich vergoldeten Sänfte voranflog, riß die Taufende von Soldaten mit Kräften der Andacht, der Ehrfurcht, des Aberglaubens, der Neugier aus ihren Zelten, von Schlaf und Schmaus und Spiel hinweg, ihm entgegen.

Raum, daß die Anführer die Mannfchaft im Dienst und auf den Wachen zurückhalten konnten; meilenweit waren ihm die Gläubigen entgegengееilt und geleiteten jetzt, mit Haufen des Landvolks der Umgegend gemischt, feinen Zug in's Lager.

Längft hatten fich Bauern und Soldaten an der Gefinnen Statt, die feine Sänfte trugen, eingespant: — vergebens hatte fich die Befcheidenheit des Pabftes dagegen gefträubt — und unter unaufhörlichem Jubelruf: „Heil dem Bifchof von Rom, Heil dem heiligen Petrus!“ wälzte fich der Strom der Taufende heran, über welche Silverius unermüdlich Segen fprach.

Seiner beiden Mitgesandten, Scävola und Albinus, dachte kein Mensch.

Belisar sah von seinem Zeltbühgel aus mit ernstesten Augen das mächtige Schauspiel.

„Der Präfect hat Recht!“ sprach er dann: „dieser Priester ist gefährlicher als die Gothen.“

Es ist ein Triumphzug!

Prokop, laß die byzantinische Leibwache an meinem Zelt ablösen, sowie die Unterredung beginnt: sie sind allzugute Christen.

Laß die Hunnen aufziehen und die heidnischen Gepiden.“

Damit schritt er in sein Zelt zurück, wo er alsbald, von seinen Heerführern umgeben, die römische Gesandtschaft empfing.

Den Prinzen Aereobindos hatte Prokop von der Nothwendigkeit einer Recognoscirung überzeugt, die nur heute und nur von ihm vorgenommen werden konnte.

Umwogt von einem glänzenden geistlichen Gefolge nahe der Pabst dem Feldherrnzelt.

Große Massen Volkes drängten nach, aber sowie der Pabst mit Scävola und Albinus die Mündung der engen Lagergasse hinter sich hatten, sperrten die Wachen mit gefüllten Lanzen den Weg und ließen weder Priester noch Soldaten folgen.

Lächelnd wandte sich Silverius zu dem Führer der Schar und hielt ihm eine schöne Rede über den Text: „lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht.“

Aber der Germane schüttelt den zottigen Kopf und

wandte ihm den Rücken: der Gepide verstand kein Latein, außer dem Commando.

Da lächelte Silverius wieder, segnete nochmals seine Getreuen und schritt dann ruhig weiter in das Zelt.

Belisar saß auf einem Feldsessel: darüber war eine Löwenhaut gebreitet: ihm zur Linken thronte die schöne Antonina auf einem Pardelsell.

Ihre wunde Seele hatte in dem Nachfolger des heiligen Petrus einen Arzt und Helfer zu finden gehofft.

Aber bei dem Anblick der weltklugen Züge des Silverius zog sich ihr Herz zusammen.

Belisar erhob sich beim Eintritt des Papstes.

Dieser schritt, ohne sich zu neigen, gerade auf ihn zu und legte ihm — er mußte sich mühsam dazu aufrichten — wie segnend beide Hände auf die Schultern.

Er wollte ihn leise niederdrücken auf die Kniee: — aber eichenfest blieb der Feldherr aufrecht stehen: und Silverius mußte dem Stehenden den Segen ertheilen.

„Ihr kommt als Gesandte der Römer?“ begann Belisar

„Ich komme,“ unterbrach Silverius, „im Namen des heiligen Petrus, als Bischof von Rom dir und dem Kaiser Justinian meine Stadt zu übergeben.

Diese guten Leute,“ fuhr er fort, auf Scävola und Albinus weisend, „haben sich mir angeschlossen wie die Glieder dem Haupt.“

Unwillig wollte Scävola einfallen, — so hatte er seinen Bund mit der Kirche nicht verstanden — aber Belisar winkte ihm, zu schweigen.



„Und so heiße ich dich willkommen in Italien und Rom im Namen des Herrn.

Ziehe ein in die Mauern der ewigen Stadt zum Schirme der Kirche und der Gläubigen wider die Ketzer!

Erhöhe dort den Namen des Herrn und das Kreuz Jesu Christi und vergiß nie, daß es die heilige Kirche war, die dir die Wege gebahnt und die Pfade gebaut.

Ich bin es gewesen, den Gott zum Werkzeug gewählt, die Gothen in thörichte Sicherheit zu wiegen und blinden Auges aus der Stadt zu führen: ich bin es gewesen, der die schwankende Stadt, die Bürger für dich gewonnen und die Anschläge deiner Feinde vernichtet.

Der heilige Petrus ist es, der dir mit meiner Hand die Schlüssel seiner Stadt überreicht, auf daß du sie ihm beschirmest und beschützeest. Vergiß niemals dieser Worte.“

Und er reichte ihm die Schlüssel des asinarischen Thores.

„Ich werde sie nie vergessen!“ sprach Belisar und winkte Prokop, der den Schlüssel aus der Hand des Papstes nahm.

„Du sprachst von Anschlägen meiner Feinde.

Hat der Kaiser Feinde in Rom?“

Da sprach Silverius mit Seufzen:

„Laß ab, Feldherr, zu fragen.

Ihre Netze sind zerrissen: sie sind unschädlich und der Kirche steht nicht an, zu verklagen, sondern zu entschuldigen und Alles zum Besten zu kehren.“

„Es ist deine Pflicht, heiliger Vater, dem rechtgläubigen

Kaiser die Verräther zu entdecken, die unter seinen römischen Unterthanen sich bergen und ich fordre dich auf, seinen Feind zu entlarven.“

Silverius seufzte: „die Kirche dürstet nicht nach Blut.“

„Aber sie darf den Arm der weltlichen Gerechtigkeit nicht hemmen,“ sprach Scävola.

Und der Jurist trat vor und überreichte Belisar eine Papyrosrolle.

„Ich hebe Klage gegen Cornelius Cethegus Cäsarius, den Präfecten von Rom, wegen Majestätsbeleidigung und Rebellion gegen Kaiser Justinian.

Diese Schrift enthält die Klagepuncte und die Beweise.

Er hat des Kaisers Regierung eine Tyrannei gescholten.

Er hat sich der Landung kaiserlicher Heere nach Kräften widersetzt.

Er hat endlich noch vor wenig Tagen, er allein, dafür gestimmt, die Thore Roms dir nicht zu öffnen.“

„Und welche Strafe beantragt ihr?“ fragte Belisar, in die Schrift blickend.

„Nach dem Gesetz den Tod,“ sprach Scävola.

„Und seine Güter verfallen nach dem Gesetz,“ sprach Albinus, „halb dem Fiscus, halb den Klägern.“

„Und seine Seele der Barmherzigkeit Gottes,“ schloß der Bischof von Rom.

„Wo ist der Angeklagte?“ fragte Belisar.

„Er verhieß, dich aufzusuchen; aber ich fürchte, sein böses Gewissen wird ihn nicht haben kommen lassen.“

„Du irrst, Bischof von Rom,“ sprach Belifar, „er ist schon hier.“

Bei diesem Wort fiel der Vorhang im Hintergrund des Zeltes und vor den erstaunten Anklägern stand Cethegus der Präfect.

Ueberrascht fuhren die Ankläger auf; schweigend, mit vernichtendem Blick, trat Cethegus einige Schritte vor, bis er zur Rechten Belifars stand.

„Cethegus hat mich früher aufgesucht als du,“ fuhr der Feldherr nach einer Pause fort: „und er ist dir zuvor gekommen — auch im Anklagen.“

Du stehst als schwer Beschuldigter vor mir, Silverius.

Vertheidige dich, ehe du verklagst.“

„Ich als Beschuldigter?“ lächelte der Papst.

Wo wäre ein Kläger oder ein Richter für den Nachfolger des heiligen Petrus?“

„Der Richter bin ich: an deines Herrn, des Kaisers Statt.“

„Und der Kläger?“ fragte Silverius.

Cethegus wandte sich halb gegen Belifar und sprach:

„Der Kläger bin ich!“

Ich habe Silverius, den Bischof von Rom, des Verbrechens der verletzten Majestät des Kaisers und des Hochverraths am römischen Reich geziehen.

Ich beweise sofort meine Klage.

Silverius hat die Absicht, die Herrschaft der Stadt Rom und einen großen Theil Italiens dem Kaiser Justinian zu entreißen und — lächerlich zu sagen —

ein Priesterreich zu gründen in dem Vaterlande der Cäsaren.

Und schon hat er den nächsten Versuch gethan zur Ausführung dieses — soll ich sagen: seines Wahnsinns oder seines Verbrechens?

Hier überreiche ich einen Vertrag, hier steht die Unterschrift seiner Hand — den er mit Theodahad, dem letzten Fürsten der Barbaren, geschlossen.

Der König verkauft darin für ewige Zeiten für die Summe von tausend Pfund Gold an den heiligen Petrus und seine Nachfolger, für den Fall, daß Silverius Bischof von Rom werde, die Herrschaft der Stadt und das Weichbild von Rom und dreißig Meilen in der Runde.

Es sind aufgezählt alle Hohheitsrechte: Gerichtsbarkeit, Gesetzgebung, Verwaltung, Steuern, Zölle und selbst Kriegsgewalt.

Dieser Vertrag ist nach seinem Datum drei Monate alt.

Also im selben Augenblick, wo der fromme Archidiacon, hinter Theodahads Rücken, die Waffen des Kaisers herbeirief, schloß er, hinter des Kaisers Rücken, einen Vertrag, der diesem die Früchte seiner Anstrengung rauben und den Pabst für alle Fälle sichern sollte.

Ich überlasse es dem Stellvertreter des Kaisers, wie solche Klugheit zu würdigen sei.

Für die Erwählten des Herrn gilt als besondrer Klugheit der Schlangen Moral — unter uns Laien ist solches Thun" —

„Der schändlichste Verrath!“ fiel Belisar donnernd

ein, sprang auf und nahm die Urkunde aus des Präfecten Hand.

„Hier sieh, Priester, deinen Namen: kannst du noch leugnen?“

Der Eindruck dieser Anklage, dieses Beweises auf alle Anwesenden war ein gewaltiger.

Staunen und Unwillen, gemischt mit Spannung auf des Papstes Vertheidigung, lag auf den Zügen aller Gesichter; am meisten aber war Scävola, der kurzfristige Republicaner, überrascht von diesen Herrscherplänen seines gefährlichen Verbündeten.

Er hoffte, Silverius werde die Verläumdung siegreich niederschlagen.

Die Lage des Papstes war in der That höchst gefährlich, die Anklage schien unwiderleglich und das zornloshende Antlitz Belisars hätte manch' tapfres Herz erschreckt.

Aber Silverius zeigte in diesem Augenblick, daß er kein unebenbürtiger Gegner des Präfecten und des Helden von Byzanz war.

Nicht eine Secunde hatte er die Fassung verloren: nur als Cethegus die Urkunde aus dem Gewand hervorzog, hatte er einen Moment die Augen niedergeschlagen, wie aus Schmerz.

Aber dem donnernden Ruf wie den blitzenden Augen Belisars hielt er ein unerschütterlich ruhiges Angesicht entgegen.

Er fühlte, daß er in dieser Stunde den Gedanken

seines Lebens verfechten mußte: dies gab ihm kühne Kraft, keine Wimper zuckte ihm.

„Wie lange wirst du noch schweigen?“ fuhr ihn Belisar an.

„Bis du fähig und würdig bist, mich zu hören. Du bist besessen von Urchitophel, dem Dämon des Bornes.“

„Sprich! Vertheidige dich!“ sagte Belisar, sich setzend.

„Die Klage dieses gottlosen Mannes,“ hob Silverius an, „bringt nur ein Recht der heiligen Kirche noch früher an's Licht, als sie es in dieser unruhigen Zeit geltend machen wollte.“

Es ist wahr, ich habe diesen Vertrag mit dem Barbarenkönig geschlossen.“

Eine Bewegung der Entrüstung ging durch die Reihen der Byzantiner.

„Nicht aus weltlicher Herrschsucht, nicht, um neues Recht zu erwerben, habe ich mit dem König der Gothen, als dem damaligen Besitzer der Stadt, verhandelt.“

Nein! die Heiligen sind mir Zeugen!

Nur weil es meine Pflicht, ein uraltes Recht des heiligen Petrus nicht fallen zu lassen.“

„Ein uraltes Recht?“ fragte Belisar unwillig.

„Ein uraltes Recht!“ wiederholte Silverius, „welches geltend zu machen die Kirche nur bisher unterlassen hat.“

Ihre Feinde nöthigen sie, in diesem Augenblick damit hervorzutreten.

Wisset denn, du Vertreter des Kaisers, höret es, ihr

Kriegsobersten und Schwertgewaltigen, was sich die Kirche von Theodahad hat einräumen lassen, ist schon seit zwei Jahrhunderten ihr Eigenthum: der Gothe hat es nur bestätigt.

An demselben Ort, wo des Präfecten tempel-schänderische Hand diese Bestätigung entwendet, hätte er auch die Urkunde finden können, welche ursprünglich unser Recht begründet.

Der fromme Kaiser Constantinus, der sich zuerst von den Vorgängern Justinians der Lehre des Heils zugewandt, hat auf Bitten seiner gottseligen Mutter Helena, nachdem er alle seine Feinde mit sichtbarer Hülfe der Heiligen, besonders des heiligen Petrus, unter seine Füße getreten, zur dankbaren Auerkenntniß solchen Beistandes und um vor aller Welt zu bezeugen, daß Krone und Schwert sich vor dem Kreuz der Kirche zu beugen haben, die Stadt Rom mit ihrem Weichbild und die benachbarten Städte und Marken durch eine feierliche Schenkungsurkunde für ewige Zeiten dem heiligen Petrus zu Eigen übertragen, mit Gericht und Polizei, Steuer und Zoll und allen Kronrechten irdischer Herrschaft, auf daß die Kirche auch einen weltlichen Boden habe zur leichteren Vollführung ihrer weltlichen Aufgaben.

Diese Schenkung ist durch eine rechtsgültige Urkunde in aller Form verbrieft: der Fluch von Gehenna ist jedem gedroht, der sie anstreitet.

Und ich frage, im Namen des dreieinigen Gottes, den Kaiser Justinian, ob er diese Rechts-handlung seines Vorgängers, des in Gott seligen Kaisers Constantinus, an-

erkennen oder ob er sie, aus weltlicher Habgier, umstoßen und damit den Fluch der Gehenna und die ewige Verdammniß auf sein Haupt laden will?“

Diese Rede des Bischofs von Rom, mit aller Kraft geistlicher Würde und aller Kunst weltlicher Rhetorik vorgetragen, war von unwiderstehlicher Wirkung.

Belisar, Prokop und die Feldherrn, welche eben noch über den verrätherischen Priester ein zorniges Gericht halten wollen, fühlten sich jetzt durch den plötzlich ihnen entgegengehaltenen Rechtsittel selbst wie verurtheilt.

Der Kern Italiens schien unwiederbringlich dem Kaiser verloren und der Herrschaft der Kirche anheimgegeben.

Ein langes Schweigen lagerte über den jüngst noch so herrischen Byzantinern und triumphirend stand der Priester als Sieger in ihrer Mitte.

Endlich sprach Belisar, der die Aufgabe der Bekämpfung oder die Schmach der Niederlage von sich abwälzen wollte:

„Präfect von Rom, was hast du zu erwidern?“

Mit einem kaum bemerkbaren Zucken des Spottes um die feinen Lippen verneigte sich Cethegus und begann:

„Der Angeklagte beruft sich auf eine Urkunde.

Ich könnte, glaub' ich, ihn in große Verlegenheit versetzen, wenn ich die Existenz derselben bestritte, und die sofortige Vorlage des Originals von ihm verlangte.

Indessen will ich dem Manne, der sich das Haupt der



Christenheit nennt, nicht wie ein gehässiger Anwalt bezeugen.

Ich räume ein, die Urkunde existirt.“

Belisar machte eine Bewegung hülflosen Verdrusses.

„Mehr noch!

Ich habe dem heiligen Vater die Mühe der Vorlage derselben, die ihm sonst sehr schwer fallen dürfte, erspart und die Urkunde selbst mitgebracht in meiner tempelschänderischen Hand.“

Er zog ein vergilbtes Pergament aus dem Sinus und sah lächelnd bald in dessen Zeilen, bald auf des Papstes, bald auf Belisars Gesicht, an deren Spannung sich weidend.

„Ja, noch mehr.

Ich habe die Urkunde viele Tage lang mit feindselig forschenden Augen, mit Zuziehung noch schärferer Juristen als ich es leider nur bin, so meines jungen Freundes Salvius Julianus, bis auf jeden Buchstaben nach ihrer formellen Gültigkeit geprüft.

Vergebens. —

Selbst der Scharfsinn meines verehrten und gelehrten Freundes Scävola könnte keinen Mangel heraus interpretiren.

Alle Formen des Rechts, alle Clauseln höchster unanfechtbarer Sicherheit sind in der Schenkungsacte haarscharf gewahrt; und in der That: ich hätte den Prototonarius des Kaisers Constantin kennen mögen, er muß ein Jurist ersten Ranges gewesen sein.“

Er hielt inne — höhnisch ruhte sein Auge auf dem

Antlitz des Silverius, der sich den Schweiß von den Schläfen wischte.

„Also,“ fragte Belisar in höchster Aufregung: „die Urkunde ist formell ganz richtig — daher beweiskräftig?“

„Ja wohl!“ seufzte Cethegus, „die Schenkung ist in ganz makelloser Ordnung.

Schade nur, daß —“

„Nun?“ unterbrach Belisar.

„Schade nur, daß sie falsch ist.“

Da flog ein Schrei von allen Lippen.

Belisar, Antonina sprangen auf, alle Anwesenden traten einen Schritt näher zu dem Präfecten.

Nur Silverius wankte einen Schritt zurück.

„Falsch?“ fragte Belisar mit einem Ruf, der wie ein Jubel klang.

„Präfect, — Freund, — kannst du das beweisen?“

„Sonst hätte ich mich gehütet, es zu behaupten.

Das Pergament, auf welches die Schenkung geschrieben ist, zeigt alle Spuren eines hohen Alters: Brüche, Wurmfische, Flecken jeder Art, — Alles, was man von Ehrwürdigkeit verlangen kann, — so daß es manchmal sogar schwierig ist, die Buchstaben zu erkennen.

Gleichwohl stellt sich die Urkunde nur so alt; mit so großem Aufwand von Kunst, als manche Frauen sich den Schein der Jugend geben, lügt sie die Heiligkeit des Alters.

Es ist echtes Pergament aus der alten, von Constantin begründeten, noch heute bestehenden kaiserlichen Pergamentfabrik zu Byzanz.“

„Zur Sache,“ rief Belifar.

„Aber es ist wohl nicht jedem bekannt — und es scheint auch leider dem heiligen Bischof entgangen zu sein, — daß bei diesen Pergamenten ganz unten links am Rande durch Stempelschlag das Jahr der Fertigung durch Angabe der Jahresconsuln in allerdings kaum wahrnehmbaren Buchstaben bezeichnet wird.

Nun gieb wohl acht, o Feldherr!

Die Urkunde will, wie sie im Texte sagt, gefertigt sein im sechzehnten Jahre von Constantins Regierung, im gleichen Jahre, da er die Heidentempel schließen ließ, wie das fromme Pergament besagt, ein Jahr nach der Erhebung von Constantinopolis zur Hauptstadt, und nennt richtig die richtigen Consuln dieses Jahres, Dalmatius und Xenophilos.

Da ist es nun wirklich nur durch ein Wunder zu erklären, — aber hier hat Gott der Herr ein Wunder gegen seine Kirche gethan, — daß man in jenem Jahre, also im Jahre drei hundert und fünf und dreißig nach der Geburt des Herrn, schon ganz genau wußte, wer im Jahr nach dem Tode des Kaisers Justinus und des Königs Theoderich Consul sein würde; denn seht, hier unten am Rande der Stempel besagt: der Schreiber hatte ihn nicht beachtet — er ist auch wirklich sehr schwer wahrzunehmen, wenn man das Pergament nicht gegen das Licht hält — so etwa, siehst du, Belifar? — und er hatte blindlings drei Kreuze darauf gemalt; ich aber habe diese Kreuze mit meiner — wie hieß es doch? — „tempelschänderischen“, aber geschickten Hand weggewischt

und siehe, da steht eingestempelt: „VI. Indiction: Justinianus Augustus, allein Consul im ersten Jahre seiner Herrschaft.“

Silverius wankte und hielt sich an dem Stuhl, den man für ihn bereit gestellt.

„Das Pergament der Urkunde, auf welches der Protontar des Kaisers Constantin vor zweihundert Jahren die Schenkung niederschrieb, ist also erst vor einem Jahre zu Byzanz einem Esel von den Rippen gezogen worden.

Gesteh, o Feldherr, daß hier das Gebiet des Begreiflichen endet, und des Uebernatürlichen beginnt; daß hier ein Wunder der Heiligen geschah und verehere das Walten des Himmels.“

Er reichte Belifar die Urkunde.

„Das ist auch ein tüchtig Stück Weltgeschichte, heilige und profane, was wir da erleben!“ sagte Prokop zu sich selbst.

„Es ist so, beim Schlummer Justinians!“ frohlockte Belifar.

„Bischof von Rom, was hast du zu erwidern?“

Mühsam hatte sich Silverius gefaßt; er sah den Bau seines Lebens vor seinen Augen in die Erde versinken.

Mit halb versagender Stimme antwortete er:

„Ich fand die Urkunde im Archiv der Kirche vor wenigen Monden.

Ist dem so, wie ihr sagt, so bin ich getäuscht, wie ihr.“

„Wir sind aber nicht getäuscht, lächelte Cethegus.

„Ich mußte nichts von jenem Stempel, ich schwöre es bei den Wunden Christi.“

„Das glaub' ich dir ohne Schwur, heiliger Vater,“ fiel Cethegus ein.

„Du wirst einsehn, Priester,“ sprach Belisar, sich erhebend, „daß über diese Sache die strengste Untersuchung“ —

„Ich verlange sie,“ sprach Silverius, „als mein Recht.“

„Es soll dir werden, zweifle nicht!“

Aber nicht ich darf es wagen, hier zu richten: nur die Weisheit des Kaisers selbst kann hier das Recht finden.

Vulfaris, mein getreuer Heruler, dir übergeb' ich die Person des Bischofs.

Du wirst ihn sogleich auf ein Schiff bringen und nach Byzanz führen.“

„Ich lege Verwahrung ein,“ sprach Silverius.

Ueber mich kann niemand richten auf Erden als ein Concil der ganzen rechtgläubigen Kirche.

Ich verlange nach Rom zurückzukehren.“

„Rom siehst du niemals wieder!“

Und über deine Rechtsverwahrung wird der Kaiser Justinian, der Kaiser des Rechts, mit Tribonian entscheiden.

Aber auch deine Genossen, Scävola und Albinus, die falschen Mitankläger des Präfecten, der sich als des Kaisers treuesten, klügsten Freund erwiesen, sind hoch verdächtig.

Justinian entscheide, wie weit sie unschuldig.

Auch sie führt in Ketten nach Byzanz.

Zu Schiff.

Dort hinaus zur Hinterthür des Zeltes, nicht durch's Lager.

Vulkaris, dieser Priester aber ist des Kaisers gefährlichster Feind.

Du bürgst für ihn mit deinem Kopf."

„Ich büрге," sprach der riesige Heruler, vortretend und die gepanzerte Hand auf des Bischofs Schulter legend.

„Fort mit dir, Priester! zu Schiff.

Er stirbt, eh' er mir entrissen wird."

Silverius sah ein, daß weiteres Widerstreben nur seine Würde gefährdende Gewalt hervor rufen werde.

Er fügte sich und schritt neben dem Germanen, der die Hand nicht von seiner Schulter löste, nach der Thür im Hintergrund des Zeltes, welche eine der Wachen aufthat.

Er mußte hart an Geihagus vorbei.

Er beugte das Haupt und sah ihn nicht an: aber er hörte, wie dieser ihm zuflüsterte:

„Silverius; diese Stunde vergilt deinen Sieg in den Katafomben.

Nun sind wir wett!"

## Dreizehntes Capitel.

---

Sowie der Bischof das Zelt verlassen, erhob sich Belisar lebhaft von seinem Sitze, eilte auf den Präfecten zu, umarmte und küßte ihn: „Nimm meinen Dank, Cethegus Cäsarius!

Ich werde dem Kaiser berichten, daß du ihm heute Rom gerettet hast. Dein Lohn wird nicht ausbleiben.“

Aber Cethegus lächelte: „Meine Thaten belohnen sich selbst.“

Den Helden Belisarius hatte der geistige Kampf dieser Stunde, der rasche Wechsel von Zorn, Furcht, Spannung und Triumph mehr als ein halber Tag des Kampfes unter Helm und Schild angestrengt und erschöpft.

Er verlangte nach Erholung und Labung und entließ seine Heerführer, von denen keiner ohne ein Wort der Anerkennung an den Präfecten das Zelt verließ.

Dieser sah seine Ueberlegenheit von allen, auch von Belisar, anerkannt; es that ihm wohl, in Einer Stunde den schlaunen Bischof vernichtet und die stolzen Byzantiner gedemüthigt zu haben.

Aber er wiegte sich nicht müßig in dieser Siegesfreude.

Dieser Geist kannte die Gefährlichkeit des Schlafes auf Lorber: Lorber betäubt.

Er beschloß, sofort den Sieg zu verfolgen, die geistige Uebergewalt, welche er in diesem Augenblick über den Helden von Byzanz unverkennbar besaß, jetzt, unter ihrem ersten frischen Eindruck, mit aller Kraft zu benützen und den lang vorbereiteten Hauptstreich zu führen.

Während er mit solchen Gedanken dem Zug der Heerführer nachsah, welche sich aus dem Zelt entfernten, bemerkte er nicht, daß zwei Augen mit eigenthümlichem Ausdruck auf ihm ruhten.

Es waren Antonina's Augen.

Die Vorgänge, deren Zeugin sie gewesen, hatten einen seltsam gemischten Eindruck auf sie gemacht.

Zum ersten Mal hatte sie den Abgott ihrer Bewunderung, ihren Gatten, ohne alle eigne Kraft sich zu helfen und zu wehren, in den Schlingen des klugen Priesters liegen und nur durch die überlegne Kraft dieses dämonischen Römers gerettet gesehen.

Anfangs hatte ihr in dem Gatten verletzter Stolz diese Demüthigung mit schmerzlichem Haß gegen den Uebermächtigen empfunden.

Aber dieser Haß hielt nicht vor und unwillkürlich trat, wie immer gewaltiger sich die Macht seiner Ueberlegenheit entfaltete, Bewunderung an des Verdrusses Stelle und erschröckte Unterordnung; sie empfand nur noch das Eine:



ihren Belifar hatte die Kirche und Cethegus hatte ihren Belifar und die Kirche verdunkelt.

Und daran knüpfte sich unzertrennlich der ängstliche Wunsch, diesen Mann nie zum Feind, immer zum Verbündeten ihres Gatten zu haben.

Kurz, Cethegus hatte an dem Weibe Belifars eine geistige Eroberung von größter Wichtigkeit gemacht: und er sollte es, noch dazu, sofort merken.

Mit gesenkten Augen trat das schöne, sonst so sichere Weib auf ihn zu; er sah auf: da erröthete sie über und über und reichte ihm eine zitternde Hand.

„Präfect von Rom,“ sagte sie, „Antonina dankt dir.

Du hast dir ein großes Verdienst erworben um Belisarius und den Kaiser.

Wir wollen gute Freundschaft halten.“

Mit Staunen sah Prokop, der im Zelt zurückgeblieben, diesen Vorgang: „Mein Odysseus überzaubert die Zauberin Circe,“ dachte er.

Cethegus aber erkannte im Augenblick, wie sich diese Seele vor ihm beugte und welche Gewalt er dadurch über Belifar gewonnen.

„Schöne Magistra Militum,“ sagte er, sich hoch aufrichtend, „deine Freundschaft ist der reichste Lorber meines Sieges.

Ich stelle sie sogleich auf die Probe.

Ich bitte dich und Prokop, meine Zeugen, meine Verbündeten zu sein in der Unterredung, die ich jetzt mit Belifar zu führen habe.“

„Jetzt?“ sagte Belisar ungeduldig.

„Kommt, laßt uns erst zu Tische und im Cäuber den Sturz des Priesters feiern.“

Und er schritt zur Thüre.

Aber Cethegus blieb ruhig stehen in der Mitte des Zeltes, und Antonina und Prokop lagen so ganz unter dem Bann seines Einflusses, daß sie nicht ihrem Herrn zu folgen wagten.

Ja, Belisar selbst wandte sich und fragte: „Muß es denn jetzt gerade sein?“

„Es muß,“ sagte Cethegus und er führte Antonina an der Hand nach ihrem Sitz zurück.

Da schritt auch Belisar wieder zurück.

„Nun so sprich,“ sagte er, „aber kurz.“

„So kurz als möglich.“

„Ich habe immer gefunden, daß gegenüber großen Freunden oder großen Feinden Aufrichtigkeit das stärkste Band oder die beste Waffe.“

Danach werd' ich in dieser Stunde handeln.

Wenn ich sagte: mein Thun lohnt sich selbst, so wollt' ich damit ausdrücken, daß ich dem falschen Priester die Herrschaft über Rom nicht eben um des Kaisers Willen entrisse.“

Belisar horchte hoch auf.

Prokop, erschrocken über diese allzu kühne Offenheit seines Freundes, machte ihm ein abmahndes Zeichen.

Antonina's rasches Auge hatte das bemerkt und stugte, mißtrauisch über das Einverständnis der Beiden.

Cethegus entging dies nicht.

„Nein, Prokop,“ sagte er zu Belisars Erstaunen:

„unsre Freunde hier würden doch allzubald erkennen, daß Cethegus nicht der Mann ist, seinen Ehrgeiz in einem Lächeln Justinians befriedigt zu finden.

Ich habe Rom nicht für den Kaiser gerettet.“

„Für wen sonst?“ fragte Belisar ernst.

„Zunächst für Rom.

Ich bin ein Römer. Ich liebe mein ewiges Rom.

Es sollte nicht dem Priester dienstbar werden.

Aber auch nicht die Sklavin des Kaisers.

Ich bin Republicaner,“ sprach er, das Haupt trotzig aufwerfend.“

Ueber Belisars Antlitz flog ein Lächeln: der Präfect schien ihm nicht mehr so bedeutend.

Prokop sagte achselzuckend: „Unbegreiflich.“

Aber Antoninen gefiel dieser Freimuth.

„Zwar sah ich ein, daß wir nur mit dem Schwerte Belisars die Barbaren niederschlagen können.

Leider auch, daß unsere Zeit nicht ganz reif ist, mein Traumbild republicanischer Freiheit zu verwirklichen.

Die Römer müssen erst wieder zu Catonen werden, dies Geschlecht muß aussterben und ich erkenne, daß Rom einstweilen nur unter dem Schilde Justinians Schutz findet gegen die Barbaren.

Drum wollen wir uns diesem Schilde beugen — einstweilen.“

„Nicht übel!“ dachte Prokop, „der Kaiser soll sie solange schützen, bis sie stark genug sind, ihn zum Dant davon zu jagen.“

„Das sind Träume, mein Präfect,“ sagte Belifar mitleidig, „was haben sie für praktische Folgen?“

„Die, daß Rom nicht mit gebundenen Händen, ohne Bedingung, der Willkür des Kaisers überliefert werden soll.“

Justinian hat nicht nur Belifar zum Diener.

Denke, wenn der herzlose Marses dein Nachfolger würde!“ — die Stirn des Helden faltete sich — „deßhalb will ich dir die Bedingungen nennen, unter denen die Stadt Cäsars dich und dein Heer in ihre Mauern aufnehmen wird.“

Aber das war Belifar zu viel.

Zürnend sprang er auf, sein Antlitz glühte, sein Auge blitzte.

„Präfect von Rom,“ rief er mit seiner rollenden Löwenstimme, „du vergißt dich und deine Stellung.“

Morgen brech' ich auf mit meinem Heer von siebzig tausend Mann nach Rom.

Wer wird mich hindern, einzuziehen in die Stadt, ohne Bedingung?“

„Ich,“ sagte Cethegus ruhig. „Nein, Belifar, ich rase nicht.“

Sieh hier, diesen Plan der Stadt und ihrer Werke.

Dein Feldherrnauge wird rascher, besser als das meine, ihre Stärke erkennen.“

Er zog ein Pergament hervor und breitete es auf dem Zelttische aus.

Belifar warf einen gleichgültigen Blick darauf, aber sofort rief er:

„Der Plan ist irrig!“

Prokop, reiche mir unsern Plan aus jener Capsula. —

Sieh her, diese Gräben sind ja jetzt ausgefüllt, diese Thürme eingefallen, hier die Mauer niedgerissen, diese Thore wehrlos —

Dein Plan stellt sie alle noch in furchtbarer Stärke dar.

Er ist veraltet, Präfect von Rom.“

„Nein, Belisar, der deine ist veraltet: diese Mauern, Gräben, Thore sind hergestellt.“

„Seit wann?“

„Seit Jahresfrist.“

„Von wem?“

„Von mir.“

Betroffen sah Belisar auf den Plan.

Antonina's Blick hing ängstlich an den Zügen ihres Gatten.

„Präfect,“ sagte dieser endlich, „wenn dem so ist, so verstehst du den Krieg, den Festungskrieg.“

Aber zum Krieg gehört ein Heer und deine leeren Wälle werden mich nicht aufhalten.“

„Du wirst sie nicht leer finden.“

Du wirst einräumen, daß mehr als zwanzig Tausend Mann Rom, nämlich dies mein Rom hier auf dem Plan, über Jahr und Tag selbst gegen Belisar zu halten vermögen.

Gut: so wisse denn, daß jene Werke in diesem Augenblick von fünfunddreißig Tausend Bewaffneten gedeckt sind.“

„Sind die Gothen zurück?“ rief Belisar.

Prokop trat erstaunt näher.

„Mein, jene fünfunddreißig Tausend stehen unter meinem Befehl.“

Ich habe seit Jahren die lang verweichlichten Römer zu den Waffen zurückgerufen und unablässig in den Waffen geübt.

So habe ich zur Zeit dreißig Cohorten, jede fast zu tausend Mann, schlagfertig.“

Belisar bekämpfte seinen Unmuth und suchte verächtlich die Achseln.

„Ich geb' es zu.“ — fuhr Cethegus fort — „diese Scharen würden in offner Feldschlacht einem Heere Belisars nicht stehen.“

Aber ich versichre dich: von diesen Mauern herab werden sie ganz tüchtig fechten.

Außerdem hab' ich aus meinen Privatmitteln sieben Tausend auserlesne isaurische und abasgische Söldner geworben und allmählig in kleinen Abtheilungen ohne Aufsehen nach Ostia, nach Rom und in die Umgegend gebracht.

Du zweifelst? hier sind die Listen der dreißig Cohorten, hier der Vertrag mit den Isauriern.

Du siehst deutlich, wie die Sachen stehen.

Entweder du nimmst meine Bedingung an: — dann sind jene fünfunddreißig Tausend dein, dein ist Rom, mein Rom, dieses Rom auf dem Plan, von dem du sagtest, es sei von furchtbarer Stärke, und dein ist Cethegus.

Oder du verwirffst meine Bedingung: dann ist dein

ganzer Siegeslauf, dessen Gelingen auf der Raschheit deiner Bewegung ruht, gehemmt.

Du mußt Rom belagern, viele Monde lang.

Die Gothen haben alle Zeit, sich zu sammeln.

Wir selber rufen sie zurück: sie ziehen in dreifacher Uebermacht zum Entsatz der Stadt heran, und nichts errettet dich vom Verderben als ein Wunder."

„Oder dein Tod in diesem Augenblick, du Teufel,“ donnerte Belisar, und riß, seiner nicht mehr mächtig, das Schwert aus der Scheide.

„Auf, Prokop, in des Kaisers Namen! Ergreife den Verräther! Er stirbt in dieser Stunde!“

Entsetzt, unschlüssig trat Prokop zwischen die Beiden, indeß Antonina ihrem Gatten in den Arm fiel und seine rechte Hand zu fassen suchte.

„Seid ihr mit im Bunde?“ schrie der Ergrimnte.

„Wachen, Wachen herbei!“

Aus jeder der beiden Thüren traten zwei Lanzen-träger in das Zelt: aber noch zuvor hatte sich Belisar von Antonina losgerissen und mit dem linken Arm den starken Prokop, als wär' er ein Kind, zur Seite geschleudert.

Mit dem Schwert zu furchtbarem Stoß ausholend, stürzte er auf den Präfecten los.

Aber plötzlich hielt er inne und senkte die Waffe, die schon des Bedrohten Brust streifte.

Denn unbeweglich, wie eine Statue, ohne eine Miene zu verziehen, den kalten Blick durchbohrend auf den

Wüthenden gerichtet, war Cethegus stehen geblieben, ein Lächeln unfäglicher Verachtung um die Lippen.

„Was soll der Blick und dieses Lachen?“ fragte Belifar innehaltend.

Prokop winkte leise den Wachen, abzutreten.

„Mitleid mit deinem Feldherrnrühm, den ein Augenblick des Vähzorns für immer verderben sollte.

Wenn dein Stoß traf, warst du verloren.“

„Ich!“ lachte Belifar? „Ich sollte meinen du.“

„Und du mit mir.“

Glaubst du, ich stecke tolldreist den Kopf in den Rachen des Löwen?

Daß einem Helden deiner Art zu allererst der feine Einfall kommen werde, dich mit einem guten Schwertstreich herauszuhauen, das voraus zu sehen war nicht schwer.

Dagegen hab' ich mich geschützt.

Wisse: seit diesem Morgen ist in Folge eines versiegelten Auftrages, den ich zurückließ, Rom in den Händen, in der Gewalt meiner blindergebenen Freunde.

Das Grabmal Hadrians, das Capitol und alle Thore und Thürme der Umwallung sind besetzt von meinen Sauriern und Legionaren.

Meinen Kriegstribunen, todesmuthigen Jünglingen, hab' ich diesen Befehl hinterlassen für den Fall, daß du ohne mich vor Rom eintriffst.“

Er reichte Prokop eine Papyrosrolle.

Dieser las:



„An Lucius und Marcus die Vicinier Cethegus der Präfect.

Ich bin gefallen, ein Opfer der Tyrannei der Byzantiner.

Rächet mich! Rufft sofort die Gothen zurück.

Ich fordre es bei eurem Eid.

Besser die Barbaren als die Schergen Justinians.

Haltet euch bis auf den letzten Mann.

Uebergibt die Stadt eher den Flammen als dem Heer des Tyrannen.“

„Du siehst also,“ fuhr Cethegus fort, „daß dir mein Tod die Thore Roms nicht öffnet, sondern für immer sperrt.“

Du mußt die Stadt belagern: oder mit mir abschließen.“

Belisar warf einen Blick des Zornes, aber auch der Bewunderung auf den kühnen Mann, der ihm mitten unter seinen Tausenden Bedingungen vorschrieb.

Dann steckte er das Schwert ein, warf sich unwillig auf seinen Stuhl und fragte:

„Welches sind deine Bedingungen für die Uebergabe?“

„Nur zwei.

Erstens giebst du mir Befehl über einen kleinen Theil deines Heeres.

Ich darf keinen Byzantinern kein Fremder sein.“

„Zugestanden. Du erhältst als Archon zwei tausend Mann illyrischen Fußvolks und ein tausend saracenische und maurische Reiter. Genügt das?“

„Vollkommen.“

Zweitens.

Meine Unabhängigkeit vom Kaiser und von dir ruht einzig auf der Beherrschung Roms.

Diese darf durch deine Anwesenheit nicht aufhören.

Deßhalb bleibt das ganze rechte Tiberufer mit dem Grabmal Hadrians, auf dem linken aber das Capitol, die Umwallung im Süden bis zum Thore Sanct Pauls einschließlic, bis zum Ende des Krieges in der Hand meiner Psaurier und Römer; von dir aber wird der ganze Rest der Stadt auf dem linken Tiberufer besetzt, von dem flaminischen Thor im Norden bis zum appischen Thor im Süden.“

Belisar warf einen Blick auf den Plan.

„Nicht übel gedacht! Von jenen Punkten aus kannst du mich jeden Augenblick aus der Stadt drängen oder den Fluß absperren. Das geht nicht an.“

„Dann rüste dich zum Kampf mit den Gothen und mit Cethegus zusammen vor den Mauern Roms.“

Belisar sprang auf.

„Geht! laßt mich allein mit Prokop!

Cethegus, erwarte meine Entscheidung.“

„Bis morgen, sagte dieser.

Bei Sonnenaufgang fehr' ich nach Rom zurück, mit deinem Heer oder — allein.“

Wenige Tage darauf zog Belisar mit seinem Heer in der ewigen Stadt ein durch das asinarische Thor.

Endloser Jubel begrüßte den Befreier, Blumenregen überschüttete ihn und seine Gattin, die auf einem zierlichen Zelter an seiner Linken ritt.

Alle Häuser hatten ihren Festschmuck von Teppichen und Kränzen angethan.

Aber der Gefeierte schien nicht froh: verdrossen senkte er das Haupt und warf finstre Blicke nach den Wällen und dem Capitol, von welchen, den alten römischen Adlern nachgebildet, die Banner der städtischen Legionare, nicht die Drachen-Fahnen von Byzanz, hernieder schauten.

Am asinarischen Thor hatte der junge Lucius Vicinius den Vortrapp des kaiserlichen Heeres zurück gewiesen: und nicht eher hob sich das wuchtige Fallgitter, bis neben Belisars Rothschweif, getragen von seinem prachtvollen Kappen, Cethegus der Präfect erschienen war.

Lucius staunte über die Verwandlung, die mit seinem bewunderten Freunde vorgegangen.

Die kalte, strenge Verschlossenheit war gewichen: er erschien größer, jugendlicher: ein leuchtender Glanz des Sieges lag auf seinem Antlitz, seiner Haltung und seiner Erscheinung.

Er trug einen hohen, reichvergoldeten Helm, von dem der purpurne Rossschweif niederwallte bis auf den Panzer: dieser aber war ein kostbares Kunstwerk aus Athen und zeigte auf jeder seiner Rundplatten ein fein gearbeitetes Relief von getriebnem Silber, jedes einen Sieg der Römer darstellend.

Der Siegesausdruck seines leuchtenden Gesichts, seine stolze Haltung und sein schimmernder Waffenschmuck überstrahlte, wie Belisar, den kaiserlichen Magister Militum selbst, so das glänzende Gefolge von Heerführern, welches

sich, geführt von Johannes und Prokop, hinter den beiden angeschlossen.

Und dies Ueberstrahlen war so augenfällig, daß sich, sowie der Zug einige Straßen durchmessen hatte, der Eindruck auch der Menge mittheilte und der Ruf „Cethegus!“ bald so laut und lauter als der Name „Belisar“ erkörnte.

Das feine Ohr Antonina's fing an, dies zu bemerken: mit Unruhe lauschte sie bei jeder Stockung des Zugs auf das Rufen und Reden des Volks.

Als sie die Thermen des Titus hinter sich gelassen und bei dem flavischen Amphitheater die sacra Via erreicht hatten, wurden sie durch das Wogen der Menge zum Verweilen gezwungen: ein schmaler Triumphbogen war errichtet, den man nur langsam durchschreiten konnte.

„Sieg dem Kaiser Justinian und Belisarius, seinem Feldherrn,“ stand darauf geschrieben.

Während Antonina die Aufschrift las, hörte sie einen Alten, der wenig in den Lauf der Dinge eingeweiht schien, an seinen Sohn, einen der jungen Legionare des Cethegus, Fragen um Auskunft stellen.

„Also, mein Gajus, der Finstre mit dem verdrießlichen Gesicht auf dem Noth-Sched —“

„Ja, das ist Belisarius, wie ich dir sage,“ antwortete der Sohn.

„So? nun — aber der stattliche Held, ihm zur Linken, mit dem triumphirenden Blick, der auf dem Rappen, das ist gewiß Justinianus selbst, sein Herr, der Imperator?“

„Beieibe, Vater! der sitzt ruhig in seiner goldnen Hofburg zu Byzanz und schreibt Gesetze.

Nein, das ist ja Cethegus, unser Cethegus, mein Cethegus, der Präfect, der mir das Schwert geschenkt.

Ja, das ist ein Mann.

Licinius, mein Tribun, sagte neulich: wenn der nicht wollte, Belisar sähe nie ein römisches Thor von Innen.“

Antonina gab ihrem Apfelschimmel einen heftigen Schlag mit dem Silberstäbchen und sprengte rasch durch den Triumphbogen.

Cethegus geleitete den Feldherrn und dessen Gattin bis an den Palast der Pincier, der prachtvoll zu ihrer Aufnahme in Stand gesetzt war.

Hier verabschiedete er sich, den byzantinischen Heerführern seinen Beistand zu leihen, die Truppen theils in den Häusern der Bürger und den öffentlichen Gebäuden, theils vor den Thoren in Zelten unterzubringen.

„Wenn du dich von den Mühen und Ehren dieses Tages erholt, Belisarius, erwarte ich dich und Antonina und deine ersten Heerführer zum Mahl in meinem Hause.“

Nach einigen Stunden erschienen Marcus Licinius, Piso und Balbus, die Geladenen abzuholen.

Sie begleiteten die Sänfte, in denen Antonina und Belisar getragen wurden, die Heerführer gingen zu Fuß.

„Wo wohnt der Präfect?“ fragte Belisar beim Einsteigen in die Sänfte.

„So lang du hier bist: Tags im Grabmal Hadrians, und Nachts — auf dem Capitol.“

Belisar stutzte.

Der kleine Zug näherte sich dem Capitol.

Mit Staunen sah der Feldherr alle die Werke und Wälle, die seit mehr denn zweihundert Jahren in Schutt gelegen waren, zu gewaltiger Stärke wieder hergestellt.

Nachdem sie durch einen langen, schmalen und dunkeln Zickzackgang, den engen Zugang zu der Beste, sich gewunden, gelangten sie an ein gewaltiges Eisenthor, das fest geschlossen war, wie in Kriegszeit.

Marcus Licinius rief die Wachen an.

„Gieb die Losung!“ sprach eine Stimme von Innen.

„Cäsar und Cethegus!“ antwortete der Kriegstribun.

Da sprangen die Thorflügel auf: ein langes Spalier der römischen Legionare und der isaurischen Söldner ward sichtbar, letztere in Eisen gehüllt bis an die Augen und mit Doppelärzten bewaffnet.

Lucius Licinius stand an der Spitze der Römer, mit gezücktem Schwert in der Hand: Sandil, der isaurische Häuptling, an der Spitze seiner Landsleute.

Einen Augenblick blieben die Byzantiner unentschlossen stehen, von dem Eindruck dieser Machtentfaltung von Granit und Eisen überwältigt.

Da wurde es hell in dem matt erleuchteten Raum: man vernahm Musik aus dem Hintergrund des Ganges: und, von Fackelträgern und Flötenspielern begleitet, nahte Cethegus, ohne Rüstung, einen Kranz auf dem Haupt,

wie ihn der Wirth eines Festgelages zu tragen pflegte, im reichen Hausgewand von Ppurseide.

So trat er lächelnd vor und sprach:

„Willkommen! und Flötenspiel und Tubaschall verkünde laut: daß die schönste Stunde meines Lebens kam: Belisar, mein Gast im Capitol.“

Und unter schmetterndem Klang der Trompeten führte er den Schweigenden in die Burg.

---

## Vierzehntes Capitel.

---

Während dieser Vorgänge bei den Römern und Byzantinern bereiteten sich auch auf Seite der Gothen entscheidende Ereignisse vor.

In Eilmärschen waren Herzog Guntharis und Graf Arabad von Florentia, wo sie eine kleine Besatzung zurückließen, mit ihrer gefangenen Königin nach Ravenna aufgebrochen.

Wenn sie diese für uneinnehmbar geltende Beste vor Witichis, der heftig nachdrängte, erreichten und gewannen, so mochten sie dem König jede Bedingung vorschreiben.

Zwar hatten sie noch einen starken Vorsprung und hofften, die Verfolger durch die Belagerung von Florentia noch eine gute Weile aufzuhalten.

Aber sie blüßten jenen Vorsprung beinahe völlig dadurch ein, daß die auf der nächsten Straße nach Ravenna gelegnen Städte und Castelle sich für Witichis erklärten und so die Rebellen nöthigten, auf großem Umweg im rechten Winkel zuerst nördlich nach Bononia (Bologna),



das zu ihnen abgefallen war, und dann erst östlich nach Ravenna zu marschiren.

Gleichwohl war, als sie in der Sumpflandschaft der Seefestung anlangten und nur noch einen halben Tagesmarsch von ihren Thoren entfernt waren, von dem Heer des Königs nichts zu sehen.

Guntharis gönnte seinen stark ermüdeten Truppen den Rest des ohnehin schon gegen Abend neigenden Tages und schickte nur eine kleine Schar Reiter unter seines Bruders Befehl voraus, den Gothen in der Festung ihre Ankunft zu verkünden.

Aber schon in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages kam Graf Arabad mit seiner stark gelichteten Reiter-schar flüchtend in's Lager zurück.

„Bei Gottes Schwert,“ rief Guntharis, „wo kommst du her?“

„Von Ravenna kommen wir.“

Wir hatten die äußersten Werke der Stadt erreicht und Einlaß begehrt, wurden aber entschieden abgewiesen, obwohl ich selbst mich zeigte und den alten Grippa, den Grafen von Ravenna, rufen ließ.

Der erklärte trotzig, morgen würden wir seine und der Gothen in Ravenna Entscheidung erfahren: wir sowohl wie das Heer des Königs, dessen Spitzen sich bereits von Südosten her der Stadt näherten.“

„Unmöglich!“ rief Guntharis ärgerlich.

„Mir blieb nichts übrig, als abzuziehen, so wenig ich dies Benehmen unsers Freundes begriff.“

Die Nachricht von der Nähe des Königs hielt auch

ich für eine leere Drohung des Alten, bis meine im Sünden der Stadt schwärmenden Reiter, die nach einer trocknen Beiwachtstelle suchten, plötzlich von feindlichen Reitern unter dem schwarzen Grafen Teja von Tarentum mit dem Ruf: „Heil König Witichis!“ angegriffen und nach scharfem Gefecht zurückgeworfen wurden.

„Du rasest,“ rief Guntharis. „Haben sie Flügel? ist Florentia aus ihrem Wege fortgeblasen?“

„Nein! aber ich erfuhr von picentinischen Bauern, daß Witichis auf dem Küstenweg über Auximum und Ariminum nach Ravenna eilt.“

„Und Florentia ließ er im Rücken, unbezwungen? Das soll ihm schlecht bekommen.“

„Florentia ist gefallen!“

Er schickte Hildebad gegen die Stadt, der sie im Sturme nahm.

Er rannte mit eigener Hand das Markthor ein — der wüthige Stier!“

Mit finstrier Miene vernahm Herzog Guntharis diese Unglücksbotschaften; aber rasch faßte er seinen Entschluß.

Er brach sofort mit all seinen Truppen gegen die Stadt auf, sie durch einen raschen Streich zu nehmen.

Der Ueberfall mißlang.

Aber die Rebellen hatten die Befriedigung, zu sehen, daß die Festung, deren Besitz den Bürgerkrieg entschied, wenigstens auch dem Feind sich nicht geöffnet hatte.

Im Südosten vor der Hafenstadt Classis hatte sich der König gelagert.

Des Herzogs Guntharis geübter Blick erkannte als-

bald, daß auch die Sümpfe im Nordwesten eine sichere Stellung gewährten, und rasch schlug er hier ein wohlverschanztes Lager auf.

So hatten sich die beiden Parteien, wie zwei ungestüme Freier um eine spröde Braut, hart an beide Seiten der gothischen Königsstadt gedrängt, welche Keinem ein günstiges Gehör schenken zu wollen schien.

Tags darauf gingen zwei Gesandtschaften, aus Ravennaten und Gothen bestehend, aus dem nordwestlichen und aus dem südöstlichen Thor der Festung, dem Thor des Honorius und dem des Theoderich, und brachten, jene in das Lager der Rebellen, diese zu den Königlichen, den verhängnißvollen Entscheid von Ravenna.

Dieser mußte sehr seltsam lauten.

Denn die beiden Heerführer, Guntharis und Witichis, hielten ihn in merkwürdiger Uebereinstimmung streng geheim und sorgten eifrig dafür, daß kein Wort davon unter ihre Truppen gelangte.

Die Gesandten wurden sofort aus den Feldherrnzelten beider Lager unter Bedeckung von Heerführern, welche jede Unterredung mit den Heermännern verwehrten, nach den Thoren der Stadt zurückgebracht.

Aber auch sonst war die Wirkung der Botschaft in den Heerlagern auffallend genug.

Bei den Rebellen kam es zu einem heftigen Streit zwischen den beiden Führern: dann zu einer sehr lebhaften Unterredung von Herzog Guntharis mit seiner schönen Gefangenen, welche, wie es hieß, nur durch Graf

Arahad vor dem Zorne seines Bruders geschützt worden war.

Darauf versank das Lager der Rebellen in die Ruhe der Rathlosigkeit.

Folgenreicher war das Erscheinen der ravennatischen Gesandten in dem Lager gegenüber.

Die erste Antwort, welche König Witichis auf die Botschaft erließ, war der Befehl zu einem allgemeinen Sturm auf die Stadt.

Ueberrascht vernahmen Hildebad und Teja, vernahm das ganze Heer diesen Auftrag.

Man hatte gehofft, in Bälde die Thore der starken Festung sich freiwillig aufstun zu sehn.

Gegen das gothische Herkommen und ganz gegen seine sonst so leutselige Art gab der König Niemand, auch seinen Freunden nicht, Rechenschaft von der Mittheilung der Gesandten und von den Gründen dieses zornigen Angriffs.

Schweigend, aber kopfschüttelnd und mit wenig Hoffnung auf Erfolg, rüstete sich das Heer zu dem unvorbereiteten Sturm: er ward blutig zurückgeschlagen.

Bergebens trieb der König seine Gothen immer wieder auf's Neue die steilen Felswälle hinan.

Bergebens bestieg er, dreimal der Erste, die Sturmleitern: vom frühen Morgen bis zum Abendroth hatten die Angreifer gestürmt ohne Fortschritte zu machen: die Festung bewährte ihren alten Ruhm der Unbezwingbarkeit.

Und als endlich der König, von einem Schleuderstein

schwer betäubt, aus dem Getümmel getragen wurde, führten Teja und Hildebad die ermüdeten Scharen in's Lager zurück.

Die Stimmung des Heeres in der darauf folgenden Nacht war sehr trübe und gedrückt.

Man hatte empfindliche Verluste zu beklagen und nichts gewonnen, als die Ueberzeugung, daß die Stadt mit Gewalt nicht zu nehmen sei.

Die gothische Besatzung von Ravenna hatte neben den Bürgern auf den Wällen gekämpft; der König der Gothen lag belagernd vor seiner Residenz, vor der besten Festung seines Reiches, in welcher man Schutz und die Zeit zur Rüstung gegen Belisar zu finden gehofft!

Das Schlimmste aber war, daß das Heer die Schuld des ganzen Unglücks-Kampfes, die Nothwendigkeit des Bruderstreits auf den König schob.

Warum hatte man die Verhandlung mit der Stadt plötzlich abgebrochen?

Warum nicht wenigstens die Ursache dieses Abbrechens, war sie eine gerechte, dem Heere mitgetheilt?

Warum scheute der König das Licht?

Mißmuthig saßen die Leute bei ihren Wachtfeuern oder lagen in den Zelten, ihre Wunden pflegend, ihre Waffen scheidend: nicht, wie sonst, scholl Gesang der alten Heldenlieder von den Lagertischen, und wenn die Führer durch die Zeltgassen schritten, hörten sie manches Wort des Aergers und des Zornes wider den König.

Gegen Morgen traf Hildebad mit seinen Tausendsthaften von Florentia her im Lager ein.

Er vernahm mit zornigem Schmerz die Kunde von der blutigen Schlappe und wollte sofort zum König; aber da dieser noch bewußtlos unter Hildebrands Pflege lag, nahm ihn Graf Teja in sein Zelt, und beantwortete seine unwilligen Fragen.

Nach einiger Zeit trat der alte Waffenmeister ein, mit einem Ausdruck in den Zügen, daß Hildebad erschrocken von seinem Bärenfell, das ihm zum Lager diente, aufsprang und auch Teja hastig fragte:

„Was ist mit dem König? Seine Wunde? Stirbt er?“

Der Alte schüttelte schmerzlich sein Haupt: „Nein: aber wenn ich richtig rathe, wie ich ihn kenne und sein wackres Herz, wär' ihm besser, er stürbe.“

„Was meinst du? was ahnest du?“

„Still, still,“ sprach Hildebrand traurig, sich setzend, „armer Witichis! es kommt noch, fürcht' ich, früh genug zur Sprache.“

Und er schwieg.

„Nun,“ sagte Teja, „wie liehest du ihn?“

„Das Wundfieber hat ihn verlassen, dank meinen Kräutern.“

Er wird morgen wieder zu Rosß können.

Aber er sprach wunderbare Dinge in seinen wirren Träumen — ich wünsche ihm, daß es nur Träume sind, sonst: weh dem treuen Manne.“

Mehr war aus dem verschloßnen Alten nicht zu erforschen.

Nach einigen Stunden ließ Witichis die drei Heerführer zu sich rufen.

Sie fanden ihn zu ihrem Staunen in voller Rüstung, obwohl er sich im Stehen auf sein Schwert stützen mußte; seitwärts auf einem Tisch lag sein königlicher Kronhelm und der heilige Königsstab von weißem Eschenholz mit goldner Kugel.

Die Freunde erschrafen über den Verfall dieser sonst so ruhigen, männlich schönen Züge.

Er mußte innerlich schwer gekämpft haben.

Diese kernige, schlichte Natur aus Einem Guß konnte ein Ringen zweifelvoller Pflichten, widerstreitender Empfindungen nicht ertragen.

„Ich hab' euch rufen lassen,“ sprach er mit Anstrengung, „meinen Entschluß in dieser schlimmen Lage zu vernehmen und zu unterstützen.“

Wie groß ist unser Verlust in diesem Sturm?“

„Dreitausend Tote,“ sagte Graf Teja sehr ernst.

„Und über sechstausend Verwundete,“ fügte Hildebrand hinzu.

Witichis drückte schmerzlich die Augen zu.

Dann sprach er: „Es geht nicht anders.“

Teja, gieb sogleich Befehl zu einem zweiten Sturm.“

„Wie? Was?“ riefen die drei Führer wie aus Einem Munde

„Es geht nicht anders,“ widerholte der König.

„Wie viele Tausendschaften führst du uns zu, Hildebrand?“

„Drei, aber sie sind todtmüde vom Marsch. Heut' können sie nicht fechten.“

„So stürmen wir wieder allein,“ sagte Witichis nach seinem Speer langend.

„König,“ sagte Teja, „wir haben gestern nicht einen Stein der Festung gewonnen und heute hast du neuntausend weniger“ —

„Und die Unverwundeten sind matt, ihre Waffen und ihr Muth zerbrochen.“

„Wir müssen Ravenna haben!“

„Wir werden es nicht mit Sturm nehmen!“ sagte Graf Teja.

„Das wollen wir sehen!“ meinte Witichis.

„Ich lag vor der Stadt mit dem großen König,“ warnte Hildebrand: „er hat sie siebzimal umsonst bestürmt: wir nahmen sie nur durch Hunger — nach drei Jahren.“ —

„Wir müssen stürmen,“ sagte Witichis, „gebt den Befehl.“

Teja wollte das Zelt verlassen.

Hildebrand hielt ihn.

„Bleib,“ sagte er, „wir dürfen ihm nichts verschweigen. König! die Gothen murren: sie würden dir heut' nicht folgen: der Sturm ist unmöglich.“

„Steht es so?“ sagte Witichis bitter. „Der Sturm ist unmöglich?“

Dann ist nur eins noch möglich: der Weg, den ich gestern schon hätte einschlagen sollen — dann lebten jene dreitausend Gothen noch.

Geh, Hildebad, nimm dort Krone und Stab!

Geh in's Lager der Rebellen, lege sie dem jungen



Arahad zu Füßen: er soll sich mit Matafwintha vermählen; ich und mein Heer, wir grüßen ihn als König.“

Und er warf sich erschöpft auf's Lager.

„Du sprichst wieder im Wundstieber,“ sagte der Alte.

„Das ist unmöglich!“ schloß Teja.

„Unmöglich! Alles unmöglich? der Kampf unmöglich? und die Entfagung?“

Ich sage dir, Alter: es giebt nichts Andres nach der Botschaft aus Ravenna.“

Er schwieg.

Die drei warfen sich bedeutende Blicke zu.

Endlich sagte der Alte:

„Wie lautet sie? vielleicht findet sich doch ein Ausweg? Acht Augen sehen mehr als zwei.“

„Nein,“ sagte Witichis, „hier nicht, hier ist nichts zu sehen: sonst hätt' ich's euch längst gesagt: aber es konnte zu nichts führen.“

Ich hab's allein erwogen.

Dort liegt das Pergament aus Ravenna, aber schweigt vor dem Heer.“

Der Alte nahm die Rolle und las: „Die gothischen Krieger und das Volk von Ravenna an den Grafen Witichis von Fäfulä“ —

„Die Frechen,“ rief Hildebad dazwischen.

„Den Herzog Guntharis von Tusciem und den Grafen Arahad von Afta:

Die Gothen und die Bürger dieser Stadt erklären den beiden Heerlagern vor ihren Thoren, daß sie, getreu dem erlauchten Hause der Amelungen und eingedenk der

unvergeßlichen Wohlthaten des großen Königs Theoderich, bei diesem Herrscherstamm ausharren werden, solange noch ein Reis desselben grünt. Wir erkennen deswegen nur Matafwintha als Herrin der Gothen und Italier an: nur der Königin Matafwintha werden wir diese festen Thore öffnen und gegen jeden andern unsre Stadt bis zum Aeußersten vertheidigen.“

„Diese Rasenden,“ jagte Graf Teja.

„Unbegreiflich,“ versetzte Hildebad.

Aber Hildebrand faltete das Pergament zusammen und sagte: „Ich begreife es wohl.“

Was die Gothen anlangt, so wißt ihr, daß Theoderichs ganze Gefolgschaft die Besatzung der Stadt bildet; diese Gefolgen aber haben dem König geschworen, seinem Stamm nie einen fremden König vorzuziehen: auch ich hab' diesen Eid gethan: aber ich habe dabei immer an die Speerseite, nicht an die Spindeln, nicht an die Weiber, gedacht: darum muß' ich damals für Theodahad stimmen: darum konnt' ich nach dessen Verrath Witichis huldigen.

Der alte Graf Grippa von Ravenna nun und seine Gefellen glauben sich auch an die Weiber des Geschlechts durch jenen Eid gebunden: und verlaßt euch drauf, diese grauer Kecken, die ältesten im Gothenreich und Theoderichs Waffengenossen, lassen sich in Stücke hauen, Mann für Mann, eh' sie von ihrem Eide lassen, wie sie ihn einmal deuten.

Und, bei Theoderich: sie haben recht.

Die Ravennaten aber sind nicht nur dankbar, sondern

auch schlau: sie hoffen, Gothen und Byzantiner sollen unsern Strauß vor ihren Wällen ausfechten.

Siegt Belisar, der, wie er sagt, Amalastwintha zu rächen kommt, so kann er die Stadt nicht strafen, die zu ihrer Tochter gehalten: und siegen wir, so hat sie die Besatzung in der Burg gezwungen, die Thore zu sperren.“

„Wie immer dem sei, fiel der König ein, ihr werdet jetzt mein Verfahren verstehen.

Erfuhr das Heer von jenem Bescheid, so mochten Viele muthlos werden und zu den Rebellen übergehn, in deren Gewalt die Fürstin ist.

Wir blieben nur zwei Wege: die Stadt mit Gewalt nehmen — oder nachgeben: jenes haben wir gestern vergebens versucht und ihr sagt, man könne es nicht wiederholen.

So erübrigt nur das Andre: nachgeben.

Arabad mag die Jungfrau freien und die Krone tragen; ich will der Erste sein, ihm zu huldigen und mit seinem tapfren Bruder sein Reich zu schirmen.“

„Nimmermehr!“ rief Hildebad, „du bist unser König und sollst es bleiben.

Wie beug' ich mein Haupt vor jenem jungen Fant.

Laß uns morgen hinüber rücken gegen die Rebellen, ich allein will sie aus ihrem Lager treiben und das Königskind, vor dessen Hand wie durch Zauber jene festen Thore aufspringen sollen, in unsre Zelte tragen.“

„Und wenn wir sie haben?“ sagte Graf Teja, „was dann? Sie nützt uns nichts, wenn wir sie nicht als Königin begrüßen.

Willst du das?

Hast du nicht genug an Amalafwintha und Gothe-  
lindis?

Nochmals Weiberherrschaft?"

„Gott soll uns davor schützen!“ lachte Hildebad.

„So denke ich auch,“ sprach der König, „sonst hätt  
ich längst diesen Weg ergriffen.“

„Ei, so laß uns hier liegen und warten bis die  
Stadt mürbe wird.“

„Geht nicht,“ sagte Witichis, „wir können nicht warten.  
In wenigen Tagen kann Belisar von jenen Hügeln  
steigen und nacheinander mich, Herzog Guntharis und die  
Stadt bezwingen: dann ist's dahin, das Reich und Volk  
der Gothen.“

Es giebt nur zwei Wege: Sturm —“

„Unmöglich,“ sprach Hildebrand.

„Oder nachgeben.“

Geh, Teja, nimm die Krone. Ich sehe keinen Ausweg.“

Die beiden jungen Männer zauderten.

Da sprach mit einem ernstern, trauervollen Blick der  
Liebe auf den König der alte Hildebrand:

„Ich sehe den Ausweg, den schmerzvollen, den einzigen.  
Du mußt ihn gehen, mein Witichis, und bricht dir sieben-  
mal das Herz.“

Witichis sah ihn fragend an: auch Teja und Hilde-  
bad staunten ob der Weichheit des felsartigen Alten.

„Geht ihr hinaus,“ fuhr dieser fort, „ich muß allein  
sprechen mit dem König.“

## Fünfzehntes Capitel.

---

Schweigend verließen die beiden Gothen das Zelt und schritten draußen, den Ausgang abwartend, die Lagergasse auf und nieder.

Aus dem Zelt drang hin und wieder Hildebrands Stimme, der in langer Rede den König zu ermahnen und zu drängen schien: und hin und wieder ein Ausruf des Königs.

„Was kann nur der Alte sinnen?“ fragte Hildebad, still haltend, „weißt du's nicht?“

„Ich ahn' es,“ seufzte Teja, „armer Witichis!“

„Zum Teufel, was meinst du?“

„Laß,“ sagte Teja, „es wird bald genug auskommen.“

So verging geraume Zeit.

Häftiger und schmerzlicher klang die Stimme des Königs, der sich der Reden Hildebrands mächtig zu erwehren schien.

„Was quält der Eisbart den wackern Helden?“ rief Hildebad ungeduldig.

„Es ist, als wollt' er ihn ermorden.“

„Ich will hinein und helf' ihm.“

Aber Teja hielt ihn an der Schulter.

„Bleib,“ sagte er. „Es muß wohl sein.“

Während sich Hildebad losmachen wollte, nahte Lärm von Stimmen aus dem obern Ende der Lagergasse.

Zwei Wachen bemühten sich vergebens, einen starken Gothen zurück zu halten, der mit allen Zeichen langen und eiligen Mittes bedeckt, sich gegen das Zelt des Königs drängte.

„Laß mich los,“ rief er, „guter Freund, oder ich schlage dich nieder.“

Und drohend hob er eine wuchtige Keule.

„Es geht nicht.

Du mußt warten.

Die großen Heerführer sind bei ihm im Zelt.“

„Und wären alle großen Götter Walhalls sammt dem Herrn Christus bei ihm im Zelt, ich muß zu ihm.

Erst ist der Mensch Vater und Gatte und dann König. Laß' los, rath' ich dir.“

„Die Stimme kenn' ich,“ sagte Graf Teja, nähertretend — „und den Mann.

Wachis, was suchst du hier im Lager?“

„O Herr,“ rief der treue Knecht, „wohl mir, daß ich euch treffe.

Sagt diesen guten Leuten, daß sie mich loslassen.

Dann brauch' ich sie nicht niederzuschlagen.

Ich muß gleich zu meinem armen Herrn.“

„Laßt ihn los: sonst hält er Wort: ich kenne ihn.

Nun, was willst du bei dem König?“

„Führt mich nur gleich zu ihm.

Ich bring ihm schwarze, schwere Kunde von Weib und Kind.“

„Von Weib und Kind?“ fragte Hildebad erstaunt.

„Ei, hat Witichis ein Weib?“

„Die Wenigsten wissen es,“ sagte Teja.

„Sie verließ fast nie ihr Gut, kam nie zu Hof.“

Fast Niemand kennt sie: aber wer sie kennt, der ehrt sie hoch.

Ich weiß nicht ihresgleichen.“

„Da habt ihr Recht, Herr, wenn ihr je Recht gehabt,“ sprach Wachis mit erstickter Stimme.

„Die arme, arme Frau und ach, der arme Vater.“

Aber laßt mich hinein.

Frau Kauthgund folgt mir auf dem Fuß. Ich muß ihn vorbereiten.“

Graf Teja, ohne weiter zu fragen, schob den Knecht in das Zelt, und folgte ihm mit Hildebad.

Sie trafen den alten Hildebrand ruhig, wie die Nothwendigkeit, auf dem Lager des Königs sitzen, das Kinn mit dem mächtigen Bart in die Hand und diese auf das Steinbeil gestützt.

So saß er unbeweglich und richtete fest die Augen auf den König, der, in höchster Aufregung, mit hastigen Schritten, auf und nieder ging und im Sturm seiner Gefühle die Eintretenden gar nicht bemerkte:

„Nein! nein! niemals! rief er, das ist grausam! frevelhaft! unmöglich!“

„Es muß sein,“ sagte Hildebrand, ohne sich zu rühren.

„Nein, sag' ich,“ rief der König und wandte sich. Da stand Wachis dicht vor ihm.

Er starrte ihn wirr an: da warf sich der Knecht laut weinend vor ihm nieder.

„Wachis,“ rief erschreckend der König, was bringst du? Du kömmt von ihr!

Steh' auf — was ist geschehen?“

„Ach Herr,“ jammerte dieser immer noch knieend, „euch sehen, zerreißt mein Herz!

Ich kann nichts dafür! Ich hab's vergolten und gerächt nach Kräften.“

Da riß ihn Witichis bei den Schultern auf: „Rede, Mensch, was ist zu rächen? Mein Weib —“

„Sie lebt, sie kommt hieher, aber euer Kind“ —

„Mein Kind,“ sprach er erbleichend, Athalwin, was ist mit ihm —?“

„Todt, Herr, — ermordet!“

Da brach ein Schrei wie eines Schwerverwundeten aus des gequälten Vaters Brust.

Er bedeckte das Antlitz mit beiden Händen, theilnehmend traten Teja und Hildebad näher.

Nur Hildebrand blieb unbeweglich und sah starr auf die Gruppe.

Wachis ertrug die lange Pause des Schmerzes nicht.

Er suchte die Hände seines Herrn zu fassen.

Da senkte sie dieser von selbst.

Zwei große Thränen standen auf den braunen Wangen des Helden: er schämte sich ihrer nicht.



„Ermordet!“ sagte er, „mein schuldlos Kind! von den Römern!“

„Die feigen Teufel,“ rief Hildebad.

Teja ballte die Faust und seine Lippen bewegten sich lautlos.

„Calpurnius!“ sprach Witichis mit einem Blick auf Wachis.

„Ja, Calpurnius!“

Die Nachricht von deiner Wahl war auf's Gut gelangt und dein Weib und Sohn in dein Lager entboten.

Wie jauchzte jung Athalwin, daß er nun ein Königssohn sein werde, wie Sigfrid, der den Drachen schlug!

Nun wolle er bald ausziehen auf Abenteuer und auch Drachen schlagen und wilde Riesen.

Da kam der Nachbar von Rom zurück.

Ich merkt' es wohl, daß er noch finstrier sah und neidischer als je und hütete dir Haus und Stall.

Aber das Kind hüten — wer hätte daran gedacht, daß Kinder nicht mehr sicher!“

Witichis schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Der Knabe konnte nicht erwarten, daß er seinen Vater sehen solle im Kriegslager und all' die tausende von gothischen Heermännern und daß er Schlachten solle in der Nähe sehen.

Er warf sein Holzschild weg von Stund an, und sagte: ein Königssohn müsse ein eisernes tragen, zumal in Kriegszeiten.

Und ich mußte ihm ein Jagdmesser suchen und schleifen dazu.

Mit diesem feinem Schwert nun rannte er Frau Kauthgunden jeden Morgen früh davon.

Und fragte sie, „wohin?“ so lachte er: „auf Abenteuer, lieb' Mutter!“ und sprang in den Wald.

Dann kam er Mittags müd und zerrissnen Gewandes heim: und ausgelassen stolz. Aber er sagte kein Wort und meinte nur, er habe Sigfrid gespielt.

Ich hatte aber meine eignen Gedanken.

Und als ich gar einst an feinem Schwert Blutsflecken bemerkte, schlich ich ihn nach zu Walde.

Wichtig, es war, wie ich gedacht.

Ich hatte ihm einst warnend eine Höhle im schroffen Felsgeklüft gezeigt, das steil über den Gießbach hangt, weil dort die giftigen Vipern zu Duzenden nisten.

Er fragte mich damals nach Allem aus: und als ich sagte, jeder Biß sei tödtlich, und gleich gestorben sei eine arme Beerenfammerin, welche der Weißwurm in den nackten Fuß gestochen, da zog er flugs sein Holzschild und wollte mitten darunter springen.

Mit Mühe und schwer erschrocken hielt ich ihn damals ab.

Und jetzt fielen mir die Vipern ein und ich zitterte, daß ich ihm eine Eisenwaffe gegeben.

Und bald fand ich ihn im Walde, mitten im Stein-geklüft, unter Dornen und Gestrüpp: da holte er einen mächtigen Holzschild hervor, den er sich selbst gezimmert und dort versteckt hatte.

Und eine Krone war frisch drauf gemalt.

Und er zog sein Schwert und sprang laut jauchzend in die Höhle.

Ich sah mich um: da lag das riesige Gewürm zu halben Dutzenden von frühern Schlachten her mit zerhauenen Häuption umhergestreut: ich folgte, und so besorgt ich war, ich konnt' ihn nicht stören, wie er so heldenmüthig focht!

Er trieb eine dickgeschwollne Mitter mit Steinwürfen aus ihrem Loch, daß sie sich züngelnd aufringelte: gerade wie sie zischend gegen ihn sprang, warf er blitzschnell den Schild vor und hieb sie mit einem Streich mitten entzwei.

Da rief ich ihn an und schalt ihn herzhast aus.

Er aber sah gar trozig drein und rief:

„Sag's nur der Mutter nicht! denn ich thu's doch! bis der letzte der Drachen todt ist!“

Ich sagte, ich würde ihm sein Schwert nehmen.

„Dann fecht' ich mit dem hölzernen, wenn dir das lieber ist!“ rief er.

„Und welche Schmach für einen Königssohn!“

Da nahm ich ihn die nächsten Tage mit mir zum Einfangen der Kasse auf die Wildweide.

Das vergnügte ihn sehr: und nächstens, dacht' ich, brechen wir auf.

Aber eines Morgens war er mir wieder ent schlüpft und ich ging allein an die Arbeit.

Den Rückweg nahm ich den Fluß entlang, gewiß, ihn an der Felsöhle zu finden.

Aber ihn fand ich nicht.

Nur das Gehäng seines Schwertes zerrissen an den Dornen hängen und seinen Holz-Schild zertreten auf der Erde.

Erschrocken sah ich umher und suchte, aber —“

„Rascher, weiter,“ rief der König.

„Aber?“ fragte Hildebad.

„Aber in den Felsen war nichts zu sehen.“

Da gewahrte ich große Fußspuren eines Mannes im weichen Sande.

Ich folgte ihnen.

Sie führten bis an den steilen Rand des Felsens.

Ich sah hinab.

Und unten“ —

Witichis wankte.

„Ach, mein armer Herr!“

Da lag am Ufer des Flusses hingestreckt die kleine Gestalt.

Wie ich die steilen Felschroffen hinab kam, ich weiß es nicht, im Flug war ich unten —

Da lag er, das kleine Schwert noch fest in der Hand, von den Felspitzen zerrissen, das lichte Haar von Blut überströmt —“

„Halt ein,“ sprach Teja, die Hand auf seine Schultern legend, indeß Hildebad des armen Vaters Hand faßte, der stöhnend auf sein Lager sank.

„Mein Kind, mein süßes Kind, mein Weib!“ rief er.

„Ich fühlte das kleine Herz noch schlagen.“

Wasser aus dem Fluß brachte ihn nochmal zu sich.

Er schlug die Augen auf und erkannte mich.“

„Du bist herabgefallen, mein Kind,“ klagte ich.

„Mein,“ sagte er, „nicht gefallen, geworfen.“

„Ich war starr vor Entsetzen.“

„Calpurnius,“ hauchte er, „trat plötzlich um die Fels-  
ecke, wie ich auf die Vipern einhieb.

„Komm mit mir,“ sagte er und griff nach mir.

Er sah böß aus und falsch.

Ich sprang zurück.

„Komm,“ sagte er, „oder ich binde dich.“

„Mich binden! rief ich. Mein Vater ist der Gothen  
König und der deine.

Wag' es und rühr' mich an!“

Da ward er ganz wüthig und schlug nach mir mit  
dem Stoß und kam näher; ich aber wußte, daß in der  
Nähe unsere Knechte Holz fällten und schrie um Hülfe  
und wich zurück bis an den Rand der Felsen.

Erschrocken sah er sich um.

Denn die Leute mußten mich gehört haben: ihre  
Artschläge ruhten plötzlich.

Doch plötzlich vorspringend, sagte er: „Stirb, kleine  
Matter!“ und stieß mich über den Fels.

Teja biß die Lippen.

„O der Neiding,“ rief Hildebad.

Und Witichis riß sich mit einem Schrei des Schmerzes  
los.

„Mach's kurz,“ sagte Teja.

„Er verlor wieder die Sinne.

Ich trug ihn auf meinen Armen nach Hause zur  
Mutter.

Noch einmal schlug er die Augen auf, in ihrem Schoß.

Ein Gruß an dich war sein letzter Hauch.“

„Und mein Weib — ist sie nicht verzweifelt?“

„Nein, Herr, das ist sie nicht: die ist von Gold, aber auch von Stahl.“

Wie der Knabe die Augen geschlossen, zeigte sie schweigend zum Fenster hinaus, nach Rechts.

Ich verstand sie: dort stand des Mörders Haus.

Und ich waffnete alle deine Knechte und führte sie hinüber zur Rache: und wir legten den ermordeten Knaben auf deinen Schild, und trugen ihn in unsrer Mitte zur Mordklage.

Und Kauthgundis ging mit, ein Schwert in der Hand, hinter der Leiche.

Vor dem Thor der Villa legten wir den Knaben nieder.

Er selbst war entflohn auf dem schnellsten Roß zu Belisar.

Aber sein Bruder und sein Sohn und zwanzig Sklaven standen im Hof: sie wollten eben zu Pferd steigen und ihm folgen.

Wir erhoben dreimal den Mordruf.

Dann brachen wir ein.

Wir haben sie alle erschlagen, alle: und das Haus niedergebrannt über den Bewohnern.

Frau Kauthgundis aber sah dem Allen zu, an der Leiche Wacht haltend, auf ihr Schwert gestützt, und sprach kein Wort.

Und mich schickte sie Tages darauf voraus, nach dir zu suchen.

Sie folgte mir bald darauf, sowie sie die kleine Leiche verbrannt.

Und da ich einen Tag verloren, durch die Rebellen vom nächsten Wege abgesperrt, so kann sie stündlich da sein.“

„Mein Kind, mein Kind, mein armes Weib.

Das ist der erste Ertrag, den mir diese Krone bringt.

Und nun,“ rief er mit aller Heftigkeit des Schmerzes den Alten an, „willst du noch das Grausame fordern, das Untragbare?“

Hildebrand stand langsam auf: „Nichts ist untragbar, was nothwendig ist.

Auch der Winter ist tragbar.

Und das Alter.

Und der Tod.

Sie kommen ohne zu fragen, wollt ihr's tragen?

Sie kommen.

Und wir tragen's.

Weil wir müssen.

Aber ich höre Frauenstimmen und rauschende Gewande.

Gehen wir.“

Witichis wandte sich von ihm zur Thür.

Da stand, unter dem Zeltvorhang, in grauem Gewand und schwarzem Schleier Kauthgundis sein Weib, eine kleine schwarze Marmor-Urne an die Brust drückend.

Ein Ruf liebereichen Schmerzes und schmerzreicher Liebe: — — und die Gatten hielten sich umfangen.

Schweigend verließen die Männer das Zelt.

## Sechszehntes Capitel.

---

Draußen hielt Teja den Alten leise am Mantel zurück:

„Du quälst den König umsonst,“ sagte er.

„Er wird nie darein willigen.“

Er kann's auch nicht.

Setz am Wenigsten.“

„Woher weißt du? —“ unterbrach der Greis.

„Still: ich ahn' es: wie ich alles Unglück ahne.“

„Dann wirst du auch einsehen, daß er muß.“

„Er, — er wird's nie thun.“

„Aber — du meinst sie selbst?“

„Vielleicht!“

„Sie wird,“ sagte Hildebrand.

„Ja, sie ist ein Wunder von einem Weib,“ schloß Teja.

Während in den nächsten Tagen das jetzt kinderlose Par seinem stillen Schmerze lebte und Witichis kaum sein Zelt verließ, geschah es, daß die Vorposten der königlichen Belagerer und die Außenwachen der gothischen Besatzung von Ravenna, den eingetretenen thatsächlichen Waffenstillstand benutzend, in mannfachen Verkehr traten.



Sie warfen sich, scheltend und zankend, gegenseitig die Schuld an diesem Bürgerkriege vor.

Die Belagerer klagten, daß die Besatzung in der höchsten Noth des Reiches dem gewählten König der Gothen seine Königsburg verschlossen.

Die Ravennaten schmähten auf Witichis, der der Tochter der Amaler nicht gönne, was ihr gebühre.

Einer solchen Unterredung hörte unbemerkt der alte Graf Grippa von Ravenna selber zu, der die Munde auf den Wällen machte.

Plötzlich trat er vor und rief zu den Leuten des Witichis hinunter, die ihren König lobten und rühmten:

„So? Ist das auch edel und königlich gehandelt, daß er statt aller Antwort auf unsern billigen Spruch Sturm lief wie ein Rasender?“

Und hatte doch ein so leichtes Mittel, das Gothenblut zu sparen!

Wir wollen ja nur, daß Mataswintha Königin sei! Nun, kann er deßhalb nicht König bleiben?

Ist's ein zu hartes Opfer, mit dem schönsten Weib der Erde, mit der Fürstin Schönhaar, von deren Reiz die Sänger singen auf den Straßen, Thron und Lager zu theilen?

Mußten lieber so viel tausend tapf'rer Gothen sterben? Nun, er soll nur so fort stürmen!

Laß sehn, was eher bricht: sein Eigensinn oder diese Felsen.“

Diese Worte des Alten machten den größten Eindruck auf die Gothen vor den Wällen

Sie wußten nichts zu erwidern zu ihres Königs Vertheidigung.

Von seiner Ehe wußten sie sowenig wie das ganze Heer: daran hatte auch Kauthgundens Anwesenheit im Lager wenig geändert: denn, wahrlich, nicht gleich einer Königin war sie eingezogen.

In großer Erregung eilten sie zurück in's Lager und erzählten, was sie vernommen, wie der Eigensinn des Königs ihre Brüder hingeopfert.

„Darum also hat er die Botschaft aus der Stadt verheimlicht,“ riefen sie!

Bald bildeten sich in jeder Gasse des Lagers Gruppen, lebhaft bewegte, die anfangs leiser, bald immer lauter die Sache besprachen und auf den König schalteten.

Die Germanen jener Zeit behandelten ihre Könige mit einem Freimuth der Rede, welcher die Byzantiner entsetzte.

Hier wirkten der Verdruß über den Rückzug von Rom, die Schmach der Niederlage vor Ravenna, der Schmerz um die geopferten Brüder, der Zorn über sein Geheimthun zusammen, einen Sturm des Unwillens gegen den König zu erregen, der deshalb nicht minder mächtig, weil er noch nicht offen ausgebrochen.

Nicht entging diese Stimmung den Heerführern, wenn sie durch die Gassen des Lagers schritten und bei ihrem Nahen die Drohworte kaum mehr verstummten.

Aber sie konnten die Gefahr nur entfesseln, wenn sie strafend sie bei'm Namen nannten.

Und oft, wenn Graf Teja oder Hildebad beschwich-

tigend einschreiten wollten, hielt sie der alte Waffenmeister zurück.

„Laßt es nur noch anschwellen,“ sagte er: „wenn's genug ist, werd' ichs dämmen.“

„Die einzige Gefahr wäre,“ murmelte er halblaut vor sich hin —

„Daß uns die drüben im Rebellenlager zuvor kämen,“ sagte Teja.

„Richtig, du Alles Errathender

Aber das hat gute Wege.

Ueberläufer erzählen, daß sich die Fürstin standhaft weigert.

Sie droht, sich eher zu tödten als Arahad die Hand zu reichen.“

„Bah,“ meinte Hildebad, „darauf hin würd' ich's wagen.“

„Weil du das leidenschaftliche Geschöpf nicht kennst, das Amelungenkind.

Sie hat das Blut und die Feuerseele Theoderichs und wird auch uns am Ende böses Spiel machen.“

„Witichis ist ein anderer Freier als jener Knabe von Asta,“ flüsterte Teja.

„Darauf vertrau ich auch,“ meinte Hildebad.

„Gönnt ihm noch einige Tage Ruhe, rieth der Alte.

Er muß seinem Schmerz sein Recht anthun: eh' ist er zu nichts zu bringen.

Stört ihn nicht darin: laßt ihn ruhig in seinem Zelt und bei seinem Weibe.

Ich werde sie bald genug stören müssen.“

Aber der Greis sollte bald genöthigt sein, den König

früher und anders als er gemeint aus seinem Schmerz aufzurufen.

Die Volksversammlung zu Negeta hatte gegen diejenigen Gothen welche zu den Byzantinern übergingen, ein Gesetz erlassen, welches schimpflichen Tod drohte.

Solche Fälle kamen zwar im Ganzen selten, aber doch in den Gegenden, wo wenige Germanen unter dichter Bevölkerung lebten und häufige Mischheirathen statt gefunden hatten, häufiger vor.

Der alte Waffenmeister trug diesen Reidingen, welche sich und ihr Volk entehrten, ganz besonderen Zorn.

Er hatte jenes Gesetz beantragt gegen Heeres-Litz und Fahnen-Wechsel.

Noch war eine Anwendung desselben nicht nöthig gewesen und man hatte der Bestimmung fast vergessen.

Plötzlich sollte man ernst genug daran gemahnt werden.

Belisar selbst hatte zwar Rom mit seinem Hauptheer noch nicht verlassen.

Aus mehr als Einem Grunde wollte er vorläufig noch diese Stadt zum Stützpunkt all' seiner Bewegungen in Italien machen.

Aber er hatte den weichenden Gothen zahlreiche Streiffcharen nachgesandt, sie zu verfolgen, zu beunruhigen und insbesondre die zahlreichen Castelle, Burgen und Städte zu übernehmen, in welchen die Italier die barbarischen Besatzungen vertrieben und erschlagen hatten, oder, von keiner Besatzung im Zaum gehalten, einfach zum „Kaiser der Romäer,“ wie er sich auf griechisch nannte, abgefallen waren.

Solche Vorfälle ereigneten sich, besonders seit der gothische König in vollem Rückzug und nach Ausbruch der Rebellion die gothische Sache halb verloren schien, fast alle Tage.

Theils mit, theils ohne den Druck oder die Erscheinung byzantinischer Truppen vor den Thoren ergaben sich viele Schlösser und Städte an Belisar.

Da nun die Meisten doch lieber den Schein einer Nöthigung abwarteten, um, falls die Gothen gleichwohl unverhofft wieder siegen sollten, eine Entschuldigung zu finden, war dies für den Feldherrn ein weiterer Grund, solche kleine Abtheilungen, meist aus Italiern und Byzantinern gemischt, unter Führung der Ueberläufer, welche der Gegend und der Verhältnisse kundig waren, auszusenden.

Und diese Scharen, ermuntert durch den fortgesetzten Rückzug der Gothen, wagten sich weit in's Land: jedes gewonnene Castell wurde ein Ausgangspunct für weitere Unternehmungen.

Eine solche Streifschar hatte jüngst auch Castellum Marcianum gewonnen, welches bei Casena, ganz in der Nähe des königlichen Lagers, eine Felshöhe oberhalb des großen Pinienwaldes krönte.

Der alte Hildebrand, an welchen Witichis seit seiner Verwundung den Oberbefehl abgegeben, sah diese gefährlichen Fortschritte der Feinde und den Verrath der Italier mit Ingrimm: und da er ohnehin die Truppen nicht gegen Herzog Guntharis oder gegen Ravenna beschäftigen wollte, — er hoffte auf eine friedliche Lösung des Kno-

tens — beschloß er, gegen diese kranken Streiffcharen einen züchtigenden Streich zu thun.

Späher hatten gemeldet, daß, am Tage nach Rauthgundens Ankunft im Lager, die neue, byzantinische Besatzung von Castellum Marcianum sogar Cäsena, diese wichtige Stadt, im Rücken des gothischen Lagers, zu bedrohen wagte.

Grimmig schwur der alte Waffenmeister diesen Frechen das Verderben.

Er selbst stellte sich an die Spitze einer Tausendschaft von Reitern, welche in der Stille der Nacht, Stroh um die Hufe der Kasse gewickelt, in der Richtung gegen Cäsena aufbrachen.

Der Ueberfall gelang vollkommen.

Unbemerkt gelangten sie bis in den Wald, an den Fuß des hoch auf dem Fels gelegnen Castells.

Hier vertheilte Hildebrand die Hälfte seiner Reiter auf alle Seiten des Waldes, die andre Hälfte ließ er absteigen und führte sie leise die Felswege des Castells hinan.

Die Wache am Thor ward überrascht und die Byzantiner, von einer überlegnen Macht überfallen, flohen nach allen Seiten den Fels hinab in den Wald, wo der große Theil von den Berittnen gefangen wurde.

Die Flammen des brennenden Schlosses erleuchteten die Nacht.

Eine kleine Gruppe aber zog sich fechtend über das Klüfchen am Fuß des Felsens zurück, über welches nur eine schmale Brücke führte.

Hier wurden die verfolgenden Reiter Hildebrands

von einem Einzelnen aufgehalten, einem Anführer, nach dem Glanz der Rüstung zu schließen.

Dieser hochgewachsne und schlanke, wie es schien noch junge Mann — sein Visir war dicht geschlossen — socht wie ein Verzweifelter, deckte die Flucht der Seinen und hatte schon vier Gothen niedergestreckt.

Da kam der alte Waffenmeister zur Stelle und sah eine Weile den ungleichen Kampf mit an.

„Gieb dich gefangen, tapfrer Mann!“ rief er dem einsamen Krieger zu, „dein Leben sichr' ich dir.“

Bei diesem Ruf suchte der Byzantiner zusammen: einen Augenblick senkte er das Schwert und sah auf den Alten.

Aber schon im nächsten Moment sprang er wüthend vor und wieder zurück: er hatte dem vordersten Angreifer mit gewaltgem Streich den Arm vom Leibe geschlagen.

Entsetzt wichen die Gothen etwas zurück.

Hildebrand ergrimmete.

„Drauf!“ schrie er, vorspringend, „jetzt keine Gnade mehr! Zielt mit den Speeren.“

„Er ist gefeit gegen Eisen!“ rief einer der Gothen, ein Better Teja's, „dreimal hab' ich ihn getroffen — er ist nicht zu verwunden.“

„Meinst du, Aligern?“ lachte der Alte grimmig, „laß sehen, ob er auch gegen Stein gefeit ist.“

Und er schleuderte seinen steinernen Wurfhammer — er war fast der Einzige, der nicht von dieser heidnisch alten Waffe gelassen — saugend gegen den Byzantiner.

Die wuchtige Steinart schlug krachend grad auf den stolz geschweiften Helm und wie blitzgetroffen fiel der Tapfre nieder.

Zwei Männer sprangen rasch hinzu und lösten ihm den Helm.

„Meister Hildebrand,“ rief Aligern erstaunt, „das war kein Byzantiner.“

„Und kein Italier,“ sagte Gunthamund.

„Sieh die Goldlocken — das war ein Gothe!“ meinte Hunibad.

Hildebrand trat hinzu — — und schrak zusammen.

„Fackeln her,“ rief er — „Licht! — — Ja,“ sprach er finster, seinen Steinhammer wieder aufhebend, „das war ein Gothe.“

Und ich! — ich hab’ ihn erschlagen,“ fügte er mit eisiger Ruhe hinzu.

Aber seine Faust zitterte am Hammerschaft.

„Nein, Herr,“ rief Aligern, „er lebt.“

Er war nur betäubt!

Er schlägt die Augen auf.“

„Er lebt?“ fragte der Alte mit Grauen, „das woll’n die Götter nicht!“

„Ja, er lebt!“ wiederholten die Gothen, ihren Gefangnen aufrichtend.

„Dann weh über ihn! und mich! Aber nein! ihn senden die Götter der Gothen in meine Gewalt! Bind’ ihn auf dein Roß, Gunthamund, aber fest! Und wenn er entwischt, gilt es deinen Kopf statt des Seinen. Auf, zu Pferd und nach Hause!“



Im Lager angelangt fragte die Bedeckung den Waffenmeister, was sie für diesen Gefangnen rüsten sollten.

„Einen Bund Stroh für heute Nacht,“ sagte der, „und für morgen früh — einen Galgen.“

Mit diesen Worten ging er in das Zelt des Königs und berichtete den Erfolg seines Zuges.

„Wir haben unter den Gefangnen“ schloß er finster, „einen gothischen Ueberläufer. Er muß hängen, ehe die Sonne morgen niedergeht.“

„Das ist sehr traurig,“ sagte Witichis seufzend.

„Ja, aber nothwendig. Ich berufe das Kriegsgericht der Heerführer auf morgen. Willst du den Vorsitz führen?“

„Nein,“ sagte Witichis, „erlaß mir's: ich bestelle Hildebrand an meiner Statt.“ —

„Nein,“ sagte der Alte, „das geht nicht an. Ich bin Oberfeldherr, so lang du im Zelte liegst: ich fordre den Vorsitz als mein Recht.“

Witichis sah ihn an: „du siehst grimmig und so kalt! Ist's ein alter Feind deiner Sippe?“

„Nein,“ sprach Hildebrand.

„Wie heißt der Gefangne?“

„Wie ich, Hildebrand.“

„Höre, du scheinst ihn zu hassen, diesen Hildebrand! Du magst ihn richten, aber hüte dich vor übertriebener Strenge. Vergiß nicht, daß ich gern begnadige.“

„Das Wohl der Gothen fordert seinen Tod,“ sagte Hildebrand ruhig „und er wird sterben.“ —

## Siebzehntes Capitel.

---

Früh am andern Morgen wurde der Gefangne verhüllten Hauptes hinausgeführt auf eine Wiese, im Norden, „an der kalten Ecke“ des Lagers, wo sich die Heerführer und ein großer Theil der Heermänner versammelt hatten.

„Höre,“ sagte der Gefangne zu einem seiner Begleiter, „ist der alte Hildebrand auf dem Tingplatz?“

„Er ist das Haupt des Tings.“

„Barbaren sind und bleiben sie!

Thu' mir den Gefallen, Freund — ich schenke dir dafür diese purpurne Binde — und geh zu dem Alten.

Sag ihm: ich wüßte, daß ich sterben muß.

Aber er möge doch mir — und mehr noch meinem Geschlecht — hörst du? — meinem Geschlecht — die Schande des Galgens ersparen.

Er möge mir heimlich eine Waffe senden.“

Der Gothe, Gunthamund, ging, Hildebrand zu suchen, der das Gericht bereits eröffnet hatte.

Das Verfahren war sehr einfach.

Der Alte ließ zuerst das Gesetz von Hegeta vor-

lesen, dann von Zeugen feststellen, wie man sich des Gefangnen bemächtigt, darauf diesen selbst vorführen.

Noch immer bedeckte ein Woll sack sein Haupt und seine Schultern.

Eben sollte dieser abgenommen werden, als Gunthamund sich zu Hildebrand drängte und in sein Ohr flüsterte.

„Nein,“ sagte dieser, die Stirn runzelnd. „Ich laß' ihm sagen: die Schmach für sein Geschlecht sei seine That, nicht seine Strafe.“ Und laut fuhr er fort:

„Zeigt das Antlitz des Verräthers! Er ist Hildebrand, der Sohn des Hildegis!“

Ein Ruf des Staunens und Schreckens lief durch die Menge.

„Sein eigener Enkel!“

„Alter, du sollst nicht weiter richten! Du bist grausam gegen dein Fleisch und Blut!“ rief Hildebad aufspringend.

„Nur gerecht, aber gegen Alle,“ sagte Hildebrand, den Stab auf die Erde stoßend.

„Armer Witichis!“ flüsterte Graf Teja.

Aber Hildebad sprang auf und eilte hinweg nach dem Lager.

„Was kannst du für dich vorbringen, Sohn des Hildegis?“ fragte Hildebrand.

Der junge Mann trat hastig vor: sein Antlitz war von Born geröthet, nicht von Scham: keine Spur von Furcht lag auf seinen Zügen: sein langes, gelbes Haar flog im Wind.

Die Menge war von Mitgefühl ergriffen.

Schon der Bericht seines todesmuthigen Widerstandes, dann die Entdeckung seines Namens, endlich jetzt seine Jugend und Schönheit sprachen mächtig für ihn.

Er ließ sein Auge flammend die Reihen durchfliegen, und mit Stolz auf dem Alten haften.

„Ich verwerfe dies Gericht!

Euer Gesetz trifft mich nicht!

Ich bin Römer, kein Gothe!

Mein Vater starb vor meiner Geburt, meine Mutter war eine Römerin, die edle Cloelia.

Diesen barbarischen Alten hab' ich nie als mir verwandt empfunden.

Seine Strenge hab' ich verachtet wie seine Liebe.

Seinen Namen hat er mir, dem Kinde, aufgezungen, mich meiner Mutter entrisen.

Ich aber entlief ihm, sobald ich konnte: nicht Hildebrand, Flavius Cloelius habe ich mich von je genannt.

Römisch waren meine Freunde, römisch von jeher meine Gedanken, römisch mein Leben.

All meine Freunde gingen zu Belisar und Cethegus: sollt' ich zurückbleiben?

Tödtet mich, ihr könnt' es und ihr werdet's.

Aber gesteht, daß es Mord ist, nicht Rechtswollzug.

Ihr richtet keinen Gothen, ihr ermordet einen gefangenen Römer.

Denn römisch ist meine Seele.“

Schweigend, mit gemischten Empfindungen hörte die Menge diese Bertheidigung.

Da erhob sich ingrimmig der Alte, sein Auge sprühte Blitze, seine Hand zitterte, vor Zorn, an dem Stabe.

„Glender!“ schrie er, „du bist eines gothischen Mannes Sohn, das räumst du ein.

So bist du denn ein Gothe: und wenn du dich als Römer fühlst, verdienst du schon dafür, zu sterben.

Sajonen, fort mit ihm, an den Galgen.“

Da trat der Gefangne noch mal an die Schranken der Stufe.

„So sei verflucht,“ schrie er, „du thierisch rohes Volk!

Verflucht, ihr Barbaren allesammt, und zumeist du, Greis, mit dem Wolfsherzen! Glaubt nicht, daß all eure Wildheit euch frommt und eure Grausamkeit!

Sinweggetilgt sollt ihr werden aus diesem schönen Land und keine Spur soll von euch künden.“

Auf einen Wink des Alten warfen ihm die Bannboten wieder eine Hülle um's Haupt und führten ihn ab nach einem Hügel, wo ein starker Eibenbaum aller seiner Zweige und Blätter beraubt war.

Da wurden die Augen der Menge von ihm nach dem Lager abgelenkt, aus welchem Lärm und Hufschlag eilender Kofse nahte.

Es war ein Zug Reiter mit dem königlichen Banner, Witichis und Hildebad an der Spitze.

„Haltet ein,“ rief der König von Weitem, „schont den Enkel Hildebrands: Gnade, Gnade.“

Aber der Alte wies nach dem Hügel.

„Zu spät, Herr König,“ rief er laut, „es ist aus mit dem Verräther.“

So geh es jedem, der seines Volks vergift.

Erst kommt das Reich, König Witichis, und dann kommt Weib und Kind und Kindeskind.“

Groß war der Eindruck dieser That Hildebrands auf das Heer, größer noch auf den König.

Witichis fühlte das Gewicht, welches durch dieses Opfer jede Forderung des Alten gewonnen hatte.

Und mit dem Gefühl, daß jetzt jeder Widerstand viel schwerer geworden, kehrte er in sein Zelt zurück.

Und Hildebrand benützte seinen Vortheil, die Stimmung.

Er trat am Abend mit Teja in das Zelt des Königs.

Schweigend, Hand in Hand saßen die Gatten auf dem Feldbett; auf dem Tisch vor ihnen stand die schwarze Urne, daneben lag eine Goldcapsel nach Art der Amulette an blauem Bande: die kleine römische Bronzelampe verbreitete nur trübes Licht.

Als Hildebrand dem König die Hand reichte, sah ihm dieser ins Antlitz: ein Blick sagte ihm, daß Hildebrand mit dem festen Entschluß eingetreten sei, jetzt seinen Gedanken durchzusetzen um jeden Preis.

Alle Anwesenden schienen stillschweigend von dem Eindruck des bevorstehenden Seelenringens durchschauert.

„Frau Kauthgundis,“ hob der Alte an, „ich habe Hartes mit dem König zu reden.“

Es wird euch kränken, es zu hören.“

Die Frau erhob sich, aber nicht um zu gehen.

Der Ausdruck tiefen Schmerzes und tiefer Liebe zu ihrem Gatten gab den regelmässigen festen Zügen eine edle Weihe.

Sie legte, ohne die Rechte aus der Hand des Gatten zu ziehen, leise die Linke auf seine Schulter.

„Sprich nur fort, Hildebrand, ich bin sein Weib und fordre die Hälfte dieser Härte.“

„Frau,“ — sagte der Alte nochmal.

„Laß sie bleiben,“ sprach der König, „fürchtest du, ihr in's Angesicht deine Gedanken zu sagen?“

„Fürchten? nein! und sollt ich einem Gott in's Antlitz sagen, das Volk der Gothen ist mir mehr als du — ich thät's ohne Furcht: Wisse denn“ —

„Wie? du willst? Schone, schone sie,“ sprach Witichis, den Arm um seine Frau schlingend.

Aber Kauthgundis sah ihn groß und fest an:

„Ich weiß Alles, mein Witichis.“

Wie ich gestern Abend durch's Lager wandelte, unerkannt, im Schutz der Dämmerung, hörte ich die Heer- männer an den Feuern auf dich schelten und diesen Alten hoch erheben.

Ich lauschte und hörte Alles, was dieser fordert und was du weigerst.“

„Und du hast mir nichts gesagt?“

„Hat es doch keine Gefahr.“

Weiß ich doch, daß du dein Weib nicht verstoßen wirst.

Nicht um eine Krone und nicht um jenes zauberschöne Mädchen.

Wer will uns scheiden?

Laß diesen Alten drohn: ich weiß ja doch, es hängt kein Stern am Himmel fester als ich an deinem Herzen.“

Diese Sicherheit wirkte auf den Alten.

Er fürchte die Stirn: „Nicht mit dir hab' ich zu rechten.“

Witichis, ich frage dich vor Teja: — du weißt, wie es steht.

Ohne Ravenna sind wir verloren —

Ravenna öffnet dir nur Mataswinthens Hand —

Willst du diese Hand fassen oder nicht?“

Da sprang Witichis auf.

„Ja, unsre Feinde haben Recht!

Wir sind Barbaren!

Da steht vor diesem fühllosen Alten ein herrlich Weib, an Schmerzen wie an Treue unerreicht, vor ihm steht die Asche unseres gemordeten Kindes und er will von diesem Weib, von dieser Asche weg den Gatten zu neuer Ehe rufen. Nie, niemals!“

„Vor einer Stunde waren Vertreter aller Tausendschaften des Heeres auf dem Weg in dein Zelt,“ sprach der Greis.



„Sie wollten erzwingen, was ich fordere.

Ich hielt sie mit Mühe ab.“

„Laß sie kommen!“ rief Witichis, „sie können mir nur die Krone nehmen, nicht mein Weib.“

Wer die Krone trägt, ist seines Volkes, nicht mehr sein eigen.“

„Hier, — da ergriff Witichis den Kronhelm und legte ihn auf den Tisch vor Hildebrand, — noch einmal geb' ich euch und zum letzten Mal die Krone zurück. —

Ich habe sie nicht verlangt, weiß Gott. —

Sie hat mir nichts gebracht als diese Aschenurne. —

Nehmt sie zurück — laßt König sein wer will und Matafwintha frein.“

Aber Hildebrand schüttelte das Haupt.

„Du weißt, das führt zum sichersten Verderben.

Schon jetzt sind wir in drei Parteien gespalten.

Viele Tausende würden Arahad nie anerkennen.

Du bist's allein, der noch Alles zusammen hält.

Fällst du weg, so lösen wir uns auf, ein Bündel losgebundener Ruthen, die Belisar im Spiele bricht.

Willst du das?“

„Frau Rauthgundis, kannst du kein Opfer bringen für dein Volk!“ sprach Teja näher tretend.

„Auch du, hochsinniger Teja, gegen mich? ist das deine Freundschaft?“

„Rauthgundis,“ sprach dieser ruhig, ich ehre dich vor allen Frauen, hoch und Hohes fordre ich darum von dir.“ —

Hildebrand aber begann, „du bist die Königin dieses Volkes.

Ich weiß von einer Gothenkönigin aus unsrer Ahnen Heidenzeit.

Hunger und Seuchen lasteten auf ihrem Volk.

Ihre Schwerter waren sieglos.

Die Götter zürnten den Gothen.

Da fragte Swanhild die Eichen des Waldes und die Wellen des Meers und sie rauschten zur Antwort:

„Wenn Swanhild stirbt, leben die Gothen.

Lebt Swanhild, so stirbt ihr Volk.“

Und Swanhild wandte den Fuß nicht mehr nach Hause.

Sie dankte den Göttern und sprang in die Fluth.

Aber freilich, das war die Heidenzeit.“

Kauthgundis blieb nicht unbewegt.

„Ich liebe mein Volk,“ sprach sie, „und seit von Athalwin nur diese Locke übrig,“ sie wies auf die Capfel, „glaub' ich, gäb' ich mein Leben für mein Volk.

Sterben will ich — ja,“ rief sie, „aber leben und diesen Mann meines Herzens in andrer Liebe wissen — nein.“

„In andrer Liebe!“ rief Witichis, „wie redest du mir so?

Weißt du's denn nicht, wie ewig dies gequälte Herz nur nach dem Wohlklang deines Namens schlägt?

Hast du's denn nicht empfunden, noch nicht, an dieser Urne nicht, wie ewig unsre Herzen eins?

Was bin ich, ohne deine Liebe?

Reißt mir das Herz aus der Brust, setzt mir ein andres ein: dann etwa laß ich von dieser Seele.

Ja, wahrlich," rief er den beiden Männern zu, „ihr wißt nicht was ihr thut und kennt euren Vortheil schlecht.

Ihr wißt nicht, daß meine Liebe zu diesem Weib und dieses Weibes Liebe das Beste ist am armen Witichis.

Sie ist mein guter Stern.

Ihr wißt nicht, daß ihr zu danken, ihr allein, wenn etwas euch an mir gefällt.

An sie denk' ich im Getümmel der Schlacht und ihr Bild stärkt meinen Arm.

An sie denk ich, an ihre Seele, klar und ruhig, an ihre makellose Treu, wenn's gilt, im Rath das Edelste zu finden. —

O, dieses Weib ist meines Lebens Seele, nehmt sie hinweg und ein Schatte ohne Glück und Kraft ist euer König."

Und in leidenschaftlicher Erregung schloß er Kauthgundis in die Arme.

Sie war erstaunt, selig erschrocken.

Noch nie hatte der stäte, ruhige Mann, der sein Gefühl gern schein in sich verschloß, so von ihr, von seiner Liebe gesprochen.

Nicht, da er um sie warb, wie jetzt, da er sie lassen sollte.

Auf's Mächtigste erschüttert sank sie an seine Brust:

„Dank, Dank, Gott, für diese Schmerzensstunde," flüsterte sie, „ja, jetzt weiß ich, dein Herz, deine Seele sind ewig mein."

„Und bleiben dein,“ sagte Teja leise, „wenn auch eine Andre seine Königin heißt!

Sie theilt nur seine Krone, nicht sein Herz.“

Das schlug tief in Kauthgundis Seele.

Sie sah, ergriffen von diesem Wort, mit großen Augen auf Teja.

Hildebrandt erkannte es wohl und sann darauf, jetzt seinen Hauptschlag zu führen.

„Wer will, wer kann an eure Herzen rühren?“ sprach er.

„Ein Schatte ohne Glück und Kraft — das wirst du nur, wenn du mein Wort verwirfst und brichst deinen heiligen, heiligen Eid.

Denn der Meineidige ist hohler als ein Schatte.“

„Seinen Eid?“ fragte Kauthgundis erbebend. „Was hast du geschworen?“

Witichis aber sank auf den Sitz und sein Haupt auf seine Hände.

„Was hat er geschworen?“ wiederholte sie.

Da sprach Hildebrand, langsam jedes Wort in die Seele der Gatten zielend.

„Wenige Jahre sind's.

Da schloß ein Mann, in mitternächtiger Stunde, mit vier Freunden einen mächtigen Bund.

Unter heiliger Eiche ward der Rasen geritzt und er that einen Eid bei der alten Erde, dem wallenden Wasser, dem flackernden Feuer und der leichten Luft.

Und sie mischten ihr rothes Blut zu einem Bund von Brüdern auf immer und ewig und alle Tage.

Sie schworen den schweren Schwur, zu opfern  
alles Eigen:

Sohn und Sippe, Leib und Leben:

Waffen und Weib dem Glück und Glanz des Ge-  
schlechtes der Gothen.

Und wer von den Brüdern sich wollte weigern,

Den Eid zu ehren mit allen Opfern,

Des rothes Blut solle rinnen ungerächt wie dies  
Wasser unter den Wald-Wäsen.

Auf sein Haupt solle die Himmels-Halle niederdonnern  
und ihn erdrücken.

Und wer vergißt dieses Eides und wer sich weigert,  
Alles zu opfern dem Volk der Gothen,

Wenn die Noth es gebeut und ein Bruder ihn  
mahnt,

Der soll verfallen sein auf immer den dunkeln Ge-  
walten,

Die da hausen unter der Erde.

Gute Menschen sollen mit Füßen schreiten über des  
Reidings Haupt und sein Andenken verschlungen sein  
spurlos in die Tiefe: — oder wer seiner gedenkt, gedenke  
sein mit Fluchen: und verdammt soll sein seine Seele zu  
ewiger Qual. Und ehrlos soll sein sein Name, so weit  
Christenleute Glocken läuten und Heidenleute Opfer  
schlachten, so weit der Wind weht über die weite Welt.

So ward geschworen in jener Nacht von fünf  
Männern: von Hildebrand und Hildebad, von Totila  
und Teja.

Wer aber war der fünfte? Witichis, Waltaris Sohn.“

Und — rasch streifte er dem König das Gewand über den linken Knöchel zurück.

„Sieh her, Kauthgundis, noch ist die Narbe des Blutschnitts nicht verwischt.

Aber der Schwur ist verwischt in seiner Seele.

So schwor er damals, als er noch nicht König war.

Und als ihn die Tausende von gothischen Männern auf dem Feld von Negeta auf den Schild erhoben, da that er einen zweiten Schwur:

„Mein Leben, mein Glück, mein Alles, euch will ich's weihn, dem Volk der Gothen, das schwör ich euch beim höchsten Himmels-Gott und bei meiner Treue.“

Nun, Witichis, Waltaris Sohn, König der Gothen, ich mahne dich an jenen doppelten Eid zu dieser Stunde.

Ich frage dich, willst du opfern, wie du geschworen, dein Alles, dein Glück und dein Weib, dem Volk der Gothen?

Siehe, auch ich habe drei Söhne verloren für dies Volk.

Und habe meinen Enkel, den letzten Sproß meines Geschlechts, geopfert, gerichtet für die Gothen, ohne Zucken mit den Wimpern.

Sprich, willst du das Gleiche thun? willst du halten deinen Eid? oder ihn brechen und ehrlos unter den Lebendigen, verflucht sein unter den Todten, willst du?“

Witichis wand sich im Schmerz unter den Worten des furchtbaren Alten.

Da erhob sich Kauthgundis.

Die Linke auf ihres Mannes Herz gelegt, die Rechte wie abwehrend gegen Hildebrand ausstreckend, sprach sie:

„Halt ein. Laß ab von ihm

Es ist genug, schon längst.

Er thut, was du begehrt.

Er wird nicht ehrlos und eidbrüchig an seinem Volke,  
um sein Weib.“

Aber Witichis sprang auf und umfaßte sie, als wollte  
man ihm sein Weib sogleich entreißen.

„Geht jetzt,“ sprach sie zu den Männern, „laßt mich  
allein mit ihm.“

Teja wandte sich zum Ausgang, Hildebrand zögerte.

„Geh nur, ich gelobe es dir:“ sprach sie die Hand auf  
die Marmor-Urne legend, „bei der Asche meines Kindes:  
mit Sonnenaufgang ist er frei.“

„Nein,“ sprach Witichis, „ich stoße mein Weib nicht  
von mir, nie.“

„Das sollst du nicht.

Nicht du vertreibst mich: ich wende mich von dir.

Kauthgundis geht, ihr Volk zu retten und ihres  
Gatten Ehre.

Du kannst dein Herz nie von mir lösen: ich weiß  
es, es bleibt mein, seit heute mehr denn je.

Geht, was jetzt zwischen uns Beiden zu leben ist,  
trägt keinen Zeugen.“

Schweigend verließen die Männer das Zelt, schwei-  
gend gingen sie mit einander die Lagergasse hinab, an  
der Ecke hielt der Alte.

„Gut Nacht, Teja,“ sagte er, „jetzt ist's gethan.“

„Ja, doch wer weiß, ob wohlgethan.“

Ein edles, edles Opfer — noch viele Andre werden

folgen und mir ist: dort in den Sternen steht geschrieben: umsonst.

Doch gilt's die Ehre noch, wenn nicht den Sieg. Lebwohl."

Und er schlug den dunkeln Mantel um die Schulter und verschwand wie ein Schatten in der Nacht.

---



## Achtzehntes Capitel.

---

Am andern Morgen noch vor Hahnenkrahrt ritt ein verhülltes Weib aus dem Gothenlager.

Ein Mann im braunen Kriegermantel schritt neben ihr, das Roß am Zügel führend und immer wieder in ihr verschleierte Antlitz schauend.

Einen Pfeilschuß hinter ihnen ritt ein Knecht, ein Bündel hinter sich auf dem Sattel, an dem die schwere Keule hing.

Lange verfolgten sie schweigend ihren Weg.

Endlich hatten sie eine Waldhöhe erreicht: hinter ihnen die breite Niederung, in welcher das Gothenlager und die Stadt Ravenna ruhten, vor ihnen die Straße, welche nach der Via Aemilia im Nordwesten führte.

Da hielt das Weib den Zügel an.

„Die Sonne steigt soeben auf: ich hab's gelobt, daß sie dich frei und ledig findet. Leb wohl, mein Witichis.“

„Eile nicht so hinweg von mir,“ sagte er, ihre Hand drückend.

„Wort muß man halten, Freund, und bricht das Herz darob.“

Es muß sein.“

„Du gehst leichter, als ich bleibe.“

Sie lächelte schmerzlich.

„Ich lasse mein Leben hinter dieser Waldböhe: Du hast noch ein Leben vor dir.“

„Was für ein Leben!“

„Das Leben eines Königs für sein Volk, wie dein Eid es gebeut.“

„Unseliger Eid.“

„Es war recht, ihn zu schwören: es ist Pflicht, ihn zu halten.“

Und du wirst mein gedenken in den Goldsälen von Rom, wie ich dein in meiner Hütte tief im Steingeklüft.

Du wirst sie nicht vergessen, die zehn Jahre der Lieb' und Treu, und unsern süßen Knaben.“

„O mein Weib, mein Weib,“ rief der Gequälte und umschlang sie mit beiden Armen, das Haupt auf den Sattelnopf gedrückt.

Sie beugte das Haupt über ihn und legte die Rechte auf sein braunes Haar.

Inzwischen war Wachis herangekommen: er sah der Gruppe eine Weile zu, dann hielt er's nicht mehr aus.

Er zog leise seinen Herrn am Mantel: „Herr, paßt auf, ich weiß euch guten Rath, hört ihr nicht?“

„Was kannst du rathen?“

„Kommt mit, auf und davon! werft euch auf mein Pferd und reitet frisch davon mit Frau Rauthgundis. Ich komme nach.“

Laßt ihnen doch, die euch so quälen, daß euch die

hellen Tropfen im Auge stehen, laßt ihnen doch den ganzen Plunder von Kron' und Reich.

Euch hat's kein Glück gebracht: sie meinen's nicht gut mit euch: wer will Mann und Weib scheiden um eine todte Krone?

Auf und davon, sag ich!

Und ich weiß euch ein Felsenest, wo euch nur der Adler findet oder der Steinbock."

„Soll dein Herr von seinem Reich entlaufen, wie ein schlechter Sklave aus der Mühle?“

„Leb wohl Witichis, hier nimm die Capfel mit dem blauen Band: des Kindes Stirnlocken sind darin und eine,“ flüsterte sie, ihn auf die Stirn küssend und das Medaillon umhängend, „und eine von Kauthgundis.

Leb wohl, du mein Leben!“

Er richtete sich auf, ihr in's Auge zu sehen.

Da trieb sie das Pferd an: „Vorwärts, Wallada,“ und sprengte hinweg: Wachis folgte im Galopp, Witichis stand regungslos und sah ihr nach.

Da hielt sie, ehe die Straße sich in's Gehölz krümmte — nochmal winkte sie mit der Hand und war gleich darauf verschwunden.

Witichis lauschte wie im Traum auf die Hufschläge der eilenden Kofse.

Erst als diese verhallt, wandte er sich.

Aber es ließ ihn nicht von der Stelle.

Er trat seitab der Straße: dort lag jenseit des Grabens ein großer mosiger Felsblock: darauf setzte sich der

König der Gothen, und stützte die Arme auf die Knie,  
das Haupt in beide Hände.

Fest drückte er die Finger vor die Augen, die Welt  
und Alles draußen auszuschließen von seinem Schmerz.

Thränen drangen durch die Hände, er achtete es nicht.  
Reiter sprengten vorüber, er hörte es kaum.

So saß er stundenlang regungslos, so daß die Vögel  
des Waldes bis dicht an ihn heran spielten.

Schon stand die Sonne im Mittag.

Endlich — hörte er seinen Namen nennen.

Er sah auf: Graf Teja stand vor ihm.

„Ich wußt es wohl,“ sagte dieser, „du bist nicht  
feig entflohn.

Komm mit zurück und rette das Reich.

Als man dich heut nicht in deinem Zelte fand, kam's  
gleich im ganzen Lager aus: du habest an Krone und  
Glück verzweifelnd dich davon gemacht.

Bald drangs in die Stadt und zu Guntharis: die  
Ravennaten drohen einen Ausfall, sie wollen zu Belisar  
übergehn.

Arahad buhlt bei unsrem Heer um die Krone.

Zwei, drei Gegenkönige drohn.

Alles fällt in Trümmer auseinander, wenn du nicht  
kommst und rettest.“

„Ich komme,“ sagte er, „sie sollen sich hüten!“

Es brach das beste Herz um diese Krone: sie ist ge-  
heiligt und sie soll'n sie nicht entweihn.

Komm, Teja, zurück ins Lager.“



# Ein Kampf um Rom.



Dritter Band.



# Ein Kampf um Rom.

~~~~~  
Historischer Roman

von

Felix Dahn.

Motto:

„Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schicksal,
So ist's der Muth, der's unerschütteret trägt.“

Geibel.

Dritter Band.

Vierzehnte Auflage.



Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1888.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Fünftes Buch.

W i t t i c h i s .

Zweite Abtheilung.

„Die Gothen aber wählten zum König Wittichis, einen Mann, zwar nicht von edlem Geschlecht, aber von hohem Ruhm der Tapferkeit.“

Prokopius, Gothenkrieg I. 11.

Zweite Abtheilung.

Erstes Capitel.

Im Lager angelangt fand der König Witichis alles in höchster Verwirrung; gewaltsam riß ihn die drängende Noth des Augenblicks aus seinem Gram und gab ihm vollauf zu thun.

Er traf das Heer in voller Auflösung und in zahlreiche Parteiungen zerpalten.

Deutlich erkannte er, daß der Fall der ganzen gothischen Sache die Folge gewesen wäre, hätte er die Krone niedergelegt oder das Heer verlassen.

Manche Gruppen fand er zum Aufbruch bereit.

Die Einen wollten sich dem alten Grafen Grippa in Ravenna anschließen.

Andre zu den Rebellen sich wenden, Andre Italien verlassend über die Alpen flüchten.

Endlich fehlte es nicht an Stimmen, welche für eine neue Königswahl sprachen: und auch hierin standen sich die Parteien waffendrohend gegenüber.

Hildebrand und Hildebad hielten noch diejenigen zusammen, welche an des Königs Flucht nicht glauben wollten.

Der Alte hatte erklärt, wenn Witichis wirklich entflohen, wolle er nicht ruhen, bis der eidbrüchige König wie Theodahad geendet.

Hildebad schalt jeden einen Neiding, der also von Witichis denke.

Sie hatten die Wege zur Stadt und nach dem Rebellenlager besetzt und drohten, jeden Abzug nach diesen Seiten mit Gewalt zurückzuweisen, während auch bereits Herzog Guntharis von der Verwirrung Kunde erhalten hatte und langsam gegen das Lager der Königlichen anrückte.

Überall traf Witichis auf unruhige Gruppen, abziehende Scharen, Drohungen, Scheltworte, erhobene Waffen — jeden Augenblick konnte auf allen Punkten des Lagers ein Blutbad ausbrechen.

Rasch entschlossen eilte er in sein Zelt, schmückte sich mit dem Kronhelm und dem goldnen Stab, stieg auf Boreas, das mächtige Schlachtroß, und sprengte, gefolgt von Teja, der die blaue Königsfahne Theoderichs über ihm hielt, durch die Gassen.

In der Mitte des Lagers stieß er auf einen Trupp von Männern, Weibern und Kindern, — denn ein gothisches Volks-Heer führte auch diese mit sich — welcher sich drohend gegen das Westthor wälzte.

Hildebad ließ die Seinen mit gefällten Speeren in die Thore treten.

„Laßt uns hinaus,“ schrie der Haufe, „der König ist geflohen, der Krieg ist aus, Alles ist verloren, wir wollen das Leben retten.“

„Der König ist kein Tropf wie du,“ sagte Hildebad den Vordersten zurückstoßend.

„Ja, er ist ein Verräther,“ schrie dieser, „er hat uns Alle verlassen und verrathen um ein Paar Weiberthränen.“

„Ja,“ schrie ein Anderer: „er hat dreitausend von unsern Brüdern hingeschlachtet und ist dann entflohn.“

„Du lügst,“ sprach eine ruhige Stimme und Witichis bog um die Lagerecke.

„Heil dir, König Witichis!“ schrie der riesige Hildebad, „seht ihr ihn da! — Hab' ich's nicht immer gesagt, ihr Gefindel.“

Aber Zeit war's, daß du kamst — sonst ward es schlimm.“

Da sprengte von rechts Hildebrand mit einigen Reitern heran: „Heil dir, König, und der Krone auf deinem Helm. —

Sprengt durch das Lager, Herolde, und kündet, was ihr saht: und alles Volk soll rufen: „Heil König Witichis, dem Vielgetreuen.“

Aber Witichis wandte sich schmerzlich von ihm ab. —

Die Reiter schossen wie Blitze nach allen Seiten hinweg; bald scholl aus allen Gassen der donnernde Ruf: „Heil König Witichis,“ und von allen Seiten stimmten die jüngst noch Hadernden einig in diesen Ruf zusammen.

Sein Blick flog mit dem Stolz tiefsten Schmerzes über die Tausende.

Und Graf Teja sprach hinter ihm leise: „du siehst, du hast das Reich gerettet.“

„Auf, führ uns zum Sieg!“ rief Hildebad, „denn Guntharis und Arahad rücken an: sie wähen, uns ohne Haupt in offnem Zwist zu überraschen! heraus auf sie! sie sollen sich schrecklich irren; heraus auf sie und nieder die Rebellen.“

„Nieder die Rebellen!“ donnerten die Heermänner nach, froh, einen Ausweg ihrer tieferregten Leidenschaft zu finden.

Aber der König winkte mit edler Ruhe:

„Stille! nicht noch einmal soll gothisch Blut fließen von gothischen Waffen.“

Ihr harret hier in Geduld: du, Hildebad, thu' mir auf das Thor.

Niemand folgt mir: ich allein gehe zu den Rebellen.

Du, Graf Teja, hältst das Lager in Zucht, bis ich wieder kehre.

Du aber, Hildebrand,“ er rief's mit erhobener Stimme, „reit' an die Thore von Ravenna und künde laut: sie sollen sie öffnen.“

Erfüllt ist ihr Begehrt, und noch vor Abend ziehn wir ein: der König Witichis und die Königin Mataswintha.“

So gewaltig und ernst sprach er diese Worte, daß das Heer sie mit lautloser Ehrfurcht vernahm.

Hildebad öffnete die Lagerpforte: man sah die Linie der Rebellen im Sturmschritt heraneilen: laut scholl ihr Kriegsruf, als sich das Thor öffnete.

König Witichis gab an Graf Teja sein Schwert und ritt ihnen langsam entgegen.

Hinter ihm schloß sich das Thor.

„Er sucht den Tod,“ flüsterte Hildebrand.

„Nein,“ sprach Teja, „er sucht und bringt das Heil der Gothen.“

Wohl stuzten die Rebellen, als sie den einzelnen Reiter erkannten: neben den wölsungischen Brüdern, welche an der Spitze zogen, ritt ein Führer avarischer Pfeilschützen, die sie in Sold genommen.

Dieser hielt die Hand vor die kleinen, blinzenden Augen und rief: „Beim Kofse des Kofsgotts, das ist der König selbst! jetzt, meine Burschen, pfeilkundige Söhne der Steppe, zielt haarscharf und der Krieg ist aus.“

Und er riß den krummen Hornbogen von der Schulter.

„Halt, Chan Warchun,“ sprach Herzog Guntharis, eine eiserne Hand auf seine Schulter legend. „Du hast zweimal schwer gefehlt in Einem Athem.“

Du nennst den Grafen Witichis König: das sei dir verziehen.

Und du willst ihn morden, der im Botenfrieden naht: Das mag avarisch sein: es ist nicht Gothenfitte.

Hinweg mit dir und deiner Schar aus meinem Lager.“

Der Chan stuzte und sah ihn staunend an:

„Hinweg, sogleich!“ wiederholte Herzog Guntharis.

Der Avar lachte und winkte seinen Reitern:

„Mir gleich! Kinder: wir gehn zu Belisar.“

Sonderbare Leute, diese Gothen! Riesenleiber — Kinderherzen.“

Indessen war Witichis herangeritten.

Guntharis und Arahad musterten ihn mit forschenden Blicken.

In seinem Wesen lag neben der alten, schlichten Würde eine ernste Hoheit: die Majestät des höchsten Schmerzes.

„Ich komme, mit euch zu reden, zum Heil der Gothen. Nicht weiter sollen Brüder sich zerfleischen.“

Laßt uns zusammen einziehen in Ravenna und zusammen Belifar bekämpfen.

Ich werde Matastwintha freien und ihr Beide sollt am Nächsten stehen an meinem Thron.“

„Nimmermehr!“ rief Arahad leidenschaftlich.

„Du vergift,“ sprach Herzog Guntharis stolz, „daß deine Braut in unsern Zelten ist.“

„Herzog Guntharis von Tusciem, ich könnte dir erwidern, daß bald wir in euren Zelten sein werden.“

Wir sind zahlreicher und nicht feiger als ihr, und, o Herzog Guntharis, mit uns ist das Recht.

Ich will nicht also sprechen.

Aber mahnen will ich dich des Gothen-Volks.

Selbst wenn du siegen solltest — du wirst zu schwach, um Belifar zu schlagen.

Raum einig sind wir ihm gewachsen. Sieb nach!“

„Sieb du nach!“ sprach der Wölsung, „wenn dir's um's Gothen-Volk zu thun.“

„Lege diese Krone nieder: kannst du kein Opfer bringen deinem Volk?“

„Ich kann's — ich hab's gethan.

Hast du ein Weib, o Guntharis?“

„Ein theures Weib habe ich.“

„Nun wohl: auch ich hatte ein theures Weib.

Ich hab's geopfert meinem Volk: ich habe sie ziehen lassen, Matafwinthen zu freien.“

Herzog Guntharis schwieg.

Arahad aber rief, „dann hast du sie nicht geliebt.“

Da fuhr Witichis empor: sein Schmerz und seine Liebe wuchsen riesengroß: Gluth deckte seine Wangen, und einen vernichtenden Blick warf er auf den erschrocknen Jüngling:

„Schwage mir nicht von Liebe, läst're nicht, du thöricht'rer Knabe.

Weil dir ein par rothe Lippen und weiße Glieder in deinen Träumen vor den Blicken glänzen, sprichst du von Liebe?

Was weißt du von dem, was ich an diesem Weib verloren, der Mutter meines süßen Kindes.

Eine Welt von Liebe und Treue.

Reizt mich nicht: meine Seele ist wund: in mir liegen Schmerz und Verzweiflung mit Mühe gebändigt: reizt sie nicht, laßt sie nicht losbrechen.“

Herzog Guntharis war sehr nachdenklich geworden.

„Ich kenne dich, Witichis, vom Gepidenkrieg: nie sah ich unadeligen Mann so adelige Streiche thun.

Ich weiß, es ist kein Falsch an dir.

Ich weiß, wie Liebe bindet an ein ehlich Weib.
Und du hast das Weib deinem Volk geopfert?
Das ist viel."

„Bruder! was sinnest du?“ rief Arahad, „was hast du vor?“

„Ich habe vor, das Haus der Wölfungen an Edelmuth nicht beschämen zu lassen.

Edle Geburt, Arahad, heischt edle That!

Sag' mir nur eins noch: weshalb hast du nicht lieber die Krone hingegeben, ja dein Leben, als dein Weib?“

„Weil es des Reiches sicheres Verderben war.

Zweimal wollt' ich die Krone Graf Arahad abtreten: zweimal schwuren die Ersten meines Heeres, ihn nie anzuerkennen.

Drei, vier Gegenkönige würden gewählt, aber, bei meinem Wort, Graf Arahad würde niemals anerkannt.

Da rang ich mein Weib von mir ab, vom blutenden Herzen.

Und nun, Herzog Guntharis, gedenk' auch du des Gothen-Volks.

Verloren ist das Haus der Wölfungen, wenn die Gothen verloren.

Die edelste Blüthe des Stammes fällt mit dem Stamm, wenn Belisar die Art an die Wurzel legt.

Ich habe mein Weib dahingegeben, meines Lebens Krone: gieb du die Hoffnung einer Krone auf."

„Man soll nicht singen in der Gothen Hallen:

Der Gemeinfreie Witichis war edler, als des Adels Edelste.

Der Krieger ist aus: ich huldige dir, mein König."

Und der stolze Herzog bog das Knie vor Witichis, der ihn aufhob und an seine Brust zog.

„Bruder! Bruder! was thust du an mir! welche Schmach!“ rief Arahad.

„Ich rechn' es mir zur Ehre!“ sprach Guntharis ruhig. „Und zum Zeichen, daß mein König nicht Feigheit sieht, sondern eine Edelthat in der Huldigung, erbitt' ich mir eine Gunst.“

Amaler und Balthen haben unser Geschlecht zurückgedrängt von dem Platz, der ihm gebührt im Volke der Gothen.“

„In dieser Stunde,“ sprach Witichis „kaufst du ihn zurück: die Gothen sollen nie vergessen, daß Wölsungen-Edelsinn ihnen einen Bruderkampf erspart hat.“

„Und daß zum Zeichen sollst du uns das Recht verleihen, daß die Wölsungen der Gothen Sturmflagge dem Heer vorauftragen in jeder Schlacht.“

„So sei's,“ sagte der König, ihm die Rechte reichend, „und keine Hand wird sie mir würdiger führen.“

„Wohlan, jetzt auf zu Matašwintha,“ sprach Guntharis.

„Matašwintha!“ rief Arahad, der bisher wie betäubt der Verjöhnung zugehört, die alle seine Hoffnungen begrub.

„Matašwintha!“ wiederholte er. „Ja, zur rechten Zeit gemahnt ihr mich.“

Ihr könnt mir die Krone nehmen — sie fahre hin,

— nicht meine Liebe und nicht die Pflicht, die Geliebte zu beschützen.

Sie hat mich verschmäht: ich aber liebe sie bis zum Tode.

Ich habe sie vor meinem Bruder beschirmt, der sie zwingen wollte, mein zu werden.

Nicht minder wahrlich will ich sie beschützen, wollt ihr sie nun beide zwingen, des verhaßten Feindes zu werden.

Frei soll sie bleiben, diese Hand, die kostbarer als alle Kronen der Erde."

Und rasch schwang er sich auf's Pferd und jagte mit verhängtem Zügel dem Lager zu.

Witichis sah ihm besorgt nach.

„Laß ihn,“ sprach Herzog Guntharis, „wir beide, einig, haben nichts zu fürchten.“

Gehn wir die Heere zu versöhnen, wie die Führer.“

Während Guntharis zuerst den König durch seine Reihn führte und diese aufforderte, gleich ihm zu huldigen, was sie mit Freuden thaten, und darauf Witichis den Wälfungen und seine Anführer mit in sein Lager nahm, wo die Besiegung des stolzen Herzogs durch Friedensworte als ein Wunderwerk des Königs angesehen wurde, sammelte Arahad aus den Reitern im Bordertreffen eine kleine Schar von etwa hundert ihm treu ergebenen Gefolgen und sprengte mit ihnen nach seinem Lager zurück.

Bald stand er im Zelt vor Mataswinthen, die sich bei seinem Eintreten unwillig erhob.

„Zürne nicht, schilt nicht, Fürstin! diesmal hast du kein Recht dazu.

Arahad kommt, die letzte Pflicht seiner Liebe zu erfüllen. Flieh, du mußt mir folgen.“

Und im Ungestüm seiner Aufregung griff er nach der weißen, schmalen Hand.

Mataswintha trat einen Schritt zurück und legte die Rechte an den breiten Goldgürtel, der ihr weißes Untergewand umschloß: „fliehen?“ sagte sie, „wohin fliehen?“

„Ueber's Meer! Ueber die Alpen! gleichviel: in die Freiheit. Denn deiner Freiheit droht höchste Gefahr.“

„Von euch allein droht sie.“

„Nicht mehr von mir! Und ich kann dich nicht mehr beschirmen.

So lang du mein werden solltest, konnte ich es, konnte grausam sein gegen mich selbst, deinen Willen zu ehren. Aber nun —“

„Aber nun?“ sprach Mataswintha erbleichend.

„Sie haben dich einem Andern bestimmt.

Mein Bruder, mein Heer und meine Feinde im Königslager und in Ravenna, alle sind darin einig —

Bald werden sie dich tausendstimmig als Opfer zum Brautaltar rufen.

Ich kann's nicht denken! Diese Seele, diese Schönheit entweiht als Opfer in ungeliebtem Ehebund.“

„Laß sie kommen,“ sagte Mataswintha, „laß sehen, ob sie mich zwingen!“

Und sie drückte den Dold, den sie im Gürtel trug, an sich —

„Wer ist er, der neue Zwingherr, der mir droht.“

„Frage nicht!“ rief Arahad, „dein Feind, der dein nicht werth, der dich nicht liebt; der — folge mir — flieh’, schon nahen sie!“

Man hörte von draußen nahenden Hufschlag.

„Ich bleibe. Wer zwingt das Entelkind Theoderichs?“

„Nein! du sollst nicht, sollst nicht in ihre Hände fallen, der Fühllosen, die nicht dich lieben, nicht deine Herrlichkeit, nur dein Recht auf die Krone! Folge mir —“

Da ward der Thürvorhang des Zeltes zur Seite geschoben: Graf Teja trat ein. Zwei Gothenknaben mit ihm, in weißer Seide, festlich gekleidet.

Sie trugen ein mit einem Schleier verhülltes Purpurkissen.

Er trat bis an die Mitte des Zeltes und beugte das Knie vor Matafwinthen.

Er trug, wie die Knaben, einen grünen Kautenzweig um den Helm.

Aber sein Auge und seine Stirne war düster, — als er sprach:

„Ich grüße dich, der Gothen und Italier Königin!“

Mit erstauntem Blick maß sie ihn.

Teja erhob sich, trat zurück zu den Knaben, nahm von dem Kissen einen goldenen Keif und den grünen Kautenzweig und sprach: „Ich reiche dir den Brautkranz und die Krone, Matafwintha, und lade dich zur Hochzeit und zur Krönung — die Sänfte steht bereit.“

Arahad griff an’s Schwert.

„Wer sendet dich?“ fragte Matastwintha mit klopfendem Herzen, aber die Hand am Dolch.

„Wer sonst, als Witichis, der Gothen König.“

Da leuchtete ein Strahl der Begeisterung aus Matastwinthens wunderbaren Augen: sie erhob beide Arme gen Himmel und sprach:

„Dank, Himmel, deine Sterne lügen nicht: und nicht das treue Herz. Ich wußt es wohl.“

Und mit beiden schimmernden Händen ergriff sie das bekränzte Diadem und drückte es fest auf das dunkelrothe Haar.

„Ich bin bereit.

„Geleite mich,“ sprach sie, „zu deinem Herrn und meinem.“

Und mit königlicher Wendung reichte sie Graf Teja die Linke, der sie ehrerbietig hinausführte.

Arahad aber starrte der Verschwundenen nach, sprachlos, noch immer die Hand am Schwert.

Da trat Eurich, einer seiner Gefolgen, zu ihm heran, und legte ihm die Hand auf die Schulter:

„Was nun?“ fragte er, „die Kasse stehen und harren: wohin?“

„Wohin?“ rief Arahad auffahrend — „wohin?“

Es giebt nur noch Einen Weg: wir wollen ihn gehen. Wo stehen die Byzantiner und der Tod?“

Zweites Capitel.

Am siebenten Tage nach diesen Ereignissen bereitete sich ein glanzvolles Fest auf den Fora und in dem Königspalast zu Ravenna.

Die Bürger der Stadt und die Gothen aller drei Parteien wogten in gemischten Scharen durch die Straßen und fuhren durch die Lagunen-Canäle — denn Ravenna war damals eine Wasserstadt, fast, aber doch nicht ganz, wie heute Venedig — die riesigen Kränze, Blumenbogen und Fahnen zu bewundern, welche von allen Zinnen und Dächern niederwehten: denn es galt, die Vermählung des gothischen Königsparcs zu feiern.

Am frühen Morgen hatte sich das ganze jetzt vereinigte Heer der Gothen vor den Thoren der Stadt zu feierlicher Volksversammlung geschart.

Der König und die Königin erschienen auf milchweißen Rossen: abgestiegen waren sie vor allem Volk unter eine breit-schattende Stein-Eiche getreten: dort hatte Witichis seiner Braut die rechte Hand auf das Haupt gelegt: sie aber trat mit dem entblößten linken Fuße in den Goldschuh des Königs.

Damit war unter dem Zuruf der Tausende die Ehe nach Volksrecht geschlossen.

Darauf bestieg das Par einen mit grünen Zweigen geschmückten Wagen, der von vier weißen Kindern gezogen ward; der König schwang die Geißel und sie fuhren, gefolgt von dem Heere, in die Stadt.

Dort schloß sich an die halb heidnische, germanische, eine zweite, die christliche Feier: der arianische Bischof ertheilte seinen Segen über das Par in der Basilika Sancti Vitalis und ließ es die Ringe wechseln.

Kauthgundens wurde nicht gedacht.

Noch war die Kirche nicht mächtig genug, ihre Forderung der Unauflöslichkeit einer kirchlich geschlossnen Ehe überall durchzusetzen: vornehme Römer und vollends Germanen verstießen noch häufig in voller Willkür ihre Frauen.

Und wenn gar ein König aus Gründen des Staatswohls und ohne Einspruch der Gattin das Gleiche beschloß, erhob sich kein Widerstand. —

Aus der Kirche ging der Zug nach dem Palast, in dessen Hallen und Gärten ein großes Bankett gerüstet war.

Das ganze Gothenheer und die ganze Bevölkerung der Stadt fand hier, dann auf den Fora des Herkules und des Honorius und in den nächsten Straßen und Canälen auf Schiffen, an tausend Tischen reiche Bewirthung, während die Großen des Reiches und die Vornehmen der Stadt mit dem Königspaar in der Gartenrotunde oder in der weiten Trinkhalle, welche Theoderich hatte in dem römischen Palast anbringen lassen, tafelten.

Sowenig die Lage des Landes und des Königs Stimmung zu rauschenden Festen passen mochten — es galt, die Ravennaten mit den Gothen und die verschiedenen Parteien der Gothen unter sich zu versöhnen: und man hoffte, in Strömen des Festweins die letzten feindseligen Erinnerungen hinwegzuspülen.

Am Besten übersah man den Königstisch und die festlichen Tafeln, welche sich über den weiten Garten und Park vertheilten, von dem zum Brautgemach Matafwinthens bestimmten kleinen Gelaß, dessen einziges Fenster auf die Rotunde vor dem Garten und, über den Garten hin, bis auf das Meer ausblicken ließ.

In diesem Gemach drei Tage zuvor schon schmückend zu schalten und zu walten, hatte sich Aspa, die Numiderin, als Lohn treuer Dienste ausgebenet.

„Denn diese ernsten, finstern Römer wissen eben so wenig wie die rauhen Gothen dem schönsten Weib der Erde das Brautbett zu bereiten: in Afrika, im Land der Wunder, lernt man das.“

Und wohl war ihr's gelungen, wenn auch im Sinn der schwülen, phantastischen Ueppigkeit ihrer Heimath.

Sie hatte das enge und niedre Gemach wie zu einem kleinen Zauberfistchen umgeschaffen!

Wände und Decke waren von glänzend weißen Marmorplatten gefügt.

Aber Aspa hatte den ganzen Raum mit drei- und vierfach aufeinandergelegten Gehängen von dunkelrother Seide verhüllt, die in schweren Falten von den Wänden nieder floß, sich über die Getäfel-Decke wie ein Rundbogen

wölbte und den Marmorboden so dicht verhüllte, daß jeder Tritt lautlos drüber hin glitt und alles Geräusch sich im Entstehen brach.

Nur an der Fensterbrüstung sah man den schimmernd weißen Marmor sich prachtvoll von der Gluth der Seide heben.

Das Fenster von weißem Frauenglas war mit einem Vorhang von mattgelber Seide verhangen und alles Licht in dem kleinen Raum strömte aus von einer Ampel, welche von der Mitte der Decke aus niederhing: eine Silbertaube mit goldnen Flügeln schwebte aus einem Füllhorn von Blumengewinden: in den Füßen trug sie eine flache Schale aus einem einzigen großen Carneol, der ein Geschenk des Vandalenkönigs, in den aurassischen Bergen gefunden, als ein seltnes Wunder galt.

Und in dieser Schale glühte ein rothes Flämmchen, genährt von stark duftendem Ceder-Öel.

Ein gebrochenes, träumerisches Dämmerlicht ergoß sich von hier aus über das phantastische Doppelpfuhl, das, halb von Blumen verschüttet, darunter stand.

Aspa hatte sich das bräutliche Lager als die aufgeschlagenen Schalen einer Muschel gedacht, die an der innern Seite zusammenhängen: zwei ovale muschelförmige Kissen von Citrusholz erhoben sich nur wenig von dem Teppich des Bodens.

Ueber die weißen Kissen und Teppiche hin war eine Rinnendecke von orangegoldnem Glanz gegossen.

Aber der eigenste Schmuck des Gelasses war die Fülle von Blumen, welche die Hand der Numiderin mit

poesiereichem, wenn auch phantastischem Geschmack über das ganze Gemach verstreut und über die Wände, Decken, Vorhänge, die Thüre und das Lager vertheilt hatte.

Ein Bogen von starkduftigen Geißblattranken überwölbte laubenartig die einzige Thüre, den schmalen Eingang.

Zwei mächtige Rosenbäume standen zu Häupten des Lagers und streuten ihre rothen und weißen Blüthen auf die Teppiche.

Die Ampel hing, wie erwähnt, aus einem kunstvoll gewundenen Füllhorn von Blumen herab.

Und überall sonst, wo eine Falte, eine Biegung der Teppiche das Auge zu verweilen lud, hatte Aspa eine seltne Blume glücklich angeschmiegt.

Der Lorber und der Oleander Italiens, die sicilische Myrthe, das schöne Rhododendron der Alpen und die glühenden Friaaceen Afrika's mit ihren reichen Kelchen — alle lauschten je am geeignetsten Ort und doch, wie es schien, vom Zufall hingeworfen. —

Schon standen die Sterne am Himmel.

Es dämmerte draußen: im Gemach hatte Aspa die Flamme in der weildunkeln Schale entzündet und war nur noch beschäftigt, hie und da eine Falte zu glätten, indeß sie eine römische Sklavin anwies, in den Silberkrügen auf dem Bronze-Credenztiſch den Palmwein mit Schnee zu kühlen, eine andre, das Gemach mit Balsam zu durchsprengen.

„Reichlicher die Narden, reichlicher die Myrrhen ge-

sprengt! So!" rief Aspa, eine volle Libation über das Lager spritzend.

„Laß ab,“ mahnte die Römerin, „es ist zu viel!

Schon der Duft der Blumen betäubt: die Rose und das Geißblatt berauschen fast die Sinne: mir würde schwindeln hier.“

„Ah,“ lachte Aspa, „wie singt der Dichter:

„Nüchternen nimmer nahest das Glück: nur in seligem Kaufche.“

„Laß uns jetzt das Fenster schließen“ —

„Nur ein wenig noch laß mich lauschen,“ bat eine dritte junge Sklavin, die dort lehnte.

„Es ist zu schön! Komme, Frithilo,“ sprach sie zu einer gothischen Magd, die neben ihr stand, „du kennst ja all die stolzen Männer und Frauen: sage, wer ist der zur Linken der Königin mit dem goldnen Schuppenpanzer? er trinkt dem König zu.“

„Herzog Guntharis von Tusciem, der Wölsung. Sein Bruder, Graf Arahad von Asta — wo mag der sein zu dieser Stunde?“

„Und der Alte neben dem König, mit dem grauen Bart?“

„Das ist Graf Grippa, der die Gothen in Ravenna befehligt.“

Er spricht die Fürstin an. Wie sie lacht und er-röthet! Nie war sie so schön.“

„Ja, aber auch der Bräutigam — welch herrlicher Mann!

Der Kopf des Mars, der Nacken des Neptun.

Aber er sieht nicht fröhlich — vorhin starrte er

lange sprachlos in seinen Becher und fürchte die Stirn — die Königin sah es — bis der alte Hildebrand, gegenüber, ihm zurief.

Da sah er seufzend auf.

Was hat der Mann zu seufzen? neben diesem Götterweib.“

„Nun,“ sprach die Gothin, „er hat dann doch nicht ein ganz steinern Herz.“

Er denkt dann vielleicht an die, die sein rechtes Weib vor Gott und Menschen, die er verstoßen.“

„Was? wie? was sagst du?“ riefen die drei Sklavinnen zugleich.

Aber urplötzlich fuhr Aspa zwischen die Mädchen:

„Willst du wohl schweigen mit dem dummen Gerede, Barbarin!

Mach, daß du fortkommst! Ein solches Wort — eine Sylbe, daß es die Königin hört und du sollst der Afrikanerin gedenken.“

Frithilo wollte erwidern.

„Still,“ rief eine der Römerinnen.

„Die Königin bricht auf.“

„Sie wird hier herauf kommen.“

„Der König bleibt noch.“

„Nur die Frauen folgen ihr.“

„Sie geben ihr das Geleit bis hierher,“ sprach Aspa. „Gleich kann sie hier sein: bereitet euch, sie zu empfangen.“

Bald nahte der Zug, von Fackelträgern und Flötenbläsern eröffnet.

Darauf eine Auswahl der gothischen Edelfrauen:

neben Mataſwintha, der Braut oder jungen Frau, ſchritt Theudigotho, die Gattin Herzogs Guntharis, und Hildiko, die Tochter Grippa's.

Die vornehmen Frauen von Ravenna ſchloſſen den Zug.

An der Schwelle der Brautkammer verabschiedete Mataſwintha ihr Gefolge, an die jungen Mädchen ihren Schleier, an die Frauen ihren Gürtel verſchenkend.

Die Meisten zogen ſich wieder zu dem Feſt in den Garten, Andre nach Hauſe zurück.

Sechs Gothinnen aber, drei Frauen und drei Jungfrauen, ließen ſich als Ehrenwache vor der Thüre des Brautgemaches nieder, wo Teppiche für ſie bereitet lagen. Dort hatten ſie mit einer gleichen Zahl gothiſcher Männer, welche den Bräutigam geleiteten, die Nacht zu verbringen: ſo wollt' es die gothiſche Sitte.

Mataſwintha überſchritt die Schwelle mit einem Ausruf des Staunens.

„Aſpa,“ rief ſie, „daß haſt du ſchön gemacht! — zauberiſch!“ —

Die Afrikanerin kreuzte ſelig die Arme über die Bruſt und beugte den Nacken.

Sie an ſich ziehend, flüſterte die Braut:

„Du kannteſt mein Herz und ſeine Träume!

Aber,“ fuhr ſie aufathmend fort, „wie ſchwül!

Deine glühenden Blumen berauschen.“

„In Gluth und Rauch nahen die Götter!“ ſprach Aſpa.

„Wie ſchön jene Viole: und dort die Purpurlilie; mir

ist, die Göttin Flora flog durch's Zimmer und dachte einen Liebestraum und verlor darüber ihre schönsten Blumen.

Es ist ein ahnungsvolles Wunder, das ich hier erlebe.

Es durchrieselt mich heiß. — Es ist schwül. — Nehmt mir den schweren Prunk ab.“

Und sie nahm die goldne Krone aus dem Haar.

Aspa strich ihr die vollen, dunkelrothen Flechten hinter das feine Ohr und zog die goldne Nadel heraus, welche sie am Hinterkopf zusammenhielt: frei wallte das Haar in den Nacken.

Die andern Sklavinnen lösten die Spange, welche in Gestalt einer geringelten Schlange den schweren Purpurmantel mit feinen reichen Goldstreifen auf der linken Schulter zusammenhielt.

Der Mantel fiel und zeigte die edle, hochschlanke Gestalt der Jungfrau in dem ärmellosen wallenden Unterkleid von weißer persischer Seide.

Ihre schimmernden Arme umzirkten zwei breite, goldne Armreife — Erbstücke aus dem alten Schatz der Amelungen: grüne Schlangen von Smaragden waren darin eingelegt.

Mit Entzücken schaute Aspa auf die Gebieterin, wie diese vor den in den Marmor eingelassenen Metallspiegel trat, das lose Haar mit goldnem Kamm zu schlichten.

„Wie schön du bist! wie zauberschön! — wie Astaroth, die Liebesgöttin: — nie warst du so schön, wie in dieser Stunde.“

Matawintha warf einen raschen Blick in den Spiegel.

Sie sah, noch mehr, sie fühlte, daß Aspa recht hatte: und sie erröthete.

„Geh!“ sagte sie, „laß mich allein mit meinem Glück.“

Die Sklavinnen gehorchten.

Mataswintha eilte an's Fenster, das sie rasch öffnete, wie um ihren Gedanken zu entfliehen.

Ihr erster Blick fiel auf Witichis, der unten vom Schein der Hängelampen im Garten voll beleuchtet war.

„Er! Wieder er. —

Wohin entflieh ich vor ihm, dem süßen Tod?“

Sie wandte sich rasch: da an der Wand, grade dem Fenster gegenüber, glänzte im Ampellicht eine weiße Marmorbüste.

Sie kannte sie wohl: Aspa hatte den Areskopf nicht vergessen, den treuen Begleiter lang harrender Sehnsucht.

Heute aber schlang sich ein Kranz von weißen und rothen Rosen um sein Haar.

„Und wieder du!“ flüsterte die Braut, süß erschrocken und legte die weiße Hand vor die Augen.

„Und schließ ich die Augen und wend' ich sie nach Innen, so seh ich wieder sein Bild, sein Bild allein im tiefsten Herzen.“

Ich werde noch untergehn in diesem Bilde!

Ach, und ich will's!“ rief sie die Hand fallen lassend und dicht vor die Büste tretend: „ich will's!

Wie oft, mein Ares, wenn der Abend kam, hab ich zu dir aufgeblickt, wie zu meinem Stern, bis Frieden

und Ruhe aus deinen klaren, großen Zügen drang in die schwanke Seele.

Wie wunderbar hat dieses Ahnen, dieses Sehnen, dieses Hoffen sich erfüllt.

Wie er einst dem weinenden Kinde die Thränen getrocknet und die Rathlose nach Hause geführt, so wird er auch jetzt all mein Klagen stillen und mir die wahre Heimath bauen in seinem Herzen.

Und durch all diese öden Jahre, durch all die letzten Monate voll Gefahr und Angst trug ich in mir das sichere Gefühl: „Es wird! Dir wird geschehen wie du glaubst! Dein Ketter kommt und birgt dich sicher an der starken Brust.“

Und, o Gnade, unaussprechliche reiche Gnade des Himmels — es ward.

Ich bin fein!

Dank, glühenden, seligen Dank, wer immer du bist, beglückende Macht, die über den Sternen die Bahn der Menschen lenkt mit weiser, mit liebender, mit wunderbar segnender Hand.

D ich will's verdienen, dieses Glück.

Er soll im Himmel wandeln.

Sie sagen, ich bin schön: ich weiß es, daß ich's bin: ich weiß es ja durch ihn — ich will's für ihn sein.

Laß mir, Himmel, diese Schöne.

Sie sagen: ich habe einen mächtigen, schwungvollen Geist.

D gieb ihm Flügel, Gott, daß ich seiner Heldenseele folgen kann in alle Sonnenhöhen.

Aber, o Gott, laß mich auch gbt̄hun meine Fehler, den spröden, stolzen, leicht gereizten Sinn, den Trotz des zornigen Eigenwillens, den unbändigen Drang nach Freiheit —

O fort damit: beuge dich, beuge dich, hochmüthiger Geist: ihm sich zu beugen ist edelster Ruhm.

Gieb dich gebunden, Herz, und verloren auf ewig an ihn, deinen starken und herrlichen Herrn.

O Witichis," rief sie und sank fortgerissen vom Gefühl halb auf's Knie, sich an das Lager lehrend und zu der Büste aufblickend mit schwimmenden Augen — „ich bin dein. Thu wie du willst mit meiner Seele!

Vernichte sie! nur gesteh, daß du glücklich bist, glücklich durch mich."

Und sie beugte das schöne Haupt vor, nach den gefaltnen Händen.

Doch plötzlich fuhr sie empor.

Licht, helles Licht floß in's Gemach.

An der offenen Thüre stand der König: draußen auf dem Gang zeigten sich zahlreiche Gothen und Ravennaten mit hellen Fackeln.

„Dank, meine Freunde," sprach der König mit ernster Stimme. „Dank, für das Festgeleit.

Geht nun und vollendet die Nacht," und er wollte die Thüre schließen.

„Halt," sprach Hildebrand, mit der Hand die Thüre wieder öffnend, so daß Mataswintha sichtbar ward, „hier seht ihr, alles Volk: der Mann und das Weib, die heut wir vermählt, sind glücklich geeint im Ehegemach.

Ihr sehet Witichis und Matafwintha: und ihren ersten ehelichen Kuß."

Matafwintha erbebte.

Sie wankte, und schlug erglühend die Augen nieder. Unschlüssig stand der König in der Thür.

„Du kennst der Gothen Brauch,“ sprach Hildebrand laut, „so thu' danach.“

Da wandte sich Witichis rasch, ergriff die zitternde Linke Matafwinthens, führte sie schnell einen Schritt vorwärts und berührte mit den Lippen ihre Stirn.

Matafwintha zuckte.

„Heil euch!“ rief Hildebrand. „Wir haben gesehen den bräutlichen Kuß.“

Wir bezeugen hinfort den ehlichen Bund! Heil König Witichis und seinem schönen Weib, der Königin Matafwintha.“

Der Zug widerholte den Kuß und Hildebrand, Graf Grippa, Herzog Guntharis, Hildebad, Aligern und der tapfre Bandalarius (Bannerträger) des Königs, Graf Wisand von Bolsinii, lagerten sich neben den sechs Frauen und Mädchen vor der Thüre des Brautgemachs, welche Witichis nun schloß.

Sie waren allein.

Witichis warf einen langen, prüfenden Blick durch das Gemach.

Das erste, was Matafwintha that, war, — sein Kuß brannte auf ihrer Stirn, — das sie unwillkürlich soweit als möglich von ihm hinweg glitt.

So war sie — sie wußte nicht wie — in die fernste Ecke des Zimmers, an das Fenster, gelangt.

Witichis mochte es bemerken.

Er stand hart an der Schwelle, die Hände auf das mächtige, breite und fast brusthohe Schwert gestützt, das er, aus dem Wehrgehäng genommen, in der Scheide, wie einen Stab, in der Rechten führte.

Mit einem Seufzer trat er einen Schritt vor, das Auge ruhig auf Matafwintha gerichtet.

„Königin,“ sprach er und seine Stimme drang ernst und feierlich aus seiner Brust, „sei getrost!

Ich ahne, was du fürchtend fühlst in zarter Mädchenbrust.

Es mußte sein.

Ich durfte dein nicht schonen.

Das Wohl des Volks gebot's: ich griff nach deiner Hand: sie muß mein sein und bleiben.

Doch hab' ich schon in allen diesen Tagen dir gezeigt, daß deine Scheu mir heilig.

Ich habe dich gemieden: — und wir sind jetzt zum ersten Mal allein.

Auch diese gepresste bange Stunde hätt' ich dir gern erspart: es ging nicht an.

Du kennst, glaube ich, die alte Sitte des Brautgeleits.

Und du weißt, in unfrem Fall liegt Alles daran, sie nicht zu verletzen.

Als ich in dies Gemach trat, und die Röthe in deinen Wangen aufflammen sah, — lieber hätt' ich im ödesten Berggeklüft dieses müde Haupt auf harten Fels zur Ruhe gelegt

Es ging nicht: Hildebrand und Graf Grippa und Herzog Guntharis hüten diese Schwelle.

Sonst ist kein Ausgang aus diesem Gemach.

Wollt' ich dich verlassen, es gäbe Lärm und Spott und Streit: und neuen Zwist vielleicht.

Du mußt mich diese Nacht in deiner Nähe dulden."

Und er trat einen Schritt weiter vor und nahm die schwere Krone ab: auch den Purpurmantel, welchen er, ähnlich dem Matafwinthens, über der Schulter trug, warf er ab.

Zitternd, sprachlos lehnte Matafwintha an der Wand.

Witichis drückte dies Schweigen: so schwer er selber litt, ihn dauerte des Mädchens.

„Komm, Matafwintha,“ sprach er.

„Verharre nicht in unversöhntem Zorn.

Es mußte sein, sag' ich dir.

Laß uns, was sein muß, edel tragen und nicht durch Kleinheit uns verbittern.

Ich mußte deine Hand nehmen, — dein Herz bleibt frei.

Ich weiß, du liebst mich nicht: du kannst, du sollst, du darfst mich nicht lieben.

Doch glaub' mir: redlich ist mein Herz und achten sollst du immerdar den Mann, mit dem du diese Krone theilst.

Auf gute Freundschaft, Königin der Gothen!"

Und er trat zu ihr und bot ihr die Rechte.

Nicht länger hielt sich Matafwintha: rasch ergriff sie seine Hand und sank zugleich zu seinen Füßen nieder, daß Witichis überrascht zurücktrat.

„Nein, weiche nicht zurück, du Herrlicher!“ rief sie.
 „Es ist doch kein Entrinnen vor dir!

Nimm Alles hin und wisse Alles.

Du sprichst von Zwang und Furcht und Unrecht,
 das du mir gethan.

O Witichis, wohl hat man mich gelehrt — das Weib
 soll immer klug verbergen, was es fühlt, soll sich bitten
 lassen und erweichen und nur genöthigt geben, was es
 aus Liebe giebt, auch wenn ihr ganzes Herz danach
 verlangt.

Sie soll niemals —

Hinweg mit diesen niedrigen Plänen armer Klugheit!

Laß mich thöricht sein!

Nicht thöricht! Offen und groß, wie deine Seele!

Nur Größe kann dich verdienen, nur das Un-
 gewöhnliche.

Du sprichst von Zwang und Furcht? Witichis, du
 irrst! — Es brauchte keines Zwangs! — gern“ —

Stauend hatte sie Witichis eine Zeit lang angesehen.

Jetzt endlich glaubte er, sie zu verstehen.

„Das ist schön und groß, Mataswintha, daß du
 feurig fühlst für dein Volk, die eigene Freiheit ohne
 Zwang ihm opfernd.

Glaub' mir, ich ehre das hoch, und schlage das
 Opfer darum nicht niedriger an. That ich doch des-
 gleichen! Nur um des Gothenreiches willen griff ich
 nach deiner Hand und nun und nie kann ich dich
 lieben.“

Da erstarrte Mataswintha.

Sie ward bleich wie eine Marmorstatue: die Arme fielen ihr schlaff herab: sie starrte ihn mit großen, offenen Augen an.

„Du liebst mich nicht? du kannst mich nicht lieben! Und die Sterne logen doch! Und es ist doch kein Gott!

Sag, bin ich denn nicht Matafwintha, die du das schönste Weib der Erde genannt?“

Aber der König beschloß, dieser Aufregung, die er nicht verstand und nicht errathen wollte, rasch ein Ende zu machen.

„Ja, du bist Matafwintha, und theilst meine Krone, nicht mein Herz. Du bist nur die Gemalin des Königs, aber nicht das Weib des armen Witichis.

Denn wisse, mein Herz, mein Leben ist auf ewig einer Andern gegeben.

Es lebt ein Herz, ein Weib, das sie von mir gerissen: und dem doch ewig mein Herz zu eigen bleibt.

Kauthgundis, mein Weib, mein treues Weib im Leben und im Tod.“

„Ha!“ rief Matafwintha, wie von Fieber geschüttelt und beide Arme erhebend, „und du hast es gewagt —“

Die Stimme versagte ihr.

Aber aus ihren Augen loderte Feuer auf den König.

„Du wagst es!“ rief sie nochmals —

„Hinweg, hinweg von mir!“

„Still,“ sprach Witichis, „willst du die Lauscher draußen herbei rufen? Fasse dich, ich verstehe dich nicht.“

Und rasch zog er das mächtige Schwert aus der Scheide, trat damit an das Doppel-Pfühl und legte es auf

den Rand der beiden Lager, wo sie eng an einander stießen.

„Sieh hier dies Schwert!

Es sei die ewige, scharfe, eiserne, kalte Gränze zwischen uns! Zwischen deinem Wesen und dem Meinen.

Beruhige dich doch nur. Es soll uns ewig scheiden.

Ruhe du hier zur Rechten seiner Schneide —

Ich bleibe links.

So theile, wie ein Schwertschnitt, diese Nacht für immer unser Leben!“

Aber in Mataswinthens Busen wogten die mächtigsten Gefühle, furchtbar ringend, drohend: Scham und Zorn, Liebe und glühender Haß.

Die Stimme versagte ihr.

„Nur fort, fort aus seiner Nähe,“ konnte sie noch denken.

Sie eilte gegen die Thür.

Aber mit fester Hand ergriff Witichis ihren Arm.

„Du mußt bleiben.“

Da zuckte sie zusammen: das Blut schoß in ihr auf: bewußtlos sank sie nieder.

Ruhig sah Witichis auf sie herab. „Armes Kind,“ sprach er, „der schwüle Dufte in diesem Gelaß hat sie ganz verwirrt! Sie wußte nicht, was sie sinnlos sprach!

Was ist deine kleine mädchenhafte Verwirrung gegen Kauthgundens Herzerreißung und die Meine.“

Und leise legte er die Besinnungslose auf das Pfühl zur Rechten des Schwertes.

Er selbst setzte sich nun, in seinen Waffen klirrend,

auf den Bodenteppich zur Linken und lehnte den Rücken an das Lager.

Lang saß er so, das Haupt vorgebeugt und die Lippen auf ein blondes Haargeslecht gedrückt, das er in kleiner Capsel auf dem Herzen trug.

Es kam kein Schlaf in seine kummervollen Augen. —

Mit dem ersten Hahnenschrei verließ die Brautwache ihren Posten, von Flötenbläsern abgeholt.

Gleich darauf schritt der König aus dem Gemach, in voller Rüstung.

Die Flöten hatten auch Mataswintha geweckt.

Aspa, die sich leise heranschlich, hörte plötzlich einen dumpfen Schlag.

Sie eilte in das Gemach.

Da stand die Königin, auf des Königs langes Schwert gestützt, und starrte vor sich zur Erde.

Der Areskopf lag zertrümmert zu ihren Füßen.

Drittes Capitel.

Im friedlichen Licht des späten Nachmittags schimmerten die Kirche und das Kloster, welches am Fuß des Apenninus nordöstlich von Perugia und Assisum, südlich von Petra und Eugubium, hoch auf dem Felsenhang oberhalb des kleinen Fleckens Taginä, Valerius gebaut, seine Tochter vom Dienst des Jenseits einzulösen.

Das Kloster, aus dem dunkelrothen Gestein der Gegend aufgeführt, umfriedete mit seinen Geviertmauern einen stillen Garten von dichtem grünem Laubwerk.

An allen vier Seiten desselben liefen kühle Bogengänge hin mit Apostelstatuen und Mosaik und mit Fresken auf goldnem Grund geschmückt.

All dies Bildwerk hatte den freudlosen byzantinischen Ernst: es waren symbolische Darstellungen aus der heiligen Schrift, zumal aus der Offenbarung Johannis, dem Lieblingsbuch jener Zeit.

Feierliche Stille waltete rings.

Das Leben schien weithin ausgeschlossen von diesen hohen und starken Mauern.

Cypressen und Thuien walteten vor in den Baum-

gruppen des Gartens, in welchem nie eines Vogels Gesang vernommen ward.

Die strenge Klosterordnung duldete die Vöglein nicht, auf daß nicht der Nachtigall süßes Rufen die frommen Seelen in ihren Gebeten störe.

Cassiodor war es, welcher, schon als Minister Theoderichs einer streng kirchlichen Richtung ergeben und biblischer Gelehrsamkeit voll, seinem Freunde Valerius den ganzen Plan der äußeren und inneren Einrichtung seiner Stiftung entworfen — ähnlich der Regel des Männer-Klosters, welches er selbst zu Squillacium in Unteritalien gegründet — und dessen Ausführung überwacht hatte.

Und sein frommer, aber strenger, der Welt und dem Fleisch feindlich abgewendeter Geist drückte sich denn im Größten wie im Kleinsten dieser Schöpfung aus.

Die zwanzig Jungfrauen und Wittwen, welche hier als Religiosä lebten, verbrachten in Beten und Psalmen-singen, in Buße und Casteiung ihre Tage.

Doch auch in werthätiger christlicher Liebe, in dem sie die Armen und Kranken der Umgegend in ihren Hütten aufsuchten und ihnen Seele und Leib trösteten und pflegten.

Es machte einen feierlichen, poesievollen, aber sehr ernstern Eindruck, wenn durch die dunkeln Cypressengänge hin eine dieser frommen Beterinnen wandelte, in dem faltenreichen, dunkelgrauen Schleppegewand, auf dem Haupt die weiße enganschließende Kalantika, eine Tracht, welche

das Christenthum von den ägyptischen Isispriestern übernommen.

Vor den oft in Kreuzesform geschnittenen Buchsgebüschen blieben sie stehen und kreuzten die Arme auf der Brust.

Immer gingen sie allein und stumm, wie Schatten, glitten sie bei jeder Begegnung aneinander vorüber.

Denn das Gespräch war auf das Unerläßliche beschränkt.

In der Mitte des Gartens floß ein Quell aus dunklem Gestein, von Cypressen überragt.

Marmorstübe waren in den Stein gehauen.

Es war ein stilles, schönes Plätzchen: wilde Rosen bildeten dort eine Art Laube und verbargen beinahe völlig ein finstres, rohes Steinrelief, welches die Steinigung des heiligen Stephanus darstellte.

An diesem Quell saß, eifrig lesend in aufgerollten Papyrosrollen, eine schöne, jungfräuliche Gestalt in schneeweißem Gewand, das eine goldne Spange über der linken Schulter zusammenhielt, das dunkelbraune Haar, in weichen Wellen zurückgelegt, umflocht eine fein geschlungene Epheuranke: — Valeria war's, die Römerin.

Hier, in diesen entlegenen, festen Mauern hatte sie Zuflucht gefunden, seit die Säulen ihres Vaterhauses zu Neapolis niedergestürzt.

Sie war bleicher und ernster geworden in diesen einsamen Räumen.

Aber ihr Auge leuchtete noch in seiner ganzen stolzen Schönheit.

Sie las mit großem Eifer; der Inhalt schien sie lebhaft fortzureißen, die feingefchnittenen Lippen bewegten sich unwillkürlich und zuletzt ward die Stimme der Lesenden leise vernehmlich:

— — „Und er vermählte die Tochter dem erzumpanzerten Hektor —

Die kam jetzt ihm entgegen, die Dienerin folgte zugleich ihr,

Tragend am Busen das zarte, noch ganz unmündige Knäblein,

Hektors einzigen Sohn, holdleuchtendem Sterne vergleichbar.

Schweigend betrachtete Hektor mit lächelndem Blicken den Knaben.

Aber Andromache trat mit thränenden Augen ihm näher, Drückt' ihm zärtlich die Hand und begann die geflügelten Worte:

„Böser, dich wird noch verderben dein Muth! Und des lallenden Knäbleins

Sammert dich nicht, noch meiner, die bald, ach Wittwe von Hektor

Sein wird. Bald ja werden die grimmigsten Feinde dich tödten,

Alle mit Macht einstürmend auf dich. Dann wär' mir das Beste,

Daß mich die Erde bedeckt, wenn du stirbst: bleibt doch mir in Zukunft

Nie ein anderer Trost, wenn dich wegraffte das Schicksal:

Nein, nur Trauer: lang ist mein Vater dahin und
die Mutter:

Du nur allein bist Vater mir jetzt und Mutter und
Alles —“

Sie las nicht weiter: die großen runden Augen wurden feucht, ihre Stimme versagte; sie neigte das bleiche Haupt.

„Valeria,“ sprach eine milde Stimme, und Cassiodor beugte sich über ihre Schulter.

„Thränen über dem Buch des Trostes?“

Aber was sehe ich — die Ilias! Kind! ich gab dir doch die Evangelien.“

„Verzeih mir, Cassiodorius. Es hängt mein Herz noch andern Göttern an als deinem.“

Du glaubst nicht, je gewaltiger von allen Seiten her die Schatten ernster Entsagung auf mich eindringen, seit ich bei dir und in diesen Mauern weile, desto krampfhafter klammert sich das widerstrebende Herz an die letzten Fäden, die mich mit einer andern Welt verbinden.

Und zwischen Grau'n und Liebe rathlos schwankt der Sinn.“

„Valeria, du hast keinen Frieden in diesem Haus des Friedens gefunden.“

Wohlan, so zieh hinaus.

Du bist ja frei und Herrin deines Willens.

Rehre zurück zu jener bunten Welt, wenn du glaubst, dort dein Glück zu finden.“

Sie aber schüttelte das schöne Haupt.

„Es geht nicht mehr.“

Feindlich ringen in meiner Seele zwei Gewalten.
Welche auch siege, — ich verliere immer."

„Kind, sprich nicht so! du kannst die beiden Mächte,
Erdenlust und Himmelseligkeit, nicht wie zwei gleiche
Dinge in einer Wage wiegen."

„Weh' denen," fuhr sie, wie mit sich selbst sprechend,
fort, „welchen das Schicksal den gespaltnen Doppeltrieb
in die Seele gepflanzt, der bald zu den Sternen nach
oben, bald nieder zu den Blumen zieht.

Sie werden keines der beiden froh."

„In dir, mein Kind," sprach Cassiodorius, sich zu
ihr setzend, „walten freilich unverföhnt deines weltlichen
Vaters und deiner frommen Mutter Sinn.

Dein Vater, ein Römer der alten Art, ein Kind
der stolzen, rauhen Welt, kühn, sicher, selbstvertrauend,
nach Gewinn und Macht strebend, wenig, allzuwenig,
fürcht' ich, ergriffen von dem Geist unseres Glaubens,
der nur im Jenseits unsere Heimath sucht, — in der
That Valerius, mein Freund, war mehr ein Heide denn
ein Christ.

Und daneben deine Mutter, fromm, sanft, aus einem
Martyrergeschlecht, den Himmel suchend und der Erde
vergessen, auch sie hat wohl ein Theil von ihrem Wesen
in dich —"

„Nein," sprach Valeria aufstehend und das edle
Haupt kräftig zurückwerfend, „ich fühle nur des Vaters
Art in mir.

Kein Tropfen Blut neigt jener Seite zu.

Die Mutter war viel krank und starb schon früh.

Unter meines Vaters Augen wuchs ich auf; Iphigenia und Antigone und Klauisfaa, Cloelia und Lucretia und Virginia waren die Freundinnen meiner Jugend.

Nicht viele Priester sah man in des Kaufherrn Haus und wenn er Abends mit ihr saß und las, so waren's Livius und Tacitus und Vergilius, nicht das heilige Buch der Christen.

So wuchs ich heran bis in mein siebzehntes Jahr, den Sinn allein auf diese Welt gerichtet.

Denn auch die Tugenden, die der Vater pries und übte, sie galten nur dem Staat, dem Haus, den Freunden.

Glücklich war ich in jener Zeit, ungespalten meine Seele."

„Du warst eine Heidin trotz des Taufwassers.“

„Ich war glücklich.

Da kamen wir auf einer Reise zuerst in diese Mauern mit ihrem Grabesernst und dunkle schwere Schatten fielen hier zuerst in meine Seele.

Dich fand ich hier und du entdecktest mir, was man mir bisher sorgfältig verborgen hatte, daß meine Mutter in schwerer Krankheit mich schon vor meiner Geburt durch ein Gelübde dem ehelosen Leben im Kloster geweiht, wenn Gott sie und ihr Kind am Leben erhalte, und daß mein Vater, dem dieser Gedanke unerträglich, später mich vom Himmel eingelöst, indem er, freilich mit Zustimmung des Bischofs von Rom, statt die Tochter hinzugeben, Kirche und Kloster hier gebaut.“

„So ist es, Kind, mit dem vierten Theil seines Vermögens!

Darüber kannst du dich beruhigen.

Der Nachfolger des heiligen Petrus, der die Macht hat zu binden und zu lösen, hat den Tausch, die Umwandlung des Gelübdes gebilligt. Du bist frei.“

„Aber ich fühle mich nicht frei!

Nicht mehr seit jener Stunde!

Was auch du, was auch der Vater gesagt, tief, tief in meinem Herzen spricht eine Stimme: der Himmel nimmt nicht todttes Gold statt einer lebendigen Seele.

Das Schicksal läßt sich nicht abkaufen, was einmal ihm verwirkt war.

Die finstre, ernste, drohende Macht jenes heiligen Glaubens, der meiner Seele fremd gewesen und geblieben ist, die in diesem feierlichen Raume wohnt, hat ein Recht, ein zwingend Herrschaftsrecht über meine Seele und läßt nicht davon.

Ich bin ihr verfallen.

Ihr gehör' ich an, nicht wollend, widerstrebend, aber sicher doch.

Der Welt der Entfagung, des Schmerzes, der Dornen: nicht jener goldnen Welt meines Homers, der Blumen und des Sonnenscheins, zu der noch immer von innen meine ganze Seele neigt.

So oft ich's auch vergessen will, immer ziehen wieder die Wolkenschatten über meine Seele.

Sie drohen im Hintergrunde aller Freuden: wie dort das finstre Martyrbild hinter den rothen Rosen.“

„Valeria, du hassst, scheint's, was du verehren solltest.“

„Ich hasse es nicht.

Ich fürchte es.

Wohl war eine Zeit" — und ein Strahl der Freude flog über ihre Züge — „da glaubte ich den dunkeln Schatten für immer besiegt von einem hellen Gott des Lichts.

Als ich zuerst des jungen Gothen lachend Auge sah und seine sonnige Seele mich umschloß, als soviel Jugend, Liebe und Glück mich umflutheten, da wähnte ich wohl, für immer sei jener Bann gelöst.

Aber es währte nicht lang.

Der finstre Gott des Schmerzes pochte vernehmlich an die goldne Wand, die ich zwischen ihn und mich gebaut und immer näher dringen seine Schläge.

Der Krieg bricht aus, mein theurer Vater fällt und nimmt einen verhängnißvollen Eid des Geliebten mit sich in's Grab.

In Schutt versinkt das Haus meiner Ahnen und ich muß flüchten aus meiner Vaterstadt.

Sie fällt dem Feinde zu.

Nur das Opfer eines köstlichen Lebens rettet mir den Geliebten.

Die Woge des Krieges verschlägt ihn fern von mir.

Und wie ich erwache aus der Betäubung dieses Streichs — find' ich mich hier, in diesem großen Grabe, dem Ort meiner Bestimmung.

Ach, du wirst sehen, der Himmel begnügt sich nicht mit dem leeren Grab.

Er fordert auch die Leiche, die hinein gehört."

„Valeria! du solltest Cassandra heißen.“

„Ja, denn Cassandra sah die Wahrheit, ihre Gesichte trafen ein!“

„Du weißt, wir erkennen einer Seele den Preis zu, die der Erde vergiftet über dem Himmel.

Aber Gott will erzwungne Opfer nicht.

Und so sag' ich dir, du quälst dich mit eitlen Vorwurf.

Der Papst hat dich gelöst, so bist du frei.“

„Die Seele löst kein Papst.

Der Papst nimmt Gold, das Schicksal nicht.

Du wirst erfüllt sehen, was ich dir ahnend vorher-
sage — nie werd ich glücklich, nie werd ich Totila's und
diese Stätte wird —“

„Und wenn's so wäre?

Hängst du denn noch gar so fest an Glück und
Hoffnung?

Freilich, du bist noch jung.

Aber Kind, ich sage dir: je früher du dich losmachst,
desto größerem Weh entrinnst du.

Ich habe die Welt und ihre falschen Freuden und
Ehren alle gekostet und sie alle eitel und treulos erfunden.

Nichts auf Erden füllt die Seele aus, die nicht von
dieser Erde ist.

Wer das erkennt, der sehnt sich hinweg aus dieser
Welt der Unrast und der Sünde.

Erst in der Welt jenseits des Grabes ist deine
Heimath. Dahin verlangt die ganze Seele —“

„Nein, nein, Cassiodorius,“ rief die Römerin, „meine ganze Seele verlangt nach Glück auf dieser schönen Erde!

Ihr gehör' ich an!

Auf ihr fühl' ich mich heimisch.

Blauer Himmel, weißer Marmor, rothe Rosen,
linde, duftgefüllte Abendluft — wie seid ihr schön!

Das will ich einathmen mit entzückten Sinnen!

Wer das genießt, ist glücklich!

Weh dem, der es verloren.

Von deinem Jenseits hab' ich kein Bild in meiner
hangen Seele!

Nebel, Schatten — graues Ungewiß allein liegt jen-
seit des Grabes.

Wie spricht Achilleus?

„Tröste mich doch nicht über den Tod! Du kannst
nicht, Odysseus!

Lieber ja möcht' ich das Feld als Lohnarbeiter
bestellen

Für den bedürftigen Mann, dem nicht viel Habe
geworden,

Als hier allzumal die Schatten der Todten be-
herrschen.“

So empfind' auch ich.

Weh' dem, den nicht die goldne Sonne mehr bescheint.

O wie gern, wie gern wär' ich glücklich in dieser
schönen Welt, in meinem schönen Heimathland: wie
fürcht' ich das Unheil, das doch unaufhaltsam näher
dringt, wie hier auf dieser Wand mit der sinkenden
Sonne die Schatten unhörbar wachsen.

O, wer ihn aufhielte, den furchtbar nahenden Schatten meines Lebens!“

Da drang vom Eingang her ein heller, kräftigluft'ger Schall, ein fremder Ton in diesen stillen Mauern, welche nur vom leisen Choral der Jungfrau wiedertönten.

Die Trompete blies den muntern, kriegerischen Feldruf der gothischen Reiter: belebend drang der Ton in die Seele Valerias.

Aus dem Wohngebäude aber eilte der alte Pförtner herbei.

„Herr,“ rief er, „festes Reitervolk lagert vor den Mauern.

Sie lärmen und verlangen Fleisch und Wein.

Sie lassen sich nicht abweisen und der Führer: — da ist er schon“ —

„Totila!“ jauchzte Valeria und flog dem Geliebten entgegen, der in schimmernder Rüstung, vom weißen Mantel umwallt, waffentlirrend, heranschrift.

„O du bringst Luft und Leben!“

„Und neues Hoffen und die alte Liebe,“ rief Totila. Und sie hielten sich umschlungen.

„Wo kommst du her? Wie lang bist du mir fern geblieben!“

„Ich komme graden Weges von Paris und Aurelianum, von den Höfen der Frankenkönige.

O Cassiodor, wie gut sind jene daran jenseit der Berge!

Wie leicht haben sie's!

Da kämpft nicht Himmel und Boden und Erinnerung gegen ihre Germanenart.

Nahe ist der Rhenus und Danubius und ungezählte Germanenstämme wohnen dort in alter ungebrochener Kraft — wir dagegen sind wie ein vorgeschobener, verlornener Posten, ein einzler Felsblock, den rings feindliches Element benagt.

Doch desto größer,“ sprach er, sich aufrichtend, „ist der Ruhm, hier, mitten im Römerland, Germanen ein Reich zu bauen und zu erhalten.

Und welcher Zauber liegt auf deinem Vaterland, Valeria.

Es ist das unsre auch geworden!

Wie frohlockte mein Herz, als mich wieder Oliven und Lorber begrüßten und des Himmels tiefes, tiefes Blau.

Und ich fühlte klar: wenn mein edles Volk sich siegreich erhält in diesem edlen Land, dann wird die Menschheit ihr edelstes Gebilde hier erstehen sehn.“

Valeria drückte dem Begeisterten die Hand.

„Und was hast du ausgerichtet?“ fragte Cassiodorius.

„Viel! — Alles!

Ich traf am Hofe des Merowingen Childebert Gesandte von Byzanz, die ihn schon halb gewonnen, als sein Bundesgenosse in Italien einzufallen.

Die Götter — vergieb mir, frommer Vater — der Himmel war mit mir und meinen Worten.

Es gelang, ihn umzustimmen. Schlimmstenfalls ruhen seine Waffen ganz. Hoffentlich sendet er uns ein Heer zu Hülfe.“

„Wo liehest du Julius?“

„Ich geleitete ihn bis in seine schöne Heimathstadt Avenio.

Dort ließ ich ihn unter blühenden Mandelbäumen und Oleandern.

Dort wandelt er, fast nie mehr den Platon, meist den Augustinus in der Hand und träumt und träumt vom ewigen Völkerrfrieden, vom höchsten Gut und von dem Staate Gottes!

Wohl ist es schön in jenen grünen Thälern — doch neid' ich ihm die Muße nicht.

Das Höchste ist das Volk, das Vaterland!

Und mich verlangt's, für dieses Volk der Gothen zu kämpfen und zu ringen.

Ueberall, wo ich des Rückwegs kam, trieb ich die Männer zu den Waffen an.

Schon drei starke Scharen traf ich auf dem Wege nach Ravenna.

Ich selber führe eine vierte dem wackern König zu.

Dann geht es endlich vorwärts gegen diese Griechen, und dann: Rache für Neapolis!“

Und mit blitzenden Augen hob er den Speer — er war sehr schön zu schauen.

Entzückt warf sich Valeria an seine Brust.

„O sieh, Cassiodorius, das ist meine Welt! meine Freude! mein Himmel!

Mannesmuth und Waffenglanz und Volkessliebe und die Seele in Lieb' und Haß bewegt — füllt das die Menschenbrust nicht aus?“

„Ja wohl: im Glück und in der Jugend!

Es ist der Schmerz, der uns zum Himmel führt.“

„Mein frommer Vater,“ sagte Totila, mit der Linken Valeria an sich drückend, mit der Rechten an seine Schulter rührend, „schlecht steht mir an, mit dir, dem Ältern, Weisern, Besseren zu streiten.

Aber anders ist mein Herz geartet.

Wenn ich je zweifeln könnte an eines gütigen Gottes Walten, so ist es, wann ich Schmerz und unverschuldet Leiden sehe.

Als ich der edeln Miriam Auge brechen sah, da fragte mein verzweifelnd Herz: „lebt denn kein Gott?“

Im Glück, im Sonnenschein fühl' ich den Gott und seine Gnade wird mir offenbar.

Er will gewiß der Menschen Glück und Freude — der Schmerz ist sein heiliges Geheimniß — ich vertraue: dereinst wird uns auch dies Räthsel klar.

Einstweilen aber laß uns auf der Erde freudig das Unfre thun und keinen Schatten uns allzulang verdunkeln.

In diesem Glauben, Valeria, laß uns scheiden.

Denn ich muß fort zu König Vitichis mit meinen Reitern.“

„Du gehst von mir? schon wieder? Wann, wo, werd' ich dich wieder sehn?“

„Ich seh' dich wieder, nimm mein Wort zum Pfand!

Ich weiß, es kommt der Tag, da ich mit vollem Recht dich aus diesen ernstern Mauern führen darf in's sonnige Leben.

Laß dich indeß nicht allzusehr verdüstern.

Es kommt der Tag des Sieges und des Glücks: und mich erhebt's, daß ich zugleich das Schwert für mein Volk und meine Liebe führe."

Inzwischen war der Pförtner mit einem Schreiben an Cassiodor wieder gekommen.

„Auch ich muß dich verlassen, Valeria,“ sprach er.

„Kusticiana, des Boëthius Wittwe, ruft mich dringend an ihr Sterbebett: sie will ihr Herz erleichtern von alter Schuld.

Ich gehe nach Tifernum.“

„Dahin führt auch unser Weg, du ziehst mit mir, Cassiodorius.

Leb wohl, Valeria!“

Nach kurzem Abschied sah die Jungfrau den Geliebten gehn.

Sie bestieg ein Thürmchen der Gartenmauer und sah ihm nach.

Sie sah, wie er in voller Rüstung sich in den Sattel schwang, sie sah mit freudigen Augen seine Reiter hinter ihm traben.

Hell blitzten ihre Helme im Abendlicht, die blaue Fahne flatterte lustig im Winde: Alles war voll Leben, Kraft und Jugend.

Sie sah dem Zuge nach, lang und sehrend.

Aber als er fern und ferner sich hinzog, da wich der frohe Muth, den sein Erscheinen gebracht, wieder von ihr. Bange Ahnungen stiegen ihr auf und unwillkürlich sprachen sich ihre Gefühle aus in den Worten ihres Homeros:

„Siehest du nicht wie schön von Gestalt, wie
stattlich Achilleus?

Dennoch harrt auch seiner der Tod und das dunkle
Verhängniß.

Wenn auch ihm in des Kampfes Gewühl das Leben
entschwindet.

Ob ihn ein Pfeil von der Sehne dahinstreckt, oder
ein Wurfspeer.“

Und schmerzlich seufzend schritt die Jungfrau aus dem
rasch sich verdunkelnden Garten in die dumpfen Mauern
zurück.

Viertes Capitel.

Inzwischen hatte König Witichis in seinem Waffenplatz Ravenna jede Kunst und Thätigkeit eines erfahrenen Kriegsmannes entfaltet.

Während jede Woche, ja jeden Tag vor und in der Stadt größere und kleinere Scharen von den gothischen Heeren eintrafen, welche der Verrath Theodahads an die Grenzen gesendet hatte, arbeitete der König unablässig daran, das ganze große Heer, welches allmählig bis auf ein hundert und fünfzig Tausendschaften gebracht werden sollte, auszurüsten, zu waffnen, zu gliedern und zu üben.

Denn die Regierung Theoderichs war eine äußerst friedliche gewesen: nur die Besatzungen der Grenzprovinzen, kleine Truppenmassen, hatten mit Gepiden, Bulgaren und Avarn zu thun gehabt, und in den mehr als dreißig Jahren der Ruhe waren die kriegerischen Ordnungen eingerostet.

Da hatte der tüchtige König, von seinen Freunden und Feldherrn eifrig unterstützt, Arbeit voll auf.

Die Arsenale und Werften wurden geleert, in Ravenna ungeheure Magazine angelegt und zwischen der

dreifachen Umwallung der Stadt endlose Reihen von Werkstätten für Waffenschmiede aller Art aufgeschlagen, die Tag und Nacht unablässig zu arbeiten hatten, den Forderungen des kampfbegierigen Königs, des massenhaft anschwellenden Heeres zu genügen.

Ganz Ravenna ward ein Kriegslager.

Man hörte nichts als die Hammerschläge der Schmiede, das Wiehern der Kasse, den Sturmruf und Waffenlärm der sich übenden Heerscharen.

In diesem Getöse, in dieser rastlosen Thätigkeit betäubte Witichis, so gut es gehen wollte, den Schmerz seiner Seele und begierig sah er dem Tag entgegen, da er sein schönes Heer zum Angriff gegen den Feind führen könne.

Doch hatte er bei allem Drange, im Kampfgewühl sich selber zu verlieren, seiner Königspflicht nicht vergessen, und durch Herzog Guntharis und Hildebad ein Friedensanerbieten an Belisar gesendet mit den mäßigsten Vorschlägen.

So von Krieg und Staat ganz in Anspruch genommen, hatte er kaum einen Blick und Gedanken für seine Königin, welcher er auch, wie er meinte, kein größeres Gut als die ungestörteste Freiheit zuwenden konnte.

Aber Matastwintha war von jener unheilvollen Brautnacht an von einem Dämon erfüllt, von dem Dämon unerfättlicher Rache.

In Haß übergeschlagne Liebe ist der giftigste Haß.

Ihre tiefe und leidenschaftliche Seele hatte von Kind-

heit an das Ideal dieses Mannes hoch zu den Sternen erhöht.

Ihr Stolz, ihre Hoffnung, ihre Liebe, war einzig an dieser Gestalt gehangen und sicher, wie den Aufgang der Sonne, hatte sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht durch diesen Mann erwartet.

Und nun mußte sie sich gestehn, daß er ihre Liebe hatte an's Licht gebracht und nicht erwidert: daß sie, obwohl seine Königin, mit dieser Liebe wie eine Verbrecherin dem verstoßnen und doch ewig allein in seinem Herzen wohnenden Weibe gegenüber stehe.

Und er, auf den sie als Retter und Befreier von unwürdigem Zwang gehofft, er hatte ihr die höchste Schmach angethan: eine Ehe ohne Liebe.

Er hatte ihr die Freiheit genommen und kein Herz dafür gegeben.

Und warum? was war der letzte Grund dieses Frevels?

Das Gothenreich, die Gothenkrone.

Sie zu erhalten, hatte er sich nicht besonnen, einer Mataswintha Leben zu verderben.

„Hätte er meine Liebe nicht erwidert — ich wäre zu stolz, ihn darum zu hassen.

Aber er zieht mich an sich, behängt mich, wie zum Hohne, mit dem Namen seines Weibes, führt diese Liebe bis hart an den Gipfel der Erfüllung und stößt mich dann achtlos hinunter in die Nacht unaussprechlicher Beschämung.

Und warum? warum das Alles.

Um einen eiteln leeren Schall: „Gothenreich“.

Um einen todten Reif von Gold.

Weh ihm, und wehe seinem Gözen, dem er dies Herz geschlachtet.

Er soll es büßen. An seinem Gözenbilde soll er's büßen.

Hat er mir ohne Schonung mein Idol, sein eigen Bild, meine schöne Liebe mit Füßen getreten, — wohlan, Göze gegen Göze!

Er soll leben, dieses Reich zernichtet zu sehen, diese Krone zerstückt.

Zerschlagen will ich ihm seinen Lieblingswahn, um den er die Blüthe meiner Seele geknickt, zerschlagen dieses Reich wie seine Büste.

Und wenn er verzweifelnd, händeringend vor den Trümmern steht, will ich ihm zurufen: sieh, so sehn die zerschlagenen Gözen aus.“

So, in der widerstandlosen Sophistik der Leidenschaft, beschuldigte und verfolgte Matafwintha den unseligen Mann, der mehr als sie gelitten, der nicht nur sie, der sein und des geliebten Weibes Glück dem Vaterland geopfert.

Vaterland, Gothenreich — der Name schlug ohne Klang an das Ohr des Weibes, das von Kindheit auf unter diesem Namen nur zu leiden, dagegen nur für ihre Freiheit zu ringen gehabt hatte.

Sie hatte nur dem Egoismus ihres Einen Gefühls, der Poesie dieser Leidenschaft gelebt, und zur Rache, Rache für die Hinopferung ihrer Seele, dies Gothenreich zu verderben, war ihre höchste, grimmige Lust.

O hätte sie, wie jene Marmorbüste, mit Einem Streich, dies Reich zerschmettern können!

Mit diesem Wahnsinn der Leidenschaft empfing sie aber deren ganze dämonische Klugheit.

Sie wußte ihren tödtlichen Haß und ihre geheimen Rachegeanken so tief vor dem König zu verbergen — so tief wie sich selbst die geheime Liebe verbarg, welche sie noch immer für den grimmig Verfolgten im tiefsten Busen trug.

Auch wußte sie dem König ein Interesse an der gothischen Sache zu zeigen, welches das einzige Band zwischen ihnen zu bilden schien und welches, wenn auch in feindlichem Sinne, wirklich in ihr bestand.

Denn wohl begriff sie, daß sie dem gehaßten König nur dann schaden, seine Sache nur dann verderben konnte, wenn sie in alle Geheimnisse derselben genau eingeweiht, mit ihren Stärken wie mit ihren Blößen genau vertraut war.

Ihr hohe Stellung machte ihr leicht möglich, Alles, was sie wissen wollte, zu erfahren: schon aus Rücksicht auf ihren großen Anhang konnte man der Amelungentochter, der Königin, Kenntniß der Lage ihres Reiches, ihres Heeres nicht vorenthalten.

Der alte Graf Grippa versah sie mit allen Nachrichten, die er selbst erfuhr.

In wichtigeren Fällen wohnte sie selbst den Berathungen bei, welche in den Gemächern des Königs gehalten wurden.

So war Matafwintha über die Lage des Reiches,

die Stärke, Beschaffenheit und Eintheilung des Heeres, die nächsten Angriffspläne der Feldherren und alle Hoffnungen und Befürchtungen der Gothen so gut wie der König selbst unterrichtet.

Und sehnlich wünschte sie eine Gelegenheit herbei, dies ihr Wissen so bald und so verderblich wie möglich zu verwerthen.

Mit Belisar selbst in Verkehr zu treten, durfte sie nicht hoffen.

Naturgemäß richteten sich ihre Augen auf die aus Furcht vor den Gothen neutralen, im Herzen aber ausnahmslos byzantinisch-gesinnten Italier ihrer Umgebung, mit denen sie leichten und unverdächtigen Verkehr pflegen konnte.

Aber so oft sie diese Namen im Geiste musterte, da war keiner, dessen Thatkraft und Klugheit sie das tödtliche Geheimniß hätte vertrauen mögen, daß die Königin der Gothen selbst am Verderben ihres Reiches arbeiten wolle.

Diese feigen und unbedeutenden Menschen — die Tüchtigeren waren längst zu Cethegus oder Belisar gegangen — waren ihr weder des Vertrauens würdig, noch schienen sie Witichis und seinen Freunden gewachsen.

Wohl suchte sie auf schlauen Umwegen durch den König und die Gothen selbst zu erkunden, welchen unter allen Römern sie für ihren gefährlichsten, bedeutendsten Feind hielten.

Aber auf solche Anfragen und Erkundigungen hörte

sie immer nur Einen Mann nennen, immer und immer wieder einen Einzigen.

Und der saß ihr unerreichbar fern im Capitol von Rom: Cethegus der Präfect.

Es war ihr unmöglich, sich in Verbindung mit ihm zu setzen.

Keinem ihrer römischen Sklaven wagte sie einen so verhängnißvollen Auftrag, als ein Brief nach Rom war, anzuvertrauen.

Die kluge und muthige Numiderin, welche den Haß ihrer angebeteten Herrin gegen den rohen Barbaren, der diese verschmäht, vollauf theilte, ungeschwächt bei ihr durch heimliche Liebe, hatte sich zwar eifrig erboten, ihren Weg zu Cethegus zu finden.

Aber Matafwinthä wollte das Mädchen nicht den Gefahren einer Wanderung durch Italien mitten durch den Krieg aussetzen.

Und schon gewöhnte sie sich an den Gedanken, ihre Rache bis zu dem Marsch auf Rom zu verschieben, ohne inzwischen in ihrem Eifer in Erforschung der gothischen Pläne und Rüstungen zu erkalten.

So wandelte sie eines Tages nach der Stadt zurück von dem Kriegsrath, welcher draußen im Lager, im Belt des Königs war gehalten worden.

Denn seit die Rüstungen ihrer Vollendung nah und die Gothen jeden Tag des Aufbruchs gewärtig waren, hatte Witichis, wohl auch um Matafwinthä aus dem Wege zu sein, seine Zimmer im Palatium verlassen und

seine schlichte Wohnung mitten unter seinen Kriegern aufgeschlagen.

Langsam, das Vernommene ihrem Gedächtniß einprägend und über die Verwerthung nachsinnend, wandelte die Königin, nur von Aspa begleitet, durch die äußersten Reihen der Zelte, einen sumpfigen Arm des Padus zur Linken, die weißen Zelte zur Rechten.

Sie mied das Gedränge und den Lärm der innern Cassen des Lagers.

Während sie bedächtig und ihrer Umgebung nicht achtend dahinschritt, musterten Aspa's scharfe Augen die Gruppe von Gothen und Italiern, welche sich hier um den Tisch eines Gauflers geschart hatte, der unerhörte und nie gesehne Künste zum Besten zu geben schien, nach dem Staunen und Lachen der Zuschauer zu schließen.

Aspa zögerte etwas in ihrem Gang, diese Wunder mit anzusehen.

Es war ein junger, schlanker Bursch: nach der blendend weißen Haut des Gesichts und der bloßen Arme wie nach dem langen gelben Haar gallischen Zuschnitts ein Kette, wozu die kohlschwarzen Augen nicht stimmen wollten.

Er verrichtete wirklich Wunderdinge auf seiner einfachen Bühne.

Bald sprang er in die Höhe, überschlug sich in der Luft und kam doch senkrecht, bald wieder auf die Füße, bald auf die Hände, zu stehen.

Dann schien er brennende Kohlen mit sichtlichem

Appetit zu verspeisen und dafür Münzen auszuspeien: dann verschluckte er einen fußlangen Doldh und zog ihn später wieder aus seinen Haaren hervor, um ihn mit drei, vier andern scharfgeschliffnen Messern in die Luft zu werfen und eins nach dem andern mit nie fehlender Behendigkeit am Griff aufzufangen, wofür ihn Gelächter und Rufe der Bewunderung von Seite seiner Zuschauer belohnten.

Aber schon zu lange hatte sich die Sklavin verweilt.

Sie sah nach der Herrin und bemerkte, daß ihr Weg gesperrt war von einer Schar italischer Lastträger und Trostnechte, welche die Gothenkönigin offenbar nicht kannten und grade an ihr vorbei, über den Weg hin, nach dem Wasser zu, lärmende Kurzweil trieben.

Sie schienen sich aber einen Gegenstand, den Aspa nicht wahrnahm, zu zeigen und ihn mit Steinen zu werfen.

Eben wollte sie ihrer Herrin nachsehen, als der Gaukler neben ihr auf dem Tisch einen gellenden Schrei ausstieß; Aspa wandte sich erschrocken und sah den Gallier in ungeheurem Satz über die Köpfe der Zuschauer weg wie einen Pfeil durch die Luft auf die Italier loschießen.

Schon stand er mitten in dem Haufen und schien, sich bückend, einen Augenblick unter ihnen verschwunden.

Aber plötzlich ward er sichtbar.

Denn einer und gleich darauf ein zweiter der Italier stürzte von seinen Faustschlägen nieder.

Im Augenblick war Aspa an der Königin Seite, welche sich schnell aus der Nähe der Schlägerei entfernt

hatte, aber, zu der Sklavin Befremden, stehen blieb, mit dem Finger auf die Gruppe weisend.

Und seltsam in der That war das Schauspiel.

Mit unglaublicher Kraft und noch größrer Gewandtheit wußte der Gaukler das Duzend der Angreifer sich vom Leibe zu halten.

Die Gegner anspringend, sich wendend und duckend, weichend, dann wieder plötzlich vorspringend und den Nächsten am Fuß niederreißend oder mit kräftigem Faustschlag vor Brust oder Gesicht niederstreckend, wehrte er sich.

Und das Alles ohne Waffe: und nur mit der rechten Hand: denn die linke hielt er, wie etwas bergend und schützend, dicht an die Brust.

So währte der ungleiche Kampf minutenlang.

Der Gaukler ward näher und näher von der wüthenden, lärmenden Menge dem Wasser zugedrängt.

Da blitzte eine Klinge. Einer der Trostknechte, zornig über einen schweren Schlag, zuckte ein Messer und sprang den Gaukler von hinten an.

Mit einem Schrei stürzte dieser zusammen: die Feinde über ihn her.

„Auf! reißt sie auseinander! helft dem Armen,“ rief Mataswintha den Kriegern zu, welche jetzt von dem verlassenen Tisch der Gothen herankamen, „ich befehle es! die Königin!“

Die Gothen eilten nach dem Knäuel der Streitenden: aber noch ehe sie herankamen, sprang der Gaukler, der sich für einen Moment von allen Feinden losgemacht, hoch aus dem Gewirr und eilte mit letzter Kraft davon, grade

auf die beiden Frauen zu — verfolgt von den Italiern, welche die wenigen Gothen nicht aufzuhalten vermochten.

Welch' ein Anblick!

Seine gallische Tunica hing ihm in Fetzen vom Leibe: ein Stück seiner gelben Haare schleifte am Rücken und siehe, unter der gelben Perücke kam schwarzes glänzendes Haar zum Vorschein und der weiße Hals verlief in eine bronzebraune Brust.

Mit letzter Kraft erreichte er die Frauen.

Da erkannte er Matašwintha.

„Schütze mich, rette mich, weiße Göttin!“ schrie er und brach zusammen vor Matašwintha's Füßen.

Schon waren die Italiier heran, und der Vorderste schwang sein Messer. —

Aber Matašwintha breitete ihren blauen Mantel über den Gefallnen: „Zurück!“ sprach sie mit Hohheit, „laßt ab von ihm. Er steht im Schutze der Gothenkönigin.“

Verblüfft wichen die Trostnechte zurück.

„So?“ rief nach einer Pause der mit dem Dolch, „straflos soll er ausgehn, der Hund und Sohn eines Hundes? und fünf von uns liegen am Boden halbtodt? und ich habe fortan drei Zähne zu wenig? Und keine Strafe?“

„Er ist gestraft genug,“ sagte Matašwintha, auf die tiefe Dolchwunde am Halse deutend.

„Und all das um einen Wurm,“ schrie ein Zweiter, „um eine Schlange, die aus seinem Ranzen schlüpfte und die wir mit Steinen warfen.“

„Da seht! er hat die Natter geborgen, da, an seiner Brust. Nehmt sie ihm.“

„Schlagt ihn todt,“ schrien die Andern.

Aber da kamen zahlreiche Gothenkrieger heran und schafften ihrer Königin Respect, die Italier unsanft zurückstoßend und einen Kreis um den Gefallnen schließend. Aspa blickte scharf zu und augenblicklich sank sie mit gekreuzten Armen neben dem Gaukler nieder.

„Was ist dir, Aspa? steh auf!“ sprach Mataswintha staunend.

„O Herrin!“ stammelte diese, „der Mann ist kein Gallier!“

Er ist ein Sohn meines Volkes.

Er betet zu dem Schlangengott!

Sieh hier seine braune Haut unter dem Halse.

Braun wie Aspa, — und hier — hier, eine Schrift; Schriftzeichen eingeritzt über seiner Brust: die heilige Geheimschrift meiner Heimath,“ jubelte sie.

Und, mit dem Finger deutend, hob sie an zu lesen.

„Der Gaukler scheint verdächtig —

Warum diese Verstellung?“ sprach Mataswintha.

„Man muß ihn in Haft nehmen.“

„Nein, nein, o Herrin,“ flüsterte Aspa.

„Weißt du, wie die Inschrift lautet? — Kein Auge als meines kann sie dir deuten.“

„Nun?“ fragte Mataswintha.

„Sie lautet,“ flüsterte Aspa leise: „Sypnar schuldet ein Leben seinem Herrn, Cethegus dem Präfecten.“

Ja, ja ich erkenne ihn, das ist Sypnar, Hiempfal's

Sohn, ein Gastfreund meines Stamms: die Götter senden ihn zu uns."

„Aspa," sprach Matafwintha rasch, „ja, ihn senden die Götter: die Götter der Rache."

Auf, ihr Gothen, legt diesen wunden Mann auf eine Bahre, und folgt damit meiner Sklavin in den Palast! er steht fortan in meinem Dienst." —

Fünftes Capitel.

Wenige Tage darauf begab sich Matafwinthä wieder in's Lager, diesmal nicht von Aspa begleitet.

Denn diese wick Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres verwundeten Landsmannes, der unter ihren Händen, ihren Kräutern und Sprüchen sich rasch erholte.

König Witichis selbst hatte diesmal die Königin abgeholt mit dem ganzen Geleit seines Hofes.

Denn in seinem Zelte sollte heute der wichtigste Kriegsrath gehalten werden.

Das Eintreffen der letzten Verstärkungen war auf heute angekündigt: und auch Guntharis und Hildebad wurden zurückerwartet mit der Antwort Belisars auf das Friedensanerbieten.

„Ein verhängnißvoller Tag!“ sagte Witichis zu seiner Königin.

„Bete zum Himmel um den Frieden.“

„Ich bete um den Krieg,“ sprach Matafwinthä, starr vor sich hinblickend.

„Verlangt dein Frauenherz so sehr nach Rache?“

„Nach Rache nur noch ganz allein — und sie wird mir werden.“

Damit traten sie in das Zelt, welches schon von gothischen Heerführern erfüllt war. •

Matafwintha dankte mit stolzem Kopfsbeugen dem ehrerbietigen Gruß.

„Sind die Gesandten zurück?“ fragte der König, sich setzend, den alten Hildebrand, „so führt sie ein.“

Auf ein Zeichen des Alten erhoben sich die Seitenvorhänge und Herzog Guntharis und Hildebrand traten ein, sich tief verneigend.

„Was bringt ihr? Frieden oder Krieg?“ fragte Witichis eifrig.

„Krieg! Krieg, König Witichis!“ riefen beide Männer mit einem Munde.

„Wie? Belisar verwirft die Opfer, die ich ihm biete? Du hast ihm freundlich, eindringlich, meine Vorschläge mitgetheilt?“

Herzog Guntharis trat vor, und sprach:

„Ich traf den Feldherrn im Capitol als Gast des Präfecten und sprach zu ihm:

„Der Gothenkönig Witichis entbietet dir seinen Gruß.

In dreißig Tagen kann er mit hundert fünfzig Tausendschaften wehrhafter Gothen vor diesen Thoren stehn.

Und ein Schlachten und Ringen um diese ehrwürdige Stadt wird anheben, wie es ihre seit tausend Jahren mit Blut getränkten Gefilde nie geschaut.

Der König der Gothen liebt den Frieden mehr als

selbst den Sieg: und er gelobt, dem Kaiser Justinian die Insel Sicilien abzutreten und ihm in jedem seiner Kriege mit dreißigtausend Mann Gothen beizustehen, wenn ihr sofort Rom und Italien räumt, das uns gehört nach dem Recht der Eroberung wie nach dem Vertrag mit Kaiser Zeno, der es Theoderich überließ, wenn er den Odoakar stürzen könne.“

So sprach ich, deinem Auftrag gemäß.

Belisar aber lachte und rief:

„Vitichis ist sehr gnädig, mir die Insel Sicilien abzutreten, die ich schon habe und er nicht mehr hat.

Ich schenke ihm dafür die Insel Thule!

Nein. Der Vertrag Theoderichs mit Zeno war abgezwungen und das Recht der Eroberung, — nun das spricht jetzt für uns.

Kein Friede, als unter der Bedingung: das ganze Gothenheer streckt die Waffen, und das ganze Volk zieht über die Alpen und sendet König und Königin als Geiseln nach Byzanz.“

Ein Murren der Entrüstung ging durch das Zelt.

„Zornig, ohne Antwort auf solchen Vorschlag, wandten wir ihm den Rücken und schritten hinaus.“

„Auf Wiedersehen in Ravenna,“ rief er uns nach.

„Da wandt' ich mich,“ sprach Hildebad und rief:

„Auf Wiedersehen vor Rom!

Auf König Vitichis, jetzt zu den Waffen.

Du hast das Aeußerste versucht an Friedensliebe und Schmach geerndtet.

Jetzt auf! Lang genug hast du gezögert und gerüstet!
Jetzt führ' uns an, zum Kampf."

Da tönten Trompetenstöße aus dem Lager: man hörte den Hufschlag eilig nahender Kasse.

Als bald hob sich der Vorhang des Zeltes und eintrat Totila in glänzenden Waffen, vom weißen Mantel umwallt.

„Heil meinem König, Heil dir Königin,“ sprach er huldigend.

„Mein Auftrag ist erfüllt: ich bringe dir den Freundesgruß des Frankenkönigs.

Er hielt ein Heer bereit im Solde von Byzanz, dich anzugreifen.

Es gelang mir, ihn umzustimmen.

Sein Heer wird nicht gegen die Gothen in Italien einrücken.

Graf Markja von Mediolanum, der bisher die cotti-
schen Alpen gegen die Franken gedeckt, ward dadurch frei
mit seinen Tausendschaften: er folgt mir in Eile.

Im Rückweg hab ich aufgerafft, was ich irgend von
waffenfähigen Männern fand und die Besatzungen der
Burgen an mich gezogen.

Ferner:

Wir hatten bisher Mangel an Reiterei. Getrost,
mein König: ich führe dir sechstausend Reiter zu, auf
herrlichen Kassen.

Sie verlangen, sich zu tummeln in den Ebenen
von Rom.

Nur Ein Wunsch lebt in uns allen: führ uns zum Kampf, zum Kampf nach Rom."

„Hab Dank, mein Freund, für dich und deine Reiter.

Sprich, Hildebrand, wie vertheilt sich jetzt unfres Heeres Macht?

Sagt an, ihr Feldherrn, wie viele führt ein jeder von euch?

Ihr Notare, zeichnet auf!"

„Ich führe drei Tausendschaften Fußvolk," rief Hildebad.

„Ich vierzig Tausendschaften zu Fuß und zu Roß mit Schild und Speer," sprach Herzog Guntharis.

„Ich vierzig Tausendschaften zu Fuß: Bogenschützen, Schleudrer, Speerträger," sagte Graf Grippa von Ravenna.

„Ich sieben Tausendschaften mit Messer und Keule," zählte Hildebrand.

„Und dazu Totila's sechs Tausendschaften Reiter und vierzehn erlesene Tausendschaften Teja's mit der Streitart — wo ist er? ich vermisse ihn hier! —

Und ich habe meine Scharen zu Fuß und zu Roß auf fünfzig Tausendschaften erhöht," schloß der König.

„Das sind zusammen einhundertsechzig Tausendschaften," schrieb der Proto-Notar, die Pergamentrolle dem König überreichend.

Da flog ein froher Glanz kriegerischen Stolzes über des Königs ernstes Angesicht.

„Einhundert Sechzig Tausendschaften gothische Männer: Belisar, sollen sie vor dir die Waffen strecken, ohne Kampf?

Wie lang braucht ihr noch Rast, um aufzubrechen?“

Da eilte der schwarze Teja in's Zelt.

Er hatte beim Eintreten die letzte Frage vernommen.

Sein Auge sprühte Blitze, er bebte vor Zorn.

„Rast? Keine Stunde Rast mehr: auf zur Rache,
König Witichis!“

Ein ungeheurer Frevel ist geschehn, der laut um
Rache gegen Himmel schreit. Führ' uns sofort zum
Kampf!“

„Was ist geschehn?“

„Ein Feldherr Belisars, der Hunne Ambazuch, um-
schloß, wie du weißt, seit lange mit Hunnen und Ar-
meniern das feste Petra.“

Kein Entsatz war nah und fern.

Der junge Graf Arahad nur — er suchte wohl den
Tod — überfiel mit seiner kleinen Gefolgschaft die Ueber-
macht; er fiel im tapfersten Gefecht.

Verzweifelt widerstand das Häuflein gothischer Männer
in der Burg.

Denn alles wehrlose Volk der Gothen: Greise, Kranke,
Weiber, Kinder, vom flachen Land in Tuscien, Valeria
und Picenum war hierherher geflüchtet vor dem Feind,
wohl viele Tausend.

Endlich zwang sie der Hunger, gegen freien Abzug
die Thore zu öffnen. Der Hunne schwor allen Gothen
in der Stadt, ihr Blut nicht zu vergießen.

Er zog ein und befahl den Gothen sich in der
großen Basilika Sanct Beno's zu versammeln.

Das thaten sie, über fünftausend Köpfe, Greise, Weiber, Kinder und ein Paar hundert Krieger.

Und als sie alle beisammen —

Teja hielt schauernd inne.

„Nun?“ fragte Matafwinthä, erblassend.

„Da schloß der Hunne die Thüren, umstellte das Haus mit seinem Heer und — verbrannte sie alle fünftausend, sammt der Kirche.“

„Und der Vertrag?“ rief Witichis.

„Ja, so schrien auch die Verzweifelten ihn an durch Qualen und Flammen.

„Der Vertrag,“ lachte der Hunne, „sei erfüllt: kein Tropfe Blutes sei vergossen.

Ausbrennen müsse man die Gothen aus Italien wie die Feldmäuse und schlechtes Gewürm.“

Und so sahn die Byzantiner zu, wie fünf Tausend Gothen, Greise, Weiber, Kranke, Kinder — König Witichis, hörst du's? — Kinder! elend erstickten und verbrannten.

Solches geschieht und du — du sendest Friedensboten!

Auf, König Witichis,“ rief der Ergrimnte, das Schwert aus der Scheide reißend, „wenn du ein Mann bist, brich jetzt auf zur Rache.

Die Geister der Erwürgten ziehn voraus —

Führ' uns zum Kampf! zur Rache führ' uns an!“

„Führ' uns zum Kampf! zur Rache führ' uns an!“ widerhallte das Zelt vom Ruf der Gothen.

Da stand Witichis auf in ruhiger Kraft.

„So soll's sein, das Aeußerste geschah.

Und unsere beste Rüstung ist unser Recht: jetzt auf, zum Kampf.“

Und er reichte seiner Königin die Pergamentrolle, die er in der Hand hielt, die über seinem Stuhl hängende Königsfahne, das blaue Bandum, zu ergreifen.

„Ihr seht das alte Banner Theoderichs in meiner Hand, das er von Sieg zu Sieg getragen.

Wohl ruht es jetzt in schlechterer Hand als seine war — doch zaget nicht.

Ihr wisset: übermüthige Zuversicht ist meine Sache nicht, doch diesmal sag ich euch voraus: in dieser Fahne raucht ein naher Sieg, ein großer, stolzer, rachefroher Sieg.

Folgt mir hinaus.

Das Heer bricht auf, sogleich. Ihr Feldherrn, ordnet eure Scharen: nach Rom!“

„Nach Rom,“ wiederhallte das Zelt.

„Nach Rom!“

Sechstes Capitel.

Inzwischen schickte sich Belisar an, mit der Hauptmacht seines Heeres die Stadt zu verlassen: Johannes hatte er deren Bewachung übertragen.

Er hatte beschlossen, die Gothen in Ravenna aufzusuchen.

Sein bisher von keinem Unfall gehemmter Siegeslauf und die Erfolge seiner vorausgeschickten Streifscharen, welche durch den Uebergang der Italier alles flache Land, auch alle Besten und Burgen und Städte, bis nahe bei Ravenna gewonnen, hatten in ihm die Zuversicht erzeugt, daß der Feldzug bald beendigt und nur das Erdrücken der rathlosen Barbaren in ihrem letzten Schlupfwinkel übrig sei.

Denn nachdem Belisar selbst den ganzen Süden der Halbinsel: Bruttien, Lucanien, Calabrien, Apulien, Campanien: dann Rom mit Samnium und die Valeria durchzogen und besetzt hatte, waren seine Unterfeldherrn, Bessas und Constantinus, mit der lanzentragenden Leibwache des Feldherrn, die unter Führung des Armeniers Banter, des Persers Chanaranges und des Massageten

Aeschman standen, vorausgeschendet worden, Tusciem zu unterwerfen.

Bessas rückte vor das sturmteste Marnia: für die damaligen Belagerungsmittel war die Burgstadt fast uneinnehmbar — sie thront auf hohem Berge, dessen Fuß der tiefe Mar umspült.

Die beiden einzigen Zugänge, vom Osten und vom Westen, sind ein enger Felsenpaß und die hohe, alte, von Kaiser Augustus gebaute, besetzte Brücke. —

Aber die römische Bevölkerung überwältigte die halbe gothische Hundertschaft, die hier lag, und öffnete den Thrakiern des Bessas die Thore.

Dem Constantinus erschlossen sich ebenso ohne Schwertstreich Spoletium und Perusia.

Auf der östlichen Seite des jonischen Meerbusens hatte inzwischen ein anderer Unterfeldherr Belisars, der Comes Sacri Stabuli Constantinus, den Tod zweier byzantinischer Heerführer, des Magister Militum für Illyrien, Mundus, und seines Sohnes Mauricius, welche im Anfang des Krieges bei Salona in Dalmatien im Gefecht gegen die Gothen gefallen waren, gerächt, Salona besetzt und durch ihre große Uebermacht die geringen gothischen Scharen zum Rückzug auf Ravenna gezwungen. Ganz Dalmatien und Liburnien war darauf den Byzantinern zugefallen.

Von Tusciem aus streiften, wie wir sahen, die Hunnen Justinians schon durch Picenum und bis in die Aemilia.

Die Friedensvorschläge des Gothenkönigs hielt Belisar daher für Zeichen der Schwäche.

Daß die Barbaren zum Angriff übergehen könnten, fiel ihm nicht ein.

Dabei trieb es ihn, Rom zu verlassen, wo es ihn anwiderte, der Gast des Präfecten zu heißen; im freien Felde mußte sein Uebergewicht bald wieder hervortreten.

Der Präfect ließ das Capitol in der treuen Hut des Lucius Licinius und folgte dem Zuge Belisars.

Vergebens warnte er diesen vor all zu großer Zuversicht.

„Bleibe du doch hinter den Felsen des Capitols, wenn du die Barbaren fürchtest,“ hatte dieser stolz geantwortet.

„Nein,“ erwiderte dieser. „Eine Niederlage Belisars ist ein zu seltenes Schauspiel, man darf es nicht versäumen.“

In der That, Cethegus hätte eine Demüthigung des großen Feldherrn, dessen Ruhm die Italier allzusehr anzog, gerne gesehen.

Belisar hatte sein Heer aus den nördlichen Thoren der Stadt geführt und wenige Stadien vor der Stadt in einem Lager versammelt, es hier zu mustern und neu zu ordnen und zu gliedern.

Schon der starke Zufluß von Italiern, die zu seinen Fahnen geeilt waren, machte es nöthig.

Auch Ambazuch, Vessas und Constantinus hatte er mit dem größten Theil ihrer Truppen wieder in dies Lager herangezogen: sie ließen in den von ihnen gewonnenen Städten nur kleine Besatzungen zurück.

Dunkle Gerüchte von einem anrückenden Gothenheer hatten sich in das Lager verbreitet.

Aber Belisar schenkte ihnen keinen Glauben.

„Sie wagen es nicht,“ hatte er dem warnenden Prokop entgegenet. „Sie liegen in Ravenna und zittern vor Belisarius.“

Spät in der Nacht lag Cethegus schlaflos auf dem Lager in seinem Zelt.

Er ließ die Ampel brennen.

„Ich kann nicht schlafen,“ sagte er —: in den Lüften klrirt es wie Waffen und riecht's wie Blut.

Die Gothen kommen. Sie rücken wohl durch die Sabina, die Via casperia und salara herab.“

Da rauschten seine Zeltvorhänge zurück und Syphax stürzte athemlos an sein Lager.

„Ich weiß es schon,“ sagte Cethegus aufspringend, „was du meldest: die Gothen kommen.“

„Ja, Herr, morgen sind sie da.“

Sie zielen auf das salarische Thor.

Ich hatte das beste Roß der Königin, aber dieser Totila, der den Vortrab führt, jagt wie der Wind durch die Wüste.

Und hier im Lager ahnt Niemand etwas.“

„Der große Feldherr,“ lächelte Cethegus, „hat keine Vorposten ausgestellt.“

„Er verließ sich ganz auf den festen Thurm an der Aniusbrücke*) aber —“

*) Prokop Gothenkrieg I. 17. 18. setzt hier aus Verwechslung den Tiber statt des Anio.

„Nun? der Thurm ist fest.“

„Ja, aber die Besatzung, römische Bürger aus Neapolis, ging zu den Gothen über, als sie der junge Totila, der Führer des Vortrabs, anrief.

Die Leibwächter Belifars, welche sich widersetzten, wurden gebunden, zumal Innocentius, und Totila ausgeliefert. Der Thurm und die Brücke ist in der Gothen Hand.“

„Es wird hübsch werden! Hast du eine Ahnung, wie stark der Feind?“

„Keine Ahnung, Herr: ich weiß es so genau wie König Witichis selbst.

Hier die Liste ihrer Truppen.

Sie schickt dir Matafwinthä, seine Königin.“

Cethegus sah ihn forschend an.

„Geschehen Wunder, die Barbaren zu verderben?“

„Ja Herr, Wunder geschehen!

Dies sonnenschöne Weib will ihres Volkes Untergang um des Eines willen.

Und dieser Eine ist ihr Gatte.“

„Du irrst!“ sagte Cethegus, „sie liebte ihn schon als Mädchen und kaufte seine Büste.“

„Ja, sie liebt ihn.

Aber er nicht sie.

Und die Marsbüste ward zererschlagen in der Brautnacht.“

„Das hat sie dir doch schwerlich selbst gesagt.“

„Aber Aspa, die Tochter meines Landes, ihre Sklavin. Sie sagt mir Alles. Sie liebt mich.

Und sie liebt ihre Herrin, fast wie ich dich.

Und Matafwinthä will mit dir das Gothenreich verderben.

Und sie wird durch Aspa alles schreiben in den Zauberzeichen unsers Stammes.

Und ich würde diese Sonnenkönigin zu meinem Weibe nehmen, wenn ich Cethegus wäre."

„Ich auch, wenn ich Syphtar wäre.

Aber deine Botschaft ist eine Krone werth!

Ein listig, rachedürstend Weib wiegt Legionen auf!
Jetzt Trotz euch, Belisar, Witichis und Justinian!

Erbitte dir eine Gnade, jede, nur nicht deine Freiheit — ich brauche dich noch."

„Meine Freiheit ist — dir dienen. Eine Gunst: laß mich morgen neben dir sechten."

„Nein, mein hübscher Panther, deine Klauen kann ich noch nicht brauchen — nur deinen Leisegang.

Du schweigst gegen Jedermann von der Gothen Nähe und Stärke.

Lege mir die Rüstung an und gieb den Plan der salarischen Straße dort aus der Capsel.

Jetzt rufe mir Marcus Licinius und den Führer meiner Psaurier, Sandil."

Syphtar verschwand.

Cethegus warf einen Blick auf den Plan.

„Also dort her, von Nordwesten, kommen sie, die Hügel herab.

Wehe dem, der sie dort aufhalten will.

Darauf folgt der tiefe Thalgrund, in dem wir lagern. Hier wird die Schlacht geschlagen und verloren.

Hinter uns, südöstlich, zieht sich unsre Stellung entlang dem tiefen Bach; in diesen werden wir unfehlbar geworfen: die Brücken werden nicht zu halten sein.

Darauf eine Strecke flachen Landes — welch schönes Feld für die gothischen Reiter, uns zu verfolgen! —

Noch weiter rückwärts endlich ein dichter Wald und eine enge Schlucht mit dem zerfallnen Castell Hadrians. —

Marcus,“ rief er dem Eintretenden entgegen, „meine Scharen brechen auf.

Wir ziehn hinab den Bach in den Wald und jeden, der dich fragt, dem sagst du: wir ziehn zurück nach Rom.“

„Nach Hause? ohne Kampf?“ fragte Marcus erstaunt, „du weißt doch: es steht der Kampf bevor?“

„Ebensozwegen!“ Damit schritt er hinaus, Belisar in seinem Zelt zu wecken.

Aber er fand ihn schon wach: Prokop stand bei ihm.

„Weißt du's schon, Präfect? flüchtendes Landvolk meldet, ein Häuflein gothischer Reiter naht: die Tollkühnen reiten in ihr Verderben: sie wännen die Straße frei bis Rom.“

Und er fuhr fort sich zu rüsten.

„Aber die Bauern melden, die Reiter seien nur die Vorhut. Es folge ein furchtbares Heer von Barbaren.“ warnte Prokop.

„Eitle Schrecken! Sie fürchten sich, diese Gothen — Witichis wagt gar nicht, mich aufzusuchen.“

Endlich habe ich, vierzehn Stadien vor Rom, die Anniobrücke durch einen Thurm geschützt — Martinus hat ihn gebaut nach meinem Gedanken — der allein hält der Barbaren Fußvolk mehr als eine Woche auf — mögen auch ein paar Gänse durch den Fluß geschwommen sein.“

„Du irrst, Belisarius! ich weiß es gewiß: das ganze Heer der Gothen naht,“ sprach Cethegus.

„So geh' nach Hause, wenn du es fürchtest.“

„Ich mache Gebrauch von dieser deiner Erlaubniß.“

Ich habe mir in diesen Tagen das Fieber geholt.

Auch meine Psaurier leiden daran — ich ziehe mit deiner Gunst nach Rom zurück.“

„Ich kenne dieses Fieber,“ sagte Belisar — „das heißt: — an Andern.“

Es vergeht, sowie man Graben und Wall zwischen sich und dem Feinde hat.

Zieh ab, wir brauchen dich sowenig wie deine Psaurier.“

Cethegus verneigte sich und ging.

„Auf Wiedersehen,“ sprach er, „o Belisarius.“

Gieb das Zeichen zum Aufbruch meinen Psauriern,“ sprach er im Lager laut zu Marcus.

„Und meinen Byzantinern auch,“ setzte er leiser bei.

„Aber Belisar hat“ —

„Ich bin ihr Belisar. Syphax, mein Pferd.“

Während er aufstieg, sprengte ein Zug römischer Reiter heran: Fackeln leuchteten dem Anführer voraus.

„Wer da? Ah du, Cethegus? wie, du reitest ab?“

Deine Leute ziehn sich nach dem Fluß? Du wirst uns doch nicht verlassen, jetzt, in dieser höchsten Gefahr?" Cethegus beugte sich vor.

„Sieh, du, Calpurnius! ich erkannte dich nicht: du siehst so bleich.“

Was bringst du von den Vorposten?"

„Flüchtige Bauern sagen,“ sprach Calpurnius ängstlich, „es sei gewiß mehr als eine Streifschar. Es sei der König der Barbaren, Vitichis selbst, im raschen Anzug durch die Sabina: sie seien schon auf dem linken Tiberufer: Widerstand ist dann — Wahnsinn — Verderben. Ich folge dir, ich schließe mich dir an.“

„Nein,“ sagte Cethegus herb, „du weißt, ich bin abergläubisch: ich reite nicht gern mit den Furien verfallnen Männern.“

Dich wird die Strafe für deinen feigen Knabenmord sicher ereilen.

Ich habe nicht Lust, sie mit dir zu theilen.“

„Doch flüstern Stimmen in Rom, auch Cethegus verschmähe manchmal einen bequemen Mord nicht,“ sprach Calpurnius grimmig.

„Calpurnius ist nicht Cethegus,“ sprach der Präfect, stolz davon sprengend. „Grüße mir einstweilen den Hades!“ rief er.

Siebentes Capitel.

„Verfluchtes Omen,“ knirschte Calpurnius.

Und er eilte zu Belifar: „befiehl den Rückzug, rasch, Magister Militum.“

„Warum, Vortrefflicher?“

„Es ist der Gothenkönig selbst.“

„Und ich bin Belifar selbst,“ sagte dieser, den prachtvollen Helm mit dem weißen Rosschweif aufsetzend. „Wie konntest du deinen Posten im Vordertreffen verlassen.“

„Herr, um dir das zu melden.“

„Das konnte wohl kein Bote?“

Höre, Römer, ihr seid nicht werth, daß man euch kesselt.

Du zitterst ja, Mann des Schreckens.

Zurück mit dir in's Vordertreffen.

Du führst unsre Reiter zum ersten Angriff: ihr, meine Leibwächter Antallas und Kuturgur, nehmt ihn in die Mitte. Er muß tapfer sein, hört ihr?

Weicht er, — nieder mit ihm. So lehrt man Römer Muth.

Der Lager-Küfer sagte eben die letzte Stunde der Nacht an.

In einer Stunde geht die Sonne auf.

Sie muß unser ganzes Heer auf jenen Hügeln finden.

Auf! Ambazuch, Bessas, Constantinus, Demetrius, das ganze Lager bricht auf, dem Feind entgegen."

„Feldherr, es ist wie sie sagen,“ meldete Maxentius, der treueste der Leibwächter, „zahllose Gothen rücken an.“

„Sie sind zwei Heere gegen uns,“ meldete Salomo, Belisars Hypaspisten-Führer.

„Ich rechne Belisar ein ganzes Heer.“

„Und der Schlachtplan?“ fragte Bessas.

„Im Angesicht des Feinds entwerf' ich ihn, während des Calpurnius Reiter ihn aufhalten.“

Vorwärts, gebt die Zeichen, führt Phalion vor.“

Und er schritt aus dem Zelte; nach allen Seiten stoben die Heerführer, die Hypaspisten, Prätorianer, Protectoren und Doryphoren auseinander, Befehle gebend, vertheilend, empfangend.

In einer Viertelstunde war alles in Bewegung gegen die Hügel.

Man nahm sich nicht Zeit, das Lager abzubrechen.

Aber der plötzliche Ausbruch brachte vielfache Verwirrung.

Fußvolf und Reiter geriethen in der dunkeln, mondlosen Nacht untereinander.

Auch hatte die Kunde von der Uebermacht der vor-dringenden Barbaren Muthlosigkeit verbreitet.

Es waren nur zwei nicht sehr breite Straßen, welche

gegen die Hügel führten: so gab es manche Stodung und Hemmung.

Ziel später als Belisar gerechnet, langte das Heer im Angesicht der Hügel an und als die ersten Sonnenstrahlen sie beleuchteten, sah Calpurnius, der den Vortrapp führte, von allen Höhen gothische Waffen blitzen.

Die Barbaren waren Belisar zuvorgekommen.

Erschrocken machte Calpurnius Halt und sandte Belisar Nachricht.

Dieser sah ein, daß Calpurnius mit seinen Reitern nicht die Berge stürmen könne.

Er schickte Ambazuch und Bessas mit dem Kern des armenischen Fußvolks ab, um auf der breitem Straße zu stürmen.

Den linken und rechten Flügel führten Constantinus und Demetrius, er selbst brachte im Mitteltreffen seine Leibwachen als Rückhalt heran.

Calpurnius, froh des Wechsels im Plan, stellte seine Reiter unter den steilsten Abfall der Hügel, links seitab der Straße, von wo kein Angriff zu befürchten schien, den Erfolg von Ambazuchs und Bessas Sturm abzuwarten und die fliehenden Gothen zu verfolgen oder die weichenden Armenier aufzunehmen.

Oben auf den Höhen aber stellten sich die Gothen in langer Ausdehnung in Schlachtordnung.

Totila's Reiter waren zuerst eingetroffen: ihm hatte sich Teja, zu Pferd, vor Kampfbegier stiebernd, angeschlossen, — sein Beiltragendes Fußvolk war noch weit zurück — er

hatte sich ausgebeten, ohne Befehlsführung, überall, wo es ihn reizte, in's Handgemenge zu greifen.

Darauf war Hildebrand eingetroffen und hierauf der König mit der Hauptmacht gefolgt.

Herzog Guntharis mit seinen und Teja's Leuten wurden noch erwartet.

Pfeilschnell war Teja zu Witichis zurückgeflogen.

„König,“ sagte er, „unter jenen Hügeln steht Belisar.

Er ist verloren, bei'm Gott der Rache! Er hat den Wahnsinn gehabt, vorzurücken.

Dulde nicht die Schmach, daß er uns zuvorkommt im Angriff.“

„Vorwärts!“ rief König Witichis, „gothische Männer vor!“

In wenigen Minuten hatte er den Rand der Hügel erreicht und übersah das Thalgesild vor ihm.

„Hildebad — den linken Flügel!

Du, Totila, brichst mit deinen Reitern hier im Mitteltreffen, die Straße herunter, vor.

Ich halte rechts seitab der Straße, bereit, dir zu folgen oder dich zu decken.“

„Das wird's nicht brauchen,“ sagte Totila, sein Schwert ziehend. „Ich büрге dir, sie halten meinen Mitt diesen Hügel herab nicht auf.“

„Wir werfen die Feinde in ihr Lager zurück, nehmen das Lager, werfen sie in den Bach, der dicht hinter dem Lager glänzt: was übrig ist, können eure Reiter, Totila und Teja, über die Ebene jagen bis Rom.“

„Ja, wenn wir erst den Paß gewonnen haben, dort

in den Waldhügeln, hinter dem Fluß," sagte Teja mit dem Schwert hinüber deutend.

„Er ist noch unbesezt, scheint's: ihr müßt ihn mit den Flüchtigen zugleich erreichen.“

Da ritt der Bannerträger, Graf Wisand von Vulsinii, der Bandalarius des Heers, an den König heran.

„Herr König, ihr habt mir eine Bitte zu erfüllen zugesagt.“

„Ja, weil du bei Salona den Magister Militum für Illyrien, Mundus, und seinen Sohn vom Roß gestochen.“

„Ich habe es nun einmal auf die Magistri Militum. Ich möchte denselben Speer auch an Belisar erproben.“

Nimm mir, nur für heute, das Banner ab und laß mich den Magister Belisar auffuchen. Sein Roß, der Rothscheck Phalion oder Balian, wird so sehr gerühmt: und mein Hengst wird steif.

Und du kennst das alte gothische Reiter-Recht: „wirf den Reiter und nimm sein Roß.“

„Gut gothisch Recht!“ raunte der alte Hildebrand.

„Ich muß die Bitte gewähren,“ sprach Witichis, das Banner aus der Hand Wisands nehmend.

Dieser sprengte eilig hinweg.

„Guntharis ist nicht zur Stelle, so trage du es heute, Totila.“

„Herr König,“ entgegnete dieser, „ich kann's nicht tragen, wenn ich meinen Reitern den Weg in die Feinde zeigen soll.“

Witichis winkte Teja.

„Bergieb,“ sagte dieser: „heut' denk' ich beide Arme sehr zu brauchen.“

„Nun, Hildebad.“

„Danke für die Ehre: ich hab's nicht schlechter vor als die Andern!“

„Wie,“ sagte Witichis, fast zürnend, „muß ich mein eigner Bannerträger sein, will keiner meiner Freunde mein Vertrauen ehren?“

„So gieb mir die Fahne Theoderichs,“ sprach der alte Hildebrand, den mächtigen Schaft ergreifend.

„Mich lüstet weitem Kampfes nicht so sehr.

Aber mich freut's, wie die Jungen nach Ruhme dürsten.

Gieb mir das Banner, ich will's heute wahren wie vor vierzig Sommern.“

Und er ritt sofort an des Königs rechte Seite.

„Der Feinde Fußvolk rückt den Berg hinan,“ sprach Witichis, sich im Sattel hebend.

„Es sind Hunnen und Armenier,“ sagte Teja, mit seinem Falkenauge spähend, „ich erkenne die hohen Schilde!“

Und den Klappen vorwärts spornend rief er: „Ambazuch führt sie, der eidbrüchige Brandmörder von Petra.“

„Vorwärts, Totila,“ sprach der König, „und aus diesen Scharen — — keine Gefangenen.“

Rasch sprengte Totila zu seinen Reitern, welche hart an der Mündung der aufsteigenden Straße auf der Höhe aufgestellt waren.

Mit scharfem Blick musterte er die Bewaffnung der

Armenier, welche in tiefen Colonnen langsam Bergauf rückten.

Sie trugen schwere, manns hohe Schilde und kurze Speere zu Stoß und Wurf.

„Sie dürfen nicht zum Werfen kommen,“ rief er seinen Reitern zu.

Er ließ sie die leichten Schilde auf den Rücken werfen und befahl, im Augenblick des Anpralls die langen Lanzen, statt, wie üblich, in der Rechten, in der Linken, der Zügelhand, zu führen, den Zügel einfach um das Handgelenk geschlungen und über die Mähne weg die Lanze aus der rechten in die linke Faust werfend.

Dadurch trafen sie auf die rechte, vom Schild nicht gedeckte Seite der Feinde.

„So wie der Stoß angeprallt — sie werden ihm nicht stehen — werft die Lanze im Arm-Riem zurück, zieht das Schwert und haut nieder, was noch steht.“

Er stellte sie nun, die Colonne der Feinde rechts und links überflügelnd, auf beiden Seiten neben der Straße auf.

Er selbst führte den Keil auf der Straße.

Er beschloß, den Feind die Hälfte des Hügels herankommen zu lassen.

Mit athemloser Spannung sahen beide Heere dem Zusammenstoß entgegen.

Ruhig rückte Ambazuch, ein erprobter Soldat, vorwärts.

„Laßt sie nur dicht heran, Leute,“ sagte er, „bis ihr das Schnauben der Rosse im Gesicht spürt.“

Dann, und nicht eher, werft: und zielt mir tief, auf die Brust der Pferde, und zieht das Schwert.

So hab' ich noch alle Reiter geschlagen.“

Aber es kam anders.

Denn als Totila, voransprengend, das Zeichen zum Angriff gab, schien eine donnernde Lamine vom Berg herab über die erschrocknen Feinde einzubrechen.

Wie der Sturmwind jagte die blitzende, klirrende, schraubende, dröhnende Masse heran: und eh' die erste Reihe der Armenier Zeit gefunden, die Wurfspeeren nur zu heben, lag sie schon, von den langen Lanzen auf der schildlosen Seite durchbohrt, niedergestreckt.

Sie waren weggefegt, als wären sie nie gestanden.

Blitzschnell war das geschehen: und während noch Ambazuch seiner zweiten Reihe, in der er selber stand, Befehl geben wollte, zu knien und die Speere einzustemmen, sah er schon auch seine zweite Reihe überritten, die dritte auseinander gesprengt und die vierte unter Bessas kaum noch Widerstand leistend gegen die furchtbaren Reiter, die jetzt erst dazu kamen, die Schwerter zu ziehen.

Er wollte das Gefecht stellen: er flog zurück und rief seinen wankenden Schaaren Muth zu.

Da erreichte ihn Totila's Schwert: ein Hieb zerschlug ihm den Helm.

Er stürzte in die Knie und streckte den Griff seines Schwertes dem Gothen entgegen.

„Nimm Lösegeld,“ rief er, „ich bin dein.“

Und schon streckte Totila die Hand aus, ihm die Waffe abzunehmen, da rief Teja's Stimme:

„Denk' an Burg Petra.“

Ein Schwert blitzte und zerspaltnen Haupt's sank Ambazuch.

Da stob die letzte Reihe der Armenier, Vessas mit fortreißend, entsezt auseinander, — das Vorder-Treffen Belisars war vernichtet.

Mit lautem Freuderuf hatten König Witichis und die Seinen den Sieg Totila's mit angesehen.

„Sieh, jetzt schwenken die hunnischen Reiter, die hier grade unter uns stehen, gegen Totila,“ sagte der König zu dem alten Bannerträger.

„Totila wendet sich gegen sie. Sie sind viel zahlreicher.“

„Auf! Hildebad, eile die Straße hinunter, ihm zu Hülfe.“

„Ha,“ rief der Alte, sich vorbeugend im Sattel, und über den Felsrand spähend, „wer ist der Reitertribun da unten zwischen den zwei Leibwächtern Belisars?“

Witichis beugte sich vor.

„Calpurnius!“ rief er mit gellendem Schrei.

Und siehe, urplötzlich sprengte der König, keinen Pfad suchend, grade wo er stand, hinab die Felshöhe auf den Verhaszten.

Die Furcht, er möchte ihm entrinnen, ließ ihn Alles vergessen.

Und als hätte er Flügel, als hätte der Gott der Rache ihn herabgeführt über Gebüsch und spitze Fels-spalten und Schroffen und Gräben fauste der König hinter.

Einen Augenblick faßte den alten Waffenmeister Entsetzen: solchen Ritt hatte er noch nie geschaut.

Aber im nächsten Moment schwang er die blaue Fahne und rief:

„Nach! nach, eurem König!“

Und das berittne Gefolge voran, das Fußvolt, springend und auf den Schilden rutschend, hinterher, brach das Mitteltreffen der Gothen plötzlich steil von oben auf die hunnischen Reiter.

Calpurnius hatte aufgesehn.

Ihm war, als ob sein Name, gellend gerufen, an sein Ohr schlug.

Ihm war der Ruf wie die Posaune des Weltgerichts.

Wie blitzgetroffen wandte er sich und wollte auf und davon.

Aber der maurische Leibwächter zur Rechten fiel ihm in den Bügel: „Halt, Tribun!“ sagte Antallas, auf Totila's Reiter deutend — „dort ist der Feind!“

Ein Schmerzenschrei riß ihn und Calpurnius zur Linken herum.

Da stürzte der zweite der Leibwächter, der Hunne Kuturgur, zu seiner Linken, klirrend vom Pferd, unter dem Schwerthieb eines Gothen, der plötzlich wie vom Himmel gefallen schien.

Und hinter diesem Gothen drein sprang und kletterte und wogte es den steilen Felshang hinab, der doch pfadlos schien: und die Reiter waren von diesem plötzlich von Oben gekommenen Feind in der Flanke umfaßt, während

sie gleichzeitig in der Stirnseite mit den Geschwadern Totila's zusammenstießen.

Calpurnius erkannte den Gothen.

„Witichis!“ rief er entsetzt, und ließ den Arm sinken.

Aber sein Pferd rettete ihn; verwundet und schon geworden durch den Fall des hunnischen Leibwächters zur Linken, setzte es in wilden Sprüngen davon.

Der maurische Leibwächter zu seiner Rechten warf sich wüthend auf den König der Gothen, der ganz allein den Seinigen weit voraus geeilt war.

„Nieder, Tollkühner!“ schrie er.

Aber im nächsten Augenblick hatte ihn das Schwert des Witichis getroffen, der unaufhaltsam Alles vor sich nieder zu werfen schien, was ihn von Calpurnius jetzt noch fern hielt.

Rasend setzte ihm Witichis nach.

Mitten durch die Reihen der hunnischen Reiter, die, entsetzt vor diesem Anblick, auseinander stoben.

Calpurnius hatte sein Pferd wieder bemeistert und suchte jetzt Schutz hinter den dichtesten Geschwadern seiner Reiter.

Umsonst.

Witichis verlor ihn nicht aus dem Auge und ließ nicht von ihm ab.

Wie dicht er sich unter seinen Reitern barg, wie rasch er floh, — er entging nicht dem Blicke des Königs, der Alles erschlug, was sich zwischen ihn und den Mörder seines Sohnes drängte.

Knäul auf Knäul, Gruppe auf Gruppe löste sich vor dem furchtbaren Schwert des rächenden Vaters: die ganze Masse der Hunnen war quer getheilt von dem Flüchtenden und seinem Verfolger.

Sie vermochte nicht, sich wieder zu schließen.

Denn ehe noch Totila ganz heran war, hatte der alte Bannerträger mit Reitern und Fußvolk ihre rechte Flanke durchbrochen, in zwei Theile gespalten.

Als Totila ansprengte, hatte er nur noch Flüchtlinge zu verfolgen.

Der Theil zur rechten wurde alsbald von Totila und Hildebrand in die Mitte genommen und vernichtet.

Der größere Theil zur Linken floh zurück auf Belisar.

Calpurnius jagte indessen, wie von Furien gehebt, über das Schlachtfeld.

Er hatte einen großen Vorsprung, da sich Witichis sieben Mal erst hatte Bahn hauen müssen.

Aber ein Dämon schien Boreas, des Gothen Roß, zu treiben: näher und näher kam er seinem Opfer.

Schon vernahm der Flüchtling den Ruf, zu stehen und zu sechten.

Noch hastiger spornte er sein Pferd.

Da brach es unter ihm zusammen.

Noch bevor er sich aufgerafft, stand Witichis vor ihm, der vom Sattel gesprungen war.

Er stieß ihm, ohne ein Wort, mit dem Fuß das Schwert hin, das ihm entfallen.

Da faßte sich Calpurnius mit dem Muth der Verzweiflung.

Er hob das Schwert auf und warf sich mit einem Tigersprung auf den Gothen.

Aber mitten im Sprung stürzte er rücklings nieder. Witichis hatte ihm die Stirn mitten entzwei gehauen.

Der König setzte den Fuß auf die Brust der Leiche und sah in das verzerrte Gesicht.

Dann seufzte er tief auf:

„Jetzt hab' ich die Rache. O hätt' ich mein Kind.“

Mit Ingrimm hatte Belisar die so ungünstige Eröffnung des Kampfes mit angesehen.

Aber seine Ruhe, seine Zuversicht verließ ihn nicht, als er Ambazuchs und Bessas' Armenier weggesetzt, als er des Calpurnius Reiter durchbrochen und geworfen sah.

Er erkannte jetzt die Uebermacht und Ueberlegenheit des Feindes.

Aber er beschloß, auf der ganzen Linie vorzurücken, eine Lücke lassend, um den Rest der fliehenden Reiter aufzunehmen.

Jedoch scharf bemerkten dies die Gothen und drängten. Witichis voran, Totila und Hildebrand, welche die Umzingelten vernichtet hatten, folgend, den Flüchtlingen jetzt so umgestümt nach, daß sie mit ihnen zugleich die Linie Belisars zu erreichen und zu durchdringen drohten.

Das durfte nicht sein.

Belisar füllte diese Lücke selbst durch seine Leibwache zu Fuß und schrie den fliehenden Reitern entgegen, zu halten und zu wenden.

Aber es war, als ob die Todesfurcht ihres gefallnen Führers sie alle ergriffen hätte.

Sie scheuten das Schwert des Gothenkönigs hinter sich mehr als den drohenden Feldherrn vor sich: und ohne Halt und Fassung rasten sie, als wollten sie ihr eignes Fußvolk nieder reiten, im vollen Galopp heran.

Einen Augenblick ein furchtbarer Stoß — ein tausendstimmiger Schrei der Angst und Wuth — ein wirrer Knäuel von Reitern und Fußvolk minutenlang — darunter einhauende Gothen — und plötzlich ein Auseinanderstieben nach allen Seiten unter gellendem Siegesruf der Feinde. —

Belisars Leibwache war nieder geritten, seine Haupt-
schlachtlinie durchbrochen. —

Er befahl den Rückzug in's Lager.

Aber es war kein Rückzug mehr: es war eine Flucht.

Hildebad's, Guntharis' und Teja's Fußvolk waren jetzt auf dem Schlachtfeld eingetroffen: die Byzantiner sahen ihre Stellung im Ganzen geworfen: sie verzweifelten am Widerstand und mit großer Unordnung eilten sie nach dem Lager zurück.

Gleichwohl hätten sie dasselbe noch in guter Zeit vor den Verfolgern erreicht, hätte nicht ein unerwartetes Hinderniß alle Wege gesperrt.

So siegesgewiß war Belisar ausgezogen, daß er das ganze Fuhrwerk, die Wagen und das Gepäck des Heeres, ja selbst die Herden, welche ihm nachgetrieben wurden

nach der Sitte jener Zeit, den Truppen auf allen Straßen zu folgen befohlen hatte.

Auf diesen langsamen, schwer beweglichen und schwer zu entfernenden Körper stießen nun überall die weichen Truppen und grenzenlose Hemmung und Verwirrung trat ein.

Soldaten und Packknechte wurden handgemein: die Reihen lösten sich zwischen den Karren, Kisten und Wagen.

Bei Vielen erwachte die Beuteluft und sie singen an, das Gepäck zu plündern, ehe es in die Hände der Barbaren falle.

Überall ein Streiten, Fluchen, Klagen, Drohen: dazwischen das Krachen der Lastwagen, die zerbrochen wurden, wie das Blöken und Brüllen der erschrocknen Herden.

„Gebt den Troß Preis! Feuer in die Wagen! schießt die Reiter durch die Herden!“ befahl Belisar, der mit dem Rest seiner Leibwachen in guter Ordnung mit dem Schwert sich Bahn brach.

Aber vergebens.

Immer unentwirrbarer, immer dichter wurde der Anäuel — nichts schien ihn mehr lösen zu können.

Da zerriß ihn die Verzweiflung.

Der Schrei, „die Barbaren über uns!“ erscholl aus den hintersten Reihen.

Und es war kein leerer Schreck.

Hildebad mit dem Fußvolk war jetzt in die Ebene

hinab gestiegen und seine ersten Reihen trafen auf den wehrlosen Knäuel.

Da gab es eine furchtbare wogende Bewegung nach vorn: ein tausendstimmiger Schrei der Angst — der Wuth — des Schmerzes der Angegriffnen, der Leibwachen, welche, alter Tapferkeit gedenk, fechten wollten und nicht konnten: — der Bertretenen und Zerdrückten — und plötzlich stürzte der größte Theil der Wagen, mit ihrer Bespannung, und mit den Tausenden, die darauf und dazwischen zusammengedrängt waren, mit donnerndem Krachen in die Gräben links und rechts neben der Hochstraße.

So ward der Weg frei. —

Und unaufhaltsam, ordnungslos ergoß sich der Strom der Flüchtigen nach dem Lager.

Mit lautem Siegesgeschrei folgte das gothische Fußvolk, ohne Mühe mit den Fernwaffen, mit Pfeilen, Schleudern und Wurfspeeren, in dem dichten Gewühl seine Ziele treffend, während Belisar mit Mühe die unaufhörlichen Angriffe der Reiter Totila's und des Königs abwehrte.

„Hilf, Belisar,“ rief Aigan, der Führer der massagetischen Söldner, aus dem eben gesprengten Knäuel heranzreitend, das Blut aus dem Gesicht wischend: „meine Landsleute haben heut' den schwarzen Teufel unter den Feinden gesehen.

Sie stehn mir nicht.

Hilf: dich fürchten sie sonst mehr als den Teufel!“

Mit Knirschen sah Belisar hinüber nach seinem rechten

Flügel, der aufgelöst über das Blachfeld jagte, von den Gothen gehegt.

„O Justinianus, kaiserlicher Herr, wie erfüll' ich schlecht mein Wort!“

Und die weitere Deckung des Rückzugs in's Lager dem erprobten Demetrius überlassend — denn das hügelige Terrain, das jetzt erreicht war, schwächte die Kraft der verfolgenden Reiter — sprengte er mit Aigan und seiner berittenen Garde querfeldein mitten unter die Flüchtenden.

„Halt!“ donnerte er ihnen zu, „halt, ihr feigen Hunde.“

Wer flieht, wo Belisar streitet?

Ich bin mitten unter euch, kehrt und siegt!“

Und aufschlug er das Visir des Helmes und zeigte ihnen das majestätische, das Löwengewaltige Antlitz.

Und so mächtig war die Macht dieser Heldenpersönlichkeit, so groß das Vertrauen auf sein sieghaftes Glück, daß in der That Alle, welche die hohe Gestalt des Feldherrn auf seinem Nothscheck erkannten, stuzten, hielten, und mit einem Ruf der Ermuthigung sich den nachdringenden Gothen wieder entgegen wandten.

An dieser Stelle wenigstens war die Flucht zu Ende.

Da schritt ein gewaltiger Gothe heran, leicht sich Bahn brechend.

„Heia, das ist fein, daß ihr einmal des Laufens müde seid, ihr flinken Griechlein.“

Ich konnt' euch nicht mehr nach vor Schnaufen.

In den Beinen seid ihr uns überlegen. Laßt sehn, ob auch in den Armen.

Ha, was weicht ihr, Bursche! Vor dem, auf dem Braunschek? Was ist's mit dem?"

„Herr, daß muß ein König sein unter den Wälschen, kaum kann man sein zornig Auge tragen.“

„Das wäre! Ah — das muß Belisarius sein!

Freut mich,“ schrie er ihm hinüber, „daß wir uns treffen, du kühner Held.

Nun spring vom Roß und laß uns die Kraft der Arme messen.

Wisse, ich bin Hildebad, des Tota Sohn.

Sieh, auch ich bin ja zu Fuß.

Du willst nicht?“ rief er zornig. „Muß man dich vom Gaule holen?“

Und dabei schwang er in der Rechten wiegend den ungeheuren Speer.

„Wende, Herr, weich' aus,“ rief Migan, „der Riese wirft ja junge Mastbäume.“

„Wende, Herr,“ wiederholten seine Hypaspisten ängstlich.“

Aber Belisar ritt, das kurze Schwert gezückt, ruhig dem Gothen um eine Pferdelänge näher.

Tausend flog der balkengleiche Speer heran, grad auf Belisars Brust.

Aber kurz, ehe er traf, ein kräftiger Hieb von Belisars kurzem Römerschwert und drei Schritte seitwärts fiel der Speer harmlos nieder.

„Heil Belisarius! Heil,“ schrieen die Byzantiner er-muthigt und drangen auf die Gothen ein.

„Ein guter Hieb,“ lachte Hildebad grimmig.

„Laß sehen, ob dir deine Fechtkunst auch gegen den hilft.“

Und sich bückend hob er aus dem Ackerfeld einen alten zackigen Grenzstein, schwang ihn mit zwei Armen erst langsam hin und her, hob ihn dann über den Kopf mit beiden Händen und schleuderte ihn mit aller Kraft auf den heransprengenden Helden —: ein Schrei des Gefolges — rücklings stürzte Belisar vom Pferd. —

Da war es aus.

„Belisarius todt! wehe! Alles verloren, wehe!“ schrieen sie, als die hochragende Gestalt verschwunden, und jagten besinnungslos nach dem Lager zu.

Einzelne flohen unaufhaltsam bis an und in die Thore Roms.

Umsonst war's, daß sich die Lanzen- und Schild-träger todesmuthig den Gothen entgegen warfen: sie konnten nur ihren Herrn, nicht die Schlacht mehr retten.

Den ersten tödtlichen Schwerthieb Hildebads, welcher herangestürzt war, fing der treue Maxentius auf mit der eignen Brust.

Aber hier sank auch ein gothischer Reiter endlich vom Roß, der erst nach Hildebad Belisar erreicht und sieben Leibwächter erschlagen hatte, um bis zum Magister Mi-litum durchzudringen.

Mit dreizehn Wunden fanden ihn die Seinen.

Aber er blieb am Leben.

Und er war einer der Wenigen, welche den ganzen Krieg durchkämpften und überlebten —, Wisand, der Bandalarius.

Belisar, von Migan und Valentinus, seinem Hippokomos (Knoßwart), wieder auf den Nothschecken gehoben und rasch von der Betäubung erholt, erhob umsonst den Feldherrnstab und Feldherrnruf: sie hörten nicht mehr und wollten nicht hören.

Umsonst hieb er nach allen Seiten unter die Flüchtigen: er wurde fortgerissen von ihren Wogen bis an's Lager.

Hier gelang es ihm noch einmal, an einem festen Thor, die nachdringenden Gothen aufzuhalten.

„Die Ehre ist hin,“ sagte er unwillig, „laßt uns das Leben wahren.“

Mit diesen Worten ließ er die Lagerthore schließen, ohne Rücksicht auf die großen Massen der noch Ausgeschlossnen.

Ein Versuch des ungestümen Hildebad, ohne Weiteres einzudringen, scheiterte an dem starken Eichenholz des Pfalwerks, das dem Speerwurf und den Schleuderspeinen trotzte.

Unmuthig auf seinen Speer gelehnt kühlte er sich einen Augenblick von der Hitze.

Da bog Teja, der längst, wie der König und Totila, abgefessen, prüfend und das Pfalwerk messend, um die Ecke des Walls.

„Die verfluchte Holzburg,“ rief ihm Hildebad entgegen.

„Da hilft nicht Stein, nicht Eisen.“

„Nein,“ sagte Teja, „aber Feuer!“

Er stieß mit dem Fuß in einen Aschenhaufen, der neben ihm lag.

„Das sind die Wachtfeuer, sammt dem Reisig, von heute Nacht.“

Hier glimmen noch Gluthen!

Hierher, ihr Männer, steckt die Schwerter ein, entzündet den Reisig! werft Feuer in das Lager!“

„Prachtjunge,“ jubelte Hildebad, „flugs, ihr Bursche, brennt sie aus, wie den Fuchs aus dem Bau! der frische Nordwind hilft.“

Und rasch waren die Wachtfeuer wieder entfacht, hunderte von Bränden flogen in das trockne Sparrenwerk der Schanze.

Und bald schlugen die Flammen lodernnd gen Himmel.

Der dichte Qualm, vom Wind in's Lager getragen, schlug den Byzantinern in's Gesicht und machte die Vertheidigung der Wälle unmöglich.

Sie wichen in das Innere des Lagers.

„Wer jetzt sterben dürfte!“ seufzte Belisar. — „Räumt das Lager! Hinaus zur Porta decumana.“

In gut geschlossener Ordnung zu den Brücken hinter uns!“

Aber der Befehl, das Lager zu räumen, zerriß das letzte Band der Zucht, der Ordnung und des Muthes.

Während unter Teja's dröhnenden Urthieben die verholten Thorbalken nieder krachten und mitten durch Flammen und Qualm der schwarze Held, wie ein Feuer=

dämon, der Erste, durch das prätorische Thor in's Lager sprang, rissen die Flüchtenden alle Thore, auch die seitwärts aus dem Lager nach Rom zu führten, die Porta principales rechts und links, auf einmal auf und strömten in wirren Massen nach dem Fluß.

Die Ersten erreichten noch sicher und unverfolgt die beiden Brücken; sie hatten großen Vorsprung, bis Hildebad und Teja Belisar aus dem brennenden Lager herausgedrängt.

Aber plötzlich — neues Entsetzen! — schmetterten die gothischen Reiterhörner ganz nahe.

Witichis und Totila hatten sich, sowie sie das Lager genommen wußten, sogleich wieder zu Pferd geworfen und führten nun ihre Reiter von beiden Seiten, links und rechts vom Lager her, den Flüchtenden in die Flanken.

Eben war Belisar aus dem decumanischen Lager-Thor gesprengt und eilte nach der einen Brücke zu, als er von links und rechts die verderblichen Reitermassen heransausen sah.

Noch immer verlor der gewaltige Kriegermann die Fassung nicht.

„Vorwärts im Galopp an die Brücken!“ befahl er seinen Saracenen, „deckt sie!“ —

Es war zu spät: ein dumpfer Krach, gleich darauf ein zweiter, — die beiden schmalen Brücken waren unter der Last der Flüchtenden eingebrochen und zu Hunderten stürzten die hunnischen Reiter und die illyrischen Lanzen-träger, Justinians Stolz, in das sumpfige Gewässer.

Ohne Bedenken spornete Belisar, an dem steilen Ufer

angelangt, sein Pferd in die schäumende und blutig gefärbte Fluth.

Schwimmend erreichte er das andere Ufer.

„Salomo,“ sagte er, sowie er drüben gelandet, zu seinen raschesten Prätorianern, „auf, nehmt hundert aus meinen Reiter-Wachen und jagt was ihr könnt nach dem Engpaß.

Ueberreitet alle Flüchtigen.

Ihr müßt ihn vor den Gothen erreichen, hört ihr? ihr müßt!

Er ist unser letzter Strohhaln.“

Salomo und Dagisthäos gehorchten, und sprengten blitzschnell davon.

Belisax sammelte, was er von den zerstreuten Massen erreichen konnte.

Die Gothen waren wie die Byzantiner durch den Fluß eine Weile aufgehalten.

Aber plötzlich rief Aigan: „Da sprengt Salomo zurück!“

„Herr,“ rief dieser heranjagend: „Alles ist verloren! Waffen blitzen im Engpaß. Er ist schon besetzt von den Gothen.“

Da, zum erstenmale an diesem Tage des Unglücks, zuckte Belisax zusammen.

„Der Engpaß verloren? — Dann entkommt kein Mann vom Heere meines Kaisers.“

Dann fährt wohl: Ruhm, Antonina und Leben.

Komm, Aigan, zieh' das Schwert, — laß mich nicht lebend fallen in Barbarenhand.“

„Herr,“ sagte Aigan. „So hört' ich euch nie reden.“
 „So war's auch noch nie. Laß uns absteigen und sterben.“

Und schon hob er den rechten Fuß aus dem Bügel, vom Roß zu springen, da sprengte Dagisthäos heran —:
 „Getrost, mein Feldherr!“

„Nun?“

„Der Engpaß ist unser — römische Waffen find's, die wir dort sahen.“

Es ist Cethegus, der Präfect! Er hielt ihn geheim besetzt.“

„Cethegus?“ rief Belisar. „Ist's möglich? Ist's gewiß?“

„Ja, mein Feldherr. Und seht, es war hoch an der Zeit.“

Das war es.

Denn eine Schar gothischer Reiter, von König Witichis gesendet, den Flüchtenden am Engpaß voranzukommen, hatte durch eine Furt den Fluß passirt, den Reitern Belisars den Weg abgeschnitten und vor ihnen den verhängnißvollen Paß erreicht.

Aber eben als sie dort einmünden wollten, brach Cethegus an der Spitze seiner Psaurier aus dem Versteck der Schlucht hervor und warf die überraschten Gothen nach kurzem Gefecht in die Flucht. —

„Der erste Glanz des Sieges an diesem schwarzen Tag!“ rief Belisar.

„Auf, nach dem Engpaß!“

Und mit besserer Ordnung und Ruhe führte der Feldherr seine gesammelten Scharen an die Waldhügel.

„Willkommen in Sicherheit, Belisarius,“ rief ihm Cethegus zu, seine Schwertklinge säubernd.

„Ich warte hier auf dich seit Tagesanbruch.

Ich wußte wohl, daß du mir kommen würdest.“

„Präfect von Rom,“ sprach Belisar, ihm vom Pferd herunter die Hand reichend:

„Du hast des Kaisers Heer gerettet, das ich verloren hatte: ich danke dir.“

Die frischen Truppen des Präfecten hielten, eine undurchdringliche Mauer, den Paß besetzt, die zerstreut heransflüchtenden Byzantiner durchlassend und Angriffe der ersten ermüdeten Verfolger, die über den Fluß gedrungen, — sie hatten einen vollen Tag des Kampfes hinter sich — in der günstigen Stellung ohne Mühe abwehrend.

Bei Einbruch der Dunkelheit nahm König Witichis seine Scharen zurück, auf dem Schlachtfeld ihres Sieges zu übernachten, während Belisar mit seinen Feldherrn einstweilen im Rücken des Passes, so gut es gehen wollte, die aufgelösten Heeresmassen, wie sie zerstreut und vereinzelt eintrafen, ordneten.

Als Belisar wieder einige tausend Mann beisammen hatte, ritt er zu Cethegus heran und sprach:

„Was meinst du, Präfect von Rom?

Deine Truppen sind noch frisch.

Und die Unsern müssen ihre Scharte auswechen.

Laß uns hervorbrechen noch einmal — die Sonne geht noch nicht gleich unter — und das Los des Tages wenden.“

Mit Staunen sah ihn Cethegus an und sprach die Worte Homers:

„Wahrlich, ein schreckliches Wort, du Gewaltiger, hast du gesprochen.

Unerfättlicher!

So schwer erträgst du's, ohne Sieg aus einer Schlacht zu gehn?

Nein, Belisarius! dort winken die Zinnen Roms: dahin führe deine todesmatten Völker.

Ich halte diesen Paß, bis ihr die Stadt erreicht.

Und froh will ich sein, wenn mir das gelingt.“

Und so war's geschehn.

Belisar vermochte unter den dermaligen Umständen weniger als je den Präfecten gegen dessen Willen zu bewegen.

So gab er nach und führte sein Heer nach Rom zurück, das er mit dem Einbruch der Nacht erreichte.

Lange wollte man ihn nicht einlassen.

Den von Staub und Blut Bedeckten erkannte man nur schwer.

Auch hatten Versprengte die Nachricht aus der Schlacht in die Stadt getragen, der Feldherr sei gefallen und Alles verloren.

Endlich erkannte ihn Antonina, die ängstlich auf den Wällen seiner harrete.

Durch das pincianische Thor ließ man ihn ein; es hieß seitdem Porta belisaria.

Feuerzeichen auf den Wällen zwischen dem flaminischen und dem pincianischen Thor verkündeten dies

dem Präfecten, der nun, in guter Ordnung und von den ermüdeten Siegern kaum verfolgt, im Schutze der Nacht seinen Rückzug bewerkstelligte.

Nur Teja drängte nach mit einigen seiner Reiter bis an das Hügelland, wo heute Villa Borghese liegt, und bis zur Aqua Acetosa.

Adhtes Capitel.

Am Tage darauf erschien das ganze zahlreiche Heer der Gothen vor der ewigen Stadt, die es in sieben Lagern umschloß.

Und nun begann jene denkwürdige Belagerung, welche nicht minder das Feldherrntalent und die Erfindungsgabe Belisars als den Muth der Belagerer entfalten sollte.

Mit Schrecken hatten die Bürger Roms von ihren Mauern herab mit angesehen, wie die Scharen der Gothen nicht enden wollten.

„Sieh hin, o Präfect, sie überflügeln alle deine Mauern.“

„Ja! in die Breite! laß sehen, ob sie sie in der Höhe überflügeln.“

Ohne Flügel kommen sie nicht herüber.“

Nur zwei Tausendschaften hatte Witichis in Ravenna zurückgelassen, acht hatte er unter den Grafen Uligis von Urbssalvia und Ansa von Asculum nach Dalmatien entsendet, diese Provinz und Liburnien den Byzantinern zu entreißen und zumal das mächtige Salona wieder zu gewinnen; durch Söldner, in Savien geworben, sollten sie sich verstärken.

Auch die gothische Flotte sollte — gegen Teja's Rath! — dort, nicht gegen den Hafen von Rom, Portus, wirken.

Den Umkreis der Stadt Rom aber, und ihre weit hinausgestreckten Wälle, die Mauern Aurelians und des Präfecten, umgürtete nun der König mit einhundertundfünfzig Tausendschaften.

Rom hatte damals fünfzehn Hauptthore und einige kleinere.

Von diesen umschlossen die Gothen den schwächeren Theil der Umwallung, den Raum, der von dem flaminischen Thor im Norden (östlich von der jetzigen Porta del Popolo) bis zum pränestinischen Thor reicht, vollständig mit sechs Heerlagern; nämlich die Wälle vom flaminischen Thor gegen Osten bis an's pincianische und salarische, dann bis an das nomentanische Thor (südöstlich von Porta pia), ferner bis gegen das „geschlossene Thor,“ die Porta clausa, endlich südlich von da das tiburтинische Thor (heute Porta San Lorenzo) und das asinarische, metronische, latinische, (an der Via latina,) das appische (an der Via appia) und das Sanct Pauls=Thor, das zunächst dem Tiberufer lag.

Alle diese sechs Lager waren auf dem linken Ufer des Flusses.

Um aber zu verhüten, daß die Belagerten durch Zerstörung der milvischen Brücke den Angreifern den Uebergang über den Fluß und das ganze Gebiet auf dem rechten Tiberufer bis an die See abschnitten, schlugen die Gothen ein siebentes Lager auf dem rechten Tiber=Ufer: „auf dem Felde Nero's,“ vom vaticanischen

Hügel bis gegen die milvische Brücke hin (unter dem „Monte Mario“).

So war die milvische Brücke durch ein Gothenlager gedeckt und die Brücke Hadrians bedroht, sowie der Weg nach der Stadt durch die „Porta Sancti Petri“, wie man damals schon, nach Prokops Bericht, das innere Thor Aurelians nannte.

Es war das nächste an dem Grabmal Hadrians.

Aber auch das Thor von Sanct Pankratius rechts des Tibers war von den Gothen scharf beobachtet.

Dies Lager auf dem neronischen Feld, auf dem rechten Tiberufer, zwischen dem pankratischen und dem Petrus-Thor, überwies Witichis dem Grafen Markja von Mediolanum, welcher aus den cottischen Alpen und der Beobachtung der Franken zurückgerufen worden war.

Aber der König selbst weilte oft hier, das Grabmal Hadrians mit scharfen Blicken prüfend.

Er hatte kein einzelnes Lager übernommen, sich die Gesamtleitung vorbehaltend, vielmehr die sechs übrigen an Hildebrand, Totila, Hildebad, Teja, Guntharis und Grippa vertheilt.

Jedes der sieben Lager ließ der König mit einem tiefen Graben umziehen die dadurch ausgehobne Erde zu einem hohen Wall zwischen Graben und Lager aufhäufen und diesen mit Pfahlwerk verstärken, — sich gegen Ausfälle zu sichern.

Aber auch Belisar und Cethegus vertheilten ihre Feldherrn und Mannschaften nach den Thoren und Regionen Roms.

Belisar übertrug das pränestinische Thor im Osten der Stadt (heute Porta maggiore) dem Veffas, das stark bedrohte flaminische, dem ein gothisches Lager, das Totila's, in gefährlicher Nähe lag, dem Constantinus, der es durch Marmorquadern, aus römischen Tempeln und Palästen gebrochen, fast ganz zubauen ließ.

Belisar selbst schlug sein Standlager auf im Norden der Stadt.

Dieser war unter den ihm von Cethegus eingeräumten Theilen der Festung Rom der schwächste.

Den Westen und Süden hielt eifersüchtig, unentfernbar und unentbehrlich, der Präfect.

Aber hier oben im Norden war Belisar Herr: zwischen dem flaminischen und dem pincianischen — oder nun „belifarischen“ — Thor, dem schwächsten Theil der Umwallung, ließ er sich nieder, zugleich Ausfälle gegen die Barbaren planend.

Die übrigen Thore überwies er den Führern des Fußvolks Peranius, Magnus, Ennes, Artabanes, Azarethas und Chilbudius.

Der Präfect hatte übernommen alle Thore auf dem rechten Tiberufer, die neue Porta aurelia an der ältschen Brücke bei dem Grabmal Hadrians, die Porta septimiana, das alte aurelische Thor, das nun das pankratische hieß, und die Porta portuensis: auf dem linken Ufer aber noch das Thor Sanct Pauls.

Erst das nächste Thor weiter östlich, das ardeatinische, stand unter byzantinischer Besatzung: Chilbudius befehligte hier.

Gleich unermüdsich und gleich erfinderisch erwiesen sich die Belagerer und die Belagerten in Plänen des Angriffs und der Bertheidigung.

Lange Zeit handelte es sich nur um Maßregeln, welche die Bedrängung der Römer ohne Sturm, vor dem Sturm, bezweckten und andrerseits, sie abwehren sollten.

Die Gothen, Herrn und Meister der Campagna, suchten die Belagerten auszudursten: sie schnitten alle die prachtvollen vierzehn Wasserleitungen ab, welche die Stadt speisten.

Belisar ließ vor Allem, als er dies wahrnahm, die Mündungen innerhalb der Stadt verschütten und vermauern.

„Denn,“ hatte ihm Prokrop gesagt, „nachdem du, o großer Held Belisarius, durch eine solche Wasserrinne nach Neapolis hineingetrochen bist, könnte es den Barbaren einfallen, und kaum schimpflich scheinen, auf dem gleichen Heldenpfad sich nach Rom hinein zu krabbeln.“

Den Genuß des geliebten Bades mußten die Belagerten entbehren: kaum reichten die Brunnen in den vom Fluß entlegenen Stadttheilen für das Trinkwasser aus.

Durch das Abschneiden des Wassers hatten aber die Barbaren den Römern auch das Brod abgeschnitten. —

Wenigstens schien es so.

Denn die sämtlichen Wassermühlen Roms versagten nun.

Das aufgespeicherte Getreide, das Cethegus aus Sicilien gekauft, das Belisar aus der Umgegend Roms zwangsweise hatte in die Stadt schaffen lassen, trotz des

Murrens der Pächter und Colonen, dieses Getreide konnte nicht mehr gemahlen werden.

„Laßt die Mühlen durch Esel und Kinder drehen!“ rief Belifar.

„Die meisten Esel waren klug genug und die Kinder, ach Belifarius,“ sprach Prokop, „sich nicht mit uns hier einsperren zu lassen.“

Wir haben nur soviel, als wir brauchen, sie zu schlachten.

Sie können unmöglich erst Mühlen drehen und dann noch Fleisch genug haben, das gemahlene Brod selbst zu belegen.“

„So rufe mir den Martinus.“

Ich habe gestern an dem Tiber, die Gothenzelte zählend, zugleich einen Gedanken gehabt —“

„Den Martinus wieder aus dem Belifarischen in das Mögliche übersetzen muß.“

Armer Mann!

Aber ich gehe ihn zu holen.“

Als aber am Abend des gleichen Tages Belifar und Martinus durch zusammengelegte Bote im Tiber die erste Schiffsmühle herstellten, welche die Welt kannte, da sprach bewundernd Prokopius:

„Das Brod der Schiffsmühle wird länger die Menschen erfreu'n, als deine größten Thaten. Dies so gemahlene Mehl schmeckt nach — Unsterblichkeit.“

Und wirklich ersetzten die von Belifar erdachten, von Martinus ausgeführten Schiffsmühlen den Belagerten

während der ganzen Dauer der Einschließung die gelähmten Wassermühlen.

Hinter der Brücke nämlich, welche jetzt Ponte San Sisto heißt, auf der Senkung des Janiculus, befestigte Belisar zwei Schiffe mit Seilen und legte Mühlen über deren flaches Deck, sodaß die Mühlenräder durch den Fluß, der aus dem Brückenbogen mit verstärkter Gewalt hervor strömte, von selbst getrieben wurden.

Eifrig trachteten alsbald die Belagerer, diese Vorrichtungen, welche ihnen Ueberläufer schilderten, zu zerstören.

Balken, Holzflöße, Bäume warfen sie oberhalb der Brücke von dem von ihnen beherrschten Theil aus in den Fluß und zertrümmerten so in Einer Nacht wirklich alle Mühlen.

Aber Belisar ließ sie wieder herstellen und nun oberhalb der Brücke starke Ketten grade über den Fluß ziehen und so auffangen, was, die Mühlen bedrohend, herab trieb.

Nicht nur seine Mühlen sollten diese eisernen Stromriegel decken: sie sollten auch verhindern, daß die Gothen auf Rähnen und Flößen den Fluß herab und, ohne die Brücke, in die Stadt drängen.

Denn Vitichis traf nun auch alle Vorbereitungen zum Sturm.

Er ließ hölzerne Thürme bauen, höher als die Zinnen der Stadtmauer, die auf vier Rädern von Kindern gezogen werden sollten.

Dann ließ er Sturmleitern in großer Zahl beschaffen

und vier furchtbare Widder oder Mauerbrecher, welche je eine halbe Hundertschaft schob und bediente.

Mit unzähligen Bündeln von Reisig und Schilf sollten die tiefen Gräben ausgefüllt werden.

Dagegen pflanzten Belisar und Cethegus, jener im Norden und Osten, dieser im Westen und Süden die Vertheidigung der Stadt überwachend, Ballisten und Wurfbogen auf die Wälle, welche auf große Entfernung balkenähnliche Speergeschosse schleuderten, mit solcher Kraft, daß sie einen völlig gepanzerten Mann jedesmal völlig durchbohrten.

Die Thore schützten sie durch „Wölfe“, d. h. Querbalken, mit eisernen Stacheln besetzt, welche man auf die Angreifer nieder schmettern ließ, wenn sie dicht bis an das Thor gelangt waren.

Und endlich streuten sie zahlreiche Fußangeln und Stachelfugeln auf den Vorraum zwischen den Gräben der Stadt und dem Lager der Barbaren.

Neuntes Capitel.

Trotz alledem, sagten die Römer, hätten längst die Gothen die Mauern erstiegen, wäre nicht des Präfecten Egeria gewesen.

Denn es war merkwürdig: so oft die Barbaren einen Sturm vorbereiteten —: Cethegus ging zu Belisar und warnte und bezeichnete im Voraus den Tag.

So oft Teja oder Hildebad in kühnem Handstreich ein Thor zu überrumpeln, eine Schanze wegzunehmen gedachten: — Cethegus sagte es vorher, und die Angreifer stießen auf das Zweifache der gewöhnlichen Besatzung der Punkte.

So oft in nächtigem Ueberfall die Kette des Tibers gesprengt werden sollte: — Cethegus schien es geahnt zu haben und schickte den Schiffen der Feinde Brander und Feuerfähne entgegen.

So ging es viele Monate hin.

Die Gothen konnten sich nicht verhehlen, daß sie, trotz unablässiger Angriffe, seit Anfang der Belagerung keinerlei Fortschritte gemacht.

Lange trugen sie diese Unfälle, die Entdeckung und Vereitelung all ihrer Pläne, mit ungebeugtem Muth.

Aber allmählig bemächtigte sich nicht blos der großen Masse Verdrossenheit, insbesondere da Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu werden begann, — auch des Königs klarer Sinn wurde von trüber Melancholie verdüstert, als er all' seine Kraft, all' seine Ausdauer, all' seine Kriegskunst wie von einem bösen Dämon vereitelt sah.

Und kam er von einem fehlgeschlagenen Unternehmen, von einem verunglückten Sturm, matt und gebeugt, in sein Königszelt, so ruhten die stolzen Augen seiner schweigsamen Königin mit einem ihm unverständlichen, aber grauenvoll unheimlichen Ausdruck auf ihm, daß er sich schauernd abwandte.

„Es ist nicht anders,“ sagte er finster zu Teja, „es ist gekommen, wie ich voraus gesagt.“

Mit Rauthgundis ist mein Glück von mir gewichen, wie die Freudigkeit meiner Seele.

Es ist, als läge ein Fluch auf meiner Krone.

Und diese Amalungentochter wandelt um mich her, schweigend und finster, wie mein lebendiges Unglück.“

„Du könntest Recht haben,“ sprach Teja.

„Vielleicht lös' ich diesen Zauberbann.“

Gieb mir Urlaub für heut' Nacht.“

Am selben Tage, fast in derselben Stunde, forderte drinnen in Rom Johannes, der Blutige, von Belisar Urlaub für diese Nacht.

Belisar schlug es ab.

„Jetzt ist nicht Zeit zu nächtlichen Vergnügen,“ sagte er.

„Wird kein groß Vergnügen sein, in der Nacht zwischen alten feuchten Mauern und gothischen Lanzen einem Fuchs nachspüren, der zehnmal schlauer ist als wir beide.“

„Was hast du vor?“ fragte Belisar, aufmerksam werdend.

„Was ich vorhabe?“

Ein Ende zu machen der verfluchten Stellung in der wir Alle, in der du, o Feldherr, nicht zum Mindesten stehst.

Es ist alles ganz recht.

Seit Monaten liegen die Barbaren vor diesen Mauern und haben nichts dabei gewonnen. Wir erschießen sie wie Knaben die Dohlen vom Hinterhalt und können ihrer lachen.

Aber wer ist es eigentlich, der all dies vollbringt?

Nicht, wie es sein sollte, du, des Kaisers Feldherr, noch des Kaisers Heer: sondern dieser eifige Römer, der nur lachen kann, wenn er höhnt.

Der sitzt da oben im Capitol und verlacht den Kaiser und die Gothen und uns und, mit Verlaub zu sagen, dich selber am meisten.

Woher weiß dieser Odysseus und Ajax in Einer Person alle Gothenpläne so scharf, als säße er mit im Rath des Königs Witichis?

Durch sein Dämonium, sagen die Einen.

Durch seine Egeria, sagen die Andern.

Er hat einen Raben, der hören und sprechen kann wie Menschen, meinen wieder Andere: den schickt er alle Nacht in's Gothenlager.

Das mögen die alten Weiber glauben und die Römer, nicht meiner Mutter Sohn.

Ich glaube den Raben zu kennen und das Dämonium.

Gewiß ist, er kann die Kunde nur aus dem Gothenlager selbst holen; laß uns doch sehn, ob wir nicht selbst an seiner Statt aus dieser Quelle schöpfen können."

„Ich habe das längst bedacht, aber ich sah kein Mittel.“

„Ich habe von meinen Hunnen alle seine Schritte belauern lassen.

Es ist verdammt schwer: denn dieser braune Mauren-teufel folgt ihm wie ein Schatte.

Aber tagelang ist Syphax fern — und dann gelingt es eher.

Nun, ich habe erspäht, daß Cethegus so manche Nacht die Stadt verließ, bald aus der Porta portuensis, rechts vom Tiber, bald aus der Porta Sanct Pauls, links von Tiber im Süden, die er beide besetzt hält. Weiter wagten ihm die Späher nicht zu folgen.

Ich aber denke heute Nacht — denn heute muß es wieder treffen, — ihm so nicht von den Fersen zu weichen.

Doch muß ich ihn vor dem Thore erwarten: seine Isaurier ließen mich nicht durch; ich werde bei einer Kunde vor den Mauern in einem der Gräben zurückbleiben."

„Gut. Es sind aber, wie du sagst, zwei Thore zu beobachten.“

„Deshalb hab' ich mir Perseus, meinen Bruder, zum Genossen erkoren; er hütet das paulinische, ich das portuensische Thor; verlaß dich drauf — bis morgen vor Sonnenaufgang kennt einer von uns das Dämonium des Präfecten.“ —

Grade gegenüber dem Sanct Pauls-Thor, etwa drei Pfeilschüsse von den äußersten Gräben der Stadt, lag ein mächtiges alterthümliches Gebäude, die Basilika Sancti Pauli extra muros, die Paulscapelle vor den Mauern, deren letzte Reste erst zur Zeit der Belagerung Roms durch den Connetable von Bourbon völlig verschwanden.

Ursprünglich ein Tempel des Jupiter Stator war er seit zwei Jahrhunderten dem Apostel geweiht worden: aber noch stand die bronzene Colossalstatue des bärtigen Gottes aufrecht: man hatte ihm nur den flammenden Donnerkeil aus der Rechten genommen und dafür ein Kreuz hineingeschoben: im Uebrigen paßte die breite und bärtige Gestalt gut zu ihrem neuen Namen.

Es war um die sechste Stunde der Nacht.

Der Mond stand glanzvoll über der ewigen Stadt und goß sein silbernes Licht über die Mauerzinnen und über die Ebene, zwischen den römischen Schanzen und der Basilika, deren schwarze Schatten nach dem Gothenlager hin fielen.

Eben hatte die Wache am Sanct Pauls-Thor gewechselt.

Aber es waren sieben Mann hinausgeschritten und nur sechs kamen herein. Der siebente wandte der Pforte den Rücken und schritt heraus in's freie Feld.

Vorsichtig wählte er seinen Weg: vorsichtig vermied

er die zahlreichen Fußangeln, Wolfsgruben, Selbstschüsse vergifteter Pfeile, welche hier überall umher gestreut waren und manchem Gothen bei den Angriffen auf die Stadt Verderben gebracht hatten.

Der Mann schien sie Alle zu kennen und wich ihnen leicht aus.

Aber er vermied auch das Mondlicht sorgfältig, den Schatten der Mauervorsprünge suchend und oft von Baum zu Baum springend.

Als er aus dem äußersten Graben auftauchte, sah er sich um und blieb im Schatten einer Cypresse stehen, deren Zweige die Ballistengeschosse zerschmettert hatten.

Er sah nichts Lebendes weit und breit: und er eilte nun mit raschen Schritten der Kirche zu.

Hätte er nochmal umgeblickt, er hätte es wohl nicht gethan.

Denn, sowie er den Baum verließ, tauchte aus dem Graben eine zweite Gestalt hervor, die in drei Sprüngen ihrerseits den Schatten der Cypresse erreicht hatte.

„Gewonnen, Johannes! du stolzer Bruder, diesmal war das Glück dem jüngeren Bruder hold.

Jetzt ist Cethegus mein und sein Geheimniß.“

Und vorsichtig folgte er dem rasch Voranschreitenden.

Aber plötzlich war dieser vor seinen Augen verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen. Es war hart an der äußern Mauer der Kirche, die aber dem Armenier, als er sie erreicht, keine Thür oder Oeffnung zeigte.

„Kein Zweifel,“ sagte der Laufher, „das Stellbischein ist drinnen im Tempel: ich muß nach.“

Aber an dieser Stelle war die Mauer unübersteiglich.

Lastend und suchend bog der Späher um die Ecke derselben.

Umsonst, die Mauer war überall gleich hoch. —

Im Suchen verstrich ihm fast eine Viertelstunde.

Endlich fand er eine Lücke in dem Gestein: mühsam zwängte er sich hindurch.

Und er stand nun im Vorhofe des alten Tempels, in dem die breiten dorischen Säulen breite Schatten warfen, in deren Schutz er von der rechten Seite her bis an das Hauptgebäude gelangte.

Er spähte durch einen Riß des Gemäuers, den ihm die Zugluft verrathen hatte.

Drinne war Alles finster.

Aber plötzlich wurde sein Auge von einem grellen Lichtstrahl geblendet.

Als er es wieder aufschlug, sah er einen hellen Streifen in der Dunkelheit — er rührte von einer Blendlaterne her, deren Licht sich plötzlich gezeigt hatte.

Deutlich erkannte er, was in dem Bereich der Laterne stand, den Träger derselben aber nicht: wohl dagegen Cethegus den Präfecten, der hart vor der Statue des Apostels stand und sich an diese zu lehnen schien: vor ihm stand eine zweite Gestalt: ein schlankes Weib, auf dessen dunkelrothes Haar schimmernd das Licht der Laterne fiel.

„Die schöne Gothenkönigin, bei Gros und Anteros!“

dachte der Kaufher: „kein schlechtes Stelldichein, sei's nun Liebe, sei's Politik!

Horch, sie spricht.

Leider kam ich zu spät, auch den Anfang der Unterredung zu hören.“

„Also: merk' es dir wohl! übermorgen auf der Straße vor dem Thor von Tibur wird etwas gefährliches geplant.“

„Gut: aber was?“ frug des Präfecten Stimme.

„Genaueres konnte ich nicht erkunden: und ich kann es dir auch nicht mehr mittheilen, wenn ich es noch erfahre. Ich wage nicht mehr, dich hier wieder zu sehen: denn“ —

Sie sprach nun leiser.

Perseus drückte das Ohr hart an die Spalte: da klorrte seine Schwertscheide an das Gestein und nun traf ihn ein Strahl des Lichts.

„Horch!“ rief eine dritte Stimme — es war eine Frauenstimme, die der Trägerin der Laterne, welche sich jetzt in dem Strahl ihres eigenen Blendlichts gezeigt hatte, da sie sich rasch gegen die Richtung des Schalles gekehrt hatte.

Perseus erkannte eine Sklavin in maurischer Tracht.

Einen Augenblick schwieg Alles in dem Tempel.

Perseus hielt den Athem an.

Er fühlte, es galt das Leben.

Denn Cethegus griff an's Schwert.

„Alles still,“ sagte die Sklavin. „Es fiel wohl nur ein Stein auf den Erzbeschlag draußen.“

„Auch in das Grab vor dem portuensischen Thor geh' ich nicht mehr. Ich fürchte, man ist uns gefolgt.“

„Wer?“

„Einer, der niemals schläft, wie es scheint: Graf Teja.“

Des Präfecten Lippe zuckte.

„Und er ist auch bei einem räthselhaften Eid-Bund gegen Belisar's Leben: der bloße Scheinangriff gilt dem Sanct Pauls Thor.“

„Gut!“ sagte Cethegus nachdenklich.

„Belisar würde nicht entinnen, wenn nicht gewarnt. Sie liegen irgendwo, — aber ich weiß nicht wo — fürcht' ich, im Hinterhalt, mit Uebermacht, Graf Totila führt sie.“

„Ich will ihn schon warnen!“ sagte Cethegus langsam.

„Wenn es gelänge!“ —

„Sorge nicht, Königin! Mir liegt an Rom nicht weniger denn dir.“

Und wenn der nächste Sturm fehlschlägt — so müssen sie die Belagerung aufgeben, so zähe sie sind.

Und das, Königin, ist dein Verdienst.

Laß mich in dieser Nacht — vielleicht der letzten, da wir uns treffen, — dir mein ganzes staunendes Herz enthüllen.

Cethegus staunt nicht leicht und nicht leicht gesteht er's, wenn er staunen muß.

Aber dich — bewundere ich, Königin.

Mit welcher todtverachtender Kühnheit, mit welcher dämonischer List hast du alle Pläne der Barbaren vereitelt!

Wahrlich: viel that Belisar, — mehr that Cethegus,
— das meiste: Matafwintha."

„Sprächst du wahr!“ sagte Matafwintha mit funkeln-
den Augen.

Und wenn die Krone diesem Frevler vom Haupte
fällt — —“

„War es deine Hand, deren sich das Schicksal Roms
bedient hat.

Aber, Königin, nicht damit kannst du enden!

Wie ich dich erkannte, in diesen Monaten — darfst
du nicht als gefangene Gothenkönigin nach Byzanz.

Diese Schönheit, dieser Geist, diese Kraft muß
herrschen, — nicht dienen, in Byzanz.

Darum bedenke, wenn er nun gestürzt ist — dein
Tyrann, — willst du nicht dann den Weg gehn, den
ich dir gezeigt?“

„Ich habe noch nie über seinen Fall hinaus gedacht,“
sagte sie düster.

„Aber ich — für dich! Wahrlich, Matafwintha,“ —
und sein Auge ruhte mit Bewunderung auf ihr, — „du
bist so wunderschön.

Ich rechn' es mir zum größten Stolz, daß selbst du
mich nicht in Liebe entzündet und von meinen Plänen
abgebracht hast.

Aber du bist zu schön, zu köstlich, nur der Rache
und dem Haß zu leben.

Wenn unser Ziel erreicht, — dann nach Byzanz!

Als mehr denn Kaiserin — als Ueberwinderin der
Kaiserin!“

„Wenn mein Ziel erreicht, ist mein Leben vollendet.

Glaubst du, ich ertrüge den Gedanken, aus eitel Herrschsucht mein Volk zu verderben, um kluger Zwecke willen?

Nein: ich konnt' es nur, weil ich mußte.

Die Rache ist jetzt meine Liebe und mein Leben und" — —

Da scholl von der Fronte des Gebäudes her, aber noch innerhalb der Mauer, laut und schrillend der Ruf des Häuzchens, einmal — zweimal rasch nach einander.

Wie staunte Perseus, als er den Präfecten eilig an die Kehle der Bildsäule drücken sah, an der er lehnte, und wie sich dieselbe geräuschlos in zwei Hälften auseinander schlug.

Cethegus schlüpfte in die Oeffnung: die Statue klappte wieder zusammen.

Mataşwintha aber und Aspa sanken wie betend auf die Stufen des Altars.

„Also war's ein Zeichen! Es droht Gefahr:" dachte der Späher; „aber wo ist die Gefahr? und wo der Warner?“

Und er wandte sich, trat vor und sah nach links, nach der Seite der Gothen.

Allein damit trat er in den Bereich des Mondlichts: und in den Blick des Mauren Syphax, der vor der Eingangsthür des Hauptgebäudes in einer leeren Nische Schildwache stand, und bisher scharf nach der linken, der gothischen, Seite hin, gespäht hatte.

Von dort, von links her, schritt langsam ein Mann heran.

Seine Streitart blitzte im Mondlicht.

Aber auch Perseus sah jetzt eine Waffe aufblitzen; es war der Maure, der leise sein Schwert aus der Scheide zog.

„Ha,“ lachte Perseus, bis die Beiden mit einander fertig sind, bin ich in Rom, mit meinem Geheimniß.“

Und in raschen Sprüngen eilte er nach der Mauerlücke des Vorhofs, durch die er eingedrungen.

Zweifelnd blickte Syphax einen Augenblick nach rechts und nach links.

Zur Rechten sah er entweichen einen Lauscher, den er jetzt erst ganz entdeckte.

Zur Linken schritt ein gothischer Krieger herein in den Tempelhof.

Er konnte nicht hoffen, beide zu erreichen und zu tödten.

Da plötzlich schrie er laut: „Teja, Graf Teja! Hülf! zu Hülf! Ein Römer! rettet die Königin! dort rechts an der Mauer, ein Römer!“

Im Fluge war Teja heran, bei Syphax.

„Dort! rief dieser: ich schütze die Frauen in der Kirche!“

Und er eilte in den Tempel.

„Steh, Römer!“ rief Teja, und sprang dem fliehenden Perseus nach.

Aber Perseus stand nicht: er lief an die Mauer: er erreichte die Lücke, durch welche er herein gekommen war:

aber er konnte sich in der Eile nicht wieder hindurch zwingen: da schwang er sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Mauerkrone: und schon hob er den Fuß, sich jenseits hinab zu lassen: da traf ihn Teja's Art im Wurf an's Haupt und rücklings stürzte er nieder, sammt seinem erlauchten Geheimniß.

Teja beugte sich über ihn: deutlich erkannte er die Züge des Todten.

„Der Archon Perseus,“ sagte er, „der Bruder des Johannes.“

Und sofort schritt er die Stufen hinan, die zur Kirche führten.

An der Schwelle trat ihm Matafwintha entgegen, hinter ihr Sypbar und Aspa mit der Blendlaterne.

Einen Moment maßen sich beide schweigend mit mißtrauischen Blicken.

„Ich habe dir zu danken, Graf Teja von Tarentum,“ sagte endlich die Fürstin.

„Ich war bedroht in meiner einsamen Andacht.“

„Seltsam wählst du Ort und Stunde für deine Gebete.“

Laß sehen, ob dieser Römer der einzige Feind war.“

Er nahm aus Aspa's Hand die Leuchte und ging in das Innere der Kapelle.

Nach einer Weile kam er wieder, einen mit Gold eingelegten Lederschuh in der Hand.

„Ich fand nichts als — diese Sandale am Altar, dicht vor dem Apostel. Es ist ein Mannes Fuß.“

„Eine Botivgabe von mir,“ sagte Syphax rasch.
Der Apostel heilte meinen Fuß, ich hatte mir einen
Dorn eingetreten.“

„Ich dachte, du verehrst nur den Schlangengott?“

„Ich verehere, was da hilft.“

„In welchem Fuße stak der Dorn.“

Syphax schwankte einen Augenblick.

„Im Rechten,“ sagte er dann, rasch entschlossen.

„Schade,“ sprach Teja, „die Sandale ist auf den
linken geschnitten.“

Und er steckte sie in den Gürtel.

„Ich warne dich, Königin, vor solcher nächtlichen
Andacht.“

„Ich werde thun, was meine Pflicht, sagte Mata-
swintha herb.“

„Und ich, was meine.“

Mit diesen Worten schritt Teja voran, zurück zum
Lager: schweigend folgte die Königin und ihre Sklaven.

Vor Sonnenaufgang stand Teja vor Witichis und
berichtete ihm Alles.

„Was du sagst, ist kein Beweis,“ sagte der König.

„Aber schwerer Verdacht.“

Und du sagtest selbst, die Königin sei dir unheimlich.“

„Grade deßhalb hüt' ich mich, nach bloßem Verdacht
zu handeln.“

Ich zweifle manchmal, ob wir an ihr nicht Unrecht gethan.

Fast so schwer, wie an Kauthgundis."

„Wohl, aber diese nächtlichen Gänge?"

„Werd' ich verhindern. Schon um ihretwillen."

„Und der Maure? Ich trau' ihm nicht."

Ich weiß, daß er tagelang abwesend: dann taucht er wieder auf im Lager.

Er ist ein Späher."

„Ja, Freund, lächelte Witichis. Aber der meine.

Er geht mit meinem Wissen in Rom aus und ein.

Er ist es, der mir noch alle Gelegenheiten verrathen."

„Und noch keine hat genügt!"

Und die falsche Sandale?"

„Ist wirklich ein Motivopfer.

Aber für Diebstahl; er hat mir, noch ehe du kamst, Alles gebeichtet.

Er hat, bei der Begleitung der Königin sich langweilend, in einem Gewölbe der Kirche herumgestöbert und da unten allerlei Priestergewänder und vergrabnen Schmuck gefunden und behalten.

Aber später, den Zorn des Apostels fürchtend, wollt' er ihn beschwichtigen, und opferte, in seinem Heidensinn, diese Gold = Sandale aus seiner Beute.

Er beschrieb sie mir ganz genau: mit goldnen Seitenstreifen und einem Achatknopf, oben mit einem C —.

Du siehst, es trifft Alles zu.

Er kannte sie also: sie kann nicht von einem Flüchtenden verloren sein.

Und er versprach, als Beweis die dazu gehörige Sandale des rechten Fußes zu bringen.

Aber vor Allem: er hat mir einen neuen Plan ver-rathen, der all' unsrer Noth ein Ende machen und Belisarius selbst in unsre Hände liefern soll."

Behntes Capitel.

Während der Gothenkönig diesen Plan seinem Freunde mittheilte, stand Cethegus, in frühster Stunde nach dem belisarischen Thor beschieden, vor Belisar und Johannes.

„Präfect von Rom,“ herrschte ihn der Feldherr beim Eintreten an, „wo warst du heute Nacht?“

„Auf meinem Posten.

Wohin ich gehöre. Am Thor Sanct Pauls.“

„Weißt du, daß in dieser Nacht einer der besten meiner Anführer, Perseus der Archon, des Johannes Bruder, die Stadt verlassen hat und seitdem verschwunden ist?“

„Thut mir leid.

Aber du weißt: es ist verboten, ohne Erlaubniß die Mauer zu überschreiten.“

„Ich habe aber Grund zu glauben,“ fuhr Johannes auf, „daß du recht gut weißt, was aus meinem Bruder geworden, daß sein Blut an deinen Händen klebt.“

„Und beim Schlummer Justinians! brauste Belisar auf, das sollst du büßen.

Nicht länger sollst du herrschen über des Kaisers Heer und Feldherrn.

Die Stunde der Abrechnung ist gekommen.

Die Barbaren sind so gut wie vernichtet. Und laß sehn, ob nicht mit deinem Haupt auch das Capitol fällt."

„Steht es so?“ dachte Cethegus, jetzt sieh dich vor, Belisarius."

Doch er schwieg.

„Rede!“ rief Johannes. „Wo hast du meinen Bruder ermordet?“

Ehe Cethegus antworten konnte, trat Artasines, ein persischer Leibwächter Belisars, herein.

„Herr,“ sagte er, „draußen stehn sechs gothische Krieger.

Sie bringen die Leiche Persens, des Archonten.

König Witichis läßt dir sagen: er sei heut' Nacht vor den Mauern durch Graf Teja's Beil gefallen.

Er sendet ihn zur ehrenden Bestattung."

„Der Himmel selbst,“ sprach Cethegus stolz hinaus-schreitend, „strafte eure Bosheit Lügen."

Aber langsam und nachdenklich ging der Präfect über den Quirinal und das Forum Trajans nach seinem Wohnhaus.

„Du drohst, Belisarius? Dank' für den Wink!

Laß sehn, ob wir dich nicht entbehren können."

In seiner Wohnung fand er Sypbar, der ihn ungeduldig erwartet hatte und ihm raschen Bericht ablegte.

„Vor Allem, Herr,“ schloß er nun, „laß also deinen Sandalenbinder peitschen.“

Du siehst, wie schlecht du bedient bist, ist Sypbar fern: — und gib mir gütigst deinen rechten Schuh.“

„Ich sollte dir ihn nicht geben und dich zappeln lassen für dein freches Lügen,“ lachte der Präfect.

„Dieses Stück Leder ist jetzt dein Leben werth, mein Panther.“

Womit willst du's lösen.“

„Mit wichtiger Kunde.“

Ich weiß nun Alles ganz genau von dem Plan gegen Belisars Leben: Ort und Zeit: und die Namen der Eidbrüder.

Es sind: Teja, Totila und Hildebad.“

„Jeder allein genug für den Magister Militum,“ murmelte Cethegus vergnüglich.

„Ich denke, o Herr, du hast den Barbaren wohl wieder eine schöne Falle gestellt!“

Ich habe ihnen, auf deinen Befehl, entdeckt, daß Belisar selbst morgen zum tiburtinischen Thor hinaus ziehen will, um Vorräthe aufzutreiben.“

„Ja, er selbst geht mit, weil sich die oft aufgefangnen Hunnen nicht mehr allein hinaus wagen; er führt nur vierhundert Mann.“

„Es werden nun die drei Eidbrüder am Grab der

Fulvius einen Hinterhalt von tausend Mann gegen Belisarius legen.

„Das verdient wirklich den Schuh!“ sagte Cethegus und warf ihm denselben zu.“

„König Witichis wird indessen nur einen Scheinangriff machen lassen auf das Thor Sanct Pauls, die Gedanken der Unfern von Belisarius abzulenken.“

Ich eile nun also zu Belisarius, ihm zu sagen, wie du mir aufgetragen, daß er drei Tausend mit sich nimmt und jene gegen ihn Verschwornen vernichtet.“

„Halt!“ sagte Cethegus ruhig, „nicht so eifertig!“

Du meldest nichts.“

„Wie?“ fragte Syphax erstaunt. „Ungewarnt ist er verloren!“ —

„Man muß dem Schutzgeist des Feldherrn nicht schon wieder, nicht immer, in's Amt greifen.“

Belisarius mag morgen seinen Stern erproben.“

„Ei,“ sagte Syphax mit püffigem Lächeln, „Solches gefällt dir?“

Dann bin ich lieber Syphax, der Sklave, als Belisarius, der Magister Militum.

Arme Wittve Antonina!“

Cethegus wollte sich auf das Lager strecken, da meldete Fidus, der Ostiarius: „Kallistratos von Korinth.“

„Immer willkommen.“

Der junge Grieche mit dem sanften Antlitz trat ein.

Ein Hauch annuthiger Röthe von Scham oder Freude färbte seine Wangen: es war ersichtlich, daß ihn ein besonderer Anlaß herführte.

„Was bringst du des Schönen noch außer dir selbst?“
so fragte Cethegus in griechischer Sprache.

Der Jüngling schlug die leuchtenden Augen auf:

„Ein Herz voll Bewunderung für dich: und den Wunsch, dir diese zu bewähren.“

Ich bitte um die Gunst, wie die beiden Licinier und Piso, für dich und Rom fechten zu dürfen.“

„Mein Kallistratos! was kümmern dich, unsern Friedens-Gast, den liebenswürdigsten der Hellenen, unsre blutigen Händel mit den Barbaren?“

Bleibe du von diesem schweren Ernst und pflege deines heitern Erbes, der Schönheit.“

„Ich weiß es wohl, die Tage von Salamis sind ferne wie ein Mythos: und ihr eisernen Römer habt uns niemals Kraft zugetraut.“

Das ist hart — aber doch leichter zu tragen, weil ihr es seid, die unsre Welt, die Kunst und edle Sitte vertheidigt gegen die dumpfen Barbaren.

Ihr, das heißt Rom und Rom heißt mir Cethegus.

So saß ich diesen Kampf und so gefaßt, siehst du, so geht er wohl auch den Hellenen an.“

Erfreut lächelte der Präfect.

„Nun, wenn dir Rom Cethegus ist, so nimmt Rom gerne die Hülfe des Hellenen an: du bist fortan Tribun der Milites Romani wie Licinius.“

„In Thaten will ich dir danken!“

Aber eins noch muß ich dir gestehn — denn ich weiß: du liebst nicht überrascht zu sein.

Oft hab' ich gesehen, wie theuer dir das Grabmal Hadrians und seine Zier von Götterstatuen ist.

Neulich hab' ich diese marmornen Wächter gezählt und zwei hundert acht und neunzig gefunden.

Da mach' ich denn das dritte Hundert voll und habe meine beiden Letoiden, die du so hoch gelobt, den Apollon und die Artemis, dort aufgestellt, dir und Rom zu einem Weihgeschenk."

„Junger lieber Verschwender,“ sprach Cethegus, „was hast du da gethan!“

„Das Gute und Schöne,“ antwortete Kallistratos einfach.

„Aber bedenke — das Grabmal ist jetzt eine Schanze — Wenn die Gothen stürmen —“

„Die Letoiden stehen auf der zweiten, der innern Mauer.

Und soll ich fürchten, daß je Barbaren wieder den Lieblingsplatz des Cethegus erreichen?

Wo sind die schönen Götter sicherer als in deiner Burg?

Deine Schanze ist mir ihr bester, weil ihr sicherster Tempel.

Mein Weihgeschenk sei zugleich ein glücklich Omen.“

„Das soll es sein,“ rief Cethegus lebhaft „und ich glaube selber: dein Geschenk ist gut geborgen.

Aber gestatte mir dagegen“ —

„Du hast mir schon dafür erlaubt, für dich zu kämpfen. Chaire!“ lachte der Grieche und war hinaus

„Der Knabe hat mich sehr lieb,“ sagte Cethegus, ihm nachsehend.

„Und mir geht's wie andern Menschenthoren: — mir thut das wohl.“

Und nicht bloß, weil ich ihn dadurch beherrsche.“

Da hallten feste Schritte auf dem Marmor des Vestibulums und ein Tribun der Milites ward gemeldet.

Es war ein junger Krieger mit edeln, aber über seine Jahre hinaus ernsten Zügen.

In echt römischem Schnitt setzten die Wangenknochen fast im rechten Winkel an die grade strenge Stirn: in dem tief eingelassenen Auge lag römische Kraft und — in dieser Stunde — entschlossener Ernst und rücksichtsloser Wille.

„Siehe da, Severinus, des Boëthius Sohn, willkommen mein junger Held und Philosoph.“

Viele Monate habe ich dich nicht gesehn — woher kommst du?“

„Vom Grabe meiner Mutter,“ sagte Severinus mit festem Blick auf den Frager.

Cethegus sprang auf.

„Wie? Rusticana? meine Jugendfreundin! meines Boëthius Weib!“

„Sie ist todt,“ sagte der Sohn kurz.

Der Präfect wollte seine Hand fassen.

Severinus entzog sie.

„Mein Sohn, mein armer Severinus! Und starb sie — ohne ein Wort für mich?“

„Ich bringe dir ihr letztes Wort — es galt dir!“

„Wie starb sie? an welchem Leiden?“

„An Schmerz und Reue.“

„Schmerz —“ seufzte Cethegus, „das begreif ich. Aber was sollte sie bereuen!“

Und mir galt ihr letztes Wort! — sag' an, wie lautet es?“

Da trat Severinus hart an den Praefecten, daß er sein Knie berührte und blickte ihm bohrend in's Auge.

„Fluch, Fluch über Cethegus, der meine Seele vergiftet und mein Kind.“

Ruhig sah ihn Cethegus an.

„Starb sie im Irrsinn?“ fragte er kalt.

„Nein, Mörder: sie lebte im Irrsinn, so lang sie dir vertraute.“

In ihrer Todesstunde hat sie Cassiodor und mir gestanden, daß ihre Hand dem jungen Tyrannen das Gift gereicht, das du gebracht.

Sie erzählte uns den Hergang.

Der alte Corbulo und seine Tochter Daphnidion stützten sie.

„Spät erst erfuhr ich,“ schloß sie, „daß mein Kind aus dem tödtlichen Becher getrunken. Und niemand war da, Camilla in den Arm zu fallen, als sie trinken wollte.“

Denn ich war noch im Bot auf dem Meere und Cethegus noch in dem Platanengang.“

Da rief der alte Corbulo erbleichend: „Wie? der Praefect wußte, daß der Becher Gift enthielt?“

„Gewiß,“ antwortete meine Mutter.

„Als ich ihn im Garten traf, sagt' ich es ihm: „es ist geschehen.“

Corbulo verstummte vor Entsetzen: aber Daphnidion schrie in wildem Schmerz.

„Weh! meine arme Domina! so hat er sie ermordet!

Denn er stand dabei, dicht neben mir, und sah zu, wie sie trank.“ —

„Er sah zu, wie sie trank?“ fragte meine Mutter mit einem Tone, der ewig durch mein Leben gellen wird.

„Er sah zu, wie sie trank!“ widerholten der Freigelassne und sein Kind.

„O so sei den untern Dämonen sein verfluchtes Haupt geweiht!

Rache, Gott, in der Hölle, Rache, meine Söhne, auf Erden für Camilla!

Fluch über Cethegus!“

Und sie fiel zurück und war todt.“

Der Präfect blieb unerschüttert stehen.

Nur griff er leise an den Dolch unter den Brustfalten der Tunica.

„Du aber“ — fragte er nach einer Pause — „was thatest du?“

„Ich aber kniete nieder an der Leiche und küßte ihre kalte Hand und schwor ihr's zu, ihr Sterbewort zu vollenden.

Wehe dir, Präfect von Rom: Giftmischer, Mörder meiner Schwester — du sollst nicht leben.“

„Sohn des Boëthius, willst du zum Mörder werden

um die Wahmworte eines läppischen Sklaven und seiner Dirne?

Würdig des Helden und des Philosophen!"

„Nichts von Mord.

Wäre ich ein Germane, nach dem Brauche dieser Barbaren — er dünkt mir heute sehr vortrefflich — rief' ich dich zum Zweikampf, du verhaßter Feind.

Ich aber bin ein Römer und suche meine Rache auf dem Wege des Rechts.

Hüte dich, Präfect, noch giebt es Richter in Italien.

Lange Monate hielt mich der Krieg, der Feind von diesen Mauern ab. —

Erst heute habe ich Rom, von der See her, erreicht: und morgen erhebe' ich die Klage bei den Senatoren, die deine Richter sind — dort finden wir uns wieder."

Cethegus vertrat ihm plötzlich den Weg an die Thüre.

Aber Severinus rief:

„Gemach, man sieht sich vor mit Mördern.

Drei Freunde haben mich an dein Haus begleitet. —

Sie werden mich mit den Victoren suchen, komm' ich nicht wieder, noch in dieser Stunde."

„Ich wollte dich nur," sagte Cethegus wieder ganz ruhig, „vor dem Wege der Schande warnen.

Willst du den ältesten Freund deines Hauses um der Fieberreden einer Sterbenden willen mit unbeweisbarer Mordklage verfolgen, — thu's: ich kann's nicht hindern.

Aber noch einen Auftrag zuvor — du bist mein

Ankläger geworden: aber du bleibst Soldat: und mein Tribun.

Du wirst gehorchen, wenn dein Feldherr befiehlt."

„Ich werde gehorchen.“

„Morgen steht ein Ausfall Belisars bevor: und ein Sturm der Barbaren.

Ich muß die Stadt beschirmen.

Doch ahnt mir Gefahr für den löwenkühnen Mann:
— ich muß ihn treu gehütet wissen.

Du wirst morgen, ich befehl' es, den Feldherrn begleiten und sein Leben decken."

„Mit meinem eignen.“

„Gut, Tribun, ich verlasse mich auf dein Wort.“

„Bau' du auf meines: auf Wiedersehn: nach der Schlacht: vor dem Senat.

Nach beiden Kämpfen lüftet mich gleich sehr.

Auf Wiedersehn: — — vor dem Senat.“

„Auf Nimmerwiedersehn,“ sprach Cethegus, als sein Schritt verhallte.

„Sypbar,“ rief er laut, „bringe Wein und das Hauptmal.

Wir müssen uns stärken: — auf morgen.“

Elftes Capitel.

Früh am andern Morgen wogte sowohl in Rom als in dem Lager der Gothen geschäftige Bewegung.

Matafwinthä und Syphax hatten zwar Einiges entdeckt und gemeldet: — — aber nicht Alles.

Sie hatten von dem Gelübde der drei Männer gegen Belisar erfahren und den früheren Plan eines bloßen Scheinangriffs gegen das Sanct Pauls Thor, um von dem Gedanken an Belisar's Geschick abzulenken.

Aber nicht hatten sie erfahren, daß der König, in Aenderung jenes Planes eines bloßen Scheinangriffs, für diesen Tag der Abwesenheit des großen Feldherrn einen in tiefstes Geheimniß gehüllten Beschluß gefaßt hatte: es sollte ein letzter Versuch gemacht werden, ob nicht gothisches Heldenthum doch dem Genius Belisars und den Mauern des Präfecten überlegen sei.

Man hatte sich im Kriegsrath des Königs nicht über die Wichtigkeit des Unternehmens getäuscht: wenn es wie alle früheren, vereinzeltten Angriffe — acht und sechzig Schlachten, Ausfälle, Stürme und Gefechte hatte Prokop während der Belagerung bis dahin aufgezählt — schei-

terte, so war von dem ermüdeten, stark gelichteten Heer keine weitere Anstrengung mehr zu erwarten.

Deßhalb hatte man sich auf Teja's Rath eidlich verpflichtet, über den Plan gegen Jedermann ohne Ausnahme zu schweigen.

Daher hatte auch Mataswintha nichts vom König erfahren. und selbst ihres Mauren Spürnase konnte nur wittern, daß auf jenen Tag etwas Großes gerüstet werde — die gothischen Krieger wußten selbst nicht was.

Totila, Hildebad und Teja waren schon um Mitternacht mit ihren Reitern geräuschlos aufgebrochen und hatten sich südlich von der valerischen Straße bei dem Grabmal der Fulvior, an dem in einer Hügelkante Belisar vorbeikommen mußte, in Hinterhalt gelegt: sie hofften, mit ihrer Aufgabe bald genug fertig zu sein, um noch wesentlich an den Dingen bei Rom Theil nehmen zu können.

Während der König mit Hildebrand, Guntharis und Marja die Scharen innerhalb der Lager ordnete, zog um Sonnenaufgang Belisar, von einem Theil seiner Leibwächter umgeben, zum tiburtinischen Thor hinaus.

Prokop und Severinus ritten ihm zur Rechten und Linken: Aigan, der Massagete, trug sein Banner, das bei allen Gelegenheiten den Magister Militum zu begleiten hatte.

Constantinus, dem er an seiner Statt die Sorge für den „belisarischen Theil“ von Rom übertragen, besetzte alle Posten längs der Mauern doppelt, und ließ die Truppen hart an den Wällen unter den Waffen

bleiben. Er übersandte den gleichen Befehl dem Präfecten für die Byzantiner, die dieser führte.

Der Bote traf ihn auf den Wällen zwischen dem paulinischen und dem appischen Thor.

„Belisar meint also:“ höhnte Cethegus, während er gehorchte, „mein Rom ist nicht sicher, wenn er es nicht behütet: ich aber meine: Er ist nicht sicher, wenn ihn mein Rom nicht beschirmt.“

Komm, Lucius Vicinius,“ flüsterte er diesem zu, „wir müssen an den Fall denken, daß Belisar einmal nicht wiederkehrt von seinen Heldenfahrten: dann muß ein Anderer sein Heer mit fester Hand ergreifen.“

„Ich kenne die Hand.“

„Vielleicht giebt es alsdann einen kurzen Kampf mit seinen in Rom belassenen Leibwächtern: in den Thermen des Diocletian oder am tiburtinischen Thore. Sie müssen dort in ihrem Lager erdrückt sein, ehe sie sich recht besinnen. Nimm dreitausend meiner Isaurier und vertheile sie, ohne Aufsehen, rings um die Thermen her: auch besetze mir vor Allem das tiburtinische Thor.“

„Von wo aber soll ich sie fortziehen?“

„Von dem Grabmal Hadrians,“ sagte Cethegus nach einigem Besinnen.

„Und die Gothen, Feldherr?“

„Bah! das Grabmal ist fest, es schützt sich selbst.“

Erst müssen vom Süden her die Stürmenden über den Fluß: und dann diese eisglatten Wände von parischem Marmor hinan, meine und des Korinthers Freude.

Und zu dem,“ lächelte er, „sieh' nur hinauf: da

oben steht ein Heer von marmornen Göttern und Heroen: sie mögen selber ihren Tempel schirmen gegen die Barbaren.

„Siehst du, — ich sagte es ja — es geht nur hier gegen das Sanct Pauls Thor,“ schloß er, auf das Lager der Gothen deutend, aus welchem eben eine starke Abtheilung in dieser Richtung aufbrach.

Vicinus gehorchte und führte alsbald dreitausend Faurier, etwa die Hälfte der Deckung, ab: von dem Grabmal über den Fluß und den Bimalis hinab gegen die Thermen Diokletians.

Belisar's Armenier am tiburtinischen Thor löste er dann auch durch dreihundert Faurier und Legionare ab.

Cethegus aber wandte sich nach dem salarischen Thor, wo jetzt Constantinus als Vertreter Belisar's hielt.

„Ich muß ihn aus dem Wege haben, dachte er, wenn die Nachricht eintrifft.“

„Wenn du die Barbaren zurückgeworfen,“ sprach er ihn an, „wirfst du doch wohl einen Ausfall machen müssen? Welche Gelegenheit, Vorbern zu sammeln, während der Feldherr fern ist!“

„Ja wohl,“ rief Constantinus, „sie sollen's erfahren, daß wir sie auch ohne Belisarius schlagen können.“

„Ihr müßt aber ruhiger zielen,“ sagte Cethegus, einem persischen Schützen den Bogen abnehmend.

„Seht den Gothen dort, den Führer zu Pferd! Er soll fallen.“

Cethegus schoß; der Gothe fiel vom Roß, durch den Hals geschossen.

„Und meine Wallbogen, — ihr braucht sie schlecht!
 Seht ihr dort die Eiche? ein Tausendführer der
 Gothen steht davor, gepanzert.

Gebt Acht!“

Und er richtete den Wallbogen, zielte und schöß: durch-
 bohrt war der gepanzerte Gothe an den Baum genagelt.

Da sprengte ein saracenischer Reiter heran:

„Archon,“ redete er Constantinus an, „Bessas läßt
 dich bitten, Verstärkungen an das Vivarium, das präne-
 stinische Thor: die Gothen rücken an.“

Zweifelnd sah Constantinus auf Cethegus.

„Poffen!“ sagte dieser, „der einzige Angriff droht an
 meinem Thore von Sanct Paul: und das ist gut ge-
 hütet: ich weiß es gewiß: laß Bessas sagen: er fürchte
 sich zu früh.“

Uebrigens, im Vivarium habe ich noch sechs Löwen,
 zehn Tiger und zwölf Bären für mein nächstes
 Circusfest!

Laßt sie einstweilen los auf die Barbaren!

Es ist auch ein Schauspiel für die Römer dann!“

Aber schon eilte ein Leibwächter den Mons Pincius
 herab: „Zu Hülfe, Herr, zu Hülfe! Constantinus, dein
 eignes, das flaminische Thor! Unzählige Barbaren! Urfi-
 cinus bittet um Hülfe!“

„Auch dort?“ fragte sich Cethegus ungläubig.

„Hülfe an die gebrochne Mauer! zwischen dem flami-
 nischen und dem pincianischen Thor!“ rief ein zweiter Bote
 des Ursicinus.

„Diese Strecke braucht ihr nicht zu decken! Ihr wißt, sie steht unter Sanct Peters besonderem Schutz: das reicht!“ sprach beruhigend Constantinus.

Cethegus lächelte: „Ja, heute gewiß: denn sie wird gar nicht angegriffen.“

Da jagte Marcus Licinius athemlos heran.

„Präfect, rasch auf's Capitol, von wo ich eben komme. Alle sieben Lager der Feinde speien Barbaren zugleich aus allen Lagerpforten: es droht ein allgemeiner Sturm gegen alle Thore Roms.“

„Schwerlich!“ lächelte Cethegus.

„Aber ich will hinauf. Du aber, Marcus Licinius, stehst mir ein für das tiburtiner Thor.“

Mein muß es sein, nicht Belisar's!

Fort mit dir! Führe deine zweihundert Legionare dorthin!“

Er stieg zu Pferd und ritt zunächst gegen das Capitol zu, um den Fuß des Viminal.

Hier traf er auf Lucius Licinius und seine Psaurier.

„Feldherr,“ sprach ihn dieser an, „es wird Ernst da draußen. Sehr Ernst! Was ist's mit den Psauriern? Bleibt es bei deinem Befehl?“

„Habe ich ihn zurückgenommen?“ sagte Cethegus streng.

„Lucius, du folgst mir und ihr andern Tribunen. Ihr Psaurier rückt unter eurem Häuptling Aegares zwischen die Thermen des Diokletian und das tiburtiner Thor.“

Er glaubte an keine Gefahr für Rom.

Meinte er doch zu wissen, was allein in diesem Augenblick die Gothen wirklich beschäftigte.

„Dieser Schein eines allgemeinen Angriffs soll,“ dachte er, „die Byzantiner nur abhalten, ihres bedrohten Feldherrn vor den Thoren zu gedenken.“

Bald hatte er einen Thurm des Capitols erreicht, von welchem er die ganze Ebne überschauen konnte.

Sie war erfüllt von gothischen Waffen.

Es war ein herrliches Schauspiel.

Aus allen Lagerthoren wogte die ganze Streitmacht des gothischen Heeres heran, die ganze Ausdehnung der Stadt umgürtend.

Der Angriff sollte offenbar gegen alle Thore zugleich unternommen werden und war nach Einem Gedanken entworfen.

Voran in dem ganzen, zu drei Vierteln geschlossnen Kreise schritten Bogenschützen und Schleuderer, in leichten Plänklerschwärmen, die Zinnen und Brustwehren von Vertheidigern zu säubern.

Darauf folgten Sturmböcke, Widder, Mauerbrecher aus römischen Arsenalen entnommen oder römischen Mustern, wiewohl oft ungeschlacht genug, nachgebildet, mit Pferden und Rindern bespannt, bedient von Truppen, die, ohne Angriffswaffen, nur mit breiten Schilden sich und die Bespannung gegen die Geschosse der Belagerten decken sollten.

Dicht hinter ihnen schritten die zum eigentlichen Angriff bestimmten Krieger: in tiefen Gliedern, mit voller

Bewaffnung, zum Handgemeng mit Beilen und starken Messern gerüstet, und lange, schwere Sturmleitern schleppend.

In großer Ordnung und Ruhe rückten diese drei Angriffslinien überall gleichmäßigen Schrittes vor: die Sonne glitzerte auf ihren Helmen: in gleichen Zwischenräumen erschollen die lang gezogenen Rufe der gothischen Hörner.

„Sie haben etwas von uns gelernt,“ rief Cethegus in kriegerischer Freude.

Der Mann, der diese Reihen geordnet hat, versteht den Krieg.“

„Wer ist es wohl?“ fragte Callistratos, der, in reicher Rüstung, neben Lucius Vicinius hielt.

„Ohne Zweifel, Witichis, der König,“ sagte Cethegus.

„Das hätte ich dem schlichten Mann mit den bescheidenen Zügen nie zugetraut.“

„Diese Barbaren haben manches Unergründliche.“

Und vom Capitol herab ritt er nun, über den Fluß, nach der Umwallung am pankratischen Thor, wo der nächste Angriff zu drohen schien, und bestieg mit seinem Gefolge den dortigen Eck-Thurm.

„Wer ist der Alte dort, mit dem wehenden Bart, der mit dem Steinbeil den Seinen voranschreitet?“

Er sieht aus, als hätte ihn der Blitz des Zeus vergessen in der Gigantenschlacht.“

„Es ist der alte Waffenmeister Theoderichs; er rückt gegen das pankratische Thor,“ antwortete der Präfect.

„Und wer ist der Reichgerüstete dort, auf dem Braunen, mit dem Wolfsrachen auf dem Helm? Er zieht gegen die Portuensis.“

„Das ist Herzog Guntharis, der Wölsung.“ sprach Lucius Vicinius.

„Und sieh, auch drüben auf der Ostseite der Stadt, über'm Fluß, so weit man schauen kann, gegen alle Thore, rücken Sturmreihen der Barbaren,“ sagte Piso.

„Aber wo ist der König selbst?“ frug Kallistratos.

„Siehe, dort in der Mitte ragt die gothische Hauptfahne: dort hält er, oberhalb des pankratischen Thors,“ antwortete der Präfect.

„Er allein steht regungslos mit seiner starken Schar, weit, um dreihundert Schritt zurück, hinter der Linie,“ sprach Salvius Julianus, der junge Jurist.

„Sollte er nicht mit kämpfen?“ frug Massurius.

„Wäre gegen seine Weise.“

Aber laß uns vom Thurm auf den Wall hinab: das Gefecht beginnt,“ schloß Cethegus.

„Sildebrand hat den Graben erreicht.“

„Dort stehen meine Byzantiner, unter Gregor.“

Die Gothen-Schützen zielen gut. Die Zinnen am pankratischen Thor werden leer.

Auf, Massurius, schicke meine abasgischen Jäger und von den römischen Legionaren die besten Pfeilschützen dorthin: sie sollen auf die Rinder und Kasse der Sturmböcke zielen.“

Bald war der Kampf auf allen Seiten entbrannt:

und mit Verdruß bemerkte Cethegus, daß die Gothen überall Fortschritte machten.

Die Byzantiner schienen ihren Feldherrn zu vermissen: sie schossen unsicher und wichen von den Wällen, indeß die Gothen heute mit besonderer Todesverachtung vordrangen.

Schon hatten sie an mehreren Stellen den Graben überschritten und Herzog Guntharis hatte sogar schon Leitern angelegt an den Wällen bei dem portuensischen Thore, während der alte Waffenmeister einen starken Widderkopf herangeschleppt und denselben durch ein Schirmdach gegen die Feuersgeschosse von oben gesichert hatte.

Schon donnerten die ersten Stöße laut durch das Getümmel des Kampfes gegen die Balken des pankratischen Thors.

Dieser wohlbekannte Ton erschütterte den Präfecten, der eben hier anlangte: „Offenbar, sagte er zu sich selbst, machen sie jetzt bitteren Ernst, nachdem der Scheinversuch so gut gelungen.“

Und wieder ein dröhnender Stoß.

Gregor, der Byzantiner, sah ihn fragend an.

„Das darf nicht lange währen!“ rief Cethegus zürnend, entriß dem nächsten Schützen Bogen und Köcher und eilte auf den Mauerkranz an dem Thore:

„Hieher, ihr Schützen und Schleuderer!

Mir nach!“ rief er, „schafft schwere Steine bei. Wo ist der nächste Ballist?

Wo die Scorpionen? das Schirmdach muß entzwei.“

Unter dem Schirmdach aber standen gothische Schützen, die eifrig durch die Schießscharten nach den Zacken der Mauerzinnen lugten.

„Es ist umsonst, Haduswinth,“ schalt der junge Gunthamund, „zum drittenmal leg’ ich vergeblich an! es wagt ja Keiner nur die Nase über die Brustwehr.“

„Geduld,“ sagte der Alte, „halte den Bogen nur gespannt!

Es kommt schon Einer, den der Fürwitz plagt.

Auch mir leg’ einen Bogen bereit. Nur Geduld.“

„Die hat man leichter mit deinen siebzig als mit meinen zwanzig Jahren.“

Inzwischen hatte Cethegus die Wallzinne hier erreicht: er warf einen Blick in die Ebne: da sah er den König, in der weiten Ferne, unbeweglich, im Centrum stehen der gothischen Scharen, auf dem rechten Tiber-Ufer.

Das störte und beunruhigte ihn.

„Was hat er vor?

Sollte er gelernt haben, daß der Feldherr nicht fechten soll?

Komm, Gajus,“ rief er dem jungen Schützen zu, der ihm kühn gefolgt war, „deine jungen Augen sehen scharf, blick’ mit mir über die Zinne hier — was treibt der König dort?“

Und er beugte sich über die Brustwehr, Gajus folgte, eifrig spähend, seinem Beispiel.

„Jetzt, Gunthamund!“ rief Haduswinth unten.

Zwei Sehnen klangen und die beiden Späher fuhren zurück.

Gajus stürzte, in die Stirn geschossen, nieder: und unter des Präfecten Helmdach zersplitterte klirrend ein Pfeil.

Cethegus strich mit der Hand über die Stirn.

„Du lebst, mein Feldherr?“ rief Piso, heranspringend.

„Ja, Freund. Es war gut gezielt. Aber die Götter brauchen mich noch: nur die Haut ist geritzt,“ sprach Cethegus und schob den Helm zurecht.

zwölftes Capitel.

Da flog Sypbar die Mauertreppe hinauf.

Streng hatte ihn sein Herr verboten, sich am Kampf zu betheiligen: „die Barbaren sollen dich mir nicht tödten und auch dich nicht erkennen — du bist unersetzlich als Sklave Mataswinthens und Rundschafter des Königs Witichis,“ hatte Cethegus gesagt.

„Wehe, wehe,“ schrie er so überlaut, daß es seinem Herrn auffiel, der des Mauren kluge Ruhe kannte, „welch' ein Unglück!“

„Was ist geschehen?“

„Constantinus ist schwer verwundet. Er wollte einen Ausfall führen aus dem salarischen Thor und stieß sogleich auf die gothischen Sturmreihen.

Ein Schleuderstein traf sein Gesicht.

Mit Mühe rettete man ihn auf den Wall. Dort fing ich den Sinkenden auf — er ernannte den Präfecten zu seinem Vertreter.

Hier ist sein Feldherrnstab.“

„Das ist nicht möglich!“ schrie Bessas, der auf Sypbar' Ferse folgte.

Er hatte in Person vom Präfecten neue Verstärkungen verlangen wollen und kam eben recht, die Nachricht zu hören.

„Oder er war schon sinnlos als er's that.“

„Hätte er dich bestellt, jedesfalls,“ sprach Cethegus, ruhig das Scepter ergreifend und dem schlauen Sklaven mit einem raschen Wink des Auges dankend.

Mit einem wüthenden Blicke sprang Vessas von der Brüstung und eilte davon.

„Folg' ihm, Syphax, und beacht' ihn wohl,“ flüsterte der Präfect.

Da eilte ein isaurischer Söldner herbei: „Verstärkung, Präfect, ans portuensische Thor. Herzog Guntharis hat zahllose Leitern angelegt.“

Da sprengte Gabao, der Führer der maurischen berittenen Schützen heran: „Constantinus ist todt.“

Vertritt du Constantinus.“

„Belisar vertret' ich, sprach Cethegus stolz: fünfhundert Armenier ziehet ab vom appischen und schickt sie an's portuensische Thor.“

„Hülfe, Hülfe an's appische Thor! alle Vertheidiger auf den Zinnen sind erschossen!“ meldete ein persischer Reiter, „die Vorschanze ist halb verloren: vielleicht ist sie noch zu halten: aber schwer!“

Aber unmöglich wär's, sie wieder zu nehmen!“

Cethegus winkte seinem jungen Jurisconsulten, Salvius Julianus, jetzt seinem Kriegstribun:

„Auf, mein Jurist: »beati possidentes«!

„Nimm hundert Legionare und halte die Schanze um jeden Preis, bis weitere Hülfe kommt.“ —

Und er sah von der Mauerkrone wieder hinab.

Unter seinen Füßen tobte das Gefecht, donnerte der Mauerbrecher Hildebrands.

Aber ihn kümmerte mehr die räthselhafte Ruhe, in welcher der König im Hintergrund unbeweglich stand.

„Was hat er nur vor?“

Da dröhnte von unten ein furchtbar krachender Stoß und lauter Siegesjubel der Barbaren: Cethegus brauchte nicht zu fragen: in drei Sprüngen war er unten. —

„Das Thor ist eingestoßen!“ riefen ihm entsetzt die Seinigen entgegen.

„Ich weiß es: jetzt sind wir selbst der Kiegel Roms.“ Und den Schild fester andrückend, trat er hart an den rechten Thorflügel, in welchem in der That ein breiter Riß klappte; und schon stieß der Widder an die splittrenden Platten neben der Oeffnung.

„Noch ein solcher Stoß und das Thor liegt ganz,“ sagte Gregor, der Byzantiner.

„Richtig, deshalb darf es nicht mehr dazu kommen. Her zu mir, Gregor und Lucius: stellt euch, Milites! die Speere gefällt! Fackeln und Brände! zum Ausfall! Winke ich, so öffnet das Thor und werft Widder und Schirmdach und Alles in den Graben.“

„Du bist sehr kühn, mein Feldherr!“ rief Lucius Vicinius, entzückt neben ihn springend.

„Ja, jetzt hat die Kühnheit Vernunft, mein Freund!“

Schon war die Colonne gestellt, schon wollte der Präfect das Schwert zum Zeichen des Angriffs erheben, — da erscholl vom Rücken her ein Lärm, größer selbst

als der der stürmenden Gothen: Wehegeschrei und Pferdegetrappel: — und Bessas drängte sich heran: er faßte den Arm des Präfecten: — seine Stimme versagte.

„Was hemmst du mich in diesem Augenblick?“ rief dieser und stieß ihn zurück. —

„Belisars Truppen,“ stammelte entsetzt der Thraker, „stehen schwer geschlagen vor dem tiburtinischen Thor — sie flehen um Einlaß — wüthende Gothen hinter ihnen — Belisar ist in einen Hinterhalt gefallen — er ist todt.“

„Belisar ist gefangen!“ schrie ein Thürmer vom tiburtinischen Thor, athemlos heran eilend.

„Die Gothen! die Gothen sind da! sie stehn vor dem nomentanischen und vor dem tiburtinischen Thor!“ scholl's aus der Tiefe der Straße.

„Belisars Fahne ist genommen! Prokop vertheidigt seine Leiche!“

„Laß das tiburtinische Thor öffnen, Präfect!“ drängte Bessas, „deine Isaurier stehen plötzlich dort. Wer hat sie dorthin geschickt?“

„Ich!“ sagte Cethegus, überlegend.

„Sie woll'n nicht öffnen ohne deinen Befehl! rette doch seine — Belisars! Leiche!“

Cethegus zauderte — er hielt das Schwert halb erhoben — er schwankte.

„Die Leiche, dachte er, rett' ich gern.“

Da flog Syphtar heran.

„Nein! er lebt noch!“ rief er seinem Herrn in's Ohr, „ich hab ihn gesehen von der Zinne: er regt sich

noch: aber er ist gleich gefangen: die gothischen Reiter brausen heran: — Totila, Teja, gleich sind sie bei ihm!"

„Gieb Befehl, laß das tiburtiner Thor öffnen!" mahnte Bessas.

Aber des Präfecten Auge blitzte: sein Antlitz überflog jener Ausdruck stolzer, kühner Entschlossenheit, der es mit dämonischer Schönheit verklären konnte.

Er schlug mit dem Schwert an den zertrümmerten Thorflügel vor sich:

„Auf, zum Ausfall.

Erst Rom: dann Belisar!

Rom und Triumph!"

Das Thor flog auf.

Die stürmenden Gothen, schon des Sieges sicher, hätten Alles eher erwartet als dies Wagniß der, wie sie wähten, ganz verzagten Byzantiner.

Sie waren ohne Fechtordnung um das Thor herum zerstreut, wurden völlig überrascht und durch den Anlauf der fest geschlossnen Colonne rasch in den hinter ihnen klaffenden Graben geworfen.

Der alte Hildebrand wollte seinen Widder nicht lassen.

Sich hoch aufrichtend zerschmetterte er Gregor, dem Byzantiner, mit seinem Steinhammer den hochgeschweiften Helm und das Haupt.

Aber gleichzeitig fast stieß ihn selber Lucius Vicinius mit dem Schildstachel in den Graben.

Cethegus zerhieb mit dem Schwert die Seile der Maschine, die krachend auf den Alten stürzte.

„Setzt Feuer in die Holzmaschinen, die noch stehen,“
befahl Cethegus.

Rasch loderten deren Balken auf in Flammen.

Sogleich kehrten die siegreichen Römer zurück in die
Wälle.

Da rief Syphax dem Präfecten entgegen:

„Gewalt, Herr, Aufruhr und Empörung!

Die Byzantiner gehorchen dir nicht mehr!

Vessas rief sie auf, das tiburtinische Thor mit Gewalt
zu öffnen.

Seine Leibwächter drohen, Marcus Licinius anzugreifen
und deine Legionare und Isaurier zu schlachten durch die
Hunnen.“

„Das büßen sie!“ rief Cethegus grimmig.

„Wehe Vessas! Ich will's ihm gedenken!

Auf, Lucius Licinius, nimm den halben Rest der
Isaurier!

Nein, nimm sie Alle! Alle! du weißt wo sie stehn:
fasse die Leibwächter des Thrakers von Porta Clausa her
im Rücken.

Und stehn sie nicht ab, — so hau' sie nieder,
ohne Schonung.

Hilf deinem Bruder!

Ich folge gleich!“

Lucius Licinius zauderte.

„Und das tiburtinische Thor?“

„Bleibt geschlossen.“

„Und Belisar?“

„Bleibt draußen.“

„Teja und Totila sind schon heran.“

„Desto weniger kann man öffnen.“

Erst Kom: dann Alles Andre.

Gehorche, Tribun!“

Cethegus blieb noch, die Ausflüchtung des pankratischen Thores anzuordnen.

Das währte sehr geraume Zeit.

„Wie ging es, Syphax?“ fragte er. „Lebt er wirklich?“ —

„Er lebt noch.“ —

„Tölpel, diese Gothen!“

Da kam ein Bote von Lucius.

„Dein Tribun läßt melden: Vessas giebt nicht nach: — schon ist das Blut deiner Legionare am tiburtiner Thor geflossen.“

Und Aegares und deine Saurier zögern, einzuhauen.
Sie zweifeln an deinem Ernst.“

„Ich will ihnen meinen Ernst zeigen!“ rief Cethegus, warf sich auf's Pferd, verließ diesen Theil der Stadt, und jagte wie der Sturmwind davon.

Weit war sein Weg: über die Tiberbrücke des Janiculum, am Capitol vorbei, über das Forum Romanum, durch die sacra Via und den Bogen des Titus, die Thermen des Titus rechts lassend, über den Esquilin hinaus, endlich durch das esquilinische Thor an das tiburtinische Außenthor — ein Weg vom äußersten Westen an den äußersten Osten der weitgestreckten Stadt.

Hier, hinter dem Thore, standen die Leibwächter von Veffas und Belifar mit gedoppelter Front.

Die eine Schar schickte sich an, die Legionare und Isaurier des Präfecten unter Marcus Vicinius an der Thormache zu überwältigen und das Thor mit Gewalt zu öffnen, während die zweite Fronte mit gefüllten Speeren der Masse der andern Isauriern gegenüber stand, welche Lucius vergeblich zum Angriff befehligte.

„Söldner,“ rief Cethegus, das schnaubende Roß dicht vor deren Linie parirend, „wem habt ihr geschworen: mir oder Belifar?“

„Dir, Herr,“ sprach Aegares, ein Anführer, vortretend, „aber ich dachte“ —

Da bligte das Schwert des Präfecten und tödtlich getroffen stürzte der Mann.

„Zu gehorchen habt ihr, eidbrüchige Schurken, nicht zu denken!“

Entsetzt standen die Söldner.

Aber Cethegus commandirte ruhig:

„Die Speere gefällt! zum Angriff! mir nach!“

Und die Isaurier gehorchten ihm und nun, — ein Augenblick noch, und es begann in Rom selbst der Kampf.

Aber da erscholl von Westen, von der Richtung des aurelischen Thores, her ein furchtbares, Alles übertäubendes Geschrei:

„Wehe, Wehe, Alles verloren!“

Die Gothen über uns!

Die Stadt ist genommen!"

Cethegus erbleichte und blickte zurück.

Da sprengte Kallistratos heran, Blut floß ihm über Gesicht und Hals.

„Cethegus,“ rief er, „es ist aus!

Die Barbaren sind in Rom!

Die Mauer ist erstiegen.“

„Wo?“ fragte der Präfect tonlos.

„Am Grabmal Hadrians!“

„O mein Feldherr!“ rief Lucius Vicinius, „ich habe dich gewarnt.“

„Das war Witichis!“ sagte Cethegus, die Augen zusammendrückend.

„Woher weißt du das!“ staunte Kallistratos.

„Genug, ich weiß es.“

Es war ein furchtbarer Augenblick für den Präfecten.

Er mußte sich sagen, daß er, rücksichtslos seinen Plan zum Verderben Belisars verfolgend, eine Spanne Zeit Rom übersehen hatte.

Er biß die Zähne in die Unterlippe.

„Cethegus hat das Grabmal Hadrians entblößt!

Cethegus hat Rom in's Verderben gestürzt!“ rief Vessas an der Spitze der Leibwächter.

„Und Cethegus wird es retten!“ rief dieser, sich hoch im Sattel aufrichtend.

„Mir nach, alle Isaurier und Legionare.“

„Und Belisar?“ flüsterte Sypbar.

„Laßt ihn herein.“

Erst Kom: dann Alles Andre!

Folgt mir!"

Und im Sturmflug sprengte er zurück, des Weges,
den er gekommen.

Nur wenige Berittne konnten ihm folgen: im Lauf
eilte sein Fußvolk, Psaurier und Legionare, nach.

Dreizehntes Capitel.

Draußen vor dem tiburtinischen Thore ward es zu gleicher Zeit stiller.

Ein Bote hatte die gothischen Reiter von dem überflüssigen Gesechte abgerufen.

Sie sollten hier inne halten und alle verfügbare Mannschaft um die Stadt und über den Fluß eilig an das aurelische Thor senden, durch welches man so eben in die Stadt gedrungen sei: dort brauche man alle Kräfte.

Die Reiter jagten, rechtsum schwenkend, nach jenem Thor, wo sich jetzt Alles zusammendrängte: aber ihr eignes Fußvolk, stürmend an den zwischen liegenden fünf Thoren: der Porta clausa, nomentana, salaria, pinciana und flaminia, versperrte ihnen den Weg so lange, daß sie zu der Entscheidung zu spät kamen, die am Grabmal des Hadrian gefallen war.

Wir erinnern uns der Lage dieses Lieblingsplatzes des Präfecten: dem vaticanischen Hügel gegenüber, einen Steinwurf etwa vor dem aurelischen Thor gelegen, mit diesem durch Seitenmauern verbunden und überall, außer

im Süden, wo der Fluß decken sollte, durch neue Wälle geschützt, ragte die »moles Hadriani«, ein gewaltiger runder Thurm von festestem Bau.

Eine Art Hofraum umgab das eigentliche Gebäude: vor der ersten, äußern Deckungsmauer im Süden floß der Tiber.

Auf den Zinnen dieser Außenmauer, in dem Hofraum und auf den Zinnen der Innenmauer lagerten sonst die Isaurier, welche der Präfect zu übler Stunde hinweggezogen hatte, seinen Plan gegen Belisar durchzusetzen.

Auf den Zinnen der Innenmauer aber standen die zahlreichen Statuen von Marmor und Erz, deren drittes Hundert das Geschenk des Kallistratos vervollständigt hatte.

Der König der Gothen hatte sich für heute in der Mitte des großen Halbkreises, welchen die Barbaren auch um die Westseite, auf dem rechten Tiberufer, um die Stadt gezogen, auf dem Felde Nero's zwischen dem pankratischen (alten aurelianischen) und dem (neuen) aurelianischen Thor, wo sonst nur Graf Markja von Mediolanum lagerte, eine weit zurückgenommene, abwartende Stellung gewählt.

Er baute seinen Plan darauf, daß der allgemeine Sturm gegen alle Thore nothwendig die Kräfte der Belagerten werde zersplittern müssen: und sowie an irgend einem Punct durch Hinwegziehung der Vertheidiger eine Blöße entstehen würde, gedachte er, sie sofort zu benützen.

In dieser Absicht hielt er unbeweglich im zweiten Treffen weit hinter den Sturmcolonnen.

Er hatte allen Anführern Auftrag gegeben, ihn schleunig herbeizurufen, wo sich eine Lücke der Vertheidigung zeige.

Lange, lange hatte er so gewartet.

Manches Wort der Ungeduld hatte er von seinen Scharen zu tragen gehabt, welche müßig stehen sollten, während die Genossen überall im frischen Vordringen waren: lange, „lange harrten sie auf einen Boten, der sie abriefe zur Theilnahme am Kampf.

Da bemerkte endlich des Königs scharfes Auge selbst zuerst, wie von den Zinnen der Außenmauer am Grabmal Hadrians die wohlbekanntesten Feldzeichen und die dichten Speere der Isaurier verschwanden.

Aufmerksam blickte er hin: sie wurden nicht abgelöst, die Lücken nicht ersetzt.

Da sprang er aus dem Sattel, gab seinem Rosse einen Schlag mit der flachen Hand auf den stolzen Bug, sprach: „Nach Hause, Boreas!“ und das kluge Thier lief gerade aus in das Lager zurück.

„Jetzt, vorwärts meine Gothen! vorwärts, Graf Markja!“ rief der König, „dort über den Fluß — die Mauerbrecher laßt hier zurück: nur die Schilde und die Sturmleitern nehmt mit. Und die Beile. Voran!“

Und im Lauf erreichte er den steilen Uferhang an der südlichen Biegung des Flusses und eilte den Hügel hinab.

„Keine Brücke, König, und keine Furt?“ fragte ein Gothe hinter ihm.

„Nein, Freund Iffamer, schwimmen!“ und der König sprang in die gelbe schmutzige Fluth, daß sie zischend hoch über seinem Helmbusch zusammenschlug.

In wenigen Minuten hatte er das andere Ufer erreicht, die vordersten seiner Leute mit ihm.

Bald standen sie hart vor der hohen Außenmauer des Grabmals und die Männer blickten fragend, besorgt hinauf.

„Leitern her!“ rief Witichis, „seht ihr nicht? Die Vertheidiger fehlen ja! Fürchtet ihr euch vor hohen Steinen?“

Rasch waren die Leitern angelegt, rasch die Außenwälle erstiegen, die wenigen Wachen hinabgestürzt, die Leitern nachgezogen und an der Innenseite der Außenmauer in den Hof hinabgelassen.

Der König war der Erste in dem Hofraum.

Hier freilich wurde das Vordringen der Gothen eine Weile gehemmt.

Denn auf den Zinnen der Innenmauer standen, vom pankratischen Thore hieher geeilt, Quintus Piso und Kallistratos mit hundert Legionaren und nur ein Par Isauriern: und diese schleuderten einen dichten Hagel von Speeren und Pfeilen auf die nur vereinzelt in den Hofraum hinabsteigenden Gothen: auch ihre Ballisten und Katapulten wirkten verheerend.

„Schickt um Hülfe, um Hülfe zu Cethegus!“ rief oben auf der Mauer Piso.

Und Kallistratos flog davon.

Rechts und links fielen die Gothen unten im Hof neben Witichis.

„Was thun?“ fragte Markja an seiner Seite.

„Warten, bis sie sich verschossen haben,“ sagte dieser ruhig.

„Es kann nicht lange mehr währen.

Sie werfen und schießen viel zu hastig in ihrem Schrecken.

Seht ihr: schon fliegen mehr Steine denn Pfeile.

Und die Speere bleiben aus.“

„Aber die Ballisten, die Katapulten —“

„Werden uns bald nicht mehr schaden. Ordnet euch zum Sturm. Seht, der Hagel wird sehr spärlich.

So, nun die Leitern bereit und die Beile. — Jetzt, rasch mir nach.“

Und in schnellem Anlauf rannten die Gothen über den Hof.

Nur wenige waren dabei gefallen.

Und schon standen sie hart an der zweiten, der inneren Mauer: und hundert Leitern waren angelegt.

Jetzt aber waren alle Ballisten und Katapulten Piso's nutzlos geworden: denn, zum Schuß in die Weite gespannt, konnten sie nicht ohne große Mühe und lange Zeit zu senkrechtem Schuß gerichtet werden.

Piso bemerkte es wohl und erbleichte.

„Wurfspeere her! Speere! Speere! oder Alles ist hin!“

„Alle verschossen,“ leuchtete trostlos neben ihm der dicke Valbus.

„Dann ist's vorbei!“ seufzte Piso, den rechten Arm todtmüde senkend.

„Komm, Massurius, laß uns fliehn,“ mahnte Balbus.

„Nein, laßt uns hier sterben,“ rief Piso.

Und schon tauchte der erste gothische Helm über den Rand der Mauer.

Da scholl es die Mauertreppen von der Stadtseite herauf:

„Cethegus! Cethegus der Präfect!“

Und er war's; rasch sprang er auf die Rinne vor und hieb dem Gothen, der eben die Hand auf die Brustwehr stützte, sich herauf zu schwingen, die Hand sanft dem Arme ab. — Der Mann schrie und stürzte.

„O Cethegus,“ sagte Piso, „du kommst zu rechter Zeit!“

„Ich hoffe es,“ sprach dieser und stieß die Leiter um, die vor ihm angelegt stand.

Witichis war darauf gestanden — behend sprang er hinab.

„Aber jetzt Geschosse her, Speere, Lanzen. Sonst hilft Alles nichts,“ rief Cethegus.

„Kein Geschöß mehr weit und breit,“ antwortete Balbus.

„Du kommst, hofften wir, mit deinen Isauriern?“

„Die sind noch weit, weit hinter mir!“ rief Callistratos, der eben als der erste nach Cethegus wieder erschien.

Und auf's neue wuchs die Zahl der Leitern und der aufsteigenden Helme.

Und es wuchs die dringendste Gefahr.

Wild blickte Cethegus um sich.

„Geschosse,“ rief er mit dem Fuße stampfend, „es müssen Geschosse herbei!

Da fiel sein Auge auf die riesige Marmorstatue Zeus, des Erretters, die zu seiner Linken auf der Zinne stand.

Ein Gedanke durchzuckte ihn mit Blitzesschnelle, er sprang hinzu und schlug mit einem Handbeil den rechten Arm der Statue mit sammt dem Donnerkeil in ihrer Faust herab.

„Zeus,“ rief er, „leih mir deinen Blitz! — Was hältst du ihn so müßig?

Auf! zerschlagt die Statuen: und schleudert sie den Feinden auf die Köpfe.“

Und rascher, als er dies gesagt, ward sein Beispiel befolgt.

Mit Aexten und Beilen fielen die geängstigten Vertheidiger über die Götter und Heroen her und im Augenblick waren all' die herrlichen Gestalten zertrümmert.

Es war ein grausenhafter Anblick: da barst ein erhabner Hadrian, eine Reiterstatue, Roß und Reiter mitten aus einander: da stürzte eine lächelnde Aphrodite in die Knie: da flog der schöne Marmorkopf eines Antinous vom Rumpfe und sauste, von zwei Händen geschleudert, auf einen gothischen Büffelschild.

Und weithin spritzten, die Zinnen bedeckend, Splitter und Trümmer von Marmor und Erz, von Bronze und Gold.

Krachend und dröhnend schlugen die gewaltigen Lasten

von Stein und Metall von den Zinnen herab und zerschmetterten die Helme und Schilde, die Panzer und die Glieder der stürmenden Gothen und die Leitern selber, die sie trugen.

Mit Grauen blickte Cethegus auf das furchtbare Werk der Zerstörung, das sein Wort angerichtet.

Aber es hatte gerettet.

Zwölf, fünfzehn, zwanzig Leitern standen leer von den hart aufeinander folgenden Männern, die sie kurz zuvor ameisendicht besetzt hatten: ebensoviele lagen zerbrochen am Fuß der Mauer: überrascht von diesem unerwarteten Erz- und Marmor-Hagel, wichen die Gothen einen Augenblick.

Aber gleich wieder rief sie das Horn Markja's zum Sturm: und wieder fausten die centnerschweren Lasten hernieder.

„Unseliger, was hast du gethan?“ jammerte Kallistratos und starrte auf die Trümmer.

„Das Nothwendige!“ antwortete Cethegus und schleuderte den Nest von Zeus dem Erretter über den Wall.

„Siehst du, wie das traf? — zwei Barbaren auf Einen Schlag“ — und zufrieden blickte er hinab.

Da hörte er den Korinther rufen:

„Nein, nein. Nicht diesen! Nicht den Apoll!“

Und Cethegus wandte sich und sah, wie ein riesiger Haurier sein Beil gegen das Haupt des Latoniden schwang.

„Narr, sollen die Gothen herauf?“ fragte der Barbar und holte wieder aus.

„Nicht meinen Apollon!“ wiederholte der Hellenen und umschlang den Gott schützend mit beiden Armen, weit sich vorbeugend.

Das erfah auf der nächsten Leiter Graf Markja: und glaubend, jener wolle die Statue auf ihn niederschleudern, kam er ihm zuvor: sein Wurfspeer flog und traf den Griechen mitten in die Brust.

„Ach — Cethegus!“ seufzte er und starb.

Der Präfect sah ihn fallen und preßte die Brauen zusammen.

„Rettet die Leiche und seine beiden Götter verschont!“ sprach er kurz — und stieß die Leiter um, auf der Markja gestanden: mehr konnte er nicht sagen und nicht thun: denn schon rief ihn eine neue, die drohendste Gefahr.

Witichis, von seiner Leiter halb herabgeschleudert, halb herab gesprungen, war seither hart an der Mauer gestanden unter dem Hagel der Stein- und Metalltrümmer nach neuen Mitteln spähend.

Denn seit der erste Versuch der Sturmleitern durch die unverhofften, neuen Geschosse, die Götter und Heroen, abgewiesen war, hoffte er kaum noch, den Wall zu gewinnen.

Während er sann und spähte, schlug das schwere Marmorfußgestell eines Mars gradivus dicht neben ihm auf die Erde, prallte noch mal empor und traf dabei an eine Mauerplatte.

Und siehe, diese Platte, welche ein Quader von härtestem Stein geschienen hatte, zersprang zerbröckelnd in

kleine Stücke von Mörtel und Lehm: und an ihrer Stelle wurde sichtbar eine schmale Holzpforte, welche, von jener Masse nur locker verkleidet und verdeckt, den Maurern und Werkleuten zum Ausgang und Eingang gedient hatte, wenn sie an dem großen Gebäude reparirten und nachbesserten.

Raum ersah Witichis die Holzthür, als er jubelnd ausrief:

„Hierher, hierher, ihr Gothen! Beile zur Hand!“

Und schon schlug seine eigne Streitaxt donnernd an die dünnen Bretter, welche nichts weniger als stark schienen.

Verhängnißvoll drang der neue, seltsame Ton an des Präfecten Ohr: er hielt oben inne in der Blutarbeit und lauschte.

„Das ist Eisen gegen Holz! Bei Cäsar!“ sagte er zu sich selbst und sprang die schmale Mauertreppe herab, die an der Innenseite der zweiten Mauer in den schwach durch Del-Lampen beleuchteten Innenraum des Grabmals führte.

Da dröhnte ein Schlag lauter als alle früheren, ein dumpfes Krachen und helles Splintern folgte und jauchzendes Siegesgeschrei der Gothen.

Wie Cethegus auf die letzte Stufe der Treppe sprang, fiel die Pforte krachend nach innen in den Hof und König Witichis ward sichtbar auf der Schwelle.

„Mein ist Rom!“ jubelte er, das Beil fallen lassend und das Schwert aus der Scheide ziehend.

„Du lügst, Witichis! zum ersten Mal im Leben!“

rief Cethegus grimmig und sprang vor, so gewaltig den starken Schildstachel stoßend gegen des Gothen Brust, daß dieser überrascht einen Schritt zurück trat.

Diesen Schritt benützte der Präfect und stellte sich selbst auf die Schwelle, die ganze enge Pforte füllend.

„Wo bleiben die Isaurier!“ rief er.

Aber nur einen Augenblick hatte ihm Witichis Zeit gelassen, bis er ihn erkannte.

„So treffen wir uns doch im Zweikampf um Rom.“
Und nun war das Anspringen an ihm.

Cethegus, bemüht die ganze Oeffnung der Pforte zu verschließen, deckte mit dem Schild seine Linke; sein rechter Arm mit dem kurzen Römerschwert vermochte nicht genug, seine rechte Seite zu decken.

Der Stoß des langen Schwertes des starken Gothen drang, nicht stark genug von Cethegus parirt, die Schuppenringe des Panzers durchschneidend, tief in seine rechte Brust.

Cethegus wankte nach links: schon neigte er sich, zu fallen: aber er fiel nicht.

„Rom! Rom!“ sagte er tonlos, und krampfhaft hielt er sich noch aufrecht.

Witichis war einen Schritt zurückgetreten, um in neuem Ansprung dem gefährlichen Feind den Rest zu geben.

Aber in diesem Augenblick erkannte ihn oben auf der Rinne Piso und schleuderte einen prachtvollen schlafenden Faun, der bereits mit abgehauenen Füßen auf dem Walle

lag, auf den König herab; er traf die Schulter und Witichis stürzte nieder.

Graf Markja, Iffamer und Aligern trugen ihn aus dem Gefecht.

Cethegus sah ihn noch fallen.

Dann brach er selbst auf der Schwelle der Pforte zusammen; schützende Arme eines Freundes fingen ihn auf — aber er erkannte diesen nicht mehr: sein Bewußtsein schwand.

Doch weckte ihn gleich wieder ein wohlbekannter Ton, der seine Seele entzückte: es war die Tuba seiner Legionare, das Feldgeschrei seiner Isaurier, welche jetzt endlich im Sturmschritt eintrafen und, von den Viciniern geführt, in dichten Scharen sich auf die durch den Fall ihres Königs erschütterten Gothen stürzten.

Sie drängten sie siegreich zu einer (einstweilen von den eingedrungenen Gothen von Innen hinaus gebrochenen) Bresche der ersten Mauer unter großem Blutvergießen hinaus.

Der Präfect sah die letzten Barbaren flüchten — da schlossen sich abermals seine Augen.

„Cethegus!“ rief der Freund, der ihn im Arme hielt, „Belisax im Sterben: und so bist auch du verloren?“

Cethegus erkannte jetzt die Stimme Prokops.

„Ich weiß nicht,“ sprach er mit letzter Kraft, „aber Rom, — Rom ist gerettet!“

Und damit vergingen ihm die Sinne.

Vierzehntes Capitel.

Nach der Anspannung aller Kräfte zu dem allgemeinen Sturm und seiner Abwehr, der mit dem Morgenroth begonnen und bei sinkender Sonne erst beendet war, trat bei Gothen und Römern eine lange Pause der Erschlaffung ein. Die drei Führer Belisar, Cethegus und Witichis lagen Wochenlang an ihren Wunden darnieder.

Aber noch mehr wurde die thatsächliche Waffenuhfe veranlaßt durch die tiefe Niedergeschlagenheit und Entmuthigung, welche das Heer der Germanen befallen hatte, nachdem der mit höchster Anstrengung angestrebte Sieg in dem Augenblick, da er bereits gewonnen schien, ihnen entriffen wurde.

Sie hatten einen ganzen Tag lang ihr Bestes gethan: ihre Helden hatten an Tapferkeit gewetteifert: und doch waren beide Pläne, der gegen Belisar und der gegen die Stadt, im Gelingen selbst noch gescheitert.

Und wenn auch König Witichis in seinem stäten Muth die Gedrücktheit des Heeres nicht theilte, so er-

kannte er dafür desto klarer, daß er seit jenem blutigen Tage das ganze System der Belagerung ändern mußte.

Der Verlust der Gothen war ungeheuer; Prokop schätzt ihn auf dreißigtausend Tode und mehr als ebensoviele Verwundete; sie hatten sich im ganzen Umkreis der Stadt mit äußerster Todesverachtung den Geschossen der Belagerten ausgesetzt und am pankratischen Thor und bei dem Grabmal Hadrians waren sie zu Tausenden gefallen.

Da nun auch in den achtundsechzig früheren Gefechten die Angreifenden immer viel mehr als die hinter Mauer und Thurm gedeckten Vertheidiger gelitten hatten, so war das große Heer, welches Witichis vor Morden gegen die ewige Stadt geführt, furchtbar zusammenschmolzen. Dazu kam, daß schon seit geraumer Zeit Seuchen und Hunger in ihren Zelten wütheten.

Bei dieser Entmuthigung und Abnahme seiner Truppen mußte Witichis den Gedanken, die Stadt mit Sturm zu nehmen, aufgeben und seine letzte Hoffnung — er verhehlte sich ihre Schwäche nicht — bestand in der Möglichkeit, der Mangel werde den Feind zur Uebergabe zwingen.

Die Gegend um Rom war völlig ausgefogen: und es schien nun darauf anzukommen, welche Partei die Entbehrung länger würde ertragen oder welche sich aus der Ferne würde Borräthe verschaffen können.

Schwer fehlte den Gothen die an der Küste von Dalmatien beschäftigte Flotte. —

Der Erste, welcher sich von seiner Wunde erholte, war der Präfect.

Von der Pforte, welche er mit seinem Leibe verschlossen, bewußtlos weggetragen, lag er anderthalb Tage in einem Zustand der halb Schlaf, halb Ohnmacht war.

Als er am Abend des zweiten Tages die Augen aufschlug, traf sein erster Blick auf den treuen Mauren, der am Fußende des Lagers auf der Erde kauerte und kein Auge von ihm wandte. Die Schlange war um seinen Arm gerollt.

„Die Holzpforte!“ war des Präfecten erstes, noch schwach gehauchtes Wort, „die Holzpforte muß fort — ersetzt durch Marmorquadern —“

„Danke, danke dir, Schlangengott!“ jubelte der Sklave, „jetzt ist der Mann gerettet. Und auch du selbst. Und ich, ich, Herr, habe dich gerettet.“

Und er warf sich mit gekreuzten Armen nieder und küßte das Lagergestell seines Herrn. — Er wagte nicht, dessen Füße zu berühren.

„Du mich gerettet? — Wodurch?“

„Als ich dich so todesbleich auf diese Decken gelegt, habe ich den Schlangengott herbeigeholt, dich ihm gezeigt und gesprochen: „Du siehst, starker Gott, des Herrn Augen sind geschlossen.“

Hilf, daß er sie wieder aufschlägt.

Bis du geholfen, erhältst du keine Krume Brod und keinen Tropfen Milch.

Und wenn er die Augen nicht wieder aufschlägt — an dem Tage, da sie ihn verbrennen, verbrennt Syphax mit: aber du, o großer Schlangengott, desgleichen.

Du kannst helfen: also hilf: oder brenne.“

So sprach ich, und er hat geholfen.“

„Die Stadt ist sicher — das fühl' ich, sonst hätte ich nicht entschlafen können. Lebt Belisar? wo ist Prokop?“

„In der Bibliothek mit deinen Tribunen. Sie erwarten nach des Arztes Ausspruch noch heute dein Erwachen oder deinen —“

„Tod? Diesmal hat dein Gott noch geholfen, Sypbar. Laß die Tribunen ein.“

Bald standen die Vicinier, Piso, Salvius Julianus und einige Andre vor ihm; sie wollten bewegt an sein Lager eilen: er winkte ihnen Ruhe zu.

„Rom dankt euch, durch mich. Ihr habt gefochten wie — wie Römer. Mehr, Stolzeres kann ich euch nicht sagen.“

Und er übersah wie nachsinnend die Reihe, dann sagte er:

„Einer fehlt mir — ah mein Korinther!

Die Leiche ist gerettet. Denn ich empfahl sie Piso, sie und die beiden Letoiden; setzt ihm als Denkmal, eine schwarze Platte von korinthischem Marmor an die Stelle, wo er fiel: stellt die Statue des Apollo über die Aschenurne und schreibt darauf:

„Kallistratos von Korinth ist hier für Rom gestorben; er hat den Gott, der Gott nicht ihn gerettet.“

Jetzt geht, bald sehen wir uns wieder — auf den Wällen.

Sypbar, nun sende mir Prokop. Und bring einen großen Becher Falernerwein.“

„Freund,“ rief er dem eintretenden Prokopius ent-

gegen, „mir ist, ich habe vor diesem Fieberschlaf noch flüstern hören: „Prokop hat den großen Belisar gerettet.“

Ein unsterblich Verdienst!

Die ganze Nachwelt wird dir's danken — so brauch' ich's nicht zu thun.

Setz dich hieher und erzähle mir das Ganze. —

Aber halt: erst schiebe die Kissen zurecht, daß ich meinen Cäsar wieder sehen kann.

Sein Anblick stärkt mehr als Arzneien.

Nun sprich.“

Prokopius sah den Liegenden durchdringend an.

„Cethegus,“ sagte er dann, ernstern Tones, „Belisar weiß Alles.“

„Alles?“ lächelte der Präfect, „das ist viel.“

„Laß den Spott und versage Bewunderung nicht dem Edelsinn: du, der du selber edel bist.“

„Ich? Nicht daß ich wüßte.“

„Sowie er zum Bewußtsein kam, hat ihm Bessas natürlich sofort Alles mitgetheilt: hat ihm haarklein erzählt, wie du befohlen, das Thor gesperrt zu halten, als Belisar in seinem Blute davor lag, den wüthgen Teja auf den Fersen: daß du befohlen, seine Leibwächter nieder zu hauen, welche mit Gewalt öffnen wollten: jedes Wort von dir hat er berichtet, auch deinen Ausruf: „Erst Rom, dann Belisar“: und hat deinen Kopf verlangt im Rath der Feldherrn.

Ich erbehte.

Aber Belisarius sprach: „er hat recht gethan! hier,

Prokop, bring ihm mein eigen Schwert und die ganze Rüstung, die ich an jenem Tage trug, zum Dank."

Und in dem Bericht an den Kaiser hat er mir die Worte dictirt: „Cethegus hat Rom gerettet und nur Cethegus!

Schick ihm den Patriciat von Byzanz!"

„Ich danke: ich habe Rom nicht für Byzanz gerettet.“

„Das brauchst du mir nicht erst zu sagen, unattischer Römer.“

„Ich bin nicht in attischer Laune, Lebensretter!

Was war dein Dank?"

„Still. Er weiß nichts davon.

Und soll es nie erfahren.“

„Sphar, Wein. —

So viel Edelsinn kann ich nicht vertragen!

Es macht mich schwach.

Nun, wie war der Reiterspaß?"

„Freund, das war kein Spaß.

Sondern der furchtbarste Ernst, der mir noch begegnet.

Um ein Haar fehlte es, so war Belisar verloren.“

„Ja, es ist jenes Eine Haar, um das es immer fehlt bei diesen Gothen!

Dumme Tölpel sind sie sammt und sonders.“

„Du sprichst, als wär' es dir sehr leid, daß Belisar nicht umgekommen.“

„Recht wär ihm geschädn.

Ich hab ihn dreimal gewarnt.

Er sollte endlich wissen, was einem alten Feldherrn ziemt und was einem jungen Kaufbold.“

„Höre,“ sagte Prokop, ihn ernsthaft betrachtend, „du hast dir ein Recht erworben, so zu sprechen, vor dem Grabmal Hadrians.“

Früher, wenn du des Mannes Heldenthum herabzogst“ —

„Dachtest du, ich spräche aus Neid gegen den tapfern Belisar!

Hört es, ihr unsterblichen Götter.“

„Ja, zwar deine gepidischen Vorbern“ —

„Laß mich mit diesen Knabenstreichen zufrieden!

Freund, wenn es gilt, muß man den Tod verachten, sonst aber vorsichtig das Leben lieben.

Denn nur die Lebendigen herrschen und lachen, nicht die stummen Todten.

Das ist meine Weisheit, und nenn' es meine Feigheit, wenn du willst.

Also — euer Ueberfall — mach's kurz! Wie ging's?“

„Scharf genug.“

Als wir die Gegend erkundet hatten --- Alles schien frei vom Feind und sicher zum Futter holen — da wandten wir die Kasse allmählig wieder gegen die Stadt, die wenigen Ziegen und die magern Schafe, die wir aufgetrieben, in der Mitte, Belisar voran, der junge Severinus, Johannes und ich an seiner Seite.

Plötzlich, wie wir aus dem Dorf ad aras Bacchi in's Freie kommen, jagen aus den Gehölzen zu beiden

Seiten der valerischen Straße von links und rechts gothische Reiter auf uns zu.

Ich sah, daß sie uns stark überlegen waren und rieth die Flucht mitten durch sie hindurch auf der Straße nach Rom zu versuchen.

Aber Belisar meinte: „Viele sind es, doch nicht allzuviele,“ und sprengte gegen die Angreifer zur Linken, ihre Reihen zu durchbrechen.

Doch da kamen wir übel an: die Gothen ritten besser und fochten besser als unsre mauretanischen Reiter: und ihre Führer, Totila und Hildebad — jenen erkannte ich an den langflatternden gelben Haaren und diesen an der ungeschlachten Größe — hielten sichtlich scharf auf den Feldherrn selbst.

„Wo ist Belisar und sein Muth?“ schrie der lange Hildebad vernehmlich durch das Klirren der Waffen.

„Hier!“ antwortete dieser unverzüglich: und ehe wir ihn abhalten konnten, hielt er schon dem Riesen gegenüber.

Der war nicht faul und hieb ihm mit seinem wuchtigen Beil auf den Helm, daß der goldne Kamm mit dem weißen Kopshaar-Büschel zerschmettert zur Erde rollte und Belisar's Haupt bis auf den Kopf des Pferdes nieder fuhr.

Und schon holte jener zum zweiten, dem tödlichen Streiche aus: da war der junge Severinus, des Boëthius Sohn, heran und fing den Hieb mit dem runden Schilde auf.

Aber das Beil des Barbaren drang durch den Schild und flog noch tief in den Hals des edeln Jünglings.

Er stürzte" —

Prokop stockte in schmerzlichen Gedanken.

„Todt?“ fragte Cethegus ruhig.

„Ein alter Freigelassener seines Vaters, der ihn begleitete, trug ihn aus dem Gefecht.

Doch starb er schon, so hört' ich, eh' er das Dorf erreichte.“

„Ein schöner Tod!“ sagte Cethegus.

„Sypbar einen Becher Wein!“

„Belisar hatte sich aber inzwischen aufgerafft und stieß nun in großem Zorn mit seinem Speer dem Gothen so gewaltig auf die Brustplatte seines Harnisches, daß er der Länge nach vom Pferde flog.

Laut jubelten wir auf, aber der junge Totila“ —

„Nun?“

„Sah kaum seinen Bruder fallen, als er sich grimmig durch die Lanzen der Leibwächter Bahn brach zu Belisar. Aigan, sein Bannerträger, wollte ihn decken, aber des Gothen Schwert traf seinen linken Arm: er riß ihm die Fahne aus der erschlafften Hand und warf sie dem nächsten Gothen zu.

Laut auf schrie Belisar vor Zorn und wandte sich gegen ihn: aber der junge Totila ist rasch wie der Blitz und zwei scharfe Hiebe trafen, eh' er sich's versah, des Feldherrn beide Schultern: der wankte im Sattel und sank langsam vom Pferd, das im selben Augenblick ein Wurfspeer traf und niederwarf.

„Gieb dich gefangen, Belifar!“ rief Totila.

Der Feldherr hatte gerade noch die Kraft, das Haupt verneinend zu schütteln, da sank er vollends zur Erde.

Rasch war ich abgesprungen, hatte ihn auf mein eigen Pferd gehoben und der Sorge des Johannes empfohlen, der fünfzig Leibwächter um ihn scharte und ihn schnell aus dem Getümmel flüchtend nach der Stadt hin brachte.“

„Und du?“

„Ich focht zu Fuß weiter.

Und es gelang mir, da jetzt unsere Nachhut eintraf, — die Vorräthe in der Mitte hatten wir preisgegeben — das Gefecht gegen Totila zu stellen.

Aber nicht auf lange.

Denn nun war auch die zweite Schar der gothischen Reiter heran; wie der Sturmwind fauste der schwarze Teja herzu, durchbrach unsern rechten Flügel, der ihm zunächst stand, von vorn, durchbrach dann meine eigne gegen Totila gerichtete Front von der Flanke und zersprengte unsern ganzen Schlachthausen.

Ich gab das Gefecht verloren, ergriff ein ledig Ross und eilte dem Feldherrn nach.

Aber auch Teja hatte die Richtung von dessen Flucht erkannt und jagte uns wüthend nach.

An der fulvischen Brücke holte er die Bedeckung ein; Johannes und ich hatten mehr als die Hälfte der noch übrigen Leibwächter an der Brücke aufgestellt, den Ueber-

gang zu wehren, unter Principius, dem tapfern Pisidier, und Tarnuth, dem riesigen Isaurier.

Dort fielen sie Alle dreißig, zuletzt auch die beiden treuen Führer, von dem Schwerte des Teja allein, wie ich vernahm.

Dort fiel die Blüthe von Belisars Leibwächtern: darunter viele meiner nächsten Waffenfreunde, Mamundarus der Saracene, Artasines der Perser, Zanter der Armenier, Longinus der Isaurier, Bucha und Chorsamantes die Massageten, Kutila der Thrakier, Hildegger der Vandale, Suphrut der Maure, Theodoritos und Georgios die Kappadokier.

Aber ihr Tod erkaufte unsre Rettung.

Wir holten hinter der Brücke unser hier zurückgelassnes Fußvolk ein, welches dann noch die feindlichen Reiter so lang beschäftigte, bis das tiburtinische Thor sich, spät genug, dem wunden Feldherrn öffnete.

Dann eilt' ich, als wir ihn auf einer Sänfte Antoninens Pflege zugesandt, an das Grabmal Hadrians, wo, wie es hieß, die Stadt genommen sei und fand dich dem Tode nah."

„Und was hat jetzt Belisar beschlossen?“

„Seine Wunden sind nicht so schwer wie die Deine und doch die Heilung langsamer.

Er hat den Gothen den Waffenstillstand gewährt, den sie verlangten, ihre vielen Todten zu bestatten.“

Cethegus fuhr auf von den Rissen.

„Er hätte ihn verweigern sollen!“

Keine unnütze Verzögerung der Entscheidung mehr!

ich kenne diese gothischen Stiere; nun haben sie sich die Hörner stumpf gestürmt: jetzt sind sie müd und mürbe.

Jetzt kam die Zeit für einen letzten Schlag, den ich schon lang erfonnen.

Die Hitze draußen in der glühenden Ebne werden ihre großen Leiber schlecht ertragen: schlechter den Hunger: am schlechtesten den Durst. —

Denn der Germane muß saufen, wenn er nicht schnarcht oder prügelt.

Nun braucht man nur ihren vorsichtigen König noch ein wenig einzuschüchtern.

Sage Belisar meinen Gruß: und mein Dank für sein Schwert sei mein Rath:

Er solle noch heute den gefürchteten Johannes mit acht Tausend Mann durch das Picenum gegen Ravenna schicken: die flaminische Straße ist frei und wird wenig gedeckt sein: denn Witichis hat die Besatzungen aller Festungen hierher gezogen: und leichter gewinnen wir jetzt Ravenna, als die Barbaren Rom.

So wie aber der König Ravenna, seinen aller letzten Hort, bedroht sieht, wird er eilen, ihn um jeden Preis zu retten.

Er wird sein Heer hinwegziehen von diesen uneinnehmbaren Mauern und wieder der Verfolgte statt des Verfolgers sein.“

„Gethegus,“ sprach Prokop auffspringend, „du bist ein großer Feldher.“

„Nur nebenbei, Prokopius! geh jetzt und grüße mir den großen Sieger Belisar.“

Fünfzehntes Capitel.

Am dem letzten Tage des Waffenstillstands konnte Cethegus bereits wieder auf den Wällen des Grabmals Hadrians erscheinen, wo ihn seine Legionare und Isaurier mit lautem Zuruf begrüßten.

Sein erster Gang war zu dem Grabmal des Callistratos; er legte auf die schwarze Marmorplatte einen Kranz von Lorbern und von Rosen nieder.

Während er von hier aus die Verstärkung der Befestigungen anordnete, brachte ihm Syphax ein Schreiben von Mataswintha.

Es lautete lakonisch genug:

„Mach' bald ein Ende.

Nicht länger kann ich den Jammer ansehen.

Die Bestattung von vierzig Tausend Männern meines Volks hat mir die Brust zerrissen.

Die Klagelieder schienen alle mich anzuklagen.

Währt das noch länger, so erlieg ich.

Der Hunger wüthet furchtbar in dem Lager.

Ihre letzte Hoffnung ist eine große Zufuhr von Getreide und Vieh, die aus Südgallien unter Segel ist.

An den nächsten Calenden wird sie auf der Höhe von Portus erwartet.

Handle danach — aber mach' rasch ein Ende.“

„Triumph,“ sprach der Präfect, „die Belagerung ist aus.

Unsre kleine Flotte lag bisher fast müßig zu Populonium.

Jetzt soll sie Arbeit finden.

Diese Königin ist die Erinyth der Barbaren.“

Und er ging selbst zu Belisar, der ihn mit edler Großheit empfing. —

In derselben Nacht, der letzten der Waffenruhe, zog Johannes zum pincianischen Thore hinaus, dann links nach der flaminischen Straße schwenkend. Ravenna war sein Ziel.

Und eilende Boten flogen zur See mit raschen Segeln nach Populonium, wo sich ein kleines römisches Geschwader gesammelt hatte.

Der Kampf um die Stadt ruhte, trotz Ablauf des Waffenstillstands, fast ganz.

Eine Woche darauf etwa, machte der König, der sein Schmerzenslager zum ersten Mal verließ, in Begleitung seiner Freunde den ersten Gang durch die Zelte.

Drei von den sieben vormals menschenwimmelnden Lagern waren völlig verödet und aufgegeben: auch die übrigen vier waren nur noch spärlich bevölkert.

Todmüde, ohne Klage, aber auch ohne Hoffnung.

lagen die abgemagerten Gestalten, von Hunger und Fieber verzehrt, vor ihren Zelten.

Kein Zuruf, kein Gruß erfreute den wackern König auf seinem schmerzreichen Gang: kaum daß sie die müden Augen aufschlugen bei dem Schall der nahenden Schritte.

Aus dem Innern der Zelte drang das laute Stöhnen der Kranken, der Sterbenden, die den Wunden, dem Mangel, den Seuchen erlagen.

Kaum fand man die hinlängliche Zahl von Gesunden, die nöthigsten Posten zu beziehen.

Die Wachen schleppten die Speere hinter sich her, zu matt, sie aufrecht oder auf der Schulter zu tragen.

Die Heerführer kamen an die Schanzen vor dem aurelischen Thor; im Wallgraben lag ein junger Schütz und kaute an dem bittern Gras.

Hildebad rief ihm zu: „Beim Hammer! Gunthamund, was ist das? deine Sehne ist ja gesprungen, was ziehst du keine andre auf?“

„Kann nicht, Herr! die Sehne sprang gestern bei meinem letzten Schuß.“

Und ich und die drei Bursche neben mir, wir haben die Kraft nicht, eine neue aufzuziehen.“

Hildebad gab ihm einen Trunk aus seiner Kürbisflasche: „hast du auf einen Römer geschossen?“

„D nein, Herr,“ sagte der Mann, eine Klatte nagte dort an der Leiche.

Ich traf sie glücklich und wir theilten sie zu viert.“

„Iffaswinth, wo ist dein Oheim Iffamer?“ fragte der König.

„Todt, Herr.

Er fiel hinter dir, als er dich hinweg trug.

Vor dem verfluchten Marmorgrab.“

„Und dein Vater Iffamuth?“

„Auch todt.

Er vertrug's nicht mehr, das giftige Wasser aus den Pfützen.

Der Durst, König, brennt noch heißer als der Hunger.

Und es will ja nicht regnen aus diesem bleiernem Himmel.“

„Ihr seid Alle aus dem Athesis-Thal?“

Ja, Herr König, vom Iffinger-Berg. O welch köstlich Quell-Wasser dort daheim!“

Teja sah in einiger Entfernung einen andern Krieger aus seiner Sturmhaube trinken.

Seine Züge verfinsterten sich noch mehr.

„He du, Arulf!“ rief er ihm zu, „du scheinst nicht Durst zu leiden?“

„Nein, ich trinke oft,“ sprach der Mann.

„Was trinkst du?“

„Das Blut von den Wunden der Frischgefallnen.

Anfangs ekelt's sehr: aber man gewöhnt's in der Verzweiflung.“

Schauernd schritt Witichis weiter.

„Schick' all' meinen Wein in's Lager, Hildebad.“

„Die Wachen sollen ihn theilen.“

„All' deinen Wein?“

„O König, mein Schenkamt ist gar leicht geworden.

Du hast noch anderthalb Krüge.

Und Hildebrand, dein Arzt, sprach, du sollst dich stärken.“

„Und wer stärkt diese, Hildebad?“

Die Noth macht sie zu wilden Thieren!“

„Komm mit nach Hause, mahnte Totila, des Königs Mantel ergreifend.

Hier ist nicht gut sein.“

Im Zelt des Königs angelangt, setzten sich die Freunde schweigend um den schönen Marmortisch, der auf goldnen Gefäßen steinhartes verschimmeltes Brod aufwies und wenige Stücke Fleisch.

„Es war das letzte Pferd aus den königlichen Ställen, sagte Hildebad, — bis auf Boreas.“

„Boreas wird nicht geschlachtet! — mein Weib, mein Kind sind auf seinem Rücken gefessen.“

Und er stützte das müde Haupt auf die beiden Hände: eine neue schwere Pause trat ein.

„Freunde, hob er endlich an, das geht nicht länger also.

Unser Volk verdirbt vor diesen Mauern.

Mein Entschluß ist schwer und schmerzlich gereift —“

„Sprich's noch nicht aus, o König!“ rief Hildebad.

In wenig Tagen trifft Graf Odothwinth von Cremona ein mit der Flotte: und wir schwelgen in allem Guten.“

„Er ist noch nicht da!“ sprach Teja.

„Und unser Verlust an Menschen, so schwer er ist,“ ermutigte Totila, „wird er nicht durch frische Mannschaft ersetzt, wenn Graf Alithis von Urbinum eintrifft, mit den Besatzungen, die der König aus den

Besten von Ravenna bis Rom weggezogen hat, unsre leeren Zelte zu füllen?

„Auch Uthhis ist noch nicht da, sprach Teja.

Er soll noch in Picenum stehen.

Und kommt er glücklich an, so wird der Mangel im Lager noch größer.“

„Doch auch die Römerstadt muß fasten! meinte Hildebad, das harte Brod mit der Faust auf dem Steintisch zerschlagend.

Laß sehn, wer's länger aushält!“

„Oft hab' ich's überdacht in schweren Tagen und schlummerlosen Nächten, fuhr der König langsam fort.

Warum? warum das Alles so kommen mußte?

Nach bestem Gewissen hab' ich immer wieder Recht und Unrecht abgewogen, zwischen unsern Feinden und uns: und ich kann's nicht anders finden, als daß Recht und Treue auf unsrer Seite stehen.

Und wahrlich, an Kraft und Muth haben wir's nicht fehlen lassen.“

„Du am Wenigsten,“ sagte Totila.

„Und an keinem schwersten Opfer!“ seufzte der König.

Und wenn nun doch, wie wir Alle sagen, ein Gott im Himmel waltet, gerecht und gut und allgewaltig, warum läßt er all' dies ungeheure, unverdiente Elend zu?

Warum müssen wir erliegen vor Byzanz?“

„Wir dürfen aber nicht erliegen,“ schrie Hildebad.

„Ich habe nie viel gegrübelt über unsern Herrgott. Aber wenn er das geschehen ließe, müßte man Sturm

laufen gegen den Himmel und ihm seinen Thron mit Keulen zerschlagen.“

„Lästre nicht, mein Bruder!“ sprach Totila.

„Und du, mein edler König, Muth und Vertrauen.

Ja, es waltet ein gerechter Gott dort über den Sternen.

Drum muß zuletzt die gute Sache siegen.

Muth, mein Witichis, und Hoffnung bis an's Ende.“

Aber der Tiefgebeugte schüttelte das Haupt.

„Ich gestehe es euch, ich habe aus diesem Irrsal, aus den schrecklichen Zweifeln an Gottes Gerechtigkeit, nur Einen Ausweg gefunden.

Es kann nicht sein, daß wir all' dies schuldlos leiden.

Und da unsres Volkes Sache zweifellos gerecht, so muß verborgne Schuld an mir, an eurem König haften.

Widerholt, erzählen unsre Lieder aus der Heidenzeit, hat sich ein König für sein Volk selbst den Göttern geopfert, wenn Unsieg, Seuche, Mißwachs Jahre lang den Stamm verfolgte.

Er hat die verborgne Schuld auf sich genommen, die auf den Volksgenossen zu lasten schien und sie durch Tod gebüßt, oder indem er ohne die Krone in's Elend ging, ein friedloser Landflüchtiger. —

Laßt mich die Krone abthun von diesem Haupt ohne Glück noch Stern.

Wählt einen Andern, dem Gott nicht zürnt: wählt Totila, oder —

„Das Wundfieber faselt noch aus dir!“ unterbrach ihn der alte Waffenmeister.

Du mit Schuld beladen! du, der Treuste von uns Allen!

Nein, ich will's euch sagen, ihr Kinder allzujunger Tage, die ihr der Väter alte Kraft mit der Väter altem Glauben verloren habt, und nun keinen Trost wißt für eure Herzen.

Mich erbarmt eurer Reden ohne Zuversicht." — Und seine grauen Augen leuchteten in seltnem Glanze über die Freunde hin.

„Alles was hier auf Erden erfreut und schmerzt, ist kaum der Freude noch des Schmerzes werth.

Nur auf Eines kommt es hier unten an: ein treuer Mann gewesen sein, kein Meiding, und den Schlachttodt sterben, nicht den Strohtodt.

Den treuen Helden aber tragen die Walkyren aus dem blutigen Feld auf rothen Wolken hinauf in Odhins Saal, wo die Einheriar mit vollen Bechern ihn begrüßen.

Dann reitet er alltäglich mit ihnen hinaus zu Jagd und Waffenspiel beim Morgenlicht und wieder herein zu Trunk und Skaldensang in goldner Halle beim Abendlicht.

Und schöne Schildjungfrauen kosen mit den Jungen: und weise Vorzeitrunen raunen wir Alten mit den alten Helden der Vorzeit.

Und ich werde sie alle wieder finden, die starken Gefellen meiner Jugend, den kühnen Winithar und Herrn Waltharis von Aquitanien und Guntharis den Burgunden.

Und schauen werd' ich auch ihn, dessen Anblick ich

lange begehrt: Herrn Beowulf, den Geaten, und aus grauen Urtagen den Eherusken, der zuerst die Römer schlug, von dem noch die Säger der Sachsen singen und sagen.

Und wieder trag' ich Schild und Speer meinem Herrn, dem König mit den Adleraugen.

Und so leben wir fort in alle Ewigkeit in Licht und heller Freude, vergessen der Erde hier unten und alles ihres Wehs."

„Ein schön Gedicht, alter Heide, lächelte Totila.

Wenn uns aber das nicht mehr tröstet für wirkliches, herznagendes Leid?

Sprich du doch auch, Teja, du finstrier Gast.

Was ist dein Gedanke bei diesen unsern Leiden?

Nie fehlt uns dein Schwert: was versagst du dein Wort?

Was schweigt dein tröstender Harfenschlag, du liederkundiger Säger?"

„Mein Wort," sagte Teja aufstehend, mein Wort und Gedanke wäre euch vielleicht schwerer zu tragen als all' dies Leid.

Laß mich noch schweigen, mein sonnenheller Totila.

Vielleicht kommt noch der Tag, da ich dir Antwort gebe.

Vielleicht auch zur Harfe spiele, wenn dann noch eine Saite daran hält."

Und er schritt aus dem Zelte.

Denn draußen in dem Lager hatte sich ein wirrer,

räthselhafter Lärm von rufenden, fragenden Stimmen erhoben.

Die Freunde sahn ihm schweigend nach.

„Ich weiß wohl, was er denkt, sagte der alte Hildebrand endlich.

Denn ich kenne ihn vom Knaben auf: Er ist nicht wie Andre.

Auch im Nordland denken manche so, die nicht an Thor und Odhin glauben, sondern nur an die Noth und ihre eigne Kraft und Stärke.

Es ist fast zu schwer für ein Menschenherz.

Und glücklich — glücklich macht es nicht, wie er zu denken.

Mich wundert, daß er singt und Harfe schlägt dabei.“

Da riß Teja, wieder eintretend, die Zeltvorhänge auf: sein Antlitz war noch bleicher als zuvor: seine dunkeln Augen blitzten: aber seine Stimme war ruhig wie sonst, da er sprach:

„Brich das Lager ab, König Witichis.

Unsere Schiffe sind bei Ostia in der Feinde Hand gefallen.

Sie haben Graf Odozwinth's Kopf in's Lager geschickt.

Und sie lassen auf den Wällen Roms, vor den Augen unsrer Wachen, von den gefangnen Gothen die erbeuteten Kinder schlachten.

Große Verstärkungen aus Byzanz unter Valerian und

Euthalius: Hunnen, Slavenen und Anten, hat eine segelreiche Flotte aus Byzanz in den Tiber geführt.

Denn der blutige Johannes hat das Picenum durchzogen —“

„Und Graf Alithis?“

„Er hat Alithis geschlagen und getödtet, Ancona und Ariminum genommen.

Und —“

„Ist das noch nicht Alles?“ rief der König.

„Nein, Witichis! Eile thut noth!“

Er bedroht Ravenna: er steht nur noch wenige Meilen von der Stadt.“

Sechzehntes Capitel.

Am Tage nach dem Eintreffen dieser für die Gothen so verhängnißvollen Nachrichten, hatte Witichis die Belagerung Roms aufgegeben und sein tief entmuthigtes Heer aus den vier noch übrigen Lagern herausgezogen.

Ein volles Jahr und neun Tage hatte die Einschließung gewährt.

So viel Muth und Kraft, so viele Anstrengungen und Opfer waren vergeblich gewesen.

Schweigend zogen die Gothen an den stolzen Wällen vorüber, an denen ihr Glück und ihre Macht zerschellt waren.

Schweigend trugen sie die höhrenden Worte, welche Römer und „Romäer“ (Byzantiner) ihnen von den sichern Binnen herab zuriefen.

Ihr Born und ihre Trauer waren zu groß, um durch solchen Spott getroffen zu werden.

Aber als Belisar's Keiterei, aus dem pincianischen Thore brechend, die Abziehenden verfolgen wollte, wurde sie grimmig zurückgewiesen.

Denn Graf Teja führte die gothische Nachhut.

So zog das Heer von Rom auf der flaminischen Straße durch Picenum in raschen Märschen, (obwohl den von den Feinden besetzten Plätzen Narnia, Spolegium und Perusium ausgewichen werden mußte,) nach Ravenna, wo Witichis zur rechten Zeit eintraf, die gefährliche Stimmung der Bevölkerung, welche auf die Kunde von dem Unglück der Barbaren schon mit dem drohenden Johannes in geheime Verhandlungen getreten war, zu unterdrücken.

Johannes zog sich bei der Annäherung der Gothen in seine letzte wichtige Eroberung Ariminum zurück.

In Ancona lag Konon, der Nauarch Belisars, mit den thrakischen Speerträgern und mit Kriegsschiffen.

Der König führte aber keineswegs sein ganzes, von der Belagerung Roms aufgebrochenes Heer nach Ravenna, sondern hatte unterwegs viele Mannschaften in Festungen vertheilt.

Eine Tausendschaft ließ er unter Gibimer in Clusium in Tuscanien, eine andre in Urbs Vetus unter Albila, eine halbe in Tudertum unter Wulgis: in Auximum vier Tausendschaften unter Graf Wisand, dem tapfern Bandalarius: in Urbinum zwei unter Morra: in Caesena und Monsferetrus je eine halbe.

Hildebrand entsandte er nach Verona, Totila nach Tarvisium und Teja nach Ticinum, da auch der Nordosten der Halbinsel durch byzantinische, von Istrien aus drohende Truppen gefährdet wurde.

Er that dies übrigens noch aus andern Gründen.

Einmal, um Belifar auf dem Wege nach Ravenna aufzuhalten.

Dann, um im Fall einer Einschließung nicht wieder sobald durch die große Anzahl des Heeres dem Mangel ausgesetzt zu sein.

Und endlich, um für den nämlichen Fall die Belagerer auch vom Rücken und zwar von mehreren Seiten her beunruhigen zu können.

Sein Plan war zunächst, die seinem Hauptstützpunct Ravenna drohende Gefahr abzuwenden, und sich mit seinen zerrütteten Streitkräften auf die Vertheidigung zu beschränken, bis fremde Hülfsstruppen, langobardische und fränkische, die er erwartete, ihn in den Stand setzen würden, wieder das offne Feld zu halten.

Aber die Hoffnung, Belifar auf seinem Wege nach Ravenna durch diese gothischen Burgen hinzuhalten, erfüllte sich nicht.

Er begnügte sich, sie durch beobachtende Truppen einzuschließen und zog ohne Weiters gegen die Hauptstadt und den letzten bedeutenden Waffenplatz der Gothen.

„Habe ich das Herz zum Tode getroffen,“ sagte er, „werden sich die geballten Fäuste von selbst öffnen.“

Und so dehnten sich alsbald um die Königsstadt Theoderichs in weit gestrecktem Bogen die Zelte der Byzantiner, an allen drei Landseiten, von der Hafenstadt

Classis an bis zu den Canälen und Zweigarmen des Padus, welche im Westen besonders die Vertheidigung der Festungslinien bildeten.

Zwar hatte die alte, vornehme Stadt damals schon viel verloren von dem Schimmer, in welchem sie seit zwei Jahrhunderten fast strahlte als Residenz der Imperatoren: und auch das letzte Abendroth, welches die glorreiche Regierung Theoderichs über sie gebreitet, war seit dem Ausbruch des Krieges verschwunden.

Aber gleichwohl. Welch andern Eindruck muß damals die immer noch volkreiche, dem heutigen Venedig gleichende Wasser-Stadt gemacht haben als heute, wo es den Wandrer aus den ausgestorbnen Straßen, den leeren Plätzen, den einsam schweigenden Basiliken nicht minder melancholisch anhaucht als draußen, vor den Mauern der Stadt, wo sich weithin die öde Sumpflandschaft der Padusniederungen dehnt, bis sie in den Schlamm des weit zurückgetretenen Meeres auslaufen.

Wo einst in der Hafenstadt Classis zu Wasser und zu Lande geschäft'ges Leben wogte, wo die stolzen Triremen der kaiserlichen Ravenna-Flotte tief schaukelnd sich wiegten, da liegen jetzt sumpfige Wiesen, in deren hohem Schilf und Niedgras verwilderte Büffel grasen; versumpft die Straßen, versandet der Hafen, verschollen das Volk, das hier freudig geherrscht — nur ein riesiger runder Thurm aus der Gothenzeit steht noch neben der allein erhaltenen, einsamen Basilika San Apollinare in Classe fuori, welche, von Vitichis begonnen, von Justinian vollendet, nun

eine Stunde fern von aller Menschenwohnung auf der sumpfigen Ebne trauernd ragt.

Die starke Seefestung galt damals für uneinnehmbar: darum hatten sie seit dem Sinken ihrer Macht die Kaiser zur Residenz gewählt.

Die Süd-Ost-Seite deckte das damals noch bis an und in ihre und der Hafenstadt Mauern spülende Meer.

Und um alle drei Landseiten hatten Natur und Kunst ein labyrinthisches Netz von Canälen, Gräben und Sümpfen des vielarmigen Padus gesponnen, in welchem sich der Belagerer rettungslos verstricken mußte.

Und diese Mauern! noch jetzt erfüllen ihre gewaltigen Reste mit Staunen; ihre colossale Dicke und — weniger ihre Höhe als — die Anzahl von starken Rundthürmen, welche von ihren Zinnen noch heute (1863) aufsteigen, trotzen vor der Erfindung der Feuerwaffe jedem Sturm, jedem gewaltsamen Angriff.

Nur durch Aushungerung hatte nach fast vierjährigem Widerstand der große Theoderich diese letzte Zuflucht Odoakars bezwungen.

Bergebens hatte Belisar versucht, gleich nach seiner Ankunft die Stadt mit Sturm zu nehmen.

Kräftig ward sein Angriff abgewiesen und die Belagerer mußten sich begnügen, die Festung enge zu umschließen und, wie einst der Gothenkönig, durch Mangel zur Uebergabe zu nöthigen.

Dem aber konnte Witichis getrost entgegen sehn.

Denn er hatte mit der Vorsicht, die ihm eigen, in diesem seinem Haupt-Vollwerk, schon vor dem Aufbruch

nach Rom, Vorräthe aller Art, namentlich aber Getreide, in außerordentlicher Menge in besonders von ihm (mit Benutzung und in den Räumen des ungeheuren Marmor-Circus des Theodosius) erbauten Korn-Speichern von Holzgezimmer aufgehäuft. Diese ausgedehnten Holzbauten, grade gegenüber dem Palast und der Basilika Sancti Apollinaris, waren des Königs Stolz, Freude und Trost.

Nur Weniges von diesen Nahrungsmitteln hatte man durch das von den Feinden durchstreifte Land nach dem Lager vor Rom führen können: und bei einiger Sparsamkeit reichten diese Magazine ohne Zweifel für die Bevölkerung und das nicht mehr zahlreiche Heer leicht noch zwei und drei Monate aus.

Bis dahin aber war das Eintreffen eines fränkischen Hülfsheeres in Folge der auf's Neue angeknüpften Verhandlungen sicher zu erwarten.

Und dieser Entsatz mußte nothwendig die Aufhebung der Belagerung herbeiführen.

Dies wußten oder ahnten doch Belisar und Cethegus so gut wie Vitichis: und rastlos spähten sie nach allen Seiten, ein Mittel zu finden, den Fall der Stadt zu beschleunigen.

Der Präfect suchte natürlich vor Allem seine geheime Verbindung mit der Gothenkönigin zu diesem Zwecke zu benutzen.

Aber einmal war der Verkehr mit derselben jetzt sehr erschwert, da die Gothen alle Ausgänge der Stadt sorgfältig überwachten.

Und dann schien auch Matafwintha wesentlich verändert und keineswegs mehr so bereit und willfährig, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen, wie ehemals.

Sie hatte eine rasche Vernichtung oder Demüthigung des Königs erwartet.

Das lange Hinzögern ermüdete sie: und zugleich hatten die großen Leiden ihres Volkes in Kampf und Hunger und Krankheit angefangen, sie zu erschüttern.

Dazu kam endlich, daß die traurige Verwandlung in dem sonst so kräftigen und gesundfreudigen Wesen des Königs, der stille, aber tiefe und finstre Gram, der über seiner Seele lag, mächtig an ihrem Herzen rüttelte.

Wenn sie auch mit der ganzen Ungerechtigkeit des Schmerzes, mit dem bitteren Stolz gekränkter Liebe ihn verklagte, daß er ihr Herz verworfen und doch, um der Krone willen, mit Gewalt ihre Hand erzwungen hatte, und wenn sie ihn dafür auch mit der ganzen leidenschaftlichen Gluth ihres Wesens zu hassen glaubte und zum Theil auch wirklich haßte, so war doch dieser Haß nur ungeschlagne Liebe.

Und als sie ihn nun von dem schweren Unglück der gothischen Waffen, von dem Fehlschlagen all' seiner Pläne — an welchem ihr heimtückischer Verrath so großen Antheil trug, — tief, bis zur krankhaft-schweremüthigen Verfinsterung des Geistes, zu marternder Selbstpeinigung niedergebeugt sah, so wirkte dieser Anblick gewaltig auf ihre aus Härte und Gluth seltsam gemischte Natur.

Sie hätte im Augenblick des schmerzlichen Zornes mit Entzücken sein Blut fließen sehen.

Aber mondenlang ihn mit bohrendem Gram sich selbst zerstören sehen, — das ertrug sie nicht.

Zu dieser weichern Stimmung trug aber endlich wesentlich bei, daß sie seit der Ankunft in Ravenna auch eine Veränderung in das Königs Benehmen gegen sie selbst bemerkt zu haben glaubte.

Spuren von Reue, dachte sie, von Reue über die Gewaltthatigkeit, mit welcher er in ihr Leben eingegriffen hatte.

Und weil sich in diesem Glauben ihr hartes, schroffes Auftreten bei den selten und immer nur vor Dritten erfolgenden Begegnungen unwillkürlich gemildert hatte, erblickte Witichis hierin einen erfreulichen Schritt des Entgegenkommens, den er stillschweigend ebenfalls mit freundlicheren Formen anerkannte und lohnte.

Grund genug für Mataswinthens beweglich fluthende Gedanken, die Anträge des Präfecten, selbst wenn diese manchmal noch durch des klugen Mauren Vermittlung an sie gelangten, abzuweisen.

Doch hatte der Präfect aus dieser Quelle schon während des Marsches gegen Ravenna erfahren, was später auch sonst bekannt wurde, daß die Gothen Hülfe von den Franken erwarteten.

Unverzüglich hatte er deshalb seine alten Verbindungen mit den Vornehmen und Großen, welche an den Höfen zu Mettis (Metz), Aurelianum (Orleans), und Suessianum (Soissons) im Namen der merowin-

gischen Schattenkönige herrschten, wieder angeknüpft, um die Franken, deren damals sprichwörtlich gewordne Falschheit gute Aussicht auf Gelingen solcher Versuche gewährte, von dem gothischen Bündniß wieder abzuziehen.

Und als die Sache durch diese Freunde gehörig vorbereitet war, hatte er an den König Theudobald, der zu Mettis Hof hielt, selbst geschrieben und ihn dringend gewarnt, bei einer so verlorren Sache, wie die gothische seit dem Scheitern der Belagerung Roms offenbar geworden, sich zu betheiligen.

Diesen Brief hatten reiche Geschenke an seinen alten Freund, den Major Domus des schwachen Königs, begleitet: und sehnlich erwartete der Präfect von Tag zu Tag die Antwort auf denselben: um so sehnlicher, als das veränderte Benehmen Mataswinthens die Hoffnung auf raschere Ueberwältigung der Gothen abgeschnitten hatte.

Die Antwort kam, gleichzeitig mit einem kaiserlichen Schreiben aus Byzanz, an einem für die Helden in und außer Ravenna gleich verhängnißvollen Tage. —

Siebzehntes Capitel.

Hildebad, ungeduldig über das lange Müßigliegen, hatte aus der ihm zu besonderer Obhut anvertrauten Porta Faventina mit Tagesanbruch einen heftigen Ausfall auf das byzantinische Lager gemacht, anfangs in ungestümem Anlauf rasche Vortheile errungen, einen Theil der Belagerungswerkzeuge verbrannt und ringsum Schrecken verbreitet.

Er hätte unfehlbar noch viel größern Schaden angerichtet, wenn nicht der rasch herbei eilende Belisar an diesem Tage all' seine Feldherrnschaft und all' sein Heldenthum zugleich entfaltet hätte.

Ohne Helm und Harnisch, wie er vom Lager aufgesprungen, hatte er sich zuerst seinen eignen fliehenden Vorposten, dann den gothischen Verfolgern entgegen geworfen und durch äußerste persönliche Anstrengung und Aufopferung das Gefecht zum Stehen gebracht.

Darauf aber hatte er mit seinen beiden Flanken so geschickt manövrirt, daß Hildebads Rückzug ernstlich bedroht war und die Gothen, um nicht abgeschnitten zu werden, all'

ihre errungenen Vortheile aufgeben und schleunigst in die Stadt zurück eilen mußten.

Cethegus, der mit seinen Sauriern vor der Porta Honoriana lag und zur Hülfe herbeikam, fand das Treffen schon beendet und konnte nicht umhin, nachher Belisar in seinem Zelte aufzusuchen und ihm, als Feldherrn wie als Krieger, seine Anerkennung auszusprechen, ein Lob, das Antonina begierig einsog.

„Wirklich, Belisarius,“ schloß der Präfect, „Kaiser Justinian kann dir das nicht vergelten.“

„Da sprichst du wahr,“ antwortete Belisar stolz: „er vergilt mir nur durch seine Freundschaft.“

Für seinen Feldherrnstab könnte ich nicht thun, was ich für ihn schon gethan habe und noch immer thue.

Ich thu's, weil ich ihn wirklich liebe.

Denn er ist ein großer Mann mit allen seinen Schwächen.

Wenn er nur Eins noch lernte: mir vertrau'n. Aber getrost — er wird's noch lernen.“

Da kam Prokop und brachte einen Brief von Byzanz, der so eben von einem kaiserlichen Gesandten überbracht worden.

Mit freudestrahlendem Antlitz sprang Belisar, aller Müdigkeit vergessen, vom Polster auf, küßte die purpurnen Schnüre, durchschnitt sie dann mit dem Dolch und öffnete das Schreiben mit den Worten:

„Von meinem Herrn und Kaiser selbst! Ah, nun wird er mir die Leibwächter senden und den lang geschuldeten Sold, den ich erwarte, und das vorgeschossne Gold.“

Und er begann zu lesen.

Aufmerksam beobachteten ihn Antonina, Prokop und Cethegus: seine Züge verfinsterten sich mehr und mehr: seine breite Brust fing an sich wie in schwerem Krampf zu heben: die beiden Hände, mit welchen er das Schreiben hielt, zitterten.

Besorgt trat Antonina heran: aber ehe sie fragen konnte, stieß Belisar einen dumpfen Schrei der Wuth aus, schleuderte das kaiserliche Schreiben auf die Erde und stürzte außer sich aus dem Gezelt; eilend folgte ihm seine Gattin.

„Jetzt darf ihm nur Antonina vor die Augen,“ sagte Prokop, den Brief aufhebend.

„Laß sehn: wohl wieder ein Stücklein kaiserlichen Dankes,“ — und er las:

„Der Eingang ist Phrase, wie gewöhnlich — aha, jetzt kommt es besser:

„Wir können gleichwohl nicht verhehlen, daß wir, nach deinen eignen früheren Berühmungen, eine raschere Beendigung des Krieges gegen diese Barbaren erwartet hätten und glauben auch, daß eine solche bei größrer Anstrengung nicht unmöglich gewesen wäre. Deßhalb können wir auch deinem wiederholt geäußerten Wunsche nicht entsprechen, dir deine übrigen fünftausend Mann Leibwächter, die noch in Persien stehn, sowie die vier Centenare Goldes nachzusenden, welche in deinem Palaste in Byzanz liegen.

Allerdings sind beide, wie du in deinem Briefe ziemlich überflüssigermassen bemerkst, dein Eigenthum: und

dein in demselben Brief geäußertem Entschluß, du wollest diesen Gothenkrieg bei dermaliger Erschöpftheit des kaiserlichen Sockels aus eignen Mitteln zu Ende führen, verdient, daß wir ihn als pflichtgetreu bezeichnen.

Da aber, wie du in gleichem Briefe richtiger hinzugefügt, all dein Hab' und Gut deines Kaisers Majestät zu Diensten steht und kaiserliche Majestät die erbetene Verwendung deiner Garden und deines Goldes in Italien für überflüssig halten muß, so haben wir, deiner Zustimmung gewiß, anderweitig darüber verfügt und bereits Truppen und Schätze, zur Beendung des Perserkriegs, deinem Collegen Marses übergeben.“ —

„Ha, unerhört!“ unterbrach sich Prokop.

Cethegus lächelte: „Das ist Herrendank für Sklavendienst.“

„Auch das Ende scheint hübsch, fuhr Prokopius fort. —

„Eine Vermehrung deiner Macht in Italien aber scheint uns um so minder wünschbar, als man uns wieder täglich vor deinem ungemessenen Ehrgeiz warnt.

Erst neulich sollst du beim Weine gesagt haben: das Scepter sei aus dem Feldherrnstab und dieser aus dem StocK entstanden — gefährliche Gedanken und ungeziemende Worte.

Du siehst, wir sind von deinen ehrgeizigen Träumen unterrichtet.

Diesmal wollen wir warnen, ohne zu strafen: aber wir haben nicht Lust, dir noch mehr Holz zu deinem Feldherrnstab zu liefern: und wir erinnern dich, daß die

stolzeſt ragenden Wipfel dem kaiſerlichen Blitz am Nächſten ſtehn.“

„Das iſt ſchändlich!“ rief Prokop.

„Nein, das iſt ſchlimmer: es iſt dumm!“ ſagte Cethegus. „Das heißt die Treue ſelbſt zum Aufruhr peiſchen.“

„Recht haſt du,“ ſchrie Belifar, der, wieder hereinſtürmend, dieſe Worte noch gehört hatte.

„Oh, er verdient Aufruhr und Empörung, der undankbare, boſhafte, ſchändliche Tyrann.“

„Schweig! Um aller Heiligen willen, du richteſt dich zu Grunde!“ beſchwor ihn Antonina, die mit ihm wieder eingetreten war und ſuchte, ſeine Hand zu faſſen.

„Nein, ich will nicht ſchweigen,“ rief der Zornige, an der offenen Zeltthür auf und niederrennend, vor welcher Beſſas, Acacius, Demetrius und viele andre Heerführer mit Staunen lauſchend ſtanden.

„Alle Welt ſoll's hören.

Er iſt ein undankbarer, heimtückiſcher Tyrann!

Ja du verdieſteſt, daß ich dich ſtürzte!

Daß ich dir thäte nach dem Argwohn deiner falſchen Seele, Juſtinianus!“

Cethegus warf einen Blick auf die draußen Stehenden: ſie hatten offenbar Alles vernommen: jezt, eifrig Antoninen winkend, trat er an den Eingang und zog die Vorhänge zu.

Antonina dankte ihm mit einem Blicke.

Sie trat wieder zu ihrem Gatten: aber dieſer hatte ſich jezt neben dem Zeltbett auf die Erde geworfen,

schlug die geballten Fäuste gegen seine Brust und stammelte:

„O Justinianus, hab' ich das um dich verdient?

O zu viel, zu viel!“

Und plötzlich brach der gewalt'ge Mann in einen Strom von hellen Thränen aus.

Da wandte sich Cethegus verächtlich ab: „Leb wohl,“ sagte er leise zu Prokopius, „mich ekelt es, wenn Männer heulen.“

Achtzehntes Capitel.

In schweren Gedanken schritt der Präfect aus dem Zelt und ging, das Lager umwandelnd, nach der ziemlich entlegnen Verschanzung, wo er mit seinen Isauriern sich eingegraben hatte vor dem Thor des Honorius.

Es war auf der Süd-Seite der Stadt, nahe dem Hafenwall von Classis, und der Weg führte zum Theil am Meeresstrand entlang.

So sehr den einsamen Wanderer in diesem Augenblick der große Gedanke, der der Pulsschlag seines Lebens geworden war, beschäftigte, so schwer die Unberechenbarkeit Belisars, dieses gefühlsüberschwänglichen Gemüthsmenschen, und die Spannung wegen der Antwort der Franken gerade jetzt auf ihm lastete — doch ward seine Aufmerksamkeit, wenn auch nur vorübergehend, auf den außergewöhnlichen Character der Landschaft, des Himmels, der See, der ganzen Natur abgezogen.

Es war October — aber die Jahreszeit schien seit langen Wochen ihr Gesetz geändert zu haben.

Seit zwei Monden fast hatte es nicht geregnet: ja

kein Gewölk, kein Streif von Nebel hatte sich in dieser sonst so dünstereichen Sumpflandschaft gezeigt.

Jetzt plötzlich — es war gegen Sonnenuntergang — bemerkte Cethegus im Osten, über dem Meere, am fernsten Horizont, eine einzelne rundgeballte, rabenschwarze Wolke, die seit kurzem aufgestiegen sein mußte.

Die untertauchende Sonnenscheibe, obwohl frei von Nebeln, zeigte keine Strahlen.

Kein Lusthauch kräuselte die bleierne Fluth des Meeres.
Keine noch so leise Welle spielte an den Strand.

In der weitgestreckten Ebene regte sich kein Blatt an den Olivenbäumen.

Sa nicht einmal das schwankende Schilf in den Sumpfgräben bebte.

Kein Laut eines Thieres, kein Vogelflug war vernehmbar: und ein fremdartiger, erstickender Qualm, wie Schwefel, schien drückend über Land und Meer zu liegen und hemmte das Athmen.

Maulthiere und Pferde schlugen unruhig gegen die Bretter der Planken, an welchen sie im Lager angebunden waren. —

Einige Kamele und Dromedare, welche Belisar aus Afrika mitgebracht, wühlten den Kopf in den Sand. —

Schwer beklommen athmete der Wanderer mehrmals auf und blickte befremdet um sich.

„Das ist schwül: wie vor dem „Wind des Todes“ in den Wüsten Aegyptens,“ sagte er zu sich selber. —

„Schwül überall — außen und innen —

Auf wen wird sich der lang versparrte Groll der Natur und Leidenschaft entladen?"

Damit trat er in sein Zelt.

Syphax sprach zu ihm, „Herr, wär' ich daheim, ich glaube heute: der Gifthauch des Wüstengottes sei im Anzug“, und er reichte ihm einen Brief.

Es war die Antwort des Frankenkönigs!

Hastig riß Cethegus das große, prunkende Sigel auf.

„Wer hat ihn gebracht?"

„Ein Gesandter, der, nachdem er den Präfecten nicht getroffen, sich zu Belisar hatte führen lassen.

Er hatte den nächsten Weg — den durch's Lager — verlangt.“

Deßhalb hatte ihn Cethegus verfehlt.

Er las begierig:

„Theudebald, der König der Franken, Cethegus dem Präfecten Roms.

Kluge Worte hast du uns geschrieben.

Noch klügere nicht der Schrift vertraut, sondern uns durch unsern Major Domus kund gethan.

Wir sind nicht übel geneigt, danach zu thun.

Wir nehmen deinen Rath und die Geschenke, die ihn begleiten, an.

Den Bund mit den Gothen hat ihr Unglück gelöst.

Dies, nicht unsern Rücktritt, mögen sie verklagen.

Wen der Himmel verläßt, von dem sollen auch die Menschen lassen, wenn sie fromm und klug.

Zwar haben sie uns den Sold für das Hilfsheer in mehreren Centenaren Goldes vorausbezahlt.

Allein das bildet in unsern Augen kein Hinderniß.

Wir behalten diese Schätze als Pfand, bis sie uns die Städte in Südgallien abgetreten, welche in die von Gott und der Natur dem Reich der Franken vorgezeichnete Gebietsgrenze fallen.

Da wir aber den Feldzug bereits vorbereitet und unser tapferes Heer, das schon den Kampf erwartet, nur mit gefährlichem Murren die Langeweile des Friedens tragen würde, sind wir gewillt, unsere siegreichen Scharen gleichwohl über die Alpen zu schicken.

Nur anstatt für: gegen die Gothen.

Aber freilich, auch nicht für den Kaiser Justinianus, der uns fortwährend den Königstitel vorenthält, sich auf seinen Münzen Herrn von Gallien nennt, uns keine Goldmünzen mit eigenem Brustbild prägen lassen will und uns noch andere höchst unerträgliche Kränkungen unserer Ehre angethan.

Wir gedenken vielmehr, unsere eigne Macht nach Italien auszudehnen.

Da wir nun wohl wissen, daß des Kaisers ganze Stärke in diesem Lande auf seinem Feldherrn Belisar beruht, dieser aber eine große Zahl alter und neuer Beschwerden gegen seinen undankbaren Herrn zu führen hat: so werden wir diesem Helden antragen, sich zum Kaiser des Abendlandes aufzuwerfen, wobei wir ihm ein Heer von hunderttausend Franken-Helden zu Hilfe senden und uns dafür nur einen kleinen Theil Italiens vom Meere hin bis Genua abtreten lassen werden.

Wir halten für unmöglich, daß ein Sterblicher dieses Anerbieten ablehne.

Falls du zu diesem Plane mitwirken willst, verheißen wir dir eine Summe von zwölf Centenaren Goldes und werden, gegen eine Rückzahlung von zwei Centenaren, deinen Namen in die Liste unserer Tischgenossen aufnehmen.

Der Gesandte, der dir diesen Brief gebracht, Herzog Viutharis, hat unsern Antrag Belisar mitzutheilen."

Mit Anstrengung hatte Cethegus zu Ende gelesen.

Jetzt fuhr er auf.

„Ein solcher Antrag zu dieser Stunde: — in dieser Stimmung: — er nimmt ihn an!

Kaiser des Abendlandes mit hunderttausend Franken-Kriegern!

Er darf nicht leben." —

Und er eilte an den Eingang seines Zeltes.

Dort aber blieb er plötzlich stehen:

„Thor, der ich war! lächelte er kalt.

Heißblütig noch immer? Er ist ja Belisar und nicht Cethegus!

Er nimmt nicht an.

Das wäre, wie wenn der Mond sich gegen die Erde empören wollte, als ob der zahme Haushund plötzlich zum grimmigen Wolfe würde.

Er nimmt nicht an!

Aber nun laß sehen, wie wir die Niedertracht und Gier dieses Merowingen nutzen.

Nein, Frankenkönig," und er lächelte bitter auf den

zusammengeknitterten Brief, „so lang Cethegus lebt, — nicht einen Fuß breit von Italiens Boden.“

Und einen raschen, heftigen Gang durch's Zelt.

Einen zweiten langsamern.

Und einen dritten —: nun blieb er stehen —: und über seine mächtige Stirn zuckt' es hin.

„Ich hab' es!“ frohlockte er.

„Auf, Syphax, rief er, geh' und rufe mir Prokop.“ —

Und bei einem neuen Durchschreiten des Gemachs fiel sein Blick auf den zur Erde gefallenen Brief des Merowingen.

„Nein,“ lächelte er triumphirend, ihn aufhebend, „nein, Frankenkönig, nicht soviel Raum als dieser Brief bedeckt, sollst du haben von Italiens heiliger Erde.“

Bald erschien Prokop.

Die beiden Männer pflogen über Nacht ernste, schwere Berathung.

Prokop erschrak vor den schwindelkühnen Plänen des Präfecten und weigerte sich lange, darauf einzugehn.

Aber mit überlegner Geistesmacht hatte ihn der gewaltige Mann umklammert und hielt ihn eisern fest mit zwingenden Gedanken, schlug jeden Einwand, noch eh' er ausgesprochen, mit siegender Ueberredung nieder und ließ nicht eher ab, seine unzerreißbaren und dichten Fäden um den Widerstrebenden zu ziehen, bis dem Eingespinnenen die Kraft des Widerstandes versagte. —

Die Sterne erblickten und das erste Tagesgrauen erhellte den Osten mit blassem Streif, als Prokopius von dem Freunde Abschied nahm.

„Cethegus,“ sagte er aufstehend, „ich bewundere dich. Wär' ich nicht Belisars, — ich möchte dein Geschichtsschreiber sein.“

„Interessanter wäre es,“ sagte der Präfect ruhig, „aber schwerer.“

„Doch graut mir vor der ägenden Schärfe deines Geistes.“

Sie ist ein Zeichen der Zeit, in der wir leben.

Sie ist wie eine blendendfarbige Giftblume auf einem Sumpfe.

Wenn ich denke wie du den Gothenkönig durch sein eigen Weib zu Grunde gerichtet — —“

„Ich mußte dir das jetzt sagen. Leider hab' ich in letzter Zeit wenig von meiner schönen Verbündeten gehört.“

„Deine Verbündete!

Deine Mittel sind“ —

„Immer zweckmäßig.“

„Aber nicht immer —“

Gleichviel, ich gehe mit dir: — noch eine Strecke Weges, weil ich meinen Helden aus Italien fort haben will, sobald als möglich.

Er soll in Persien Lorberen sammeln, statt hier Dornen.

Aber ich gehe nicht weiter mit dir als bis —“

„Zu deinem Ziel, das versteht sich.“

„Genug. Ich spreche sofort mit Antoninen: ich zweifle nicht am Erfolg.“

Sie langweilt sich hier auf's Tödtlichste.

Sie brennt vor Begierde, in Byzanz nicht nur 10 manchen Freund wieder zu finden, auch die Feinde ihres Gatten zu verderben.“

„Eine gute schlechte Frau“

„Aber Witichis?“

Meinst du, er wird eine Empörung Belisars für möglich halten?“

„König Witichis ist ein guter Soldat und schlechter Psychologe.“

Ich kenne einen viel schärfern Kopf, der's doch einen Augenblick für möglich hielt.

Und du zeigst ihm ja Alles schriftlich.

Und jetzt gerade, da er von den Franken im Stich gelassen ist, geht ihm das Wasser an den Hals — er greift nach jedem Strohhalm.

Daran also zweifle ich nicht — versichre dich nur Antoninens“ —

„Das laß meine Sorge sein.“

Bis Mittag hoff' ich als Gesandter in Ravenna einzuziehn.“

„Wohl — dann vergiß mir nicht, die schöne Königin zu sprechen.“

Neunzehntes Capitel.

Und Mittags ritt Prokop in Ravenna ein.

Er trug vier Briefe bei sich: den Brief Justinians an Belisar, die Briefe des Frankenkönigs an Cethegus und an Belisar und einen Brief Belisars an Witichis.

Diesen letztern hatte Prokop geschrieben und Cethegus hatte ihn dictirt.

Der Gesandte hatte keine Ahnung, in welcher Seelenverfassung er den König der Gothen und seine schöne Königin antraf.

Der gesunde, aber einfache Sinn des Königs hatte schon seit geraumer Zeit begonnen, unter dem Druck unausgesetzten Unglücks zwar nicht zu verzagen, aber sich zu verdüstern.

Die Ermordung seines einzigen Kindes, das herzerzerschende Losreißen von seinem Weibe hatten ihn schwer erschüttert — aber er hatte es getragen für den Sieg der Gothen.

Und nun war dieser Sieg hartnäckig ausgeblieben.

Trotz allen Anstrengungen war die Sache seines Volkes mit jedem Monat seiner Regierung tiefer ge-

fallen: mit einziger Ausnahme des Gefechts bei dem Zug nach Rom hatte ihm nie das Glück gelächelt.

Die mit so stolzen Hoffnungen unternommene Belagerung von Rom hatte mit dem Verlust von drei Vierteln seines Heers und traurigem Rückzug geendet.

Neue Unglücksschläge, Nachrichten, die betäubend wie Keulenschläge auf den Helm in dichter Folge sich drängten, mehrten seine Niedergeschlagenheit und steigerten sie zu dumpfer Hoffnungslosigkeit.

Fast ganz Italien, außerhalb Ravenna, schien Tag für Tag verloren zu gehen.

Schon von Rom aus hatte Belisar eine Flotte gegen Genua gesendet, unter Mundila, dem Heruler und Ennes, dem Saurier: ohne Schwertstreich gewannen deren gelandete Truppen den seebeherrschenden Hafen und von da aus fast ganz Ligurien.

Nach dem wichtigen Mediolanum lud sie Datus, der Bischof dieser Stadt, selbst: von dort aus gewannen sie Bergomum, Comum, Novaria.

Andererseits ergaben sich die entmuthigten Gothen in Clusium und dem halbverfallnen Dertona den Belagerern und wurden gefangen aus Italien geführt.

Urbinum ward nach tapferm Widerstand von den Byzantinern erobert, ebenso Forum Cornelii und die ganze Landschaft Aemilia durch Johannes den Blutigen: die Versuche der Gothen, Ancona, Ariminum und Mediolanum wieder zu nehmen, scheiterten.

Noch schlimmere Botschaften aber trafen bald des Königs weiches Gemüth.

Denn inzwischen wüthete der Hunger in den weiten Landschaften Aemilia, Picenum, Tuscien.

Dem Pfluge fehlten Männer, Kinder und Rosse.

Die Leute flüchteten in die Berge und Wälder, buken Brod aus Eicheln und verschlangen das Gras und Unkraut.

Verheerende Krankheiten entstanden aus der mangelnden oder ungesunden Nahrung.

In Picenum allein erlagen fünfzig Tausend Menschen, noch mehr jenseits des jonischen Meerbusens in Dalmatien, dem Hunger und den Seuchen.

Bleich und abgemagert wankten die noch Lebenden dem Grabe zu: wie Leder ward die Haut und schwarz, die glühenden Augen traten aus dem Kopf, die Eingeweide brannten.

Die As-Vögel verschmähten die Leichen dieser Pest-Opfer: aber von Menschen ward das Menschenfleisch gierig gegessen.

Mütter tödteten und verzehrten ihre neugebornen Kinder.

In einem Gehöft bei Ariminum waren nur noch zwei römische Weiber übrig.

Diese ermordeten und verzehrten nach einander sieben Menschen, welche vereinzelt bei ihnen Unterkunft gesucht.

Erst der Achtzehnte erwachte, bevor sie ihn im Schlaf zu erwürgen vermochten, tödtete die werwölfischen Unholdinnen und brachte das Schicksal der früheren Opfer an's Licht.

Endlich scheiterte auch die auf Langobarden und Franken gesetzte Hoffnung.

Die Letzteren, welche große Summen für das zugesagte Hülfsheer empfangen hatten, verharteten in schweigender Ruhe.

Die ungestüm zur Eile, zur Erfüllung der versprochenen und vorausbezahlten Leistungen mahnenden Boten des Königs wurden zu Mettis, Aurelianum und Paris festgehalten: keinerlei Antwort kam von diesen Höfen.

Der Langobardenkönig Audoin aber ließ sagen: er wolle nichts entscheiden ohne seinen kriegsgewaltigen Sohn Alboin.

Dieser jedoch sei mit großem Gefolge auf Abenteuer ausgezogen.

Vielleicht komme derselbe selbst einmal nach Italien — er sei mit Marses eng befreundet.

Dann werde er das Land sich ansehen und seinem Vater und Volke rathen, welche Beschlüsse sie über dies Land Italia fassen sollten.

Tapfer widerstand zwar noch das wichtige Auximum monatelang allen Anstrengungen des starken Belagerungsheeres, welches Belisar selbst, begleitet von Prokop, vor die Mauern geführt hatte und während der Einschließung befehligte.

Aber es zerriß dem König das Herz, als ihm durch einen Boten (der nur mit Mühe und verwundet sich durch die Reihen beider einschließenden Heere in das drei Tagereisen entfernte Ravenna schlich) der heldenmüthige

Graf Wisand der Bandalarius die folgenden Worte sandte:

„Als du mir Auximum anvertrauest, sagtest du: ich sollte damit die Schlüssel Ravennas, ja des Gothenreiches hüten.

Ich sollte männlich widerstehen, dann würdest du bald mit all' deinem Heer zu unsrem Entsatz heranziehen.

Wir haben männlich widerstanden Belisar und dem Hunger.

Wo bleibt dein Entsatz?

Wehe, wenn du recht gesprochen und mit unsrer Beste jene Schlüssel in der Feinde Hände fallen.

Deßhalb komm und hilf — mehr um des Reichs, als unsrer willen.“

Diesem Boten folgte bald ein zweiter, ein mit vielem Golde bestochener Soldat der Belagerer, Burcentius: sein Auftrag lautete — mit Blut war der kurze Brief geschrieben. —

„Wir haben nur mehr das Unkraut zu essen, das aus den Steinen wächst. Länger als fünf Tage können wir uns nicht mehr halten.“

Der Bote fiel auf der Rückkehr mit der Antwort des Königs in die Hand der Belagerer, welche ihn im Angesicht der Gothen vor den Wällen von Auximum lebendig verbrannten.

Ach und der König konnte nicht helfen!

Noch immer widerstand das Häuflein Gothen in Auximum, obwohl ihnen Belisar durch Zerstörung der

Wasserleitung das Wasser abschneitt und den letzten Brunnen, der ihnen geblieben und nicht abzugraben war, durch Leichen von Menschen und Thieren und Kalklösungen vergiftete.

Sturmangriffe schlug Wisand immer noch blutig ab: nur durch Aufopferung eines Leibwächters entging einmal Belisar hierbei dem ganz nahen Tode.

Endlich fiel zuerst Casena, die letzte gothische Stadt in der Aemilia, und dann Fäsulä, welches Cyprianus und Justinus belagerten.

„Mein Fäsulä!“ rief der König, als er es erfuhr — denn er war Graf dieser Stadt gewesen und dicht dabei lag das Haus, das er mit Rauthgundis bewohnt hatte. „Die Hunnen haufen wohl an meinem zerstörten Herd!“

Als aber die gefangne Besatzung von Fäsulä den Belagerten in Auximum in Ketten vor Augen geführt und von diesen Gefangnen selbst jeder Entsatz von Ravenna her als hoffnungslos bezeichnet wurde, da nöthigten den Vandalarius seine verhungerten Scharen zur Uebergabe.

Er selbst bedang sich freies Geleit nach Ravenna aus.

Seine Tausendschaften wurden gefangen aus Italien geführt.

Ja, so tief gesunken war Muth und Volksgefühl der endlich Bezwungenen, daß sie unter Graf Sisirid von Carsina gegen die eignen Volksgenossen Dienste nahmen unter Belisars Fahnen.

Der Sieger hatte Auximum stark besetzt und alsbald die bisherigen Belagerer dieser Beste zurückgeführt in das

Lager vor Ravenna, wo er Cethegus den bisher anvertrauten Oberbefehl wieder abnahm.

Es war, als ob ein Fluch an dem Haupte des Gothenkönigs hafte, auf dem so schwer die Krone lastete.

Da er nun den Grund seines Mißlingens keiner Schwäche, keinem Verfehn auf seiner Seite zuschreiben, da er ebenso wenig an dem guten Recht der Gothen gegen die Byzantiner zweifeln und da seine einfache Gottesfurcht in diesem Ausgang nichts andres als das Walten des Himmels erblicken konnte, so kam er auf den quälenden Gedanken, es sei um seiner unvergebenen Sündenschuld willen, daß Gott die Gothen züchtige: eine Vorstellung, welche die Anschauungen des die Zeit beherrschenden alten Testaments ihm nicht minder nahe legten als viele Züge der alten germanischen Königs Sage.

Diese Gedanken verfolgten unablässig den tüchtigen Mann und nagten Tag und Nacht an der Kraft seiner Seele.

Bald suchte er im selbstquälerischen Grübeln jene seine geheime Schuld zu entdecken.

Bald sann er nach, wie er den ihn verfolgenden Fluch wenigstens von seinem Volke wenden könne.

Längst hätte er die Krone einem Andern abgetreten, wenn ein solcher Schritt in diesem Augenblick nicht ihm und Andern als Feigheit hätte erscheinen müssen.

So war ihm auch dieser Ausweg — der nächste und liebste — aus seinen quälenden Gedanken verschlossen.

Gebeugt saß jetzt oft der sonst so stattliche Mann, blickte lange starr und schweigend vor sich hin, nur manchmal das Haupt schüttelnd oder tief aufseufzend.

Der tägliche Anblick dieses stillen, stolzen Leidens, dieses stummen und hilflosen Erduldens eines niederdrückenden Geschickes blieb, wie wir gesehen, nicht ohne Eindruck auf Matafwinthä.

Auch glaubte sie sich nicht darin getäuscht zu haben, daß seit geraumer Zeit sein Auge milder als sonst, mit Wehmuth, ja mit Wohlwollen auf ihr geruht habe.

Und so drängte sie theils uneingestandne Hoffnung, welche so schwer erlischt im liebenden Herzen, theils Neue und Mitleid mächtiger als je zu dem leidenden König.

Oft wurden sie jetzt auch durch ein gemeinsames Werk der Barmherzigkeit vereint.

Die Bevölkerung von Ravenna hatte in den letzten Wochen angefangen, während die Belagrer von Ancona aus das Meer beherrschten und aus Calabrien und Sicilien reiche Vorräthe bezogen, Mangel zu leiden.

Nur die Reichen vermochten noch die hohen Preise des Getreides zu bezahlen.

Des Königs mildes Herz nahm keinen Anstand, aus dem Ueberfluß seiner Magazine, welche, wie gesagt, die doppelte Zeit bis zu dem Eintreffen der Franken auszureichen versprochen, auch an die Armen der Stadt wohlthätige Vertheilungen zu machen, wenn er seine gothischen Tausendschaften versorgte: auch hoffte er auf eine große Menge von Getreideschiffen, welche die Gothen

in den oberen Padus-Gegenden auf diesem Flusse zusammen gebracht hatten und in die Stadt zu schaffen trachteten.

Um aber jeden Mißbrauch und alles Uebermaß bei jenen Spenden fernzuhalten, überwachte der König selbst diese Austheilungen: und Matafwintha, welche ihn einmal mitten unter den bettelnden und dankenden Haufen angetroffen, hatte sich neben ihn auf die Marmorstufen der Basilika von Sanct Apollinaris gestellt und ihm geholfen, die Körbe mit Brod vertheilen.

Es war ein schöner Anblick, wie das Par, er zur Rechten, die Königin zur Linken, vor der Kirchenpforte standen und über die Stufen hinab dem segensrufenden Volk die Spende reichten.

Während sie so standen, bemerkte Matafwintha unter der drängenden, fluchenden Volksmasse, — denn es war viel Landvolk ja auch von allen Seiten vor den Schrecken des Krieges in die rettenden Mauern zusammengeströmt, — auf der untersten Stufe der Basilika seitwärts ein Weib in schlichtem, braunem, halb über den Kopf gezogenem Mantel.

Dies Weib drängte nicht mit den Andern die Stufen hinan, um auch Brod für sich zu fordern: sondern lehnte, vorgebeugt, den Kopf auf die linke Hand und diesen Arm auf einen hohen Sarkophag gestützt, hinter der Ecksäule der Basilika und blickte scharf und unverwandt auf die Königin.

Matafwintha glaubte, das Weib sei etwa von Furcht oder Scham oder Stolz abgehalten, sich unter die Federn

Bettler zu drängen, welche auf den Stufen sich stießen und drängten: und sie reichte Aspa einen besondern Korb mit Brod, hinabzugehn und ihn der Frau zu reichen.

Sorglich bemüht häufte sie mit mildem Blick und mit den beiden weißen Händen thätig das duftende Gebäck. —

Als sie auffah, begegnete sie dem Auge des Königs, welches, sanft und freundlich gerührt, wie noch nie, auf ihr geruht hatte. —

Heiß schoß ihr das Blut in die Wangen und sie zuckte leise und senkte die schönen Wimpern.

Als sie wieder auffah und nach dem Weib im braunen Mantel blickte, war diese verschwunden.

Der Platz am Sarkophag war leer.

Sie hatte, während sie den Korb füllte, nicht bemerkt, wie ein Mann mit einem Büffelfell und einer Sturmhaube, der hinter der Frau stand, sie beim Arme gefaßt und mit sanfter Gewalt hinweggeführt hatte.

„Komm,“ hatte er gesagt, „hier ist kein guter Ort für dich.“

Und wie im wachen Traum hatte das Weib geantwortet:

„Bei Gott, sie ist wunderschön.“

„Ich danke dir, Mataswintha!“ sprach der König freundlich, als die für heute bestimmten Spenden vertheilt waren.

Der Blick, der Ton, das Wort drangen tief in ihr Herz.

Nie hatte er sie bisher bei ihrem Namen genannt, immer nur die Königin in ihr gesehn und angesprochen.

Wie beglückte sie das Wort aus seinem Munde — und wie schwer lastete doch zugleich diese Milde auf ihrer schuldbewußten Seele!

Offenbar hatte sie sich zum Theil seine wärmere Stimmung durch ihr werthhätiges Mitleid mit den Armen erworben.

„D er ist gut,“ sagte sie, halb weinend vor Erregung, „ich will auch gut sein.“

Als sie mit diesem Gedanken in den Vorhof des ihr angewiesenen linken Flügels des Palastes trat — Witichis bewohnte den rechten — eilte ihr Aspa geschäftig entgegen.

„Ein Gesandter aus dem Lager,“ flüsterte sie der Herrin eifrig zu.

„Er bringt geheime Botschaft vom Präfecten — einen Brief, von Syphax Hand, in unsrer Sprache — er harret auf Antwort“ —

„Laß,“ rief Matafwintha, die Stirne furchend, „ich will nichts hören, nichts lesen.“

„Aber wer sind diese?“

Und sie deutete auf die Treppe, die aus der Vor-Halle in ihre Gemächer führte.

Da kauerten auf den rothen Steinplatten Weiber, Kinder, Kranke, Gothen und Italier durcheinander, in Lumpen gehüllt — eine Gruppe des Elends.

„Bettler, Arme, sie liegen hier schon den ganzen Morgen. Sie sind nicht zu verschrecken.“

„Man soll sie nicht verschrecken!“ sprach Mata-
swinthä, näher tretend.

„Brod, Königin! Brod, Tochter der Amelungen!“
riefen mehrere Stimmen ihr entgegen.

„Gieb ihnen Gold, Aspa, Alles, was du bei dir
trägst und hole —“

„Brod! Brod! Königin, nicht Gold! um Gold ist
kein Brod mehr zu haben in der Stadt.“

„Vor des Königs Speichern wird es umsonst ver-
theilt.

Ich komme gerade davon her, warum wart ihr nicht
dort?“

„Ach Königin, wir können nicht durchdringen,“
jammerte eine hagre Frau.

„Ich bin alt und meine Tochter hier ist krank und
jener Greis dort ist blind.

Die Gefunden, die Jungen stoßen uns zurück.

Drei Tage haben wir's umsonst versucht: wir dringen
nicht durch.“

„Nein, wir hungern, grollte der Alte.

O Theoderich, mein Herr und König, wo bist du?

Unter deinem Scepter hatten wir vollauf —

Da kamen die Armen und Siechen nicht zu kurz.

Aber dieser Unglückskönig —“

„Schweig,“ sprach Mata-
swinthä, „der König, mein
Gemahl“ — und hier flog ein wunderschönes Roth
über ihre Wangen — „thut mehr als ihr verdient.

Wartet hier, ich schaffe euch Brod.

Folge mir, Aspa.“

Und rasch schritt sie hinweg.

„Wohin eilst du?“ fragte die Sklavin staunend.

Und Mataswintha schlug den Schleier über ihr Antlitz, als sie antwortete:

„Zum König!“

Als sie das Vorgemach des Witichis erreicht, hat sie der Thürsteher, der sie mit Befremden erkannte, zu verweilen.

„Ein Abgesandter Belisars habe geheime Audienz; er sei schon lange im Gemach und werde es bald verlassen.“

Da öffnete sich die Thüre — und Prokop stand zögernd auf der Schwelle.

„König der Gothen,“ sprach er, sich nochmals wendend, „ist das dein letztes Wort?“

„Mein letztes, wie's mein erstes war,“ sprach der König voller Würde.“

„Ich gönne dir noch Zeit — ich bleibe noch bis morgen in Ravenna.“ —

„Von jetzt an bist du mir als Gast willkommen, nicht mehr als Gesandter.“

„Ich widerhole: fällt die Stadt mit Sturm, so werden alle Gothen, die höher als Belisars Schwert, getödtet — er hat's geschworen — Weiber und Kinder als Sklaven verkauft —

Du begreifst: Belisar kann keine Barbaren brauchen in seinem Italien —

Dich mag der Tod des Helden locken: aber bedenke die Hülflosen — ihr Blut wird vor Gottes Thron —“

„Gesandter Belisars, ihr steht in Gottes Hand wie wir; lebewohl.“

Und so mächtig wurden diese Worte gesprochen, daß der Byzantiner gehen mußte, so ungerne er es that.

Die schlichte Würde dieses Mannes wirkte stark auf ihn.

Aber auch auf die Lauscherin.

Als Prokop die Thüre schloß, sah er Matašwintha vor sich stehn und trat bewundernd einen Schritt zurück, geblendet von soviel Schönheit.

Ehverbietig begrüßte er sie.

„Du bist die Königin der Gothen!“ sagte er, sich fassend, „du mußt es sein.“

„Ich bin's!“ sagte Matašwintha, „hätt' ich das nie vergessen.“

Und stolz rauschte sie an ihm vorüber.

„Augen haben diese Germanen, Männer und Weiber,“ sagte Prokop im Hinausgehen, „wie ich sie nie gesehn.“

Bmanzigstes Capitel.

Mataswintha war inzwischen ungemeldet bei ihrem Gatten eingetreten.

Witichis hatte alle Gemächer, welche die Amelungen, Theoderich, Athalarich, Amalafwintha bewohnt, (sie lagen im Mittelbau des weitläufigen Palastes) unberührt gelassen und einige auch früher schon von ihm, wenn er die Wache am Hofe hatte, bewohnte Räume im rechten Flügel bezogen.

Er hatte die Gold- und Purpurinsignien der Amaler nie angelegt und aus seinen Zimmern allen königlichen Pomp entfernt.

Ein Feldbett auf niedern Eisenfüßen, auf welchem sein Helm, sein Schwert und mehrere Urkunden lagen, ein langer Eichentisch und wenig Holzgeräth standen in dem einfachen Gelaß.

Er hatte sich nach des Gesandten Entfernung, erschöpft, mit dem Rücken gegen die Thür in einen Stuhl geworfen und stützte das müde Haupt in beiden Händen auf den Tisch.

So hatte er den leicht schwebenden Schritt der Eintretenden nicht bemerkt.

Matafwintha blieb, wie gebannt, an der Schwelle stehen.

Sie hatte ihn noch niemals aufgesucht.

Ihr Herz pochte mächtig.

Sie konnte ihn nicht ansprechen: sie konnte nicht näher treten.

Endlich stand Witichis mit Seufzen auf.

Da sah er die regungslose Gestalt an der Thüre stehen.

„Du hier Königin?“ sprach er stauend und trat ihr einen Schritt entgegen.

„Was kann dich zu mich führen?“

„Die Pflicht — das Mitleid“ — sagte Matafwintha rasch.

„Sonst hätte ich nicht — — ich habe eine Bitte an dich.“

„Es ist die erste,“ sagte Witichis.

„Sie betrifft nicht mich“ — fiel sie schnell ein —

„Ich bitte dich um Brod für Arme, Kranke, welche“ —

Da reichte ihr der König schweiaend die Rechte hin. —

Es war das erste Mal: sie wagte nicht, sie zu fassen: und hätte es doch, o wie gerne, gethan.

So faßte er selbst ihre Hand und drückte sie leicht.

„Ich danke dir, Matafwintha, und bitte dir ein Unrecht ab.“

Du hast dennoch ein Herz für dein Volk und seine Leiden.

Ich hätte das nie geglaubt: ich habe hart von dir gedacht."

„Hättest du von jeher anders von mir gedacht — es wäre vielleicht Manches besser.“

„Schwerlich!

Das Unglück heftet sich an meine Fersen.

Eben jetzt — du hast ein Recht, es zu wissen — brach meine letzte Hoffnung:

Die Franken, auf deren Hilfe ich hoffte, haben uns verrathen.

Entsatz ist unmöglich: die Uebermacht der Feinde durch den Abfall der Italier allzugroß.

Es bleibt nur noch ein letztes: ein freier Tod.“

„Laß mich ihn mit dir theilen,“ rief Matafwinthä, und ihre Augen leuchteten.

„Du? nein; die Tochter Theoderichs wird ehrenvolle Aufnahme finden am Hofe von Byzanz.

Man weiß, daß du gegen deinen Willen meine Königin geworden —

Du kannst dich laut darauf berufen.“

„Nimmermehr!“ sprach Matafwinthä begeistert.

Witichis fuhr, ohne ihrer zu achten, in seinen Gedanken fort:

„Aber die Andern!

Die Tausende! die Hunderttausende von Weibern, von Kindern!

Belisar hält, was er geschworen!

Es ist nur Eine Hoffnung noch für sie — eine einzige!

Denn — alle Mächte der Natur verschwören sich gegen mich.

Der Padus ist plötzlich so seicht geworden, daß zweihundert Getreideschiffe, die ich erwartete, nicht rasch genug den Fluß herab gebracht werden konnten: die Byzantiner haben sie aufgefangen.

Ich habe nun um Hülfe an den Westgothenkönig geschrieben: er soll seine Flotte senden.

Die unsre ist ja in Feindes Hand!

Dringt sie in den Hafen, so kann darauf entfliehn, was nicht fechten kann und nicht sterben soll.

Auch du kannst dann, wenn du es vorziehst, nach Spanien entfliehn.“

„Ich will mit dir —, mit euch sterben.“

„In wenig Wochen können die westgothischen Segel vor der Stadt erscheinen.

Bis dahin reichen meine Magazine — der letzte Trost.

Doch, das mahnt mich an deinen Wunsch —

Hier ist der Schlüssel zu dem Hauptthor der Speicher.

Ich trag' ihn Tag und Nacht auf meiner Brust.

Bewahre ihn wohl: — er verwahrt meine letzte Hoffnung.

Er schließt das Leben von vielen Tausenden ein.

Es war meine einzige Mühewaltung, die nicht fruchtlos blieb.

„Mich wundert,“ fügte er schmerzlich hinzu, „daß nicht die Erde sich aufgethan hat oder Feuer vom Himmel gefallen ist, diese meine Bauten zu verschlingen.“

Und er nahm den schweren Schlüssel aus dem Brusttasch seines Wammses.

„Güt' ihn wohl, es ist mein letzter Schatz, Matafwintha.“

„Ich danke dir, Witichis — König Witichis —“ sagte sie, verbessernd, und griff nach dem Schlüssel, aber ihre Hand zitterte.

Er fiel.

„Was ist dir,“ fragte der König, den Schlüssel ihr in die Rechte drückend, — sie steckte ihn in den Gürtel ihres weißseidenen Unterkleides — „du zitterst?“

„Bist du krank?“ setzte er besorgt hinzu.

„Nein — es ist nichts —“

„Aber sieh mich nicht an so — so wie jetzt und wie heute morgen —“

„Vergieb mir, Königin,“ sagte Witichis, sich abwendend.

Meine Blicke sollten dich nicht kränken.

Ich hatte viel, recht viel Gram in diesen Tagen.

Und wenn ich nachsann, mit welcher Schuld ich all dies Unglück verdient haben könnte“ — seine Stimme wurde weich.

„Dann? o rede!“ bat Matafwintha hingerissen.

Denn sie zweifelte nicht mehr an dem Sinn seines unausgesprochenen Gedankens.

„Dann hab' ich, unter all' den ringenden Zweifeln, oft auch gedacht, ob es nicht Strafe sei für eine harte, harte That, die ich an einem herrlichen Geschöpf begangen.“

An einem Weibe, das ich meinem Volk geopfert —“

Und unwillkürlich sah er im Eifer seiner Rede auf die Hörerin.

Mataswinthens Wangen erglühten: sie faßte, sich aufrecht zu halten, nach der Lehne des Stuhles neben ihr.

„Endlich — endlich erweicht sein Herz und ich — was habe ich ihm gethan!“ dachte sie „und Er bereut. —“

„Ein Weib,“ fuhr er fort, „das unsäglich um mich gelitten, mehr als Worte sagen können.“ —

„Halt ein!“ flüsterte sie so leise, daß er es nicht vernahm.

„Und wenn ich dich in diesen Tagen um mich walten sah, weicher, milder, weiblicher als je zuvor —“

Dann rührtest du mein Herz mit Macht: und Thränen drangen in meine Augen.“ —

„O Witichis!“ hauchte Mataswintha.

„Jeder Ton deiner Stimme sogar drang tief in meine Seele.

Denn du mahnst mich bann so ganz, so herzer-schütternd an —“

„An wen?“ fragte Mataswintha und wurde leichenbläß.

„Ach an sie, die ich geopfert!“

Die Alles um mich gelitten, an mein Weib Rauthgundis, die Seele meiner Seele.“

Wie lange hatte er den geliebten Namen nicht mehr laut gesprochen!

Jetzt überwältigte ihn bei diesem Klang die Macht des Schmerzes und der Sehnsucht: und in den Stuhl sinkend bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen.

Es war gut.

Denn so bemerkte er nicht, wie es blitzähnlich durch die Gestalt der Königin zuckte, ihr schönes Antlitz sich medusenhaft verzerrte.

Doch hörte er einen dumpfen Schlag und wandte sich. Matafwintha war zu Boden gesunken.

Ihre linke Hand klammerte sich in die durchbrochne Rücklehne des Stuhls, an dem sie niedergeglitten war, während die Rechte sich fest auf den Mosaikboden stemmte.

Ihr bleiches Haupt war vorgebeugt, das prachtvoll rothe Haar stüthete, losgerissen aus dem Scheitelband, über ihre Schultern: ihre scharf geschnittenen Mäustern flogen.

„Königin!“ rief er hinzueilend, sie aufzuheben, „was hat dich befallen?“

Aber ehe er sie berühren konnte, schnellte sie wie eine Schlange empor und richtete sich hoch auf:

„Es war eine Schwäche,“ sagte sie, „die jetzt vorbei: — leb wohl!“

Wankend erreichte sie die Thür und fiel draußen bewußtlos in Aspa's Arme.

Unterdessen hatte sich das unheimliche drohende Ansehen der ganzen Natur noch gesteigert.

Die kleine, rundgeballte Wolke, welche Cethagus am Tage zuvor bemerkt, war der Vorbote einer unge-

heuren schwarzen Wolfenwand gewesen, welche die Nacht über aus dem Osten aufgestiegen war, jedoch seit dem Morgen unbeweglich, wie Verderben brütend, über dem Meere stand und die Hälfte des Horizonts bedeckte.

Aber im Süden brannte die Sonne mit unerträglich stechenden Strahlen aus dem unbewölkten Himmel.

Die gothischen Wachen hatten Helm und Harnisch abgelegt: sie setzten sich lieber den Pfeilen der Feinde als dieser unleidlichen Hitze aus.

Kein Lüftchen regte sich mehr.

Der Ostwind, der jene Wolfenschicht heraufgeführt, war plötzlich gefallen.

Unbeweglich, bleigrau lag das Meer: die Zitterpappeln im Schloßgarten standen regungslos.

Aber in die Tags zuvor ebenfalls verstummte Thierwelt war Angst und Unruhe gerathen.

An dem heißen Sand der Küste hin flatterten Schwalben, Möven und Sumpfvögel unsicher, ziellos, hin und her, ganz nieder an der Erde hinstreichend und mandymal schrille Rufe gellend.

In der Stadt aber liefen die Hunde winselnd aus den Häusern: die Pferde rissen sich in den Ställen los und schlugen, ungeduldig schnaubend, dröhnenden Hufes um sich; kläglich schrieen Katzen, Esel und Maulthiere und von den Dromedaren Belisars rasten und schäumten sich drei zu Tode in wüthenden Anstrengungen, zu entkommen. —

Es neigte jetzt gegen Abend.

Die Sonne drohte, alsbald unter den Horizont zu sinken.

Auf dem Forum des Hercules saß ein Bürger von Ravenna auf der Marmorstufe vor seinem Hause.

Er war ein Winzer und schenkte, wie der verdorrte Rebenzweig über seiner Thür zeigte, in seinem Hause selbst von seinem Gewächs.

Er blickte nach dem drohenden Wettergewölk.

„Ich wollte, es käme Regen,“ seufzte er.

„Kömmt nicht Regen, so kömmt Hagel und zerschlägt vollends, was an Wachsthum draußen die Kasse der Feinde noch nicht zerstampft haben.“

„Kennst du die Truppen unfres Kaisers Feinde?“ flüsterte sein Sohn, ein römischer Patriot.

Aber leise.

Denn eben bog um die Ecke eine gothische Kundsche.

„Ich wollte, der Drusus verschlänge sie alle miteinander, Griechen und Barbaren!“

Die Gothen haben wenigstens immer Durst.

Siehst du, da kömmt der lange Hildebadus, der ist der Durstigsten Einer.

Sollte mich wundern, wenn er heute nicht trinken wollte, da die Steine bersten möchten vor Trockenheit.“

Hildebad hatte die nächste Wache abgelöst und schlenderte nun langsam heran, den Helm im linken Arm, die lange Lanze lässig über der Schulter.

Er schritt an der Weinschenke vorbei, zu großem Befremden ihres Herrn, bog in die nächste Seitengasse und stand bald vor einem hohen und dicken Rundthurm.

— er hieß der Thurm des Aëtius —, in dessen Schatten oben auf dem Walle ein schöner junger Gothe auf und nieder schritt.

Lange, hellblonde Locken rieselten auf seine Schultern: und das zarte Weiß und Roth seines Gesichts, wie die milden blauen Augen gaben ihm ein fast mädchenhaftes Ansehn.

„He, Fridugern,“ rief ihm Hildebad hinauf, „hüthweh!

Blickjunge, hältst du's noch immer aus auf diesem Bratrost da oben?

Und mit Schild und Panzer — uf!“

„Ich habe die Wache, Hildebad!“ sagte der Jüngling sanft.

„Ach, was Wache!

Glaubst du, bei dieser Schmelzofenhitze wird Belisar stürmen?

Ich sage dir, der ist froh, wenn er Luft hat und verlangt heute kein Blut.

Komm mit: ich kam dich zu holen — der dicke Kavenate auf dem Herculesplatz hat alten Wein und junge Töchter — laß uns beide zu Munde führen.“

Der junge Gothe schüttelte die langen Locken und seine Stirn faltete sich.

„Ich habe Dienst und keinen Sinn für Mädchen.

Durst habe ich freilich — schicke mir einen Becher Wein herauf.“

„Ach, richtig, bei Freia, Venus und Maria! du hast ja eine Braut über den Bergen am Danubius!

Und du glaubst, die merkt es gleich und die Treue

sei gebrochen, wenn du hier einer Römerdirne in die Kohlenaugen guckst.

O lieber Freund, bist du noch jung!

Nun, nun, nichts für ungut.

Mir kann's ja recht sein.

Bist sonst ein guter Gesell und wirst schon noch älter werden.

Ich schicke dir vom rothen Massiker heraus — da kannst du dann allein Allgunthens Minne trinken."

Und er wandte sich und war rasch in der Schenke verschwunden.

Bald brachte ein Sklave dem jungen Gothen einen Becher Wein; dieser flüsterte: „Al Heil, Allgunthis!“ und leerte ihn auf einen Zug.

Dann nahm er die Lanze wieder auf die Schulter und ging auf der Mauer auf und nieder, langsamen Schrittes.

„Von ihr sinnen und träumen darf ich wenigstens,“ sagte er, „das wehrt kein Dienst.

Wann werd' ich sie wohl wieder sehn?“

Und er schritt weiter: und blieb dann gedankenvoll im Schatten des mächtigen Thurmes stehn, der schwarz und drohend auf ihn nieder sah.

Bald nach Hildebad zog eine andre Schar Gothen vorbei.

Sie führten in der Mitte einen Mann mit verbundenen Augen und ließen ihn zur Porta Honorii hinaus.

Es war Prokop, der vergeblich noch die festgestellten drei Stunden gewartet hatte.

Es war umsonst: keine Botschaft vom König kam: und mißmuthig verließ der Gesandte die Stadt.

Des Präfecten feiner Plan war, so schien es, an der schlichten Würde des Gothenkönigs gescheitert. —

Und noch eine Stunde verging.

Es war dunkler, aber nicht kühler geworden.

Da erhob sich vom Meere plötzlich ein starker Windstoß aus Süden: er schob die schwarzen Wolkenballen mit rasender Eile nach Norden.

Sie lagerten jetzt dicht und schwer über der Stadt.

Aber auch das Meer, der Südosten, ward dadurch nicht frei.

Denn eine zweite, gleiche Wolkenmauer war dort emporgestiegen und hatte sich unmittelbar an die erste geschlossen.

Der ganze Himmel über Meer und Land war jetzt ein schwarzes Gewölbe.

Hildebad ging, weinmüde, nach seinem Nachtposten an der porta Honorii:

„Noch immer auf Wache, Fridugern?“ rief er dem jungen Gothen hinauf.

„Und noch immer kein Regen!

Die arme Erde!

Wie sie dürsten muß! sie dauert mich!

Gute Wache!“

In den Häusern war es unleidlich schwül: denn der Wind kam aus den heißen Sandwüsten Afrika's.

Die Leute drängten sich, geängstigt von dem drohenden Aussehen des Himmels, hinaus in's Freie, zogen in dichten Haufen durch die Straßen oder lagerten sich in Gruppen in den Vorhallen und Säulengängen der Basiliken.

Auf den Stufen von Sanct Apollinaris drängte sich viel Volk zusammen.

Und es ward, obwohl erst Sonnenuntergangszeit, doch völlig dunkle Nacht. —

Auf dem Ruhebett in ihrem Schlafgemach lag Matafwintha, die Königin, mit todesbleichen Wangen, in schwerer Betäubung.

Aber ohne Schlaf.

Die weitgeöffneten Augen starrten in die Dunkelheit.

Nicht eine Silbe hatte sie auf Aspa's ängstliche Fragen gesprochen und zuletzt die Weinende mit einer Handbewegung entlassen.

Unwillkürlich kehrten in ihrem monotonen Denken die Worte wieder:

Witichis — Rauthgundis — Matafwintha!

Matafwintha — Rauthgundis — Witichis!

Lange, lange lag sie so und nichts schien den unaufhörlichen Kreislauf dieser Worte unterbrechen zu können.

Da plötzlich fuhr ein rother Strahl grell und blendend durch das Gemach und im selben Augenblick schmetterte ein furchtbarer Donnerschlag, ein Donner, wie sie ihn nie vernommen, grollend, knatternd, prasselnd, krachend über die bebende Stadt.

Der Angstschrei ihrer Frauen schlug an ihr Ohr: sie fuhr empor.

Sie setzte sich aufrecht auf dem Ruhebett.

Aspa hatte ihr das Obergewand abgenommen.

Sie trug nur noch das weißseidne Unterkleid: sie warf die wallenden Bogen ihres prachtvollen Haares über die Schultern und lauschte.

Es war eine bange Stille.

Und noch ein Blitz und noch ein Donnerschlag.

Ein Windstoß riß heulend das Fenster von Milchglas auf, das nach dem Hofe führte.

Matafwintha starrte in die Finsterniß hinaus, die jetzt jeden Augenblick von grellen Blitzen unterbrochen wurde.

Unaufhörlich rollte der Donner, selbst das furchtbare Geheul des Sturmes überdröhnend.

Der Kampf der Elemente that ihr wohl.

Sie lauschte begierig, auf die Linke gestützt und mit der Rechten langsam über die Stirne streichend.

Da eilte Aspa herein mit Licht.

Es war eine Fackel, deren Flamme in einer geschlossnen Glasfugel brannte.

„Königin, du —

Aber, bei allen Göttern, wie siehst du aus.

Wie eine Lemure.

Wie die Nachegöttin!“

„Ich wollte, ich wäre es,“ sagte Matafwintha — es war das erste Wort seit langen Stunden, — ohne den Blick vom Fenster zu wenden.

Und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag.

Aspa schloß das Fenster.

„O Königin, die Christinnen unter deinen Mägden sagen: das sei das Ende der Welt, das da komme, und der Sohn Gottes steige nieder auf feurigen Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Huh, welch' ein Blitz!

Und noch kein Tropfe Regen.

Nie hab' ich solch ein Unwetter gesehn.

Die Götter zürnen schwer.“

„Wehe, wenn sie zürnen.

O, ich beneide sie, die Götter.

Sie können hassen und lieben, wie's ihnen gefällt.

Und zermalmen den, der sie nicht wieder liebt.“

„Ach Herrin, ich war auf der Straße: ich komme grade zurück.

Alles Volk strömt in die Kirchen mit Beten und Singen, den Himmel zu versöhnen.

Ich bete zu Kairu und Astarte —

Herrin, betest du nicht auch?“

„Ich fluche!

Das ist auch gebetet.“

„Oh, welch ein Donnerschlag! schrie die Sklavin und stürzte zitternd in die Knie'.

Der dunkelblaue Mantel, den sie trug, glitt von ihren Schultern.

Der Blitz und Donner war so stark gewesen, daß Matafwintha aus den Rissen gesprungen und an's Fenster geeilt war.

„Gnade, Gnade, ihr großen Götter! erbarmt euch der Menschen!“ flehte die Afrikanerin.

„Nein, keine Gnade!

Fluch und Verderben über die elende Menschheit!

Ha, das war schön!

Hörst du, wie sie unten heulen vor Angst auf der Straße?

Noch Einer, und noch ein Strahl!

Ha, ihr Götter, wenn ein Himmelsgott oder Himmelsgötter sind — nur um eins beneid' ich euch — um die Macht eures Hasses, um euren raschen, geflügelten, tödtlichen Blitz!

Ihr schwingt ihn mit der ganzen Wuth und Lust eures Herzens und eure Feinde vergehn: und ihr lacht dazu — der Donner ist euer Gelächter!

Ha, was war das?“

Ein Blitz und ein Donner, der alle frühern übertraf, suchte und frachte.

Aspa fuhr vom Boden auf.

„Was ist das für ein großes Haus, Aspa? die dunkle Masse uns gegenüber?“

Der Blitz hat wohl gezündet — brennt es?“

„Nein, Dank den Göttern! es brennt nicht!

Der Blitz hat sie nur beleuchtet.

Es sind die Kornspeicher des Königs.“

„Ha, habt ihr Fehl geblickt, ihr Götter?“

So schrie die Königin.

„Auch die Sterblichen führen den Blitz der Rache.“

Und sie sprang vom Fenster hinweg, — und das Gemach war plötzlich dunkel.

„Königin — Herrin — wo bist — wohin bist du verschwunden?“ rief Aspa.

Und sie tastete an den Wänden.

Aber das Gemach war leer: und Aspa rief umsonst nach ihrer Herrin. — —

Unten auf der Straße wogte nach der Basilika von Sanct Apollinaris hin ein frommer Zug.

Kavennaten und Gothen, Kinder und Greise, sehr viele Frauen: Knaben mit Fackeln schritten voran, hinter ihnen Priester mit Kreuzstangen und Fahnen.

Und durch das Brüllen des Donners und durch das Pfeifen des Sturmes scholl die alte, feierlich ergreifende Weise:

dulce mihi cruciari,
parva vis doloris est:
malo mori quam foedari:
major vis amoris est.

Die Antwort aber des zweiten Halbchors lautete:

parce, iudex, contristatis
parce peccatoribus,
qui descendis perflammatis
ultor jam in nubibus.

Und der Wittgang verschwand in der Kirche.

Auch die nächsten Aufseher der Kornspeicher schlossen sich dem Zuge an.

Auf den Stufen der Basilika, gerade der Thür der

Speicher gegenüber, saß das Weib im braunen Mantel: still und furchtlos im Aufruhr der Elemente, die Hände nicht gefaltet, aber ruhig im Schoß liegend.

Der Mann in der Sturmhaube stand neben ihr.

Eine gothische Frau, die in die Kirche eilte, erkannte sie im Schein eines Blitzes.

„Du wieder hier, Landsmännin?

Ohne Obdach?

Ich habe dir doch oft genug mein Haus angeboten.

Du scheinst fremd hier in Ravenna?“

„Ich bin fremd.

Doch hab' ich Obdach.“

„Komm mit in die Kirche und bete mit uns.“

„Ich bete hier.“

„Du betest?

Du singst nicht und sprichst nicht?“

„Gott hört mich doch.“

„Bete doch für die Stadt.

Sie fürchten, es komme das Ende der Welt.“

„Ich fürchte es nicht, wenn es kommt.“

„Und bete für unsern guten König, der uns Brod giebt alle Tage.“

„Ich bete für ihn.“

Da tönte der waffenklirrende Schritt von zwei gothischen Kunds die sich an der Basilika kreuzten.

„Ei so donnre, bis du springst,“ schalt der Führer der einen Schar, aber brumme mir nicht in meinen Befehl.

„Haltet an.“

Wisand, du bist's?

Wo ist der König?

Auch in der Kirche?"

„Nein, Hildebad, auf den Wällen.“

„Necht so, da gehört er hin!

Vormwärts, Heil dem König.“

Und die Schritte verhallten.

Da kam ein römischer Lehrer mit einigen seiner Schüler vorbei.

„Aber, Magister,“ mahnte der jüngste, „ich dachte, du wolltest in die Kirche?“

Warum führst du uns sonst aus dem Hause in's Freie bei diesem Unwetter?“

„Das sagte ich nur, um euch und mich aus dem Hause zu bringen.

Was Kirche!

Ich sage dir, je weniger ich Dächer und Mauern um mich weiß, desto wohler ist mir.

Ich führ' euch auf die große, freie Wiese in der Vorstadt.

Ich wollte, wir hätten Regen.

Wäre der Vesuvius nahe genug, wie in meiner Heimat, ich dächte, Ravenna werde heut' ein zweites Herculaneum.

Ich kenne solche Luft, wie sie heute weht — ich traue nicht!“

Und sie gingen vorüber.

„Willst du nicht mit mir gehn, Frau?“ sprach der Mann in der Sturmhaube zu der Gothin.

„Ich muß sehen, Dromon, unsern Gastfreund, jetzt zu treffen: sonst kommen wir diese Nacht wieder nicht unter Obdach.“

Ich kann dich nicht allein lassen im Dunkeln.
Du hast kein Licht bei dir.“

„Siehst du nicht, wie mir die Blitze leuchten?
Geh' nur, ich komme nach.“

Ich muß noch was zu Ende denken —, zu Ende beten.“

Und die Frau blieb allein.

Sie preßte beide Hände fest gegen die Brust und sah gegen den schwarzen Himmel: leise nur bewegten sich ihre Lippen.

Da war es ihr, als sähe sie in den Hoch-Gängen, Gallerien und Ober-Hallen des gewaltigen Holzbau's der Speicher, die in dunkeln Massen ihr gegenüber lagen, aus dem steinernen Rundbau des Circus ragend, ein Licht auftauchen und hin und wieder, auf und abwärts wandeln.

Es mußte wohl eine Täuschung durch die Blitze sein.

Denn jedes frei getragne Licht hätte der Wind in den nach Außen offenen Gallerien verlöscht.

Aber nein: es war doch ein Licht.

Denn in regelmäßigen Zwischenräumen wechselte sein Ausleuchten und sein Verschwinden, wie wenn es hastigen Schrittes entlang den Gängen mit ihren verdeckenden Pfeilern und Halbmauern getragen würde.

Scharf sah die Frau nach dem wechselnden Licht und Schatten — —

Aber plötzlich — o Entsetzen — fuhr sie empor.

Es war ihr: als sei die Marmorstufe, auf der sie gesessen, ein schlafend Thier gewesen, das, plötzlich erwachend, sich leise regte, lebendig wurde — und schwankte, — stark, — von der Linken zur Rechten. —

Blitz und Donner und Sturm ruhten auf einmal. —

Da scholl aus den Speichern ein schriller Schrei.

Hell aufflammte das Licht und verschwand plötzlich. —

Aber auch die Frau auf der Straße stieß einen leisen Angstruf aus.

Denn jetzt konnte sie nicht mehr zweifeln: die Erde bebte unter ihr! —

Ein leises Zucken: und plötzlich zwei, drei starke Stöße: als hebe sich wellenförmig der Boden von der Linken zur Rechten.

Aus der Stadt her tönte Angstgeschrei.

Aus den Thüren der Basilika stürzte in Todesangst die laut kreischende Schar der Beter. —

Noch ein Stoß! —

Die Frau hielt sich mit Mühe aufrecht. —

Und fernher, von der Außenseite der Stadt, scholl ein gewaltiges dumpfes Krachen, wie von massenhaft stürzenden, schweren Lasten.

Ein furchtbares Erdbeben hatte Ravenna heimgesucht.

Einundzwanzigstes Capitel.

Während die Frau sich in der Richtung jenes dumpfen Schlages wandte, drehte sie einen Augenblick den Speichern den Rücken.

Aber rasch wandte sie sich diesen wieder zu.

Denn es war ihr, als sei eine schwere Thüre zugefallen.

Scharf blickte sie hin.

Doch in der tiefen Finsterniß konnte ihr Auge nichts wahrnehmen.

Nur ihr Ohr hörte etwas sacht an der Außenmauer des Gebäudes dahin rascheln.

Und sie glaubte, ein leises Seufzen zu vernehmen.

„Halt,“ schrie die Frau, „wer jammert da?“

„Still, still,“ flüsterte eine seltsame Stimme, „die Erde hat darüber — vor Abscheu — sich geschüttelt, gebebt.

Die Erde bebt — die Todten stehen auf. —

Es kommt der jüngste Tag, — der deckt Alles auf. —

Bald wird er's wissen. —

Oh. —“

Und ein tief gezogner Klagelaut — und ein Rauschen von Gewändern — und -Stille.

„Wo bist du? bist du wund?“ rief die Frau tastend.

Da zuckte ein heller Blitz, — der erste seit dem Erdstoß — und zeigte, vor ihren Füßen liegend, eine verhüllte Gestalt.

Weisse und dunkelblaue Frauenkleider. —

Das Weib langte nach dem Arm der Liegenden.

Aber rasch sprang diese bei der Berührung auf und war mit einem Schrei im Dunkel verschwunden.

Das Ganze war so rasch und ungeheuerlich wie ein Traumgesicht: nur eine breite goldne Armspange, mit einer grünen Schlange von Smaragden, die in ihrer Hand zurückgeblieben, war ein Pfand der Wirklichkeit dieser unheimlichen Erscheinung.

Und wieder tönten die ehrnen Schritte der gothischen Wachen.

„Hildebad, Hildebad, zu Hülfe!“ rief Wisand.

„Hier bin ich — was ist? wohin soll ich?“ fragte dieser mit seiner Schaar entgegen kommend.

„An das Thor des Honorius!“

Dort ist die Mauer eingestürzt und der dicke Thurm des Aëtius liegt in Trümmern. —

Zu Hülfe, in die Lücke!“

„Ich komme — — armer Fridugern.“

In dem gleichen Augenblick stürmte draußen im Lager der Byzantiner Cethegus der Präfect in das Feldherrnzelt Belisar's.

Er war in voller Rüstung, der purpurdunkle Rossschweif flatterte um seinen Helm.

Seine Gestalt war hoch aufgerichtet.

Feuer leuchtete in seinen Augen.

„Auf! was säumst du, Feldherr Justinians?“

Die Mauern deiner Feinde stürzen von selber ein.

Offen liegt vor dir des letzten Gothenkönigs letzte Burg. —

Und du? was thust du in deinem Zelt? — —“

„Ich verehere die Größe des Allmächtigen!“ sagte Belisar mit edler Ruhe.

Antonina stand neben ihm, den Arm um seinen Nacken geschlungen. —

Ein Betschemel und ein hohes Kreuz zeigte, in welchem Thun die wilde Gluth des Präfecten das Paar gestört.

„Das thu' morgen. — Nach dem Sieg.

Jetzt aber: stürme!“

„Jetzt stürmen!“ sprach Antonina, „welcher Frevel!

Die Erde bebte in ihren Grundvesten, erschüttert und erschreckt.

Denn Gott der Herr spricht in diesen Wettern!“

„Laß ihn sprechen!

Wir wollen handeln.

Belisar, der Thurm des Aëtius und ein gutes Stück Mauer ist eingestürzt.

Ich frage dich, willst du stürmen?"

„Er hat nicht Unrecht,“ meinte Belisar, in dem die Kampflust erwachte. —

„Aber es ist finstre Nacht. — —“

„Im Finstern find' ich den Weg zum Sieg und in das Herz von Ravenna.

Auch leuchten die Blitze.“

„Du bist ja plötzlich sehr kampfeselig,“ zögerte Belisar.

„Ja, denn jetzt hat's Vernunft zu kämpfen.

Die Barbaren sind verblüfft.

Sie fürchten Gott und vergessen ihrer Feinde.“

Im gleichen Augenblick eilten Prokop und Marcus Licinius in das Zelt.

„Belisar,“ meldete der erste, „der Erdstoß hat deine Zelte am Nordgraben umgestürzt und eine halbe Cohorte Äthyer darunter begraben!“

„Hülfe, Hülfe! meine armen Leute!“ rief Belisar und eilte aus dem Zelte.

„Cethegus,“ berichtete Marcus, „auch eine Cohorte deiner Isaurier liegt unter ihren Zelten verschüttet.“

Aber ungeduldig, den Helm schüttelnd, frug der Präfect: „was ist mit dem Wasser in dem gothischen Graben vor dem Aëtiusthurm? hat der Erdsplatt es nicht verringert?“

„Ja, das Wasser ist verschwunden — der Graben ist ganz trocken.

Horch, das Wehegeschrei! Deine Isaurier sind's: sie

stöhnen und wimmern unter der Verschüttung und schreien um Hilfe.

„Laß sie schreien!“ sprach Cethegus. „Der Graben ist wirklich trocken?“

So laß zum Sturm blasen.

Folge mir mit allen Söldnern, die noch leben.“

Und unter Blitz und Donner, die jetzt wieder unaufhörlich rasten, eilte der Präfect zu seinen Schanzen, wo seine römischen Legionare und der Rest der Isaurier unter Waffen standen.

Nach übersah er sie: es waren viel zu wenige, um mit ihnen allein die Stadt zu nehmen.

Aber er wußte, daß ein günstiger Erfolg alsbald Belisar mit fortreißen würde.

„Lichter, Fackeln her!“ rief er und trat mit einer Pechfackel in der Linken vor die Fronte seiner römischen Legionare.

„Vorwärts,“ befahl er, „die Schwerter heraus!“

Aber kein Arm rührte sich.

Sprachlos vor Staunen und mit Grauen blickten Alle, auch die Führer, auch die Licinier, auf den dämonischen Mann, der im Aufruhr der ganzen Natur nur an sein Ziel dachte und die Elemente, die Schrecken Gottes, nur als Mittel ansah zu seinem Zweck.

„Nun, habt ihr auf mich zu hören, oder auf den Donner?“ rief er.

„Feldherr,“ mahnte ein Centurio vortretend, „sie beten.“

Denn die Erde bebt.“

„Glaubt ihr, Italia wird ihre Kinder verschlingen?

Nein, ihr Römer, seht: der Boden selbst von Italien erhebt sich gegen die Barbaren.

Er bäumt sich, sprengt ihr Joch und ihre Mauern fallen.

Roma! Roma aeterna!“

Das zündete.

Es war eines jener cäsarischen Worte, welche die Männer und die Waffen fortreißen.

„Roma! Roma aeterna!“ riefen zuerst die Licinier dann die Tausende der römischen Jünglinge: und durch Nacht und durch Grauen, durch Blitz und Donner und Sturm, folgten sie dem Präfecten, dessen dämonischer Schwung sie mit fortriß.

Die Begeisterung ließ ihnen Flügel.

Rasch waren sie über den breiten Graben hinweg, dem sie sonst kaum zu nahen gewagt. —

Cethegus der erste am jenseitigen Rand. —

Die Fackeln hatte der Sturm gelöscht. —

Im Finstern fand er den Weg.

„Sieher, Licinius,“ rief er, „mir nach! hier muß die Lücke sein.“

Und er sprang vorwärts, rannte aber gegen einen harten Körper und taumelte zurück.

„Was ist das?“ fragte Lucius Licinius hinter ihm, „eine zweite Mauer?“

„Nein,“ sprach eine ruhige Stimme von drüben, „aber gothische Schilde.“

„Das ist der König Witichis,“ sagte der Präfect grimmig und maß mit bitterm Haß die dunkeln Gestalten.

Er hatte auf Ueberraschung gezählt.

Seine Hoffnung war getäuscht.

„Hätt' ich ihn,“ sprach er grimmig in sich hinein, er sollte nicht mehr schaden.“

Da wurden von rückwärts viele Fackeln sichtbar und die Trompeten schmetterten.

Belisar führte sein Heer zum Sturm gegen den Mauersturz.

Prokop erreichte den Präfecten: „Nun, was stocht ihr? Halten euch neue Wälle auf?“

„Ja, lebendige Wälle.

Da stehen sie,“ und der Präfect deutete mit dem Schwert.

„Unter den noch fallenden Trümmern, diese Gothen! — Nun wahrlich!“ rief Prokop:

»si fractus illabatur orbis,
impavidos ferient ruinae!«

Das sind muthige Männer.“

Aber jetzt war Belisar mit seinen dichten, zum Angriff bereiten Scharen heran.

Einen Augenblick noch, — nur die Führer eilten noch, Befehle ertheilend hin und wieder, — einen Augenblick noch und ein furchtbares Morden mußte beginnen.

Da erglühete plötzlich der ganze Horizont über der Stadt.

Eine Flammensäule schoß hoch empor, und zahllose Funken stoben nieder.

Es schien Feuer vom Himmel zu regnen.

Im rothen Licht glänzte ganz Ravenna.

Es war ein furchtbar herrlicher Anblick.

Die beiden Heere, im Begriff handgemein zu werden, hielten inne.

„Feuer! Feuer! Witichis! König Witichis,“ schrie jetzt ein Reiter, der von der Stadt her jagte, es brennt.“

„Das sehen wir. Laß brennen, Markja! Erst sechten, dann löschen.“

„Nein, nein, Herr! alle deine Speicher brennen!

Dein Getreide fliegt in Myriaden Funken durch die Luft.“

„Die Speicher brennen!“ schrien Gothen und Byzantiner.

Witichis versagte die Stimme, zu fragen.

„Der Blitz muß schon lange im Innern gezündet haben.

Es hat von Innen heraus Alles zusammengebrannt.

Da sieh, sieh hin. —“

Ein stärkerer Stoß des Sturmwindes fuhr in die Lohe und entfachte sie riesengroß.

Die Flammen flogen auf die nächsten Dächer.

Zugleich schien der hölzerne Dachstuhl des hohen Gebäudes jetzt hinabzustürzen.

Denn nach einem schweren Schlag schossen abermals viele, viele tausende von Funken empor.

Es war ein Flammenmeer.

Witichis wollte das Schwert erheben zum Befehl — matt sank sein Arm herunter.

Cethegus sah's: „Jetzt.“ rief er, „jetzt zum Sturm!“

„Nein, haltet ein!“ rief mit einer Löwenstimme Belisarius.

„Der ist ein Feind des Kaisers, der ist des Todes, der das Schwert erhebt.“

Zurück in's Lager — Alle: jetzt ist Ravenna mein — und morgen fällt's von selbst.“

Und seine Tausenden folgten ihm und zogen zurück. Cethegus knirschte. Er allein war zu schwach.

Er mußte nachgeben.

Sein Plan war gescheitert.

Er hatte die Stadt mit Sturm nehmen wollen, um, wie in Rom, sich in ihren Hauptwerken festzusetzen.

Und er sah voraus, daß sie nun ganz in Belisar's Hand werde geliefert werden.

Grollend führte er die Seinen zurück.

Aber es sollte anders kommen, als Belisar und Cethegus dachten.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der König hatte den Schutz der Mauerlücke am Thurm des Aëtius Hildebad übertragen und war sofort auf die Brandstätte geeilt.

Als er dort eintraf, fand er das Feuer im Erlöschen — aber nur aus Mangel an Nahrung.

Der ganze Inhalt der Speicher, sammt deren Brettergerüsten, und dem Dach, Alles was durch Feuer zerstörbar, war bis auf den letzten Splitter und das letzte Korn verbrannt.

Nur die nackten, ruß- und rauchgeschwärzten Steinmauern des ursprünglichen Marmorbaus, des Circus des Theodosius, starrten noch gen Himmel.

Ein Mal des Blitzstrahls war an ihnen nicht wahrzunehmen.

Das Feuer mußte sehr lange Zeit von Innen heraus, wo der Blitz den Holzbau entzündet haben mochte, unvermerkt fortgeglimmt sein und sich über alle Innenräume des Holzbaus schleichend verbreitet haben.

Als Flammen und Rauch aber zu den Dachlücken herauschlugen, war alle Hülfe zu spät.

Krachend war bald darauf der Nest des Holzbaues zusammengestürzt: die Einwohner hatten vollauf zu thun, die nächsten, theilweise schon vom Feuer ergriffenen Häuser zu retten.

Dies gelang mit Hülfe des Regens, welcher kurz vor Tagesanbruch endlich einfiel und dem Sturm, sowie dem Blitz und Donner ein Ende machte.

Aber statt der Speicher beleuchtete die aufgehende Sonne, als sie das Gewölk zerstreute, nur einen trostlosen Haufen Schutt und Asche in der Mitte des Marmor-Rundbaus.

Schweigend, mit tief gesenktem Haupt, lehnte der König lange Zeit diesen Ruinen gegenüber an einer Säule der Basilika.

Ohne Regung, nur manchmal den Mantel auf der mächtig arbeitenden Brust zusammen drückend.

Im Anblick dieser Trümmer war ein schwerer Entschluß in ihm gereift.

Jetzt ward es grabesstill in seinem Innern.

Aber um ihn her auf dem Platze wogte das Elend der verzweifelnden Armen von Ravenna betend, fluchend, weinend, scheltend.

„O, was wird jetzt aus uns!“

„O, wie war das Brod so weiß, so gut, so duftend, das ich noch gestern hier erhielt.“

„O, was werden wir jetzt essen.“

„Bah, der König muß aushelfen.“

„Ja, der König muß Rath schaffen.“

„Der König?“

„Ach, der arme Mann, woher soll er's nehmen?“

„Hat er doch selbst nichts mehr.“

„Das ist keine Sache.“

„Er allein hat uns in all die Noth gebracht.“

„Er ist an Allem Schuld.“

„Was hat er die Stadt nicht lang dem Kaiser übergeben.“

„Ja wohl, ihrem rechtmäßigen Herrn!“

„Fluch den Barbaren!“

„Sie sind an Allem Schuld.“

„Nicht alle, nein, der König allein.“

Seht ihr's denn nicht?

Es ist die Strafe Gottes!“

„Strafe? wofür?“

Was hat er verbrochen?

Er gab dem Volke von Ravenna Brod!“

„So wißt ihr's nicht? Wie kann der Ehe-Schänder die Gnade Gottes haben?“

Der sündige Mann hat ja zwei Weiber zugleich!

Der schönen Mataswintha hat ihn gelüftet.

Und er ruhte nicht, bis sie sein eigen war. —

Sein ehlich Weib hat er verstoßen.“

Da schritt Witichis unwillig die Stufen herab.

Ihn ekelte des Volkes.

Aber sie erkannten seinen Schritt.

„Da ist der König!“

Wie finster er blickt,“ riefen sie durcheinander und wichen zur Seite.

„D, ich fürchte ihn nicht.“

Ich fürchte den Hunger mehr als feinen Born.

Schaff' uns Brod, König Witichis.

„Hörst du's, wir hungern!“ sprach ein zerlumpter
Alter und faßte ihn am Mantel.

„Brod, König!“

„Guter König, Brod!“

„Wir verzweifeln!“

„Hilf uns!“

Und wild drängte sich die Menge um ihn.

Ruhig, aber kräftig machte sich Witichis frei.

„Geduldet euch,“ sprach er ernst.

„Bis die Sonne sinkt, ist euch geholfen.“

Und er eilte nach seinem Gemach.

Dort warteten auf ihn mehrere Diener Mataswinthens
und ein römischer Arzt.

„Herr,“ sprach dieser mit besorgter Miene, „die
Königin, deine Gemahlin ist sehr krank.“

Die Schrecken dieser Nacht haben ihren Geist ver-
wirrt.

Sie spricht wirre Fieberreden.

Willst du sie nicht sehen?“

„Nicht jetzt, sorgt für sie.“

„Sie reichte mir,“ fuhr der Arzt fort, „mit größter
Angst und Sorge diesen Schlüssel.“

Er schien sie in ihren Wahnrreden am Meisten zu
beschäftigen.

Sie holte ihn unter ihrem Kopfkissen hervor.

Und sie ließ mich schwören, ihn nur in deine Hand zu geben, er sei von höchster Wichtigkeit."

Mit einem bitteren Lächeln nahm der König den Schlüssel und warf ihn zur Seite.

„Er ist es nicht mehr.

Geht, verlaßt mich und sendet meinen Schreiber.“

Eine Stunde später ließ Prokop den Präfecten in das Zelt des Feldherrn eintreten.

Als er eintrat, rief ihm Belifar, der mit hast'gen Schritten auf und nieder ging, entgegen: „Das kommt von deinen Plänen, Präfect!

Von deinen Künsten! von deinen Lügen!

Ich hab' es immer gesagt: vom Lügen kommt Verderben: und ich verstehe mich nicht d'rauf!

O, warum bin ich dir gefolgt!

Jetzt steck' ich in Noth und Schande!“

„Was bedeuten diese Tugendreden?“ fragte Cethegus seinen Freund.

Dieser reichte ihm einen Brief. „Lies. Diese Barbaren sind unergründlich in ihrer großartigen Einfalt.

Sie schlagen den Teufel durch Kindesinn; lies.“

Und Cethegus las mit Staunen.

„Du hast mir gestern drei Dinge zu wissen gethan: Daß die Franken mich verrathen haben.

Daß du im Bund mit den Franken das Westreich deinem undankbaren Kaiser entreißen willst.

Daß du uns Gothen freien Abzug über die Alpen ohne Waffen anbietest.

Darauf habe ich dir gestern geantwortet, die Gothen

geben nie ihre Waffen ab und räumen nicht Italien, die Eroberung und Erbschaft ihres großen Königs: eher fall' ich hier mit meinem ganzen Heer.

So habe ich gestern gesprochen.

So spreche ich heute noch, obwohl sich Feuer, Wasser, Luft und Erde gegen uns empörten.

Aber was ich immer dunkel gefühlt, hab' ich heut' Nacht unter den Flammen meiner Vorräthe klar erkannt: es liegt ein Fluch auf mir.

Um meinetwillen erliegen die Gothen.

Ich bin das Unglück meines Volks.

Das soll nicht länger also sein.

Nur meine Krone versperrte einen ehrenvollen Ausweg: sie soll's nicht mehr.

Du erhebst dich mit Recht gegen Justinian, den treulosen und undankbaren Mann.

Er ist unser Feind wie deiner.

Wohlan: stütze dich, statt auf ein Heer der falschen Franken: auf das ganze Volk der Gothen, deren Kraft und Treue dir bekannt.

Mit jenen sollst du Italien theilen: mit uns kannst du es ganz behalten.

Laß mich den Ersten sein, der dich begrüßt wie als Kaiser des Abendlands so als König der Gothen.

Alle Rechte bleiben meinem Volk, du trittst einfach an meine Stelle.

Ich selber setze dir meine Krone auf das Haupt und wahrlich: kein Justinian soll sie dir entreißen.

Verwirrft du diesen Antrag: so mache dich gefaßt auf einen Kampf, wie du noch keinen gekämpft.

Ich breche dann mit fünfzigtausend Gothen in dein Lager.

Wir werden fallen.

Aber auch dein ganzes Heer.

Eins oder das Andre.

Ich hab's geschworen.

Wähle.

Witichis."

Einen Augenblick war der Präfect auf's Furchtbarste erschrocken.

Rasch hatte er einen forschenden Blick auf Belisar geworfen.

Aber dieser Eine Blick beruhigte ihn wieder ganz.

„Er ist ja Belisar,“ sagte er sich abermals.

„Aber gefährlich ist es immer, mit dem Teufel spielen.

Welche Versuchung! —“

Er gab den Brief zurück und sagte lächelnd:

„Welch ein Einfall!

Wozu doch die Verzweiflung führt.“

„Der Einfall,“ meinte Prokop, „wäre gar so übel nicht, wenn —“

„Wenn Belisar nicht Belisar wäre,“ lächelte Cethegus.

„Spart euer Lachen,“ schalt dieser.

„Ich bewundre den Mann.

Und es darf mich nicht mehr beleidigen, daß er mich der Empörung fähig hält.

Hab' ich es ihm doch selber vorgelegen.“

Und er stampfte mit dem Fuß.

„Rathet jetzt und helft!

Denn ihr habt mich in diese leidige Wahl geführt.

Ja sagen kann ich nicht.

Und sag' ich nein: — darf ich des Kaisers Heer als vernichtet anseh'n.

Und muß obenein bekennen, daß ich die Empörung nur erlogen.“

Cethegus sann schweigend nach, das Kinn mit der Linken langsam streichend.

Plötzlich durchblitzte ihn ein Gedanke.

Ein Strahl der Freude flog verschönernd über sein Gesicht: „so kann ich sie beide verderben!“

Er war in diesem Augenblick sehr mit sich zufrieden.

Aber erst wollte er Belisar ganz sicher machen.

„Du kannst vernünftigerweise nur zwei Dinge thun,“ sagte er zaudernd.

„Nede: ich sehe weder eins noch das andre.“

„Entweder wirklich annehmen —“

„Präfect,“ rief Belisar grimmig und fuhr an's Schwert.

Prokop hemmte erschrocken seinen Arm. —

„Keinen solchen Scherz mehr, Cethegus, so lieb dir dein Leben.“

„Oder,“ fuhr dieser ruhig fort, „zum Schein annehmen.“

Dhne Schwertstreich einziehen in Ravenna.

Und — — die Gothenkrone sammt dem Gothenkönig nach Byzanz schicken.“

„Das ist glänzend!“ rief Prokop.

„Das ist Verrath!“ rief Belifar.

„Es ist beides,“ sagte Cethegus ruhig.

„Ich könnte dem Gothenvolk nicht mehr in die Augen sehn.“

„Das ist auch nicht nöthig.

Du führst den gefangnen König nach Byzanz.

Das entwaffnete Volk hört auf, ein Volk zu sein.“

„Nein, nein, das thu' ich nicht.“

„Gut. So laß dein ganzes Heer Testamente machen.

Leb wohl, Belifar.

Ich gehe nach Rom.

Ich habe durchaus nicht Lust, fünfzigtausend Gothen in Verzweiflung kämpfen zu sehen.

Und wie wird Kaiser Justinianus den Verderber seines besten Heeres loben!“

„Es ist eine furchtbare Wahl,“ zürnte Belifar.

Da trat Cethegus langsam auf den Feldherrn zu.

„Belifar,“ sprach er mit gemüthvoller, tief aus der Brust geschöpfter Stimme: „du hast mich oft für deinen Feind gehalten.

Und ich bin zum Theil dein Gegner.

Aber wer kann neben Belifar im Feld gestanden sein, ohne den Helden zu bewundern?“

Und seine Weise war so feierlich und salbungsvoll, wie man sie nie an dem sarkastischen Präfecten sah.

Belifar war ergriffen und selbst Prokop erstaunte.

„Ich bin dein Freund, wo ich es sein kann.

Und will dir diese Freundschaft in diesem Augenblick durch meinen Rath bewähren.

Glaubst du mir, Belisarius?"

Und er legte die linke Hand auf des Helden Schulter, bot ihm treuherzig die Rechte, und sah ihm tief in's Auge.

„Ja,“ sagte Belisar, „wer könnte solchem Blick mißtrauen.“

„Siehe, Belisar, nie hat ein edler Mann einen mißtrauischern Herrn gehabt als Du. —

Der letzte Brief des Kaisers ist die schwerste Kränkung deiner Treue.“

„Das weiß der Himmel.“

„Und nie hat ein Mann,“ — hier faßte er ihn an beiden Händen — „herrlichere Gelegenheit gehabt, das schönste Mißtrauen zu beschämen, sich auf's Glorreichste zu rächen, seine Treue sonnenklar zu zeigen.

Du bist verläumdert, du trachtetest nach der Herrschaft des Abendlandes.

Wohlan, bei Gott: du hast sie jetzt in Händen.

Zieh' in Ravenna ein, laß dir von Gothen und Italiern huldigen und zwei Kronen auf dein Haupt setzen.

Ravenna dein, dein blindergebnes Heer, die Gothen, die Italier — wahrlich, du bist unantastbar.

Justinian muß zittern zu Byzanz und sein stolzer Marses ist ein Strohalm gegen deine Macht.

Du aber, der du all' dies in Händen hast, — du legst all' die Macht und all' die Herrlichkeit deinem Herrn zu Füßen und sprichst:

Siehe, Justinianus, Belisar ist lieber dein Knecht als der Herr des Abendlands.

So glorreich, Belifar, ward Treue noch nie auf Erden erprobt."

Cethegus hatte das Herz seines Herzens getroffen. Sein Auge leuchtete.

„Recht hast du, Cethegus, komm an mein Herz, hab' Dank.

Das ist groß gedacht.

O, Justinian, du sollst vor Scham vergehn!"

Cethegus entzog sich der Umarmung und schritt zur Thüre.

„Armer Witichis," flüsterte Prokop ihm zu; „er wird diesem Musterstück von Treue aufgeopfert. —

Jetzt ist er verloren."

„Ja," sagte Cethegus, „er ist verloren, gewiß."

Und draußen vor dem Zelt warf er den Mantel über die linke Schulter und sprach:

„Aber gewisser noch du selber, Belifar."

In seinem Quartier trat ihm Lucius Vicinius gerüstet entgegen.

„Nun, Feldherr," fragte er, „die Stadt ist noch nicht übergeben. Wann geht's zum Kampf?"

„Der Kampf ist aus, mein Lucius.

Leg' deine Waffen ab und güerte dich, zu reisen.

Du gehst noch heute mit geheimen Briefen von mir ab."

„An wen?"

„An den Kaiser und die Kaiserin.“

„Nach Byzanz?“

„Nein, zum Glück sind sie ganz nah, in den Bädern von Epidaurus.“

Eile dich.

In fünfzehn Tagen mußt du zurück sein, nicht einen halben später.

Italiens Schicksal harret auf deine Wiederkunft.“

Sowie Prokop mündlich die Antwort Belisar's dem Gothenkönig überbracht, berief dieser in seinen Palast die Führer des Heeres, die vornehmsten Gothen und eine Anzahl von vertrauten einfach Freien, theilte ihnen das Geschehene mit und forderte ihre Zustimmung.

Wohl waren sie anfangs mächtig überrascht: und ein Schweigen des Staunens folgte auf seine Worte.

Endlich sprach Herzog Guntharis, mit Nührung auf den König blickend:

„Die letzte deiner Königsthaten, Witichis, ist so edel, ja edler als alle deine früheren.“

Dich bekämpft zu haben werd' ich ewig bereuen.

Ich habe mir lange geschworen, es zu sühnen, indem ich dir blindlings folge.

Und wahrlich: in diesem Fall hast du zu entscheiden: denn du opferst das Höchste: eine Krone.

Soll aber ein Andreer als du König sein, — leichter

mögen die Wölfsungen einem Fremden, einem Belisar als einem Gothen nachstehn.

Und so folg' ich dir und sage: ja, du hast gut und groß gehandelt."

„Und ich sage nein! und tausendmal nein!“ rief Hildebad.

Bedenkt, was ihr thut!

Ein Fremder an der Spitze der Gothen!“

„Was ist das Andres, als was andre Germanen vor uns gethan, Quaden und Heruler und Markomannen?“ sagte Witichis ruhig, „ja was Andres, als was unsre glorreichsten Könige und selbst Theoderich gethan?“

Sie leisteten dem Kaiser Waffendienst und erhielten dafür Land.

So lautet der Vertrag, nach dem Theoderich Italien von Kaiser Zeno nahm.

Ich erachte Belisar nicht geringer als Zeno und mich wahrlich nicht besser als Theoderich.“

„Ja, wenn es Justinian wäre,“ fügte Guntharis bei.

„Nie unterwerf' ich mich dem feigen und falschen Tyrannen.“

Aber Belisarius ist ein Held. —

Kannst du das leugnen, Hildebad?

Hast du vergessen, wie er dich vom Gaul gerannt?“

„Schlag mich der Donner, wenn ich's ihm vergesse.“

Es ist das Einzige, was mir an ihm gefallen hat.“

„Und das Glück ist mit ihm, wie mit mir das Unglück war.“

Und wir bleiben frei wie bisher und schlagen nur seine Schlachten gegen Byzanz.

Er wird uns Rache schaffen an dem gemeinsamen Feind.“

Und fast alle Versammelten stimmten bei.

„Nun, ich kann euch nicht in Worten widerlegen.“
rief Hildebad. —

„Bon je hab' ich die Zunge ungefüger, als die Art geführt. —

Aber ich fühl' es deutlich: ihr habt Unrecht. —

Hätten wir nur den schwarzen Grafen hier: der würde sagen können, was ich nur spüre.

Mögt ihr's nie bereuen!

Mir aber sei's vergönnt, aus diesem ungeheuerlichen Mischreich davon zu gehn.

Ich will nicht leben unter Belisar.

Ich zieh' auf Abenteuer in die Welt: mit Schild und Speer und groben Sieben kömmt man weit.“

Witichis hoffte, den treuen Gefellen in vertrautem Gespräch wohl noch umzustimmen.

Er fuhr jetzt in der Sache fort, die ihm so sehr am Herzen lag.

„Vor Allem hat sich Belisar Schweigen ausbedungen, bis er Ravenna besetzt hat.

Es steht zu fürchten, daß einige seiner Heerführer mit ihren Truppen von einer Empörung gegen Justinian nichts wissen wollen.

Diese, sowie die verdächtigen Quartiere von Ravenna.

müssen von den Gothen und den verlässigen Anhängern Belisar's umstellt sein, ehe die Entscheidung fällt."

„Hütet euch,“ warnte Hildebad, „daß ihr nicht selbst in diese Grube fallt!“

Wir Gothen sollen uns nicht auf's Fein=Spinnen verlegen.

's ist, wie wenn der Waldbär auf das Seil steigt — er fällt doch über kurz oder lang.

Lebt wohl — mög' es besser ausfallen als ich ahne.

Ich gehe, von meinem Bruder Abschied zu nehmen.

Der, wie ich ihn kenne, wird wohl mit diesem Römer = Gothen = Staate sich versöhnen.

Der schwarze Teja aber, denk' ich, zieht mit mir davon.“ —

Am Abend durchlief die Stadt das Gerücht von einer Capitulation.

Die Bedingungen waren ungewiß.

Aber gewiß war, daß Belisar auf Verlangen des Königs große Borräthe von Brod, Fleisch und Wein in die Stadt schickte, welche an die Armen vertheilt wurden.

„Er hat Wort gehalten!“ sagten diese und segneten den König.

Dieser erkundigte sich nun nach dem Befinden der Königin und erfuhr, daß sie sich langsam wieder beruhigte und erhole.

„Geduld: — sprach Witichis aufathmend — auch sie wird bald frei und meiner ledig.“

Es dunkelte bereits, als eine starke Schar berittner Gothen sich aus der innern Stadt nach der Mauerlücke am Thurm des Aëtius wandte. —

Ein langer Reiter voran: dann eine Gruppe, welche auf quergelegten Lanzen eine mit Tüchern und Mänteln verhüllte Last in schweren Kisten trug.

Dann der Rest der stark gerüsteten Männer.

„Auf mit dem Nothriegel! rief der Führer, wir wollen hinaus.“

„Du bist es, Hildebad?“ rief der Wache haltende Graf Wisand, und gab Befehl zu öffnen.

„Weißt du schon, die Stadt wird morgen übergeben. Wo willst du hin?“

„In die Freiheit!“ rief Hildebad und gab seinem Noß die Sporen.

Dreißigstes Capitel.

Mehrere Tage waren vergangen, bis die Königin Mataswintha sich aus den wirren Fieberphantasien und aus dem von wilden Träumen gequälten Schlummer, der auf dieselben gefolgt war, erhoben hatte.

Theilnahmslos und stumpf stand sie der ganzen Außenwelt und den gewaltigen Entscheidungen gegenüber, welche sich damals vorbereiteten.

Sie schien keine Empfindung mehr zu haben, als das eine Gefühl ihrer ungeheuern frevelhaften Thaten.

Und rasch hatte sich der wild frohlockende Triumph des Hasses, mit welchem sie die Fackel in der Hand durch die Nacht gestürmt war, in zerstörende Neue, in Grauen und Entsetzen verwandelt.

In dem Augenblick, da sie die arge That gethan, hatte sie der Erdstoß in die Kniee geworfen: und ihr von allen Leidenschaften erregter Sinn, ihr im Moment des vollendeten Frevels erwachendes Gewissen glaubte, die Erde wolle sich über ihre Unthat empören: und sie sah die Rache des Himmels hereinbrechen über ihr schuldigtes Haupt.

Und als sie nun, in ihrem Gemache wieder angelangt,

alsbald die Lohe, welche ihre Hand entzündet, riesengroß emporsteigen sah, als sie das tausendstimmige Wehegeschrei der Ravennaten und Gothen vernahm, da schien jede Flamme an ihrem Herzen zu nagen und jede der klagenden Stimmen sie zu verfluchen.

Sie verlor das Bewußtsein: sie brach zusammen unter den Folgen ihrer That.

Als sie die Besinnung wieder gefunden und sich allmählig des Geschehenen wieder erinnert hatte, war die Kraft ihres Hasses gegen den König völlig gebrochen.

Ihre Seele war geknickt.

Tiefste Neue über ihre That, zitternde Scheu, je wieder vor sein Antlitz treten zu sollen, erfüllte sie ganz.

Um so mehr, als sie selbst wußte und von allen Seiten vernahm, wie der Untergang der Magazine den König zur Ergebung an seine Feinde zwingen werde.

Ihn selber sah sie nicht.

Auch als er einmal einen Augenblick Zeit fand, persönlich nach ihrem Zustand in ihren Gemächern sich zu erkundigen, beschwor sie die staunende Aspa, um keinen Preis den König vor ihr Antlitz treten zu lassen: obwohl sie wieder seit mehreren Tagen das Lager verlassen und häufig arme Leute aus der Stadt empfangen hatte, ja die Darbenden auffordern ließ, sich bei ihr zu melden.

Sie pflegte dann eigenhändig die für sie und ihren Hof bestimmten Speisen und mit maßloser Freigebigkeit Schmuck, Gold und Kostbarkeiten an sie zu vertheilen.

Solchen Besuch eines Bettlers erwartete sie, als ein

Mann in braunem Mantel und einer Sturmhaube wiederholt und dringend sie um die Gnade gebeten hatte, sie möchte nicht ihm, sondern einer armen Frau ihres Volkes die Gunst einer Unterredung ohne Zeugen gewähren.

„Es gelte des Königs Heil: es gelte zu warnen vor thätigem überführbarem Verrath, der seine Krone, vielleicht sein Leben, bedrohe.

Matašwintha gewährte eifrig die Bitte. —

Mochte es ein Irrthum, ein Vorwand sein: sie durfte nicht mehr abweisen, was auch nur mit dem Vorwand seiner Rettung an sie trat.

Auf Sonnenuntergang bestellte sie das Weib. —

Die Sonne war gesunken.

Der Sünden kennt fast keine Dämmerung.

Es war finster beinahe, als der schon lange im Vorsaal harrenden Frau eine Sklavin winkte.

Die Königin, krank und schlaflos des Nachts, habe erst zur achten Stunde Schlummer gefunden.

Eben erst erwacht sei sie sehr schwach.

Gleichwohl solle die Bittende vorgelassen werden, da es dem König gelte.

„Ist das aber auch gewiß wahr?“ forschte die Sklavin.

„Nicht unnütz möcht' ich meine Herrin mühen:“ — es war Aspa — „wenn ihr nur Gold damit erlisten wolltet, sagt es mir frei.

Ihr sollt mehr haben als ihr begehrt — nur schont meine Herrin.

Gilt es dem König wirklich?“

„Es gilt dem König!“

Seufzend führte Aspa die Frau in das Gemach Matafwinthens.

Diese erhob sich, das Haupt und Haar von dichtem Tuch umwunden, ganz in leichtes, weißes Krankengewand gekleidet, im Hintergrund des großen Gemaches von dem Lager, an welchem ein runder Mosaiktisch stand.

Die goldne Ampel, welche über demselben in die Wand eingelassen war, brannte bereits mit mattem Licht.

Aber sie blieb auf dem Rand des Lagers müde sitzen.

„Tritt näher,“ sprach sie.

„Es gilt dem König? warum zögerst du?“

„Nede.“

Das Weib deutete auf Aspa.

„Sie ist verschwiegen und treu.“

„Sie ist ein Weib.“

Auf einen Wink Matafwinthens entfernte sich ungerne das Mädchen.

„Amelungentochter — ich weiß: nur des Reiches Noth, nicht Liebe, hat dich zu ihm geführt. —

(Wie wunderschön sie ist, obzwar todesbläß!)

Doch, Gothenkönigin bist du: keine Königin — ob du ihn auch nicht liebst: — sein Reich, sein Sieg muß dir das Höchste sein.“

Matafwintha griff nach der Goldlehne des Lagers.

„So denkt jede Bettlerin im Gothenvolk!“ seufzte sie.

„Zu ihm kann ich nicht sprechen.“

Aus eignen Gründen.

So sprich' ich denn zu dir, der es am Meisten
zusteht, ihn vor Verrath zu warnen. Höre mich."

Und sie trat näher, scharf auf die Königin blickend.

„Wie seltsam, sprach sie zu sich selbst. „Welche Aehn-
lichkeit der Gestalt.“

„Verrath! Noch mehr Verrath?“

„So ahnst auch du Verrath?“

„Gleichviel. Von wem?“

Von Byzanz?

Von Außen?

Von dem Präfecten?“

„Nein,“ sprach das Weib kopfschüttelnd.

„Nicht von Außen.

Von Innen.

Nicht von einem Mann.

Von einem Weib.“

„Was redest du?“ sprach Mataswintha, noch bleicher
werdend.

„Wie kann ein Weib —“

„Dem Helden schaden?“

Durch höllische Bosheit des Herzens!

Nicht mit Gewalt.

Mit List und Verrath.

Vielleicht bald mit heimtückischem Gift, wie schon
geschehn — mit heimtückischem Feuer.“

„Halt ein!“

Mataswintha, die sich erhoben hatte, wankte zurück
an den Mosaiktisch, sich daran lehrend.

Aber das Weib folgte ihr, leise flüsternd:

„Wisse das Unglaubliche, das Schändliche!

Der König glaubt und das Volk: der Blitz des Himmels habe sein Korn verbrannt.

Ich aber weiß es besser.

Und auch Er soll es wissen.

Wissen, gewarnt durch deinen Mund, zu erforschen und zu entwaffnen die Bosheit.

Ich sah in jener Nacht eine Fackel durch die Speichergänge eilen und ein Weib hat sie hineingeschleudert.

Du schauerst?

Ja, ein Weib.

Du willst hinweg?

Nein, höre nur noch ein Wort.

Dann will ich dich lassen.

Den Namen?

Ich weiß ihn nicht.

Aber sie brach vor mir zusammen und entkam mir: doch verlor sie als Wahrzeichen, als Erkennungszeichen — diese Schlange von Smaragd.“

Und die Frau trat hart an den Tisch, dicht unter den Schein der Ampel, den Armreif erhebend.

Da fuhr die Gepeinigte hoch empor.

Vor das Antlitz hob sie die beiden nackten Arme. —

Von der hastigen Bewegung fiel die Kopfhülle.

Ihr rothes Haar fluthete nieder und durch das Haar hindurch schimmerte an ihrem linken Arm eine Goldspange mit smaragdner Schlange.

„Ha!“ schrie das Weib laut auf. „Bei'm Gott der Treue!

„Du! Du selber bist's!

Seine Königin!

Sein Weib hat ihn verrathen!

Fluch über dich! Das soll er wissen!“

Mit gellendem Aufschrei fiel Mataswintha auf ihr Antlitz in die Kissen zurück.

Der Schrei brachte Aspa aus dem Nebengemach zur Stelle.

Aber als sie eintrat, war die Königin schon allein.

Der Vorhang des Eingangs rauschte.

Die Bettlerin war verschwunden.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Am andern Morgen schon sahn die Ravennaten mit Staunen Prokop, Johannes, Demetrius, Bessas, Acacius, Vitalius und eine Reihe andrer belisarischer Heerführer in den Palast des Königs ziehn.

Sie beriethen dort mit ihm die näheren Bedingungen und die Formen der Uebergabe.

Unter den Gothen verlautete einstweilen nur: der Friede sei geschlossen.

Die beiden Hauptwünsche, um deren willen das Volk den ganzen schweren Kampf getragen, würden erreicht: sie würden frei sein und im ungetheilten Besitz des schönen Südlands bleiben, das ihnen so theuer geworden war.

Das war weitaus Mehr als nach dem schlimmen Stand der gothischen Sache seit dem Abzug von Rom und dem unvermeidlich gewordenen Verlust von Ravenna zu erwarten war.

Und die Häupter der Sippen und sonst die einflußreichsten Männer im Heere, welche jetzt von dem bevorstehenden Schritt Belisar's verständigt wurden, billigten vollständig die beschlossnen Bedingungen.

Die Wenigen, welche die Zustimmung weigerten, erhielten freien Abzug aus Ravenna und Italien.

Aber auch abgesehen hiervon, wurde das in Ravenna stehende Gothenheer nach allen Richtungen zerstreut.

Witichis sah die Unmöglichkeit ein, in der ausgesognen Landschaft außer den Truppen Belisar's mit dessen Vorräthen auch noch das gothische Heer und die Bevölkerung zu versorgen: und so bewilligte er die Forderung Belisar's, daß die Gothen, in Gruppen von Hunderten und Tausenden, zu allen Thoren der Stadt hinaus geführt und in allen Richtungen nach ihren Heimstätten entlassen würden.

Belisar fürchtete den Ausbruch gothischer Verzweiflung, wenn der arge Verrath, den man gegen sie vor hatte, ruchtbar würde: und er wünschte deßhalb die Vertheilung des aufgelösten Heeres.

War er einmal im sichern Besitz von Ravenna, so hoffte er etwaige Erhebungen auf dem flachen Lande leicht zu dämpfen.

Und Tarvisium, Verona und Ticinum, die letzten festen Plätze der Gothen in ganz Italien, konnten dann nicht lange mehr seiner gesammten gegen sie gewendeten Macht widerstehen.

Die Ausführung dieser Maßregeln erforderte mehrere Tage Zeit.

Erst als nur mehr wenige Mann Gothen in Ravenna versammelt waren, beschloß Belisar seinen Einzug.

Und auch von diesem geringen Rest wurde die Hälfte in das byzantinische Lager verlegt, die andre Hälfte in den Quartieren der Stadt vertheilt unter dem Vorwand,

den etwaigen Widerstand von hartnäckigen Anhängern Justinian's zu brechen.

Was aber die Ravennaten und die in den Plan nicht eingeweihten Gothen am Meisten wunderte, war, daß nach wie vor die blaue gothische Fahne auf den Binnen des Palastes wehte.

Freilich stand ein Lanzenträger Belisar's dort oben bei ihr Wache.

Denn auch der Palast war schon voll von Byzantinern.

Gegen einen etwaigen Versuch des Präfecten, sich wie in Rom durch Befetzung der wichtigsten Punkte zum Herrn der Stadt zu machen, hatte Belisar vorsichtige Maßregeln getroffen.

Cethegus durchschaute sie und lächelte.

Er that nichts dagegen.

Am Morgen des zum Einzug bestimmten Tags trat Cethegus in glänzender Rüstung in das Zelt Belisar's.

Er traf nur Prokop.

„Seid ihr bereit?“ fragte er.

„Vollständig.“

„Welches ist der Moment?“

„Der Augenblick, in dem der König im Schloßhof zu Pferde steigt, uns entgegenzureiten.“

Wir haben Alles bedacht.“

„Wieder einmal Alles?“ lächelte der Präfect.

„Eins habt ihr mir doch noch übrig gelassen.“

Es wird nicht ausbleiben, daß die Barbaren, sowie

unser Plan gelungen und bekannt ist, im ganzen Land in heller Wuth auflodern werden.

Mitleid und Rachedurst für ihren König könnten sie zu sehr wilden Thaten führen.

Die ganze Begeisterung für Witichis und die Entzündung gegen uns würde nun im Keim erstickt, und die Gothen sähen sich nicht von uns, sondern von ihrem König verrathen, wenn dieser selbst schriftlich bezeugen würde, er habe die Stadt nicht an Belisar als Gothenkönig und Rebellen gegen Justinian, sondern einfach an den Feldherrn Justinian's übergeben.

Jene Empörung Belisar's, die ja auch wirklich ausbleibt, erscheint dann den Gothen als eine bloße von ihrem König erfommene Lüge, die Schande der Ergebung ihnen zu verhüllen."

„Das wäre vortrefflich; aber Witichis wird das nicht thun.“

„Wissentlich schwerlich.“

Aber vielleicht unwissentlich.

Ihr habt ihn den Vertrag doch nur im Original unterschreiben lassen?“

„Er hat nur einmal unterschrieben.“

„Diese Urkunde ist in seinem Besitz?“

Gut, ich werde ihn hier dies von mir aufgesetzte Duplicat unterzeichnen lassen, auf daß auch Belisar,“ lächelte er, „das werthvolle Schriftstück besitze.“

Prokop blickte hinein. —

„Wenn er das unterzeichnet, hebt sich freilich kein gothisch Schwert mehr für ihn.“

Aber —“

„Laß die Aber mich besiegen.

Entweder unterschreibt er heute freiwillig, im Drang des Augenblicks, ohne zu lesen“ —

„Oder?“

„Oder,“ vollendete Cethegus finster, „er unterschreibt später.

Unfreiwillig.

Ich eile voraus.

Entschuldige, wenn ich euern Triumphzug nicht begleite.

Meinen Glückwunsch an Belisar.“

Aber da trat Belisar in das Zelt.

Antonina folgte ihm.

Er war nicht gerüstet und blickte düster vor sich hin.

„Eile, Feldherr,“ mahnte Prokop, „Ravenna harret ihres Besiegers. Der Einzug —“

„Nichts von Einzug,“ sprach Belisar grimmig.

„Ruf' die Soldaten ab.

Mich reut der ganze Handel.“ —

Cethegus blieb an dem Ausgang des Zeltes stehn.

„Belisar!“ rief Prokop entsetzt, „welcher Dämon hat dir das eingeblasen?“

„Ich!“ sagte Antonina stolz, „was sagst du nun?“

„Ich sage, daß große Staatsmänner keine Frauen haben sollten!“ rief Prokop ärgerlich.

„Belisar entdeckte mir erst in dieser Nacht euer Vorhaben.

Und ich hab' ihn unter Thränen —“

„Versteht sich,“ brummte Prokop, „die kommen stets zu rechter Zeit.“

„Unter Thränen beschworen, abzustehn.

Ich kann meinen Helden nicht von so schwarzem Ver-rath besleckt sehn.“

„Und ich will's nicht sein.

Lieber reit' ich besiegt im Orcus ein, denn also als ein Sieger in Ravenna.

Meine Briefe an den Kaiser sind noch nicht abge-gangen —

Also ist's noch Zeit.“

„Nein,“ sagte Cethegus herrisch, von der Thür in's Zelt schreitend.

„Zum Glück für dich ist's nicht mehr Zeit.

Wisse: ich habe schon vor acht Tagen an den Kaiser geschrieben, ihm Alles mitgetheilt und Glück gewünscht, daß sein Feldherr ohne mindesten Verlust Ravenna ge-wonnen hat und der Krieg beendet.“

„Ha, Präfect,“ rief Belisar.

„Du bist ja sehr dienstfertig.

Woher dieser Eifer?“

„Weil ich Belisarius kenne und seinen Wankelmuth.

Weil man dich zu deinem Glücke zwingen muß.

Und weil ich ein Ende dieses Krieges will, der mein Italien zerfleischt.“

Und drohend trat er gegen die Frau heran, welche auch jetzt der dämonischen beherrschenden Gewalt seines Blickes nicht zu entgehen vermochte.

„Wag' es, versuch es jetzt!

Tritt zurück, enttäusche Witichis und opfre einer Grille deines Weibes Ravenna, Italien und dein Heer.

Siehe zu, ob dir das Justinianus je vergeben kann.

Auf Antonina's Seele diese Schuld!

Horch, die Trompeten rufen: rüste dich!

Es bleibt dir keine Wahl!"

Und er eilte hinaus.

Bestürzt sah ihm Antonina nach.

„Prokop,“ fragte sie dann, „weiß es der Kaiser wirklich schon?“

„Und wenn er es noch nicht wüßte, — zu Viele sind schon in das Geheimniß eingeweiht.“

Nachträglich erfährt er jedesfalls, daß Ravenna und Italien sein war, und — daß Belisar um die Gothenkrone, die Kaiserkrone warb.

Nur daß er sie erlangt und — abliefert, kann ihn rechtfertigen vor Justinian.“

„Ja,“ sagte Belisar feuzend, „er hat Recht.“

Es bleibt mir keine Wahl.“

„So geh,“ sprach Antonina eingeschüchtert.

„Mir aber sei's erlassen, bei diesem Einzug dich zu begleiten: — es ist ein Schlingen=Legen, kein Triumph!“

Die Bevölkerung von Ravenna, wenn auch im Unklaren über die näheren Bestimmungen, war doch gewiß, daß der Friede geschlossen und den langen und schweren Leiden des verheerenden Kampfes ein Ende gemacht sei.

Und die Bürger hatten in aufathmender Freude über diese Erlösung die Trümmer, welche das Erdbeben auf sehr viele Straßen geworfen, hinweggeräumt und ihre befreite Stadt festlich geschmückt.

Laubgewinde, Fahnen und Teppiche zierten die Straßen, das Volk drängte sich auf den großen Fora, in den Lagunen-Canälen und in den Bädern und Basiliken in freudiger Bewegung, begierig, den Helden Belisar und das Heer zu sehen, welche so lange ihre Mauern bedroht und endlich die Barbaren überwunden hatten.

Schon zogen starke Abtheilungen von Byzantinern stolz und triumphirend ein, während die in schwachen Zahlen überall zerstreuten gothischen Posten mit Schweigen und mit Widerwillen die verhassten Feinde in die Residenz Theoderichs einrückten sahen.

In dem ebenfalls reich geschmückten Königs-Palast versammelten sich die vornehmsten Gothen in einer Halle neben den Gemächern der Königs.

Dieser bereitete sich, als die für den Einzug Belisars anberaumte Stunde nahte, die königlichen Kleider anzulegen — mit Befriedigung, denn es war ja das letzte Mal, daß er die Abzeichen einer Würde tragen, sollte, die ihm nur Schmerz und Unheil gebracht.

„Geh, Herzog Guntharis.“ sprach er zu dem Wölsung, „Hildebad, mein ungetreuer Kämmerer, hat mich verlassen.“

Vertritt du dies eine Mal seine Stelle: die Diener werden dir im Königsschatz die goldne Truhe zeigen, welche Krone, Helm und Purpurmantel, Schwert und Schild Theoderichs verwahren.

Ich werde sie heute zum ersten und letztenmal anlegen, sie dem Helden abzuliefern, der sie nicht unwürdig tragen wird.

Was giebt es dort für Lärm!"

„Herr, ein Weib,“ antwortete Graf Wisand, „eine gothische Bettlerin.

Sie hat sich schon dreimal herangedrängt.

Sie will ihren Namen dir nur nennen!

Weist sie hinaus! —“

„Nein, sagt ihr, ich will sie hören — heute Abend soll sie im Palast nach mir fragen.“

Als Guntharis das Gemach verlassen, trat Veffas ein mit Cethegus.

Der Präfect hatte diesem, ohne ihn einzuweihen, das Duplicat der Capitulation übergeben, welches der Gothenkönig noch unterschreiben sollte.

Aus dieser unverdächtigen Hand, glaubte er, würde jener die Urkunde argloser nehmen.

Witichis begrüßte die Eintretenden.

Bei dem Anblick des Präfecten flog über sein Antlitz, das heute heller als seit langen Monden glänzte, ein dunkler Schatte.

Doch bezwang er sich und sprach:

„Du hier, Präfect von Rom?"

Anders hat dieser Kampf geendet als wir meinten!

Jedoch, du kannst auch damit zufrieden sein.

Wenigstens kein Griechenkaiser, kein Justinianus wird dein Rom beherrschen.“

„Und soll es nicht, so lange ich lebe.“

„Ich komme, König der Gothen,“ fiel Bessas ein, „dir den Vertrag mit Belisar zur Unterschrift vorzulegen.“

„Ich hab' ihn schon unterschrieben.“

„Es ist die für meinen Herrn bestimmte Doppelschrift.“

„So gib,“ sprach Witichis und wollte das Pergament aus des Byzantiners Hand nehmen.

Da trat Herzog Guntharis mit den Dienern eilfertig in's Gemach:

„Witichis,“ rief er, „der Königsschmuck ist verschwunden.“

„Was ist das?“ fragte Witichis.

„Hildebad allein führte die Schlüssel davon.“

„Die ganze Gold-Truhe, auch noch andre Truhen sind fort.“

In der leeren Nische, da sie sonst standen, lag dieser Streif Pergament.

Es sind die Schriftzüge von Hildebad's Schreiber.“

Der König nahm und las.

„Krone, Helm und Schwert, Purpur und Schild Theoderich's sind in meinem Gewahrsam.“

Wenn Belisar sie will, soll er sie von mir holen.“

„Die Rune S — für Hildebad.“

„Man muß ihn verfolgen,“ sagte Cethegus finster, „bis er sich fügt.“

Da eilten Johannes und Demetrius herein.

„Eile dich, König Witichis,“ drängten sie.

„Hörst du die Tubatöne?“

Belisar hat schon die Porta des Sicilico erreicht.“

„So laßt uns gehn,“ sprach Witichis, ließ sich von

den Dienern den Purpurmantel, welchen sie statt des verschwundenen mitgebracht, um die Schultern werfen und drückte einen goldnen Keif auf das Haupt.

Statt des Schwertes reichte man ihm ein Scepter.

Und so wandte er sich zur Thür.

„Du hast nicht unterschrieben, Herr,“ mahnte Vessas.

„So gieb,“ und er nahm die Schrift jetzt aus der Hand des Byzantiners.

„Die Urkunde ist sehr lang,“ sagte er hineinblickend und hob an zu lesen.

„Eile, König,“ mahnte Johannes.

„Zum Lesen ist nicht mehr Zeit,“ sagte Cethegus gleichgültig, und reichte ihm die Schilffeder von dem Tisch.

„Dann auch nicht mehr zum Schreiben,“ antwortete der König.

„Du weißt: ich war ein König nach Bauernart, wie die Leute sagten.

Bauern unterschreiben keine Zeile, ehe sie genau gelesen: gehen wir.“

Und lächelnd gab er die Urkunde an den Präfecten und schritt hinaus.

Die Byzantiner und alle Anwesenden folgten.

Cethegus drückte das Pergament zusammen:

„Warte nur,“ flüsterte er grimmig, „du sollst doch noch unterschreiben.“

Langsam folgte er den Andern.

Die Halle vor dem Gemach des Königs war bereits leer.

Der Präfect schritt hinaus auf den gewölbten Bogen-
gang, der im Viereck den ersten Stock des Palastes um-
gab und dessen byzantinisch-romanische Rundbogen den
freien Blick in den weiten Hofraum gewährten.

Der weite Hofraum war von Bewaffneten dicht ge-
füllt.

An allen vier Thoren standen die Lanzenträger Be-
lissars.

Cethegus lehnte hinter einem Bogenpfeiler und sprach,
dem Gang der Ereignisse folgend, mit sich selbst:

„Nun, Byzantiner genug, um ein kleines Heer ge-
fangen zu nehmen!

Freund Prokop ist vorsichtig —

Da! — Witichis erscheint im Portal —

Seine Gothen sind noch weit hinter ihm auf der
Treppe.

Des Königs Pferd wird vorgeführt. —

Bessas hält dem König den Bügel. —

Witichis tritt heran, er hebt den Fuß. —

Setzt ein Trompetenstoß —

Die Treppenthüre des Palastes fällt zu und schließt
die Gothen in den Treppentbau.

Auf dem Dache reißt Prokop das Gothenbanner
nieder. —

Johannes faßt seinen rechten Arm, brav Johannes. —

Der König ruft: „Verrath, Verrath!“

Er wehrt sich mächtig. —

Aber der lange Mantel hemmt ihn. —

Da, da, er strauchelt. —

Er stürzt zu Boden. —

Da liegt das Reich der Gothen.“ — — —

„Da liegt das Reich der Gothen!“

Mit diesen Worten begann auch Prokop die Sätze, welche er an diesem Abend in sein Tagebuch eintrug:

„Ein wichtig Stück Weltgeschichte hab' ich heut bei Tage machen helfen und zeichne ich nun Nachts hier ein.

Als ich heute das römische Heer seinen Einzug halten sah in die Thore und Königsburg von Ravenna, kam mir abermals der Gedanke: nicht Tugend oder Zahl oder Verdienst entscheidet den Erfolg in der Geschichte.

Es giebt eine höhere Gewalt, die unentrinnbare Nothwendigkeit.

An Zahl und an Heldenthum waren uns die Gothen überlegen: und sie haben es nicht fehlen lassen an irgend denkbarer Anstrengung.

Die gothischen Frauen in Ravenna schmähten ihren Männern laut in's Angesicht, als sie die kleinen Gestalten, die nicht zahlreichen Scharen unserer einziehenden Truppen sahen.

Summa: in gerechtester Sache, in heldenmüthigster Anstrengung kann ein Mann, kann ein Volk doch erliegen, wenn übermächtige Gewalten entgegen treten, welche durchaus nicht immer das bessere Recht für sich haben.

Mir schlug das Herz im Bewußtsein des Unrechts, als ich das Gothenbanner heute niederriß und den Golddrachen Justinians an seine Stelle setzte, die Fahne des Unrechts erhob über dem Banner des Rechts.

Nicht die Gerechtigkeit, eine unsrem Denken undurchdringbare Nothwendigkeit beherrscht die Geschicke der Menschen und der Völker.

Aber den rechten Mann macht das nicht irre.

Denn nicht was wir ertragen, erleben und erleiden — wie wir es tragen, das macht den Mann zum Helden.

Ehrenvoller ist der Gothen Untergang denn unser Sieg.

Und diese Hand, die sein Banner herabriß, wird den Ruhm dieses Volkes aufzeichnen für die kommenden Geschlechter.

Jedoch, wie immer dem sei: — da liegt das Reich der Gothen.“ —

Fünfundwanzigstes Capitel.

Und so schien es.

Auf das Glücklichsste war, Dank den Maßregeln Prokops, der Streich gelungen.

Im Augenblick, da auf dem Thurme des Palastes die Fahne der Gothen fiel und der König ergriffen ward, sahen sich die überraschten Gothen überall im Schloßhof, in den Straßen und Lagunen der Stadt, im Lager von weit überlegenen Kräften umstellt: ein Mechen von Lanzen starrte ihnen überall entgegen: fast ausnahmslos legten die Betäubten die Waffen nieder: — die Wenigen, welche Widerstand versuchten, — so die nächste Umgebung des Königs — wurden niedergestossen.

Witichis selbst, Herzog Guntharis, Graf Wisand, Graf Markja und die mit ihnen gefangenen Großen des Heeres wurden in getrennten Gewahrsam gebracht, der König in den „Zwinger Theoderichs“: einen tiefen, starken Thurm des Palastes selbst.

Belisars Zug von dem Thore Stilicho's nach dem Forum des Honorius wurde nicht gestört.

Im Palast angelangt, berief er den Senat, die De-

curionen der Stadt, und nahm sie in Eid und Pflicht für Kaiser Justinianus.

Prokopius wurde mit den goldenen Schlüsseln von Neapolis, Rom und Ravenna nach Byzanz gesendet.

Er sollte ausführlichen Bericht erstatten und für Belisar Verlängerung des Amtes erbitten bis zur demnächst zu erwartenden völligen Beruhigung Italiens und hierauf, wie nach dem Vandalenkrieg, die Ehre des Triumphes, unter Aufführung des gefangenen Königs der Gothen im Hippodrom.

Denn Belisar sah den Krieg für beendet an.

Cethegus theilte beinah diesen Glauben.

Doch fürchtete er in den Provinzen den Ausbruch gothischen Zornes über den geübten Verrath.

Er sorgte daher dafür, daß über die Art des Falles der Stadt vorläufig keine Kunde durch die Thore drang: und er suchte eifrig im Geiste nach einem Mittel, den gefangenen König selbst als ein Mittel zur Dämpfung des etwa neu auflodernden Nationalgefühls zu verwerten. —

Auch bewog er Belisar, Hildebad, der in der Richtung nach Tarvisium entkommen war, durch Afacius mit den persischen Reitern verfolgen zu lassen.

Bergebens versuchte er, die Königin zu sprechen.

Sie hatte sich seit jener Nacht der Schrecken noch immer nicht ganz erholt und ließ Niemand vor.

Auch die Nachricht von dem Falle der Stadt hatte sie mit dumpfem Schweigen hingenommen.

Der Präfect bestellte ihr eine Ehrenwache — um sich ihrer zu versichern.

Denn er hatte noch große Pläne mit ihr vor.

Dann sandte er ihr das Schwert des gefangenen Königs und schrieb ihr dabei:

„Mein Wort ist gelöst.

König Witichis ist vernichtet.

Du bist gerächt und befreit. —

Nun erfülle auch du meine Wünsche.“

Einige Tage darauf beschied Belisar, seines treuen Berathers Prokop beraubt, den Präfecten zu sich in den rechten Flügel des Palastes, wo er sein Quartier aufgeschlagen.

„Unerhörte Meuterei!“ rief er dem Eintretenden entgegen.

„Was ist geschehen?“

„Du weißt, ich habe Bessas mit den lazischen Söldnern in die Schanze des Honorius gelegt, einen der wichtigsten Punkte der Stadt.

Ich vernehme, daß der Geist dieser Truppen unbotmäßig — ich rufe sie ab und Bessas —“

„Nun?“

„Weigert den Gehorsam.“

„Ohne Grund? Unmöglich!“

„Lächerlicher Grund!

Gestern ist der letzte Tag meiner Amtsgewalt abgelaufen.“

„Nun?“

„Bessas erklärt, seit letzter Mitternacht hätt' ich ihm nichts mehr zu befehlen.“

„Schändlich. Aber er ist im Recht.“

„Im Recht?“

In ein paar Tagen trifft des Kaisers Antwort ein, auf mein Gesuch.

Natürlich ernennt er mich, nach dem Gewinn von Ravenna, auf's Neue zum Feldherrn, bis zur Beendigung des Krieges.

Uebermorgen kann die Nachricht da sein.“

„Vielleicht schon früher, Belisar.“

Die Leuchthurmwächter von Classis haben schon bei Sonnenaufgang ein Schiff angemeldet, das von Ariminum her naht.

Es soll eine kaiserliche Trireme sein.

Jede Stunde kann sie einlaufen.

Dann löst sich der Knoten von selbst.“

„Ich will ihn aber zuvor durchhauen.“

Meine Leibwächter sollen die Schanze stürmen und Bessas den halstarrigen Kopf —“

Da eilte Johannes athemlos herein.

„Feldherr,“ meldete er, „der Kaiser!“

Der Kaiser Justinianus selbst ankert so eben im Hafen von Classis.“

Unmerklich zuckte Cethegus zusammen.

Sollte ein solcher Blitzstrahl aus heiterer Luft, eine Laune des unberechenbaren Despoten, nach solchen Mühen, das fast vollendete Gebäude seiner Pläne gerade vor der Bekrönung niederwerfen?

Aber Belifar fragte mit leuchtenden Augen: „der Kaiser?

Woher weißt du?“ —

„Er selbst kommt, dir für deine Siege zu danken. —
Solche Ehre ward noch keinem Sterblichen zu Theil.

Das Schiff von Ariminum trägt die kaiserliche Präsenzflagge.

Purpur und Silber.

Du weißt, das bedeutet, daß der Kaiser an Bord.“

„Oder ein Glied seines Hauses!“ verbesserte Cethegus in Gedanken, aufathmend.

„Gilt in den Hafen, unsern Herrn zu empfangen,“ mahnte Belifar. —

Sein Stolz und seine Freude wurden enttäuscht, als ihnen auf dem Wege nach Classis die ersten ausgeschifften Höflinge begegneten und im Palast Quartier forderten, nicht für den Kaiser selbst, sondern für dessen Neffen, den Prinzen Germanus.

„So sendet er doch den Ersten nach ihm selbst,“ sprach Belifar, sich selber tröstend im Weitergehen zu Cethegus.

„Germanus ist der edelste Mann am Hof.

Unbestechlich, gerecht und unverführbar rein.

Sie nennen ihn: „die Lilie im Sumpf“.

Aber du hörst mich nicht!“

„Vergieb, ich bemerkte dort im Gedränge, unter den eben Gelandeten, meinen jungen Freund Licinius.“

„Salve Cethege!“ rief dieser, sich Weg zum Präfecten bahrend.

„Willkommen im befreiten Italien!

Was bringst du von der Kaiserin“? fragte er flüsternd.

„Das Abschiedswort: Nike (Victoria)! und diesen Brief,“ flüsterte der Bote ebenso leise. —

„Aber,“ und seine Stirne fürchte sich — „schicke mich nie mehr zu diesem Weibe.“

„Nein, nein, junger Hippolytos, ich denke, es wird nie mehr nöthig sein.“

Damit hatten sie die Steindämme des Hafens erreicht, dessen Stufen so eben der kaiserliche Prinz hinaufstieg.

Die edle Erscheinung, von einem reich geschmückten Gefolg umgeben, ward von den Truppen und dem rasch zusammenströmenden Volk mit Jubelruf und kaiserlichen Ehren empfangen.

Cethegus faßte ihn scharf in's Auge.

„Das bleiche Antlitz ist noch bleicher geworden,“ sagte er zu Licinius.

„Ja, man sagt: die Kaiserin hat ihn vergiftet, weil sie ihn nicht verführen konnte.“

Der Prinz, nach allen Seiten dankend, hatte jetzt Belisarius erreicht, der ihn ehrfurchtsvoll begrüßte.

„Begrüßt auch du, Belisarius,“ erwiderte er ernst.

„Folge mir sogleich in den Palast.

Wo ist Cethegus der Präfect?

Wo Bessas?

„Ah Cethegus,“ sagte er dessen Hand ergreifend, „ich freue mich, den größten Mann Italiens wieder zu sehen.“

Du wirst mich alsbald zu der Enkelin Theoderichs begleiten.

Ihr gebührt mein erster Gang.

Ich bringe ihr Geschenke Justinians und meine Hulddigung.

Sie war eine Gefangene in ihrem eigenen Reich.

Sie soll eine Königin sein am Hofe zu Byzanz.“

„Das soll sie,“ dachte Cethegus.

Er verneigte sich tief und sprach:

„Ich weiß: du kennst die Fürstin seit lange: ihre Hand war dir bestimmt.“

Eine rasche Gluth flog über des Prinzen Wange.
„Leider nicht ihr Herz.“

Ich sah sie hier, vor Jahren, am Hofe ihrer Mutter: und seitdem hat mein inneres Auge nichts mehr als ihr Bild gesehen.“

„Ja, sie ist das schönste Weib der Erde,“ sagte der Präfect, ruhig vor sich hin sehend.

„Nimm diesen Chrysopas zum Dank für dieses Wort,“ sagte Germanus und steckte einen Ring an des Präfecten Finger.

Damit traten sie in das Portal des Palastes.

„Setz, Mataswintha,“ sprach Cethegus zu sich selbst, „jetzt hebt dein zweites Leben an.“

Ich kenne kein römisches Weib — Ein Mädchen vielleicht

ausgenommen, das ich kannte, — welches solcher Versuchung widerstehen könnte.

Soll diese rohe Germanin widerstehen?“ —

Sowie sich der Prinz von den Mühen der Seefahrt einigermaßen erholt und die Reiskleider mit einem Staatsgewand vertauscht hatte, erschien er an der Seite des Präfecten in dem Thronsal des großen Theoderich im Mittelbau des Palastes.

An den Wänden der stolz gewölbten Halle hingen noch die Trophäen gothischer Siege.

Ein Säulengang lief an drei Seiten des Saales hin: in der Mitte der vierten erhob sich der Thron Theoderichs.

Mit edlem Anstand stieg der Prinz die Stufen hinan. Cethegus blieb mit Belisar, Bessas, Demetrius, Afacius, Johannes und zahlreichen andern Heerführern im Mittelgrund.

„Im Namen meines kaiserlichen Herrn und Ohm nehme ich Besitz von dieser Stadt Ravenna und von dem abendländischen Römerreich.

An dich, Magister Militum, dies Schreiben unseres Herrn, des Kaisers.

Erbrich und lies es selbst der Versammlung vor.

So befahl Justinianus.“

Belisar trat vor, empfing knieend den kaiserlichen Brief, küßte das Siegel, erhob sich wieder, öffnete und las:

„Justinianus, der Imperator der Römer, Herr des Morgen- und des Abendreichs, Bestieger der Perser und Saracenen, der Vandalen und Alanen, der Lazer und Sabiren, der Hunnen und Bulgaren, der Awaren und

Skavenen und zuletzt der Gothen, an Belifar den Consularen, ehemals Magister Militum.

Wir sind durch Cethegus den Präfecten von den Vorgängen unterrichtet, die zum Fall von Ravenna geführt.

Sein Bericht wird, auf seinen Wunsch, dir mitgetheilt werden.

Wir aber können keine darin ausgesprochene gute Meinung von dir und deinen Erfolgen wie von deinen Mitteln mit nichten theilen: und wir entheben dich deiner Stelle als Befehlshaber unseres Heeres.

Und wir befehlen dir angesichts dieses Briefes sofort nach Byzanz zurückzukehren, um dich vor unserem Throne zu verantworten.

Einen Triumph wie nach dem Vandalenkrieg können wir dir um so weniger gewähren, als weder Rom noch Ravenna durch deine Tapferkeit gefallen: sondern Rom durch Uebergabe, Ravenna durch Erdbeben, den Zorn Gottes über die Rezer und höchst verdächtige Verhandlungen, deren Unschuld du, des Hochverraths angeklagt, vor unserem Thron erweisen wirst.

Da wir, eingedenk früherer Verdienste, nicht ohne Gehör dich verurtheilen wollen, — denn Morgenland und Abendland sollen uns für ferne Zeiten feiern als den Kaiser der Gerechtigkeit — sehen wir von der Verhaftung ab, die deine Ankläger beantragt.

Dhne Ketten — nur in den Fesseln deines dich selbst anklagenden Gewissens — wirst du vor unser kaiserliches Antlitz treten.“

Da wankte Belifar.

Er konnte nicht weiter lesen: er bedeckte das Gesicht mit den Händen: das Schreiben entfiel ihm.

Bessas hob es auf, küßte es und las weiter.

„Zu deinem Nachfolger im Heerbefehl ernennen wir den Strategen Bessas.

Ravenna übertragen wir dem Archon Johannes.

Die Steuerverwaltung bleibt, trotz der wider ihn von den Italiern erhobnen höchst ungerechten Klagen, dem in unsrem Dienst so eifrigen Logotheten Alexandros.

Zu unsrem Statthalter aber in Italien ernennen wir den hochverdienten Präfecten von Rom, Cornelius Cethegus Cäsarius.

Unser Neffe, Germanus, mit kaiserlicher Vollmacht ausgerüstet, haftet mit seinem Haupt dafür, dich unverweilt nach unsrer Flotte auf der Höhe von Ariminum zu bringen, auf welcher dich Arcobindos nach Byzanz führen wird.“

Germanus erhob sich und befahl Allen, bis auf Belifar und Cethegus, den Sal zu verlassen.

Darauf stieg er die Stufen des Thrones herab und schritt auf Belifar zu, der nicht mehr wahrnahm, was um ihn her geschah.

Er stand unbeweglich, das Haupt und den linken Arm an eine Säule gelehnt und starrte zur Erde.

Der Prinz faßte seine Rechte.

„Es schmerzt mich, Belisarius, der Träger solcher Botschaft zu sein.

Ich übernahm den Auftrag, weil ihn ein Freund

milder als einer der vielen Feinde, die sich dazu drängten, ausführen kann.

Aber ich verhehle dir nicht: dieser dein letzter Sieg hebt die Ehre deiner frühern auf.

Nie hätte ich von dem Helden Belisar solch Lügenspiel erwartet.

Cethegus hat sich ausgebeten, daß sein Bericht an den Kaiser dir vorgelegt werde.

Er ist deines Lobes voll: hier ist er.

Ich glaube, es war die Kaiserin, welche Justinians Ungnade gegen dich entzündet hat.

Aber du hörst mich nicht —

Und er legte die Hand auf seine Schulter.

Belisar schüttelte die Berührung ab.

„Laß mich, Knabe — du bringst mir — du bringst mir den echten Dank der Kronen.“

Bornehm richtete sich Germanus auf.

„Belisar, du vergiffest wer ich bin und wer du bist.“

„Oh nein, ich bin ein Gefangner und du bist mein Wächter.“

Ich gehe sofort auf dein Schiff — erspare mir nur Ketten und Bande.“

Erst spät konnte sich der Präfect von dem Prinzen losmachen, der in vollstem Vertrauen die Angelegenheiten des Staates und seine persönlichen Wünsche mit ihm besprach.

Er eilte, so wie er in seinen Gemächern, die er ebenfalls im Palaste bezogen, allein war, den ihm von Lucius Licinius mitgetheilten Brief der Kaiserin zu lesen.

Er lautete:

„Du hast gesiegt, Cethegus.

Als ich dein Schreiben empfing, gedacht' ich alter Zeiten, da deine Brieflein in dieser Chiffreschrift an Theodora nicht von Staaten und Kriegen handelten, sondern von Küssen und Rosen —“

„Daran müssen sie immer erinnern,“ unterbrach sich der Präfect.

„Aber auch in diesem trocknen Briefe erkannte ich die Unwiderstehlichkeit jenes Geistes, der einst die Frauen von Byzanz noch mehr als deine Jugendschönheit zwang.

So gab ich denn auch diesmal den Wünschen des alten Freundes nach, wie einst denen des jungen.

Ach, ich dachte gern unsrer Jugend, der süßen.

Und ich erkannte wohl, daß Antoninens Gemahl allzusehr in Zukunft stehn würde, wenn er diesmal nicht fiel.

So raunte ich denn — wie du geschrieben — dem Kaiser in die Ohren:

„Allzugesährlich sei ein Untertban, der ein solches Spiel mit Kronen und mit Aufruhr treiben könne.

Keinen Feldherrn dürfe man lange solcher Versuchung aussetzen.

Was er diesmal gegaukelt, könne er ein andermal im Ernst versuchen.

Diese Worte wogen schwerer als alle Siege Belisars, und alle meine, d. h. deine Forderungen, gingen durch. Denn Mißtraun ist die Seele Justinians.

Er traut nur einer Treue auf Erden — der Theodora's.

Dein Bote Ricinius ist hübsch — aber unliebenswürdig: er hat nur Rom und Waffen in Gedanken.

Ach, Cethegus, mein Freund, es lebt keine Jugend mehr wie die unsre war.

„Du hast gesiegt, Cethegus“ — weißt du noch den Abend, da ich dir diese Worte flüsterte? — Aber vergiß nicht, wem du den Sieg verdankst.

Und merke dir. Theodora läßt sich nur solange sie selber will als Werkzeug brauchen.

Vergiß das nie.“

„Gewiß nicht,“ sagte Cethegus, das Schreiben sorgfältig zerstörend, „du bist eine zu gefährliche Verbündete, Theodora, — nein, Dämonodora! — laß sehn, ob du unersetzbar bist. —

Geduld — in wenig Wochen ist Mataswintha in Byzanz.“ —

Schicksal des Titus

Sechszwanzigstes Capitel.

Der Rundthurm, in dessen tiefen Gewölben Vitellius gefangen saß, lag an dem rechten Eckflügel des Palastes, desselben Querbaues, in welchem er als König gewohnt und geherrscht hatte.

Der Thurm bildete mit seiner Eisenthür den Abschluß eines langen Ganges, welcher von einem Hof aus, zur Rechten lief und von diesem Hof wieder durch eine schwere Eisenpforte abgeschlossen war.

Gerade dieser eisernen Hofpforte gegenüber lag im Erdgeschoß auf der linken Seite des Hofes die kleine Wohnung Dromons, des Carcerarius oder Kerkermeisters des Palastes.

Sie bestand aus zwei kleinen Gemächern: das erste, von dem zweiten durch einen Vorhang getrennt, war ein bloßes Vorzimmer.

Das zweite Gemach gewährte durch ein Iogenartiges Fenster den Ausblick auf den Hof und den Rundthurm. Beide waren von einfachster Einrichtung: ein Strohlager im Innengemach und zwei Stühle und Tische im

Neußern nebst den Schlüsseln an den Wänden waren ihr ganzes Geräth.

Und auf der Holzbank an jenem Fenster saß Tag und Nacht, unverwandt den Blick auf die Mauerlücke heftend, aus welcher allein Luft und Licht in des Königs Kerker fiel, schweigend und sinnend ein Weib. —

Es war Rauthgundis.

Niemals ließ ihr Auge von jenem kleinen Spalt im Thurm.

„Denn dort,“ sagte sie sich, „dort hängt auch sein Blick, dorthin schwebt seine Sehnsucht.“

Auch wenn sie mit Wachis, ihrem Begleiter, oder mit dem Kerkermeister, der sie beherbergte, sprach, wandte sie das Auge nicht von dem Thurm.

Es war, als ob der Bann ihres Blickes Unheil von dem Gefangnen abhalten könne.

Lange, lange war sie heute wieder so geseßen.

Es war dunkler Abend geworden.

Drohend und finster ragte der gewaltge Thurm und warf einen breiten Schatten über den Hof und diesen linken Flügel des Palastes.

„Dank dir, gütiger Himmelsherr,“ sprach sie.

„Auch deine schweren Schläge treiben zum Heil.“

Wär' ich in die Felsen der Skaranzia, auf den hohen Arn, zum Vater, wie ich mir ausgedenkt, — nie hätte ich von dem Gang des Elends hier vernommen.

Oder doch viel zu spät.

Aber mich zog die Sehnsucht nach der Todesstätte

des Kindes, in die Nähe unsres Ehehauses, — das zwar räumte ich —: wußte ich denn, ob sie nicht, seine Königin, dort einsprechen würde?

So hausten wir in der Waldhütte nahe bei Fäsulä.

Und als das Schreckliche kam und eine Nachricht des Mißlingens die andre jagte, und als die Saracenen unser Haus verbrannten und ich die Flammen leuchten sah bis in mein Versteck, da war's zu spät nach Norden zum Vater zu entinnen; die Wälschen sperren alle Wege und lieferten, was flüchtete mit gelbem Haar, den Massageten aus.

Kein Weg blieb offen als der Weg hieher — nach der Nebenstadt — wohin ich als sein Weib nie hatte kommen wollen.

Als flüchtige Bettlerin kam ich hier an, nur sein Roß Wallada und sein Knecht, nun sein Freigelassener, Wachis, noch mir eigen und treu.

Aber ihm zum Heil — von Gott hieher gezwungen — ob ich schon nicht wollte — ihn zu retten, zu befreien von scheußlichem Verrath des eignen Weibes! Und aus seiner Feinde Bosheit.

Dank dir treuer Gott!

Ich durfte nicht mehr mit ihm leben — aber — aber ich, — Kauthgundis! — darf ihn retten.“ —

Da rasselte ihr gegenüber die eiserne Hofspforte.

Ein Mann mit Licht trat heraus, ging über den Hof und trat alsbald in das Vorzimmer.

Es war der alte Kerkerwart.

„Nun? sprich!“ rief Kauthgundis, ihren Sitz verlassend und ihm in das erste Gemach entgegen eilend.

„Geduld — Geduld — laß mich erst die Lampe nieder stellen.“

So! — Nun, also: er hat getrunken.

Und es hat ihm wohl gethan.“

Kauthgundis legte die Hand auf die pochende Brust.

„Was thut er?“ fragte sie dann.

„Er sitzt immer schweigend in der nämlichen Stellung.“

Auf dem Holzschemel, den Rücken gegen die Thür gewandt, das Haupt in beide Hände gestützt.

Er giebt mir keine Antwort, so oft ich ihn anspreche.

Er pflegte sich sonst gar nicht zu regen.

Ich glaube, der Gram und Schmerz hat ihm was angethan.

Aber heute, wie ich ihm den Wein im Holzbecher hinreichte und sprach:

„Trink, lieber Herr, es kommt von treuen Freunden:“

— da blickte er auf.

So traurig, so zum sterben traurig war der Blick und das ganze Antlitz.

Und that einen tiefen Zug und nickte dankend mit dem Haupt und seufzte tief, tief, daß es mir durch die Seele schnitt.“

Kauthgundis bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Weiß Gott, was er Böses mit ihm vor hat!“ brummte der Alte leise vor sich hin.

„Was sagst du?“

„Ich sage, du mußt jetzt auch einmal tüchtig essen und trinken.

Sonst verlassen dich die Kräfte.

Und du wirst sie brauchen, arme Frau.“

„Ich werde sie haben.“

„So nimm wenigstens einen Becher Wein.“

„Von diesem?“

Nein, er ist für ihn allein.“

Und sie trat in das innere Gemach zurück, wo sie ihren alten Platz einnahm.

„Der Krug reicht ja noch lang,“ fuhr der alte Dromon für sich fort.

„Und ich fürchte: wir müssen ihn bald retten, wenn er gerettet werden soll.

Da kommt Wachis.

Wenn er nur gute Nachricht bringt, sonst —“

Wachis trat ein.

Er hatte seit dem Besuch bei der Königin die Sturmhaube und seinen Mantel mit Gewändern Dromons vertauscht.

„Gute Botschaft bring ich,“ sprach er im Eintreten.

„Aber wo wart ihr vor einer Stunde?“

Ich pochte vergeblich.“

„Wir waren beide ausgegangen, Wein zu kaufen.“

„Ach ja, deßhalb duftet das ganze Gemach so stark — was seh ich?“

Das ist ja alter, köstlicher Falerner!

Womit hast du den bezahlt?“

„Womit?“ widerholte der Alte, „mit dem edelsten Golde der Welt!“

Und seine Stimme bebte vor Rührung.

„Ich erzählte ihr, daß der Präfect ihn absichtlich Mangel leiden lasse, daß er elend werde.“

Seit vielen Tagen hat man mir gar keine Ration für ihn gegeben.

Ich habe ihn, gegen mein Gewissen, nur dadurch erhalten, daß ich den andern Gefangnen an dem Ihreu abbrach.“

Das wollte sie nicht.

Sie sann nach und fragte dann:

„Nicht wahr, Dromon, die reichen Römerinnen bezahlen immer noch das gelbe Haar der Germaninnen so hoch?“

„Und ich, in meiner Einfalt nichts ahnend, sage ja.“

Und sie geht hin und schneidet schweigend ihre reichen, schönen, goldbraunen Flechten und Zöpfe ab und bringt sie mir.

Und damit ward der Wein bezahlt.“

Da stürzte Wachis in das nächste Gemach, warf sich vor ihr nieder und bedeckte den Saum ihres Gewandes mit Küssen.

„O Herrin“ — rief er mit versagender Stimme — „goldne, goldtreue Frau!“

„Was treibst du, Wachis? steh auf und erzähle.“

„Ja erzähle,“ sprach Dromon hinzutretend, „was rath mein Sohn?“

„Wozu brauchen wir seinen Rath?“

Ich, ich allein will es vollenden.“

„Sehr nöthig brauchen wir ihn.“

Der Präfect hat aus allen jungen Ravennaten, nach dem Muster der römischen, neun Cohorten Legionare gebildet und meinen Paulus auch eingereiht.

Zum Glück hat er diesen Legionaren die Bewachung der Stadthore anvertraut. —

Die Byzantiner liegen draußen im Hafen, seine Psaurier hier im Palast.“

„Die Thore nun,“ fuhr Wachis fort, „werden zur Nacht sorgfältig gesperrt.“

Aber die Mauerlücke am Thurme des Aëtius ist immer noch nicht ausgebaut.

Nur die Wachen stehen dort.“

„Wann trifft meinen Sohn die Wache?“

„In zwei Tagen: die dritte Nachtwache.“

„Allen Heiligen sei Dank.“

Viel länger durst' es nicht wahren — ich fürchte —“
Und er stockte.

„Was? sprich,“ mahnte Kauthgundis entschlossen.

„Ich kann Alles hören.“

„Es ist am Ende besser, du weißt es.“

Denn du bist klüger und findiger als wir beide.

Und findest eher Rath als wir.

Ich fürchte: sie haben's schlimm mit ihm vor.

So lange Belisar hier befaht, ging es ihm noch gut.

Aber seit der fortgebracht und der Präfect, der schweigsam kalte Dämon, Herr im Palast ist, hat's ein gefährlich Ansehn.

Alle Tage besucht er ihn selbst im Kerker.

Und spricht lang und eifrig und drohend in ihn hinein.

Ich habe oft im Gang gelauscht.

Er muß aber wenig ausrichten.

Denn der Herr giebt ihm, glaub' ich, gar keine Antwort.

Und wenn der Präfect heraus kommt, blickt er so finster wie — wie der König der Schatten.

Und seit sechs Tagen erhalte ich keinen Wein und keine Speisen für ihn als ein kleines Stück Brod.

Und die Luft da unten ist so moderdumpf wie im Grabe."

Kauthgundis seufzte tief.

„Und gestern, als der Präfect herauf kam, — er sah grimziger als je darein — da fragte er mich —“

„Nun? sprich es aus, was es auch sei!“

„Ob die Foltergeräthe in Ordnung seien.“

Kauthgundis erbleichte, aber sie schwieg.

„Der Meiding!“ rief Wachis, „was hast du“ —

„Sorget nicht, Eine Weile hat's noch gute Wege.“

Clarissimus, antwortete ich, — und es ist die reine Wahrheit — „die Schrauben und die Zangen, die Gewichte und die Stacheln und der ganze saubere Apparat liegt in schönster Ordnung alles beisammen.“

„Wo?“ fragte er.

„Im tiefen Meer.“

Ich selbst hab' ihn, schon auf König Theoderichs Befehl, hineingeworfen.

Denn wisset, Frau Kauthgundis: euer Herr hat einmal, da er noch einfacher Graf war, mich gerettet, da die Geräthe an mir selbst versucht werden sollten.

Da wurde auf sein Bitten das Foltern völlig abgethan: ich schulde ihm mein Leben und meine heilen Glieder.

Und darum wag' ich mit Freuden meinen Hals für ihn.

Und will auch, wenn's nicht anders geht, gern diese Stadt mit euch verlassen.

Aber lange dürfen wir nicht säumen.

Denn der Präfect bedarf nicht meiner Zangen und Schrauben, wenn er Einem das Mark aus dem Leibe quälen will.

Ich fürcht' ihn, wie den Teufel."

„Ich haß' ihn, wie die Lüge,“ sagte Kauthgundis grimmig.

„Darum müssen wir rasch sein, eh' er seine schwarzen Gedanken vollführen kann.

Denn er sinnt Arges gegen den guten König.

Ich weiß nicht, was er noch Weiter von dem armen Gefangnen will.

Also hört und merkt euch meinen Plan.

In der dritten Nacht, wann mein Paulus die Wache hat, wenn ich ihm den Nachtrunk bringe, schließe ich ihm die Ketten los, werfe ihm meinen Mantel über und führe ihn aus dem Kerker und dem Gang in den Hof.

Von da kommt er ungehindert bis an das Thor des Palastes, wo ihn die Thorwache um die Lösung fragt.

Diese werd' ich ihm sagen.

Ist er auf der Straße, dann rasch an den Thurm des Aëtius, wo ihn mein Paulus die Mauerlücke passiren läßt.

Draußen im Pinienwald, im Hain der Diana, wenige Schritte vor dem Thore, wartet Wachis auf ihn, der ihn auf Wallada hebt.

Begleiten aber darf ihn Niemand.

Auch du nicht, Nauthgundis.

Er flieht am sichersten allein."

„Was liegt an mir!

Frei soll er sein, nicht noch einmal an mich gebunden.

Du nennst meinen Namen gar nicht.

Ich hab' ihm nur Unglück gebracht.

Ich will ihn nur noch einmal sehen, von diesem Fenster aus, wenn er in die Freiheit tritt."

Der Präfect konnte sich in diesen Tagen im Vollgefühl der Macht.

Er war Statthalter von Italien: in allen Städten wurden auf seine Anordnung die Befestigungen geflickt und verstärkt, die Bürger an die Waffen gewöhnt.

Die Vertreter von Byzanz vermochten ihm in keiner Weise Gegengewicht zu halten.

Ihre Heerführer hatten kein Glück, die Belagerungen von Tarvisium, Verona und Ticinum machten keine Fortschritte.

Und mit Vergnügen vernahm Cethegus, daß Hildebad, dessen Schar sich durch Zulauf unterwegs auf etwa sechshundert erhöht, den Afacius, der ihn mit tausend Perser-Reitern eingeholt und angegriffen, blutig zurückgeschlagen hatte.

Eine starke Abtheilung von Byzantinern aber, die ihm von Mantua aus entgegen rückte, verlegte ihm alle Wege — er wollte nach Tarvisium zu Totila — und nöthigte ihn, sich in das noch von den Gothen unter Thorismuth besetzte Castell von Castra Nova zu werfen.

Hier hielten ihn die Byzantiner eingeschlossen, vermochten aber nicht den festen Bau zu nehmen und schon sah der Präfect die Stunde kommen, da ihn Afacius zu Hülfe rufen würde, den Gothen, der ihm dann nicht mehr entrinnen konnte, zu vernichten.

Es freute ihn, daß die Kriegsmacht von Byzanz seit Belisars Entfernung sich offen vor ganz Italien als unfähig erwies, den letzten Widerstand der Gothen zu brechen.

Und die Härte der byzantinischen Finanzverwaltung, welche Belisar überall, wo er einzog, mit sich führen mußte — er konnte die auf Befehl des Kaisers geübte Ausfaugung nicht hindern — erweckte oder steigerte in den Städten und auf dem flachen Lande die Abneigung gegen die Oströmer.

Cethegus hütete sich wohl, wie Belisar gethan, den ärgsten Uebergreifen der Beamten Justinians zu wehren.

Er sah es mit Freude, daß in Neapolis, in Rom

widerholt das Volk gegen die Bedrückter in offnem Auf-
ruhr empor loderte.

Waren die Gothen vollends vernichtet, der Byzantiner
Macht verächtlich, ihre Tyrannei verhaßt genug geworden,
dann konnte Italien aufgerufen werden, frei zu sein und
der Befreier, der Beherrscher hieß Cethegus.

Dabei verließ ihn nur die Eine Besorgniß nicht —
denn er war fern von Unterschätzung seiner Feinde, —
der Gothenkrieg, dessen letzte Funken noch nicht ausge-
treten, könne nochmal aufflammen, geschürt durch die
nationale Entrüstung über den geübten Verrath.

Schwer fiel dem Präfecten in's Gewicht, daß die
tiefstgehaßten Führer der Gothen, daß Totila und
Teja nicht mit im Netze zu Ravenna waren gefangen
worden.

Um der Gefahr jener nationalen begeisterten Erhebung
zuvor zu kommen, trachtete er so eifrig, dem gefangnen
Gothenkönig die Erklärung zu entreißen, er habe sich
und die Stadt zuletzt ohne Hoffnung und Bedingung
unterworfen, und er fordre die Seinen auf, den aussichts-
losen Widerstand aufzugeben.

Und auch das Castell, in welchem der Kriegsschatz
Theoderichs geborgen lag, sollte ihm sein Gefangner an-
geben.

Auch in jener Zeit war ein solcher, schon um fremde
Fürsten und Söldner zu gewinnen und anzuziehen, von
höchster Bedeutung.

Verloren ihn die Gothen, so verloren sie die letzte

Hoffnung, ihre geschwächte Kraft durch fremde Waffen zu ergänzen.

Und viel lag dem Präfecten daran, jenen als unermesslich reich von der Sage gepriesenen Hort nicht in die Hände der Byzantiner fallen zu lassen, deren Geldnoth und daher verursachte Tyrannei ein wichtiger Bundesgenosse seiner Pläne war: sondern ihn sich selbst zu sichern, — auch seine Mittel waren ja nicht unerschöpflich.

Aber all sein Bemühen schien an der Unererschütterlichkeit seines Gefangnen zu scheitern.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Die Maßregeln zur Befreiung des Königs waren getroffen.

Kauthgundis war mit Wachs hinausgegangen, sich das Walddickicht genau einzuprägen, wo der treue Freigelassne mit dem treuen Roß Dietrichs von Bern ihrer warten sollte.

Und mit der Ruhe, welche die Vollendung aller Vorbereitungen starkem Sinn gewährt, war die Gothin nach der Wohnung des Kerkermeisters zurückgekehrt.

Aber sie erblickte, als dieser ihr wie verzweifelt entgegenstürzte und sie über die Schwelle in das Gemach zog.

Dort warf er sich vor ihr nieder, schlug die Brust mit den Fäusten und raufte sein graues Haar.

Lange fand er keine Worte.

„Rede,“ gebot Kauthgundis und presste die Hand auf das wild pochende Herz, „ist er todt?“

„Nein, aber die Flucht ist unmöglich!“

„Alles dahin! Alles verloren!“

Vor einer Stunde kam der Präfect und stieg zu dem König hinab.

Wie gewöhnlich schloß ich ihm selbst die beiden Thüren, die Gangthür und die Kerkerpforte, auf — da —

„Nun?“

„Da nahm er mir die beiden Schlüssel ab: er werde sie fortan selbst verwahren.“

„Und du gabst sie ihm?“ kirschte Kauthgundis.

„Wie konnt' ich sie weigern!

Ich wagte das Aeußerste.

Ich hielt sie zurück und fragte: „O Herr, vertraust du mir nicht mehr?“

Da warf er mir einen feiner Blicke zu, die Leib und Seele wie ein Messer trennen können.

„Von jetzt an — nicht mehr!“ sprach er und riß mir die Schlüssel aus der Hand.“

„Und du liegest es geschehen!

Doch freilich! Was ist dir Witichis?“

„O Herrin, du thust mir weh und unrecht!

Was hättest du an meiner Stelle thun können?

Nichts andres!“

„Erwürgt hätt' ich ihn mit diesen Händen!

Und nun?

Was soll jetzt geschehn?“

„Geschehn? Nichts!

Nichts kann geschehen.“

„Er muß frei werden.

Hörst du, er muß!“

„Aber Herrin! Ich weiß ja nicht wie.“

Kauthgundis ergriff ein Beil, das an dem Herde lehnte.

„Erbrechen wir die Thüren mit Gewalt.“

Dromon wollte ihr die Art entwinden.

„Unmöglich! Dicke Eisenplatten!“

„So rufe den Unhold.

Sage, Witichis verlange ihn zu sprechen.

Und vor der Gangthür erschlag ich ihn mit diesem Beil.“

„Und dann?

Du rasest!

Laß mich hinaus.

Ich will Wachis abrufen von seiner nutzlosen Wacht.“

„Nein, ich kann's nicht denken, daß es heut' nicht werden soll.

Vielleicht kommt dieser Teufel von selbst wieder.

„Vielleicht“ — sprach sie nachsinnend.

„Ha,“ schrie sie plötzlich, „gewiß, das ist's.

Er will ihn ermorden!

Er will sich allein zu dem Wehrlosen schleichen.

Aber weh' ihm, wenn er kommt!

Die Schwelle jener Gangthür will ich hüten wie ein Heiligthum, besser als meines Kindes Leben.

Und weh' ihm, wenn er sie beschreitet.“

Und sie drückte sich hart an die Halbthür des Gemaches Dromons und wog das schwere Beil.

Aber Rauthgundis irrte.

Nicht um seinen Gefangnen zu tödten, hatte der Präfect die Schlüssel an sich genommen.

Er war mit demselben in den linken, den Südbau des Palastes geschritten.

Spät am Nachmittag trat Cethegus — er kam

aus dem Kerker des Königs — in das Gemach Matafwinthens.

Die Ruhe des Todes und die Erregung des Fiebers wechselten in der seelisch Tieferkrankten so oft, so rasch, daß Aspa nur mit Thränen erfüllten Augen noch auf ihre Herrin sah.

„Zerstreu,“ sprach Cethegus, „schönste Tochter der Germanen, die Wolken, die auf deiner weißen Stirn lagern und höre mich ruhig an.“

„Wie steht es mit dem König?“

„Du lässest mich ohne Nachricht.“

Du versprachst, ihn frei zu geben nach der Entscheidung.

Ihn über die Alpen führen zu lassen.

Du hältst dein Wort nicht.“

„Ich habe das versprochen — unter zwei Bedingungen.“

Du kennst sie beide, und hast die Deine noch nicht erfüllt.

Morgen kommt der kaiserliche Neffe Germanus zurück von Ariminum, — dich nach Byzanz zu führen: — du giebst ihm Hoffnung, seine Braut zu werden.

Die Ehe mit Witichis war erzwungen und nichtig.“

„Ich sagte dir schon: nein, niemals!“

„Das thut mir leid — um meinen Gefangnen.“

Denn eher nicht sieht er das Licht der Sonne, bis du mit Germanus auf dem Wege nach Byzanz.“

„Niemals.“

„Reize mich nicht, Matafwintha!“

Die Thorheit des Mädchens, das so theuren Preis

einst um einen Areskopf bezahlt, ist, denk' ich, überwunden.

Daselbe Geschöpf hat den Ares der Gothen ja seinen Feinden verrathen.

Aber ehst du noch wirklich den Mädchentraum, so rette den einst Geliebten."

Mataswintha schüttelte das Haupt.

„Ich habe dich bisher als eine Freie, als Königin behandelt.

Erinnere mich nicht, daß du so gut wie er in meiner Gewalt.

Du wirst dieses edlen Prinzen Gemahlin — bald seine Wittwe — und Justinian, Byzanz, die Welt liegt dir zu Füßen.

Tochter Amalafwinthens — solltest du nicht die Herrschaft lieben?"

„Ich liebe nur — ! Niemals!"

„So muß ich dich zwingen!"

Sie lachte: „Du? mich? zwingen?"

„Ja, ich dich zwingen.

(Sie liebt ihn noch immer, den sie zu Grunde gerichtet!)

Die zweite Bedingung nämlich ist: daß der Gefangne diesen leer gelassenen Namen ausfüllt — es ist der Name des Schatz-Schlusses der Gothen — und diese Erklärung unterschreibt.

Er weigert sich mit einem Trotz, der anfängt, mich zu erbittern.

Siebenmal war ich bei ihm — ich, der Sieger — er hatte noch kein Wort für mich.

Nur das erste Mal, da erhielt ich einen Blick — für den er allein den stolzen Kopf verlieren mußte.“

„Nie giebt er nach.“

„Das fragt sich doch.“

Auch Felsen zermürbt beharrlicher Tropfenfall.

Aber ich kann nicht lange mehr warten.

Heute früh kam Nachricht, daß der tolle Hildebad in wüthigem Ausfall Bessas so geschlagen, daß er kaum die Einschließung noch aufrecht hält.

Ueberall flackern gothische Erhebungen empor.

Ich muß fort und ein Ende machen und diese Funken auslöschen mit dem Wasser der Enttäuschung, besser als mit Blut.

Dazu muß ich des gefangnen Königs Erklärung und Schatz-Geheimniß haben.

Ich sage dir also: wenn du bis Morgen Mittag nicht des Prinzen Begleiterin nach Byzanz und mir vorher nicht die Unterschrift des Gefangnen verschaffst, die Echtheit von dir selbst bezeugt, so werd' ich den Gefangnen — — ich schwöre es dir beim Styx, — werd' ich den Gefangnen —“

Entsetzt von seinem furchtbar drohenden Ausdruck fuhr Mataswintha von ihrem Sitz empor und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Du wirst ihn doch nicht tödten?“

„Ja, das werd' ich.“

Ich werd' ihn erst foltern.

Dann blenden.

Und dann tödten."

„Nein, nein!“ schrie Mataſwintha auf.

„Ja, ich hab's beſchloſſen.

Die Henker ſtehen bereit.

Und du wirſt ihm das ſagen: dir, dieſer händeringenden Verzweiflung wird er glauben, daß es Ernſt.

Du vielleicht rührſt ihn: mein Anblick härtet ſeinen Troß.

Er wähnt vielleicht noch, in Belifar's, des Weichherzigen, Hand zu ſein.

Du wirſt ihm ſagen, in weſſen Gewalt er iſt.

Hier die beiden Pergamente.

Hier die Schlüſſel — du ſollſt deine Stunde frei wählen — zu ſeinem Kerker."

Ein Strahl freundiger Hoffnung bligte aus Mataſwinthens Seele durch ihr Auge.

Cethegus bemerkte es wohl.

Aber ruhig lächelnd ſchritt er hinaus.

Adtundzwanzigstes Capitel.

Bald, nachdem der Präfect die Königin verlassen, war es dunkel geworden über Ravenna.

Der Himmel war dicht mit zerrissem Gewölk bedeckt, welches heftiger Wind an dem Neumond vorüber jagte, so daß kurzes, ungewisses Licht mit desto tieferem Dunkel wechselte.

Dromon hatte seinen Abendrondgang in den Zellen der übrigen Gefangnen vollendet und kam müde und traurig in sein Borgemach zurück.

Er fand kein Licht brennend.

Mit Mühe nur nahm er Kauthgundis wahr, welche noch immer reglos an der Halbthür lehnte, das Beil in der Hand, den Blick auf die Gangthür geheftet.

„Laß mich Licht schlagen, Frau, den Rienspan im Herd-Eisen entzünden: und theile das Nachtmahl mit mir. Komm, du harrest hier umsonst.“

„Nein, kein Licht, kein Feuer in dem Gemach! Ich sehe so besser, was draußen im Hofe, im Mondlicht naht.“

„Nun so komm wenigstens hierherein und ruhe auf dem Dreifuß. Hier ist Brod und Fleisch.“

„Soll ich essen, während er Hunger leidet?“

„Du wirst erliegen!“

Was denkst, was sinnst du den ganzen Abend?“

„Was ich denke?“ widerholte Kauthgundis, immer hinausblickend:

„Ihn!“

Und wie wir so oft gefessen in dem Säulengang vor unsrem schönen Hause, wenn der Brunnen plätscherte in dem Garten und die Cicaden zirpten auf den Bäumen.

Und die kühle Nachtlust strich frei um sein liebes Haupt.

Und ich schmiegte mich an seine Schulter.

Und wir sprachen nicht.

Und oben gingen die Sterne mit Schweigen.

Und wir lauschten den vollen, tiefen Athemzügen des Kindes, das eingeschlafen war auf meinem Schoß, die Händchen, wie weiche Fesseln, um den Arm des Vaters geschlungen.

Jetzt trägt sein Arm andre Fesseln.

Eisensesseln trägt er, — die schmerzen — —“

Und sie drückte die Stirn an das Eisengitter, fest und fester, bis sie selbst Schmerz empfand.

„Herrin, was quälst du dich?“

Es ist doch nicht zu ändern!“

„Ich will es aber ändern!“

Ich muß ihn retten und —

Ha, Dromon, hieher!

Was ist das?" flüsterte sie und wies in den Hof.

Der Alte sprang geräuschlos an ihre Seite.

In dem Hofe stand eine hohe, weiße Gestalt, die lautlos an der Mauer dahin glitt.

Rasch nur, aber scharf, fiel das Mondlicht darauf.

„Es ist eine Lemure!

Ein Schatte der hier Ermordeten," sprach der Alte bebend.

„Gott und die Heiligen schützet mich!"

Und er bekreuzte sich und verhüllte das Haupt.

„Nein," sprach Rauthgundis, „die Todten kommen nicht wieder vom Jenseits.

Jetzt ist's verschwunden —

Dunkel ringsum —

Ha, da bricht der Mond durch — da ist es wieder!

Es schwebt voran gegen die Gangthür.

Was schimmert da roth im weißen Licht?

Ha, das ist die Königin — ihr rothes Haar!

Sie hält an der Gangthür.

Sie schließt auf!

Sie will ihn im Schlaf ermorden!"

„Weiß Gott, es ist die Königin!

Aber ihn ermorden!

Wie könnte sie!"

„Sie könnte es!

Aber sie soll es nicht, so wahr Rauthgundis lebt.

Ihr nach!

Ein Wunder thut uns seinen Kerker auf!

Aber leise!

Leise!"

Und sie trat aus der Halbthür in den Hof, das Beil in der Rechten, vorsichtig den Schatten der Mauer suchend, langsam, auf den Beinen schleichend.

Dromon folgte ihr auf dem Fuße.

Inzwischen hatte Mathaswintha die Gangthür aufgeschlossen und ihren Weg erst viele Stufen hinab, dann durch den schmalen Gang, mit den Händen tastend, zurückgelegt.

Nun erreichte sie die Pforte des Kerkers.

Leise erschloß sie auch diese.

Durch einen ausgehobnen Ziegelstein hoch oben im Thurm fiel ein schmaler Streif des Mondlichts in das enge Quadrat.

Es zeigte ihr den Gefangnen.

Er saß, den Rücken gegen die Thüre gewandt, das Haupt auf die Hände gestützt, reglos auf einem Steinblock.

Bitternd lehnte sich Mathaswintha an die Pfosten der Pforte.

Eiskalte Luft schlug ihr entgegen.

Sie fror.

Sie fand keine Worte: vor Grauen.

Da spürte Witichis an dem Windzug, daß die Pforte geöffnet worden.

Er hob das Haupt.

Aber er sah nicht um.

„Witichis — König Witichis“ — stammelte endlich
 Matafwintha — „ich bin's. Hörst du mich?“

Aber der Gefragte rührte sich nicht.

„Ich komme, dich zu retten — fliehe! Freiheit!“

Aber der Gefangne senkte wieder das Haupt.

„Oh sprich! — oh steh nur auf mich!“ —

Und sie trat ein.

Gerne hätte sie seinen Arm berührt, seine Hand
 gefaßt.

Sie wagte es noch nicht.

„Er will dich tödten — quälen.

Er wird es thun, — wenn du nicht fliehst.“

Und nun gab ihr Verzweiflung den Muth, näher zu
 treten.

„Du sollst aber fliehn!

Du sollst nicht sterben!

Du sollst gerettet sein — durch mich!

Ich flehe dich an — fliehe!

Du hörst mich nicht!

Die Zeit drängt!

Einst sollst du Alles wissen!

Nur jetzt flieh in Freiheit und Leben.

Ich habe die Schlüssel der Kerkerpforte und der
 Gangthür! flieh!“

Und nun faßte sie seinen Arm, wollte ihn empor-
 reißen.

Da klickten seine Ketten an den Armen, an den
 Füßen. —

Er war an den Steinblock festgeschlossen. —

„Oh, was ist das?“ rief sie und fiel in die Kniee.

„Stein und Eisen.“ sagte er tonlos.

„Laß mich.

Ich gehöre dem Tode.

Und hielten mich auch diese Bande nicht — ich folgte dir doch nicht!

Zurück in die Welt?

Die Welt ist eine große Lüge.

Alles ist Lüge.“

„Du hast Recht! sterben ist besser.

Laß mich sterben mit dir.

Und verzeih mir.

Denn auch ich habe dir gelogen.“

„Es mag wohl sein.

Es wundert mich nicht.“

„Aber du mußt mir noch vergeben, ehe wir sterben.

Ich habe dich gehaßt — ich habe gejubelt über deinen Niedergang — ich habe — oh, es ist so schwer zu sagen!

Ich habe die Kraft nicht, es zu gestehn.

Und doch muß ich deine Verzeihung haben — und müßt' ich sie mir erstehlen.

Bergieß mir — reiche mir die Hand zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“

Aber Witichis war in sein Brüten zurück gesunken.

„Oh, ich flehe dich an — verzeihe mir, was immer ich dir mag gethan haben.“

„Geh — warum soll ich dir nicht verzeihn?

Du bist wie Alle! nicht besser, nicht schlimmer!“

„Mein, ich bin böser als Alle.

Und doch besser.

Wenigstens elender.

Wisse denn: ich habe dich gehaßt, ja, aber nur, weil du mich von dir gestoßen!

Du liegest mich nicht dein Leben theilen, — verzeihe mir. —

Gott, ich will ja nur mit dir sterben dürfen. —

Reich mir einmal noch die Hand, zum Zeichen, daß du mir verzeihst.“

Und sie streckte kniend, flehend, beide Hände zu ihm empor.

Der König erhob das Haupt.

Der Grundzug seines Wesens, die tiefe Herzensgüte, regte sich in ihm und übertönte den eignen dumpfen Schmerz.

„Mataswintha,“ sagte er, und erhob die kettensflirrende Hand, „geh’, es erbarmt mich dein.

Laß mich allein sterben.

Was immer du an mir gethan — geh hin — ich habe dir verziehn.“

„Oh Witichis!“ hauchte Mataswintha und wollte seine Hand ergreifen.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Aber heftig fühlte sie sich hinweg gerissen.

„Nachtbrennerin, nie soll er dir vergeben!

Komm Witichis, mein Witichis.

Folge mir! du bist frei.“

Der König sprang auf, von dieser Stimme wie aus Betäubung geweckt.

„Kauthgundis!

Mein Weib! ja du legst nie!

Du bist getreu.

Ich hab' dich wieder.“

Und tief aufathmend, jauchzend aus voller Brust, breitete er die Arme aus.

Sein Weib flog an seine Brust und sie weinten beide süße Thränen der Liebe und der Freude.

Mataswintha aber, die sich erhoben hatte, wankte gegen die Mauer.

Sie strich sich langsam die rothen, losgegangnen Haare aus der Stirn und blickte auf das Par, das der Mondstrahl, der durch die Thurmluke fiel, hell beleuchtete.

„Wie er sie liebt!

Ihr, ja ihr würd' er folgen in Freiheit und Leben.

Aber er muß ja bleiben!

Und sterben — mit mir.“ —

„Säumt nicht länger!“ mahnte von der Kerkerthüre her die Stimme Dromons.

„Ja, rasch fort, mein Leben!“ rief Kauthgundis.

Sie zog einen kleinen Schlüssel aus dem Busen und tastete an den Ketten, des Schlosses kleine Oeffnung suchend.

„Wie? soll ich wirklich nochmal hinaus?“ fragte der Gefangne, halb in seine Betäubung zurück sinkend.

„Ja, hinaus in Luft und Freiheit,“ rief Kauthgundis und warf die losgeschlossnen Armfesseln zur Erde.

„Hier Witichis, eine Waffe! Ein Beil!

Nimm!“

Begierig ergriff der gothische Mann die Art und holte kräftig damit aus: „Ah! die Waffe thut dem Arm, der Seele wohl!“

„Das wußte ich, mein tapfrer Witichis!“ rief Kauthgundis, kniete nieder und schloß die Kette auf, die seinen linken Fuß an den Steinblock gefesselt hielt.

„Nun schreite aus!

Denn du bist frei.“

Witichis that, das Beil in der Rechten hebend, hoch sich reckend, einen Schritt gegen die Thüre.

„Und sie darf seine Ketten lösen!“ flüsterte Mata-swintha.

„Ja, frei!“ sprach Witichis, hoch aufathmend.

„Ich will frei sein und mit dir gehen.“

„Mit ihr will er gehen!“ rief Matafwintha und warf sich den Gatten in den Weg.

„Witichis — leb wohl — geh! —

Nur sage mir nochmal — daß du mir vergiebst.“

„Dir vergeben?“ rief Rauthgundis.

Nie! Niemals!

Sie hat unser Reich zerstört.

Sie hat dich verrathen.

Nicht der Blitz des Himmels — ihre Hand hat deine Speicher verbrannt!“

„O so sei verflucht!“ rief Witichis.

„Hinweg von dieser Schlange der Hölle!“

Und sie von der Pforte hinweg schleudernd, schritt er über die Schwelle, gefolgt von Rauthgundis.

„Witichis!“ rief Matafwintha sich aufrassend.

„Halt! Halt an!“

Höre mich nur noch einmal!

Witichis!“

„Schweig!“ sprach Dromon, ihren Arm ergreifend.

„Du wirst ihn verderben.“

Aber Matafwintha, ihrer nicht mehr mächtig, riß sich los und folgte, die Stufen hinauf in den Gang.

„Halt!“ rief sie, „Witichis!“

Du darfst nicht so hinweg.

Du mußt mir verzeihn.“

Da brach sie ohnmächtig zu Boden.

Dromon eilte an ihr vorbei, den Fliehenden nach.

Aber schon hatte das gellende Rufen den Mann des leisesten Schlafes geweckt.

Cethegus trat, das Schwert in der Hand, nur halb gegürtet, aus seinem Schlafgemach auf den Gang, dessen offene Logen in den viereckigen Palasthof blickten.

„Wachen,“ rief er, „unter die Speere!“

Auch Soldaten waren aufmerksam geworden.

Raum hatten Witichis, Rauthgundis und Dromon den Gang und die Gangthüre durchschritten und, grade dieser gegenüber, die Gemächer Dromons erreicht, als sechs isaurische Söldner laut lärmend in den Gang hinein stürmten.

Rasch sprang Rauthgundis aus der Halbthür, sprang auf die schwere eiserne Gangthüre zu, warf sie klirrend ins Schloß, drehte den Schlüssel um, und zog ihn heraus.

„Die sind geborgen und unschädlich!“ flüsterte sie.

Schnell eilten nun die beiden Gatten von dem Gemache Dromons dem großen Ausgang zu, der aus dem Schloßhof auf die Straße führte.

Mit gefälltem Speer trat hier der letzte Mann der Wache, der hier zurückgeblieben, ihnen entgegen.

„Gebt die Lojung,“ frug er. „Kom und —

„Rache!“ sprach Witichis und schlug ihn mit dem Beile nieder.

Laut schreiend fiel der Söldner, und warf noch den Speer den Flüchtigen nach: er durchbohrte den letzten der Drei — Dromon.

Ueber die Marmorstufen des Palastes auf die Straße

hinab springend, hörten die Gatten noch die eingesperrten Soldaten donnernd gegen die feste Eisenthüre schlagen, auch einen lauten Befehlsruf hörten sie noch:

„Sypbar! mein Pferd!“

Dann nahm sie Nacht und Dunkel auf.

Wenige Minuten darauf schimmerte der Palasthof von Fackeln: und Reiter flogen nach allen Thoren der Stadt.

„Sechs Tausend Solidi wer ihn lebend, drei Tausend wer ihn erschlagen bringt!“ rief Cethegus, — sich in den Sattel seines schwarzen Hengstes schwingend.

„Nun auf, ihr Söhne des Windes, Gall und Mundzuch, Hunnen und Massageten.

Jetzt reitet, wenn ihr je geritten!“

„Aber wohin, Herr?“ frug Sypbar, an seines Herrn Seite aus dem Palastthor sprengend.

„Das ist schwer rathen.

Aber alle Thore sind geschlossen und besetzt.

Sie können nur etwa zu den Mauerbreichen hinaus.“

„Zwei große Mauerbreichen sinds.“

„Sieh dort den Jupiter, der eben aus der Wolke tritt im Ost.“

Er winkt mir.

Ist nicht dort —?“

„Der Mauersturz am Thurme des Aëtius.“

„Gut! dort hinaus!“

Ich folge meinem Stern!“ — — —

Glücklich hatten inzwischen die Gatten, hindurch gelassen von Paulus, dem Sohn des Dromon, die nur halb ausgefüllte Mauerlücke durchheilt und in dem nahen Pinienhain der Diana Wachis, den Getreuen, und zwei Pferde gefunden.

Wallada nahm die Gatten auf den Rücken —

Der Freigelassne ritt rasch voran, dem Ufer des hier sehr breiten Flusses zu.

Witichis hielt Kauthgundis vor sich, hinter dem Hals des Rosses.

„Mein Weib! mit dir hatte ich Alles verloren!
Leben und Lebensmuth.

Aber nun will ich's noch einmal wagen um das Reich.

„Wie konnte ich dich von mir lassen, du Seele meiner Seele.“

„Dein Arm ist wund vom Druck der Kette!

So! leg ihn hier auf meinen Nacken, o du mein Alles.“

„Vorwärts, Wallada! Rasch! es gilt das Leben.“

Da bogen sie aus dem Dickicht des Hains in's Freie.

Das Ufer des Flusses war erreicht.

Wachis trieb sein bäumendes Pferd in die dunkle Fluth.

Das Thier scheute und widerstrebte.

Der Freigelassne sprang ab.

„Er geht sehr tief, sehr reizend.

Es ist Hochwasser seit drei Tagen.

Die Furth ist nicht zu brauchen.

Die Gaule müssen schwimmen und stark rechts abwärts wird's uns reißen.

Und es sind Felsen im Fluß.

Und das Mondlicht wechselt so oft und täuscht."

Und rathlos prusste er am Ufer hin und her.

„Horch, was war das?“ fragte Kauthgundis.

„Das war nicht der Wind in den Steineichen.“

„Pferde sind's,“ sagte Witichis.

„Sie nahen in Eile.

Ja, wir sind verfolgt.

Waffen klirren.

Da — Fackeln

Jetzt hinein in den Strom auf Leben und Sterben

Aber leise!“

Und er führte sein Pferd am Zügel in die Fluth.

„Kein Bodengrund mehr.

Die Gaule müssen schwimmen.

Halte dich fest an der Mähne, Kauthgundis.

Vorwärts, Wallada!“

Schnaubend, zitternd, blickte das Thier in die schwarze Fluth. — Die Mähne flog wirr kopfüber — die Vorderfüße vorgestreckt, den Hinterbug zuruckgehemmt.

„Vorwärts, Wallada!“

Und leise rief Witichis dem treuen Kopf in's Ohr:

„Dietrich von Bern!“

Da setzte das edle Thier in stolzem Sprung willfährig in die Fluth.

Schon jagten die verfolgenden Reiter aus dem Wald,

voran Cethegus, ihm zur Seite Euphar, eine Fackel hebend.

„Hier, im Ufersand, verschwindet die Spur, o Herr.“

„Sie sind im Wasser!

Vormwärts, ihr Hunnen!“

Aber die Reiter zogen die Zügel an und rührten sich nicht.

„Nun, Ellak? was zögert ihr?

Sofort in die Fluth!“

„Herr, das können wir nicht.

Ehe wir zur Nachtzeit in fließend Wasser reiten, müssen wir Phug, den Wassergeist, um Verzeihung bitten.

Wir müssen erst zu ihm beten.“

„Betet nachher, wenn ihr drüben seid, so lang ihr wollt, nun aber —“

Da fuhr ein stärkerer Windstoß über den Fluß und verlöschte alle Fackeln. —

Hoch auf rauschte die Fluth.

„Du siehst, o Herr, Phug zürnt.“

„Still! saht ihr nichts?

Da unten, links?“

Der Mond war aus dem jagenden Gewölk getaucht. —

Er zeigte Mauthgundis helles-Untergewand — den braunen Mantel hatte sie verloren.

„Zielt rasch, dorthin.“

„Nein, Herr! Erst ausbeten.“ —

Da war es wieder dunkel am Himmel. —

Mit einem Fluch riß dem Hunnen-Häuptling Cethegus Bogen und Köcher von der Schulter.

„Nun rasch vorwärts!“ rief leise Wachis, der schon fast das rechte Ufer gewonnen hatte, zurück — „ehe der Mond aus jener schmalen Wolke tritt.“

„Halt, Wallada!“ rief Witichis, abspringend, die Last zu erleichtern, und sich an der Mähne haltend.

„Da ist ein Fels!“

Stoße dich nicht, Kauthgundis.“ —

Kopf, Mann und Weib stockten einen Augenblick an dem ragenden Stein, wo in gurgelndem, tiefem Wirbel das Wasser reißend zog.

Da ward der Mond ganz frei.

Hell beleuchtete er die Fläche des Stroms und die Gruppe am Felsen.

„Sie sind es!“ rief Cethegus, der schon den gespannten Langbogen bereit hielt, zielte und schoß.

Schwirrend flog der lange, schwarz gefiederte Pfeil von der Sehne.

„Kauthgundis!“ rief Witichis entsetzt. —

Denn sie zuckte zusammen und sank nach vorwärts auf die Mähne des Rosses: aber sie klagte nicht. —

„Bist du getroffen?“

„Ich glaube.

Laß mich hier.

Und rette dich.“

„Niemals! Laß dich stützen.“

„Um Gott, Herr, duckt euch! taucht! sie zielen!“

Die Hunnen hatten jetzt ausgebetet.

Sie ritten bis hart an den Strom, bis in sein Uferwasser, bogenspannend und zielend.

„Laß mich, Witichis! Flieh, ich sterbe hier.“

„Nein, ich lasse dich nie mehr!“

Er wollte sie aus dem Sattel heben und sie auf dem Stein bergen.

In hellem Mondlicht stand die Gruppe.

„Gieb dich gefangen, Witichis!“ rief Cethegus, sein Roß bis an den Bug in das Wasser spornend.

„Fluch über dich, du Lügner und Meiding.“

Da schwirrten zwölf Pfeile auf einmal.

Hoch auf sprang das Roß Theoderichs und versank für immer in die Tiefe.

Aber auch Witichis war auf den Tod getroffen.

„Bei dir!“ — hauchte noch Kauthgundis.

Fest mit beiden Armen umfing sie Witichis. — —

„Mit dir!“

Umschlungen verschwanden sie im Fluß.

Jammernd rief drüben Wachis im Schilf des Ufers noch dreimal ihren Namen.

Er erhielt keine Antwort.

Da jagte er davon in die Nacht.

„Schafft die Leichen an's Land!“ befahl Cethegus düster, sein Roß wendend.

Und die Hunnen ritten und schwammen bis an den Stein und suchten.

Aber sie suchten vergebens.

Der rasche Strom hatte sie mit fort gerissen und

die wieder vereinten Gatten mit sich hinaus getragen in's tiefe, freie Meer.

Am gleichen Tage war Prinz Germanus von Ariminum in den Hafen von Ravenna zurückgekehrt, bereit, demnächst Mataswintha nach Byzanz zu führen.

Diese war aus ihrer Betäubung erst durch die Hammerschläge der Werkleute geweckt worden, welche das Mauerwerk neben der Gangthür durchbrachen, die eingesperrten Söldner zu befreien.

Man fand die Fürstin auf den Kerkerstufen zusammengebrochen.

Sie ward in vollem Fieber in ihre Gemächer hinauf getragen, wo sie auf den Purpurpolstern ohne Laut und Bewegung, aber mit starr geöffneten Augen lag.

Gegen Mittag ließ sich Cethegus melden.

Sein Blick war finster und drohend, sein Antlitz von eisiger Kälte.

Er trat dicht an ihr Lager.

Mataswintha sah ihm in's Auge.

„Er ist todt!“ sagte sie dann ruhig.

„Er wollte es nicht anders.“

Er — und du.

Dir Vorwürfe machen ist zwecklos.

Aber du siehst, was das Ende wird, wenn du mir entgegen handelst.

Das Geschrei von seinem Untergang wird unfehlbar die Barbaren in neue Wuth treiben.

Schwere Arbeit hast du mir geschaffen.

Denn nur du hast ihm Flucht und Tod bereitet.

Das Mindeste, was du zur Sühne thun kannst, ist: meinen zweiten Wunsch erfüllen.

Prinz Germanus ist gelandet, dich abzuholen.

Du wirst ihm folgen."

„Wo ist die Leiche?"

„Nicht gefunden.

Der Strom hat ihn davon getragen.

Ihn und — das Weib."

Mataswinthens Lippe zuckte. „Noch im Tode!

Sie starb mit ihm?"

„Laß diese Todten!

In zwei Stunden werde ich mit dem Prinzen wieder kommen.

Wirst du bis dahin bereit sein, ihn zu begrüßen?"

„Ich werde bereit sein."

„Gut. Wir wollen pünktlich sein."

„Auch ich.

Aspa, rufe alle Sklavinnen herbei.

Sie sollen mich schmücken: Diadem, Purpur, Seide."

„Sie hat den Verstand verloren," sagte Cethegus im Hinausgehen.

„Aber die Weiber sind zäh.

Sie wird ihn wieder finden.

Sie können fort leben mit aus der Brust gerissnem Herzen."

Und er ging, den ungeduldigen Prinzen zu vertrösten.
Vor Ablauf der bedungenen Zeit kam eine Sklavin,
beide Männer zur Königin zu entbieten.

Germanus eilte mit raschem Fuße über die Schwelle
ihres Gemaches.

Aber gefesselt von Staunen blieb er stehen.

So schön, so prachtvoll hatte er die Gothenfürstin
nie gesehen.

Sie hatte das hohe, goldne Diadem auf das leuchtende
Haar gesetzt, welches, gelöst, in zwei dichten Wellen auf
ihre Schultern und von den Schultern bis über den
Rücken floß.

Das Unterkleid, von schwerster weißer Seide mit
goldnen Blumen durchwirkt, war nur unterhalb der
Kniee sichtbar.

Denn Brust und Schoß bedeckte der weite Purpurmantel.

Ihr Antlitz war marmorweiß, ihr Auge loderte in
geisterhaftem Glanz.

„Prinz Germanus,“ rief sie dem Eintretenden ent-
gegen, „du hast mir von Liebe geredet?“

Aber weißt du, was du geredet?

Lieben ist sterben.“

Germanus sah fragend auf Cethegus.

Dieser trat vor.

Er wollte sprechen.

Aber Mataswintha hob mit heller Stimme wieder an:
„Prinz Germanus, sie rühmen dich den Feinstgebildeten
an einem weisen Hof, wo man sich übt in spitzer Räthsel
Rathung.“

Auch ich will dir eine Räthselfrage stellen: — sieh zu, ob du sie lösest.

Laß dir nur helfen dabei von dem klugen Präfecten, der sich so ganz auf Menschengemüther versteht.

Was ist das?

Weib und doch Mädchen?

Wittwe und doch nie Weib?

Vermagst es nicht zu deuten?

Hast Recht.

Der Tod nur löst alle Räthsel.“

Rasch zur Seite warf sie den Purpurmantel.

Ein breites, starkes Schwert blitzte.

Mit beiden Händen stieß sie sich's tief in die Brust.

Auffschreiend sprangen Germanus von vorne, Aspa von rückwärts hinzu.

Schweigend fing Cethegus die Sinkende auf.

Sie starb, sowie er das Schwert aus der Wunde zog.

Er kannte das Schwert.

Er hatte selbst ihr es einst gesendet.

Es war das Schwert des Königs Witichis.



Sechstes Buch.

T o t i l a.

„Heil, daß uns dieser Sonnen-Jüngling lebt.“

Markgraf Rüdiger von Bechelaren

I. Aufzug, 1. Scene.

Erste Abtheilung.

Erstes Capitel.

Wenige Tage nach dem Tode Mataswinthens und der Abreise des tieferschütterten Prinzen kam eine Botschaft aus Castra nova, welche den Aufbruch byzantinischer Truppen von Ravenna nothwendig machte.

Hildebad war durch flüchtige Gothen, welche sich durch die Linien der Belagerer geschlichen, von der verrätherischen Gefangennehmung des Königs unterrichtet worden.

Da ließ er durch Gefangne, die er frei gab, Belisar und Cethegus, jeden einzeln oder beide zusammen, wie sie wollten, zum Zweikampf laden, „wenn sie eine Ader von Muth, einen Tropfen von Ehre im Leibe trügen.“

„Er glaubt Belisar noch im Lande und scheint ihn nicht eben zu fürchten,“ sagte Bessas.

„Hier läge ein Mittel,“ erwiderte Cethegus lauernd. „den ungestümen Raufbold zu verderben.“

Aber freilich, Muth gehört dazu.

Muth, wie ihn Belisar gehabt.“

„Du weißt, ich weiche ihm auch darin nicht.“

„Gut,“ sprach Cethegus, „folge mir in mein Gemach. Ich will dir Rath und Mittel zeigen, den Niesen zu vernichten.“

Du sollst vollbringen, was Belisar mißlang.“

Zu sich selber aber sprach er: „Bessas ist zwar ein löblich schlechter Feldherr: aber Demetrius kein besserer, und leichter zu leiten.“

Und Bessas schuld' ich noch Vergeltung für das tiburtinische Thor zu Rom.“

Nicht ohne Grund hatte der Präfect gefürchtet, der schon fast erloschne Widerstand der Gothen werde sich neu beleben bei der Kunde von der hinterlistigen Vernichtung des Königs.

Mit jedem Mittel hatte er daher jene Erklärung von Witichis erzwingen wollen, welche jede Begeisterung der Rache erstickt haben würde.

Noch war an den alten Hildebrand zu Verona, an Totila nach Tarvisium und an Teja zu Ticinum keine genauere Nachricht gelangt.

Nur die Kunde, daß Ravenna gefallen, der König gefangen sei, hatte sie erreicht.

Dunkel verlautete dabei von Verrath.

Und der Schmerz und Zorn der Freunde ließen es

sich nicht nehmen: mit rechten Dingen könne nicht die feste Stadt, der wackre König, erlegen sein.

Statt sie zu entmuthigen, verstärkte das Unheil die Kraft ihres Widerstands.

In wiederholten glücklichen Ausfällen schwächten sie die Belagerer.

Und diese sahen sich schon fast genöthigt, die Einschließung aufzugeben.

Denn die Anzeichen einer höchst bedeutsamen Veränderung der Verhältnisse in ganz Italien strömten von allen Seiten auf sie ein.

Diese Veränderung war ein sich rasch vollziehender Umschwung in Stimmung und Gesinnung der römischen Bevölkerung, wenigstens des gesammten Mittelstandes: der Kaufleute und Handwerker in den Städten, der Bauern und Colonen auf dem flachen Lande.

Die Italier hatten überall die Byzantiner jubelnd als Befreier begrüßt.

Aber nach kürzester Zeit legte sich dieser Jubel.

Im Gefolge Belisars zogen ganze Scharen von Finanzbeamten aus Byzanz, von Justinian gesendet, sofort die Früchte des Kampfes zu erndten, und die immer leeren Kassen des Reichs mit den Reichthümern Italiens zu füllen.

Mitten in den Leiden des Krieges begannen und betrieben diese Eifrigen ihr Werk.

Sowie Belisar eine Stadt besetzt hatte, so berief er mit eingerückte Logothetes (Kassenrechnungsführer) alle freien Bürger in die Curie oder auf das Forum, ließ

die Bürger sich selbst nach dem Vermögen in sechs Classen theilen und forderte nun je die ärmere Classe auf, die nächst höhere nach ihren Vermögen zu schätzen.

Auf Grund dieser Schätzung legten dann die kaiserlichen Beamten jeder Classe eine möglichst hoch gegriffene Steuer auf.

Und da sie, schon durch die Vorenthaltung, Verzürzung, Verzögerung bei dem niemals pünctlich bezahlten Gehalte fast darauf angewiesen, stets neben den Cassen des Kaisers die eigne Tasche zu füllen bedacht waren, wurde der Druck unerträglich.

Die Logotheten waren nicht zufrieden mit den hohen Steuerfäzen, welche der Kaiser für drei Jahre vorausbezahlt verlangte, mit der besondern, jeder befreiten Stadt Italiens auferlegten „Freiheits-, Dank- und Freuden-Schätzung“: — neben den starken Contributionen und Requisitionen, welche Belisar und seine Heerführer zur Verpflegung des Heeres ausschreiben mußten — denn von Byzanz kam weder Geld noch Vorrath — verlegten sich jene Finanzkünstler darauf, mit besonderen Mitteln den reicheren Bürgern noch besondere Zahlungen abzunöthigen.

Sie stellten überall Revisionen der Steuerlisten an, entdeckten Rückstände aus der Zeit der Gothen-Könige oder gar noch aus den Tagen Odoakars und ließen den Bürgern nur die Wahl zwischen ungeheuren Abfindungssummen oder ungeheuren Processen mit dem Fiscus Justinians, der fast noch nie einen Proceß verloren.

Waren aber die Steuerlisten unvollständig oder zerstört — was häufig genug in diesen Jahren der Kämpfe

geschehen — so reconstruirten die Rechnungsführer sie nach eigener Willkür.

Kurz, alle Finanzkünste, welche die Provinzen des Ostreichs zu Grunde richteten, wurden seit Belisars Landung in ganz Italien geübt, soweit die kaiserlichen Waffen reicheten.

Ohne Rücksicht auf die Noth des Krieges spannten die Steuer-Executoren dem Bauer das pflügende Rind aus dem Pflug, nahmen dem Handwerker das Geräth aus der Werkstatt, dem Kaufmann die Waren aus der Halle.

In manchen Städten erhob sich das Volk, die Steuerlisten verbrennend, in hellem Aufruhr gegen seine Peiniger, die freilich alsbald in größeren Scharen mit strengerer Härte widerkehrten.

Mit afrikanischen Bluthunden jagten die mauretanschen Reiter Justinian's die verzweifelden Bauern aus ihren Waldverstecken, wohin sie sich geflüchtet, den Steuererhebern zu entrinnen.

Gethegus aber, der allein in der Stellung gewesen wäre, Abhülfe zu versuchen, sah dem Allen zu mit berechnender Ruhe.

Ihm war es erwünscht, daß Italien schon vor Beendung des Krieges die Tyrannei von Byzanz fühlbar kennen lernte.

Desto leichter würde er es mit fortreißen können, sich zu erheben mit eigener Kraft und nach den Gothen auch die Byzantiner abzuschütteln.

Mit Achselzucken hörte er die Klagen der Städte-

deputationen an, die seine Vermittlung anriefen und gab die lakonische Antwort:

„Das ist byzantinisch Regiment — ihr müßt euch dran gewöhnen.“

„Nein,“ hatten die Abgeordneten von Rom gerufen, das Unerträgliche gewöhnt man nicht.

Und der Kaiser könnte ein Unerhörtes erleben, das er sich nicht träumen läßt.“

Dies Unerhörte konnte sich Cethegus nur als die Erhebung Italiens zur Selbständigkeit denken: er kannte kein Drittes.

Aber er irrte.

So klein er von seiner Zeit und seinen Landsleuten dachte, — er hatte geglaubt, sie durch sein Beispiel gehoben zu haben.

Jedoch den Gedanken: „Freiheit und Erneuerung Italiens,“ seinem Geist so geläufig, ja so nothwendig wie der Brust das Athmen — dies Geschlecht vermochte ihn nicht mehr zu fassen.

Nur zwischen verschiedenen Herren schwanken und wählen konnten sie.

Und da das Joch von Byzanz sich als unertragbar erwies — fing man an, wieder der milden Gothenherrschaft zu gedenken: eine Möglichkeit, die dem Präfecten gar nicht in die Gedanken gerieth.

Und doch kam es so.

Vor Tarvisium, Ticinum und Verona geschah schon jetzt im Kleinen, auf dem flachen Lande, was sich im Großen in den Städten wie Neapolis und Rom vor-

bereitete: die italische Landbevölkerung erhob sich gegen die byzantinischen Beamten und Soldaten wie die Bewohner jener drei Städte in jeder Weise die gothischen Besatzungen unterstützten.

So wurden die Belagerer von Tarvisium genöthigt, ihre Angriffe aufzugeben und sich auf Vertheidigung ihres Lagers zu beschränken, nachdem Totila in einem Ausfall, unterstützt von bewaffneten Colonen des Flachlands, ihre Werke zum großen Theil zerstört hatte.

Aus der Landschaft zog er nun Borräthe und Streiter in seine Feste.

Mit froherem Herzen als seit sehr langer Zeit hielt Totila seinen Abendrundgang auf den Wällen von Tarvisium.

Die Sonne, welche hinter den venetischen Bergen niedersank, vergoldete die Ebene vor ihm und rothe Wolken flogen freundlich an dem Himmel hin.

Mit gerührtem Herzen sah er, wie die Bauern von der Umgegend von Tarvisium durch das geöffnete Thor strömten und seinen ausgehungerten Gothen Brod, Fleisch, Käse, Wein zutrugten, während diese in's Freie eilten und nun Germanen und Italier, mit verschlungenen Armen, die jüngst gemeinsam über die verhassten Feinde erfochtnen Vortheile gemeinsam feierten.

„Und sollte es denn unmöglich sein,“ sagte der Sieger zu sich selbst, „diese Eintracht zu erhalten, zu erweitern über das ganze Land?“

Müssen denn diese Völker beharren in unverföhnlichem Zwiespalt?

Wie schön steht beiden diese Freundschaft!

Haben nicht auch wir gefehlt, sie als Feinde, als Besiegte zu behandeln?

Mit Argwohn ist man ihnen begegnet, statt mit ehrendem Vertrauen.

Ihren Gehorsam haben wir verlangt, nicht ihre Liebe gesucht.

Und diese wäre wohl des Suchens werth gewesen.

War sie gewonnen — nie hätte Byzanz hier Fuß gefaßt.

Die Lösung meines Gelübdes — Valeria — sie wäre nicht so unerreichbar fern.

Wär' mir es noch vergönnt, auf meine Weise nach jenem Ziele zu ringen!" —

Da unterbrach sein Denken und Träumen ein Bote von den vorgeschobnen Wachen mit der Meldung, die Feinde hätten ihr Lager eilig geräumt und seien in vollem Abzug nach Süden, gegen Ravenna —: auf der Straße von Westen her wirble Staub —: ein starker Haufe Reiter nahe, vermuthlich Gothen.

Erfreut, aber noch zweifelnd nahm Totila die Nachricht auf: er traf alle Vorkehrungen wider eine Kriegslift

Doch in der Nacht wurden seine Zweifel gelöst.

Er wurde geweckt mit der Nachricht eines gothischen Sieges und des Eintreffens der Sieger.

Er eilte in den Vorsaal und sah Hildebrand, Teja, Thorismuth und Wachis.

Mit dem Zuruf „Sieg! Sieg!“ begrüßten ihn die Freunde: und Teja und Hildebrand meldeten, daß auch

bei Ticinum und Verona das Landvolk sich gegen die Byzantiner erhoben und ihnen geholfen habe, die Belagerer zu überfallen und, nach Zerstörung ihrer Werke, zum Abzug zu zwingen.

Aber bei diesem Bericht lag doch in Teja's Auge und Stimme noch tiefere, als die gewohnte Schwermuth.

„Was hast du neben dieser Freude Trauriges zu künden?“ fragte Totila.

„Des besten Mannes schmähhches Verderben!“ und er winkte Wachis, welcher nun die Leiden und den Tod des Königs und seines Weibes erzählte.

„Im Röhricht des Flusses,“ schloß er, „war ich den Pfeilen der Hunnen entgangen. So leb' ich noch.“

Aber nur zu dem Einen Ende, meinen Herrn, meine Herrin zu rächen an ihrem Verräther und Mörder, dem Präfecten.“

„Nein, mir ist des Präfecten Haupt verfallen!“ sprach Teja.

„Das nächste Recht auf ihn,“ sagte Hildebrand, „hast du, Totila.“

Denn einen Bruder hast du an ihm zu rächen.“

„Mein Bruder Hildebad!“ rief Totila, „was ist mit ihm?“

„Schändlich ermordet ist er, Herr,“ sprach Thorismuth, „von dem Präfecten! Vor meinen Augen! Und ich konnt's nicht wenden.“

„Mein starker Hildebad todt!“ klagte Totila. „Rede!“

„Der Held lag mit uns in der Burg Castra Nova bei Mantua.“

Das Gerücht vom schmählischen Untergang des Königs hatte uns erreicht.

Da forderte Hildebad beide, Belifar und Cethegus, zum Zweikampf.

Bald darauf erschien ein Herold, meldend, Belifar habe die Forderung angenommen und erwarte deinen Bruder zum Kampf auf der Ebne zwischen unserem Wall und ihrem Lager.

Frohlockend eilte dein Bruder hinaus, wir Reiter alle folgten.

Wirklich ritt aus dem Zelte in seiner goldnen Rüstung, mit geschlossenem Helm und weißem Kofschweif, mit dem runden Buckelschild, uns allen wohlbekannt, Belisarius.

Nur zwölf Reiter folgten ihm.

Allen voran auf seinem Rappen Cethegus, der Präfect.

Die andern Byzantiner hielten vor ihrem Lager — Hildebad befahl mir, mit elf Reitern ihm in gleichem Abstand zu folgen.

Die beiden Kämpfer begrüßten sich mit dem Speere: die Tuba tönte und Hildebad sprengte auf seinen Gegner los.

Im Augenblick flog dieser durchstoßen vom Pferd.

Dein Bruder, völlig unverletzt, sprang ab, mit dem Ausruf: „Das war kein Stoß des Belifar!“ und öffnete dem Sterbenden den Helm.

„Bessas!“ rief er und sah, ergrimmt über den Betrug, gegen die Feinde.

Da winkte der Präfect.

Die zwölf maurischen Reiter schleuderten ihre Speere — und schwer getroffen stürzte dein Bruder zusammen.“

Totila verhüllte sein Haupt.

Teja trat ihm theilnehmend näher.

„Hör' zu Ende,“ sprach Thorismuth.

„Da ergriff uns, die wir den Mord mit angesehen, grimmiger Schmerz.

Wüthend warfen wir uns auf die Feinde, welche, auf unsre Entmuthigung hoffend, aus dem Lager gedrungen waren.

Nach wildem, heißem Kampf schlug sie unser Ingrimm in die Flucht.

Nur seines Höllenrappens Schnelligkeit hat den von meinem Wurfspeer an der Schulter verwundeten Präfecten gerettet.

Mit leuchtenden Augen sah dein Bruder noch unsern Sieg.

Er ließ sich die Truhe, die er aus Ravenna entführt vom Schloß herab bringen, öffnete und sprach zu mir:

„Kronhelm, Schild und Schwert Theoderich's.

Bring' sie meinem Bruder!“

Und mit letztem Athem sprach er:

„Er soll mich rächen und das Reich erneuen.

Sag' ihm, — ich hab' ihn sehr geliebt!“

Damit fiel er zurück auf seinen Schild und seine treue Seele war dahin.“

„Mein Bruder! o mein lieber Bruder!“ klagte Totila.

Er lehnte sich an die Säule. Thränen brachen aus seinen Augen.

„Wohl ihm, der noch weinen kann!“ sprach Teja leise.
Eine Pause des Schmerzes trat ein.

„Gedenke deiner Eid-Pflicht!“ rief endlich Hildebrand.

„Er war zwiefach dein Bruder!

Du mußt ihn rächen!“

„Ja,“ rief Totila aufspringend: — und unwillkürlich riß er das Schwert aus der Scheide, dessen Griff ihm Teja hinreichte.

„Ich will ihn rächen!“

Es war das Schwert Theoderich's.

„Und das Reich erneuen!“ sprach feierlich, sich hochaufrichtend, der alte Hildebrand und drückte fest die Krone auf Totila's Haupt.

„Heil dir, König der Gothen!“

Totila erschrak.

Er griff rasch mit der Linken nach dem goldnen Reif.

„Was thut ihr?“

„Das Rechte!

Der Sterbende hat Weissagung gesprochen.

Du wirst das Reich erneuen.

Drei Siege rufen dich, den Kampf aufzunehmen.

Gedenke des Blut-Eids.

Noch sind wir nicht wehrlos.

Sollen wir die Waffen aus der Hand legen? sie vor Verrath und Tücke strecken?“

„Nein,“ rief Totila, „das wollen wir nicht!

Und wohlgethan ist's, einen König wählen, als Zeichen neuer Hoffnung! —

Aber hier steht Graf Teja, würdiger, bewährter denn meine Jugend.

Wählt Teja."

„Mich als Bürgen der Hoffnung!

Nein!“ sagte dieser, das Haupt schüttelnd.

„Erst trifft die Reiche dich!

Dir hat der Bruder sterbend Schwert und Krone gesendet.

Trage sie glücklich.

Ist dies Reich zu retten — wirst du es retten.

Ist es nicht zu retten, — so muß noch ein Rächer übrig sein! —“

„Jetzt aber,“ fiel Hildebrand ein, „jetzt gilt es, Siegeszuversicht in alle Herzen schimmernd austreuen.

Das ist dein Amt, Totila.

Sieh, leuchtend taucht der junge Tag empor.

Der Sonne früheste Strahlen brechen in die Halle und küssen glänzend deine Stirn.

Das ist ein Götterzeichen.

Heil, König Totila — du sollst das Gothenreich erneu'n.“

Und der Jüngling drückte sich den Kronhelm fest auf das goldene Lockenhaupt und schwang das Schwert Theoderichs blitzend der Morgen Sonne entgegen.

„Ja,“ rief er, „wenn Menschenkraft es mag — ich will dies Reich erneuen.“

Bweites Capitel.

Und König Totila hat sein Wort gehalten.

Noch einmal hat er die Macht der Gothen, deren ganzer Halt in Italien bei seiner Erhebung zusammengeschrumpft war auf drei kleine Städte mit wenigen Tausenden von Bewaffneten, gewaltig aufgerichtet: gewaltiger als sie zur Zeit Theoderichs gewesen.

Er vertrieb die Byzantiner aus allen Städten der Halbinsel: mit Einer verhängnißvollen Ausnahme.

Er gewann die Inseln Sardinien, Sicilien, Corsica zurück.

Sa, noch mehr: siegreich überschritt er die alten Grenzen des Reichs und, da der Kaiser hartnäckig die Anerkennung des gothischen Reiches und Besitzstandes verweigerte, trugen, ihn zu zwingen, des Gothenkönigs Flotten bis tief in die Provinzen des oströmischen Reiches Schreck und Zerstörung.

Italien aber gewann unter seinem milden Scepter, unerachtet des nie völlig erlöschenden Krieges, eine Blüthe wie in den Tagen Theoderichs.

Und es ist bezeichnend, daß die Sage der Gothen und Italier den glücklichen König bald als einen Enkel des Numa Pompilius oder des Titus oder Theoderichs, bald als dessen zur Wiederherstellung und Beglückung seines Reiches in jugendlicher Gestalt auf die Erde zurückgekehrten Genius feierte.

Wie der Aufgang der Morgensonne aus dunklem Nachtgewölk, Licht und Segen bringend und unwiderstehlich, wirkte seine Erhebung.

Die finstern Schatten wichen Schritt für Schritt vor seinem Nahen: Glück und Sieg flogen vor ihm her und die Thore der Städte, die Herzen der Menschen erschlossen sich vor ihm fast ohne Widerstand.

Die Genialität des Feldherrn, des Herrschers und des Menschen, welche in diesem blonden Jüngling geschlummert hatte, die nur von Einzelnen, von Theoderich und Teja, geahnt, von niemand in ihrem ganzen Umfang erkannt war, entfaltete sich nun glänzend, da sie vollen Flügel-Raum erhalten.

Das Heiter-Jugendliche seines Wesens war in den schweren Prüfungen dieser Jahre, in den Schmerzen, die er zu Neapolis vor Rom erduldet, in der fortwährenden Entbehrung der Geliebten, welche ihm jeder Sieg der Byzantiner ferner rückte, zwar nicht ausgelöscht, jedoch in ernstere Männlichkeit vertieft worden.

Aber jener schimmerhelle Grundzug seines Wesens war geblieben und warf den Zauber der Anmuth, der herzugewinnenden Liebenswürdigkeit über all sein Thun.

Getragen von der eigenen Idealität wandte er sich vertrauend überall an das Ideale in den Menschen.

Und unwiderstehlich fanden die meisten, fanden alle nicht von überlegenen feindseligen Dämonen beherrschten Menschen seine zuversichtliche Berufung auf das Edle und Schöne.

Wie das Licht erhellt, was es berührt, so schien die Hochherzigkeit dieses lichten Königs sich seinem Hof, seiner Umgebung mitzutheilen und auch die Gegner versöhnend zu ergreifen.

„Er ist unwiderstehlich wie der Sonnengott,“ riefen die Italier.

Näher betrachtet lag das Geheimniß seiner großen und raschen Erfolge in der genialen Kunst, mit welcher er, zugleich dem innersten Impuls seiner Natur folgend, die neu vorgefunde Verbitterung der Italier über den Druck der Byzantiner überall zum Umschlag, zur Sympathie mit seiner, mit der gothischen Milde zu steigern und umzulenken verstand.

Wir sahen, wie diese Stimmung das Landvolk, die reichen Kaufleute, die Handwerker in den Städten, die Colonen und kleinen und mittleren Bürger, also weitaus die Mehrzahl der Bevölkerung bereits ergriffen hatte.

Die Persönlichkeit des jungen Gothenkönigs zog sie dann vollends von den byzantinischen Drängern ab, von welchen auch das Waffenglück gewichen schien, seit die Gothen mit dem helljauchzenden Schlachtruf: „Totila!“ in den Kampf eilten.

Freilich blieb eine kleine Minderzahl unbeugsam: die

rechtgläubige Kirche, die keinen Frieden mit den Kettern kannte, starre Republicaner, und der Kern der Katakombenverschwörung: die stolzen römischen Adelsgeschlechter, die Freunde des Präfecten.

Aber diese kleine Zahl kam bei dem Abfall der Masse des Volkes nicht in Betracht.

Die erste That des neuen Königs war der Erlaß eines Manifestes an die Gothen und an die Italier.

Jenen wurde genau dargethan, wie der Fall Ravenna's und der Untergang des Königs Witichis nur das Werk überlegener Lüge, nicht überlegener Kraft gewesen: und eingeschärft wurde ihnen die Pflicht der Rache, welche bereits drei Siege eröffnet hätten.

Die Italier aber wurden aufgerufen, nun, nachdem sie erfahren, welchen Tausch sie durch den Abfall zu Byzanz gemacht, zu ihren alten Freunden zurückzukehren.

Dafür verhiess der König nicht nur volle Amnestie, auch Gleichstellung mit den Gothen, Aufhebung aller bisherigen gothischen Vorrechte, namentlich Bildung eines eignen italischen Heeres und, was durch den Gegensatz besonders wirkte: Befreiung alles italischen Bodens und Vermögens von jeder Steuer bis zur Beendigung des Krieges.

Eine Maßregel höchster Klugheit war es ferner, daß, da der Adel byzantinisch, die Colonatbevölkerung gothisch gesinnt war, jeder römische Edle, der sich nicht binnen drei Wochen den Gothen stellte und unterwarf, seines Grundeigenthums zu Gunsten seiner bisherigen Colonen verlustig erklärt wurde.

Und endlich setzte der König auf jede Misch-Ehe zwischen Gothen und Römern eine hohe, aus dem Königsschatz zu zahlende Prämie und versprach Ansiedlung des Pares auf confiscirtem Grundbesitz römischer Senatoren.

„Italia,“ schloß das Manifest, „blutend aus den Wunden, welche die Tyrannei von Byzanz ihr geschlagen, soll sich erheben unter meinem Schilde.

Helft uns, Söhne Italia's, unsere Brüder, von diesem heiligen Boden die gemeinsamen Feinde, die Hunnen und Skythen Justinians, vertreiben.

Dann soll im neuen Reich der Italier und Gothen, gezeugt aus italischer Schönheit und Bildung, aus gothischer Kraft und Treue, ein neues Volk erstehen, desgleichen an Adel und Herrlichkeit noch nie die Welt geschaut.“

Als Cethegus der Präfect auf seinem Feldbett zu Ravenna, wo ihn die Wunde fesselte, morgens vom Schlaf erwachend, die Nachricht erfuhr von Totila's Erhebung, sprang er mit einer Verwünschung aus den Decken.

„Herr,“ warnte ihn der griechische Arzt, „du mußt dich schonen und —“

„Hörst du nicht?

Totila trägt die Gothenkrone.

Jetzt ist nicht Zeit, sich zu schonen.

Meinen Helm, Sypbar.“

Und er riß Lucius Vicinius, der die Botschaft gebracht, das Manifest aus der Hand und las begierig.

„Ist das nicht lächerlich?

Nicht Wahnsinn?“ frug dieser.

„Wahnsinn ist es, wenn die Römer noch Römer sind.

Aber sind sie's noch?

Sind sie es nicht mehr: — dann schaffen wir — und nicht der Barbarenfürst — ein Werk des Wahns.

Diese Probe darf gar nicht gemacht werden.

Im Keim muß diese neue Gefahr zertreten werden.

Der Streich gegen den Adel und für die Colonen ist ein Meisterstück.

Er darf nicht Zeit haben, zu wirken.

Wo ist Demetrius?“

„Schon gestern Abend aufgebrochen, Totila entgegen.

Du schließt, der Arzt verbot, dich zu wecken.

Auch Demetrius verbot es.“

„Totila König, und ihr laßt mich schlafen!

Wißt ihr nicht, daß dieser Blondkopf der Genius des Gothenvolkes ist?

Demetrius will sich den Lorber allein holen.

Wie stark ist er?“

„Den Gothen mehr als zweimal überlegen: Zwölf-tausend gegen Fünftausend.“

„Verloren ist Demetrius.

Auf, zu Pferd.

Bewaffnet Alles, was eine Lanze tragen kann.

Laßt nur die Wunden auf den Wällen.

Dieser Brand Totila muß erstickt werden im ersten Knistern.

Sonst löscht ihn kein Ocean von Blut mehr aus.

Meine Waffen, zu Pferd.“

„So hab ich den Präfecten nie gesehen,“ sagte Lucius Vicinius zu dem Arzt.

„Es ist wohl das Fieber?“

Er erbleichte.“

„Er ist fieberfrei.“

„Dann faß ich's nicht.

Denn Furcht kann es nicht sein.

Syphax, laß uns ihm folgen.“

Rastlos trieb Cethegus seine Scharen vorwärts.

So rastlos, daß nur ein kleines Reitergefolge mit seinem Ungestüm und Pluto, seinem raschen und unermüdlischen Klappen, Schritt halten konnte.

In weiten Zwischenräumen folgten Marcus Vicinius, Massurius mit des Cethegus Söldnern, und Balbus mit den in Eile bewaffneten Bürgern von Ravenna.

Denn wirklich nur Greise und Kinder hatte Cethegus neben den Wunden in der festen Stadt zurückgelassen.

Endlich hatte der Präfect wenigstens Fühlung mit dem Nachtrab des byzantinischen Feldherrn gewonnen.

Totila zog von Tarvisium her nach Süden gegen Ravenna.

Zahlreiche Haufen bewaffneter Italier, aus den Provinzen Ligurien, Venetien, Aemilia stießen zu ihm, durch sein Manifest aufgerufen, zu neuer Hoffnung und neuen Entschlüssen.

Sie verlangten, seine erste Schlacht gegen die Byzantiner mit schlagen zu dürfen.

„Nein,“ hatte Totila ihren Führern erwidert, „erst nach der Schlacht faßt euren letzten Entschluß.“

Wir Gothen fechten allein.

Siegen wir, so mögt ihr uns folgen.

Fallen wir, so soll euch nicht der Byzantiner Rache treffen.

Wartet ab.“

Die Verbreitung solch hochsinniger Entscheidung zog neue Scharen zu den Gothen heran.

Totila's Heer aber verstärkte sich von Stunde zu Stunde auf dem Marsche auch durch gothische Krieger, welche, einzeln oder in kleinen Scharen, aus der Gefangenschaft entkommen, oder auch aus ihren früher erreichten Verstecken wieder aufbrachen, nachdem sie den Verrath an Witichis und die Erhebung eines neuen Königs, das Wiederaufflammen des Krieges erfuhren.

Bei der Eile, mit welcher Totila vorwärts drängte, die frische Begeisterung seiner Scharen noch unverkühlt zu verwerthen, und bei dem Eifer, mit welchem Demetrius ihm entgegen slog, um ihn allein zu schlagen, stießen die beiden Heere bald aufeinander.

Bei Pons-Padi war es.

Die Byzantiner standen in der Ebene: sie hatten den Fluß, den sie erst mit der Hälfte ihres Fußvolkes überschritten hatten, hinter sich.

Da erschienen die Gothen auf den sanft geneigten Höhen, den Rücken nach Nordwesten.

Die untergehende Sonne blendete die Byzantiner.

Totila überfah von dem Hügel, dicht vor den Feinden, deren Stellung.

„Mein ist der Sieg!“ rief er jauchzend, zog das Schwert und jagte mit seiner Keiterei auf die Feinde hernieder, wie der Falke auf seine Beute stößt.

Cethegus hatte bald nach Sonnenuntergang mit seinen Reitern das letzte, verlassne Lager der Byzantiner erreicht.

Da jagten ihm schon die ersten Flüchtlinge entgegen.

„Wende dein Kopf, Präfect,“ rief ihm der erste Reiter zu, der ihn erkannte, „und rette dich.“

Totila über uns! Er hat Artabazes, dem tapfersten Führer der Armenier, mit eigener Hand Helm und Kopf durchhauen.“

Und unaufhaltsam jagte der Flüchtling weiter.

„Ein Gott vom Himmel führte die Barbaren!“ schrie ein Zweiter. „Alles verloren!“

Der Feldherr gefangen! Alles in wilder Flucht.“

„Unwiderstehlich ist dieser König Totila!“ rief ein Dritter, und wollte an dem Präfecten vorbei, der den Weg versperrte.

„Sag's in der Hölle weiter!“ sprach Cethegus und stieß ihn nieder.

Vorwärts!“

Aber kaum ausgesprochen, nahm er den Befehl zurück.

Denn schon flutheten in dichten Massen die geschlagenen

Byzantiner, den ganzen Wald erfüllend, zurück und ihm entgegen.

Der Präfect erkannte: unmöglich war's mit seinem Häuflein die Flucht der Tausende aufzuhalten.

Eine Zeit lang sah er unschlüssig dem Gewoge zu.

Schon wurden die gothischen Verfolger in der Ferne sichtbar.

Da erreichte ihn verwundet Vitalius, ein Heerführer des Demetrius.

„O Freund,“ rief ihn dieser an. „Da ist kein Halten mehr!

Das fluthet fort bis Ravenna.“

„Ich glaub' es selbst,“ sprach Cethegus.

„Sie werden die Meinen eher mit sich fortreißen als stehen.“

„Und doch verfolgt uns nur die Hälfte der Sieger, unter Teja und Hildebrand.

Der König wandte noch auf dem Schlachtfeld um.

Ich sah ihn abziehen.

Er schwenkte nach Südwesten.“

„Wohin?“ frug Cethegus aufmerksam, „sag' nochmal an!

In welcher Richtung?“

„Nach Südwesten bog er aus!“

„Er will nach Rom!“ rief Cethegus und riß den Hengst herum, daß er hoch bäumend stieg.

„Folgt mir! zur Küste!“

„Und das geschlagne Heer? ohne Führer!“ rief Lucius Vicinius, „flieh, wie sie fliehen!“

„Laß sie fliehen!
Ravenna ist fest!
Es wird sich halten.
Hört ihr denn nicht?
Der Gothe will nach Rom!
Wir müssen vor ihm dort sein.
Folgt mir! an die Küste, der Seeweg ist frei!
Nach Rom!“

Drittes Capitel.

Lieblieh ist — und weit berühmt ob seiner Liebliehkeit — das Thal, in welchem die Passara von Norden her in die von Westen nach Südosten eilende Athesis rinnt.

Wie eine vorgebeugte, nach dem schönen Südland seh nende Gestalt, neigt sich in der Ferne auf dem rechten Ufer die Mendola herab.

Hier, oberhalb des Einlaufs der Passara, lag die römische Siedelung Mansio Majä.

Noch etwas weiter flussaufwärts auf beherrschendem Fels die Burg Teriolis.

Heute heißt — von einer Berg-„Muh“ oder „Mar“ (Mutsche) — die Stadt Meran.

Die Burg hat der Grafschaft Tirol den Namen gegeben.

„Mansio Majä“ klingt heute noch fort in dem Orte Mais, dem villenreichen.

Damals aber lag in dem Castrum Teriolis ostgothische Besatzung: wie in all den alten rhätischen Felsen- nestern am Athesis, Isarcus und Denus zur Nieder-

haltung der nur halb unterworfenen Sueben, Alamannen und Markomannen oder, wie sie bereits genannt wurden: „Bajuwaren“, welche in Rhätien, am Ricus und am untern Lauf des Denus saßen.

Aber auch abgesehen von der Besatzung der Castelle waren gerade hier in dem fruchtreichen milden Thal, auf den nicht allzu schroffen, weidereichen Berghöhen ostgothische Sippen in großer Zahl angesiedelt worden.

Noch heute zeichnet die Bauern vom Meraner, Ultner und Sarnthal eine seltne, edle, ernste Schönheit aus. Viel feiner, vornehmer und vertiefter als der bajuvarische Schlag an Inn, Lech und Isar sind die schweigsamen Leute.

Mundart und Sage bestätigen die Annahme, daß hier ein Nest verschonter Gothen fortblüht.

Denn die Amelungensage, Dietrich von Bern und der Rosengarten lebt noch in den Ortsnamen und der Ueberlieferung des Volks.

Auf einem der höchsten Berge an dem linken Ufer der Athesis hatte sich voreinst der Gothe Issa niedergelassen: sein Geschlecht baute da fort.

Der „Issinger“ heißt heute noch der Berg.

Auf dem Südbhang in halber Höhe des Berges war die schlichte Siedelung errichtet.

Der gothische Einwanderer hatte bereits Culturen hier angetroffen.

Das rhätische Alpenhaus, das schon Drusus vorgefunden, als er die rasenischen Bergvölker bezwang charakteristisch und wohlgeeignet für die Alpen, hatte auf

den Höhen keine Aenderungen erfahren durch die römische Eroberung, welche im Thal ihre Villen baute und auf den beherrschenden Felsbügeln ihre Wirthtürme.

Die ganz romanisirten Bewohner des Etschthales waren nach der ostgothischen Einwanderung ruhig in ihren Sitzen geblieben.

Dem nicht hier, sondern weiter östlich, von der Save her, über den Isonzo, waren die Gothen in der Halbinsel eingedrungen und erst, nachdem Ravenna und Odoakar gefallen, hatte Theoderich in friedlich geregelter Ordnung seine Scharen auch über Norditalien und das Etschland verbreitet.

So hatten auch Iffa und die Seinen auf dem damals noch rafenisch benannten Berg sich mit den vorgefundenen römischen Ansässigen friedlich getheilt.

Ein Drittel von Ackerland, Wiese und Wald, den dritten Theil von Haus, Sklaven und Vieh hatte auch hier, wie überall, der gothische Ankömmling vom römischen Wirth in Anspruch genommen.

Im Lauf der Jahre jedoch hatte der römische Hospes diese nahe unfreiwilige Nachbarschaft mit den Barbaren unbequem gefunden.

Er überließ den Gothen gegen dreißig Pare der ausgezeichneten, aus Pannonien mit geführten Kinder, welche der Germane so trefflich zu züchten verstand, den Nest seines Eigens auf dem Berge und zog sich weiter gen Süden, wo die Römer dichter neben einander saßen. —

So war nun der Berg der Iffinger ganz germanisch geworden.

Denn plötzlich hatte einmal der jetzige Herr auch die wenigen römischen Sklaven verkauft und neue Knechte und Mägde germanischen Stammes, gefangne Gepiden, angeschafft.

Dieser jetzige Herr der Siedelung hieß wieder Iffa, wie der Ahn: er lebte einsam, ein silberhariger Mann: ein Bruder, sein Weib und eine Schwiegertochter waren vor langen Jahren durch einen Bergsturz begraben worden.

Ein Sohn, ein jüngerer Bruder und dessen Sohn waren König Witichis' Waffenruf gefolgt und nicht wieder gefehrt von der Belagerung Roms.

So waren ihm nur seine beiden Enkelkinder geblieben, des gefallnen Sohnes Knabe und Mädchen. —

Die Sonne war prachtwoll niedergegangen hinter den Bergen, welche in weiter duftiger Ferne den Süden und Westen des unvergleichlichen Etschthales begrenzen.

Warmer rothgoldner Schimmer lag über dem mürrben Porphyr der Berge, daß er erglühete wie dunkelrother Wein.

Da stieg langsam, Schritt vor Schritt, immer wieder anhaltend und, die Hand über die Augen gelegt, in den flimmernden Sonnenuntergang schauend, ein Kind, — oder war es schon ein Mädchen? — eine Echar Lämmer vor sich her treibend, den Nasenhang hinan, auf dessen Höhe seitab vom Wohnhaus die Stallungen lagen.

Sie ließ ihren Schutzbefohlnen immer wieder Zeit,

mit wäbherischem Zahn die würzigen Alpenkräuter zu rupfen auf ihrem Wege und schlug mit der Haselgerte, die sie statt des Hirtenstabes trug, den Tact zu der uralten und einfachen Melodie des Liedchens, das sie leise sang:

„Liebe Lämmer,
 Laßt euch leiten
 Von der Hirtin
 Hand, gehorsam,
 Wie des Himmels
 Richte Lämmer,
 Wie die Sterne
 Still und stäte,
 Fromm und friedlich
 Ihrem behren
 Hirt gehorchen:
 Müblos meistert,
 Müblos mustert
 Sie Herr Mond.“

Sie schwieg nun und sah mit vorgebeugtem Köpfbchen in die tief eingeschnittne Schlucht zu ihrer Linken, welche der hier abwärts schießende Wildbach in den Hang gefurcht hatte: jetzt, im Sommer, war er nur halb gefüllt: drüben stieg die Anhöhe wieder steil empor.

„Wo er nur ist?“ fragte sie.

„Sonst klettern seine Ziegen immer schon den Hang herab zurück, wenn die Sonne zu Golde gegangen.

Bald welken meine Blumen.“

Und sie setzte sich nun auf einen Steinblock am Wege, ließ die Lämmer noch grasen, legte die Faselgerte neben sich und ließ einen Schurz von Schaffell, welchen sie bisher mit der Linken aufgenommen hatte, nieder gleiten: da fielen die schönsten Blumen der Alpen in dichten Flocken vor ihr nieder.

Sie begann einen Kranz zu flechten.

„Der blaue Speiß steht seinem braunen Haar am besten,“ sagte sie eifrig windend.

„Ich werde viel früher müde, wenn ich allein treibe, als wenn er dabei ist.

Und doch klettern wir dann viel höher.

Möchte wohl wissen, wie das kommt.

Und wie mich die nackten Füße brennen!

Ich könnte wohl einmal hinabsteigen in den Wildbach, sie zu kühlen.

Und da sehe ich ihn auch gleich, wenn er drüben auf den Hang treibt.

Die Sonne sticht nicht mehr.“

Und sie streifte das breite große Kürbisblatt ab, welches sie bisher statt eines Hutes getragen.

Da ward die schimmernde Farbe des ganz weiß-blonden Haares sichtbar, das sie, von den Schläfen zurück gestrichen, mit einem rothen Bande hinter dem Wibel zusammengebunden und bisher unter dem umgebognen Blatt geborgen hatte.

Wie eine Fluth von Sonnenstrahlen rieselte es nun über ihren Nacken, den nur ein weißes Wollenhemd be-

deckte, das, um die Hüften mit breitem Ledergurt zusammen gehalten, nur wenig über die Kniee reichte.

Sie maß die Länge ihres Kranzes an dem eignen Haupt.

„Freilich,“ sagte sie, „sein Kopf ist größer!

Noch diese Alpenrosen dazu!“

Und nun verknüpfte sie die beiden Enden des Kranzes mit zierlichem Bandgras, sprang auf, schüttelte die letzten Blumen aus dem Lederschurz, nahm den Kranz in die Linke und wandte sich, den steilen Abhang hinab zu steigen, an dessen Fuß der Bach an das Gestein toste.

„Nein, bleibt nur hier oben und wartet!

Auch du bleib, Weiß-Elbchen, Liebling.

Gleich komm' ich wieder.“

Und sie trieb die Lämmer zurück, welche ihr folgen wollten und nun blökend der Herrin nachsahen.

Behend kletterte und sprang die Wohlgeübte den steinigen Abhang der Schlucht hinab, bald sich mit den Händen an zähem Gesträuch, Seidelbast und Goldweide, haltend, bald kühnlich von Stein zu Steinplatte springend.

Unter ihrem Sprung bröckelte das mürbe Gestein und die Trümmer polterten hinab — da, als sie den Krollenden nachhüpfte, hörte sie plötzlich von unten ein scharfes, drohendes Zischen.

Und eh' sie wenden konnte, bäumte sich, wohl von einem Stein unsanft aus der Sonnung gestört, eine große kupferbraune Schlange hoch gegen sie empor.

Das Kind erschrak, die hurtigen Kniee versagten und laut aufschreiend rief sie:

„Adalgoth, zu Hülfe! zu Hülfe!“

Auf diesen Angstschrei folgte sofort als Antwort ein heller Ruf:

„Marich! Marich!“ was wie ein Schlachtruf klang.

Es knackte in den Gebüschcn zur Rechten, Steine rollten den Hang hinab und pfeilgeschwind flog zwischen die züngelnde Schlange und das ängstlich weichende Mädchen ein schlanker Bube in zottigem Wolfsvolief.

Hoch schwang er den starken Bergstock gleich einem Speer und so wohlgezielt war sein Stoß, daß die Eisenspitze den schmalen Kopf der Schlange in die Erde bohrte.

Ihr langer Leib ringelte zuckend um den tödtlichen Schaft.

„Gotho, du bist doch heil?“

„Dank dir, du Treuer!“

„Dann laß mich den Schlangenspruch sprechen, so lang die Natter noch zuckt — das bannt ihre Gesippen auf drei Stunden im Umkreis.

Und er sprach, die drei ersten Finger der rechten Hand wie beschwörend erhoben, den uralten Spruch:

„Warte, du Wolf=Wurm!

Zapple, Gezücht!

Beiße den Boden,

Giftigen Geifers;

Männer und Maide

Sollst du nicht sehren:

Nieder, du Reiding,
Du nichtige Ratter,
Nieder zur Nacht:
Hoch ob den Häupten
Schuppiger Schlangen
Schreitet das schimmernde Gothengeschlecht."

Viertes Capitel.

Als er zu Ende gesprochen und sich neigte, die todte Schlange zu prüfen, drückte ihm rasch die Gerettete ihren Kranz auf das goldbraune, kurzkräuse, dichte Haar.

„Heil, Held und Helfer!“

Sieh, der Siegestranz war schon vorher gewunden.
Sieh, wie schön steht dir die blaue Krone.“

Und sie schlug freudig bewundernd die Hände zusammen.

„Du blutest am Fuße!“ sprach er besorgt, „laß mich die Wunde saugen — wenn dich der Giftwurm gebissen!“

„S' ist nur ein scharfer Stein.

Möchtest wohl lieber du sterben!“

„Für dich, Gotho, wie gerne doch!“

Aber unschädlich wäre das Gift im Munde.

Nun, laß dir die Wunde waschen: ich habe noch Essig und Wasser hier in der Kürbisflasche.

Und dann leg' ich dir Salbei drauf oder heilsame Wegewarte.“

Und zärtlich drückte er sie nieder auf das Gestein, kniete vor ihr, hob den nackten Fuß sorgsam in seine linke Hand und pflegte ihn, die Mischung aus dem Kugelfürbis drauf träufelnd.

Dann sprang er auf, suchte auf dem Rasen und kam bald mit den gesunden Kräutern zu ihr zurück, mit den Lederriemen, die er sich vom eignen Fuße löste, die Blätter sorgsam über die kleine Wunde bindend.

„Wie gut du bist, Lieber!“ sagte sie, sein Haupt streichelnd.

„Nun laß dich tragen — nur den Hang hinauf!“ bat er.

Ich halte dich so gern auf meinen Armen.“

„Was nicht gar!“ lachte sie aufspringend.

„Bin kein wundes Lamm!“

Sieh, wie ich laufen kann.

Aber wo sind deine Ziegen?“

„Dort kommen sie aus den Wachholderbüschen.“

Ich rufe sie!“

Und er setzte das Hirtenrohr an den Mund und blies einen schrillen Ton, den Bergstock im Kreise über dem Haupte schwingend.

In eilfertigen Sprüngen kamen die starken Ziegen herbei — sie scheuten die Strafe!

Und aus der Tasche einen dünnen Streifen Salz auf die Erde streuend, welchen die Thiere, gierig leckend, verfolgten, schritt er nun, den Arm zärtlich um des Mädchens Nacken gelegt, den Hang hinauf.

„Sag mir nur, Lieber,“ fragte sie, oben angelangt

und die Lämmer versammelnd, „weßhalb du heute wieder den Drachen ansprangst mit dem Ruf: „Marich! Marich!“

Wie neulich, da du mir den Steinadler von Weiß-Elbchen scheuchtest, das er schon in den Fängen hatte.“

„Das ist mein Schlachtruf.“

„Wer hat ihn dich gelehrt?“

„Der Ahn, da er mich zum ersten Mal mit nahm auf die Wolfsjagd — als ich mir hier das Bließ von Meister Isgrimm's Rippen holte.“

Da sprach er, als ich „Iffa, Iffa!“ schreiend, — ebenso, wie ich ihn rufen hörte, — auf den Wolf, der nicht mehr entweichen konnte und sich mir stellte, mit dem Schwerte sprang:

„Du mußt nicht „Iffa!“ rufen, Adalgoth, wie ich.“

Wenn du Held oder Ungethier angehst, ruf du nur: „Marich!“

Das bringt dir Sieg.“

„Heißt aber doch keiner unsrer Ahnen und Gesippen so, Bruder!“

Wir kennen doch ihre Namen alle.“

Und nun hatten sie die Stallungen erreicht, die Thiere hineingetrieben und sich vor der Thüre des Wohnhauses, vor dem offenen Fenster, auf die Holzbank gesetzt, welche die Vorderseite des Hauses auf beiden Seiten der Hausthüre umzog.

„Da ist,“ zählte das Mädchen nachdenkend auf, „Iffamer, unser Vater, Warg's der Ohm, den der Berg verschüttet hat, Iffa der Ahn, Iffamuth, der andre Ohm,

Iffaswinth, dessen Sohn, unser Vetter, und Iffarich, der Großvater und wieder Iffa — aber kein Marich.“

„Und doch ist mir noch wie ein Dämmertraum aus der Zeit, da ich zuerst auf dem Berg umher zu laufen anfing, aus der Zeit vor dem großen Bergfall, der den starken Oheim Wargs begrub, als hätte ich den Namen oft gehört.

Und er gefällt mir.

Und der Ahn hat mir erzählt von einem Heldenkönig dieses Namens, der zuerst vor allen Helden die Romaburg bezwang: — du weißt: die Stadt, von welcher unser Vater und der Oheim Iffamuth und der Vetter Iffaswinth nicht wieder gekehrt sind, — und der dann früh verstarb, wie Sigfrid, der Schlangentödter und Balthar, der Heidengott.

Und sein Grab ist in einem tiefen Fluß.

Da liegt er, auf goldnem Schild, unter seinen Schätzen: und hohes Schilf wogt darüber hin.

Und nun hat sich ein anderer König aufgethan, der heißt Totila, wie die Heer-Männer, welche die Besatzung drüben in Schloß Teriolis ablösten, erzählten.

Der soll sein wie jener Marich und wie Sigfrid und wie der lichte Sonnengott.

Und ich, hat der Ahn gesagt, soll auch ein Kriegsmann werden: und einst hinabziehen zu König Totila und unter die Feinde stürmen mit dem Ruf „Marich, Marich!“

Und es ist mir auch schon lange verleidet, dies Umhersteigen hier auf dem Berg und das Ziegenhüten, wo kein Feind zu bekämpfen ist als der Wolf und höchstens

ein Bär, der die Trauben und die Honigwaben benascht.

Und ihr Alle lobt mein Harfenschlagen und meine Lieder.

Aber ich spüre, daß es damit nicht viel ist und daß ich von dem Alten nichts mehr darin lernen kann.

Und ich möchte doch noch viel stolze Weisen singen.

Und ich kann gar nicht genug erzählen hören von den Heermännern drüben in der Burg von den Siegen des Sonnenkönigs Totila.

Neulich hab' ich dem alten Hunibad, den der König zur Pflege seiner Wunden hieher in die Ruhe geschickt hat, den schönsten Berghirsch geschenkt, den ich erlegt, dafür, daß er mir die Schlacht an der Padusbrücke zum dritten Mal erzählt.

Und wie König Totila selbst den finstern Höllenkönig, den schrecklichen Gethegus, überwindet.

Und ich habe schon ein Harfenlied davon gedichtet, das hebt an:

„Bitter und zage,
 Zäher Gethegus:
 Nicht taugt dir die Tücke:
 Teja, der Tapfre,
 Zertrümmert den Trotz dir:
 Und taghell emportaucht,
 Wie Maiglanz und Morgen
 Aus Nacht und aus Nebel,
 Der leuchtende Liebling
 Des Himmels-Herrn:

Der schimmernd-schöne,
Der kühne König.“

Aber weiter geht es noch nicht.

Und ich kann auch nicht allein weiter dichten.

Ich brauche einen kundigen Meister für Wort und Harfe.

Und auf den Speer-Schwinger Teja, den sie den schwarzen Grafen nennen und der wunderbar die Harfe schlagen soll, möcht' ich auch ein halbfertiges Lied vollenden.

Und ich wäre schon lang — aber das sag' ich nur dir — davon gegangen, ohne den Ahn zu fragen, der immer noch sagt: ich bin zu jung.

Wenn mich Eins nicht hier hielte.“

Und er sprang hastig auf.

„Was denn? Bruder,“ fragte Gotho, ruhig sitzen bleibend und ihn aus ihren großen hell-blauen Augen voll ansehend.

„Ja, wenn du's nicht weißt,“ — sprach er fast zornig, „sagen kann ich's dir nicht.“

Ich muß hinüber und neue Pfeilspitzen schmieden in der Schmiedhütte.

Gieb mir noch einen Fuß, so!

Und nun laß dir noch einen auf jedes Auge legen!
Und einen auf das lichte Haar!

Fahr wohl, lieb Schwesterlein, bis zum Nachtmal.“

Und er eilte hinweg von ihr nach einem Nebengebäude, vor dessen Thür ein Schleiffstein und allerlei Arbeitsgeräth stand.

Gotho stützte die Wange auf die Hand und sah vor sich hin, dann sagte sie laut:

„Ich kann's nicht rathen.

Denn mich würd' er ja mit nehmen, natürlich.

Wir könnten ja gar nicht leben ohne einander.“

Sie stand mit einem leichten Seufzer auf und wandte sich dem Wiesgrund neben dem Hause zu, nach dem Linnen zu sehen, das dort zur Bleiche lag.

Aber im Wohnhaus hinter dem offenen Fenster erhob sich jetzt der alte Iffa.

Er hatte Alles mit angehört.

„Das thut kein gut mehr!“ sprach er, sich lebhaft den Kopf reibend.

„Hab's immer nicht über das Herz gebracht, die Kinder zu trennen.

Waren ja Kinder!

Hab' immer noch ein Weilchen gewartet.

Und jetzt hätt' ich gar schon bald ein Weilchen zu lang gewartet.

Fort mit dir, jung Adalgoth!“

Und er trat aus dem Wohnhaus und schritt langsam hinüber in die Schmiede.

Er fand den Knaben in eifriger Arbeit.

Mit vollen Backen blies er in die Kohlengluth am Schmiedeherd und hielt dann die schon roh bearbeiteten Pfeilspitzen hinein, sie zu erweichen und hämmerbar zu glühen.

Dann griff er mit der Zange die Spitze heraus,

legte sie auf den Schmied-Knecht, den Amboß, und hämmerte zierlich ihre Spitzen und Widerhaken zurecht.

Er nickte nur stumm dem eintretenden Großvater zu, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen.

Tapfer hieb er auf den Amboß, daß die Funken sprühten.

„Nun, dachte der Alte bei sich, jetzt denkt er doch nur an Pfeil und Eisen.“

Aber plötzlich schloß der junge Schmied mit einem tausendten Streich, warf den Hammer weg, strich sich über die glühende Stirn und fragte, rasch gegen Issa sich wendend:

„Ah, woher kommen die Menschen?“

„Jesus, Wotan und Maria!“ rief der Alte und trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Bub, wie kommst du auf solche Gedanken?“

„Die Gedanken kommen zu mir: — nicht ich zu ihnen.“

Ich meine nämlich die ersten Menschen, die Aller-ersten.

Der lange Hermegisel da drüben in Teriolis, der aus der Arianerkirche zu Verona davon gelaufen ist und schreiben und lesen kann, sagt: der Christengott habe in einem Baumgarten einen Mann aus Lehm gemacht und aus dessen Rippe, da er schlief, ein Weib.

Das ist zum Lachen.

Denn aus einer noch so langen Rippe kann man kein noch so kleines Mädchen machen.“

„Ja, ich glaub's auch nicht!“ gestand der Alte, nachdenklich.

„'s ist schwer vorzustellen.

Und ich erinnere mich:

Mein Vater hat einmal gesagt, an einem Abend am Herdfeuer: die ersten Menschen seien auf den Bäumen gewachsen.

Der alte Hildebrand aber, der sein Freund war, obzwar tüchtig älter — und der von Tridentum her auf einem Streifzug gegen die wilden Bajuwaren hier eingekehrt war, und der zunächst am Herde saß — denn es war noch früh im Jahr und sehr rauh und kalt —, der sagte: mit den Bäumen, das sei richtig.

Aber nicht gewachsen seien die Menschen darauf, sondern zwei Heidegötter, — Dämonen nennt sie Hermegisel — haben einst am Meeresufer den Eschenbaum und die Erle liegend gefunden: und aus ihnen bildeten sie Mann und Weib.

Es geht auch noch ein altes Lied davon.

Hildebrand wußte noch ein par Worte daraus.

Mein Vater schon nicht mehr.“

„Das will ich schon lieber glauben!

Aber jedesfalls waren da Anfangs der Menschen sehr wenige?“

„Gewiß.“

„Und es gab nur Eine Sippe anfangs?“

„Sicher!“

„Und die Alten starben meistens vor den Jungen?“

„Freilich.“

„Dann will ich Dir was sagen, — Ohm.

Dann mußten die Menschen entweder aussterben.

Oder, da sie noch da sind, — und siehst du, da wollt' ich drauf hinaus, — mußten Bruder und Schwester sich oft heirathen, bis mehrere Sippen entstanden.“

„Adalgoth, dich reiten die Elben, du redest wirr.“

„Ganz und gar nicht.

Und kurz und gut: wenn's früher geschehen konnte, kann's auch heute noch geschehen.

Und ich will meine Schwester Gotho zum Weibe haben.“

Der Alte sprang auf ihn zu und wollte ihm den Mund verhalten.

Aber der Jüngling wich ihm aus.

„Ich weiß schon Alles, was du sagen willst.

Hier kämen die Priester von Tridentum wohl bald dahinter.

Und dann des Königs Graf.

Aber ich kann ja mit ihr in ein fernes Land ziehen, wo uns Niemand kennt.

Und sie geht schon mit, das weiß ich.“

„So! das weißt Du auch schon?“

„Ja, das weiß ich.“

„Aber das weißt du noch nicht,“ sprach nun ernst und entscheidend der Alte, „daß diese Nacht die letzte ist, die du hier zubringst auf dem Berg der Iffinger.“

Auf, Adalgoth, ich gebiete dir: dein Ahn und dein Muntwalt.

Du hast eine Ehrenpflicht, die Pflicht heiliger Rache,

zu erfüllen am Hofe König Totila's und in seinem Heer: einen heiligen Auftrag des Oheim Wargs, der unter'm Berg verschüttet liegt — einen Auftrag deines — Ahns.

Du bist nun reif und stark genug, ihn zu erfüllen.

Morgen, mit dem ersten Tagesgrauen, brichst du auf nach Süden, nach Italia, wo König Totila das Unrecht straft, dem Recht zum Siege hilft und den Reiding Gethagus niederkämpft.

Folg' mir in meine Kammer.

Dort hab' ich dir ein Kleinod einzuhändigen von Oheim Warg und manches Wort noch auf den Weg zu geben.

Manch Wort des Rathes und der Rache.

Vor Gotho aber schweige.

Mach' ihr das Herz nicht schwer.

Befolgst du meine und deines Oheims Worte, wirst du ein starker, freudiger Held werden an König Totila's Hof.

Und dann, aber auch nur dann, wirst du auch Gotho — wiedersehen."

Tief ernst, bleich geworden folgte der Jüngling dem Ahn in das Haus.

Lang sprachen sie dort leise in des Alten Kammer. —

Bei dem Nachtmal fehlte Adalgoth.

Er habe sich, mehr müde als hungrig, schon schlafen gelegt, ließ er der Schwester sagen durch den Ahn.

Aber nachts, da sie schlief, trat er auf leisen Behen in ihr Gemach.

Der Mond warf einen zarten Strahl auf ihr engelhaftes Angesicht.

Auf der Schwelle blieb er stehn.

Nur die Rechte streckte er nach ihr aus.

„Ich seh dich wieder,“ sprach er, „meine Gottho!“

Und er überschritt bald die Schwelle des schlichten Alpenhauses.

Noch begannen kaum die Sterne zu bleichen: frisch, stählend, wehte die Nachtlust des Berges um seine Schläfe.

Er sah in den schweigenden Himmel.

Da schoß ein Stern in hohem Bogen über sein Haupt.

Gen Süden flog er nieder.

Da erhob der Jüngling den Hirtenstab in der Rechten:

„Dorthin rufen mich die Sterne!

Nun wahre dich, Reiding Cethegus!“

Fünftes Capitel.

Der Präfect hatte nach der Schlacht an der Padusbrücke Boten seinen nachrückenden Scharen entgegen geschickt, welche zunächst seine Söldner, dann auch die langsamer folgenden Bürger von Ravenna nach dieser Stadt zurück wiesen.

Die flüchtenden Truppen des Demetrius überließ er ihrem Schicksal.

Totila hatte alle Feldzeichen und Fahnen der zwölf Tausend erbeutet, „was den Römern nie zuvor geschah,“ schreibt Prokopius zürnend.

Cethegus selbst eilte mit seinem geringen Gefolge quer durch die Aemilia an die Westküste von Italien, die er bei Populonium erreichte, bestieg ein rasches Kriegsschiff und ließ sich von einem starken Nordnordwest, den, wie er sagte, die alten Götter Latiums gesendet, nach dem Hafen von Rom, Portus, tragen.

Auf dem Landweg hätte er nicht mehr durchdringen können: denn nach dem Sieg Totila's an der Padusbrücke fiel ganz Tuscia und ganz Valeria den Gothen zu: das Flachland rückhaltlos: und auch die Städte

welche nicht starke byzantinische Besatzung in Zaum hielt.

Bei Mucella, einen Tagmarsch von Florenz, schlug der König nochmal ein starkes Heer der Byzantiner unter elf uneinigen Führern, welche die kaiserlichen Besatzungen der tuscischen Städte zusammengerafft hatten, ihm den Weg zu verlegen. Mit Mühe entkam der Oberfeldherr Justinus nach Florentia.

Der König behandelte seine zahlreichen Gefangnen mit solcher Güte, daß sehr viele derselben, Italier und kaiserliche Söldner, in seine Dienste traten.

Und nun waren alle Straßen von Mittelitalien bedeckt von neu zu den Waffen eilenden Gothen und von Colonen, welche, unter deren Anführung, Totila's Märschen gegen Rom folgten.

In dieser Stadt angelangt, hatte Cethegus sofort alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen.

Denn im Fluge nahte nun, nach dem zweiten Siege, bei Mucella, König Totila, aufgehalten fast nur noch durch die Huldigungen der Städte und Castelle auf seinem Wege, welche wetteifernd ihm und jubelnd die bei seinem Einritt bekränzten Thore erschlossen.

Die wenigen Burgen, welche, von starken byzantinischen Besatzungen gehalten, widerstanden, wurden eingeschlossen von kleinen Abtheilungen, welche Totila aus Italiern bildete, durch wenige gothische Kerntruppen zusammengehalten.

Er konnte dies, da seine Macht während des Marsches

auf Rom von allen Seiten, einem Strome gleich, große und kleine Zuflüsse von Gothen und Italiern erhielt.

Zu Tausenden eilten die italischen Colonen, die er frei erklärt, zu seinen Fahnen.

In kleinen Städten erhoben sich die Bürger gegen die byzantinische Besatzung, entwaffneten sie oder zwangen sie zum Abzug.

Ja sogar Söldner Belisar's, welche seit dessen Entfernung Monate lang von den kaiserlichen Logotheten keinen Sold erhalten hatten, boten nun den Gothen ihre Waffen an.

So war es ein sehr ansehnliches Heer von Gothen und Italiern, welches Totila, wenige Tage nach dem Eintreffen des Präfecten, vor die Thore Roms führte.

Mit lautem Jubel wurden bald darauf in dem gothischen Lager der tapfere Wölsung Herzog Guntharis, Wisand der Bandalarius, Graf Markja und der alte Grippa begrüßt, deren Auswechselung gegen den an der Padusbrücke gefangnen kaiserlichen Oberfeldherrn und mehrere seiner Heerführer Totila bei Constantianus und Johannes, den Befehlshabern von Ravenna, erwirkt hatte.

Auf Cethegus aber fiel nun die fast unlösbare Aufgabe, seine großartig angelegten Befestigungen hinlänglich zu bemannen.

Fehlte ihm doch nicht bloß das ganze Heer Belisar's, — auch der größte Theil der eignen Söldner, welche erst allmählig auf dem Seeweg von Ravenna her in dem Hafen Portus eintrafen.

Um den ganzen Kreis der weiten Umwallung auch

nur nothdürftig zu decken, mußte Cethegus den römischen Legionären nicht nur ungewohnte und unerwartete Anstrengungen unabgelösten Wachdienstes zumuthen, — er mußte auch deren Zahl durch Gewaltmaßregeln erhöhen.

Vom sechzehnjährigen Knaben bis zum sechzigjährigen Greise rief er „alle Söhne des Romulus, Camillus und Cäsar zu den Waffen, die Heiligthümer der Väter zu schirmen wider die Barbaren“.

Aber sein Aufruf wurde kaum gelesen und verbreitet und führte ihm nur wenige Freiwillige zu, während er mit Ingrimus sah, wie das Manifest des Gothenkönigs, welches jede Nacht an vielen Stellen über die Mauern flog, überall umlief und vor dichten Gruppen verlesen wurde: so daß er zornig befahl, jeden mit Einziehung des Vermögens oder Verknechtung zu strafen, der das Manifest aufhobe, anschlüge, vorläse, verbreite.

Aber es lief doch überall um: und seine in allen Regionen der Stadt aufgelegten Listen der Freiwilligen blieben leer.

Da schickte er seine Isaurier in alle Häuser und ließ Knaben und Greise mit Gewalt auf die Wälle schleppen: bald war er mehr gefürchtet, ja gehaßt als geliebt.

Nur seine eiserne Strenge und das allmälige Eintreffen seiner isaurischen Söldner hielt noch die Unzufriedenheit der Römer nieder.

In dem Gothenlager aber überholte eine Glückssbotschaft die Andre.

Teja und Hildebrand hatten die Byzantiner bis vor die Thore von Ravenna verfolgt.

Diese Stadt vertheidigten der wieder freigegebne Demetrius und Johannes der Blutige, und die Hafensstadt Constantianus gegen Hildebrand, der Ariminum im Vorüberziehen gewonnen, da die Bürger die armenischen Söldner des Artasires entwaffneten und die Thore öffneten.

Teja aber schlug und tödtete im Zweikampf den tapfern byzantiner Feldherrn Verus, der mit auserlesenen pifidischen und kilikischen Söldnern ihm den Uebergang des Santernus verwehren wollte, durchzog ganz Norditalien, das Manifest Totila's in der Linken, das drohende Schwert in der Rechten: und in wenigen Wochen waren alle Städte und Burgen bis auf Mediolanum zur Unterwerfung gewonnen oder geschreckt.

Totila aber, durch die Erfahrungen der ersten Belagerung gewitzigt, wollte sein Heer einem Sturm auf die furchtbaren Werke des Präfecten nicht aussetzen und auch seine künftige Hauptstadt nicht den Zerstörungen stürmender Einnahme preisgeben.

„Auf hölzernen Brücken, auf linnenen Flügeln gelang' ich nach Rom!“ so rief er eines Tages Herzog Guntharis zu, überließ diesem die Einschließung der Stadt, brach auf mit der ganzen Reiterei und eilte nach Neapolis.

In diesem Hafen lag, schwach bemannt, eine kaiserliche Flotte.

Einem Triumphzug, nicht einem Feldzug, glich Totila's Marsch auf der appischen Straße durch Unteritalien.

Diese Gegenden, welche am Längsten unter dem Joche der Byzantiner litten, waren am Meisten bereit, nun die Gothen als Befreier zu begrüßen.

Mit Blumengewinden zogen die Jungfrauen von Terracina dem schönen Gothenkönig entgegen.

Das Volk von Minturnä fuhr, ihm zum Empfang, einen vergoldeten Wagen hinaus, hob ihn vom weißen Roß und zog ihn auf dem Wagen jubelnd in die Thore.

„Sehet hin:“ — scholl es in den Straßen von Casilinum, einer alten Cultstätte der campanischen Diana, — „Phöbus Apollo ist niedergestiegen vom Olymp und hält befreienden Einzug in der Stadt seiner Schwester.“

Die Bürger von Capua aber baten ihn, die ersten Goldmünzen seines Königs-Namens in ihrer Münze zu prägen mit der Umschrift: »Capua revindicata«.

So ging es fort bis Neapolis: dieselbe Straße, welche er dereinst, ein Flüchtling, verwundet, in nächtlicher Hast zurückgelegt.

Der Befehlshaber der armenischen Söldner in der Stadt, einer sehr tapfern, aber schwachen Schar der Ursakide Phaza, wagte nicht, der Bevölkerung für den Fall einer Belagerung zu trauen.

Er führte seine Lanzenträger und bewaffnete Bürger von Neapolis dem König zur offenen Feldschlacht entgegen.

Da, vor dem Beginn des Gefechts, ritt ein Reiter auf weißem Roß aus der Schlachtreihe der Gothen, nahm den Helm von Haupt und rief:

„Kennt ihr mich nicht mehr, ihr Männer der parthenopäischen Stadt?“

Ich bin Totila.

Ihr habt mich geliebt, da ich der Seegraf eures Hafens war.

Ihr sollt mich segnen als euren König.

Gedenkt ihr nicht mehr, wie ich eure Weiber und Kinder auf meinen rettenden Schiffen geflüchtet vor den Hunnen Belisars?

Bernehmt: diese eure Frauen und Töchter, sie sind abermals in meiner Hand: nicht als Schützlinge, als Gefangene. —

Nach Cumä habt ihr sie gebracht, in das feste Schloß, sie vor den Byzantinern zu schützen, vielleicht auch vor mir.

Wisset aber: Cumä hat sich mir ergeben: und alle dorthin Geflüchteten sind in meine Gewalt gefallen.

Man rieth mir: sie als Geiseln zu behalten, euch und die andern Städte zur Ergebung zu zwingen.

Das widerstrebt mir.

Frei ließ ich sie alle — nach Rom hab' ich die Frauen der römischen Senatoren geleiten lassen.

Nur eure Weiber und Kinder, ihr Männer von Neapolis, hab' ich in mein Lager kommen lassen: nicht als Geiseln, nicht als Gefangene: — als meine Gäste. —

Sehet hin: — dort strömen sie aus meinen Zelten. —

Deffnet die Arme, sie zu empfangen — sie sind frei.

Wollt ihr jetzt gegen mich kämpfen?

Ich kann's nicht glauben!

Wer ist der erste unter euch, der zielt auf diese Brust?"

Und weit schlug er den weißen Mantel auseinander.

„Heil König Totila dem Gütigen!“ war die jubelnde Antwort.

Und das heißblütige Völklein warf die Waffen nieder, strömte heran und begrüßte jubelnd die befreiten Frauen und Kinder und küßte dem jungen König den Saum des Mantels und die Füße.

Der Führer der Söldner ritt zu ihm heran.

„Meine Lanzen sind umringt und zu schwach, allein zu kämpfen.

Hier, o König, nimm mein Schwert: ich bin dein Gefangner.“

„Nicht also, tapfrer Arsakide!

Du bist unbefiegt: — deshalb auch ungefangen. Zieh' ab, wohin du willst, mit deiner Schar.“

„Ich bin besiegt und gefangen durch deines Herzens Hohenheit und deiner Augen lichten Glanz: — verstatte, daß wir fortan für deine Fahne fechten.“

Eine auserlesne Kriegerschar war so Totila gewonnen, die fortan treu bei ihm aushielt.

Unter einem Regen von Blumen hielt er seinen Einzug durch die Porta nolana.

Noch bevor Aratius, der Admiral der Flotte im Hafen, die Anker seiner Kriegsschiffe lichten konnte, war deren Bemannung von den zahlreichen Matrosen der vielen neben ihnen liegenden Handelsschiffe der Kaufleute, alter Bewunderer und dankbarer Schützlinge Totila's, überwältigt und die Führer gefangen.

Ohne Blutvergießen hatte sich der Gothenkönig eine Flotte und die dritte Stadt des Reiches gewonnen.

Aber von dem Festmal, das ihm am Abend die jubelnde Stadt bereitete, stahl er leise sich hinweg.

Mit Staunen erkannten gothische Wachen in der Stille der Nacht ihren König, ohne Gefolge, in altem, halb eingestürztem Thurmgemäuer hart am capuanischen Thor neben einem uralten Olivenbaum verschwinden. —

Am andern Tag erschien ein Decret Totila's, welches die Frauen und Mädchen der Juden von Neapolis für immer von dem bisher entrichteten Kopfgeld befreite, und, während ihnen sonst untersagt war, öffentlich Schmuck zu zeigen, verstattete, als Ehrenzeichen auf dem Brustgewand ein goldnes Herz zu tragen. —

In dem dicht verwachsenen Gärtchen aber, in welchem verwilderter Ephraim und Rosen das hohe Steinkreuz und einen tief eingesunkenen Grabstein völlig überwachsen hatten, erhob sich in Bälde ein Gedenkstein von edelstem schwarzen Marmor mit der einfachen Aufschrift: „Miriam Valeria.“ —

Und niemand lebte in Neapolis, der das zu deuten mußte.

Sechstes Capitel.

Von allen Seiten strömten nun aus Campanien und Samnium, Bruttien und Lucanien, Apulien und Calabria Abgesandte der Städte nach Neapolis, den Gothenkönig als Befreier in ihre Mauern zu laden.

Auch das wichtige und starke Benevent ergab sich und die benachbarten Festen Asculum, Canusia und Acheruntia.

Nach Tausenden zählten die Fälle, in welchen in diesen Landschaften die Colonen in die Ländereien ihrer gefallen, entflohen, nach Byzanz oder Rom gewanderten Herren eingewiesen wurden.

Außer Rom und Ravenna waren von großen Plätzen jetzt nur noch Florentia unter Justinus, Spolegium unter Bonus und Herodianus, Perugia unter dem Hunnen Uldugant in den Händen der Byzantiner.

In wenigen Tagen hatte der seefundige König, durch viele Italier aus dem Süden der Halbinsel verstärkt, seine eroberte Flotte neu bemannt und führte sie, in vollem Schmuck der Segel und Flaggen, aus dem Hafen, indes

die Reiterei seines Heeres auf dem Landweg (der Via appia) gegen Norden zog.

Rom war das Ziel der Schiffe und der Reiter: während Teja, nachdem er alles Land zwischen Ravenna und dem Tiber gewonnen — die festen Burgen Petra und Caesena fielen ohne Schwertstreich — oder unterworfen und gesichert: die Aemilia und beide Tusciën, (das annonarische und suburbicarishe,) auf der Via flaminia mit einem dritten Gothenheer gegen die Stadt des Cethegus heranzog.

Der Präfect erkannte: nun ward es grimmiger Ernst.

Und grimmig, gleich dem in seiner Höhle angegriffenen Drachen, wollte er sich wehren.

Mit stolz zufriednem Blick maß er die Schanzen und Wälle, sein ungeheures Werk: und zu den Waffenfreunden, welche die Annäherung der Gothen beunruhigte, sprach er:

„Getrost! an diesen Mauern sollen sie zum zweiten Mal zerschellen.“

Aber nicht so ruhig wie seine Reden und Mienen war im tiefsten Innern sein Geist.

Nicht, daß er sein Thun jemals bereut, seinen Gedanken je als unausführbar erkannt hätte.

Aber daß sein Werk, nach widerholtem Scheitern der Vollendung so nahe geführt, nun nach Totila's Erhebung abermals so fern vom Ziele schien, — diese Empfindung wirkte auf die eiserne Kraft auch des Cethegus.

„Der Tropfe höhlt zuletzt den Fels!“ antwortete er, als ihn Vicinius einmal fragte, weshalb er so finstler sehe.

„Und dann — ich kann nicht mehr schlafen wie ehemals.“

„Seit wann?“

„Seit — Totila! —

Dieser blonde Königsknabe hat mir den Schlummer gestohlen.“

So sicher und überlegen sich der Präfect gegenüber all seinen Feinden und Gegnern gefühlt hatte — die leuchtende, offene Natur, die Sigfrid-Natur dieses Jünglings und ihre spielend gewonnenen Erfolge reizten seinen Haß so schwer, daß ihm manchmal in heißer Leidenschaft die überlegene Eisesruhe schmolz, — während Totila dem Allgefürchteten mit einer Siegeszuversicht entgegen trat, als könne es ihm gar nicht fehlen.

„Er hat Glück, dieser Milchbart!“ knirschte Cethegus, als er die spielende Eroberung von Neapolis erfuhr.

„Glück wie Achilleus und Alexandros.“

Aber vortrefflicher Weise werden sie nicht alt, diese ewigen Jünglinge!

Das weiche Gold dieser Seelen zermürbt — wir Klumpen von gediegenem Erz halten länger.

Ich habe dieses Schwärmers Rosen und Lorbern gesehen: mir ist, bald seh' ich auch seine Cypressen.

Es kann nicht sein, daß ich dieser mädchenhaften Seele erliege.

Das Glück trug ihn rasch und schwindelhoch empor.

Plötzlich und schwindelhoch wird er auch fallen.

Trägt es ihn noch über die Zinnen meines Rom? —

Fliege nur, junger Ikarus, mühelos, im wärmsten Sonnenschein.

Ich klimme, Schritt für Schritt, durch Blut und Kampf, empor im Schatten. —

Aber hoch aufathmend werd' ich oben stehn, wenn dir der verrätherische Sonnenkuß des Glücks das Wachs in den kühnen Fittigen geschmolzen hat.

Wie ein fallender Stern wirst du unter mir erlöschen.“

Aber es hatte nicht das Ansehen, als ob dies schon bald geschehen solle.

Sehnlich erwartete Cethegus das Eintreffen einer starken Flotte aus Ravenna, welche ihm den Rest seiner Söldner und Alles, was daselbst von Legionaren und von dem Heere des Demetrius entbehrllich war, mit reichen Mundvorräthen zuführen sollte.

Waren diese Verstärkungen eingetroffen, konnte er das murrende letzte Aufgebot der Römer von seinem unerträglichen Dienst entlassen.

Seit Wochen hatte er die immer drohender verbitterten Einwohner auf diese Flotte vertröstet.

Endlich war sie von Ostia her durch einen vorausgeschickten Schnellsegler verkündet worden.

Cethegus ließ die Nachricht von Herolden, unter Tubaschall, durch alle Straßen rufen, ließ verkünden: an den nächsten Iden des Octobers würden achttausend Bürger von den Wällen an ihren Herd entlassen: er ließ doppelte Wein-Rationen auf den Mauern vertheilen.

An den Iden des Octobers deckte dichter Nebel Ostia und das Meer.

Am Tage nach den Iden flog ein kleines Segelboot von Ostia nach Portus, in den Hafen von Rom.

Seine zitternde Bemannung, Legionare aus Ravenna, verkündeten:

König Totila habe mit der Flotte aus Neapolis die ravennatischen Triremen im Schutze dichten Nebels überfallen: von den achtzig Schiffen zwanzig verbrannt oder in den Grund gehohrt, sechzig aber mit allem Seevolk und Mundvorrath genommen.

Cethegus wollte es nicht glauben.

Er sprang an Bord seines eigenen Schnellruders „Sagitta“ und flog den Tiber hinab.

Aber mit Noth entkam er den Schiffen des Königs, welche bereits den Hafen Portus sperreten und kleine Kreuzer Tiber aufwärts schickten.

In höchster Eile ließ nun der Präfect einen doppelten Strom=Niegel, den ersten aus gekappten Masten, den zweiten aus Eisenketten, einen Pfeilschuß weiter oben, wieder quer über den Tiber werfen, wie ihn Belisar bei der ersten Belagerung hatte fertigen lassen.

Den Raum zwischen dem unteren, dem Balken-, und dem oberen, dem Eisen=Niegel, füllte er mit einer großen Zahl kleiner Bote aus.

Schwer empfand Cethegus die volle Wucht jenes Schlages.

Nicht nur waren seine heiß ersehnten Verstärkungen in Feindes Hand gefallen: nicht nur mußte er den ihn verfluchenden Römern, statt der versprochenen Erleichterung, noch schwerere Lasten auflegen: — denn auch

die Flußseite mußte nun gegen die unablässigen Durchbruchsversuche der gothischen Schiffe gedeckt werden — mit leisem Grauen sah Cethegus unaufhaltbar näher und näher dringen den furchtbarsten Feind — den Hunger.

Die Wasserstraße, auf welcher er, wie früher Belisar, alle Borräthe reichlich zugeführt hatte, war gesperrt,

Italien hatte keine dritte Flotte mehr.

Die von Neapolis und die von Ravenna blokirte unter gothischen Wimpeln Rom.

Die letzten Reiter aber, welche Marcus Vicinius auf Kundschaft und Fouragirung die flaminische Straße hinauf geschickt, jagten erschrocken zurück und meldeten: ein starkes Gothenheer, geführt von dem fürchterlichen Teja, rückte im Eilmarsch heran.

Seine Vorhut stehe schon in Reate.

Tags darauf war Rom auch von der letzten, der Nordseite, her eingeschlossen und beschränkt auf seine eigenen Kräfte: seine Bürger.

Diese aber waren schwach genug, so stark auch die Mauern des Präfecten und sein Muth.

Noch durch Wochen, noch durch Monate hielt des Cethegus eiserner Zwang die Verzagenden gegen ihren Willen aufrecht.

Aber schon erwartete man nicht durch Sturm, durch Hunger den baldigen Fall.

Da trat ein Allen unerwartetes Ereigniß ein, das die Hoffnungen der Belagerten neu belebte und des jungen Königs Genius und Glück auf harte Probe stellte: auf dem Kriegsschauplatz erschien nochmal — Belisarius.

Siebentes Capitel.

Als in dem goldenen Palaste der Cäsaren zu Byzanz nach einander die schlimmen Nachrichten eintrafen von den Niederlagen an der Padusbrücke und bei Mucella, von der neuen Belagerung Roms, von dem Verlust von Neapolis und des größten Theils von Italien, — da wurde Kaiser Justinian, der das Abendland schon wieder mit dem Osten vereinigt gesehen, furchtbar aus seinen Träumen geweckt.

Leicht war es damals den Freunden Belisars, den Beweis zu führen: die Abberufung dieses Helden sei der Grund aller Mißerfolge.

Klar lag es vor Augen: so lang Belisarius in Italien, Sieg auf Sieg: sowie er den Rücken wandte: Schlag auf Schlag des Unheils.

Die byzantinischen Heerführer in Italien selbst erkannten nun offen an, daß sie Belisar zu ersetzen nicht vermochten.

„Ich vermag nicht,“ schrieb Demetrius aus Ravenna, „vor Totila das offene Feld zu halten, kaum diese Festung der Sümpfe zu behaupten.“

Neapolis ist gefallen.

Rom kann fallen jeden Tag.

Sende uns wieder den löwenfühnen Mann, den wir in eitler Ueberhebung ersetzen zu können wähten, der Vandalen und Gothen Besieger.“

Und Belifar, obzwar er sich hoch verschworen, nie wieder diesem Kaiser des Undanks zu dienen, hatte alle Unbill augenblicks vergessen, als Justinianus ihn wieder lächelnd anblickte.

Und als er ihn vollends — nach dem Fall von Neapolis — umarmte und „sein treues Schwert“ nannte, — nie hatte er in Wahrheit an seine Untreue geglaubt, nur seine königgleiche Stellung nicht dulden wollen — da war Belisarius von Antonina und Prokop nicht mehr zurückzuhalten.

Da aber der Kaiser die Kosten scheute einer zweiten Unternehmung gegen Italien, neben denen des Perserkrieges, welchen Marfes glücklich, aber kostspielig, in Asien führte, so geriethen Geldgeiz und Ehrgeiz in seiner Brust in einen Widerstreit, welcher vielleicht länger gedauert hätte, als der Widerstand von Rom und von Ravenna, wenn ihm nicht Prinz Germanus und Belifar durch einen gemeinschaftlichen Vorschlag einen Ausweg gewiesen.

Den edlen Prinzen trieb die Sehnsucht, Ravenna und das Grab Mataswinthens zu besuchen und die Unvergessene an dem rohen Barbarenvolf zu rächen.

Denn Cethegus hatte ihm als Erklärung des tragischen Ausgangs der Unvergleichlichen angegeben: die erzwungene Ehe mit Witichis habe ihren Geist zerrüttet.

Belisar aber fand es unerträglich, durch Totila's Erfolge all' seine eigenen Siege in Frage gestellt zu sehen.

Denn, war ein Volk wirklich überwunden, — so fragten seine Neider am Hofe, — welches binnen eines Jahres sich so glänzend wieder erhoben hatte?

Er hatte sein Wort gegeben, die Gothen vernichten zu können — das wollte er einlösen.

So machten Germanus und Belisar dem Kaiser den Vorschlag, Italien auf ihre Kosten für ihn erobern zu wollen.

Der Prinz bot sein ganzes Vermögen zur Ausrüstung einer Flotte, Belisar alle seine neu verstärkten Leibwächter und Lanzenträger.

„Das ist ein Vorschlag nach dem Herzen Justinians!“ rief Prokop, als Belisar ihm davon sprach.

„Keinen Solidus aus seiner Tasche und vielleicht eine Provinz nebst Lorberren für die Erde und gottgefälliger Rezerverteilung für Theodora und den Himmel, ohne Auslagen!“

Sei gewiß: er nimmt es an und giebt euch seinen väterlichen Segen mit.

Sonst aber nichts.

Ich weiß es: du bist so wenig zu halten wie Balan, dein Scheck, wenn die Trompete bläst.

Ich aber werde nicht zusehen, wie du kläglich erliegst.“

„Erliegen? Weshalb, du Kabe des Unheils?“

„Diesmal hast du die Gothen und Italien gegen dich.“

Du hast jene aber nicht vernichtet, da du Italien für dich hattest.“

Aber Belisar schalt seine Feigheit und ging alsbald mit Germanus in See.

Der Kaiser gab ihnen wirklich nichts mit als seinen Segen und den großen Zeh des heiligen Mazaspes. —

Hoch auf athmeten die Byzantiner in Italien bei der Nachricht, daß eine kaiserliche Flotte bei Salona in Dalmatien gelandet sei.

Und selbst Cethegus, zu welchem Rundschafter die Botschaft getragen, seufzte: „Besser Belisar in Rom als Totila.“

Auch der Gothenkönig war schwer besorgt.

Er mußte vor Allem die Stärke von Belisars Heer zu erkunden suchen, um danach seine Beschlüsse einzurichten, — etwa gar die Einschließung Roms aufzugeben, um dem mächtigen Entsatzheer entgegen zu ziehen.

Von Salona segelte Belisar nach Pola, wo er Schiffe und Mannschaft musterte.

Dort kamen zu ihm zwei Männer, welche sich als herulische Söldner zu erkennen gaben, also gothisch, aber auch sehr gut lateinisch sprachen, und erklärten: sie seien Boten von Bonus, dem einen Befehlshaber von Spole-tium.

Glücklich hätten sie sich durch die gothischen Linien geschlichen: und sie drängten den Feldherrn zu raschem Entsatz.

Sie baten um genaue Auskunft über seine Stärke, die Zahl seiner Segel, Reiter und Fußtruppen, um

durch genaue Nachrichten den sinkenden Muth der Belagerten zu heben.

„Ja, meine Freunde,“ sprach Belisar, „ihr müßt schon Einiges hinzufügen in eurem Bericht.“

Denn die Wahrheit ist, daß mich der Kaiser ganz auf die eigene Kraft angewiesen hat.“

Einen Tag lang zeigte Belisar den beiden Boten Flotte, Lager und Heer.

In der Nacht darauf waren sie verschwunden.

Es waren Thorismuth und Aligern gewesen, welche König Totila, der sie ausgesendet hatte, getreulich die gewünschte Auskunft hinterbrachten.

Das war übel von Anfang an.

Und auch der ganze Verlauf des Feldzuges entsprach nicht dem Ruhm des tapfern Feldherrn.

Zwar gelang es, in die Hafenstadt von Ravenna einzulaufen und diese Stadt mit neuen Vorräthen zu versehen.

Aber noch am Tage der Ankunft brach, in einem Anfall seines alten Leidens, Prinz Germanus an dem Sarkophage Metaswinthens zusammen.

In den Gruftgewölben des Palastes, neben ihres jugendlichen Bruders, neben König Athalarichs Leiche, hatte man sie beigesetzt.

Germanus starb: und er ward nach seinem letzten Wunsche bestattet an der schönen, nie erreichten Geliebten Seite.

Aber in einer kleinen unscheinbaren Nische der Gruft

ruhte noch ein Herz, das treu für die Königin Schönhaar geschlagen.

Aspa, die Numiderin, hatte die geliebte Herrin nicht überlebt.

„In meiner Heimat, hatte sie gesagt, springen die Dienerinnen der Sonnengöttin oft freiwillig in den Scheiterhaufen, drin die Gottheit versinkt.

Auch Aspa's Sonnengöttin, die schöne, schimmernde, gütevolle ist versunken.

Aspa lebt nicht verlassen und in kaltem Dunkel fort. Aspa folgt ihrer Sonne nach.“

Hügelhoch hatte sie stark duftende Blumen in der Gebieterin Todtengemach — höher noch, als da derselbe kleine Raum zu ihrem Brautgemach gedient hatte — gehäuft und unbekanntem Räucherstoff aus afrikanischem Harz entzündet, dessen betäubender Geruch die andern Sklavinnen verscheuchte.

Sie aber blieb die Nacht über in dem engen Todtengemach.

Am andern Morgen stahl sich Sypbar, gelockt durch den alt vertrauten, aber gefährlichen Duft, in Erinnerung heimischer Opfergebräuche, leis heran.

Er drang endlich in das wie ein Grab schweigende Gemach. —

Zu den Füßen Mataswinthen's, das Haupt unter Blumen vergraben, fand er ihre Antilope todt.

„Sie starb,“ sprach er zu Cethyegus, „ihrer Göttin nach. Nun hab ich nur noch dich auf Erden. —“

Nach der Bestattung des Germanus brach Belisar mit der ganzen Flotte von Ravenna auf.

Aber gleich das nächste Unternehmen, ein Versuch, Bisaurum zu überfallen, scheiterte mit blutigen Verlusten.

Vielmehr ließ König Totila, nun über die geringe Truppenzahl Belisar's unterrichtet, fast unter dessen Augen, durch kühne entsendete Streiffcharen unter Wisand zu Lande, welche einige Segel unterstützten, an eben jenem Küstenstrich Firmum wegnehmen.

Die Byzantiner Herodian und Bonus übergaben an Graf Grippa das wichtige Spoletium, nach Ablauf der Frist von dreißig Tagen, binnen welcher sie noch Entsatz von Belisar gehofft.

In Assisium befehligte Sififrid, ein gothischer Ueberläufer, der in den Tagen von Witichis' Anstern sich Belisar angeschlossen hatte.

Der Mann wußte, was ihm bevorstand, wenn er in Hildebrand's Hände fiel, der ihn in Person belagerte: — der grimme Haß hatte den Alten von der Einschließung Ravenna's zu dieser Aufgabe herangelockt.

Der Gothe vertheidigte die Stadt hartnäckig.

Aber als ihm bei einem Ausfall die Steinart des alten Waffenmeisters das Haupt zerschmettert hatte, zwangen die Bürger der Stadt die thrakische Besatzung zur Ergebung.

Viele vornehme Italier, Glieder des alten Katakombenbundes, dreihundert illyrische Reiter und erlesene Leibwächter Belisar's hatten die Besatzung gebildet. Grippa führte sie gefangen dem König zu.

Gleich darauf fiel Placentia, die letzte Stadt der Aemilia, welche noch die saracenische Besatzung für den Kaiser gehalten hatte: sie ergab sich dem Grafen Markja, der das kleine Belagerungsheer befehligte.

In Bruttien aber ergab sich das feste Nuscia, der wichtige Hafenort für Thurii dem kühnen Aligern.

Belisar verzweifelte nun daran, auf dem Landweg gegen Rom vorzudringen.

Er versuchte jetzt, von der steigenden Noth der Stadt vernehmend, ohne weiteren Verzug, Rom von der Seeseite her Entsatz zu bringen und die Einschließung durch die Gothenschiffe zu sprengen.

Aber auf der Höhe von Hydrunt, bei Umseglung der Südspitze Calabriens, zerstreute ein furchtbarer Sturm seine Schiffe: er selbst wurde mit einigen Triremen tief südlich, bis nach Sicilien, verschlagen.

Und der größte Theil seiner Segel, welcher in der Bucht bei Croton Zuflucht gesucht, wurde hier von einem gothischen Geschwader, das der König von Rom entgegeneschiedt und bei Squillacium in Hinterhalt gelegt hatte, überfallen und genommen: — eine sehr bedeutende Verstärkung der gothischen Seemacht, welche, wie wir sehen werden, dadurch in den Stand gesetzt wurde, bald die Byzantiner in ihren Inseln und Küstenstädten, angreifend, aufzusuchen.

Seit diesem Schlag war die von Anfang zu geringe Streitkraft Belisars völlig ohnmächtig.

Alle Feldherrnkunst und Kühnheit vermochte nicht, die fehlenden Schiffe, Krieger, Rosse zu ersetzen.

Die Hoffnung, daß sich Italien, wie bei dem ersten Feldzug, dem Feldherrn des Kaisers zuwenden werde, schlug völlig fehl.

So mißlang das Unternehmen vollständig, wie uns Prokop in schonungslosen Worten überliefert hat.

Auf die Bitten um Verstärkung antwortete der Kaiser gar nicht.

Auf die dann dringend wiederholte Bitte Antoninens um Erlaubniß zur Rückkehr erwiderte die Kaiserin nur mit dem höhnißchen Bescheid: man wage nicht zum zweiten Mal durch Abberufung den Helden in dem Laufe seiner Siege zu unterbrechen.

So verbrachte Belisar bei Sicilien eine qualvolle Zeit der That- und Rath=losigkeit.

Achtes Capitel.

Inzwischen aber stieg in dem belagerten Rom die Noth und die Erschöpfung der Bürger auf den höchsten Grad.

Der Hunger lichtetete die ohnehin so dünne Besatzung der weiten Wälle.

Umsonst that der Präfect sein Aeußerstes.

Umsonst griff er zu allen Mitteln, bald der Ueberredung, bald der Gewalt.

Umsonst verschwendete er sein Gold, neue Lebensmittel in die Stadt zu schaffen.

Denn bis auf die letzten Körner fast waren die Getreide-Vorräthe aufgezehrt, welche er aus Sicilien hatte kommen und auf dem Capitole bergen lassen.

Unerhörte Belohnungen verhiess er jedem Schiff, dem es gelänge, sich mit Vorräthen durch die Flotte des Königs zu stehlen, jedem Söldner, der es wagte, sich durch die Thore und die Zelte der Belagerer hinaus und mit Mundvorrath zurück zu schleichen.

Die Wachsamkeit Totila's war nicht zu täuschen.

Anfangs hatte einzelne goldgierige Waghälse des Präfecten Lohn zur Nacht hinaus gelockt.

Als aber Graf Teja jeden Morgen darauf über die Wälle beim flaminischen Thor ihre Köpfe schleudern ließ, verging auch den Begehrlichsten die Lust.

Theuer wurde das As der gefallnen Maulthiere verkauft.

Um das Unkraut und die Brennesseln, die sie gierig aus den Schutthaufen rupften, schlugen sich die hungern- den Weiber.

Der Hunger hatte längst gelehrt, das Unesßbare gierig zu verschlingen.

Und nicht mehr zu zählen waren die Ueberläufer, welche aus den Häusern, von den Mauern zu den Götzen eilten.

Teja zwar wollte diese mit Speer=Rechen zurück= getrieben wissen in die Stadt, sie desto früher zum Fall zu bringen.

Totila aber befahl, sie Alle aufzunehmen, zu speisen und nur darüber fürsorglich zu wachen, daß sie nicht durch plötzliche, maßlose Befriedigung des maßlosen Heiß= hungers, wie anfangs oft geschehen war, dem Tode ver= fielen.

Cethegus verbrachte nun jede Nacht auf den Wällen.

In wechselnden Stunden beging er selbst, mit Speer und Schild, musternd die Wachen, auch wohl eine Schild= wache ablösend, welcher Schlaf und Hunger den Lanzen= schaft aus der Hand zu lösen drohten.

Solch' Beispiel wirkte dann freilich wieder eine Weile

ermannend auf die Tüchtigen: begeistert standen auch jetzt die Licinier und Piso und Salvius Julianus zu dem Präfecten und die blind ergebene Saurier.

Nicht aber alle Römer: so nicht Valbus, der Schlemmer.

„Nein, Piso,“ sagte dieser einst, „ich halte es nicht länger mehr aus.“

Es ist nicht in Menschenart.

Wenigstens nicht in meiner.

Heiliger Lucullus! Wer hätte das je von mir geglaubt.

Ich gab neulich meinen allerletzten, größten Diamanten für einen halben Stein-Marder hin.“

„Ich weiß die Zeit,“ lächelte Piso, „da du den Koch in Eisen schmieden ließest, hatte er den Meerkrebs eine Minute zu lang kochen lassen.“

„O Meerkrebs!“

Bei der Barmherzigkeit des blaffen Heilands!

Wie kannst du dies Wort, dies Bild herauf beschwören!

Meine ganze unsterbliche Seele geb' ich für eine Scheere, ja für den Schweiß.

Und niemals ausschlafen!

Weckt nicht der Hunger, weckt das Wächter-Horn.“

„Sieh den Präfecten an!“

Seit vierzehn Tagen hat er nicht vierzehn Stunden geschlafen.

Er liegt auf dem harten Schild und trinkt Regenwasser aus dem Helm.“

„Der Präfect!“

Der braucht nicht zu essen.

Er zehrt von seinem Stolz, wie der Bär von seinem Fett, und saugt an seiner Galle.

Ist ja nichts an ihm als Sehnen und Muskeln, Stolz und Haß!

Ich aber, ach ich hatte so lieblich weißes Fett angehäuft, daß mich im Schlaf die Mäuschen anbissen: sie hielten mich für einen spanischen Mastschinken.

Weißt du das Neueste?

Im Gothenlager ist heute eine ganze Herde feister Kinder eingetrieben worden — lauter apulische: Lieblinge der Götter und Menschen!“

Am andern Morgen früh kam Piso mit Salvius Julianus, den Präfecten zu wecken, der auf dem Wall an der Porta portuensis lag, nahe dem gefährdetsten Punct, dem Strom-Kiegel.

„Vergieb, ich störe dich im seltenen Schlaf —“

„Ich schlief nicht.

Ich wachte.

Melde, Tribun.“

„Balbus ist mit zwanzig Bürgern heute Nacht von seinem Posten entflohen.

An Seilen haben sie sich herabgelassen an der Porta Latina.

Dort brüllten die ganze Nacht die apulischen Kinder. Ihr Ruf war, scheint's, unwiderstehlich.“

Aber das Lächeln verging dem Satirenschreiber, als ihn der Blick des Cethegus traf.

„Ein Kreuz, dreißig Fuß hoch, wird errichtet vor dem Hause des Valbus an der Via sacra.

Jeder Ueberläufer, der wieder in unsre Hand fällt, wird daran geschlagen.“

„Feldherr, — Kaiser Constantinus hat die Kreuzigungsstrafe abgeschafft, zu Ehren des Heilands,“ warnte Salvius Julianus.

„So führ' ich sie wieder ein, zu Ehren Roms.

Jener Kaiser hielt wohl nicht für möglich, daß ein römischer Ritter und Tribun die Stadt Rom um einen Braten verrathen werde.“

„Aber noch mehr!

Ich kann die Thurmwache nicht mehr bestellen an der Porta pinciana.

Von den sechzehn Legionären sind neun hungertodt oder hungerkrank.“

„Das gleiche fast meldet Marcus Viciuius von der Porta tiburtina,“ fügte Julianus bei.

„Wer soll wehren der überall her drohenden Gefahr?“

„Ich! Und der Muth der Römer.

Geh! laß durch Herolde alle Bürger und Alles, was noch in den Häusern ist, berufen auf das Forum romanum.“

„Herr, es sind nur noch Weiber, Kinder und Kranke —“

„Gehorche, Tribun!“

Und finstern Blickes stieg der Präfect vom Wall, schwang sich auf Pluto, sein edles, schwarzes, spanisches Ross und zog langsam, von einer Schar berittner Isaurier gefolgt, überall die Wachsamkeit der Posten, die

Zahl der Truppen prüfend, auf den weitesten Wegen durch einen großen Theil der Stadt: zugleich dadurch den Herolden und den Bürgern Zeit verstattend, zu rufen und zu folgen.

So ritt er auf langem Wege das rechte Tiberufer aufwärts.

Aus den Häusern schlich nur spärlich zerlumptes Volk, die Reiter anstarrend in dumpfer Verzweiflung.

An der Brücke des Cestius erst wurden die Haufen dichter.

Cethegus hielt sein Pferd an, die dort aufgestellten Wachen zu mustern.

Da eilte plötzlich aus der Thür eines niedrigen Hauses ein Weib, mit fliegenden Haaren, ein Kind auf dem Arm.

Ein älteres zerpte an den Lumpen ihres Gewandes.

„Brod? Brod?“ schrie sie.

„Ja, werden Steine zu Brod durch Thränen?“

O nein! Sie bleiben hart!

Hart wie — ha, hart wie jener da!

Seht Kinder: das ist der Präfect von Rom.

Der dort, auf dem schwarzen Roß, mit dem purpurnem Helmbusch, mit dem furchtbaren Blick!

Aber ich fürchte ihn nicht mehr.

Seht Kinder: der hat euren Vater auf die Wälle gezwungen, Tag und Nacht, bis er umfiel, todt.

Fluch dir, Präfect von Rom!“

Und sie ballte die Fäuste gegen den unbeweglich haltenden Reiter.

„Brod, Mutter!

Gieb uns zu essen!“ heulten die beiden Kinder.

„Zu essen hab' ich nicht für euch, aber zu trinken vollauf! Hier!“ schrie das Weib, umklammerte das ältere Kind mit der Rechten, drückte das kleinere mit der Linken fester an die Brust und schwang sich mit beiden Kindern über das Geländer in die Fluth.

Ein Schrei des Entsetzens, gefolgt von Flüchen, lief durch die Menge.

„Sie war wahnsinnig!“ sprach der Präfect mit lauter Stimme und ritt weiter.

„Nein, sie war die klügste von uns Allen!“ antwortete eine Stimme aus der Menge.

„Schweigt!

Ihr Legionare, laßt die Tuba schmettern!

Vorwärts! auf das Forum!“ befahl Cethegus und tausend sprengte die Reiterschar davon.

Und über die fabricische Brücke, durch das carmentalische Thor, gelangte der Präfect an den Fuß des capitolinischen Hügels auf das Forum romanum.

Leer sah der weite Raum aus: nicht gefüllt durch die paar tausend Menschen, welche in elenden Kleidern auf den Stufen der Tempel und Hallen kauerten oder sich mühsam an Speeren und Stäben aufrecht hielten.

„Was will der Präfect?“

„Was kann er noch wollen?“

„Wir haben nichts mehr als unser Leben.“

„Grade das will er —“

„Wißt ihr schon? vorgestern hat sich auch Centumcellä an der Küste den Gothen ergeben.“

„Ja, die Bürger haben die Psaurier des Präfecten überwältigt und die Thore geöffnet.“

„O, könnten wir's nach thun.“

„Bald müssen wir's thun, sonst ist es zu spät.“

„Mein Bruder fiel gestern todt um, die gekochten Brennesseln noch im Munde: er konnte sie nicht mehr verschlingen.“

„Auf dem Forum Boarium ward gestern eine Maus in Gold aufgewogen.“

„Ich bezog heimlich eine Woche gebratnes Fleisch von einem Metzger — roh wollte er's nicht liefern —“

„Sei froh! Sie stürmen ja das Haus, wo sie Bra- tendunst riechen —“

„Aber vorgestern ward er zerrissen vom Volk auf der Straße.

Er hatte bettelnde Kinder in sein Haus gelockt — ihr Fleisch hatte er uns verkauft.“

„Der Gothenkönig aber, wißt ihr, wie der mit seinen Kriegsgefangnen umgeht?“

„Wie ein Vater mit seinen hilflosen Kindern.“

„Die Meisten treten sofort in seine Dienste.“

„Ja, aber die, welche es nicht wollen, versieht er mit Reisegeld —“

„Ja, und mit Kleidern und Schuhen und Lebensmitteln.“

„Die Wunden und Kranken werden gepflegt.“

„Und er läßt sie durch Wegkundige bis an die Küstenstädte geleiten.“

„Auch die Ueberfahrt in's Ostreich auf Kauffahrer-
schiffen hat er ihnen schon bezahlt.“

„Seht, da steigt der Präfect von dem schwarzen Roß.“

„Wie Pluto sieht er aus.“

„Nicht Princeps senatus mehr, princeps inferorum.“

„Seht — seinen Blick!“

„Kalt: und doch wie Flammenpfeile.“

„Ja, meine Ruhme hat Recht.“

So kann nur blicken, wer kein Herz mehr hat.“

„Das ist was Altes.“

Strigen und Lamien haben ihm Nachts das Herz
ausgefressen.“

„Was nicht gar!“

Es giebt gar keine Lamien.

Aber den Teufel giebt es: denn der steht in der Bibel.

Und er hat ein Bündniß mit ihm geschlossen.

Der Numider, der dort sein schwarzes Roß am
Zügel hält, ist der Bote der Hölle, der ihn überall
begleitet.

Keine Waffe kann dem Präfecten die Haut ritzen.

Nicht Nachtwachen noch Hunger verspürt er.

Aber er kann auch nie mehr lächeln.

Denn er hat seine Seele der Hölle verpfändet.“

„Woher weißt du's?“

„Der Diakon von Sanct Paul hat's uns neulich Alles
gedeutet.“

Und Sünde ist es, einem solchen länger zu dienen.

Hat er doch auch unsern Bischof Silverius dem
Kaiser verrathen und in Ketten über's Meer geschickt.“

„Und hat er doch neulich sechzig Priester, rechtgläubige und arianische, als des Verraths verdächtig aus der Stadt gewiesen.“

„Das ist wahr.“

„Er muß aber auch dem Teufel gelobt haben, alle Qualen über Rom und die Römer zu bringen.“

„Aber wir wollen's nicht mehr dulden.“

„Wir sind frei, er hat's uns oft gesagt.“

Ich will ihn fragen, mit welchem Recht —“

Aber mitten im Wort verstummte der tapfere Redner: — ein Blick des Präfecten hatte ihn getroffen, der im Emporsteigen zur Rednerbühne die kleine murrende Gruppe streifte.

„Quiriten,“ hob er an, „ich rufe euch Alle auf, Legionare zu werden.“

Hunger und — schmäzlich zu sagen von römischen Männern — Verrath lichten die Reihen unsrer Wachen. —

Hört ihr die Hammerschläge?

Ein Kreuz wird gezimmert für die Ueberläufer. —

Noch größere Opfer fordert Rom von den Römern.

Denn ihr habt keine Wahl.

Bürger anderer Städte möchten schwanken zwischen Uebergabe und Untergang.

Wir, erwachsen im Schatten des Capitols, haben diese Wahl nicht. Hier gehn die Schauer von mehr als tausendjährigem Heldenthum.

Hier kann kein feiger Gedanke laut werden

Ihr könnt nicht wieder die Barbaren ihre Kasse binden sehen an die Säulen des Trajan.

Eine letzte Anstrengung gilt es.

Früh reißt das Heldenmark in den Knaben des Romulus und Cäsar: spät weicht die Kraft aus den tibertrinkenden Männern:

Ich rufe die Knaben vom zwölften, die Männer bis zum achtzigsten Jahre auf die Wälle.

Still! murrst nicht!

Ich werde meine Tribunen mit den Lanzenträgern von Haus zu Haus gehen lassen: nur um zu hindern, daß nicht allzuzarte Knaben, allzu müde Greise zu den Waffen greifen.

Was murrst ihr da drüben?

Weiß jemand bessern Rath der Vertheidigung?

Er gebe ihn: laut, von diesem Platz herab, den ich ihm dann räumen werde."

Da ward es still an der Stelle, wohin der Blick des Präfecten geblickt.

Aber hinter ihm erhob sich, bei denen, die sein Auge nicht bändigen konnte, grollendes Gemurmel.

„Brod!“

„Uebergabe!“

„Friede!“

„Brod!“

Cethegus wandte sich.

„Schämt ihr euch nicht?“

So viel habt ihr ertragen, eures Namens würdig.

Und nun, da es noch kurze Zeit gilt, auszuhalten, wollt ihr erlahmen?

In wenigen Tagen bringt Belifar Entsatz."

„Das hast du uns schon siebenmal gesagt.“

„Und nach dem siebten Male verlor Belisar fast alle Schiffe.“

„Die helfen jetzt mit, unsern Hafen sperren.“

„Du sollst uns eine Frist, ein Ende setzen dieses Elends. Denn mich erbarmt es dieses Volks.“

„Wer bist du?“ fragte Cethegus den unsichtbaren Redner.

„Du kannst kein Römer sein.“

„Ich bin Pelagius der Diakon, ein Christ und ein Priester des Herrn.“

Und ich fürchte nicht die Menschen, sondern Gott.

Der König der Gothen, obwohl ein Ketzer, soll versprochen haben, in allen Städten, die sich unterwerfen, die Kirchen, welche seine Mitketer, die Arianer, den Rechtgläubigen entrißen, zurück zu geben.

Schon dreimal soll er Herolde an die Bürger Roms gesendet haben mit gütigsten Bedingungen: — man hat sie nie zu uns sprechen lassen.“ —

„Schweig, Priester.“

Du hast kein Vaterland als den Himmel, keinen Staat als das Reich Gottes, kein Volk als die Gemeinde der Heiligen, kein Heer als die Engel.

Bestelle du dein himmlisch Reich. Männern überlaß' das Reich der Römer.“

„Aber der Mann Gottes hat Recht“

„Eine Frist!“

„Einen nahen Termin!“

„Bis dahin wollen wir noch ausharren.“

„Doch verläuft er ohne Entschluß“ —

„Dann Uebergabe!“

„Dann öffnen wir die Thore.“

Aber diesen Gedanken scheute Cethegus.

Wußte er doch, seit langen Wochen ohne alle Kunde von der Außenwelt, durchaus nicht, wann etwa Belifar vor der Tibermündung erscheinen konnte.

„Wie?“ rief er. „Soll ich euch eine Frist setzen, wie lang ihr noch Römer sein wollt und von wann ab Memmen und Sklaven?“

Die Ehre kennt keine Termine.“

„So sprichst du, weil du selbst nicht mehr an Entschluß glaubst.“

„So spreche ich, weil ich an Euch glaube.“

„Aber wir wollen es so.“

Wir Alle.

Hörst du?

Du sprachst ja immer von der römischen Freiheit.

Wohlan, sind wir frei oder dir verfallen, wie deine Söldner?

Hörst du?

Wir fordern einen Termin.

Wir wollen es!“

„Wir wollen es!“ widerholte der Chor.

Da schollen, ehe Cethegus erwidern konnte, Tubarufe von der Südostecke des Forum her: von der sacra Via strömten Volk und Bewaffnete gemischt heran, in ihrer Mitte zwei Reiter in fremden Waffen.

Neuntes Capitel.

Lucius Vicinius sprengte ihnen allen voraus, sprang ab und flog die Rednerbühne hinan.

„Ein Herold der Gothen!

Ich kam zu spät, ihn wieder, wie sonst, abzuweisen.

Die verhungerten Legionare am tiburtinischen Thor ließen ihn herein.“

„Nieder mit ihm!

Er darf nicht reden,“ sprach Cethegus, sprang die Tribüne herab und zog das Schwert.

Aber die Menge errieth ihn.

Subelnd, schützend umdrängte sie den Herold.

„Friede! Heil! Brod!“

„Friede! Hört den Herold!“

„Nein, hört ihn nicht,“ donnerte Cethegus.

Wer ist Präfect von Rom?

Wer vertheidigt diese Stadt?

Ich: Cornelius Cethegus Caesarius.

Und ich sage: hört ihn nicht.“

Und mit dem Schwert warf er sich vorwärts.

Aber dicht, wie ein Bienenschwarm, geballt, hemmten

Weiber und Greise seinen Weg, während die Bewaffneten den Herold schützend umwogten.

„Sprich, Bote, was bringst du?“ forschten sie.

„Frieden und Erlösung,“ rief Thorismuth und schwenkte seinen weißen Stab.

„Totila, der Italier und der Gothen König, entbietet euch Huld und Gruß und fordert freies Geleit, euch Wichtiges zu künden und den Frieden.“

„Heil ihm!“

„Hört ihn!“

„Er soll kommen!“

Cethegus war eilig zu Pferd gestiegen und ließ seine Tubabläser die Schlachtfanfare schmettern.

Da wurde es still auf dem Forum.

„Höre, Herold: ich, der Befehlshaber dieser Stadt, verweigere das Geleit.

Jeden Gothen, der die Stadt betritt, werd' ich als Feind behandeln.“

Aber da erscholl tausendstimmiges Geschrei der Wuth.

Ein Bürger erklimm die Rednerbühne.

„Cornelius Cethegus, bist du unser Tyrann oder unser Beamter?“

Wir sind frei.

Und oft hast du's gerühmt: das Höchste ist in Rom des römischen Volkes Majestät.

Wohlan, das römische Volk befehlt, den König zu hören.

Befiehst du das nicht, Volk von Rom?“

„Wir wollen es!“

„Es ist Gesetz,“ brüllten die Quiriten.

„Hast du's vernommen?“

Willst du dem Volk von Rom gehorchen oder trotzen.“

Cethegus stieß das Schwert in die Scheide.

Thorismuth sprengte davon, seinen König zu holen.

Der Präfect winkte die jungen Tribunen an sich heran.

„Lucius Vicinius,“ befahl er, „auf's Capitol.“

Salvius Julianus, du deckst den untern, den Balkenstromriegel.

Quintus Piso, du deckst den oberen, den Kettenriegel.

Marcus Vicinius, du hältst die Schanze, die den Ausgang vom Forum zum capitolinischen Hügel und mein Haus beschützt.

Der Rest der Söldner schart sich dicht hinter mir.“

„Was willst du, Feldherr?“ fragte Lucius Vicinius, ehe er davon eilte.

„Die Barbaren überfallen und verderben.“

Es waren etwa noch fünfzig Reiter und hundert Lanzenträger, welche nach Entsendung der Tribunen hinter dem Präfecten hielten.

Nach kurzer banger Spannung schmetterte das gothische Heerhorn die heilige Straße herauf.

Und von dorthier bogen auf das Forum ein Thorismuth und sechs Hornbläser, Wisand, der Bandalarius, mit der blauen Königsfahne der Gothen, der König zwischen Herzog Guntharis und Graf Teja und noch etwa zehn Heerführer und Reiter, fast alle ohne Waffen: nur Teja zeigte deutlich das breite, das gefürchtete Beil.

Als eben der Zug sich aus dem Lager der Gothen in Bewegung gesetzt hatte, durch's metronische Thor in die Stadt zu reiten, fühlte sich Herzog Guntharis am Mantel gefaßt: er sah neben seinem Pferd einen Knaben oder Jüngling mit kurzkräuselm, goldbraunem Haar und blauen Augen und einem Hirtenstock in der Hand.

„Bist du der König?

Nein, du bist es nicht.

Und jener dort? das ist der tapfere Teja, der schwarze Graf, wie ihn die Lieder nennen.“

„Was willst du, Bursche, von dem König?“

„Ich will für ihn fechten unter seinen Heerleuten.“

„Du bist noch zu jung und zart.

Geh' und komm' nach zwei Sommern wieder: und hüte derweilen die Ziegen.“

„Ich bin noch jung: aber nicht mehr schwach.

Und Ziegen hab' ich mir genug gehütet.

Ja, ich seh's: das ist der König.“

Und er trat vor Totila und neigte sich zierlich und sprach:

„Mit Gunst, Herr König.“

Und er langte nach des Pferdes Zügel, es zu führen: als müßte das alles so sein.

Und der König sah mit Wohlgefallen auf ihn herab und lächelte ihm zu.

Und der Knabe führte sein Pferd am Zaum.

Guntharis aber sprach vor sich hin: „Dieses Knaben Antlitz habe ich schon gesehen.

Nein, er gleicht ihm nur, --: doch solche Ähnlich-

keit sah ich noch nie: und wie adelig des jungen Hirten Haltung!"

„Heil König Totila! Frieden und Heil,“ jauchzte dem Gothen-König das Volk entgegen.

Der junge Zügelführer aber sah empor in des Königs schimmervolles Antlitz und sang leise, aber mit silbertöniger Stimme, zu ihm hinauf:

„Bittre und zage,
 Zäher Cethegus:
 Nicht taugt dir die Tücke!
 Es trümmert den Trotz dir
 Teja, der Tapfre:
 Und Tag-hell empor taucht,
 Wie Maiglanz und Morgen
 Aus Nacht und aus Nebel,
 Der leuchtende Liebling
 Des Himmels-Herr'n:
 Der schimmernd schöne,
 Der kühne König.
 Ihm öffnen sich alle
 Die Thürme, die Thore,
 Die Hallen und Herzen:
 Ihm weicht, überwunden,
 Wuth, Winter und Weh.“

Auf den Wink von des Königs Hand trat Stille ein. Aber diesen erwarteten Augenblick nutzte Cethegus. Er trieb seinen Kappen vorwärts in die Volksmenge und rief:

„Was willst du, Gothe, in dieser meiner Stadt?“

Nach einem lodernden Blick wandte sich Totila von ihm ab:

„Mit ihm red' ich nur mehr mit dem Schwert, dem sechsfachen Lügner, dem Mörder!“

Zu dir sprech' ich, unseliges, bethörtes Volk von Rom.
Der Schmerz um euch zerreißt mein Herz.

Ich kam, euer Elend zu enden.

Ohne Waffen bin ich gekommen.

Denn besser als Schwert und Schild schlägt mich des
Römervolkes Ehre.“

Er hielt inne.

Cethegus unterbrach ihn nicht mehr.

„Quiriten, wohl habt ihr selbst erkannt: längst
konnt ich mit meinen Tausenden euere Mauern stürmen.

Denn ihr habt nur noch Steine, keine Männer
mehr darauf.

Aber fiel Rom durch Sturm, ging Rom in Flam-
men auf.

Und ich gesteh's: lieber will ich niemals Rom be-
treten als Rom zerstören.

Ich will euch nicht vorhalten, wie ihr Theoderichs und
der Gothen Güte vergolten.

Habt ihr die Tage vergessen, da ihr dankbar Münzen
schlugt mit der Umschrift: „Roma felix?“

Wahrlich, ihr seid genug gestraft.

Schwerer gestraft durch Hunger und Pest und By-
zanz und jenen Dämon als euch jemals unsere strengste
Strafe getroffen hätte.

Mehr als achttausend Männer von euch, Weiber und Kinder ungezählt, sind erlegen.

Eure verödeten Häuser stürzen ein.

Gierig rafft ihr das Gras, das in euren Tempeln wächst.

Hohlängig schleicht durch eure Gassen die Verzweiflung.

Menschenfleisch, der eignen Kinder Fleisch, haben hungernde Mütter, römische Mütter verspeist.

Und bis heute konnte man euren Widerstand beklagen, aber bewundern.

Von heut' ab ist er Wahnsinn.

Eure letzte Hoffnung war Belisar.

Wohlan: Belisar ist heimgefahren von Sicilien nach Byzanz.

Er giebt euch auf."

Gethegus ließ die Trompeten schmettern, das Geheul des Volkes zu übertönen.

Lang vergeblich.

Endlich drangen die ehernen Tubastimmen durch.

Als es stiller ward, rief der Präfect:

„Gelogen!

Glaubt nicht so plumper Lüge!"

„Haben euch je die Gothen, hab' ich euch je gelogen, ihr Römer?

Aber nur euren eignen Augen und Ohren sollt ihr glauben.

Borwärts mit dir, Mann: nun sprich.

Kennt ihr ihn?"

Ein Byzantiner, in reicher Rüstung, ward von den gothischen Reitern vorgeführt.

„Konon!“

„Belisars Nauarch!“

„Wir kennen ihn!“ rief die Menge.

Cethegus aber erbleichte.

„Ihr Männer von Rom,“ sprach der Byzantiner, „Belisar, der Magister Militum, hat mich an den König Totila geschickt.

Heute traf ich ein.

Belisar mußte von Sicilien nach Byzanz zurück.

Er hat scheidend Rom und Italien der bekannten Güte König Totila's empfohlen.

Das mein Auftrag an ihn und an euch.“

„Wohlan,“ fiel Cethegus dröhnend ein, „und ist es so: dann ist der Tag gekommen, zu zeigen, ob ihr Römer seid oder Bastarde.

Hört es und wißt es wohl!

Cethegus der Präfect ergiebt sich und sein Rom nie, niemals den Barbaren.

O, gedenkt der Zeiten nur noch einmal, da ich euch Alles war.

Da ihr meinen Namen neben Christus, vor den Heiligen genannt.

Wer hat euch Jahre lang Arbeit, Brot, und — was mehr ist — Waffen gegeben?

Wer hat euch geschirmt — Belisar oder Cethegus? — als dieser Barbaren fünfzehn Myriaden vor euren Wällen lagen?

Wer hat Rom mit seinem Herzblut gerettet vor König Vitichis?

Wehlan, zum letzten Male ruf ich euch zum Kampf.
Hört mich, ihr Enkel des Camillus.

Wie er die Gallier, die schon die Stadt gewonnen, vom Capitol herab hinweg gefegt, mit der Kraft des römischen Schwertes, so will ich diese Gothen hinweg fegen.

Schart euch um mich! Zum Ausfall!

Und erprobt, was Römerkraft vermag, wenn sie Cethegus führt und die Verzweiflung.

Wählt!"

„Ja wählt!“ rief Totila, sich hoch erhebend in den Bügeln.

„Wählt zwischen sichrem Untergang und sichrer Freiheit.

Folgt ihr noch einmal diesem Wahnwizigen, kann ich euch nicht mehr schützen.

Hört hier Graf Teja von Tarent zu meiner Rechten.
Ihr kennt ihn, denk' ich.

Ich kann euch nicht länger schützen.“

„Nein,“ rief Teja, das mächtige Schlacht-Beil erhebend, „dann keine allzugnädige Gnade mehr, bei'm Gott des Hasses.

Verwerft ihr diese allerletzte Gunst: kein Leben wird verschont in diesen Mauern.

Ich hab's geschworen und Tausende mit mir!“

„Ich biete euch volles Vergessen eurer Schuld und will euch ein milder König sein.

Fragt in Neapolis, ob ich's verstehe.

Wählt zwischen mir und dem Präfecten."

„Heil König Totila!

Zum Tode den Präfecten!" scholl es einstimmig in der Kunde.

Und, wie auf ein gegebenes Zeichen, warfen sich die Weiber und Kinder, mit erhobenen Händen, wie anbetend, auf die Kniee vor dem König, während alle die Tausende von Bewaffneten drohend, fluchend ihre Speere und Schwerter wider den Präfecten erhoben und mancher Wurffspieß gegen ihn flog: — es waren die Waffen, die er ihnen selbst geschenkt.

„Hunde sind es!

Nicht Römer!"

So sprach Cethegus im tiefsten Zornesdrang und riß sein Roß herum.

„Auf's Capitol!"

Und in gewaltigem Satz, hochausgreifend, sprang sein edler Rappe über die Reihe der knienden, kreischenden Frauen hinweg, durch den Hagel von Geschossen, welche ihm jetzt die Römer nachschleuderten, die wenigen Beherzten niederreitend, welche mit Lanzen ihm den Weg verrennen wollten.

Bald war sein rother Helmbusch verschwunden.

Sausend folgten ihm seine Reiter.

Die Lanzenträger wichen langsam, in guter Ordnung, manchmal wendend und die Speere fallend.

So erreichten sie die hohe Schanze, welche, besetzt

von Marcus Licinius, den Ausgang auf das Capitol und den Weg zu des Präfecten Hause sperrte. —

„Was zunächst? Sollen wir folgen?“ fragten die Römer den König.

„Nein! Halt!

Alle Thore reißt auf.

Wagen mit Brot und Fleisch und Wein stehen bereit in unsern Lagern.

Diese fährt in alle Regionen der Stadt.

Speiset und tränket drei Tage lang das Volk von Rom.

Meine Gothen überwachen und verhüten das Unmaß.“

„Und der Präfect?“ fragte Herzog Guntharis.

„Cethegus Cäsarius, der Ex-Präfect von Rom, wird dem Gott der Rache nicht entgehn!“ rief Totila sich wendend.

„Und nicht mir!“ rief der Hirtenknabe.

„Und nicht mir!“ sprach Teja, und sprengte davon.

Behntes Capitel.

Die meisten Regionen von Rom waren durch die Entscheidung auf dem Forum romanum in die Hand der Gothen gefallen.

Was Cethegus noch besetzt hielt, war nur der Stadttheil auf dem rechten Tiberufer vom Grabmal Hadrians im Norden bis zur Porta portuensis im Süden, bei welcher über den Fluß der Riegel von Masten und dahinter ein zweiter von straffgespannten Ketten gezogen war.

Auf dem linken Tiberufer hatte der Präfect nur noch den kleinen, aber beherrschenden Abschnitt westlich vom Forum romanum inne, dessen Mittelpunkt das Capitol bildete: abgegrenzt durch Mauern und hohe Schanzen, welche sich von dem Tiberufer an den Fuß des capitolinischen Hügels und um diesen östlich her bis an das Forum Trajans im Norden erstreckten. während sie im Rücken, im Westen des Capitols, zwischen dem Circus flaminius und dem Theater des Marcellus, jenen preisgebend, dieses noch einschließend, bis an die fabricische Brücke und die Tiberinsel reichten.

Der Rest des Tages verging den befreiten Römern in der Stadt mit jubelnden Festen bei Schmaus und Gelag.

Auf den Hauptplätzen der ihm geöffneten Regionen ließ der König die achtzig vierspännigen Wagen voller Vorräthe auffahren.

Und um sie her lagerte sich auf den Steinen und rasch gezimmerten Bänken das hungernde Volk, Gott, den Heiligen und dem „besten König“ dankend.

Der Präfect hatte sofort die Thore, welche von jenem gothisch gewordenen Theil der Stadt durch die Mauern- und Schanzenreihen in sein Rom führten, zumal die Zugänge vom Forum romanum zum Capitol, dann die porta flumentana, carmentalis und ratumena, sorgfältig verrammeln lassen und die geringe, ihm verbliebene Mannschaft mit raschem Feldherrnblick auf die wichtigsten Punkte vertheilt: war es doch ungefähr derselbe Theil von Rom, den er schon früher, unter und gegen Belisar, besetzt gehalten hatte.

„Salvius Julianus erhält noch hundert Pfauvier für den Balken-Riegel im Fluß!

Die abasgischen Pfeilschützen eilen zu Piso an den Fluß an dem Kettenriegel.

Marcus Vicinius bleibt an der Schanze beim Forum.“

Aber da meldete Lucius Vicinius, der Rest der Legionare, welcher an der Entscheidung auf dem Forum romanum nicht hatte theilnehmen können, weil er damals in dem nun abgesperrten Theil der Stadt auf Wache stand, werde sehr schwierig.

„Ah,“ rief Cethegus, „der Dunst der Braten, um welche ihre Bettern da unten die römische Ehre verkauft haben, steigt ihnen kitzelnd in die Nasen.“

Ich komme.“

Und er ritt auf's Capitol, wo diese Legionare, etwa fünfhundert Mann, in Reih und Glied aufgestellt, in finstren, drohender Haltung standen.

Langsam, prüfenden Auges ritt Cethegus die Front entlang.

Endlich sprach er:

„Euch wollte ich den Ruhm zuwenden, die Laren und Penaten des Capitols gegen die Barbaren zu vertheidigen.“

Ich hörte zwar: ihr zieht die Kinderkeulen da unten vor.

Aber ich will's nicht glauben von euch.

Ihr werdet den Mann nicht verlassen, der euch nach Jahrhunderten wieder kämpfen und siegen gelehrt hat.

Wer's mit Cethegus hält und mit dem Capitol — der hebe das Schwert.“

Aber keiner rührte sich.

„Der Hunger ist ein stärkerer Gott, als der capitolinische Jupiter,“ sagte er verächtlich.

Da trat ein Centurio vor.

„Es ist nicht das, Präfect von Rom.“

Aber wir wollen nicht fechten gegen unsre Väter und Brüder, welche nun auf Seite der Gothen stehen.“

„Als Geiseln sollte ich euch behalten für eure Väter und Brüder.

Und ihnen, wenn sie stürmen, eure Köpfe entgegen werfen.

Aber ich besorge: es hielte sie nicht auf in ihrer Begeisterung, die aus dem Magen kömmt.

Geht! ihr seid nicht würdig, Rom zu retten!

Auf, Picinius, mit dem Thor!

Laß sie dem Capitol den Rücken wenden — und der Ehre!“

Und die Legionare zogen ab: bis auf etwa hundert Mann, die unschlüssig stehen blieben, an ihre Speere gelehnt.

„Nun? was wollt ihr noch hier?“ rief Cethegus, dicht an sie heran reitend.

„Sterben mit dir, Präfect von Rom!“ rief Einer.

Und die Andern widerholten:

„Sterben mit dir!“

„Ich danke euch!“

Siehst du, Picinius, hundert Römer!

Sind sie nicht genug, um neu ein Römerreich zu gründen?

Euch geb' ich den Ehrenplatz: ihr schirmt die Schanze, die ich mit Julius Cäsars Namen geschmückt.“

Er sprang vom Pferd, warf die Zügel Sypbar zu, rief seine Tribunen näher an sich heran und sprach:

„Nun hört meinen Plan!“

„Du hast schon deinen Plan?“

„Ja, wir greifen an!“

Wie ich die Barbaren kenne, sind wir heute Nacht vor jedem Angriff sicher.

Sie haben eine Stadt gewonnen zu drei Vierteln.

Dieser Sieg muß erst in hunderttausend Rauschen gefeiert werden, ehe sie an das letzte Viertel denken.

Um Mitternacht wird das ganze Heer von goldlockigen Helden und Säusern in Jubel, Wein und Schlaf begraben sein.

Und die hungrigen Quiriten da unten werden ihnen heute nicht nachstehen an Völlerei.

Seht, wie sie schmausen und springen, mit Kränzen geschmückt.

Und nur ein kleiner Theil der Barbaren erst ist in die Stadt gerückt.

Das ist unsre Siegeshoffnung!

Um Mitternacht brechen wir aus allen unsern Thoren auf sie nieder — sie versehen sich keines Angriffs solcher Minderzahl — und schlachten sie im Schlaf.“

„Dein Plan ist todeskühn,“ sprach Lucius Licinius.

„Doch wenn wir fallen — das Capitol wird unser Leichenstein.“

„Du lernst von mir,“ lächelte Cethegus: — „die Worte, wie die Streiche.

Mein Plan ist verzweifelt.

Aber er ist der einzig mögliche.

Setzt — die Wachen sind bestellt? — gehe ich in mein Haus und schlafe zwei Stunden.

Niemand wecke mich vorher.

Nach zwei Stunden weckt mich.“

„Du kannst jetzt schlafen, Feldherr?“

„Ja, ich muß.“

Und ich hoffe: ich schlafe gut.

Ich muß mich, wachend und schlafend, in mir selbst versammeln — nach dem ich das Forum romanum dem Barbarenkönig geräumt.

Das war zu viel!

Das heißt Erholung!

Syphax, ich frug schon gestern: ist kein Wein mehr aufzutreiben, rechts vom Tiber?“

„Ich forchte, Herr:

Nur in den Tempeln eures Gottes.“

Aber er ist, so sagten eure Priester, bereits geweiht, bestimmt zum Wunder des Altars.“

„Das wird ihn nicht verdorben haben.“

Nehmt ihn den Priestern fort.

Vertheilt ihn unter die hundert Römer auf der Schanze des Cäsar.

Es ist der einzige Dank, der mir zu spenden geblieben.“

Und langsam ritt er, gefolgt von Syphax, seinem Hause zu.

Vor dem Haupteingang hielt er an: auf Syphax Ruf erschien der Hofwärter Thrax.

Cethegus sprang ab und klopfte des edeln Klappen Bug.

„Der nächste Ritt wird scharf, mein Pluto, ob zum Sieg oder in die Flucht.“

Gebt ihm das weiße Brod, das für mich gespart ward.“

Das Pferd ward in die Ställe neben dem Hauptgebäude abgeführt.

Die Marmorraufen waren leer.

Pluto theilte den weiten Stall nur noch mit des Sphax Braunen.

Alle andern Kasse des Präfecten waren geschlachtet und von den Söldnern verzehrt.

Durch das prachtvolle Vestibulum und Atrium schritt der Hausherr in die Bibliothek.

Der alte Ostiarius und Schreibsklave Fidus, der den Speer nicht mehr tragen konnte, war der einzige Diener im Hause.

Alle andern Sklaven und Freigelassenen lagen auf den Wällen — lebend oder todt.

„Reiche mir die Rolle mit dem Cäsar Plutarchs!

Und den großen, mit Amethysten besetzten Becher — freilich wird's kaum des Zaubers der Steine bedürfen! — voll Wasser aus dem Springbrunnen.“

Noch weilte der Präfect in dem Büchersal.

Den Randelaber, mit köstlichem Nardenöl gefüllt, hatte der Alte, wie in den Tagen des Friedens, entzündet.

Cethegus warf einen langen Blick auf die Büsten, Hermen, kleinen Statuen, deren dunkle Schatten das Licht scharf auf den Estrich von kostbaren Mosaiken legte.

Da prangten sie fast Alle, die Helden Roms in Krieg

und Frieden, in kleinen Marmorbüsten auf Sockeln und Fußgestellen mit kurzen Andeutungen der Namen.

Von den mythischen Königen an durch die lange Reihe der Consuln und Cäsaren bis auf Trajan, Hadrian und Constantin.

Eine besondere dicht gedrängte Gruppe bildeten die eignen Ahnen der „Cethegi“.

Schon war das leere Postament an die Wand gefestigt, welches dereinst seine Büste aufnehmen sollte, die letzte an dieser Seite des Saales.

Denn er war der Letzte seines Stammes.

Aber zur Linken zeigte sich noch, zur Fortsetzung bestimmt, ein ganzer Bogengang mit leeren Nischen.

Nicht Ehe, aber Adoption sollte des Cethegus Namen weiter führen in glänzendere Jahrhunderte. —

Zu seinem Erstaunen sah er, an der Reihe der Büsten langsam, gedankenvoll vorüber schreitend, auf dem leeren Sockel, der dereinst seine Büste aufnehmen sollte, ein solches Brustbild heute stehen.

„Was bedeutet das?“ fragte er.

„Hebe die Lampe hieher, Alter.“

„Welche Büste steht an meinem Platz?“

„Bergieb, o Herr!“

Das Postament des Einen, da oben, von den ganz Alten, muß reparirt werden.

Ich mußte es abnehmen.

Und da hob ich die Büste, damit sie einstweilen nicht zu Schaden komme, auf diesen leeren Sockel.“

„Leuchte!“

Noch höher!

Wer mag es sein?"

Und Cethegus las auf der Büste die kurzen Worte:
„Tarquinius Superbus, Tyrann von Rom, starb,
wegen unerträglicher Gewalt von den Bürgern vertrieben,
ferne der Stadt im Exil.

Zur Warnung späterer Geschlechter."

Cethegus selbst hatte — in seiner Jugend — diese
Inscription verfaßt und unter die Büste setzen lassen.

Rasch hob er nun den Marmorkopf herab und stellte
ihn abseit nieder.

„Fort mit dem Dmen," sprach er.

In ernster Vertiefung trat er in das Studir-Gemach.

Helmet, Schild und Schwert lehnte er an das Lager.

Der Sklave entzündete die auf dem Schildplatt-Tisch
stehende Lampe, brachte den Becher und das verlangte
Buch und ging.

Cethegus ergriff die Rolle. —

Aber er legte sie wieder weg.

Die Erzwingung der Ruhe versagte ihm diesmal
doch.

Sie war zu unnatürlich.

Auf dem römischen Forum tranken die Quiriten mit
den Barbaren auf das Heil des Gothenkönigs, auf den
Untergang des Präfecten von Rom, des princeps Se-
natus!

In zwei Stunden wollte er den Versuch wagen, Rom
den Germanen zu entreißen.

Er konnte nicht die kurze Pause mit Wiederholung

einer Biographie ausfüllen, welche er halb auswendig wußte.

Er trank heißdurftig Wasser aus dem Becher

Dann warf er sich auf das Lager.

„War es ein Omen?“ fragte er sich.

„Aber es giebt kein Omen für den, der nicht daran glaubt.

„Ein Wahrzeichen nur gilt: für die Erde der Heimat zu kämpfen.“

Sagt Homer.

Freilich, Cethegus kämpft nicht nur für die Erde der Heimat:

Er kämpft fast noch mehr für sich.

Aber, hat es nicht dieser Tag beschämend gezeigt?

Rom ist Cethegus: und Cethegus ist Rom.

Nicht jene Namen-vergeßnen Römer.

Rom ist heute noch viel mehr Cethegus als — damals Rom Cäsar gewesen.

War er nicht auch ein Tyrann im Sinne der Thoren?“

Und er sprang unruhig wieder auf und trat an die Colossalstatue des großen Ahnherrn heran.

„Göttlicher Julius, könnte ich beten: — heute würd' ich beten — beten zu dir.

Hilf, vollende deines Enkels Werk!

Wie schwer, wie blutig, wie hart hab' ich gerungen seit jenem Tage, da mir zuerst aus deinem Marmorhaupt der Gedanke der Erneuerung deines Rom entgegen sprang: fertig, in Waffen klirrend, wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus!

Wie hab' ich gekämpft mit dem Schwert und dem mehr ermüdenden Gedanken Tag und Nacht!

Und war ich siebenmal zu Boden gerungen von der Uebermacht zweier Völker, hab' ich mich siebenmal wieder empor gerafft: unbezwungen und unverzagt!

Vor einem Jahr schien mir das Ziel so nahe.

Und jetzt, heute Nacht, muß ich um die letzten Häuser Roms, um mein Haus, um mein Leben kämpfen mit diesem Knaben im blonden Haar.

Wär' es denkbar?

Sollt' ich erliegen müssen?

Nach so viel Arbeit?

Nach solchen Thaten?

Vor dem Glückstern eines Jünglings?

Soll es denn wirklich unmöglich sein, auch für deinen Enkel unerzwingbar, daß ein Mann sein Volk ersetze, bis er es erneuen, bis es sich selbst erneuen kann?

Daß ein Mann der Barbaren- und der Griechen-Welt obziege?

Soll nicht Cethegus das Rad der Dinge erst halten und dann rückwärts rollen können?

Muß ich erliegen, weil ich allein stehe, ein Feldherr ohne Heer, ein Mann ohne Volk an seiner Schulter?

Soll ich weichen müssen aus deinem, aus meinem Rom?

Ich kann es, ich will es nicht denken!

Hat nicht auch dein Stern sich verdunkelt kurz vor Pharsalus?

Und schwammst du nicht blutend, das Leben zu retten, unter hundert Pfeilen über den Nil?

Und doch hast du's vollbracht.

Und zogst im Triumphe wieder ein in deinem Rom.

Nicht schlimmer wird es mir, deinem Enkel, ergehn!

Nein, ich werde mein Rom nicht verlieren.

Nicht mein Haus, nicht dies dein göttergleiches Bild, das mir oft, wie den Christen ihres Kreuzes Anblick, Trost und Hoffnung spendet.

Und dem zum Wahrzeichen — bleibe dir anvertraut, was unter deinem Schild am Sichersten geborgen: — wo auf Erden wäre Sicherheit, wenn nicht bei dir?

Es war eine Stunde der Verzagttheit, da ich diese Geheimnisse und manchen Schatz Sypbar zum Vergraben in der Erde anvertrauen wollte.

Geht Rom, dies Haus, dies Heiligthum mir verloren, — mögen auch diese Aufzeichnungen verloren sein.

Und dann — wer wird die Chiffrenschrift entziffern?

Nein, wie die Briefe, das Tagebuch, sollst du mir auch diese Schätze wahren.“

Und er zog ein ziemlich großes Ledersäckchen, das er unter dem Panzer und der Tunica auf der Brust getragen, hervor.

Kostbarste Perlen und edelste Edelsteine hatte er darin verborgen.

Dann rührte er an die Feder an den linken Rippen der Statue, unterhalb des Schildrandes.

Und er holte aus der schmalen Oeffnung, die sich aufthat, ein längliches Kästchen von Elfenbein mit

kunstvoll geschnitzten Gestalten und mit goldenem Verschluss, welches allerlei Aufzeichnungen in kleinen Papyrosrollen enthielt.

Er legte das Säckchen in dies Kästchen.

„Hier, großer Ahnherr: wahre mir Geheimnisse und Schätze.

Bei wem sollten sie sicher sein, wenn nicht bei dir?“—

Damit schloß er wieder die Klappe, welche nun nicht durch die schmalste Fuge eine Oeffnung verrieth. —

„Unter deinem Schild!

An deinem Herzen!

Zum Pfande, daß ich dir vertraue und meinem cäsarischen Glück. —

Daß ich nicht von dir, von Rom abzudrängen bin. —

Wenigstens nicht auf die Dauer!

Müßte ich selbst weichen, — ich kehre wieder.

Und wer sucht meine Schätze und meine Geheimnisse bei dem todten Cäsar!

Hüte sie mir.“

Wäre das Wasser in dem Amethystenkelych schwerster Wein gewesen, der Trunk hätte nicht berausgender erregen können als dieses ringende Gespräch: halb Selbstgespräch, halb Zwiegespräch mit der wie ein Dämon verehrten Statue.

Die übermenschliche Anspannung aller Kräfte des Geistes und des Leibes in den letzten Wochen: das sieglose Ringen des heutigen Tages auf dem Forum: der sofort nach dem Erliegen neu gefasste, fast verzweifelte Plan: die Spannung, mit der dessen Ausführung herbei-

gesehnt wurde, hatte in dem eisernen Mann die Erregung und zugleich die mühsam bekämpfte Erschöpfung auf's Aeußerste gesteigert.

Er dachte, sprach und handelte wie im Fieber.

Ermüdet warf er sich auf's Lager zu Füßen der Statue.

Und fast im Augenblick befiel ihn Schlaf.

Aber es war nicht der Schlaf, wie er ihn nach jeder Schuldthat, vor jeder drohenden Gefahr bisher gefunden: die Frucht seiner gewaltigen, allen Erregungen überlegenen Natur.

Unruhig war dieser Schlaf.

Qualvoll durch wechselnde Träume, welche, hastig wie die Gedankenflucht des Fieberkranken, einander jagten. —

Endlich kam Stäte in die Gesichte des Träumenden.

Er sah die Cäsarstatue, zu deren Füßen er lag, wachsen und wachsen.

Immer höher ragte das majestätische Haupt.

Schon hatte sie das Dach des Hauses durchdrungen.

Das Haupt mit dem Lorberkranz verschwand jenseit des Nachtgewölks hoch in den Sternen.

„Nimm mich mit dir!“ bat Cethegus.

Aber der Halbgott erwiderte: „Ich sehe dich kaum aus meiner Höhe.

Du bist zu klein!

Du kannst mir nicht nachfolgen.“

Da schien dem Träumenden plötzlich krachend ein Donnerstreich das Dach seines Hauses zu treffen.

Und in schmetternden Schlägen fielen die Balken

über ihm zusammen, unter den Trümmern dieses Gemaches ihn begrabend.

Auch die Cäsarstatue schien zerschlagen zu stürzen. —

Noch immer hallten die Schläge —

Auf sprang Cethegus und sah um sich.

Elftes Capitel.

Noch hallten die dröhnenden Schläge.
Sie waren wirklich — nicht geträumt!
Aber sie schmetterten gegen die Thüre seines Hauses.
Cethegus ergriff Helm und Schwert.
Da flogen Syphar und Lucius Vicinius in das Gemach.

„Auf, Feldherr!“

„Auf, Cethegus!“

„Es können noch nicht zwei Stunden sein.

In zwei Stunden erst wollt' ich angreifen —“

„Ja, aber die Gothen!

Sie kamen uns zuvor!

Sie stürmen!“

„Verderben über sie!

Wo stürmen sie?“

Und schon war Cethegus an der Hausthüre.

„Wo stürmt der König?“

„An der Hafenstadt.

Am Strom-Niegel.

Er hat Brander den Fluß hinaufgeschickt.

Dromonen mit brennenden Thürmen auf Deck, voll Harz, Pech und Schwefel.

Der erste Kiegel, der Balkenriegel, und alle Schiffe dahinter stehn in Flammen!

Salvius Julianus ist verwundet und gefangen.

Da, sieh die Lohe steigen im Südost."

„Der Kettenriegel — hält er noch?"

Noch hält er!

„Aber wenn er reißt?" —

„Bin ich, wie einmal schon, der Kiegel Roms!

Vorwärts!"

Euphax führte den schnaubenden Klappen vor.

Cethegus schwang sich hinauf.

„Da rechts hinab!

Wo ist dein Bruder Marcus?"

„An der Schanze beim Forum."

Da stießen sie auf Söldner, Saurier und Abasgen, die von der Hafenstadt her flüchteten.

„Flieht!" riefen diese.

„Rettet den Präfecten!"

„Wo ist Cethegus?"

„Hier, — um euch zu retten!

Wendet euch!

Zum Fluß!"

Er sprengte voran: der Flammenschein der brennenden Balken und Schiffe bezeichnete das Ziel.

Am Ufer des Flusses angelangt, sprang er vom Pferd.

Syphax barg es sorgfältig in einer leeren Warenhalle.

„Fackeln her!

In die Bote!

Dort liegt ein Duzend kleiner Nachen!

Längst bereitet für solche Gefahr.

Alle Pfeilschützen hinein!

Mir nach!

Vicinius, du in's zweite Bot.

Rudert bis an die Kette!

Legt euch hart oberhalb an die Kette.

Wer der Kette, den Fluß herauf, nahe kommt, — ein Hagel von Pfeilen über ihn.

Sie können seitwärts nicht landen unterhalb der Kette.

Die thurm hohen Wallmauern gehen links und rechts senkrecht in den Fluß.

Sie müssen hierher, an die Kette!“

Schon hatten sich einzelne kleine Rähne der Gothen zu nahen versucht.

Aber die einen wurden vom Feuer des Balkenriegels und der Bote ergriffen.

Anderer schlugen in dem Gedräng, in der Dunkelheit, um.

Eines, das bis auf halbe Pfeilschußweite dem furchtbar besetzten Kettenriegel genahet war — trieb wieder steuerlos stromabwärts: alle Leute der Bemannung waren den Pfeilen erlegen der Abasgen.

„Seht ihr!

Da schwimmt ein Schiff der Todten!

Harret aus!

Nichts ist verloren!

Aber schafft Fackeln, Brände herbei.

Entzündet dort die Schiffswerft.

Feuer gegen Feuer!"

„Sieh dorthin, Herr!“ warnte Sypbar, der nicht von seiner Ferse wich.

„Ja, da schwimmt die Entscheidung heran.“

Es war ein prachtvoller Anblick.

Die Gothen hatten erkannt, daß durch kleine Rachen die Kiegekette nicht zu überschreiten war.

Da hatten sie von der brennenden Balkenkette mit Beilhieben so viel hinweg gehauen, daß in der Mitte des Flusses knapp genügender Raum frei wurde, zwischen den brennenden Balken-Enden ein großes, ein Kriegsschiff hindurch zu steuern.

Aber mit der Kraft der Ruder allein durch die nahen Flammen langsam stromaufwärts dringen, dem Pfeilregen der Abasgen ausgesetzt, — das konnte für das große Schiff noch schlimmer als für den „Rachen der Todten“ enden.

Zaudernd hielten die Gothen unterhalb der brennenden Balken.

Da plötzlich erhob sich ein starker Südwind, die Wellen des Flusses aufwärts kräuselnd.

„Spürt ihr den Hauch?“

Das ist des Siegesgottes Athem.

Die Segel gehißt!

Nun folgt mir, meine Gothen," so rief eine frohlockende Stimme.

Die Segel flogen empor und spannten weit die Flügel des gewaltigen Königsschiffes der Gothen, des „wilden Schwans“.

Und ein prachtvoller Anblick war es nun, als das mächtige Fahrzeug, mit aller Leinwand fliegend und von hundert Ruderern geschoben, den Strom herauf kam, von beiden Seiten schauerlich beleuchtet durch die brennenden Balken und Bote der Römer.

Mit ungestümer, verderbendrohender Eile trieb das Schiff stromaufwärts.

Zu beiden Seiten des Oberdecks, hoch über dem geschlossenen Unterdeck der Ruderknechte, knieten, dicht geschart, gothische Krieger, die Schilde dicht aneinander gedrängt: eine eiserne Schirmwand wider die Pfeile.

An dem Schiffsnabel vorn erhob sich ein riesiger Schwan mit hochgewölbten Schwingen.

Zwischen diesen Schwingen aber, auf des Schwanes Rücken, stand König Totila, das Schwert in der Rechten.

„Vorwärts!“ befahl er.

„Zieht, ihr Ruderer!

Mit aller Kraft!

Halte euch bereit, ihr Gothen.“

Cethegus erkannte die jugendliche hohe Gestalt.

Er erkannte schon auch die Stimme.

„Laßt das Schiff nur heran.

Ganz nahe.

Auf zwanzig Schritt.

Dann erst schießt.

Noch nicht.

Jetzt.

Jetzt! Pfeile los!"

„Deckt euch, ihr Gothen!"

Ein Hagel von Pfeilen schlug gegen das Schiff.

Aber an der Schildburg prallten sie machtlos ab.

„Verflucht!" rief Piso hinter dem Präfecten.

„Sie wollen die Kette sprengen durch des Schiffes Stoß.

Und sie werden es sicher, fielen auch alle Mann auf Deck.

Die Ruderer sind ja unerreichbar.

Und unverwundbar ist dieser Südwind."

„Feuer in die Segel!

Feuer auf das Schiff!

Brände herbei!" befahl Cethegus.

Immer näher rauschte der drohende Schwan.

Immer näher drohte der verderbliche Prall gegen die straff gespannte Kette.

Schon erreichten nun die geschleuderten Brände das Schiff.

Einer flog in das Segel des Fockmastes: es brannte rasch auf: dann erlosch es.

Ein zweiter — Cethegus hatte ihn selbst geschleudert — streifte des Gothenkönigs langes flatterndes Goldhaar.

Neben ihm fiel der Brand nieder.

Er hatte es nicht bemerkt.

Da sprang ein Knabe hinzu, der, statt aller Schutz- und Trutzwaffen, nur einen derben Hirtenstecken führte.

Mit den Füßen trat er den Brand aus.

Die andern Brände prallten von den Schilden in's Wasser und verloschen.

Nur acht Schritte noch war der Vorderstachel der Galeere von der Kette entfernt.

Die Römer bebten vor dem Anprall.

Da trat Cethegus ganz vor, an die Spitze seines Bots, einen schweren Wurfspeer erhebend und sorgfältig zielend.

„Gebt acht,“ sagte er.

„Sowie der König der Barbaren stürzt — rasch neue Brände.“

Nie hatte der waffenkundige Mann besser gezielt.

Nun noch einmal den Speer zurück ziehend schleuderte er ihn mit der ganzen Kraft seines Hasses und seines Arms.

Athemlos harrte seine Umgebung.

Aber der König stürzte nicht.

Er hatte den Zielenden scharf erkannt.

Gleichwohl warf er den langen, schmalen Schild nieder.

Er sah der Spitze des Speeres entgegen mit zurückgehaltner schildloser Linken.

Sausend kam der Speer geflogen, gerade in der Höhe, wo aus dem Panzer der nackte Hals sich hob.

Hart am Leibe erst fing ihn der König mit der linken Hand und: — — warf ihn sofort auf den Werfer

zurück: er traf den Präfecten in den linken Arm, oberhalb des Schildes: Cethegus fiel in's Knie.

Im gleichen Augenblick traf der Stoß des Schiffes die straffe Kette.

Sie barst.

Die Römerbote, die an derselben geruht, schlugen um, auch das des Cethegus, oder schossen meisterlos den Fluß herab.

„Sieg!“ jauchzte Totila.

„Ergebt euch mir, ihr Söldner.“

Cethegus erreichte schwimmend, blutend, das linke Tiberufer.

Er sah wie das Gothenschiff zwei kleine Bote herab ließ, in deren Eines der König sprang.

Er sah, wie eine ganze Flotille leichter gothischer Fahrzeuge, unter dem Schutz der Königsgaleere herauf gesegelt, nun ebenfalls die Reihe der Bote seiner Pfeilschützen durchbrach und auf beiden Ufern Mannschaften landete.

Er sah, wie seine Abasgen, für den Nahkampf weder gerüstet noch gestimmt, in Scharen sich einzelnen schwertschwingenden Gothen ergaben.

Er sah, wie von dem Königsschiff aus nun ein Pfeilregen die Vertheidiger des linken Ufers traf.

Er sah, wie das kleine Bot des Königs sich dem Ufer näherte, wo er, wassertriefend, stand.

Er hatte den Helm im Wasser verloren, den Schild fallen lassen, um rascher das Land zu gewinnen.

Mit dem Schwert wollte er sich dem eben landenden König entgegen werfen.

Da streifte ein Gothenpfeil seinen Hals.

„Getroffen, Hadufwinth,“ jauchzte ein junger Schütze,
„besser als damals am Marmorgrab.“

„Brav, Gunthamund.“

Cethegus wankte.

Syphax fing ihn auf.

Gleichzeitig legte sich eine Hand auf seine Schulter.

Er erkannte Marcus Licinius.

„Du hier!“

Wo sind deine Krieger?

„Todt,“ sagte Marcus.

„Die hundert Römer fielen auf der Schanze.

Teja, der schreckliche Teja, hat sie gestürmt.

Die Hälfte deiner Isaurier fiel auf dem Wege nach
dem Capitol.

Der Rest hält noch die Pforte des Capitols und
die Halb-Schanze vor deinem Hau'e.

Ich kann nicht mehr.

Teja's Beil drang durch meinen Schild in die
Rippen.

Leb wohl, o großer Cethegus!

Nette das Capitol.

Aber: siehe hin.

Teja ist rasch.“

Und Marcus sank zu Boden.

Flammen schlugen hoch in die Nacht vom capitolini-
schen Berg.

„Hier am Fluß ist nichts mehr zu retten,“ sprach
der Präfect mühsam.

Denn sein Blutverlust war groß und schwächte ihn rasch.

„Ich rette das Capitol!

Dir, Piso, befehl' ich den Barbaren-König.

Du hast schon einen Gothenkönig auf der Schwelle Rom's getroffen.

Triff einen Zweiten! Und triff ihn tödlich!

Du, räche deinen Bruder, Lucius.

Folge mir nicht.“

Cethegus warf noch einen grimmigen Blick auf den König, um dessen Füße sich flehend die Abasgen drängten.

Tief seufzte er auf.

„Du wankest, o Herr?“ frug Sypbar schmerzlich.

„Rom wankt!“ antwortete Cethegus.

„Auf's Capitol!“

Lucius Licinius drückte seinem sterbenden Bruder noch einmal die Hand.

„Ich folge ihm doch,“ sagte er dann.

„Er ist wund.“

Während Cethegus, Sypbar und Lucius Licinius in Nacht verschwanden, duckte sich Piso hinter die Säule einer Basilika, an welcher hart vorbei der Weg den Fluß aufwärts führte.

Inzwischen hatte der König die sich ihm ergebenden Abasgen seinen Gefolgen überwiesen.

Er machte einige Schritte stromaufwärts und wies mit dem Schwert nach den Flammen, die vom Capitol aufstiegen.

Dann wandte er sich, das Antlitz dem Fluß und den langsamer landenden Gothen zu gekehrt.

„Vorwärts,“ mahnte er. „Eilt.

Es gilt löschen da oben.

Der Kampf ist aus.

Nun, ihr Gothen, schirmt, erhaltet Rom.

Denn es ist euer.“

Diesen Augenblick ersah Piso.

„Helfer Apollo,“ dachte er, „traf je mein Zambus, jetzt laß mein Schwert treffen.“

Und hinter der Säule hervor sprang er mit gezücktem Schwert auf den König, der ihm den Rücken zuwandte.

Aber wenige Zoll vor des Königs Leib ließ er, laut aufschreiend, die Klinge fallen.

Ein derber Stockhieb hatte seine Hand gelähmt.

Gleich darauf sprang ein junger Hirt an ihm empor und riß ihn nieder.

Der Sieger kniete ihm auf die Brust.

„Gieb dich, römischer Wolf!“ rief eine helle Knabenstimme.

„Ei Piso, der Zambenpoet . .

Er ist dein Gefangner, Knabe,“ sprach der König, der nun herzugetreten war.

„Und soll sich lösen mit schwerem Gold.

Wer aber bist du, junger Hirt, mein Zügelführer?“

„Dein Lebensretter ist er, o Herr,“ fiel der alte Haduswinth ein.

„Wir sahen den Römer auf dich stürzen.

Aber wir waren zu weit zurück, dir zu rufen oder zu helfen.

Dem Knaben danken wir dein Leben.“

„Wie heißt du, junger Held?“

„Adalgoth.“

„Was suchst du hier?“

„Cethegus den Reiding, den Präfecten von Rom!

Wo ist er, Herr König?

Das sage du mir.

Hieher, auf das Schiff, ward ich gewiesen.

Hier, hört' ich, werd' er deinem Ansturm wehren.“

„Er war hier.

Er ist entflohen.

Wohl in sein Haus.“

„Willst du mit diesem Stecken den Höllenkönig bezwingen?“ frug Hadufwinth.

„Nein,“ rief Adalgoth, „nun hab' ich ja ein Schwert.“

Und er hob vom Boden seines Gefangnen Waffe, schwang sie empor und war in Nacht verschwunden.

Totila übergab Pisto den Gothen, die nun in dichten Scharen auf beiden Seiten des Flusses gelandet waren.

„Eilt,“ widerholte er.

„Rettet das Capitol, das die Römer verbrennen.“

zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte der Präfect das Flußufer verlassen und den Weg nach dem Capitol eingeschlagen.

Durch die Porta trigemina gelangte er nach dem Forum boarium.

An dem Janustempel traf er auf ein Volksgebränge, das ihn eine Weile aufhielt.

Trotz seiner Verwundung war er so geeilt, daß ihm Licinius und Syphax kaum zu folgen vermochten.

Widerholt hatten sie ihn aus den Augen verloren.

Erst jetzt holten sie ihn ein.

Er wollte nun durch die Porta carmentalis eilen und so die Rückseite des Capitols gewinnen.

Aber er fand es schon dicht von Gothen besetzt.

Darunter war Wachis.

Der erkannte ihn von fern.

„Rache für Kauthgundis!“ rief er.

Ein schwerer Stein traf des Präfecten helmloses Haupt.

Er wandte sich und floh.

Nun erinnerte er sich einer Mauerseifung nordöstlich von jenem Thor.

Dort wollte er versuchen, über den Wall zu steigen.

Als er sich aber dem Mauerrand näherte, schlugen abermals die Flammen auf dem Capitele hoch empor.

Drei Männer sprangen ihm gegenüber über die Mauerseifung.

Es waren Isaurier.

Sie erkannten ihn.

„Flieh', o Herr!

Das ganze Capitol ist verloren!

Der schwarze Gothenteufel!“

„Hat er, — hat Teja den Brand gestiftet?“

„Nein: wir selbst zündeten eine Holzschanze an, darin sich die Barbaren festgesetzt.

Die Gothen löschen.“

„Die Barbaren retten mein Capitol.“

Bittern Schmerzes voll stützte sich Cethegus auf den Speer, den ein Söldner dem Wankenden reichte.

„Nun muß ich noch in mein Haus.“

Und er wandte sich nach Rechts, auf dem nächsten Weg den Haupteingang seines Hauses zu erreichen.

„O Herr, das ist gefährlich!“ warnte einer der Söldner.

„Bald werden die Gothen auch dort sein.

Ich hörte, wie der schwarze Gothenfürst immer nach dir rief und fragte.

Er suchte dich überall auf dem Capitol.

Bald wird er dich in deinem Hause suchen.“

„Ich muß noch einmal in mein Haus!“

Aber kaum hatte er ein par Schritte vorwärts gemacht, als eine Schar Gothen, mit Römern gemischt, mit Fackeln und Bränden, von der Stadt her, ihm gerade entgegen kam.

Die Vordersten, es waren Römer, erkannten ihn.

„Der Präfect!“

„Der Verderber Roms!“

„Er hat das Capitol anzünden lassen!“

„Nieder mit ihm!“

Pfeile, Steine, Speere flogen ihm entgegen.

Ein Söldner fiel, zwei entflohn.

Cethegus traf ein Pfeil: er drang ihm nur leicht in die linke Schulter.

Er riß ihn heraus.

„Ein Römerpfeil! mit meinem Stempel,“ lachte er auf.

Mit Mühe entkam er in's Dunkel der nächsten schmalen Gasse.

Vor seinem Hause lärmte nun der Haufe, vergeblich bemüht, die mächtige Hauptthüre zu sprengen.

Ihre Schwerter und Speere reichten dazu nicht aus.

Cethegus vernahm es wohl und die Rufe des Zorns über das vergebliche Mühen.

„Die Thür ist fest!“ sagte er sich.

„Bedor sie eindringen, bin ich lange wieder aus dem Hause.“

Durch die enge Seitengasse gelangte er an den Hintereingang seines Hauses, drückte an eine geheime

Feder, trat in den Hof, und eilte, die Thüre offen lassend, in das Gebäude.

„Horch!“ da donnerte von dem Hauptthore her ein ganz andres, ein gewaltigeres Schlagen als bisher.

„Eine Streitart!“ sagte Cethegus.

„Das ist Teja.“

Cethegus eilte an eine schmale Mauerlücke, welche von dem Eckgemach auf die Hauptstraße einen Blick gewährte.

Es war Teja.

Sein schwarzes, langes Haar flatterte um das unbehelmte Haupt.

In der Linken trug er einen aus dem Feuer des Capitols gerafften Brand.

In der Rechten das gefürchtete Schlachtbeil.

Ueber und über war er mit Blut bespritzt.

„Cethegus!“ rief er laut bei jedem Schlag seines Beils wider die ächzende Haushür.

„Cornelius Cethegus Cäsarius!

Wo bist du?

Ich suche dich im Capitol, Präfect von Rom!

Wo bist du?

Muß Teja dich an deinem Hausherd suchen?“

Da hörte der lauschende Cethegus eilende Schritte hinter sich.

Syphax hatte das Haus erreicht und war durch die Hinterthür ihm gefolgt.

Er erblickte seinen Herrn.

„Flieh', o Herr!

Ich decke deine Schwelle mit meinem Leib.“

Und er eilte an ihm vorüber, durch eine Reihe von Gemächern, an die Hauptthüre.

Cethegus wandte sich nach rechts.

Raum konnte er sich noch aufrecht halten.

Er erreichte noch den Zeussal.

Hier sank er zusammen.

Doch augenblicklich sprang er wieder auf.

Denn krachend und schmetternd scholl es vom Haupt-
eingang her.

Das feste Thor war endlich eingeschlagen.

Dröhnend fiel es nach innen: und Teja betrat das Haus seines Feindes.

Auf der Schwelle sprang ihm, aus geduckt kauender Stellung aufschnellend wie ein Panther, der Maure an den Hals, mit der Linken seine Gurgel umkrallend, in der Rechten blitzte das Messer.

Aber der Gothe ließ die Art fallen: ein Ruck seiner Rechten und wie eine fortgeschleuderte Kugel flog der Angreifer zur Seite, die Thüre hinaus und rollte die Stufen hinab auf die Straße.

„Wo bist du, Cethegus?“ scholl nun Teja's Stimme näher und näher dringend im Atrium, im Vestibulum.

Einige Thüren, welche der Schreibsklave Fidus verriegelt hatte, sprengte rasch sein Beil.

Nur wenige Schritte trennten die beiden Männer.

Mühsam hatte sich Cethegus bis in die Mitte des Zeussals geschleppt.

Er hoffte immer noch das Schreibgemach erreichen

und aus der Cäsarstatue die anvertrauten Schriften und Schätze nehmen zu können.

Da krachte nochmals eine gesprengte Thür und Cethegus hörte Teja's Stimme aus dem Schreibgemach.'

„Wo bist du, Cethegus, Hausherr?“

Athemlos lauschte Cethegus.

Er hörte, wie in der Bibliothek der Teja nachdringende Haufe die Ahnenbilder und die Büsten zerschlug.

„Wo ist dein Herr, Alter?“ rief Teja's Stimme.

Der Sklave hatte sich in das Schreibgemach geflüchtet.

„Ich weiß es nicht, bei meiner Seele.“

„Auch hier nicht?“

Cethegus, Feigling!

Wo steckst du?“

Da hatte auch die Menge offenbar das Schreibgemach erreicht.

Cethegus vermochte nicht mehr zu stehen.

Er lehnte sich an den marmornen Jupiter.

„Was wird mit dem Hause?“

„Verbrannt wird es!“ antwortete Teja.

„Der König hat das Brennen verboten,“ mahnte Thoriësmuth.

„Ja! dies Haus aber hab ich mir vom König erbeten.

Es wird verbrannt und der Erde gleich gemacht.

Nieder mit dem Tempel des Teufels!

Nieder mit seinem Allerheiligsten -- dem Götzen hier!“

Und ein furchtbarer Schlag erscholl.

Krachend, schmetternd stürzte die Cäsarstatue in vielen Trümmern auf den Mosaikboden.

Goldstücke, Kästchen, Capfeln rollten umher.

„Ah, der Barbar!“ schrie Cethegus außer sich.

Und Alles vergeßend wollte er mit dem Schwert in das Schreibgemach stürmen.

Da fiel er bewußtlos auf das Antlitz nieder zu Füßen der Jupiterstatue.

„Horch, was war das?“ fragte eine Knabenstimme.

„Die Stimme des Präfecten!“ rief Teja und riß die Thüre auf, welche das Schreibgemach von dem Zeussal trennte.

Mit dem Brande vorleuchtend und hoch die Streitart schwingend sprang er in den Sal.

Aber der Sal war leer.

Eine Blutlache lag zu den Füßen des Jupiter und eine breite Blutspur führte von da an das Fenster, welches in den Hofraum blickte.

Der Hof war leer.

Nacheilende Gothen aber fanden die kleine Hofspforte geschlossen und zwar von Außen.

Der Schlüssel steckte auf der Straßenseite im Schloß.

Als man mit Mühe nach langer Arbeit auch diese Thüre gesprengt — gleichzeitig fast hatten andre Gothen, aus dem Haupteingang auf die Straße und um die Ecke des Hauses eilend, die schmale Seitengasse erreicht — und die Gasse mit deren Gebäuden absuchte, fand

man nur an der Ecke das Schwert des Präfecten, welches Fidus, der Schreibflave, erkannte.

Finster blickend nahm es Teja und kehrte in das Schreibgemach zurück.

„Leß Alles sorgsam auf, was des Präfecten Götzenstatue barg.

Hört ihr, Alles.

Schreibereien zumal und bringt sie dem König — wo ist der König?“

„Aus dem Capitol zog er mit Römern und Gothen in das Heiligthum Sanct Peters, dort mit allem Volk das Dankgebet zu sprechen.“ —

„Gut, sucht ihn in der Kirche und bringt ihm Alles. Dazu des Entflohenen Schwert.

Sagt: Teja schickt ihm das.“

„Soll geschehn.

Du aber — gehst du nicht mit zum König und in die Kirche?“

„Nein.“

„Wo verbringst du die Siegesnacht und den Dankgottesdienst?“

„Auf den Trümmern dieses Hauses!“ sprach Teja.

Und er stieß den Brand in die Purpurteppiche des Lagers.



Ein Kampf um Rom.



Vierter Band.

Ein Kampf um Rom.

~~~~~  
Historischer Roman

von

**Felix Dahn.**

motto:

„Wenn etwas ist, gewaltiger als das Schickal,  
So ist's der Muth, der's unerschütter't trägt.“

Seibel.

**Vierter Band.**

Mit zwei Karten.

Vierzehnte Auflage.



**Leipzig,**

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1888.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

## Sechstes Buch.

# U t i l a .

---

Zweite Abtheilung.

„Heil, daß uns dieser Sonnen-Jüngling lebt.“

Markgraf Rüdiger von Bechelaren

I. Aufzug, 1. Scene.



## Zweite Abtheilung.

### Erstes Capitel.

Und fortan hielt König Totila Hof zu Rom herrlich und in Freuden.

Des Krieges schwerste Aufgabe schien gethan.

Nach dem Falle von Rom öffnieten die meisten kleinen Festungen an der Küste oder im Gebirg des Apennin die Thore, nur wenige mußten belagert und erobert werden.

Dazu sandte der König seine Feldherrn aus: Teja, Guntharis, Grippa, Markja, Aligern: während er selbst zu Rom die schwere, die statsmännische Aufgabe übernahm, das durch langjährigen Krieg und Aufstand zerüttete Reich zu beruhigen, neu zu ordnen, beinahe neu zu gründen.

In alle Landschaften und Städte sandte er seine Herzoge und Grafen, in allen Gebieten des Staatslebens des Königs Gedanken auszuführen: zumal auch die

Italien zu schützen wider die Nachsucht der siegreichen Gothen.

Denn er hatte eine allumfassende Amnestie vom Capitol herab verkündet: mit Ausnahme eines einzigen Hauptes: des Expräfecten Cornelius Cethegus Cäsarius.

Ueberall ließ er die zerstörten Kirchen, der Katholiken wie der Arianer, wieder herstellen, überall die Grundbesitzverhältnisse prüfen, die Steuern neu vertheilen und herabsetzen.

Die segensreichen Früchte dieser Mühen blieben nicht aus.

Schon seitdem Totila die Krone aufgesetzt und sein erstes Manifest erlassen, hatten die Italianer in allen Landschaften die lang versäumte Feldarbeit wieder aufgenommen. Ueberall waren die gothischen Krieger angewiesen, sich jeder Störung hierin zu enthalten, Störungen durch die Byzantiner nach Kräften abzuwehren.

Und eine wunderfame Fruchtbarkeit der Gefilde, ein Herbst-Segen an Getreide, Wein und Del, wie seit Menschenaltern unerhört, schien sichtbarlich die Gnade des Himmels für den jungen König zu bezeugen.

Die Kunde von der Einnahme von Neapolis und Rom durchflog das staunende Abendland, welches bereits das Gothenreich in Italien als erloschen betrachtet hatte.

Mit dankbarer Bewunderung erzählten die Kaufleute, welche der kräftige Rechtschutz, die Sicherung der Landstraßen durch umherziehende Sajonen und Reitergeschwader, der See durch die immer wachsame Flotte der Gothen wieder in die verödeten Städte und Häfen der Halbinsel zog, von



der Gerechtigkeit und Milde des königlichen Jünglings, von dem Flor seines Reichs, von dem Glanze seines Hofes zu Rom, wo er die aus Flucht und Empörung zurück kehrenden Senatoren um sich versammelte und dem Volke reiche Spenden und schimmervolle Circusfeste gab.

Die Könige der Franken erkannten den Unischlag der Dinge: sie schickten Geschenke: — Totila wies sie zurück, sie schickten Gesandte: Totila ließ sie nicht vor.

Der König der Westgothen bot ihm offen Waffenbündniß gegen Byzanz und die Hand seiner Tochter; die avarischen und sflavenischen Räuber an der Ostgrenze wurden gezüchtigt: mit Ausnahme der wenigen noch belagerten Plätze, Ravenna, Perusium und einigen kleinen Castellen, waltete Friede und Ruhe im ganzen Gothenreich, wie nur in den goldensten Tagen von Theoderichs Regiment.

Dabei verlor aber der König die Weisheit der Mäßigung nicht.

Er erkannte, trotz seiner Siege, die drohende Ueberiegenheit des oströmischen Reiches und suchte ernstlich Friede mit dem Kaiser.

Er beschloß, eine Gesandtschaft nach Byzanz zu schicken, welche den Frieden auf Grund von Anerkennung des gothischen Besitzstandes in Italien anbieten sollte; auf Sicilien, wo kein Gothe mehr weilte, — nie waren die gothischen Siedelungen auf dem Eiland zahlreich gewesen — wollte er verzichten: ebenso auf die von den Byzantinern besetzten Theile von Dalmatien; dagegen sollte

der Kaiser vor Allem Ravenna räumen, welches keine Kunst oder Ausdauer der gothischen Belagerer zu gewinnen vermocht hatte.

Als den geeignetsten Träger dieser Sendung des Friedens und der Versöhnung faßte der König den Mann in's Auge, welcher durch Ansehen und Würde der Person, durch hohen Ruhm der Weisheit auch im Ostreich getragen, durch Liebe zu Italien und den Gothen ausgezeichnet war — den ehrwürdigen Cassiodor.

Obwohl sich der fromme Greis seit Jahren von den Staatsgeschäften zurück gezogen hatte, gelang es der Beredtsamkeit des jungen Königs, ihn zu bewegen, für jenen hohen, gottgefälligen Zweck, die Einsamkeit seiner Klosterstiftung zu verlassen und die Mühen und Gefahren einer Reise nach Byzanz zu übernehmen.

Jedoch unmöglich konnte er dem alten Mann die Last einer solchen Sendung allein aufbürden: er suchte nach einem jugendkräftigen Gefährten von ähnlicher Milde christlicher Gesinnung, nach einem zweiten Apostel des Friedens. —

Wenige Wochen nach der Einnahme von Rom, trug ein königlicher Bote folgendes Schreiben über die cotti-schen Alpen in die Provence:

„An Julius Manilius Montanus Totila,  
den sie der Gothen und Italier König nennen.

Komm, mein geliebter Freund, komm zurück an meine Brust!

Jahre sind verstrichen: viel Blut, viele Thränen sind

geflossen: in Schreck und in Freude hat sich mehr als einmal Alles um mich her verwandelt, seit ich dir zum letzten Mal die Hand gedrückt.

Alles hat sich verwandelt um mich her: aber nichts in mir, nichts zwischen dir und mir.

Noch verehere ich alle die Götter, an deren Altären wir gemeinsam in den ersten Träumen der Jugend geopfert, sind auch diese Götter mit mir selbst gereift.

Du wichest vom italischen Boden, als Bosheit, Gewalt, Verrath, als alle dunkeln Mächte darauf wütheten.

Siehe: sie sind verschwunden, hinweg gehaucht, hinweg gesonnt: fernab ziehen grollend die besiegten Dämonen: ein Regenbogen wölbt sich schimmernd über diesem Reich.

Mich aber hat, nachdem bessere Kräfte glücklos, sieglos erlegen, mich hat der Himmel begnadigt, das Ende des furchtbaren Gewittersturms zu schauen und die Saat zu streuen einer neuen Zeit.

Komm nun, mein Julius: hilf mir jene Träume erfüllen, die du dereinst als Träume belächelt.

Hilf mir, aus Gothen und Italiern ein neues Mischvolk schaffen, das beider Vorzüge vereint, das beider Fehler ausschließt.

Hilf mir erbauen ein Reich des Rechts und des Friedens, der Freiheit und der Schönheit, geädelt durch italische Anmuth, getragen durch germanische Kraft.

Du hast, mein Julius, der Kirche ein Kloster gebaut: — hilf mir nun, der Menschheit einen Tempel bauen. Einsam bin ich, Freund, auf der Höhe des Glücks.

Einsam harret die Braut der vollen Lösung des Gelübdes entgegen.

Den treuen Bruder hat mir der Krieg geraubt.

Willst du nicht kommen, mein dioskurischer Bruder?

In zwei Monaten warte ich dein im Kloster zu Taginae mit Valeria."

Und Julius las: und mit gerührter Seele sprach er vor sich hin:

„Mein Freund, ich komme.“

Ehe König Totila von Rom nach Taginä aufbrach, beschloß er, eine Schuld tiefen Dankes abzutragen, und ein Verhältniß würdig, das heißt schön, zu gestalten, das bisher seiner nach Harmonie verlangenden Seele nicht entsprach: sein Verhältniß zu dem ersten Helden seines Volks, zu Teja.

Sie waren seit früher Knabenzeit befreundet.

Obwohl Teja um mehrere Jahre älter, hatte er doch die Tiefe des Jüngern unter der glänzenden Hülle des Frohsinns von je erkannt und geehrt.

Und ein gemeinsamer Zug zum Schwungvollen und Idealen, ja ein gewisser Stolz und Hochsinn hatte sie früh zu einander gezogen.

Später freilich hatte entgegengesetztes Geschick die von Anfang verschieden angelegten Naturen weit auseinander geführt.

Die sonnenhelle Art des Einen war wie blendende Verletzung grell in das nächtliche Dunkel des andern gefallen.

Und Totila hatte in rascher Jugendlust das Düstere des Schweigsamen, das er in seinem Wesen nicht begriff, in seinen Ursachen nicht kannte, nach widerholten warmen Versuchen der Umstimmung, als krankhaft von sich fern gehalten.

Des milderen Julius, obzwar auch ernste, aber sanftere Weise, dann die Liebe, hatte den Freund aus der Knabenzeit zurückgedrängt.

Aber die letzten reisenden Jahre seit dem nächtigen Blut- und Bruder-Bund, die Leiden und Gefahren seit dem Tod des Valerius und Miriams, dem Brand von Neapolis, der Noth vor Rom, dem Frevel zu Ravenna und Castra Nova und zuletzt die Pflichten und Sorgen des Königthums hatten den Jüngling, den ungeduldig fröhlichen, so voll gereift, daß er dem dunklern Freunde voll gerecht werden konnte.

Und was hatte dieser Freund geleistet, seit jener Bundes-Nacht!

Wenn die andern Alle müde erlahmten: Hildebads Ungeßüm, Totila's Schwung, Witichis' ruhige Stäte, selbst des alten Hildebrand eisige Ruhe — Teja hatte nie geseufzt und immer gehandelt, nie gehofft und immer gewagt.

Zu Negeta, vor Rom, nach Ravenna's Fall und wieder vor Rom — was hatte er nicht geleistet! Was schuldete ihm das Reich!

Und er nahm keinen Dank.

Wie eine Kränkung hatte er es abgewiesen als ihm schon Witichis die Herzogswürde, Gold und Land bot.

Einsam, schweigend schritt er melancholisch durch die Straßen Roms, im Sonnenschein von Totila's Nähe der letzte Schatte.

Die schwarzen Augen tief gesenkt, stand er zunächst an des Königs Thron.

Wortlos stahl er sich von des Königs Festen. — Nie kamen Rüstung und Waffen von seinem Leibe.

Nur im Kampfe lachte er manchnmal, wenn er mit den Tod verachtender oder den Tod suchender Kühnheit in die Speere der Byzantiner sprang: dann schien ihm wohl zu sein: dann war Alles an ihm Leben, Raschheit und Feuer.

Man wußte im Gothenvolk, zumal Totila wußte es noch aus frühesten Jünglingszeit, daß die Gabe des Gefanges in Lied und Wort dem schwermuthvollen Helden eigen war.

Aber seit er aus seiner Gefangenschaft in Griechenland zurückgekehrt war, hatte man nie ihn bewegen können, eines seiner glühenden, tief verhaltenen Lieder anzustimmen vor Andern: doch wußte man, daß die kleine dreieckige Harfe seine Begleiterin in Krieg und Frieden war, unzertrennlich wie sein Schwert an ihn gebunden.

Und in der Schlacht im Ansturm hörte man ihn wohl manchnmal wilde abgerissene Zeilen singen zu dem Tact der gothischen Hörner.

Und wer ihn in der Nacht beschlich, die er gern im Freien, zwischen der Wildniß von weißem Marmor und dunklem Gebüsch, in den römischen Ruinen, verbrachte, der mochte wohl manchmal eine verlorne Weise seiner Harfe erlauschen, zu der er träumerische Worte sang.

Fragte ihn aber Einer, — was selten gewagt wurde, — was ihm fehle, so wandte er sich schweigend ab.

Einmal nach der Einnahme Roms antwortete er Herzog Guntharis auf die gleiche Frage: „Der Kopf des Präfecten.“

Der Einzige, mit dem er häufiger verkehrte, war Adalgoth, dessen er sich in jüngerer Zeit angenommen.

Der junge Hirt war vom König zu seinem Herold und zum Mundschent erhöht worden, zum Dank für seine kühnen und rettenden Thaten bei der Erstürmung des Tiberufers.

Er hatte eine starke Anlage zum Singen und Sagen mit gebracht, obzwar mit geringer Schulung.

Teja hatte Freude an seiner Gabe gefunden: und man sagte, er lehre ihn geheim seine überlegne Kunst, obwohl sie zu einander stimmten wie Nacht und Morgen-  
glanz.

„Eben drum,“ hatte Teja gesagt, als ihm sein tapfrer Vetter Aligern dies vorhielt.

„Und es muß doch noch was übrig bleiben, wenn die Nacht versank.“ —

Der König fühlte: das Einzige was diesem Mann zu bieten war, hatte Er zu bieten: aber nicht Gold, Land und Würden.

Eines Abends — schon traten die Sterne aus dem rasch dunkelnden Himmel — machte sich der König auf von dem Abendgelage in seinem Palast, (dem Haus der Pincier, in welchem Belisarius gewohnt hatte,) ohne Begleitung den scheuen Helden zu suchen in der Wildniß von Gestein und Lorber, welche die Gärten des Sallust erfüllte und wo Teja, wenn er in Rom war, zu hausen pflegte.

Adalgoth, der Mundschenk, hatte sich für den Abend Urlaub von des Königs Tafel erbeten: dieser errieth, daß er die dunkelnden Stunden, wie so oft, bei dem dunkeln Harfenmeister verbringen werde.

Der König wußte daher, er werde Teja in seiner Garten-Wildniß finden.

Wirklich weilten Lehrer und Schüler diese Nacht unter dem Schatten uralter römischer Pinien und Cypressen, gothischer Harfenkunst pflegend.

„Nun horch einmal, Graf Teja,“ hob der Jüngling an, „was ich da aus deinen neulich angefangnen Zeilen weiter erfonnen habe.“

Bei dir ist wieder alles so traurig!

Das Ende der hoffnungslose Sprung in den Strom!

Ich habe das viel lustiger gewendet.“

„Wenn's nur auch so wahr ist.“

„Ei, wenn's nur schön ist! Und wahr! ist denn nur das wahr, was traurig ist?“

„Leider: ja.“

„Giebt's keine Freude in der Welt?“

„O ja! Aber sie währt nicht lang.“



Der Ausgang ist immer — Untergang.“

„Nun, aber doch oft erst recht spät.“

Und was zwischen Aufgang und Untergang liegt —  
hat das keinen Werth?

Ist's nicht auch ein Gang.“

„Ja: es soll sein: Heldengang.“

„Nun, so höre nur.“

Ich habe deinen Aufgang beibehalten: in der Mitte  
Trauergang: dann Siegesgang —

Aber deinen Untergang hab' ich weggelassen.

Bei dir springen sie hoffnungslos in den Isterstrom.

Ich aber habe unsern alten Waffenmeister Hilde-  
brand“ —

„Wenn er doch endlich Ravenna hätte!“

„Und unseren großen König Dietrich als Kind, als  
geretteten Erben, habe ich ihn hinein gebracht.“

Und das Ganze will ich nächstens bei einem großen  
Königsfest dem lieben Herrn vorspielen.

Aber wohl verstanden: — ich hab' es in der neuen  
Kling-Weise gesetzt, die du mich gelehrt hast und die  
viel mehr das Ohr gewinnt und die Seele befängt, als  
der alte Stabreim, nach dem unsere Heldengesänge und die  
Vorzeit-Sprüche gesetzt sind.

Woher hast du nur die Kling-Weise am Schluß  
der Zeilen genommen?“

„Die Mönche singen so die lateinischen Lieder und die  
Priester in der Kirche: ich hörte es einmal, Abends, im  
Dämmerlicht in der Basilika Sanct Peters: die Vorhänge  
der Kirche waren zurückgeschlagen: das Abendlicht fluthete

träumerisch herein: die Kerzen am Altar gaben ihren rothen Schein dazu: Weihrauchwolken zogen dustend dazwischen und unsichtbare Priesterknaben sangen mit hellen Stimmen aus der Krypta, wo sie einen Todten bargen. Da zuerst hörte ich den Klang, der gleich ist und doch wieder nicht ganz gleich: und zauberhaft umsing der Wohlklang mein Gehör: und ich versuchte in unsrer Sprache das Gleiche nachzubilden: und siehe da: wunderbar gelang es."

„Ja, es passen die Schlußklänge zusammen wie — wie der Helm auf das Haupt — wie das Schwert in die Scheide.

Wie Lippe auf Lippe im Kuß."

„Ei, weißt du auch davon schon? Das ist früh!"

„Ich habe nur meine schöne Schwester Gotho geküßt," sagte der Jüngling erröthend.

„Nun aber der Gleichklang! Für Vieles ist er wohl lieblich. Aber du mußt der Väter Weise nicht ganz versäumen: den Runen=heiligen Stabreim."

„Ja, für Manches ist er wie angeboren und viel kräftiger geeignet als der hinschmelzende Klangreim.

Weißt du, wenn die Stäbe, die starken, stolz anstimmen, so mahnt es mich mächtig des wehenden Windes, der im Walde durch die Wipfel dahin wogt, beugend und biegender Baum nach Baum."

„Dir, lieber Knabe, hat der Gott des Gesangs wirklich die Lippen berührt.

Auch wenn du's nicht weißt und willst, überkömmt

dich der Schrittgang des Wohlklangs, wie die Rede ihn heischt und der Sinn ihn ersehnt.

Nun sage: wie lautet mein Lied von der Gothen-Treue in deiner Verzückung?"

„Ich fange an, wie du:

„Erschlagen war mit dem halben Heer  
Der König der Gothen, Theodemer.“

Und so fort.

Aber wenn sie dann Alle verzweifeln und hoffnungslos in den Strom springen wollen, dann kommt bei mir die Hoffnung, die Erlösung, der Blick in die gerettete Zukunft. Nämlich so:

„Erschlagen war mit dem halben Heer  
Der König der Gothen, Theodemer.“

Die Heunen jauchzten auf blutger Wal:  
Die Geier stießen herab zu Thal.

Der Mond schien hell, der Wind piff kalt —  
Die Wölfe heulten im Föhren-Wald.

Drei Männer ritten durch's Heidegefilde,  
Den Helm zerschroten, zerhackt den Schild

Der Erste über dem Sattel quer  
Trug seines Königs zerbrochenen Speer.

Der Zweite des Königs Kronhelm trug,  
Den mitten durch ein Schlachtbeil schlug.

Der Dritte barg mit treuem Arm  
Ein verhüllt Geheimniß im Mantel warm. —

So kamen sie an den Ister tief: —

Und der Erste hielt mit dem Kopf und rief:

„Ein zerhau'ner Helm, — ein zerhachter Speer —  
Von dem Reiche der Gothen blieb nicht mehr!“

Und der Zweite sprach: „In die Wellen dort  
Versenkt den traurigen Gothenhort:

Dann springen wir nach von dem Uferrand —  
Was säumest du — Meister Hildebrand?“

„Und tragt ihr des Königs Helm und Speer —  
Ihr treuen Gefellen: — ich trage Mehr!“

Auf schlug er seinen Mantel weich:

„Ich trage der Gothen Hort und Reich!

Und habt Ihr gerettet Speer und Kron': —  
Ich habe gerettet — des Königs Sohn!

Erwache mein Knabe: ich grüße dich:

Du König der Gothen — Jung Dieterich!“

„Ist auch gar nicht übel. Aber wahr ist —“

„Wahr ist wohl nur, was dir in Gesichtern der höchsten  
Trauer naht?

Sage, wie geht jenes andre, das Traumgedicht weiter?“

„s' ist kein Traum ganz.

Und kein Gedicht ganz.

Ich fürchte, es wird die ganze Wahrheit.“

„Wie war es doch?“

„Ich hatte vor dem Einschlafen lang an Gelimer, den letzten König der Vandalen gedacht, den tapfern Mann, dem zuletzt nichts geblieben von seinem schimmervollen Reich als die Harfe, darauf er in den Felsgebirgen Afrika's seine Trauer sang.

Allmählig versank ich in leisen Schlummer: oder doch in Traum.

Da sah ich vor mir eine Landschaft Campaniens: schön, wie kaum eine andre dieses wundersamen Landes.

Die Bucht von Neapolis, die blauen Wogen von Bajä, sonnenbeglänzt im Vordergrund.

Im Hintergrund der gewaltige Berg mit dem Feuer-Athem und der Rauchwolke“ —

„Wie heißt er doch?“ forschte begierig der Hirt.

„Mons Vesuvius.

„Von seinen Schluchten aber herab stieg, traurig, doch todes-trozig, eine Kriegerschar in unsern, in den gothischen Waffen: blutbedeckt, die Helme verhan'n, die Schilde durchstoßen.

Und sie trugen auf eichenen Speeren einen todten Mann — ihren König.“

„Totila?“ fragte erschrocken der Jüngling.

„Nein, beruhige dich,“ antwortete Teja, mit einem schwermüthigen Lächeln. „schwarz waren die Locken des bleichen Todten.

Und quer durch die ehrfurchtvoll staunenden Feinde

zogen sie, langsam, in feierlichem Trauer-Schritt, an die Küste der See.

Dort lag eine stolze, gewaltige Flotte: nicht der Gothen und nicht der Griechen: mit ragenden Drachenhäuptern am Bug der Schiffe.

Auf diesen Schiffen sollte der Todte geborgen werden.

Dabei aber vernahm ich die Worte des Trauerliedes, des Todtengesangs für den König.

Und sie lauteten:

„Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt!

Wir sind die letzten Gothen:

Wir tragen keine Krone mit —

Wir tragen einen Todten.

Mit Schild an Schild und Speer an Speer

Wir ziehn nach Nordlands Winden,

Bis wir im fernsten grauen Meer

Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein —

Dort gilt noch Eid und Ehre:“ — —

So viel vernahm ich von dem Todten-Gesang. —

Da weckte mich das Heer-Horn der gothischen Wache, welche der sorgsame König Nachts durch die Straßen ziehen läßt.

Du aber merke dir diesen Anfang: vielleicht kommt der Tag, da du's zu Ende singst.

Du hast ja in kurzer Zeit so viel gelernt, daß du bald harfenkund'ger und liedkund'ger bist denn ich.“

„Wenn du mich nur auch lehren könntest, solche Streiche zu führen wie du.“

„Das wächst mit den Jahren, ja mit den Wochen. Du hast genug gethan für deine siebzehn Jahre.“

Wäre dem wackern Witichis ein Helfer zur Seite gesprungen, ehe der römische Dichter den Stein auf ihn warf im Grab Hadrians, wie du dem Maienkönig Totila den von dem gleichen Mann drohenden Stoß hast abgewehrt, so hätten wir damals schon Rom gewonnen und den Präfecten verjagt, der uns leider entkam.“

„Ja, leider! Weißt du: das Abenteuer, das mir in jener Nacht aufgestoßen, in des Präfecten Hause, das schwebt mir schon lang in Gedanken. Das gäbe ein wunderbares Lied — fehlt leider nur der Schluß.“

„Warte nur. Vielleicht erlebst du ihn. Dann brauchst du ihn nicht zu erdichten.“

Uebrigens zog ich schon am Morgen nach jener Siegesnacht in des Präfecten Haus zur Verfolgung der flüchtigen Legionare aus. Ich weiß daher gar nicht, wie Alles kam. Erzähle mir.“

## Zweites Capitel.

---

„Nun so höre.

Nachdem ich den Präfecten nicht am Tiber und nicht im Capitol gefunden, suchte ich ihn mit dir an seinem Herd.

Und fand nur seines Blutes Spur und sein Schwert.

Als du aber seinen Götzen zertrümmert und sein Haus verbrannt und Alles zusammenbrach, bis in die Kellergewölbe, da fand ich, nachspürend, in dem Gebälk unter dem Sockel der Marmorstatue abermals einen hohlen Raum: mit Gold, Gestein und allerlei Geschreibsel angefüllt.

Ich brachte das Ganze auf einem breiten Schild dem König.

Und der ließ seine Buchleser darin forschen und wühlen und las selbst darin. Und rief plötzlich: „also Marich der Balthie unschuldig!“

Und Tags darauf, da ich zu einem Königsherold auserkoren, war mein erst Geschäft, umherzureiten in den Straßen Roms, auf weißem Roß, mit dem goldenen



Heroldstab, und auszurufen unter allen Gothen und Römern:

„Adalgoth, des Königs Herold, ruft!

Gefunden ward in des Expräfecten Haus, durch Adalgoth's, des Hirtenknaben Hand, Beweis und Schrift, daß Herzog Marich, der Balthé, der vor zwanzig Jahren um Hochverrath zum Tode verurtheilt ward, unschuldig war.“

„Wie ward das entdeckt?“

„Cethegus hatte in Geheimschrift, welche König Totila entziffern ließ, selbst in seinem Tagebuch verzeichnet, daß er den Verhafteten durch Briefe, die er in des getäuschten Königs Hand spielte, den Balthen des Hochverraths verdächtigt. Der Stolze, Hochgemuthe reizte dann durch Trotz den Amaler und verschwand zuletzt plötzlich, aus dem Kerker, Niemand wußte, wie und wohin.

Und weiter hatt' ich auszurufen in den Straßen:

„Unschuldig ist Marich der Balthé.“

Sein Eigen, das der Staat eingezogen, wird ihm zurückgestellt.

Ihm oder seinem echten Erben.

Das Herzogthum, das er geführt, das Herzogthum Apulia, wird ihm zurückgegeben.

Ihm oder seinem echten Erben.

Es melde sich laut an des Königs Thron Herzog Marich oder sein echter Erbe.

Gold und Gabe, Eßt und Eigen, Vieh und Fahrniß, Wagen und Waffen, Geschnuck und Geschnaide,

Neder und Erbe, Kinder und Kasse und das reiche apulische Herzogthum, es werde dem Balthen, dem Balthen-Erben.

Wo ist Marich? Wo sein Erbe?"

Und wie ich zogen die Königsherolde durch alle Straßen und Städte Italiens, rufend und forschend nach Herzog Marich dem Balthen und seinem echten Erben.

Und weißt du: es wäre doch wunderschön, wenn sie den verschollnen, landflüchtigen, alten Mann irgendwo fänden und wir ihn wieder mit Glanz und Ehren einführten in sein schönes Herzogthum."

„Und da er dem Hirtenknaben die Rettung seiner Ehre, seines Rechts verdankt — dürfte er ihm wohl schenken ein schönes Schloß, etwa am blauen Meer, am Berge Garaganus, nicht wahr, unter Lorber und Myrthen?"

„Nein, daran hab ich noch nicht gedacht."

„Aber schwerlich lebt er noch, der alte Herzog."

„Nun, dann finden wir vielleicht den Jungen."

Herzog Guntharis sagte mir, er habe den hohen Balthenhelden noch wohl gekannt: der sei mit einem Knäblein in das Elend gegangen.

Und obwohl sein Haus, die Wälsungen, mit den Balthen erblichen Hader hegte, müsse er doch sagen: er habe nie an die Schuld des stolzen Mannes geglaubt, der ein Hauptfeind der Wälschen war und ihnen lang ein Dorn im Auge.

Und nie habe er ein schöner Kind gesehen, als jenes vierjährige Knäblein.

Ich muß nun immer nachdenken: wo der wohl hin gekommen sein mag?

Und wie der staunende Augen machen wird, wenn er, der vielleicht in irgend einer kleinen Stadt sich verborgen hält, unter falschem Namen, — denn die Verbannung traf bei Todesstrafe das ganze Geschlecht — wenn der den Königsherold durch die Straßen seine Berufung zum goldnen Keif des Herzogs von Apulien künden hört.

Das gäbe gar einen schönen Schluß zu einer „Balthen-Sage“ oder „Landflüchter-Lied“. Was meinst du? „Das Lied vom landverbannten Herzogssohn“: es klingt nicht übel!“

„Bei dir klingen alle Lieder glücklich aus!“

„Nun aber sage mir noch den Anfang des andren Gesanges, den du selbst, erwacht von jenem Traumgesicht, gesetzt.“

„Ja, denn das Todtenlied, das hab' ich nur im Traum gehört, nicht selbst erfonnen.

Aber nach dem Erwachen führte ich mir jene wohlbekannte Landschaft vor Augen am Vesuvius, gerade gegenüber dem Mons Lactarius, dem Milchberg: eine wunderbare Felsenschlucht, gebildet von dem Auswurf des Feuerbergs: kalt gewordnes schwarzes Feuer: steil ragen die Schroffen: nur ein schmaler Zugang, den ein Mann mit einem Schilde leicht versperrt und stundenlang vertheidigen könnte wider jede Uebermacht —“

„Du denkst bei jedem Berg und Thal gleich, wie man sie stürmen und vertheidigen mag.“

„Und da kamen mir von selbst die Worte:

„Wo die Lavaklippen ragen  
An dem Fuße des Besubs,  
Durch die Nachtlust hört man klagen  
Töne tiefen Wehe-Rufs.

Schäfer, Räuber nicht noch Bauer  
Dringet in die Bergschlucht ein:  
Und es schwebt ein banger Schauer  
Brütend ob dem dunkeln Stein.

Lobte hier in Vorzeit-Tagen  
Schon die Schlacht im Völker-Groll?  
Oder wird sie erst geschlagen,  
Die den Ort verew'gen soll?“ — — —

Und er griff auf der Harfe langsam einige Accorde:  
— Adalgoth antwortete, leise, wie das Echo.

Diese Töne waren es, welche König Totila als unsichtbare Wegführer heran leiteten.

In dicht verwachsenen Pfaden folgte der König nun den Klängen, welche aus dem Dunkel einer Cypressengruppe her, leise, in unregelmäßigen Zwischenräumen, unterbrochen von halb gesungenen, halb gesprochenen Worten, von zwei deutlich unterscheidbaren Seiteninstrumenten ausklingend, vom Nachtwind ihm zugetragen wurden.

Unbemerkt war Totila, auch von dem sanften Mondlicht nicht verrathen, durch die zerfallenen Mauern,

welche die weitläufigen Anlagen umgeben, in die halb vermilderten Lorber- und Cypressen-Gänge gelangt, welche in das Innere der Gärten führten.

Teja vernahm die Schritte des Nahenden und legte die Harfe nieder.

„Es ist der König,“ sagte er: ich kenne seinen Gang. —

„Was suchst du hier, mein König?“

„Ich suche dich, Teja,“ antwortete dieser.

Teja sprang auf von der gefallen Säule, darauf er saß.

„So geht's zum Kampf?“

„Nein,“ sagte Totila, „doch verdien' ich diesen Vorwurf.“

Er faßte ihn bei der Rechten und zog ihn liebevoll wieder auf den Marmorsitz, sich neben ihm niederlassend.

„Ich suche nicht dein Schwert, ich suche dich.

Ich brauche dich, aber nicht deinen Arm: — dein Herz.

Nein, bleibe nur, Adalgoth: du darfst und sollst es hören, wie man den stolzen Mann, „den schwarzen Grafen“ lieben muß.“

„Das weiß ich seit ich ihn gesehn. Er ist wie der Dunkelwald, durch dessen Wipfel geheimnißvolles Rauschen geht: voll Schauer und voll Reiz zugleich.“

Teja heftete einen langen Blick auf den König aus seinen großen, traurigen Augen.

„Sieh, mein Freund, so viel ist mir geworden, so Reiches hat der gnädige Himmelsgott mir zugewendet!

Ein halbverlorne Reich hab' ich zurück gewonnen — soll ich nicht auch zurück gewinnen können des Freundes halbverlorne Herz?

Freilich: der Freund hat das Beste gethan bei der Wiedergewinnung des Reichs — er muß auch hier das Beste thun.

Was hat mir dein Herz entfremdet?

Verzeih mir, wenn ich, wenn mein strahlendes Glück dich gekränkt.

Ich weiß, wem ich die Krone danke: und ich kann sie nicht mit Freude tragen, wenn nur dein Schwert, nicht auch dein Herz mein eigen.

Wir waren Freunde, Teja, ehemals — o laß uns wieder Freunde sein, denn ich kann dich nicht entbehren.“

Und er wollte den Arm um seinen Nacken schlingen.

Aber Teja saßte seine beiden Hände und drückte sie.

„Dieser nächtliche Gang ehrt dich mehr als dein Siegesgang durch Italien.

Die Thräne, die ich in deinem Auge zittern sah, ist mehr werth als die edelste Perle deiner Krone.

Bergieb du mir — ich hatte dir Unrecht gethan.

Das Glück und dein helles fröhliches Blut haben doch deinem Herzen nicht geschadet.

Ich habe dir nie gezürnt: ich habe dich stets geliebt: und mit Schmerzen hab' ich's empfunden, wie unsere Wege immer weiter auseinander gingen.

Denn im Grunde gehörst du doch zu mir: näher

als zu dem wackeren Witichis: näher als zu dem leiblichen Bruder."

„Ja, ihr gehört zusammen,“ sprach Adalgoth, „wie Licht und Schatte.“

„Wir empfinden gleich rasch, gleich feurig,“ sagte der König.

„Wenn Witichis und Hildebad,“ fuhr Teja fort, „den geraden Heerweg gingen mit stätem Schritt — uns beide will der ungeduldige Schwung stets wie mit Flügeln durch die Lüfte tragen.“

Und weil wir so zusammen gehören, darum schmerzte es mich, daß du in deinem sonnigen Glück zu glauben schienst: jeder, der nicht lachen könne, wie du, sei ein kranker Thor.

O mein König und mein Freund: es giebt Gesichte, Schmerzen und Gedanken, — wer die einmal getragen, empfunden und gedacht, der hat des Lächelns holde Kunst für immerdar verloren.“

Totila sprach voll ernster Achtung:

„Wer so heldenstark wie du jeder höchsten Lebenspflicht genügt, den darf man beklagen, aber nicht schelten, wenn er des Lebens Freuden stolz verschmäht.“

„Und du hast geglaubt, ich grolle deinem Glück oder deiner heiteren Art?“

O Totila, nicht Groll, ach Wehmuth ist's, mit der ich dich und deine Art betrachte.

Wie uns ein Kind zu Wehmuth rühren kann, das da wähnt, Sonne, Lenz und Leben währen ewig und Winter, Nacht und Tod nicht kennt.

Du vertraust dem Sieg und Glück des Freud'gen  
in der Welt.

Ich aber höre stets den Flügelschlag des Schicksals,  
das, erbarmungslos und taub für Fluch, Gebet und  
Dank, dahin rauscht über die Scheitel der Menschen und  
ihre Werke.“

Und er blickte vor sich hin in die Nacht, als er  
spähe er den Schatten der heranschreitenden Zukunft.

„Ja, ja,“ sagte der junge Mundschent, „ähnlich  
lautete ein alter Spruch, welchen Iffa auf dem Berge  
sang: er hatte ihn vom Oheim Wargs gelernt:

„Auf Glück ist und Unglück  
Die Welt nicht gerichtet.  
Das haben nur thörrig  
Die Menschen erdacht.  
Es will sich ein ewiger  
Wille vollenden:  
Ihm dient der Gehorsam,  
Ihm dient auch der Trotz.“

„Aber,“ fragte der Jüngling, nachdenklich, „wenn  
wir mit bester Kraft das Unvermeidliche nicht wenden  
mögen, warum regen wir dann überhaupt die Hände?  
Warum erwarten wir dann nicht in dumpfem Brüten,  
was da kommt? Worin ist dann der Unterschied ge-  
legen zwischen Held und Feigling?“

„Nicht im Sieg ist er gelegen, mein Adalgoth! In  
der Art des Ringens und Tragens!



Nicht die Gerechtigkeit entscheidet die Geschehnisse der Völker, sondern die Nothwendigkeit.

Oft schon ist der bessere Mann, das edlere Geschlecht dem Gemeineren erlegen.

Wohl ist auch Edelsinn und Edelart eine Gewalt.

Aber sie sind nicht immer stark genug gegen die Uebermacht anderer dumpfer Gewalten.

Edelsinn und Edelart und Heldenthum kann immer den Untergang weihen, verherrlichen, nicht aber immer ihn wenden.

Und nur das ist der letzte Trost: nicht was wir tragen, wie wir's tragen verleiht die höchste Ehre und oft gebührt der Lorbeer nicht dem Sieger, mehr dem besiegten Helden."

Der König stützte sich nachdenklich auf sein Schwert und sah zur Erde.

„Wie viel mußt du gelitten haben, Freund,“ sprach er dann innig, „bis du zu solch' schwarzem Irrthum gelangt bist!

Du hast ja deinen Gott im Himmel verloren!

Mir wäre das viel ärger als hätte ich die Sonne am Himmel eingebüßt — als wäre ich erblindet.

Ich könnte nicht mehr athmen, könnte ich nicht mehr glauben an den gerechten Gott, der vom Himmelsthore aus herabschaut auf die Thaten der Menschen und der die reine, gute Sache zum Siege führt."

„Und König Witichis, was hatte er verbrochen, der Mann sonder Mal und Makel?

Und ich selbst und“ — er schwieg.

„Dein Leben ist mir verhüllt seit unserer Trennung in frühesten Jünglingszeit“ —

„Genug davon für heut,“ sprach Teja.

„Mehr hab' ich diese Nacht von tief Innerem aufgedeckt als sonst in Jahren.

Es kommt wohl noch die Stunde, aufzudecken, was ich erlebt und gedacht.

Ich möchte,“ sagte er, über Adalgoths Locken streichend, „dem jüngsten und besten Sänger unseres Volkes nicht zu früh den hellen Ton seiner Seiten verbüßern.“

„Wohl,“ sprach der König, aufstehend. „Dein Schmerz ist mir heilig.

Aber ich bitte, laß uns die erneute Freundschaft pflegen.

Ich gehe morgen nach Taginä zu meiner Braut.

Begleite mich — : wenn dich's nicht kränkt, mich glücklich zu sehn mit einer Römerin.“

„O nein — es rührt mich — es mahnt mich an . . . .

— Ich gehe mit dir.“ —

### Drittes Capitel.

---

Bald darauf traf der König mit Graf Teja, Adalgoth und zahlreichem Gefolge in dem Städtlein Taginä ein, oberhalb dessen sich auf steiler, dichtbewaldeter Fels-  
höhe das Kloster der Valerier erhob, in welchem Valeria noch immer ihren Aufenthalt fortsetzte.

Der Ort hatte seine Schauer für sie verloren: nicht nur durch äußere, durch innere Gewöhnung: ihre Seele gerieth, widerstrebend, aber sicher, unter die Einflüsse der ernstesten Mächte dieser Stätte.

Als sie dem König bei dessen Eintritt in den Kloster-  
garten entgegen kam, schien ihm ihre Farbe viel bleicher, ihr Gang viel langsamer als sonst.

„Was ist mit dir?“ schalt er zärtlich.

„Als unser Gelübde fast nicht mehr erfüllbar schien, da hieltest du Muth und Hoffnung hoch.

Und nun, da der Geliebte die Krone dieses Reiches trägt und fast nur in Einer Stadt noch der Feind den Boden Italiens tritt, jetzt willst du sinken und verzagen?“

„Nicht verzagen, Freund,“ sprach Valeria ernst.  
„Aber Entsagen. Nein, höre mich nur in Geduld.“

Weshalb verschwiegst du mir, was ganz Italien von  
seinem König weiß und wünscht?

Der König der Westgothen zu Toletum hat dir sein  
Waffenbündniß gegen Byzanz und seiner Tochter Hand  
geboden.

Das Reich wünscht und erwartet, daß du beides  
annimmst.

Ich will nicht selbstischer sein, denn jene hochsinnige  
Tochter eures Volks, Kauthgundis, des Bergbauern  
Kind, von der schon eure Säger singen und sagen auf  
den Straßen.

Und ich weiß: auch du kannst Opfer bringen, wie  
jener schlichte Mann, der euer glückloser König war.“

„Ich hoffe, daß ich's könnte, müßt' es sein.“

Zum Glück aber muß es nicht sein.

Ich brauche fremde Hülfe nicht.

Blick' um dich. Oder vielmehr blick' einmal hinaus  
über diese Klostermauern.

Nie hat das Reich geblüht wie jetzt.

Noch einmal biete ich dem Kaiser die Hand zum  
Frieden.

Weist er sie abermals zurück, dann entbrennt ein  
Kampf, wie er ihn noch nicht gesehn.

Bald muß Ravenna fallen: — wahrlich, meine Macht  
und mein Muth sind nicht zum Entsagen angethan.

Die Luft in diesen Mauern hat endlich deine feste  
Kraft erweicht.

Du sollst mir fort von hier: — wähle dir die schönste Stadt Italiens zum Aufenthalt — laß' uns dein Vaterhaus in Neapolis erneuen."

„Nein. Laß' mich hier. Ich liebe nun diesen Ort und seine Ruhe.“

„Es ist die Ruhe des Grabes!“

Und weißt du wohl, daß dir entsagen dem Gedanken meines Lebens entsagen hieße?

Du bist mir das lebendige Symbol all' meiner Pläne: du bist mir Italia selbst.

Du sollst des Gothenkönigs eigen werden: völlig, unentreibbar.

Und Gothen und Italier sollen sich ihren König und ihre Königin zum Vorbild nehmen: sie sollen eins und glücklich werden wie wir.

Nein — keinen Einwand — keinen Zweifel mehr! So erstick' ich ihn.“

Und er umarmte und küßte sie.

Einige Tage darauf traf Julius Montanus, von Genua und Urbinum her, ein.

Der König ging ihm mit seinem Gefolge vor dem Klostergarten entgegen.

Lange hielten sich die Freunde sprachlos umfangen.

Teja stand an ihrer Seite und betrachtete sie mit ernstem Blicke.

„Herr,“ flüsterte Adalgoth, „wer ist der Mann mit den tief liegenden Augen.“

Ein Mönch?“

„Innerlich, nicht von Außen!“

„Ein so junger Mann mit dem Blick des Alters. Weißt du, wem er gleich sieht?“

Dem Bilde dort auf Goldgrund in dem Kloster-gang.“

„Ja wohl: dem sanften, traurigen Haupte dort, dem Apostel Johannes.“

„Dein Brief,“ sprach Julius, „fand mich schon entschlossen, hieher zu kommen.“

„Du wolltest mich — Valeria suchen?“

„Nein, Totila: ich kam, mich prüfen und weihen zu lassen von Cassiodor.“

Der fromme und heilige Mann, der unser Jahrhundert mit seinen Wundern erfüllt, Benedict von Nursia, hat ein Kloster gegründet, das mich mächtig anzieht.“

„Julius, das darfst du nicht!“

Welch ein Geist der Flucht aus der Welt hat meine Nächsten ergriffen.

Valeria: — du: und Teja.“

„Ich fliehe nichts,“ sagte dieser, „nicht einmal die Welt.“

„Wie kommst du,“ fuhr der König fort, den Freund am Arme gegen den Eingang des Klosters führend, „in der Blüthe der Jahre zu diesem Gedanken des Selbstmords?“

Siehe, dort naht Valeria.

Sie muß mir helfen, dich befehren.

O hättest du je die Liebe gekannt — du würdest nicht der Welt den Rücken wenden.“

Julius lächelte und schwieg.

Kuhig faßte er Valeria's freudig gebotne Hand und schritt mit ihr in die Klosterthür, wo ihnen Cassiodor entgegen kam. —

Nur mit Mühe gewann die Beredsamkeit des Königs dem Freunde das Versprechen ab, nach einigen Tagen den greisen Cassiodor nach Byzanz zu begleiten.

Julius scheute den Glanz, den Lärm, die Sünde des Kaiserhofs, bis endlich das Beispiel Cassiodors ihn überwand.

„Ich meine,“ schloß der König, „man kann in der Welt mehr gottgefällige Werke thun, als im Kloster.

Ein solches frommes Werk ist diese Gesandtschaft, welche zwei Reichen neuen Krieg ersparen soll.

„Gewiß,“ sagte Julius. „Der König und Held kann Gott dienen wie der Mönch.

Ich tadle deine Art des Dienstes nicht: — laß mir die meine.

Und mir ist: diese unsre Zeit, da eine alte Welt unter schweren Schauern versinkt und eine neue unter rauhen Stürmen aufsteigt, da alle Laster des verfaulten Heidenthums mit aller Wildheit der Barbaren sich vermischen, da Ueppigkeit, Fleischelust und blut'ge Gewalt das Morgen- und das Abend-Land erfüllen, — da ist es wohl gethan, weltferne Stätten zu gründen, wo Armuth, Keinheit und Demuth wohnen dürfen.“

„Mir aber scheinen Pracht, Liebesglück und freudger Stolz keine Sünde vor dem Himmels Gott.“

Was meinst du von unfrem Streit, Freund Teja?“

„Er hat keinen Sinn für mich,“ sprach dieser ruhig. „Denn euer Gott ist nicht der Meine. Aber schweigt davon. Dort naht Valeria.“

Am Abend vor der Abreise der beiden Gesandten nach Firmum, wo sie sich nach Byzanz einschiffen sollten, führte Cassiodor die Freunde noch nach einer Capelle, welche er, dicht bei dem Kloster, auf der gerade gegenüber ragenden hohen Felskuppe des nämlichen Berges erbaut hatte.

„Es wird dir dort gefallen, mein Totila,“ hatte Valeria gesagt.

Vor Sonnenuntergang gerade erreichten die Freunde den Gipfel des einsam ragenden, runden Felskopfes.

Dieser, mitten in dem Hügelgrund zu steiler Höhe aufsteigend, gewährte den freiesten Anblick über das blühende picentinische Land.

Im Norden und Osten begrenzten den Blick die prachtvollen Terrassen des Apennins mit jenen classischen, stilkvollen, großartig ruhigen Formen, wie sie nur der italischen Landschaft eigen.

Im Westen schimmerte im Glanz der sinkenden Sonne, wie ein kostbarer goldner Gürtel, durch das



Grün der Gefilde der Fluß Clafius, in welchen hier die beiden kleineren, Sibola und Rafina, münden.

Im Süden glänzte aus den Bergen von Nuceria her der Tinia-Fluß durch üppiges Gelände.

Denn unter diesem lachenden Himmel hatte eine reiche Aerndte, das Wunderjahr Totila's, die Spuren der früheren Verwüstung und Verödung rasch und völlig verwischt: viele hunderte von weißen Marmor-Billen, von Schlöffern, von Wohn- und Wirthschaftsgebäuden lauchten aus dem Dunkelgrün des Lorbers, aus dem Silbergrau der Oliven, aus dem endlosen Gerank der Reben.

Ein uralter Wartthurm, vielleicht aus vorrömischer Zeit, ragte an dem Südabfall des Hangs: dessen Gemäuer sowie der ganze Hügelrücken war von Epheu, Feigen, Wein, Castanien in reizender Verwilderung überzogen.

Die Sonne aber, welche nun rasch versank, warf ein glühendes dunkelrothes Licht, warf einen Purpurmantel über die weite Ebne, indeß auf den fernen Höhenzügen, den plastisch klaren, dem Terrassenbau der italienischen Natur, eine violette Duftschicht lag.

Ueberrascht, geblendet standen Alle.

Niemand fand die Worte für so viel Schönheit.

„So was dergleichen ahnte ich in Italia,“ flüsterte Adalgoth zu Graf Teja, „wenn ich vom Iffinger oder gar von der Mentula gen Südwesten sah. Aber es ist doch viel schöner als ich geahnt.“

Der König aber rief: „Und hab' ich nun nicht recht,

Teja, daß ich dies Land liebe wie eine Braut? daß ich es unserm Volk erhalten will um jeden Preis?

Wahrlich, dieser Ort ist die beste Rechtfertigung meines Trachtens!

Himmliche Lüfte, goldenes Licht umschweben die Stätte!" — —

Und mit lebhaftem, gerührtem Blick fuhr er fort: „ja hier, ihr Freunde, hier, Cassiodor, will ich dereinst begraben sein!“

Und er legte die Rechte auf einen uralten mächtigen Sarkophag von verwittertem, dunklem Marmor: der Deckel desselben lag zerbrochen daneben auf der Erde: wild wuchernder Ephra hatte das Innere des Sarges ganz erfüllt.

„Welch schönes Zusammentreffen,“ sprach Cassiodorius ernsthaft.

„Weißt du, wie dieser Ort seit Alters heißt?

Spes bonorum, „der Guten Hoffnung“.

Und weißt du, wer, der Sage nach, in diesem Sarge geruht?

Ein anderer weiser, mildseliger Friedensfürst: ursprünglich wohl ein uralter tuskischer König: später hat die Sage des Landvolks Numa Pompilius, den gütigen, daraus gemacht.

Ein uraltes Heiligthum des Friedens, eine Stätte des Segens und der Zuflucht haben schon die Heiden hier verehrt: meine neugebaute Capelle habe ich bei dem Ausbruch des Krieges Emmanuel dem Friedensgott geweiht.

Höchste Ehre würde es meiner kleinen Capelle, wolltest du, Friedens-König, sie zu deiner Ruhestätte wählen.“

„Nein,“ rief Totila, „vergieb mir, ehrwürdiger Vater! Nicht in der dumpfen Krypta deines Baus, — hier, unter dem blauen Dach des ausonischen Himmels, hier will ich ruhn,“ — und er schlug auf den Sarkophag. —

„Auf dieser lichten Höhe, umspült vom goldnen Licht, überragt von nickendem Lorber, unter der Vögel süßem Gesang.“

Ich werde mich wohl vertragen mit den Manen des Friedenskönigs.

Hört, ihr meine Freunde, das ist mein Wille.

Höre du zumal: dessen Jugend uns alle überleben muß, Adalgoth, mein Liebling!“

„Wer denkt an die Nacht bei heller Mittagssonne!“ rief Adalgoth.

„Die Ahnungsvollen,“ sagte Teja.

„Seht, wie rasch die Sonne verschwand und ihr warmes, freudiges Goldlicht.“

Eine Purpurdecke, wie ein rothes, blutiges Leichentuch, deckt schon das Thal von Taginä.

Und die veilchenblauen Schatten sind schon kaltes Schwarz geworden und fallen plötzlich herein! So rasch!

Und rascher noch, als in diesem Land die Nacht, bricht ein, in allen Ländern, das Schicksal und der Tod.“

## Viertes Capitel.

---

An dem gleichen Abend, da Adalgoth im Gefolge des Königs die Sonne sinken sah über das mittelitalische Land auf der spes bonorum, stand auch in schimmervollem Sonnenuntergang auf dem Südabhang des Ifingberges auf ihren Stab gelehnt Gotho, die Hirtin. —

Um sie her hüpften und weideten die Schafe und drängten sich allmählig müde zusammen um die Hirtin, der Heimkehr nach dem Senn-Haus gewärtig und begierig.

Aber sie harrten und blökten umsonst.

Denn das schöne Kind beugte sich von mozigem Stein an dem Rand des silberklaren Gebirgsquells emsig vor: in ihrer Leder-Schürze lagen gehäuft die schönen, würzig duftenden Blumen der Berghalde: der Thymian, die Wegrose, die Münze, die am feuchten Saume des Rinnfals sprießt, und der tiefblaue Enzian.

Und sie sann und sprach mit sich selbst und mit ihren Blumen und den hurtig enteilenden Wellen.

Und sie warf die Blumen in den rinnenden Quell:

bald einzeln, bald kleine Sträuße und halbfertige Kränze. — —

„Wie viele,“ sagte das Kind vor sich hin in die Wellen und warf die langen, gelben Zöpfe über die Schultern, „wie viele von euch hab' ich schon ausgesendet, ihn zu grüßen!

Denn nach Sünden ist er gezogen und nach Sünden hinab rinnen diese schnellen Wasser.

Aber ich weiß nicht, ob ihr's bestellt: — denn er ist immer noch nicht heim gekommen.

Ihr aber, wie ihr euch hebt und senket im Tanz der Wellen, ihr winket mir, euch zu folgen.

Ja, wer euch folgen könnte!

Oder den Fischlein, die da hinab schießen wie dunkle Pfeile!

Oder den flinken Bergschwalben, die durch die Luft schwirren, frei wie die Gedanken!

Oder den rothbeschwingten Abendwolken, wenn sie der Bergwind rasch gen Sünden trägt!

Aber am Sichersten fände ihn freilich das Herz der Sucherin selber, dürst' ich, die Halde verlassend, ihm folgen in's ferne, in's sonnige Land. — —

Aber was sollte ich da unten?

Die Hirtin unter den Männern des Krieges, unter den klugen Frauen des Hofes!

Und ich seh' ihn ja doch wieder!

So sicher ich die Sonne doch wiedersehe, ob sie verschwand hinter jenen Bergen.

Man weiß, man sieht sie wieder.

Und dennoch: — Sehnsucht füllt die Zeit von ihrem Scheidestrahle bis zu ihrem Wiedergruß."

Da tönte vom Senn-Haus her ein weit vernehmlicher, rauher Schall: ein Stoß in das gewundne Widderhorn.

Gotho sah auf: es war dunkler geworden: sie sah schon durch die offene Thür das rothe Herdfeuer glühn.

Die Schafe erwiderten das wohlbekannte Zeichen mit lauterem Blöken, die Köpfe gegen das Senn-Haus und die Ställe reckend.

Der braune, zottige Hund sprang bellend, mahnend an ihr hinauf.

„Ich gehe schon,“ lächelte sie, die Mahner beschwichtigend.

„Ach, — eher werden die Schafe der Weide satt, als die Schäferin ihrer Gedanken.

Nun vorwärts, Weiß-Elfschen! Jetzt bist du schon stattlich!“

Und sie schritt den Hang hinab, der Thalmulde zwischen den beiden Berghauptern zu, in welcher das Haus und die Ställe Schutz fanden vor Wind und Lawinen.

Hier blendete nicht mehr der Glanz der Sonne.

Schon wurden die Sterne sichtbar.

Sie sah innig hinauf.

„Sie sind so schön, weil er so oft sie angeblidt.“

Da schoß ein Stern und fiel rasch gegen Süden.

„Er ruft mich! dorthin,“ sprach Gotho zusammenbebend.

„Wie gern würd' ich ihm folgen!“

Und rascher trieb sie die Schafe an, versorgte sie in

dem Stalle und schritt in das große, einzige Gemach des Erdgeschosses im Wohnhaus.

Da fand sie den Großvater Iffa ausgestreckt auf dem Steinofen nahe an dem Herdfeuer, die Füße zugedeckt mit zwei großen Bärenfellen.

Er sah bleicher und älter als sonst.

„Setz dich hier neben mich, Gotho,“ sagte er „und trink, hier ist Milch mit Honig gemischt — und höre mir zu.“

Die Zeit ist nun gekommen, von der ich dir lange gesagt.

Wir müssen scheiden.

Ich fahre heim.

Vor meinen müden alten Augen flimmert nur mehr trüb dein liebes Angesicht.

Und als ich gestern noch selbst zum Quell hinunter steigen wollte, Wasser zu schöpfen, brachen mir die Kniee. — Da spürte ich: es ist nahe.

Und ich schickte den Gaisbuben hinüber nach Teriolis mit Botschaft.

Du aber sollst nicht zugegen sein, wenn die Seele aus des alten Iffa Munde fährt.

Es ist nicht schön, das Menschen-Sterben — ich meine den Stroh-Tod.

Und du hast noch nichts Trauriges gesehen.

Der Schatte soll nicht fallen auf dein junges Leben.

Morgen vor Hahnenkrat kommt der tapfere Hunibad herüber von Teriolis, dich abzuholen — er hat mir's zugesagt.

Zwar noch nicht sind seine Wunden ausgeheilt: — er ist noch schwach — aber er sagt: es läßt ihn nicht mehr in Muße liegen, da, wie es heißt, der Kampf bald wieder los geht mit den Feinden.

Er will zu König Totila nach Rom.

Und dahin mußt auch du mit wicht'ger Botschaft.

Und er soll dein Wegschirmer und Wegführer sein.

Binde feste Sohlen aus Buchenrinde unter deine Füße: denn weit ist dein Weg.

Und Brun, der Hund, mag euch beide begleiten.

Und nimm die Tasche dort aus starkem Ziegenleder, darin sind sechs Goldstücke noch von — von Adalgoths — von eurem Vater: — sie sind Adalgoths: — aber du darfst schon davon gebrauchen — sie werden reichen bis Rom.

Und nimm dir ein Bündel duftigen Bergheu's vom Sffinger-Hang mit und lege nachts den Kopf darauf: so wirst du besser schlafen.

Und hast du nun Rom gefunden und das goldne Haus des Königs darin und trittst du ein in seinen Saal, so siehe, welcher der Männer einen goldnen Keif um die Stirne trägt und von dessen Brauen es milde nieder glänzt wie Morgenlicht von den Berghöhen — der ist dann König Totila.

Und dann beuge das Haupt vor ihm: — aber nur ein wenig, und nicht die Kniee: denn du bist eines freien Gothen freies Kind.

Und dann übergiebst du dem König diese Rolle, die



ich hier seit vielen Sommern getreulich verwahrt: — sie ist von Oheim Wargs, den der Berg begraben hat.“

Und der Alte hob einen Ziegel aus dem steinernen Unterbau, welcher den Herdsockel mit dem hart gestampften Erdboden verband, und holte aus dem dunkeln Raum eine Papyrosrolle hervor, die sorgfältig verschnürt und versiegelt, in ein gleichfalls beschriebnes und mit seltsamen Sigeln darüber gefestigtes Pergament geschlagen war.

„Hier,“ sagte er, „dies Geschreibsel wahre gut.“

Dies Neußere, was da auf der Eselshaut steht, das hab' ich dem langen Hermegisel drüben in Majä, der schreiben kann, vorgesprochen, zu schreiben: er hat mir geschworen, davon zu schweigen, und er hat's gehalten: nun kann er gar nicht mehr reden unter dem Kirchengang hervor, wo sie ihn begraben.

Du aber und Hunibad — ihr könnt nicht lesen.

Und das ist gut.

Denn gefährlich könnt es werden für dich und — einen Andern, wenn früher, bevor der milde und gerechte König Totila davon erfährt, die Leute erführen, was die Rolle da weiß.

Zumal vor den Wälschen birg die Rolle.

Und frage in jeder Stadt, wo du einziehst, ob sie berge Cornelius Cethegus Cäsarius, den Präfecten von Rom.

Und sagen die Thorwächter ja, — dann wende dich auf dem Absatz und, wie müde du bist und so spät schon die Nachtstunde oder so glühheiß der Mittag, — wandre davon, bis du drei Wasser zwischen dir hast und dem Mann Cethegus.

Und nicht minder als dies Geschreibsel — du siehst, ich drückte statt des Siegels Baumharz darauf, wie es aus den Tannen träuft und unsere Hausmarke ritz' ich drein, wie sie unser Vieh und Fahrniß trägt — nicht minder wahre dies — dies alte, theure Gold.“

Und er langte aus dem Hohlraum die Hälfte eines breiten Goldreißs, wie sie die Gothen-Helden um die nackten Arme trugen.

Ehrfurchtsvoll küßte er das Gold und die unvollständige Runenschrift darauf.

„Das stammt noch von Theoderich, dem großen König, und von ihm — meinem theueren — Sohne Wargs.

Merke: — das gehört Adalgoth.

Und ist sein allerbestes Erbe.

Die andre Hälfte des Ringes — und des Spruches darauf — hab' ich dem Knaben mitgegeben, da ich ihn fort gesandt.

Und hat der König das Geschreibsel gelesen und ist Adalgoth in der Nähe — wie er sein muß, wenn er meine Gebote befolgt — dann rufe du Adalgoth herbei und füget Halbring an Halbring und heischet des Königs Spruch.

Er soll klug und klar und mild und alldurchschauend sein, wie der Sonnenschein

Er wird den rechten Spruch finden.

Findet er ihn nicht, dann findet ihn Keiner.

Nun lege mir noch einen Kuß auf jedes meiner sehemüden Augen.

Und nun gehe bald zum Frühschlaf.

Und der Himmel=Fürst und alle seine lichten Augen,  
Sonne, Mond und Sterne, mögen schau'n auf deinen  
Weg.

Und hast du Adalgoth gefunden und lebst du mit  
ihm in den kleinen Gemächern der dumpfen Häuser, in  
den engen Städte=Strassen, und wird es euch dort unten  
zu klein und zu dumpf und zu eng, — dann denkt an  
eure Kindertage hier auf dem hohen Jffing.

Und es wird euch anwehn wie frische Bergluft."

Schweigend, ohne Widerrede, ohne Furcht, ohne  
Frage hörte und gehorchte das Hirtenkind.

„Fahr wohl, Großvater!“ sagte sie, ihn auf die  
Augen küßend.

Dank für viel Lieb' und Treue."

Aber sie weinte nicht.

Sie wußte nicht was Sterben ist.

Und sie trat von ihm weg auf die Schwelle des  
Sennhauses: und sie blickte hinaus in die nun tief ernst  
gewordne Berglandschaft.

Klar war der Himmel, die Gipfel der Berge ringsum  
glänzten im Mondlicht.

„Lebt wohl," sprach sie, „du Jffinger! und du,  
Wolfshaupt! Und du, alter Riesenkopf!

Und du da drunten, hell aufschimmernde Passara!

Wißt ihr's schon?

Morgen gehe ich von euch Allen.

Aber ich gehe gern.

Denn ich gehe zu ihm!"

## Fünftes Capitel.

---

Und nach vielen Wochen kamen Cassiodor und Julius zurück von Byzanz und brachten — keinen Frieden.

Cassiodor ging sogleich nach der Landung zu Brundisium, Welt- und Wege-müde, in sein apulisch Kloster, Julius allein die Berichterstattung an den König in Rom überlassend.

Totila empfing ihn auf dem Capitol, in Beisein der ersten Heerführer.

„Anfangs,“ erzählte dieser, „waren die Aussichten günstig genug.“

Der Kaiser, welcher früher gothische Gesandte von Witichis gar nicht vor sein Angesicht gelassen, konnte dem größten Gelehrten des Abendlandes, konnte Cassiodors Weisheit, Frömmigkeit und Milde seinen Palast nicht verschließen.

Wir wurden ehrenvoll und freundlich empfangen.

Gewichtige Stimmen, so Tribonianus und Prokopius, sprachen für den Frieden im Rathe des Imperators, der selbst dazu geneigt schien.

Seine beiden großen Feldherrn, Marses und Belifar, beschäftigten zugleich an verschiedenen Punkten der stets bedrohten Ostgrenze des Reichs die Kämpfe mit Persern und mit Saracenen.

Die Unternehmungen in Italien und Dalmatien aber hatten so große Opfer gekostet, und so lange Zeit gewährt, daß dem Kaiser der Gothenkrieg verleidet war.

Zwar gab er den Gedanken der Wiedergewinnung Italiens wohl schwerlich ganz auf.

Aber er erkannte die Unmöglichkeit der Durchführung für die nächste Zukunft.

Er ging daher gern auf die Friedensverhandlungen ein und nahm unsere Vorschläge zur Erwägung entgegen: ihm schwebte zunächst freilich noch, wie er uns sagte, eine vorläufige Theilung der Halbinsel bis an den Padus vor: das weitaus größte Stück des Landes im Süden dieses Flusses sollte dem Kaiser, das Gebiet im Norden den Gothen zufallen.

Mit guten Aussichten hatten wir eines Mittags den Kaiser und den Palast verlassen.

Die Audienz war günstiger ausgefallen als alle früheren.

Aber am Abend des gleichen Tages wurden wir überrascht durch den Euro-palata Marcellus, welcher uns von den Palast-Sklaven die üblichen Abschiedsgeschenke überreichen ließ: — das unverkennbare Zeichen des Abbruchs der Verhandlungen.

Bestürzt über diese plötzliche Wendung,“ fuhr Julius in seinem Bericht fort, „beschloß Cassiodorius, gleichwohl,

um des Friedenswerkes willen, das Aeußerste zu wagen: nämlich, nach Ueberreichung der Abschiedsgeschenke, noch eine Audienz bei dem Kaiser zu suchen.

Der hochangesehne Tribonianus, von jeher ein Gegner dieses Krieges und Cassiodors verehrungsvoller Freund, ließ sich bewegen, für uns um diese unerhörte Gnade nachzusuchen.

Die Antwort war die höchst ungnädige Drohung der Verbannung, wenn er noch einmal gegen den klar angedeuteten kaiserlichen Willen Etwas erbitten werde.

Nie, niemals werde der Kaiser mit den Barbaren Frieden schließen, bis sie nicht jede Scholle des Reiches verlassen: nie werde er die Gothen in Italien anders denn als Feinde betrachten.

Vergebens bemühten wir uns," schloß Julius seine Erzählung, „eine Ursache des plötzlichen Umschwungs zu entdecken.

Nur das erfuhren wir, daß nach unserer Mittags-Audienz die Kaiserin, welche jetzt vielfach leidend sein soll, ihren Gemahl zur Tafel in ihre Gemächer geladen.

Aber es steht fest, daß die Kaiserin, früher bekanntlich die eifrigste Schürerin des Krieges, seit geraumer Zeit nicht mehr für den Kampf, sondern für den Frieden sprach."

„Und was," fragte der König, der ernst, aber eher drohend als besorgt, der Erzählung zugehört hatte — „was verschafft mir die Ehre einer solchen Umstimmung der Circus-Dirne?"

„Man flüstert: für ihr Seelenheil immer mehr besorgt, will sie alle Geldmittel nicht mehr auf den Krieg verwendet wissen, dessen Ausgang sie kaum noch zu erleben hofft, sondern auf Kirchenbauten, zumal auf Vollendung der Sophienkirche — mit deren Grundriß auf der Brust will sie begraben sein.“

„Wohl als mit ihrem Schild gegen den Zorn des Herrn bei der Auferstehung der Todten!

Die Dirne will den lieben Gott mit den hundert Kirchen entwaffnen und mit den bezahlten Kostenrechnungen bestechen. Welchen Wahnsinn brütet dieser Glaube aus,“ sprach finster für sich Teja.

„Und so fanden wir keinerlei Spur.

Denn keine Spur darf ich es nennen, was nur wie ein Schatte, obenein vielleicht eines Irrthums Schatte, an mir vorüber huschte.“

„Was war das?“ forschte Teja aufmerksam.

„Als ich spät Abends den Palast verließ, Tribonians ungünstigen Bescheid bei mir erwägend, ward eine vergoldete Sänfte der Kaiserin von deren kappadokischen Sklaven rasch von dem Viereck der Gärten her — das ist Theodora's Palast — an mir vorüber getragen.

Der vergitterte Laden ward etwas in die Höhe geschoben von dem Getragenen — ich sah hin: und es war mir als erkenne ich —“

„Nun?“ fragte Teja.

„Meinen unsel'gen väterlichen Freund, den verschollnen Cethegus,“ schloß Julius traurig.

„Schwerlich,“ meinte der König.

„Er ist gefallen. Es war wohl Täuschung, daß Teja in seinem Hause noch seine Stimme zu vernehmen glaubte.“

„Ich diese Stimme mißkennen! Und sein Schwert, das Adalgoth an der Straßen-Ecke fand?“

„Kann früher, kann bei dem Fortreiten des Mannes nach dem Tiber aus seinem Hause verloren sein.“

Deutlich sah ich ihn dort auf seinem Schiff die Vertheidigung leiten.

Der Speerwurf gegen meinen Hals war mit des Hasses bester Kunst und Kraft geführt.

Ich traf ihn, ich sah's, mit dem zurückgeschleuderten Speer.

Auch sagte mir Gunthamund, der treffliche Schütz: er sei gewiß, ihn getroffen zu haben am Halse.

Man fand am Fluß seinen purpurgesäumten Mantel, von vielen Pfeilen durchlöchert und von Blut ganz überströmt.“

„Er ist wohl dort gestorben,“ sprach Julius tief ernst.

„Seid ihr so gute Christen,“ fragte Teja „und wißt nicht, daß der Teufel unsterblich ist?“

„Mag sein,“ sprach der König, „aber auch das Licht!“

Und mit drohenden Brauen fuhr er fort:

„Auf, mein tapftrer Teja, jetzt giebt es neue Arbeit für dein Schwert.“

Hört, Herzog Guntharis, Wisand, Grippa, Markja,



Aligern, Thorismuth, Adalgoth — bald hab' ich vollauf zu schaffen für euch Alle.

Ihr habt's gehört: Kaiser Justinian verweigert uns den Frieden und Italiens ruhigen Besitz.

Offenbar darum, weil er uns für zu friedlich hält.

Er meint: es könne ihm nie schaden, uns zu Feinden zu haben.

Schlimmsten Falls säßen wir ruhig, seine Angriffe abwartend, in Italien.

Und Byzanz könne jederzeit den Augenblick wählen, uns anzugreifen, so oft den Versuch wiederholend, bis er gelingt.

Wohlان: zeigen wir ihm, daß wir als unversöhnte Feinde gefährlich werden können.

Daß es wohl gerathen sein mag, uns Italien friedlich zu belassen, um uns nicht zum Angriff zu reizen.

Er will uns nicht in Italien leben lassen?

Wohlان, er soll die Gothen wieder, wie unter Alarich und Theoderich, im eignen Lande sehen.

Einstweilen nur dies: denn das Geheimniß ist der Mutterschos des Siegs: auf linnenen Flügeln, auf hölzernen Brücken dringen wir, wie in Rom, in das Herz des Ost-Reichs ein.

Setzt, Justinianus, schirm' den eignen Herd!"

## Sechstes Capitel.

---

Geraume Zeit nachdem die Abweisung der Friedensvorschläge nach Rom gelangt war, finden wir in dem Speisegemach eines einfach, aber geschmackvoll gebauten und eingerichteten Hauses auf dem Forum Strategii zu Byzanz; das, nahe gelegen dem unvergleichlichen Küstensaum des „goldnen Horns“, den Blick über die Meerenge hin und auf die jenseitige, prachtvoll angelegte Neustadt „Justiniana“ gewährte, zwei Männer in vertrautem Gespräch.

Der Herr des Hauses war unser alter — und hoffentlich nicht unlieber — Bekannter Prokopius, der nunmehr in hohem Ansehen als Senator zu Byzanz lebte.

Er schenkte seinem Gast eifrig ein, aber er bediente sich dabei der linken Hand.

Der rechte Arm verlief in einen verhüllten Stumpf.

„Ja,“ sagte er, „bei jeder Bewegung mahnt mich der fehlende rechte Vorderarm an eine Thorheit.“

Zwar ich bereue die Thorheit nicht: ich folgte ihr abermals und kostete es die Augen aus dem Kopf.

Sie war eine Thorheit des Herzens.

Und Eine solche zu haben ist des Menschen größtes Glück.

Zu Frauenliebe hab ich's nie recht gebracht.

Meine Liebe heißt und hieß: — Belisarius!

Ich erkenne recht gut — du brauchst nicht so höhniſch den Mund zu verziehen, Freund — ich durchſchaue recht gut die Schwächen und Unvollkommenheiten meines Helden.

Aber das ist gerade das Süße an der Herzensthorheit: sie liebt die Fehler des Geliebten mit, ja mehr als andrer Leute Vorzüge.

Und so denn — un's kurz zu machen — warnte ich bei dem letzten Perſerkrieg den Mann mit dem Löwenmuth und mit dem Kindesherzen wieder einmal, mit geringer Bedeckung durch einen unſichren Wald zu reiten.

Bei Dara war's.

Natürlich that er's nun erst recht, der dumme, liebe Thor.

Und natürlich ritt Prokopius, der kluge Thor, nun auch mit.

Und es kam Alles, wie ich vorausgesehen und gesagt.

Der ganze Wald ward auf einmal lebendig von lauter Perſern.

Es war, als schüttelte der Wind fein dörres Laub von den Wipfeln.

Aber alle Blätter waren Pfeile und Speere.

Es ging wieder ganz wie vor dem tiburtinischen Thor.

Balan, der treue Scheck, that dort seinen letzten Sprung.

Gespickt von Speeren brach er todt zusammen.

Ich hob den Helden auf mein eigen Noß.

Dabei hieb aber ein Perserfürst, der fast so lang war wie sein Name — Adrastaransalanes hieß der liebe Mann — auf den Magister Militum einen Hieb, den ich in der Eile nur mit dem rechten Arm auffangen konnte —: denn mein Schild deckte den Feldherrn gegen einen Saracenen

Der Hieb war gut: traf er Belisars helmloses Haupt, — es wäre gespalten gewesen wie eine Klaff-Muschel.

So schnitt er mir nur den Vorderarm so haarscharf ab, als wär' er nie angewachsen gewesen.“

„Belisarius natürlich entkam und Prokopius natürlich ward gefangen,“ sagte der Gast, kopfschüttelnd.

„Beides richtig, o du Gebietiger des Scharfsinns, wie dich mein Freund Adrastaransalanes nennen würde.

Aber derselbe Mann mit dem langen Leibe, Säbel und Namen — auf dessen Wiederholung du nicht bestehen wirst — war so gerührt von meiner „Elephantenhaften Großherzigkeit“, wie er sich ausdrückte, daß er mich alsbald ohne Lösegeld frei ließ: nur einen Ring, der an einem Finger meiner ehemaligen rechten Hand steckte, erbat er sich: zum Andenken, wie er sagte.

„Seitdem ist es mit den Kriegsfahrten vorbei,“ fuhr Prokop ernster fort.

„Ich erblicke aber in dem Verlust der Schreibhand auch eine Strafe.

Ich habe manches unnütze oder nicht ganz aufrichtige Wort damit geschrieben.

Freilich: trüfe gleiche Strafe alle Schriftsteller von Byzanz, es gäbe keinen zweiarmigen Menschen mehr, der schreiben kann.

Es geht nun etwas langsamer mit dem Schreiben und mühschwerer.

Und das ist gut.

Man überlegt dann länger bei jedem Wort, ob es der Mühe lohnt und ob es zu rechtfertigen ist, es nieder zu schreiben.“

„Ich habe mit wahren Genuß,“ sagte der Gast, „deinen Vandalenkrieg, Perserkrieg und, soweit er vollendet ist, den Gothenkrieg gelesen.

Es war bei meiner langwierigen Heilung mein Lieblingsbuch.

Aber mich wundert, daß du nicht zu unfrem Freunde Petros, zu den ultziagirischen Hunnen und den Bergwerken von Cherson, geschickt wurdest.

Wenn Justinian die Urkundenfälschung so schwer bestraft, — wie schwer muß er erst die Wahrhaftigkeit in Geschichtsurkunden strafen!

Und du hast seinen Wankelmuth, seinen Geiz, seine Fehlgriffe in Wahl der Feldherrn und Beamten so

schonungslos gezeißelt — mich wundert, daß du noch ungestraft bist.“

„O ich bin nicht ungestraft,“ sprach grimmig der Historiker.

„Er ließ mir den Kopf: aber er wollte mir die Ehre nehmen.“

Und noch mehr sie, diese schöne Teufelin.

Denn ich hatte angedeutet, daß Justinian ganz in ihrem Gängelbände geht.

Und gleich leidenschaftlich will sie diese Herrschaft fortsetzen und — verbergen.

So ließ sie mich kommen, als meine Bücher erschienen waren.

Als ich eintrat und diese Blätter auf ihrem Schoße liegen sah, dachte ich: Adrastaransalanos nahm die Hand, die es geschrieben, dies Weib nimmt den Kopf, der es gedacht.

Aber sie begnügte sich, mir von der Kline her den kleinen goldnen Schuh zum Kusse darzureichen, lächelte sehr schön und sprach:

„Du schreibst griechisch wie kein Andreer, Prokopius, in unsrer Zeit.“

So schön und so wahr!

Man hat mir gerathen, dich zu den stummen Fischen im Bosporos zu versenken.

Aber der Mann, der am Besten die Wahrheit sagte, wo sie uns bitter klang, wird auch die Wahrheit sagen, wo sie uns lieblich klingt.

Der beste Tadler Justinians wird sein bester Lobredner werden.

Deine Strafe für dein Buch über Justinians Kriegswerke sei — ein Buch über Justinians Friedenswerke.

Du schreibst im kaiserlichen Auftrag ein Buch über des Kaisers Bauwerke.

Du kannst nicht leugnen, daß er darin Großartiges geleistet hat.

Wärest du ein besserer Jurist als dich dein Lagerleben bei dem großen Belisar hat leider! werden lassen, — du müßtest sein großartigstes Mosaik-Bau-Werk, seine Bandekten, schildern.

Aber dazu reicht deine Rechts-Bildung nicht aus, tapfrer Schild-Knappe Belisars.

(Und sie hatte recht, der schöne Dämon!)

Du wirst also die Bauwerke Justinians schreiben, du selbst ein lebend Denkmal seiner Großmuth.

Dem du wirst gestehn: für viel gelindere Dinge hat unter früheren Kaisern mancher Schriftsteller Augen, Nase und Anderes verloren, was nicht angenehm zu entbehren ist.

Solche Dinge hat sich noch kein Imperator sagen lassen und den Freimuth obenein durch neue Aufträge belohnt.

Sollten dir aber freilich die „Bauwerke“ Justinians nicht gefallen, so würdest du diese Geschmacklosigkeit nicht lange überleben, besorge ich: — die Götter würden solchen Undank durch raschen Tod bestrafen.

Sieh, diese Belohnung habe ich dir ausgewirkt, —

Justinian wollte dich nur zum Senator ernennen — damit du doch Recht behältst mit deiner Behauptung von Theodora's verderblichem und allbeherrschendem Einfluß."

Und nochmals ein Kuß ihres Fußes, wobei sie mir, muthwillig schäfernd, den kleinen, goldnen Schuh auf den Mund schlug. —

Ich hatte vor der Audienz mein Testament gemacht. —

Nun siehst du also, wie dieser Dämon in Weibergestalt sich an mir rächt!

Man kann ja wirklich die Bauten Justinians nicht schelten: man kann sie nur verschweigen oder — loben.

Schweige ich, kostet's mein Leben.

Rede ich und lobe ich nicht, kostet's mein Leben und meine Wahrhaftigkeit.

Ich muß also loben oder sterben.

Und so schwach bin ich," seufzte der Hausherr, „daß ich lieber lobe und lebe.“

„Soviel Thukydides und Tacitus genossen, — trocken und flüßig“ — sprach der Gast und schenkte beider Becher voll — „und doch kein Thukydides oder Tacitus geworden.“

„Ich ließe mir lieber die linke Hand auch noch abhauen von meinem langnamigen Freund, als diese Bauwerke damit zu schreiben!“

„Behalte die Hand!

Und schreibe mit derselben, nach der offenen Lobschrift der Bauwerke: — eine Geheimschrift der Schandwerke Justinians und Theodora's.“

Prokopius sprang auf.



„Das ist teuflisch! aber groß!

Der Rath ist deiner würdig, Freund.

Dafür schenke ich dir eine der neun Musen des Herodot in meinem Keller, — mein ältester, lauterster, edelster Trank. —

O, man soll staunen über diese Geheimschrift.

Das Unglück ist nur: ich kann das Aeußerste von Mord und Schmutz gar nicht erzählen.

Der Ekel brächte mich um.

Und man wird schon das, was ich erzählen kann, für maßlos übertrieben halten.

Und was wird die Nachwelt sagen von Prokopius, der ihr einen Panegyrikus, eine Kritik, und eine Klageschrift über Justinian überliefert?“

„Sie wird sagen: er war der größte Geschichtsschreiber, aber auch der Sohn und das Opfer, des Kaiserreichs Byzanz.

Räche dich, sie ließ dir deinen gescheuten Kopf und deine linke Hand:

Wohl, deine Linke soll ja nicht wissen, was vor dem deine Rechte schrieb.

Zeichne das Bild dieser Kaiserin und ihres Gatten für alle kommenden Geschlechter auf!

Dann haben nicht sie gesiegt mit ihren Bauwerken, sondern du mit deiner Geheimgeschichte.

Den maßvollen Freimuth wollte sie strafen: nun strafe du sie durch maßlose Enthüllung der Wahrheit.

Jeder rächt sich durch seine Waffe: der Stier durch

das Horn, der Krieger durch das Schwert, der Schriftsteller durch die Feder.“

„Zumal,“ sprach Prokop, „wenn ihm nur die Linke blieb.“

Ich danke und folge deinem Rath, Cethegus: ich werde als Rache für die Bauwerke die „Geheimgeschichte“ schreiben.

Aber nun ist das Erzählen an dir.

Ich weiß den Gang der Dinge durch Briefe und mündlichen Bericht der aus Rom Entflohenen oder von Totila frei gegebenen Legionare bis zu der Stunde, da du zuletzt in deinem Hause gesehen, ja, wie man sagt, in deinem Hause gehört wardst.

Erzähle nun, du Stadtpräfect ohne Stadt.“

„Sogleich,“ sprach Cethegus.

„Sage mir nur noch: wie ging es mit Belisarius weiter in dem letzten Perserfeldzug?“

„Nun, wie gewöhnlich.“

Das solltest du gar nicht mehr fragen müssen!

Belisar hatte die Feinde wirklich geschlagen und war eben daran den Perserkönig Chosroës, des Rabades Sohn, zu dauerndem Frieden zu nöthigen.

Da erschien in seinem Lager Areobindos, der Schneckenprinz, mit einem hinter Belisars Rücken zu Byzanz bewilligten Waffenstillstand auf ein halbes Jahr.

Justinian hatte längst Verhandlungen mit Chosroës angeknüpft: er brauchte gerade Geld: er stellte sich wieder,

als ob er Belisarius nicht traue, und ließ für fünfhundert Centner Gold den Perserkönig ent schlüpfen, als wir eben das Netz über ihm zusammenschlagen wollten.

Marses war klüger.

Als der Schneckenprinz zu ihm kam, auf den saracenischen Theil des Kriegsschauplatzes, erklärte er: der Bote müsse ein Fälscher oder verrückt sein, nahm ihn gefangen und führte den Krieg fort bis er die Saracenen völlig geschlagen hatte.

Dann schickte er den kaiserlichen Boten mit einer Entschuldigung nach Byzanz: die beste Entschuldigung aber waren die Schlüssel und Schätze von siebenzig Burgen und Städten, welche er dem Feind während des von Belisar befolgten Waffenstillstands entriszen hatte."

„Dieser Marses ist —“

„Der größte Mensch der Zeit,“ sagte Prokop.

„Auch den Präfecten von Rom nicht ausgenommen.

Denn er will nicht, wie dieser, das Unmögliche. —

Wir aber, das heißt Belisar und der Krüppel Prokop, wir kehrten, immer grollend und scheltend und immer pudeltreu und nie gewizigt, den Waffenstillstand mit Zähneknirschen haltend, nach Byzanz zurück. Und harren nun hier neuer Aufträge, Lorbern und Fußtritte.

Glücklicherweise hat Antonina ihre Neigungen für Blumen und Verse anderer Männer aufgegeben: und so lebt denn das Ehepar, der Löwe und die Taube, ganz glücklich hier in Byzanz.

Belisar natürlich Tag und Nacht nur sinnend, wann

er wieder seinem kaiserlichen Herrn seine Treue und Heldenchaft bewähren darf.

Justinian ist seine Thorheit wie die meine — Belisar.

Nun aber endlich erzähle du.“

---

## Siebentes Capitel.

---

Cethegus that einen tiefen Zug aus dem vor ihm stehenden Becher, der in getriebenem Golde einen Thurm darstellte.

Er war wesentlich verändert seit jener Nacht zu Rom.

Schärfer waren die Furchen an den Schläfen: noch fester geschlossen der Mund: die Unterlippe herb empor gehoben: seltner spielte jenes ironische Lächeln um die Mundwinkel, das ihn verjüngte und verschönte.

Die Augen waren nun gewöhnlich halb geschlossen.

Nur manchmal öffneten sie sich voll, den gefürchteten Blick zu sprühen, der noch grimmiger durchbohrend traf.

Nicht älter, aber eiserner, schärfer, schonungsloser noch schien er geworden.

„Du kennst,“ hob er an, „den Lauf der Dinge bis zum Fall von Rom.“

Ich sah in jener Nacht fallen die Stadt, das Capitol, mein Haus, meinen Cäsar.

Der krachende Sturz dieses Bildes schmerzte brennender als die Pfeile der Gothen und selbst der Römer.

Die Sinne schwanden mir vor Schmerz und Zorn, als ich den Mörder meines Cäsar strafen wollte.

Ich brach in der Bibliothek an der Statue des Zeus zusammen.

Ich erwachte wieder durch den kühlen Hauch der Nachtlust und des Tiberstroms, — — der schon einmal, vor zwanzig Jahren, den Todwunden neu belebt.“

Eine finstre Wolke zog über die mächtige Stirn.

„Davon ein andermal vielleicht — vielleicht auch nie,“ sprach er, eine Frage seines Wirthes abschneidend.

„Diesmal hatten mich gerettet Lucius Vicinius — sein Bruder ist für Rom und mich gefallen — und der treue Maure, der wie durch ein Wunder dem schwarzen Wütherrich Teja entgangen war.

Zur Vorderthüre von diesem hinausgeschleudert — in seiner Eile, den Herrn zu erreichen, nahm sich der Barbar nicht die Zeit, den Diener zu morden — eilte er an die Hinterthüre.

Dort traf er auf Lucius Vicinius, welcher, von mir getrennt durch die Volkshäufen, erst jetzt mein Haus von der Seitengasse her erreichte.

Beide eilten nun durch die geöffneten Thüren auf der Spur meines Blutes bis in den Zeus-Sal mir nach.

Dort fanden sie mich bewusstlos: und hatten gerade noch Zeit, mich in meinem Mantel wie eine leblose Ware zum Fenster hinaus in den Hof hinab zu lassen. —

Syphax war zuerst hinabgesprungen und fing mich im Herabgleiten auf aus den Händen des Tribuns.

Dieser sprang nach und nun trugen sie mich in

meinem Mantel rasch aus der Hinterthür des brennenden Hauses hinab an den Fluß.

Dort war es nun ziemlich leer.

Denn alle Gothen und die gothenfreundlichen Römer waren dem König auf das Capitol gefolgt, dort den Brand zu löschen.

Er hatte ausdrücklich befohlen — ich hoffe zu seinem blutigen Verderben! — alle Nicht-Kämpfenden zu verschonen und nicht zu behelligen.

So ließ man denn auch meine beiden Träger überall durch mit ihrer Last.

Man glaubte, sie trügen einen Todten.

Und sie glaubten es selbst eine Zeit lang.

Im Fluß fanden sie einen leeren Fischerkahn voller Netze.

Sie legten mich hinein — Syphax warf meinen blutigen Mantel mit dem purpurnen Abzeichen des „princeps Senatus“ auf das Ufer, die Feinde zu täuschen — bedeckten mich mit Segeltüchern und Netzen und ruderten den Fluß hinab, durch die noch immer brennenden Rachen hindurch.

Hinter diesen erwachte ich: Syphax wusch mir die Stirn mit Tiberwasser.

Mein erster Blick fiel auf das brennende Capitol.

Sie sagen, mein erster Ruf war: „Umkehren! das Capitol!“

Und mit Gewalt mußten sie den Fieberwirren halten.

Mein erster klarer Gedanke natürlich war: „Wiederkehr! Wiedervergelten! Wiedergewinnung Roms!“

Im Hafen Portus trafen wir ein italisches Getreideschiff.

Darauf waren sieben Ruderer.

Meine Ketter hielten an dem Schiff, sich Brod und Wein zu erbitten.

Denn beide waren auch verwundet.

Da erkannten mich die Ruderer.

Einer wollte mich gefangen den Gothen ausliefern, hoher Belohnung gewiß . . .

Aber die andern sechs waren alte Schanzarbeiter von mir an dem Grabmal Hadrians: ich hatte sie Jahre lang genährt.

Sie erschlugen den siebenten, der laut die Gothen heran rief, und sie versprachen Lucius, mich zu retten, wenn sie irgend vermöchten.

In hohen Getreidehausen bargen sie mich vor den gothischen Wachtschiffen, welche die Ausfahrt des Hafens hüteten.

Lucius und Syphax ruderten mit in Schiffertracht.

So entkamen wir.

Aber am Bord dieses Schiffes war ich dem Tode nah durch meine Wunden.

Nur des Mauren Pflege und die Seelust hat mich gerettet.

Tage lang, sagen sie, sprach ich nur die Worte:  
„Rom, Capitol, Cäsar.“

Gelandet auf Sicilien bei Panormos im Schutz der Byzantiner, genas ich rasch: mein alter Freund Cyprianus, der mich einst zu Ravenna in den Palast Theoderichs



eingelassen, da ich Präfect von Rom werden sollte, empfing mich dort als Hafen-Archon.

Raum genesen, ging ich von Sicilien nach Kleinasien oder wie ihr sagt, Asiana, auf meine Güter — du weißt, ich hatte herrliche Latifundien bei Sardes, Philadelphia und Tralles.“ —

„Du hast sie nicht mehr, — die säulenreichen Villen?“

„Ich verkaufte sie Alle.“

Denn ich mußte doch sofort auf's Neue Söldner werben, Rom und Italien zu befreien.“

„Tenax propositi!“ rief staunend Prokopius.

„Du hast die Hoffnung noch nicht aufgegeben?“

„Kann ich mich selbst aufgeben?“

Mit dem Erlös — er war nicht klein: die Villen an der Küste bei Ephesos und Saffos ließ Furius Abhalla kaufen — ging ich zu meinen alten Gastfreunden im Lande der Isaurier, Armenier und Abasgen.

Einen Isaurerfürsten mußte ich todtschlagen, weil er nachts mein Zelt überfiel und mein Gold ohne andere Gegenleistung als einen Dolchstoß gewinnen wollte.

Darauf warb ich der Söldner eine gute Zahl.

Aber freilich: Marses hat sie theuer gemacht, er verwöhnt sie und verdirbt das Geschäft.

Sie sterben nicht mehr so billig wie früher.

Er hat viele tapfere Håuptlinge für sich gewonnen.

Ich mußte mich noch nach andern Völkern umthun.

Nun sitzt da unten in Pannonien ein nicht gar volkreicher, aber sehr wilder und tapferrer Germanenstamm, den ich durch deine Schilderungen, o Vortrefflicher, erst

recht entdeckt — durch seine blutigen Kriege mit den Gepiden bekannt.“

„Ah,“ rief Prokop, „die wilden Langobarden!“

Gott Gnade deinem Italien, wenn die je einen Fuß hinein setzten.

Der Langobarde ist wie der Wolf im Vergleich mit dem Schäferhund, dem Gothen, gegen das goldvließige Schaf Italien.“

„Rom soll aber selber wieder die alte Wölfin werden.

Ich würde sie schon wieder hinaus schaffen aus meinem Vaterland, die Barbaren des Albain!

Zu diesen Langbärten — denn das soll des Namens Sinn sein — hab ich Licinius auf Werbung geschickt.

Mich freut es ganz besonders,“ schloß er grimmig, „Germanen durch Germanen zu verderben.

Rom gewinnt bei jeder Wunde, die sich Langobarde und Gothe hauen.“

„Du hast die Weisheit des Tiberius aus deinem Tacitus gelernt.

Aber laß den Tacitus stehn — er ist zu herbe.

Hier ist ein ausgezeichnetes Getränk: Ammianus Marcellinus!

Wirklich ein geistreicher Gefell!“

„Wie wird man dereinst „Prokopius“ beim Trinken beurtheilen?“

„Bauwerke,“ sagte dieser: „muffig.“

„Perser- und Vandalen-Krieg“: „goldklar“, sprach Cethegus.

„Gothenkrieg — zu sauer,“ meinte deren Verfasser den Mund verziehend.

„Aber Geheimgeschichte“: lächelte Cethegus, — „prikelnd: — am Schluß der Malzeit nur tropfenweis zu schlürfen.“

„Bah, ein Brechmittel,“ sagte Prokop, sich schüttelnd.

„Ich selbst aber,“ fuhr Cethegus fort, „eilte hierher in die Höhle eures — soll ich sagen: Löwen?“

„Das wäre zu viel gesagt,“ meinte Prokop: „selbst in den Bauwerken soll keine solche Lüge stehn.“

„Nun also: eures Fuchses oder Hamsters.“

Denn ich bin nicht so kühn wie der große Belisarius, mir einzubilden, mit Söldner-Haufen allein die Gothen zu besiegen.

Diese Barbaren haben das unverschämte Glück, ein Volk zu sein.

Ihr König ist ihres Volksthum's lebendiges Symbol.

Es ist aber sehr schwer, ein Volk zu besiegen.

Auch ein so plummes, thöriges, dumpfes Volk wie diese Barbaren.“

„Namentlich,“ sprach Prokop beipflichtend, „ein Volk besiegen — ohne ein Volk.“

„Aber Byzanz ist, wenn kein Volk, ein Staat.“

Dieser Staat ohne Volk kann das Volk ohne Staat vernichten.

Denn das ist ja kein Staat, was diese Gothen ihr „Reich“ nennen.

Es ist nur die festhaft gewordene Horde.

Haben sie nicht unter jenem Witichis drei Heere in Waffen gegeneinander gehabt!

Solcher Thorheit, Unreife, Barbarei ist auch das Byzanz deiner Geheimgeschichte noch überlegen.

Kaiser Justinian hat ja sein Wort verpfändet, Italien zu befreien.

Wohlan, er soll gemahnt werden, es zu lösen.

Ich will ihn mahnen, so lange bis er's thut."

„Da wirst du lang noch mahnen müssen.“

„So scheint's. Religion, Ruhm, Gold, nichts scheint ihn mehr zu rühren.“

Laß sehn, ob nicht die Furcht ihn rührt."

„Die Furcht? Vor wem?“

„Vor Cethegus — und vor dem — Unbekannten.“

Ungenanntes Grauen ist stets das Stärkste. —

Natürlich hoffte ich lebhaft auf die Kaiserin.

Wir kannten uns in der Jugendzeit. —

Und wir wußten unsre Vorzüge zu schätzen schon damals. —

Sie war das schönste Weib, das ich — bis damals — gesehen.

Und ich — nun: ich —“

„War Cethegus,“ sagte Prokop.

„Aber bei aller alten Neigung, die sie nicht verleugnete, als ich nun wieder vor sie trat: die Kaiserin war nicht für meinen Krieg.“

Ich verstehe sie darin nicht recht.

Sie hält es plötzlich für christlicher, Kirchen zu bauen als Städte zu verbrennen.

Woher diese Wandlung?

Sie ist doch noch zu jung für die allgemeine Wande-

zung ihresgleichens von — nun, sagen wir: von Kypros nach Golgatha.“

„So weißt du nicht,“ fiel Prokop ein, „was außer Justinian und dir — verzeih: Rom geht vor Byzanz: was außer dir und Justinian — das ganze Ostreich weiß?“

Die schöne Kaiserin ist krank, ist innerlich verzehrt von einem furchtbaren Leiden.

Du staunst?

Ja, sie erträgt nicht nur, sie verbirgt es auch mit unerreichter Willenskraft vor Justinian.

Denn dieser größte und kleinste aller Selbstlinge haßt die Kranken: er kann nichts in seiner Nähe haben, was an Leiden und Sterben mahnt.

So gewaltig ihn die Kaiserin beherrscht, — ich bin gewiß, entdeckte er ihr Leiden, er schickte sie, zärtlich besorgt, zur Heilung in die fernste Stadt des Reiches.

Hat er es doch mit Germanus ähnlich gemacht, den er aufrichtig geliebt.

Darum trägt die Kaiserin Höllequalen mit lächelndem Munde.

Furchtbar sollen ihre Nächte sein.

Aber bei Tage, in der Nähe des Kaisers, an der Tafel, in der Kirche, bei den Circusfesten birgt sie ihre Schmerzen mit übermenschlicher Kraft.

Auch ihre Schönheit hat kaum merklich gelitten.

Denn unererschöpflich ist das Arsenal ihrer Schönheitskünste.

Nur noch zarter ist sie geworden.

Aber fast noch gewaltiger an beherrschendem Geist.“

„Ein wunderbares Weib.“

„Ja, und so sehr sie im Kleinen ihre Listen und Künste pflegt: — in großen Dingen, in Fragen des Staats läßt sie nie von ihrer Ueberzeugung.“

„Wie. Oder doch nur schwer.“

Schon wollte der Kaiser die Friedensvorschläge der Gothen annehmen: Cassiodorius und: — ein Andreer sollten siegen über mich. —

Theodora sprach nicht für den Krieg — und Alles schien für mich verloren.

Da fiel mir noch im letzten Augenblick ein, auf ihre Frömmigkeit zu wirken.

Ich erfuhr durch sie selbst, daß Justinian die beiden Gesandten zu günstigem Bescheid in den Palast berufen.

Am gleichen Mittag eilte ich zu ihr und sprach:

„Du bauest den Heiligen neue Kirchen mit allem deinem Golde.“

Du kannst doch höchstens noch hundert bauen.

Und trittst du Italien den Gothen ab, so entreißest du für immer mehr als tausend Kirchen Christus, dem Gottesohn, und überweist sie seinen verhassten Feinden, den arianischen Kettern.

Glaubst du, das wiegen deine hundert Bauten auf?“

Das wirkte.

Erschrocken sprang sie von dem Lager auf und rief:

„Nein, das ist eine Sünde, die ich nicht begehen will!“

Sind wir zu schwach jene Kirchen den Kettern zu entreißen, wollen wir doch nimmermehr sie ihnen ausdrücklich zuerkennen.

Niemals darf der Kaiser ihnen Italien friedlich überlassen.

Danke dir, Gethegus: manche gemeinsame Sünde unsrer Jugend werden uns die Heiligen vergeben, weil du mich abgehalten von dieser schwersten Sünde."

Und sie lud ihren Gemahl zu sich zur Tafel: und unter ihren Blumen, Gebeten und Küssen entbrannte Justinianus für die Sache Christi, verwarf die Friedensvorschläge und der weise Cassiodorius zog unverrichteter Dinge ab.

Der Friede ist verhütet.

Den Krieg sofort zu erzwingen hab' ich noch kein Mittel.

Aber ich werde es finden.

Denn Rom muß frei werden von den Barbaren."

Und ruhig hielt Gethegus inne, ergriff den Becher und trank: aber in ihm loderte tief verhaltne Leidenschaft.

---

## Achtes Capitel.

---

Prokopius legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

„Höre, Cethegus, ich staune.

Ich staune, daß in unsrer Zeit des Niedergangs in einer Mannesbrust noch solche Kraft wohnt.

Und solches Feuer glüht für ein hohes, uneigennütziges Ziel, wie die Freiheit Roms.

Sei dieses Ziel immerhin, wie ich glaube, ein glänzendes Traumbild.

Und weil dies Ziel nicht ein selbstisches: — darum verzeihe ich dir die mancherlei krummen, dunkeln Pfade, auf denen du gewandelt bist.

Und andre Leute, wie zum Beispiel Belisar und mich, hast wandeln lassen, durch Arglist und Frevel hindurch.

Von dem Tag an, da ich dein Ziel als ein selbstisches erkennen mußte — bei aller Bewunderung deines Geistes, deiner Kraft — ich mußte dir die alte Freundschaft künden.“

Cethegus aber lachte.



„Hör' ich noch immer aus deinem Mund die halb platonische, halb christliche Ethik, wie in der Schule zu Athen!

Alter Bögling du des Kaiserhofes und des Feldlagers — hast du noch immer diese Mädchen-Moral?

Selbstisch — Unselbstisch!

Was, wer ist denn unselbstisch?

Wer kann es sein?

Jeder will in jedem Augenblick, was er wollen muß.

Ob ich der Befreier Roms werden will oder etwa sein Tyrann —: beides ist gleich selbstisch.

Denn die Liebe ist die größte, weil die süßeste Selbstsucht.“

„Und Christus? starb er vielleicht auch aus Selbstsucht?“

„Gewiß: aus einer edeln Schwärmerei!

Sein Egoismus galt der Menschheit!

Sie hat ihm danach vergolten: gekreuzigt haben sie ihn für seine Liebe.

Wie Justinian dem Belifar, wie Rom dem Cethegus vergilt.

Die Selbstsucht der Schwächlinge ist erbärmlich: die der Starken großartig.

Das ist der einzige Unterschied der Menschen.“

„Nein, Freund! Das ist die Sophistik einer starken Leidenschaft.

Das Höchste ist: das Gute nur durch gute Mittel anstreben.

Zu diesem Höchsten ist Protop zu klein, die Zeit zu schwach.

Aber laß uns wenigstens durch böse Mittel nur dem Guten dienen: nicht dem Bösen, nicht der Selbstsucht.

Wehe mir, wenn ich einst an dir irre werden müßte.

Ich glaube an den Schwert-Helden Belisar, an den Geistes-Helden Cethegus.

Wehe, wenn mir aus meinem Heros Cethegus einst ein Dämon würde.

Ich begreife, daß die Menschen dich scheuen, dich fürchten wie Lucifer, den gefallenen Engel des Morgensterns.

„Alle seine Feinde erliegen vor ihm, sagte mir einst Antonina, die dich abergläubisch fürchtet.“

Und sie hat Recht.

Gothelindis, — Petros, unser pffiffiger Schulkamerad, der jetzt Marmor sägt und Steine klopft bei den Hunnen, — Pabst Silverius, den der Kaiser immer noch auf Sicilien gefangen hält, wie Scävola und Albinus: — dem hat er seine Seele, d. h. sein Geld genommen.“

„Ich könnte die Beispiele noch mehrten,“ sagte Cethegus, die Brauen zusammen ziehend.

„Aber ich will die zürnenden Schatten nicht herauf beschwören aus ihrer Grabesruhe.“

Nur den dicken Balbus,“ lachte er, „will ich erwähnen.“

Ich hatte ihm die Ehre zugebracht, wie Gottes Sohn zu sterben.

Aber er hat sich seinem Gott, d. h. seinem Bauch, freiwillig geopfert.

Von Quintus Piso, den der Barbarenkönig aus der Gefangenschaft ohne Lösegeld entließ, wie den Marcus Massurius und Salvius Julianus, erfuhr ich sein Ende.

Er bestach die gothischen Wachen, welche das Unmaß des Fressens der Heißhungrigen verhüten sollten, mit seinen letzten Goldstücken, ihn essen zu lassen, so lang er wollte.

Er aß drei Stunden.

In der vierten war er todt.

Er starb im Dienst.

Aber was hilft all' das Verderben meiner kleinen Feinde?

So lang in Rom ein Feind triumphirend thront, der wahrlich groß ist" — und er hielt inne, dann fuhr er grimmig fort — „aber nur an sinnlosem, maßlosem Glück.“

„Bist du nicht ungerecht gegen diesen König Totila? Wird nicht dereinst sein Geschichtschreiber anders —?“

„Ich aber bin nicht dereinst sein Geschichtschreiber.

Ich bin jetzt sein Feind bis zum Tode.

Ha, der Tag, da dieses Knaben Herzblut mir von des Speeres Spitze träuft — ich muß ihn noch erleben.

Begreifen kann ich Achilleus, der die Leiche des erschlagenen Hector drei mal um die Wälle schleift.

Seit ich zuerst kämpfe um mein Rom, steht immer und immer wieder, und meistens sieghaft, dieser Blondkopf mit dem Mädchen-Antlitz mir entgegen.

Er hat mir meinen Liebling und mein Rom und zuletzt noch meinen edeln Pluto genommen: wie Piso erzählt, fanden sie, den Reiter verfolgend, das Roß, wo es Syphax geborgen am Tiber: und der Barbar hat von aller römischen Beute nur das „Roß des Präfecten“ für sich genommen.

Schleudre ihn doch, mein Pluto, kopfüber und zerstampfe ihm mit den Hufen das Hirn.“

„Du habstest heiß!“

„Ja, diesen haß' ich nicht nur aus Vernunft: aus angeborener Feindschaft der Natur.

Als ich ihm das Forum romanum räumen mußte, hab' ich's ihm gelobt: er stirbt von meiner Hand.

Aber,“ schloß er sich beruhigend, „wann? wann?“

Wann find' ich das Mittel, diesen trägen Coloss, den man Justinianus, den Kaiser der Romäer nennt, auf das Gothenreich zu stürzen?

Wann ruft das Schicksal wieder mit ehernem Tubaton mich auf mein großes Schlachtfeld Italien?“

Da drängte sich eifertig Syphax durch die Vorhänge des Gemachs.

„Herr,“ sprach er, sich neigend, „ich heische Botenlohn.

Es hat irgendwo gewittert: — es zieht wohl rasch gegen diese Stadt.

Es braut und spinnt was in der Luft.

Im goldnen Palast ist geschäftige, unheimliche Bewegung.

Wachen sind an alle Thore geschickt, eintreffende

Boten sogleich in geschloßnen Sänften zum Kaiser zu führen.

Die Boten sollen mit niemand sprechen.

Und soeben gab in deinem Hause ein goldgleißender Sklave diesen Brief ab — von der Kaiserin.“

Hastig riß Cethegus die Purpurschnüre hinweg von dem Siegel, der Taube — war es die von Kypros oder die vom Pfingstfest? — und las:

„An den Jupiter des Capitols.

Berlasse morgen dein Haus nicht, bis ich dich entbiete.

Morgen rufen dich dein Schicksal und — Kypris.“

## Neuntes Capitel.

---

Am andern Morgen stand Kaiser Justinian in tiefem Nachdenken vor dem hohen, heiligen Goldkreuz in seinem Gemach.

Sein Ausdruck war sehr ernst, aber nicht bestürzt und nicht zweifelhaft.

Entschlossene Ruhe lag heute auf seinen Zügen, welche, sonst nicht schön oder edel, in diesem Augenblick Geistesstärke und Ueberlegenheit verriethen.

Er erhob Stirn und Augen fast drohend gegen das Goldkreuz und sprach:

„Auf harte Proben, Gott des Kreuzes, stellst du deinen treuen Knecht!

Mir ist, Herr Christus, ich hätte Besseres um dich, von dir verdient!

Du weißt ja doch, was Alles ich gethan, zu deines Namens Ehre!

Warum triffst du mit deinen Schlägen nicht deine Feinde, die Heiden, die Ketzer? Warum mich?

Aber da du's nun einmal so gewollt, sollst du er-

fahren. Justinianus kann noch mehr als Kirchen bau'n und Bilder weihn."

Und er schritt durch das Gemach: sein Blick fiel auf die Büsten der Kaiser, welche hier an den Wänden auf kleinen Sockeln prangten.

„Großer Constantinus, Gründer dieses Ostrreichs, Schirmherr des rechten Glaubens!

Bangst du für dein Werk?

Bange nicht: getrost! du hast's gebaut und Justinianus wird's erhalten.

Ihr andern Alle hattet's leicht, groß sein, Großes schaffen —

Augustus — die Antonine — Trajanus — Hadrianus — ihr alle wart noch im Aufgang oder auf den Höhen.

Ich aber soll das Rad aufhalten, das von dem Gipfel nieder rollt.

Und ich will's aufhalten.

Und ich hab' es schon aufgehalten.

Und hab' es mühevoll auch wieder ein gut Stück empor gehoben.

Ich sehe euch getrost ins Antlitz: ich schäme mich nicht vor euch.

Wo ist der wilden, keizerischen Vandalen Reich?

Der Enkel Geiserichs, des gefürchteten Seekönigs, kniete vor mir im Hippodrom.

Laß sehen, ob Justinian nicht wie Karthago auch Rom zurückgewinnt.

Sie wollen den Frieden ertrogen, die Barbaren, in Italien: sie sollen ihn finden, den Frieden des Grabes!"

Da meldete der Belarius:

„Herr, der Senat ist versammelt im Saal von Jerusalem.

Die Kaiserin betritt soeben die Löwentreppe.“

„Gut,“ sagte Justinian, „geh.

Die Stunde der Prüfung ist gekommen für Theodora. Und für sie alle, die sich meine Rätthe nennen.

Sie sind nie verlegen, wenn es kleine Mittel gilt für kleine Ziele.

Wenn sie, behaglich auf den Seidenpolstern sitzend, Verbannung und Confiscation über ihre Amtsgenossen rechtfertigen sollen, wie scharfsinnig, wie erfinderisch sind sie!

Des Reiches und des Kaisers Majestät ist das Alpha und Omega dieser Sklavenlippen.

Laß sehen, ob sie auch heute dran gedenken.

Nur heute versage mir nicht, du höchste Kunst des Herrschers: undurchschaubare, tief ausholende Verstellung.

Heute gilt es, eure Kraft erproben, ihr Staatsmänner von Byzanz.

Ich ahne, wie ihr bestehen werdet.

Und mich freut's.

Eure Erbärmlichkeit ist die beste Stütze meines Throns.

Und die beste Rechtfertigung meines Regiments.

Klar soll euch werden in eure erschrocknen Herzen



hinein, daß ihr einen Zwingherrn braucht, ihr feigen, ehrlösen, rathlosen Sklaven!" —

Da erschienen die Kämmerer, das Ankleide-Personal.

Justinian vertauschte nun das Morgengewand mit der kaiserlichen Staatstracht.

Knieend halfen ihm dabei die Bestiarii.

Er legte die weiße, bis an die Kniee reichende Tunica an von weißer Seide, an beiden Seiten mit Gold besetzt und durch einen purpurfarbnen Gürtel gehalten: auch die ganz eng anschließenden Beinkleider waren von Seidenstoff und Purpurfarbe.

Ueber die Schulter warf ihm der Mantel-Sklave den prachtvollen Kaisermantel von hellerer Purpurfarbe mit breitem Clavus (Saum) von Gold, in welchem rothe Kreise und in grüner Seide gestickte symbolische Thiergestalten, zumal Vögel, wechselten; aber die verschwenderisch darüber gestreuten Perlen und Edelsteine machten die Zeichnung kaum erkennbar und den ganzen Mantel so schwer, daß die Hülfe der Schleppträger nicht unerwünscht sein mußte.

Jeden Unterarm bedeckten drei breite goldne Armringe.

Das Diadem, links und rechts breit vom Kopf abstehend, von massivem schwerem Golde, war von zwei Perlenbogen überwölbt.

Den Mantel hielt auf der rechten Schulter eine kostbare Spange mit großen Edelsteinen.

In die Hand gab ihm der Scepter-Bewahrer den über mannslangen goldnen Herrscherstab, der oben

die Weltkugel aus einem einzigen großen Smaragd und darauf das Goldkreuz trug.

Fest ergriff ihn der Kaiser und sprang von der Kline auf.

„Noch die Sandalen, Herr, die Rothurn-Sandalen,“ mahnte ein knieender Kämmerer.

„Nein, heute brauch ich keinen Rothurn,“ sprach Justinian und schritt aus dem Gemach.

Ueber die Löwentreppe, benannt von vier und zwanzig aus Karthago von Belisar eingebrachten hohen Marmorlöwen, welche die zwölf Stufen von beiden Seiten bewachten, stieg der Kaiser in ein tieferes Geschloß und in den großen Berathungsal des Palastes, den „Sal von Jerusalem“.

Dieser trug seinen Namen von den Porphyrsäulen, Onyx-Schalen, Goldtischen, und zahllosen Goldgeräthen, welche, an den Wänden und auf Halbsäulen angebracht, der Ueberlieferung nach dereinst den Tempel von Jerusalem geschmückt.

Von dort hatte Titus nach der Eroberung der Stadt diese Schätze nach Rom entführt.

Aus Rom hatte sie der Meerkönig Geiserich auf seinen vandalischen Drachenschiffen, gleichzeitig mit der Kaiserin Eudoxia, nach seiner Hauptstadt Karthago getragen.

Und nun hatte sie Belisar aus Afrika dem Kaiser des Ostreichs zugeführt.

Die Kuppel des Saales war dem Himmelsgewölbe nachgebildet, aus kostbaren blauen Halbedelsteinen zu-

sammengefügt: und außer der Sonne, dem Mond, dem Auge Gottes, dem Lamm, dem Fisch, den Vögeln, der Palme, der Rebe, dem Einhorn und andern christlichen Symbolen war der ganze Zodiakus und waren zahllose Sterne aus massivem Golde in die Mosaikarbeit eingelassen.

Die Kosten dieser Kuppel allein schlug man in Byzanz so hoch an als das Gesammterträgniß der Grundsteuer des ganzen Reiches für fünf und vierzig Jahre.

Gegenüber den drei hohen Eingangsbogen, welche von Vorhängen geschlossen und außerhalb des Saales — es war der einzige Eingang — von der kaiserlichen Leibwache der „Goldschildner“ in dreifacher Kette gehütet waren, erhoben sich in der Tiefe des halbrunden Saales der Thron des Kaisers und, links von diesem, etwas niedrer, der der Kaiserin.

Als Justinian den Saal betrat mit großem Gefolge der Palastdiener, warfen sich alle Versammelten, die höchsten Würdenträger des Reiches, auf das Antlitz zu demüthiger Proskynese.

Auch die Kaiserin erhob sich, beugte tief das Haupt und kreuzte die Arme auf der Brust: ihre Kleidung war der des Gemals ganz ähnlich: auch ihre weiße Stola überwallte der Purpurmantel, welchem jedoch der kaiserliche Clavus fehlte.

Auch sie trug ein Scepter, aber nur ein ganz kurzes, aus Eisenbein.

Einen matten, aber verachtungsvollen Blick warf die Herrscherin über die Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe,

Patricier und Senatoren, welche, über dreißig an der Zahl, die im Halbkreis aufgestellten goldnen Stühle mit den Seidenpolstern füllten.

Durch den in der Mitte den Sal durchschneidenden Gang schritt nun Justinianus und bestieg mit raschem, sichrem Schritt seinen Thron, das Scepter schwingend.

Zwölf der ersten Palastbeamten standen auf den Stufen der beiden Throne, weiße Stäbe in den Händen.

Trompetenschall gab nun den auf das Antlitz Gesunkenen das Zeichen, sich zu erheben.

„Wir haben euch berufen,“ hob der Kaiser an, „heilige Bischöfe und erlauchte Senatoren, in schwerer Sache euren Rath zu hören.“

Aber warum fehlt unser Magister Militum per Orientem, Marses?“

„Er ist gestern erst aus Persien eingetroffen — er liegt schwer krank zu Bett,“ meldete der Proto-Keryx.

„Unser Quästor sacri palatii Tribonianus?“

„Ist noch nicht zurück von deiner Sendung nach Berytus um die Codices.“

„Warum fehlt Belisarius, unser Magister Militum per Orientem extra Ordinem?“

„Er wohnt nicht in Byzanz, sondern drüben in Asien, in Sycae, im rothen Hause.“

„Er hält sich sehr abseits im rothen Hause.“

Das mißfällt uns.

Was entzieht er sich unfrem Blick?“

„Er war dort nicht zu finden.“

„Auch nicht im Hause seines Freigelassenen Photius, im Muschelhaus?“

„Er war auf die Jagd geritten, die persischen Jagd-  
Leoparden zu erproben,“ sagte Leo, der comes spathariorum.

„Er ist nie da, wenn man ihn braucht.

Und immer, wenn man ihn nicht braucht.

Sch bin nicht zufrieden mit Belisarius. —

Vernehmt nun, was geschehen, was uns in den letzten Tagen durch viele Briefe zugin: zuletzt sollt ihr auch mündlichen Bericht der Boten hören. —

Ihr wißt: wir haben den Krieg in Italien einschlafen lassen, weil wir — andre Aufgaben hatten für unsre Feldherrn.

Ihr wißt: der Barbarenkönig bat um Frieden, um Ueberlassung Italiens.

Wir wiesen das damals ab, gelegne Zeit erwartend.

Antwort hat der Gothe nicht in Worten, in sehr verwegnen Thaten gegeben.

Ihr wißt noch nicht davon: — niemand in Byzanz — wir behielten die Nachricht für uns, sie unmöglich oder doch übertrieben erachtend.

Aber wahr ist Alles, was gemeldet ward: vernehmt und rathet.

Eine Flotte und ein Heer hatte der Barbarenkönig nach Dalmatien geschickt in aller Heimlichkeit und Eile.

Die Flotte lief in den Hafen von Muicurum bei

Salona: und das gelandete Heer nahm die feste Stadt mit Sturm.

Ebenso überraschte die Flotte die Seestadt Laureata.

Claudianus, unser Befehlshaber zu Salona, schickte zahlreiche und stark bemannte Dromonen, den Gothen die Stadt wieder zu entreißen.

Aber in einer großen Seeschlacht schlug ein Gothenherzog, Guntharis, diese unsere Flotte dermaßen, daß er alle Dromonen ohne Ausnahme eroberte und siegreich in den Hafen von Laureata einführte.

Eine zweite Flotte von vierhundert großen Schiffen rüstete der König bei Centumcellä aus.

Sie war meistens gebildet aus unsern Dromonen, welche, vom Orient aus nach Sicilien für Belisar gesendet, in Unkenntniß, daß die italischen Häfen wieder in der Hand der Gothen, mit aller Bemannung und Ladung waren weggenommen worden von einem Gothengrafen Grippa.

Das Ziel auch dieser neu geschaffnen Flotte war unbekannt.

Plötzlich erschien der Barbaren-König selbst mit dieser Flotte vor Regium, der festen Hafenstadt an der äußersten Südspitze Bruttiums, welche wir gleich bei der ersten Landung gewonnen und seither nicht wieder verloren hatten.

Nach tapferm Widerstand ergaben sich die Heruler und Massageten unserer Besatzung.

Der Tyrann Totila aber wandte sich nun rasch nach

Sicilien, diese früheste Eroberung Belisars uns wieder zu entreißen.

Er schlug den Römer Comes Domnentiolus, der ihm in's offene Feld entgegen trat, und gewann rasch das ganze Eiland.

Nur Messana, Panormos und Syracusä schützten noch ihre festen Mauern.

Eine Flotte, welche wir zum Schutze, zur Wiederer Gewinnung von Sicilien aussandten, zerstreute der Sturm.

Eine zweite blies der Nordwest in den Peloponnes zurück.

Gleichzeitig segelte eine dritte Triremen-Flotte dieses unerschöpflichen Königs unter einem Grafen Haduswinth gegen Corsica und Sardinia.

Die erstere Insel fiel alsbald den Gothen zu, nachdem die kaiserliche Besatzung ihrer Hauptstadt Alveria in offner Schlacht geschlagen war.

Der reiche Corse Furius Ahalla, dem der größte Theil des Eilands gehörte, war zwar fern in Indien.

Aber seine Inuitoren und Colonen waren angewiesen, im Fall einer Landung der Gothen diesen keinen Widerstand, sondern beste Förderung zu leisten.

Von Corsica wandten sich die Barbaren nach der Insel Sardinia.

Hier schlugen sie bei Karalis die Truppen, welche unser Magister Militum von Afrika zur Beschützung der Insel herübergeschickt.

Und sie nahmen diese Stadt, wie Sulci, Castra Trajani und Turres in Besitz.

Auf beiden Eilanden aber, auf Corsica und auf Sardinia, richteten sich die Gothen häuslich ein.

Sie behandelten dieselben als dauernd erworbne Zubehörden des Gothenreiches in Italien.

Sie setzten Gothengrafen in allen Städten ein.

Und sie erheben nach gothischem Verfassungsrecht die Steuern. — Diese sind — — unbegreiflich — ! — viel geringer als die unsern.

Und die Unterthanen dort erklären schamlos: sie zahlen lieber den Barbaren fünfzig als uns neunzig.

Aber nicht genug.

Nordöstlich heraufsegelnd von Sicilien vereinte der Tyrann Totila sein Geschwader mit einer vierten Flotte unter Graf Teja auf der Höhe von Hydrus.

Eine dieser vereinten Flotten, unter Graf Thormuth, landete auf Corchyra, nahm die Insel in Besitz, und gewann von dort aus alle umliegenden Eilande, zumal die Sybotischen Inseln.

Aber noch nicht genug.

Der Tyrann Totila und sein Graf Teja griffen bereits das Festland unseres Reiches an."

Ein Murmeln des Schreckens unterbrach den kaiserlichen Redner.

Finstern und grimmig fuhr dieser fort:

„Sie landeten in dem Hasen von Epirus vetus, eroberten die Städte Nikopolis und Anchisus, südwestlich von dem alten Dodona, und nahmen eine Menge unserer Schiffe in jenen Küstengewässern weg.



Das bisher Mitgetheilte mochte nur euren Unwillen erregen über die Verwegenheit der Barbaren.

Aber nun vernehmt, was euch anders ergreifen mag.

Kurz gesagt und klar: — nach den gestern hier eingetroffenen Boten ist es gewiß:

Die Gothen sind in vollem Anzug auf Byzanz.“

Da sprangen einzelne der Senatoren von ihren Stühlen.

„In doppeltem Angriff.

Ihre versammelten Geschwader, von Herzog Guntharis, den Grafen Markja, Grippa und Thorismuth geführt, haben in zweitägiger Seeschlacht unsere Flotte der Inselprovinz geschlagen und in die Meer-Enge von Sestos und Abydos getrieben.

Ihr Landheer aber, unter Totila und Teja, zieht quer durch Thessalien über Dodona gegen Makedonien: schon ist Thessalonike bedroht.

Die „neuen Mauern“, die wir dort gebaut, hat Graf Teja gestürmt und geschleift.

Die Straße nach Byzanz steht ihnen offen.

Und kein Heer steht mehr zwischen uns und den Barbaren.

All' unsere Truppen liegen an der Perser-Grenze.

Und nun vernehmt, was uns der Barbarenkönig bietet.

Glücklicherweise hat ihn ein Gott bethört und unsre Schwäche ihm verhüllt.

Hört es: er bietet uns abermals den Frieden unter den gleichen Bedingungen wie vor Monaten.

Nur Sicilien verlangt er jetzt dazu.

Aber alle andern Eroberungen will er ohne Schwertstreich räumen, wenn wir ihn nur in Italien anerkennen.

Da ich gar kein Mittel, weder Segel noch Cohorte, hatte, ihn aufzuhalten, rückte er vor, so habe ich einstweilen Waffenstillstand gefordert.

Diesen nahm er an, unter der Voraussetzung, daß der Friede unter jenen Bedingungen geschlossen werde.

Das sagte ich zu." — — —

Hier warf er einen prüfenden Blick auf die Versammlung, auch einen Seitenblick auf seine Kaiserin.

Die Versammelten athmeten sichtlich auf.

Die Kaiserin schloß die Augen, deren Ausdruck zu verbergen.

Sie drückte die kleine Hand krampfhaft auf die goldne Lehne ihres Throns.

„Nur unter dem Vorbehalt, noch meiner Gemalin, die zuletzt nur noch für den Frieden sprach, und meines weisen Senates Meinung zu vernehmen.

Ich fügte bei, ich sei dem Frieden geneigt.“

Da glätteten sich die Gesichter bedeutend.

„Und ich glaubte das Urtheil meiner Råthe voraus sagen zu können.

Darauf hin machten die vordringenden Reiter Graf Teja's auf Befehl des Königs widerwillig Halt vor Thessalonike: leider nahmen sie noch vorher den Bischof der Stadt gefangen.

Aber sie sandten ihn mit andern Gefangnen, mit Boten und Briefen hieher, — vernehmt sie selbst.

Dann fasset euren Entschluß.

Bedenkt dabei, daß die Barbaren in wenigen Tagen vor unsern Thoren stehen, verwerfen wir den Frieden.

Und daß wir nur abtreten sollen, was das Reich seit vielen Jahrzehnten aufgegeben hatte und was zwei Feldzüge Belisars nicht wieder gewinnen konnten: Italien.

Führt nun die Boten ein."

Durch die Eingangsbogen wurden nun von den Leibwachen herein geleitet Männer in geistlicher, in Amts- und Kriegertracht.

Sie warfen sich vor Justinians Thron nieder unter Zittern und Seufzen: auch Thränen fehlten nicht.

Auf einen Wink erhoben sie sich wieder und stellten sich vor den Stufen des Thrones auf.

„Eure Bitt-Briefe und Klage-Berichte,“ sprach der Kaiser, „hab' ich gestern schon durchgesehen.

Protonotarius, verlies nur den Einen, den des gefangenen Bischofs von Nikopolis und dann noch den des verwundeten Comes von Illyricum — er ist seither seinen Wunden erlegen. —“

„An Justinianus, den unbefiegbaren Kaiser der Romäer.

Dorotheos, Bischof von Nikopolis, und Nazares, comes per Illyricum.

Der Ort, wo wir dies schreiben, ist der beste Beweis für den Ernst unsrer Worte.

Wir schreiben dies an Bord des Königsschiffs des Gothenfürsten, „Italia“ mit Namen.

Bekannt ist dir wohl, wann du diese Worte liest.

der Flotten Niederlage, der Inseln Verlust, der „neuen Mauern“ Erstürmung, des Landheers von Illyricum Zerstreuung.

Rascher als die Boten, rascher als die Flüchtlinge von diesen Schlachten haben uns die gothischen Verfolger erreicht.

Nikopolis hat der Gothenkönig erobert und verschont.

Anchisus hat Graf Teja erobert und verbrannt.

Ich, Nazares, diene dreißig Jahre in Waffen — nie hab' ich solchen Angriff gesehen, wie den, bei welchem Graf Teja mich im Thore von Anchisus niederschlug.

Sie sind unwiderstehlich.

Ihre Reiter fegen durch alles Land von Thessalonike bis Philippi.

Die Gothen im Herzen von Illyricum!

Seit sechzig Jahren ist es unerhört!

Und der König hat geschworen, alle Jahre wieder zu kehren bis er den Frieden hat oder — Byzanz.

Seit er Corchra hat und die Syboten, steht er auf der Brücke in dein Reich.

Und da Gott das Herz dieses Königs gerührt hat, daß er dir Frieden bietet um billigen Preis — ja nur um den Preis, den er schon hat — flehen wir dich an, im Namen deiner zitternden Unterthanen, deiner rauchenden Städte: schließe Frieden.

Rette uns und rette Byzanz!

Denn eher werden deine Feldherrn Belisar und Marses die Morgensonne und den Nordwind aufhalten auf ihren Bahnen als den König Totila und diesen fürchterlichen Teja.“

„Sie sind gefangen,“ unterbrach ihn der Kaiser.

„Sie reden vielleicht aus Furcht vor der Barbaren Todesbedrohung.

Sprecht nun ihr: du, ehrwürdiger Bischof Theophilus von Thessalonike, du, Logothetes von Dodona, Anatolius, du, Parmenio, tapfer Führer der makedonischen Lanzen: ihr seid hier sicher in unfrem kaiserlichen Palast: aber ihr habt die Barbarenführer gesehen — was rathet ihr?“

Da warf sich der greise Bischof von Thessalonike abermals auf die Kniee und sprach:

„O Kaiser der Romäer: der Barbarenkönig Totila ist ein Ketzer. Und ewig verdammt.

Das könnte mich irre machen an den Grundlehren der Kirche.

Denn nie sah ich einen Mann so reich geschmückt mit allen christlichen Tugenden.

Ringe nicht mit ihm!

Im Jenseits ist er verworfen auf ewig.

Aber — ich kann es nicht fassen — auf Erden segnet die Gnade Gottes alle seine Schritte: er ist unwiderstehlich.“

„Ich faß' es wohl,“ fiel Anatolius, der Logothetes, ein.

„Schlauheit gewinnt ihm die Herzen: tiefste Heuchelei, Verstellung, die all' unfre viel gerühmte und gescholtne Griechen- Klugheit übertrifft.

Der Barbar spielt die Rolle des erbarmenden Menschenfreundes so unübertrefflich täuschend, daß er beinahe auch mich getäuscht hätte, bis ich mir sagte, daß es

dergleichen in der Welt nicht geben könne, was dieser Gothe — spielt wie ein Mime.

Er thut, als ob er wirklich Erbarmen habe mit besiegten Feinden!

Er speist die Hungernden, er läßt das erbeutete Geld deiner Steuer-Cassen, o Kaiser, unter die Landleute vertheilen, deren Felder durch den Krieg gelitten.

Er giebt den Männern die Weiber unversehr zurück, welche diese in die Wälder geflüchtet und seine Reiter, die allgegenwärtigen, gefunden haben.

Er reitet unter Harfenspiel eines schönen Knaben, der ihm des Rosses Zügel führt, in die Dörfer ein.

Weißt du, was die Folge ist?

Deine eignen Unterthanen, o Kaiser der Romäer, fallen ihm zu, tragen ihm Kundschaft, liefern ihm deine Beamten in Ketten aus, welche deinen strengen Steuergeboden gehorchten.

So mich selber die Bauern und Colonen von Dodona.

Dieser Barbar ist der größte Schauspieler des Jahrhunderts.

Denn Wahrheit kann's nicht sein.

Dieser kluge Heuchler hat aber zu noch viel mehr Dingen Verstand als zum Zuschlagen.

Er hat mit den fernen Persern, mit deinem Erzfeind Chosroës, Verbindungen angeknüpft zu gegenseitiger Waffenhülfe wider dich.

Wir haben selbst die persischen Gesandten gesehen, die aus seinem Lager wieder ostwärts ritten.“

Der Makedonen-Hauptmann aber sprach:

„Beherrscher der Romäer: seit Graf Teja die Heerstraße von Thessalonike gewonnen hat, steht nichts mehr zwischen deinem Thron und seiner Streitart als die Mauer dieser Stadt.

Wer die „neuen Mauern“ dort achtmal nacheinander bestürmt und auf's Neunte mal erstiegen hat, der ersteigt auf's zehnte Mal die Wälle von Byzanz.

Nur mit siebenfacher Uebermacht hältst du die Gothen auf.

„Hast du die nicht, dann schließe Friede.“

„Friede! Friede! wir flehen dich an im Namen deiner zitternden Provinzen Epirus, Thessalien, Makedonien.“

„Schaff' uns die Gothen aus dem Lande!“

„Laß nicht Marich's, Theoderich's Tage sich schrecklicher erneuen.“

„Friede mit den Gothen! Friede! Friede!“

Und alle die Gesandten, Bischöfe, Beamten, Krieger sanken auf die Kniee mit dem flehenden Rufe: „Friede!“

Furchtbar war der Eindruck auf die Versammlung.

Wohl kam es oft vor, daß an den äußersten Marken des Ostreichs Perser und Saracenen im Osten, Mauren im Süden, Bulgaren und Slaven im Nordwesten plündernd über die Grenze brachen, auch wohl die nächsten Truppen schlugen und mit ihrem Raub ungestraft wieder entkamen.

Aber, daß auf die Dauer griechische Inseln von den Feinden besetzt, daß griechische Küstenstädte von Barbaren gewonnen und verwaltet, daß die Straßen nach Byzanz von Germanen beherrscht wurden — das war unerhört.

Mit Entsetzen gedachten die Senatoren der Tage, da

gothische Schiffe und gothische Heere alle griechischen Inseln überzogen und wiederholt die Wälle von Byzanz bestürmten, nur durch Erfüllung aller ihrer Forderungen von der Erstürmung abzubringen: schon hörten sie die Beilschläge des schwarzen Teja an die Thore pochen.

So lag der Ausdruck hilfloser Furcht auf allen Gesichtern.

Ruhig prüfend blickte Justinian zur Rechten und zur Linken auf die Reihen.

„Ihr habt gehört,“ begann er dann, „was Kirche, Staat, und Heer verlangen.

Ich fordre nun euren Rath.

Waffenstillstand haben wir schon erreicht.

Soll neuer Krieg, soll Friede daraus werden?

Ein Wort erkaufte den Frieden: Abtretung des doch verlorenen Italiens.

Wer von euch für den Krieg, erhebe seinen Arm.“  
Kein Arm erhob sich.

Denn die Senatoren bangten für Byzanz: und sie hatten an der Friedensneigung des Kaisers keinen Zweifel.

„Einstimmig wählt mein Senat den Frieden.

Ich sah's voraus,“ sagte Justinian mit einem seltsamen Lächeln.

„Ich bin gewohnt, stets meinen weisen Rätthen zu folgen.

Und meine Kaiserin?“

Da sprang Theodora wie eine bäumende Schlange von ihrem Sitz und schleuderte ihr elfenbeinernes kurzes



Scepter so heftig von sich, daß es weit in den Saal hinab flog.

Schreck malte sich in den Zügen der Senatoren.

„So fahre hin,“ rief sie mit aller Anstrengung, „was mein Stolz gewesen, Jahre lang: mein Glaube an Justinian und seine Kaiserhohheit!“

So fahre hin jeder Antheil an der Sorge für das Reich und seine Ehre.

Wehe, Justinianus, wehe mir und dir, daß ich solche Worte hören mußte aus deinem Mund!“

Und sie verhüllte das Haupt in ihren Purpurmantel, die Schmerzen bergend, welche die Erregung ihr verursacht.

Der Kaiser wandte sich zu ihr.

„Wie, die Augusta, unsre Gemahlin, welche seit Belisars zweiter Heimkehr immer zum Frieden rieth, — mit kurzer Ausnahme, — sie räth, jetzt, in solchen Gefahren? —“

„Krieg,“ rief Theodora, den Purpur fallen lassend.

Und ihr Angesicht wurde schön in hohem Ernst, wie es nie war in spielendem Scherz.

„Muß ich, dein Weib, dich mahnen an deine Ehre?

Du willst es dulden, daß Barbaren in deinem Reiche sich festsetzen, dich durch Bedrohung zu ihrem Willen zwingen?

Du, der geträumt von Wiederherstellung des Reiches Constantins?

Du, Justinianus, der du die Namen Persicus, Vandalicus, Alanicus und Gothicus dir zugelegt, willst dulden,

daß dieser gothische Jüngling dich am Barte dahin zerzt, wohin er will?

Dann bist du nicht der Justinianus, den seit Jahren die Welt, Byzanz, Theodora bewundert.

Ein Irrthum war unsere Verehrung."

Da ermannte sich der Patriarch von Byzanz — er glaubte immer noch, der Kaiser habe den Frieden bereits unwiderrüflich beschloffen — zum Widerstand gegen die Kaiserin, die nicht immer haarscharf die von ihm gerade vertretne, seine Schattirung der Rechtgläubigkeit traf.

„Wie," sprach er, „die erhabne Frau räth zum blutigen Krieg?"

Wahrlich, die heil'ge Kirche hat nicht Ursache für die Ketzer zu sprechen.

Indessen: der neue König ist wunderbar mild gegen die Katholiken in Italien und man kann ja gelegnere Zeit abwarten, bis —"

„Nein, Priester," unterbrach Theodora, „die beschimpfte Ehre dieses Reiches kann nicht warten.

O Justinianus —" dieser schwieg immer noch beharrlich und schloß die Augen, auf daß deren Ausdruck nicht seine Stimmung verrathe.

„O Justinianus, laß mich, laß die Welt nicht irre an dir werden.

Du darfst dir nicht schimpflich abtrogen lassen, was du der Bitte verweigert!

Muß ich dich mahnen, wie schon einmal deines Weibes Rath und Kraft und Muth dich, deine Ehre, deinen Thron gerettet hat?

Hast du vergessen den furchtbaren Aufstand der Nika?  
Vergessen, wie die vereinten Parteien des Circus,  
der rasende Pöbel von Byzanz heran wogte gegen dieses  
Haus?

Die Flammen und die Ruße: „nieder die Tyrannen!“  
schlugen zusammen über diesem Dach.

Flucht oder Nachgeben riethen dir alle deine Rätthe,  
alle diese heiligen Bischöfe und weisen Senatoren, auch  
deine Heerführer.

Denn Narses war fern in Asten.

Und Belisarius war schon eingeschlossen von den  
Rebellen im Meerpalast.

Alle verzagten, die Männer.

Da war dein Weib, Theodora, der einzige Held an  
deiner Seite.

Gabst du nach oder flohest du, so war dein Thron,  
dein Leben, ganz gewiß aber deine Ehre verloren.

Du schwanktest, du neigtest zur Flucht.

„Bleib und stirb, wenn es sein muß,“ sagte ich da-  
mals, „Justinian, aber stirb im Purpur.“

Und du bliebest und dein Muth hat dich gerettet:  
du harrtest aus, den Tod auf dem Thron erwartend  
mit mir — und Gott sandte Belisar zum Entsatz  
und Sieg.

So spreche ich auch jetzt.

Weiche nicht, Kaiser der Romäer, gieb nicht nach den  
Barbaren.

Bleibe fest: laß dich von den Trümmern des goldnen  
Thors begraben, sprengt es des wüth'gen Gothen Beil.

Aber stirb als Kaiser.

Befleckt ist dieser Purpur von maßloser Frechheit der Germanen.

Hier werf' ich ihn von mir und ich schwör's, bei der heiligen Weisheit Gottes: nicht eher wieder leg ich ihn an, bis kein Gothe mehr auf dieses Reiches Boden steht."

Und sie riß den Purpurmantel ab und schleuderte ihn auf die Stufen des Thrones: dann aber, tief erschöpft, war sie im Begriff auf den Sitz zurück zu sinken.

Justinianus aber fing sie auf in seinen Armen und drückte sie an seine Brust.

„Theodora,“ rief er mit leuchtenden Augen, „mein herrlich Weib!

Du brauchst keinen Purpur um die Schultern: dein Geist ist in Purpur gekleidet.

Du allein verstehst Justinianus.

Krieg und Verderben den Barbaren!“

Schrecken und Staunen befiel die lebenden Senatoren bei diesem Schauspiel.

„Ja,“ sprach der Kaiser, zu diesen gewendet, „weise Väter, diesmal waret ihr allzuklug, um weise, um Männer zu sein.

Wohl ist es eine Ehre, der Nachfolger Constantins zu heißen.

Aber keine Ehre ist es, euer Herr zu sein.

Recht haben, fürcht' ich, unsre Feinde: nur den Namen, die todte Mumie Roma's hat Constantin hieher verpflanzt: die Seele Roma's war bereits entflohn.

Weh' um dies Reich!

Wär' es frei, wär' es Republik — es wäre heute versunken in Schande.

Einen Herrn muß es haben, der es, wie ein faules Roß, aus dem Sumpf, darin es zu versinken droht, empor reißt, ein scharfer Reiter mit Peitsche, Zügel und Sporn.“

Da drängte sich durch die Eingangsthüren ein kleiner, gebückter Mann, auf eine Krücke gestützt, und hinkte durch den Sal bis vor den Thron.

„Kaiser der Romäer,“ hob er an, von seiner Proskynese sich erhebend, „auf meinem Schmerzenslager erreichte mich dunkle Kunde, von dem, was die Barbaren gewagt, von dem, was hier entschieden werden soll in dieser Stunde.

Da rafft' ich mich empor und schleppte mich mühsam hieher: denn ich muß es erfahren, durch Ein Wort deines Mundes, ob ich von jeher ein Narr gewesen, daß ich dich, trotz vieler Kleinheiten, für einen großen Herrscher hielt? ob ich deinen Feldherrnstab in den tiefsten Brunnen werfen muß oder ob ich ihn noch tragen kann mit Ehren?

Sprich nur Ein Wort.

Krieg oder Friede?“

„Krieg, Magister Militum!“ sagte Justinian und sein Antlitz strahlte.

„Sieg, Justinianus,“ rief der Feldherr und warf die Krücke weg.

O laß mich deine Hand küssen, Imperator.“

Und er hinkte die Stufen des Thrones hinauf.

„Aber Patricius,“ höhnte Theodora, „du bist ja auf einmal ein Mann?“

Du warst ja immer gegen den Gothenkrieg.

Hast du plötzlich Sinn für Ehre?“

„Was Ehre!“ rief Marses.

„Dieser bunten Seifenblase mag Belisarius, das große Kind, nachlaufen.

Nicht die Ehre: das Reich steht auf dem Spiel.

So lang ernste Gefahr vom Osten drohte, rieth ich zum Perserkrieg.

Von den Gothen drohte nichts.

Nun aber haben deine Frömmigkeit, o Kaiserin, und des Belisarius Heldenschwert so lang in dies Hornissen-Nest gestochen, bis uns der Schwarm gefährlich um das Antlitz fliegt.

Jetzt droht die Gefahr dringend, brennend von dort: und Marses rath zum Gothenkrieg.

Die Gothen stehen näher bei Byzanz als Chosroës unsrer Ostgrenze steht.

Wer, wie dieser Totila, ein Reich aus dem Abgrund zieht, kann viel leichter ein andres in den Abgrund stürzen.

Dieser junge König ist ein Wunderthäter, dem man bei Zeiten die Mirakel legen muß.“

„Diesmal erlebe ich,“ sprach Justinian, „die feltne Freude, daß meine Kaiserin und Marses Eines Sinnes sind.“

Und er war im Begriff die Versammlung zu entlassen.

Da ergriff die Kaiserin seinen Arm: „Halt,“ sprach sie, „mein Gemahl.

Ich habe mir heute zum zweiten Mal die Ehre erworben, dein bester Berather zu sein.

Nicht wahr?

Wohl an, so höre mich weiter und folge auch meinem weitem Rath.

Halte diese ganze weise Versammlung, außer Marjes, bis morgen im Palast gefangen.

Zittert nicht, ihr Illustriissimi: es gilt diesmal nicht das Leben.

Aber ihr könnt nicht schweigen, ausgenommen mit abgeschnittnen Zungen.

Dies Mittel mag für diesmal durch Einsperrung ersetzt werden.

Es besteht eine Verschwörung wider dein Leben oder doch wider deine freien Entschlüsse, Justinianus.

Man wollte dich zum Kriege mit den Gothen zwingen.

Dieser ist nun zwar beschlossen.

Aber heute in der Nacht oder morgen früh schon bricht die Verschwörung los: es gilt, die Verschwornen gewähren zu lassen.

Man darf sie nicht durch die Mittheilung, daß ihr Zweck ohnehin erreicht sei, abhalten von ihrem Thun.

Gefährliche, längst verdächtige, und — o Justinianus — sehr, sehr reiche Leute sind darunter.

Es wäre schade, wenn sie meinem aufgestellten Netz entgingen.“

Justinianus war nicht erschrocken bei dem Wort Verschwörung.

„Auch ich wußte davon,“ sagte er.

„Aber schon so weit gediehn?

Morgen früh schon?

Theodora,“ rief er, „du bist mehr für das Reich als Belisar und Marses.

Auf, Archon der Goldschildner, du hältst alle hier Versammelten gefangen, bis Marses kommt sie abzuholen.

Denkt nach indessen über diese Stunde, fromme und weise Väter, und ihre Lehren.

Marses, folge uns und der Kaiserin.“

Und er schritt die Stufen des Thrones hinab.

Die Eingangsbogen wurden von starrenden Speeren erfüllt.

---



## Behntes Capitel.

---

Der Kaiser beschied seine Kaiserin und Marses mit sich in sein Gemach.

Dort angelangt umarmte er abermals, ohne des Zeugen Gegenwart zu scheuen, innig und herzlich seine Gemahlin.

„Wie freut, wie erhebt mich die Begeisterung.

Ich bin stolz auf ein solches Weib!

Wie schön stand dir, o Theodora, der edle Zorn.

Wie kann ich dir lohnen!

Wähle dir jede Gunst, jedes Zeichen meines Dankes, du meine beste Beratherin, ja meine Mitregentin!“

„Soll ich, das schwache Weib, wirklich glauben dürfen, daß ich Antheil nehmen darf an deinen Plänen und Gedanken, an diesem Kriege, so vertraue mir, wie du ihn zu leiten gedenkst.“

„Jedesfalles sende ich zwei Feldherrn nach Italien, nie mehr Einen, seit Belisarius in jenem Land mit einer Krone gespielt. Aber ihn sende ich wieder, das steht mir fest.“

„So erbitte ich mir die Gnade,“ sprach Theodora, „den andern Feldherrn vorschlagen zu dürfen —

Narses,“ fuhr sie fort, ehe Justinian antworten konnte, „willst du der Andre sein?“

Sie wollte ihn rasch unmöglich machen. —

„Ich danke,“ sagte dieser bitter.

„Du weißt: ich bin ein störrig unverträglich Hofs: ich taue nicht, mit einem Andern zusammen zu ziehn.

Den Feldherrnstab und ein Weib, Justinianus, muß man in gleicher Weise haben.“

„Nämlich wie?“

„Allein oder gar nicht.“

„Dann du gar nicht,“ sagte Justinianus herb.

„Du mußt nicht wännen unentbehrlich zu sein, Magister Militum.“

„Das ist niemand auf Erden, Justinianus.

Sende nur wieder den großen Belisarius!

Er mag sein Glück zum dritten Mal versuchen in jenem Lande, wo die Lorbern so dicht wachsen.

Meine Stunde kommt schon noch.

Als Zeuge eures Eheglückes bin ich wohl überflüssig hier.

Und zu Hause, meinem Krankenbett gegenüber, ist die Straßen-Karte von Italien angeheftet: vergönne, daß ich in meinem Studium derselben fort fahre: sie ist jetzt interessanter als die Karte unsrer Persergrenze.

Nur noch Einen Rath.

Zuletzt mußt du doch Narses nach Italien senden.

Je früher du ihn sendest, desto mehr ersparst du an Niederlagen, Verdruß und Geld.

Und wenn nun die Gicht oder jene niederträchtige Epilepsis Marses hinraffen sollte, ehe König Totila auf seinem Schilde liegt, wer wird dir dann den König Totila besiegen?

Du glaubst ja an Prophezeihungen: wohlan in Italien geht schon lange der Spruch: „T. schlägt B., B. schlägt T.“

„Soll das vielleicht heißen: Theodora schlug Belisar, Marses schlägt Theodora?“ höhnte die Kaiserin.

„Das war nicht meine Lösung des Räthsel-Spruchs. Es war die deine.“

Wohlan, auch diese Lösung nehm' ich an. Weißt du, welches das weiseste deiner vielen Gesetze war, o Justinianus?“

„Nun?“

„Jenes, welches den Tod auf jede Anklage gegen deine Kaiserin setzte — denn es war das einzige Mittel, sie dir zu erhalten.“

Und er ging.

„Der Unverschämte,“ sprach Theodora, ihm einen giftigen Blick nachsendend.

„Er wagt zu drohn!“

Wenn erst einmal Belisar unschädlich ist, dann muß rasch Marses folgen.“

„Einstweilen aber brauchen wir noch Beide,“ meinte Justinian.

„Und du schlägst in Wahrheit vermuthlich zum andern

Feldherrn für Italien wieder denselben Namen vor wie bei Cassiodors Abweisung?"

„Denselben.“

„Aber die Gründe meines Mißtrauens gegen jenen Ehrgeizigen sind seither noch verstärkt.“

„Hast du vergessen, wer dir Silverius entlarvt und entwaffnet, wer vor Belisars gefährlichem Kronenspiel geheim und zuerst gewarnt hat?“

„Aber er verkehrt hier mit denselben Männern, welche die Verschwörung gegen mich betreiben.“

„Ja: aber, o Justinianus, auf mein Geheiß, als ihr Verderber.“

„Das wäre! Wenn er aber auch dich täuscht?“

„Wirfst du ihm glauben und mir und ihn nach Italien senden, wenn er dir morgen die Verschwörer in Ketten zuführt und darunter ihr geheimes, auch dir noch unbekanntes Haupt?“

„Ich weiß: es ist Photius, Belisars Freigelassner.“

„Nein, o Justinianus: — Er ist es, den du wieder nach Italien senden wolltest, wenn ich nicht warnte, Belisarius selbst.“

Da erbleichte der Kaiser, wankte und griff nach der Armlehne des Thrones.

„Wirfst du dann an des wunderbaren Römers Ergebenheit glauben und, statt des Verräthers Belisar, ihn nach Italien senden mit deinem Heer?“

„Alles, Alles,“ sprach Justinianus, „gewiß! Belisarius also doch ein Verräther?“

Dann thut Eile Noth.

Handlen wir.“

„Ich habe schon gehandelt, Justinian.

Mein Netz ist unentrinnbar schon gestellt.

Gieb mir die Vollmacht, es zusammen zu ziehn.“

Der Kaiser winkte Gewährung.

Und Theodora befahl, indem sie aus den Vorhängen schritt, dem Belarius:

„Hole sogleich aus seinem Hause in mein Gemach Cethegus, den Präfecten von Rom.“

## Elftes Capitel.

---

Und alsbald stand Cethegus vor seiner noch immer verführerisch schönen Jugendfreundin, welche in dem uns wohl bekannten Gemach auf ihrem Pfühl ausgestreckt lag.

Galatea reichte ihr manchmal in kleiner Dnyrschale die Tropfen, welche ihr der persische Arzt — griechische reichten nicht mehr aus — verordnet hatte.

„Ich danke dir, Theodora,“ sagte Cethegus.

„Und muß ich's doch einem Andern, — nicht mir selber — danken — einem Weibe! — dank' ich's am Liebsten doch der Jugendgenossin.“

„Höre, Präfect,“ sprach Theodora, ihn ernsthaft betrachtend, „du wärest ganz der Mann — soll ich sagen der Barbar oder der Römer? — eine Kleopatra, welcher Caesar und Antonius gehuldigt, erst zu küssen und dann doch im Triumph nach dem Capitol zu führen zur Erdrosselung, wie Octavian vielleicht geplant.“

Wenn ihm nicht jene Schlangenkönigin zuvor kam.

Kleopatra war immer mein Vorbild.

Einen Cäsar hab' ich nicht gefunden.

Aber die Schlange — bleibt vielleicht nicht aus.

Du aber hast mir nicht zu danken.

Ich habe aus voller Ueberzeugung gesprochen und gehandelt.

Diese gothische Gefahr und Beschimpfung muß in Blut erstickt werden.

Ich war vielleicht nicht immer so treu als Gattin wie Justinian geglaubt.

Aber ich war sein bester, treuester Senator von jeher.

Belisar und Marses sind nicht wohl zusammen und noch weniger jeder allein nach Italien zu senden.

Du sollst gehen: du bist ein Held, ein Feldherr, ein Staatsmann und du bist doch zu ohnmächtig, Justinian zu schaden."

„Ich danke für die gute Meinung,“ sagte Cethegus.

„Freund, du bist ein Feldherr ohne Heer, ein Kaiser ohne Reich, ein Steuermann ohne Schiff.

Doch lassen wir's —: du willst mir nicht glauben.

Ich sende dich nach Italien aus tiefster Ueberzeugung: — du hassst grimmig die Barbaren.

Der zweite Feldherr, den unvermeidlich dir kaiserliches Mißtrauen nachsendet, soll Areobindos sein, der Schneckenprinz: er wird dich nicht viel stören.

Aber Freude macht mir's, daß ich zugleich den Jugendgenossen dabei fördern kann wie das Reich.

Ach Cethegus, die Jugend!

Euch Männern ist sie goldne Hoffnung oder goldne Erinnerung: — dem Weib ist sie —: das Leben.

„Ah, nur noch Einen Tag aus jener Zeit, da ich dir Rosen schenkte und du mir Verse.“

„Deine Rosen waren schön, Theodora, aber meine Verse waren nicht schön.“

„Mir schienen sie schön: — sie waren an mich!“

Aber wie alte Liebe versüßt auch alter und neuer Haß mir die Wahl, die ohnehin des Reiches Wohl erheischt.

Belisar soll nicht mehr zu neuen Ehren steigen.

Nein, fallen soll er, diesmal tief und für immerdar.

So wahr ich herrsche in Byzanz.“

„Und Marses? mir wäre lieber und begreiflicher, du stürztest diesen Kopf ohne Arm als jenen Arm ohne Kopf.“

„Geduld — Einer nach dem Andern.“

„Was hat dir der gutherzige Held gethan?“

„Er? nichts! aber sein Weib! diese plumpe Antonina, deren ganzer Triumph in ihrem gesunden Blute liegt.“

Und grimmig ballte die zierliche Kaiserin die kleine, weiße Hand, die noch durchsichtiger geworden.

„Ha, wie ich sie hasse! Ja, beneide! Dumme Leute bleiben immer gesund.“

Aber sie soll nicht frohlocken, während ich leide.“

„Und an solchem Weiberhaß hängt das Schicksal des Capitols,“ sagte Cethegus zu sich selbst. „Nieder mit Kleopatra!“

„Die Märrin ist vernarrt in Ruhm und Größe ihres Mannes — hier kann ich sie am tödtlichsten treffen! Warte!“



Ein Zucken durch ihr feines Gesicht verrieth einen Anfall heftiger Schmerzen: sie warf sich in die Kissen zurück.

„Aber Täubchen,“ mahnte Galatea, „laß doch den Nerger!

Du weißt, was der Perser sagt. Jede Erregung von Liebe, von Haß“ — —

„Ja, Hassen und Lieben ist Leben.

Und der Haß wird im Alter fast noch süßer denn die Liebe.

Liebe ist treulos, Haß ist treu.“

„Ich bin in beiden,“ sprach Cethegus, „ein Stümper gegen dich.

„Die Sirene von Kypros“ hab' ich dich stets genannt.

Man ist nie sicher, ob du nicht unter dem Kuß plötzlich dein Opfer zerreißeſt — aus Liebe oder Haß.

Und was hat deine Liebe zu Antoninen plötzlich in Haß verkehrt?“

„Tugendhaft ist sie geworden, die Heuchlerin!

Oder ist sie wirklich so schwachköpfig?

Auch möglich!

Ihr Fischblut hat sich nie in Wallung bringen lassen: für eine starke Leidenschaft und für ein starkmüthiges Verbrechen war sie stets zu feig.

Sie ist zu eitel, die Huldigung der Liebe entbehren, zu armselig, sie erwidern zu können.

Seit sie ihren Gatten in seine Kriege begleitet, ist sie wieder ganz tugendsam geworden.

Ha, ha, ha, aus Noth: wie der Teufel fastet, wenn er nichts zu essen hat.

Weil ich ihren Verehrer hier eingesperrt behalten!"

„Anicius, den Sohn des Boëthius? Ich hörte davon.“

„Ja, in Italien hat sie sich wieder ganz ihrem Mann angeschlossen, seinen Ruhm und sein Unglück getheilt.

Und sie ist seitdem ganz Penelope, ganz die gute Ehefrau.

Und hieher zurückgekehrt, was thut sie, die Gans?

Macht mir Vorwürfe, daß ich sie vom Pfad der Tugend abgelockt!

Und schwört, sie werde Anicius aus meinen Banden lösen.

Und es gelingt ihr, der Schlange.

Sie weckt dem Thoren das Gewissen, reißt ihn täglich mehr von mir los, meinen ungetreuen Kämmerer — natürlich, um ihn für sich zu behalten!"

„Du kannst dir also nicht vorstellen," fragte Cethegus, „daß ein Weib eine Seele für den Himmel wirbt ohne: —?"

„Ohne Procente Bergelohn zu erheben? Nein!

Dabei täuscht sie aber sich und ihn mit frommen Reden.

Und o wie gern läßt sich der Jüngling retten von der jugendlich blühenden Erretterin aus meinen Armen, der Verworfenden, der Krankenden — der vor der Zeit Verzehrten.

Ha," rief sie leidenschaftlich und sprang auf von dem Pfühl, „daß der Leib ermüdet erliegen muß, ehe noch

die Seele sich zum tausendsten Theil ihres Durst's nach Leben erfättigt hat.

Leben aber ist Herrschen, Hassen, Lieben.“

„Du scheinst unersättlich in diesen Künsten und Genüssen.“

„Ja: und ich rühme mich dessen.

Und ich soll fort von des Daseins reich besetzter Tafel, herab von diesem Kaiserthron, mit dem brennenden Heißhunger nach Freude und Macht!

Und nur wenige Tropfen noch soll ich schlürfen!

O die Natur ist eine elende, schmähliche Pfuscherin!

Alle Aeonen Einmal zeugt sie, neben Myriaden von Krüppeln, häßlich an Leib und ohnmächtig an Geist, Einmal zeugt sie einen Leib, eine Seele wie Theodora's, stark und verlangend, die Ewigkeit hindurch zu leben und zu genießen.

Und nach drei Jahrzehnten, nachdem ich kaum genippt am vollen Becher, versagt die Natur dem lechzenden Lebensdrang!

Fluch über den Neid der Götter!

Aber auch Menschen können beneiden: und der Neid macht sie zu Dämonen.

Nicht sollen Andre genießen, wo ich nicht mehr genießen kann!

Nicht sollen Andre lachen, wenn ich mich in Schmerzen winde Nächte durch!

Nicht frohlocken soll die strogend Gesunde mit dem Treulosen, der Theodora's war und dabei noch einer Andern denken konnte, oder der Tugend, oder des Himmels.

Erst heute hat er mir gesagt, er trage nicht länger dies ruhm- und ehrlose Leben in meinen Frauengemächern: — Himmel und Erde riefen ihn hinweg.

Er soll es büßen — mit ihr —

Komm, Cethegus," sprach sie grimmig, seinen Arm ergreifend, „wir wollen sie beide verderben.“

„Du vergißt," sagte Cethegus kalt, „ich habe keinen Grund, sie oder ihn zu hassen.

Was ich also hierin thue, thue ich um deinetwillen.“

„Doch nicht, du kluger, eifriger Römer.

Glaubst du, ich durchschaue dich nicht?“

„Hoffentlich nicht," dachte Cethegus.

„Du willst Belisar fern halten von Italien.

Alein willst du dort kriegen und siegen.

Höchstens einen Schatten neben dir haben, wie Vessas war und Arcobindos sein wird.

Meinst du, ich habe das nicht durchschaut, als du damals vor Ravenna die Abberufung Belisar's so meisterhaft eingefädelt hast?

Sorge um Justinian!

Was liegt dir an Justinian!“

Cethegus pochte das Herz.

„Freiheit Roms! zum Lachen! Du weißt, daß nur starke, einfache Männer die Freiheit ertragen.

Du kennst deine Quiriten.

Nein, dein Ziel liegt höher.“

„Sollte dies Weib durchschauen was alle meine Feinde und Freunde nicht geahnt?“ bangte Cethegus.

„Du willst Italien allein befreit haben und allein als

Justinians Statthalter Italien regieren, der nächste an seinem Thron, hoch über Belisar und Marjes, der nächste nach Theodora: und, gab es Höheres, du warst der Geist, danach zu fliegen."

Cethegus athmete auf.

„Das wäre doch nicht all' der Mühe werth," dachte er.

„Des ist ein stolzes Gefühl, der erste Diener Justinians zu sein."

„Natürlich, über ihren Mann hinaus, ob sie ihn täglich verräth, vermag sie nicht zu denken."

„Und, als der Gehülfe Theodora's, ihn, den Kaiser, — zu regieren."

„Die Schmeichelluft dieses Hofes betäubt zuletzt auch den hellsten Verstand, dachte Cethegus.

Das ist der Wahnsinn des Purpurs.

Sie kann sich selber nur als Alleherrscherin denken."

„Ja, Cethegus, keinem Andern gönnt ich es, solches nur zu denken.

Dir will ich's erringen helfen: — mit dir will ich die Herrschaft der Welt theilen: — vielleicht nur um thöriger Jugenderinnerung willen: weißt du noch, wie wir vor Jahren zwei Rissen vertheilten in meiner kleinen Villa? wir nannten sie Orient und Occident.

Das war ein Omen.

So laß uns jetzt Orient und Occident vertheilen.

Durch meinen Justinian beherrsch' ich den Orient.

Durch meinen Cethegus will ich den Occident beherrschen."

„Hochmüthig, unersättlich Weib!" dachte Cethegus.

„Wäre mir nur Mataswintha nicht gestorben, die Jungfräuliche. Sie an diesem Hof — und du versankst.“

„Aber dazu,“ fuhr Theodora fort, „muß erst Belisar für immer aus dem Wege.“

Justinian war entschlossen, ihn abermals und zwar als deinen Oberfeldherrn zu senden.“

Gethegus fürchte die Bau'n. —

„Er vertraut immer wieder seiner hündischen Treue.“

Er muß von seiner Untreue greifbar überzeugt werden.“

„Das wird schwer halten,“ meinte Gethegus.

„Eher lernt Theodora die Treue, als Belisar die Untreue.“

Ein Schlag der kleinen Hand auf den Mund war seine Strafe.

„Dir bin ich, thörigerweise, treu geblieben — d. h. im Wohlwollen.“

„Willst du Belisar wieder in Italien haben?“

„Um keinen Preis.“

„Dann hilf, ihn verderben sammt dem Sohn des Boëthius.“

„Sei's,“ sagte der Präfect. „Ich habe keinen Grund, den Bruder des Severinus zu schonen.“

Aber wie? wie willst du den Beweis von Belisar's Untreue führen?

Darauf bin ich gespannt.

Wenn du das vermagst, erkläre ich mich, wie im Lieben und Hassen, so im Planen einen Stümper gegen Theodora.“

„Das bist du auch, schwerfälliger Sohn von Latium.“

Nun höre: — aber das ist so gefährlich, daß ich selbst dich, Galatea, bitten muß, Wache zu stehen, daß niemand kömmt und lauscht.

Nein, Goldmütterchen: nicht innerhalb: — ich bitte recht schön: — außerhalb der Thüre.

Laß mich nur allein mit dem Präfecten — es gilt — leider! — nur ein Geheimniß des Hasses.“

Als nach geraumer Zeit der Präfect das Gemach verließ, sagte er zu sich selber:

„Wenn dieses Weib ein Mann wäre, — der müßte mir sterben. —

Er wäre gefährlicher als die Barbaren, sammt Byzanz.

Aber dann freilich, dann wäre die Bosheit nicht so unergründlich teuflisch.“

---

## Zwölftes Capitel.

---

Bald nachdem der Präfect nach Hause gekommen, meldete Syphax den Sohn des Boëthius: die Kaiserin sende ihn.

„Laß ihn ein und niemand sonst, bis er fort ist. Einstweilen aber schicke schleunig nach Piso, dem Tribun.“

Der junge Anicius, einstweilen zum Mann herangereift, trat ein.

Er trug einfache Kleidung und sein Haar, sonst künstlich gelockt und gesalbt, hing heute schlicht herab.

Seine weichen Züge — sie erinnerten den Präfecten lebhaft an Camilla — gewannen sehr durch den Ausdruck von Entschlossenheit, der heute darauf ruhte.

„Du mahnst mich an deine schöne Schwester, Anicius,“ mit diesen Worten empfing ihn der Präfect.

„Ihrerwegen, Cethegus, bin ich gekommen,“ sprach der Jüngling ernst.

„Du bist der älteste Freund meines Vaters, meines Hauses: du hast mich und Severinus in deinem eignen Hause geborgen gehalten und, mit Gefahr für dich selbst, geflüchtet, als man nach uns forschte.“



Du bist der Einzige in Byzanz, von dem ich väterlichen Rath in einer dunkeln Pflicht erbitten kann.

Erst vor wenigen Tagen erhielt ich diesen räthselhaften Brief:“

„Anicius, dem Sohne meines Patronus, Corbulo, der Freigelassne —“

„Corbulo? ich kenne den Namen.“

„Der Freigelassne meines Vaters, bei welchem meine Mutter und Schwester Zuflucht gefunden und der —“

„Mit deinem Bruder vor Rom gefallen ist.“

Ja: aber er starb erst im gothischen Lager, wohin er, selbst schwerverwundet, mit meinem sterbenden Bruder aus dem Dorf ad aras Bacchi, gefangen, gebracht wurde.

So erzählt mir ein mit gefangener armenischer Söldner Belisar's, Sutas, der mir den Brief überbrachte, welchen Corbulo nicht mehr vollenden konnte.

Lies selbst.“

Und Cethegus nahm das kleine Wachstäfelchen mit den kaum leserlichen Zügen und las:

„Das letzte Wort, das Vermächtniß deines sterbenden Bruders war: Anicius soll nun rächen die Mutter, die Schwester, mich: uns alle hat derselbe Dämon unseres Hauses — —“

„Hier endet leider der Brief,“ sagte Cethegus die Tafel zurückgebend.

„Ja: dem treuen Corbulo vergingen die Sinne und er erwachte nicht mehr aus seiner Ohnmacht, sagt der Söldner.“

„Damit ist nicht viel zu machen,“ meinte achselzuckend Cethegus.

„Gewiß: aber der Söldner Sutas hörte noch ein Wort meines sterbenden Bruders zu Corbulo — sie lagen in Einem Zelte —: das kann ein Schlüssel werden.“

„Nun?“ fragte Cethegus, theilnehmend gespannt.

„Severinus sagte: „ich ahn' es. Er wußte von diesem Hinterhalt — Er hat uns in den Tod geschickt.“

„Wer?“ fragte Cethegus ruhig.

„Ja, das eben fragt sich.“

„Du hast keine Ahnung?“

„Nein: aber es kann nicht unmöglich sein, den Gemeinten zu entdecken.“

„Wie willst du das anfangen?“

„In den Tod geschickt“ — das kann nur einen Anführer, einen Feldherrn meinen, der meinen Bruder veranlaßte, an jenem Morgenritt Belifar's aus dem tiburtinischen Thor sich zu betheiligen.

Denn Severinus gehörte damals nicht zu dem Gefolge Belifar's.

Er war Tribun deiner Legionare.

Es muß gelingen, wenn du, Belifar, Prokop ernstlich nachspüren, den zu ermitteln, der ihn veranlaßte.

Denn er ging nicht etwa auf deinen Befehl mit andern Legionaren — keiner deiner Legionare und Reiter war sonst dabei.

„Das ist richtig,“ sagte Cethegus, „soviel ich mich entsinne.“

„Nein, nicht Einer.“

Prokop — leider ist er nun verreist, Bauwerke Justinians in Asien kennen zu lernen — war ja selbst dabei: oft zählte er mir die Namen Aller auf.

Wenn er wiederkehrt, werde ich sorgfältig forschen, mit wem etwa mein Bruder vor dem Ausfall zuletzt verkehrt, in wessen Haus oder Zelt er war: — ich werde nicht ruhen und rasten —: ich werde Severins noch lebende Kameraden befragen, wo sie ihn zuletzt, vor dem Ausritt, gesehn.“

„Du bist scharfsinnig für deine Jahre,“ sagte der Präfect mit seltsamem Lächeln.

„Wenn solche Klugheit erst zu Reife kommt!“

Aber freilich: du lebst in guter Schule für die Schlaueit.

Weiß die Kaiserin von deinem Räthselbrief?“

„Nein: und sie soll nie davon erfahren.“

Nenne mir ihren Namen nicht!

Diese Rachepflicht sendet mir Gott als letzten Mahnruf, mich von ihr zu reißen.“

„Aber sie sendet dich zu mir?“

„In einer andern Sache, — die aber sehr gegen ihre Meinung enden soll.“

Vor Kurzem ließ sie mich heute rufen: noch einmal fragte sie mich lächelnd, ob es denn gar so schwer, im goldigsten Käfig auszuhalten sei?

Mich aber ekelt des Weibes.

Und mich reut schmerzlich der Monate, die ich bei ihr verloren, indeß mein Bruder für das Vaterland gekochten und gefallen.

Ich gab ihr so herbe Antwort, daß ich einen Sturm des Zorns erwartete.

Aber zu meinem Staunen blieb sie ganz ruhig und sprach lächelnd:

„Nun es sei: keine Treue dauert.

Gehe hin zu Antonina oder zur Tugend oder zu beiden Göttinnen.

Aber zum letzten Zeichen meiner Gunst will ich dich retten vor sicherem Verderben.

Es besteht in Byzanz eine Verschwörung römischer und griechischer Jünglinge gegen Justinians Leben oder Freiheit.

Sie wollen ihn zwingen zum Gotthenkrieg und zu Belisars Ernennung zum Feldherrn.

Still, ich weiß es.

Ich weiß auch, daß man dich schon halb gewonnen, daß du zwar noch keine der Versammlungen besucht, aber die Documente der Verschwörung verwahrst.

Ich habe sie gewähren lassen, weil einige alte Uebelgönner von mir darunter sind, welche ich sicher diesmal zu verderben hoffe.

In einigen Tagen ziehe ich das Netz zusammen.

Du aber sollst gewarnt und gerettet sein.

Geht zum Präfecten: er soll dich unter der Schar seiner Söldner aus Byzanz führen.

Sage ihm nur: dir drohe Gefahr und dich sende Theodora.

Aber von der Verschwörung verrathe ihm nichts:

auch seiner Kriegstribunen sind etliche dabei, die er gern retten würde, ich aber verderben will."

Und ich kam zu dir: aber nicht, um zu fliehen: um dich und meine römischen Waffenbrüder zu warnen.

Ich werde auch die Versammlung besuchen — heute droht noch keine Gefahr, versicherte die Kaiserin, — sie Alle zu warnen, ihnen zu sagen, daß die Verschwörung entdeckt ist.

Du darfst nicht hin, Präfect: du darfst dich nicht weiter bloß stellen: Justinian mißtrauet dir bereits.

Die Unsinnigen wollen warten, bis sie Belisar gewonnen haben!

Und vielleicht morgen schon sind sie alle gefangen, wenn man sie nicht warnt.

Ich eile heute, die Freunde zu warnen.

Dann aber ruhe und raste ich nicht, bis ich den Mörder meines Bruders heraus gefunden."

„Beides sehr löblich," sprach Cethegus.

„Nebenbei gesagt, wo birgst du die Briefe der Verschworenen?"

„Wo ich," sprach der Jüngling erröthend, „alle Geheimnisse, andre, heiligere barg — mir unendlich theure Briefe und auch diese Tafel bergen will: — du sollst darum wissen: denn du, der älteste Freund unsres Hauses, du sollst mein Nachwerk mir vollenden helfen: auch die Aussagen des Söldners Sutas über kaum verständliche Reden der beiden Sterbenden habe ich am gleichen Ort geborgen: sie lauteten von „Giftmord", von dem „mörde-

rischen Befehl" von einer „Anklage vor dem Senat" — also muß der Feind römischer Senator gewesen sein, — vom „purpurrothen Helmbusch", vom „schwarzen Hölle=roß".

„Und so weiter," unterbrach Cethegus. „Wo ist der Versteck? Du kannst einmal wirklich rasch entfliehen müssen: denn ich rathe dir doch sehr, der Kaiserin nicht zu trau'n: du erreichst vielleicht einmal dein Haus nicht mehr."

„Und dann ist es nothwendig, daß du mein Wort aufnimmest. Ich wollte dir schon selbst sagen: in der Cisterne im Hof meines Wohnhauses — der dritte Ziegel links vom Schöpfrad ist hohl.

Auch schon deshalb," fuhr er finstrier fort, „sollst du davon wissen —

Wenn die Freunde, die Verschwornen nicht zu retten sein sollten, — wenn meine eigne Freiheit bedroht wird — denn du hast Recht mit deiner Warnung: ich bemerke schon lange, daß mir Späher nachschleichen des Kaisers oder der Kaiserin? — dann mach' ich rasch ein blutig Ende —: was liegt dann an meinem Leben? — wenn ich den Auftrag Severins doch nicht mehr erfüllen kann — dann — ich habe dem Kaiser jeden Morgen zu melden, wie die Kaiserin geruht — stoß ich den Tyrannen nieder in Mitte seiner Sklaven."

„Wahnsinniger!" rief Cethegus in aufrichtigem Schreck, — denn nun wollte er Justinian im Leben und in Herrschaft erhalten — „wohin reißt dich die Neue und ein planlos zerfahrenes Leben?"

Nein, der Sohn des Boëthius darf nicht als Mörder enden.

Willst du in Blut deine ruhmlose Vergangenheit fühnen — wohl an, so kämpfe unter meinen Legionaren: im Blut der Barbaren reinige dich, mit dem Schwert des Helden, nicht mit dem Dolch des Meuchlers.“

„Du sprichst groß und wahr.

Und du willst mich, den Unerprobten, deinen Rittern beigefellen!

Wie kann ich dir danken?“

„Spare den Dank, bis Alles vollendet —: bis wir uns wiedergesehn.

Einstweilen warne heute Abend die Verschwornen.

Das ist schon eine Probe des Muthes.

Denn ich halte es nicht für ungefährlich, da man dir nachschleicht.

Wenn du die Gefahr scheust — sag' es offen.“

„Ich soll die erste Probe des Muthes scheuen?

Ich komme, zu warnen: und ob mich drum der sichere Tod erwarte.“

Und er drückte des Präfecten Hand und eilte hinweg.

So wie er entfernt war — nur Einen Blick warf ihm der Präfect nach — führte Syphar den Tribun Piso aus einem andern Eingang in das Gemach.

„Tribun der Tamben,“ rief ihm Cethegus zu, „jetzt heißt es raschfüßig sein, wie deine Verse.

Genug der Verschwörungen und der Raquentritte hier in Byzanz.

Augenblicklich suchst du alle jungen Römer auf, die im Hause des Photius verkehrten.

Keinen von euch darf die Abendsonne mehr in diesen Mauern finden.

Es gilt das Leben.

Keiner darf zu dem „Abendschmause“ des Photius kommen.

Einzelnen, in Gruppen, geht auf die Jagd: fährt Segel um die Wette, auf dem Bosphorus: aber eilt hinweg.

Die Verschwörung ist überflüssig.

Bald ruft wieder schmetternd die Tuba zum Kampf gegen die Barbaren in Latium.

Fort mit euch Allen.

Harret meiner zu Epidamnus. Von da hol' ich euch mit meinen Isauriern ab: zum dritten Kampf um Rom.

Fort mit dir!

Syphax,“ frug er, mit diesem jetzt im Gemach allein, „hast du nachgefragt in des großen Feldherrn Hause?

Bis wann wird er zurück erwartet?“

„Bis Sonnenuntergang.“

„Die treue Gattin harret in seinem Hause? Gut.

Eine Sänfte, — nicht die meine —: miethe die nächste vor dem Hippodrom, deren Läden ganz verschließbar sind.

Führe sie in die Hafenstadt, in die Hinterstraße der Trödler.“



„Herr, dort wohnt das ärgste Gefindel dieser gefindelreichen Bettlerstadt.

Was willst du dort?“

„Einsteigen in die Sänfte.

Dann nach dem rothen Hause.“

---

## Dreizehntes Capitel.

---

In dem rothen Hause, dem Palaste Belisars, in der Neustadt „Justiniana“ (Sycä) saß Antonina in dem Frauengemach, emsig in Arbeit vertieft.

Sie sticte an einem mit goldnen Lorberren verbrämten Mantel für den Helden Belisarius.

Auf dem Citrustischlein neben ihr lag, in kostbarem Umschlag, mit Edelsteinen besetzt, ein mit Purpur-Tinte geschriebenes Prachtexemplar von Prokops „Vandalen-Krieg,“ dem kürzlich erschienen Werke, welches den glänzendsten Feldzug ihres Gemahls beschrieb.

Zu ihren Füßen lag ein herrlich Thier, einer aus dem Doppelpaar der zahmen Jagdleoparden, welche der Perserkönig nach dem letzten Frieden dem Sieger Belisar geschenkt —: eine höchst kostbare Gabe, da nur selten die Zähmung völlig sicher gelang und viele hundert der jung Eingefangnen oder auch in der Gefangenschaft geworfnen Jungen nach Jahre langer Abrichtung als unzähmbar getödtet werden mußten.

Das wunderschöne, große und starke Thier — es verwilderte zu leicht auf der Jagd durch Genuß warmen

Blutes und war deshalb zu Hause gelassen worden — streckte sich behaglich, wie eine Hauskatze, auf Antoninens Gewand, spielte mit dem Knäuel von Goldfaden, ringelte den Schweif und rieb den runden, klugen Kopf und den Bug an der Gebieterin Füßen.

Da meldete die Sklavin einen fremden Mann, — in unscheinbarer Miethsfänfte sei er angekommen und in schlichtem Mantel —: man habe ihn abweisen wollen, da der Hausherr fern und Antonina in seiner Abwesenheit keinen Besuch mehr empfangen. „Aber man kann ihm nicht widerstehn — er befahl:

Meldet Antoninen den Ueberwinder des Papstes Silverius.“

„Gethegus!“ rief Antonina: sie erbleichte und zitterte. „Laßt ihn schleunig ein.“

Die Ueberlegenheit, welche der gewaltige Geist in jener ersten Stunde ihrer Begegnung über sie gewonnen und nie wieder verloren hatte, die Erinnerung, wie dieser Mann, als ihr Gatte und der kluge Prokop und all' die Heerführer vor dem Priester widerstandlos erlegen waren, den Ueberwinder überwunden und gedemüthigt hatte, wie er dann, bei dem Einzug in Rom, in der Schlacht an der Aniobrücke, in Roms Bertheidigung gegen Vitichis, in dem Lager vor Ravenna, bei der Gewinnung dieser Stadt, immer und überall seine Obmacht bewährt, und sie doch nie feindlich gegen Belisar gebraucht hatte, — wie Unheil nur aus dem Widerstreben gegen seine Warnungen gefolgt, — wie jeder seiner Rathschläge an sich siegreich gewesen war

— all' diese Erinnerungen schossen nun verwirrend und betäubend in ihrem Haupte zusammen.

Die Schritte des Präfecten nahen.

Sie stand hastig auf.

Der Leopard, unsanft weggeschoben und um des Eindringlings willen aus seinem behaglichen Spiel aufgestört, richtete sich leise knurrend auf, drohend gegen den Eingang blickend, und die gelben Zähne fletschend.

Ungestüm schlug der Eintretende die Vorhänge zurück und steckte das halb von der Capuze bedeckte Haupt herein.

Das erschreckte oder reizte den Leopard: — bei der ersten Bändigung bedienten sich die persischen Löwen- und Tiger-Züchter langer Wollteppiche und Gesicht und Hals schirmender Vermummungen: — Erinnerung an einen alten Feind mochte in dem grimmen, nie ganz gebändigten Thier erwacht sein: — mit furchtbarem Wuthgeschrei duckte er sich zum tödtlichen Ansprung, den Boden mit der langen Ruthe peitschend und Geifer spuckend —: das sichere Anzeichen grimmigster Wuth.

Entsetzt erkannte das Antonina.

„Flieh, flieh, o Cethegus,“ schrie sie.

That er das, wandte er den Rücken, so war er verloren —: so saß ihm das Anthier festgebissen auf dem Nacken.

Denn keine verschließbare Thür, nur Vorhänge, sperren den Rückweg.

Er trat rasch vor, warf die Capuze zurück, blickte scharf in des Leoparden Auge, den Zeigefinger der Linken gebietend erhoben und ein breites, blitzendes Dolchmesser gerade vor sich hin streckend.

„Nieder! Nieder! heiß Eisen sonst droht!“

So rief er in persischer Sprache dem knurrenden Unthier entgegen, noch einen Schritt vortretend.

Da brach der Leopard in ein winselndes Heulen der Furcht aus: die zum Sprung gekrümmten Muskeln erschlafften: winselnd kroch er, auf allen Vieren sich vorschleibend, heran und leckte, zitternd vor Furcht, dem Manne die Sandale des linken Fußes, indeß ihm dieser den rechten Fuß fest auf den Nacken setzte.

Antonina war vor Entsetzen auf die Kline gesunken: starr blickte sie jetzt auf das furchtbar schöne Bild.

„Das Thier — die Proskhnese!“ stammelte sie.

„Dareios hatte sie immer verweigert: — er wurde wüthend, wenn Belisar sie erzwingen wollte: — wo hast du, Cethegus, das gelernt?“

„In Persien natürlich,“ sagte dieser.

Und er stieß dem ganz gebrochenen Thier so heftig den Fuß in die Rippen, daß dieses, laut aufschreiend vor Schmerz, hinweg fuhr und in der fernsten Ecke des Zimmers Schutz suchte, wo es zitternd, die Augen ängstlich auf den Mann gerichtet, liegen blieb.

„Belisarius hat nur die Burgen, nie die Sprache der Perser bemeistert,“ sagte Cethegus: „diese Bestien aber verstehen nicht griechisch.“

Du bist ja grimmi gehütet, wenn Belisar fern ist,“ fuhr er fort, den Dolch wieder in den Brustfalten bergend.

„Was führt dich in sein Haus?“ fragte, noch bebend, Antonina.

„Die oft verkannte Freundschaft.

Es gilt, deinen Gatten zu retten, der den Muth des Löwen, aber nicht die Geschicklichkeit der Maus besitzt!

Prokop ist leider fern.

Sonst hätt' ich diesen ihm vertrauteren Berather gesendet.

Ich weiß, daß Belisar von dem Kaiser ein schwerer Schlag droht.

Es gilt ihn abzuwenden.

Des Kaisers Gunst —“

„Ist wankelhaft, ich weiß es. Aber die Verdienste Belisars —“

„Gerade diese sind sein Verderben.

Einen Unbedeutenden würde Justinian nicht fürchten. Aber er fürchtet Belisarius —“

„Das haben wir oft erfahren,“ seufzte Antonina.

„Wisse denn — du zuerst von Allen, was Niemand außerhalb des Palastes ahnt —: des Kaisers Schwanken ist seit heut entschieden —: für den Gothenkrieg.“

„Endlich!“ rief Antonina und ihr Antlitz hellte sich auf.

„Ja, aber — bedenke die Schmach! —: nicht Belisar ist zum Feldherrn bestimmt.“

„Wer sonst?“ fragte Antonina zornig.

„Ich bin der Eine Feldherr —“

Mißtrauisch blickte sie auf ihn.

„Ja, das war mein Streben schon lang: ich gestehe es.

Aber der zweite soll Areobindos sein.

Ich kann mit diesem Schattenmann nichts anfangen.

Ich kann nicht neben ihm, mit ihm, gehemmt durch seinen Unverstand, die Gothen besiegen.

Die Gothen besiegt Niemand als Belisarius.

Deßhalb muß ich ihn wieder neben mir, meinethwegen über mir, als Oberfeldherrn, mit mir haben.

Sieh, Antonina, ich halte mich für den größercn Staatsmann —“

„Mein Belisar ist ein Held, kein Staatsmann,“ sagte die stolze Gattin.

„Aber lächerlich wäre es, mich als Feldherrn mit dem Vandalen-, Perser- und Gothen-Besieger zu vergleichen.

Sieh, ich gestehe dir ja ganz offen: nicht blos Wohlwollen für Belisarius, auch Selbstsucht leitet mich dabei.

Ich muß Belisar zum Waffengenossen haben.“

„Das leuchtet mir ein,“ sagte sie wohlgefällig.

„Justinian ist aber nicht zu bewegen, Belisarius zu ernennen.

Noch mehr: er mißtraut ihm auf's Neue: und zwar mehr denn je.“

„Weßhalb aber, bei allen Heiligen?“

„Belisarius ist zwar unschuldig, aber auch sehr unvorsichtig.

Seit Monden erhält er heimlich Briefe, Zettel, Mahnungen, zugesendet, in den Mantel im Bade gesteckt, in den Garten geworfen, — die ihn zur Theilnahme an einer Verschwörung auffordern.“

„Himmel, du weißt davon?“ stammelte Antonina.

„Leider nicht nur ich: — auch andre Leute —: der Kaiser selbst!“

„Es gilt aber nicht des Kaisers Leben oder Thron,“ beschwichtigte Antonina.

„Nein, nur seiner Freiheit, seiner Selbstbestimmung: „Krieg gegen die Gothen“ — „Belisar Feldherr“ — „schmählich ist's, den Undankbaren dienen“ — „zwing' den Herrn zum eignen Vortheil“ —

So und ähnlich lauteten die Zettelchen: nicht wahr?

Nun, Belisar hat zwar nicht Folge geleistet. Aber er hat auch, der Unkluge, nicht gleich den ersten Wink von diesen Aufforderungen dem Kaiser angezeigt! — Das kann Belisars Kopf kosten!“

„O alle Heiligen!“ rief Antonina händeringend, „er unterließ es auf meinen Rath, auf mein Bitten. Prokop rieth ihm — wie du jetzt — gleich Alles dem Kaiser zu melden.“

Aber ich — ich zitterte vor des Kaisers Mißtraun, das schon in der Aufforderung an Belisar einen Schein der Schuld erblicken konnte.“

„Das war es wohl nicht allein,“ sprach Cethegus vorsichtig, erst nach Lauschern sich umblickend, „was deinen Rath bestimmte, dem Belisar, wie immer, folgte.“

„Was sonst? was kannst du meinen?“ frug Antonina leise.

Sie erröthete über und über.

„Du wußtest, daß gute Freunde eures Hauses theiligt waren — diese wolltest du erst warnen, erst lösen von den Schuldigen, ehe sie angezeigt würden.“ —



„Ja,“ stammelte sie, „Photius, sein Freigelassener —“  
 „Und noch ein Anderer,“ flüsterte Cethegus, „der doch nicht, aus Theodora's goldnem Kerker kaum befreit, gleich in die Gewölbe des Bosporus wandern sollte.“

Antonina schlug beide Hände vor das Antlitz.

„Ich weiß Alles, Antonina: — die geringe Schuld von früher —: die starken guten Vorsätze späterer Zeit. Aber hier hat dich die alte Neigung bestrickt.“

Statt nur an Belisar zu denken, hast du auch an sein Wohl gedacht.

Und wenn nun darüber Belisar untergeht — weißt du die Schuld?“

„O halt ein, erbarme dich,“ flehte Antonina.

„Verzage nicht,“ fuhr Cethegus fort. „Dir bleibt ja eine starke Stütze — eine Fürsprecherin bei Justinian. Wenn auch vielleicht Verbannung droht — das Aeußerste wird doch die Fürbitte deiner Freundin abwenden, der Allmächtigen.“

„Die Kaiserin!“ rief Antonina entsetzt.

Wie wird sie Alles darstellen! Ach sie hat uns den Untergang geschworen.“

„Dann ist's schlimm,“ sprach Cethegus, „sehr schlimm. Denn auch die Kaiserin weiß von der Verschwörung und von den Ladungen an Belisar.“

Und du weißt: — viel geringere Schuld, als die zu einer Verschwörung aufgefordert zu sein, genügt —“

„Die Kaiserin weiß es? Dann sind wir verloren! O du, der du Auswege zu finden weißt, wo kein Auge sonst sie sieht — hilf, rette.“

Und die stolze Gestalt sank flehend vor dem Präfecten nieder.

Aus der Zimmerdecke erscholl ein klägliches Geheul: bei diesem Anblick schüttelte den Leoparden auf's neue die Furcht. Einen raschen Blick warf der Präfect auf den heulenden Gegner: — dann erhob er sanft die Knieende.

„Auf, Gattin Belisars, verzage nicht.

Ja: es giebt ein Mittel, Belisar zu retten. Aber nur Eines.“

„Soll er jetzt die Anzeige machen? sobald er heim kehrt?“

„Das ist zu spät und zu wenig.

Man würde ihm nicht glauben, daß es ihm Ernst mit bloßen Worten.

Nein: er muß in Thaten seine Treue beweisen.

Er muß die Verschwornen Alle zusammen fassen und Alle zusammen dem Kaiser ausliefern.“

„Wie kann er sie zusammen fassen?“

„Sie laden ihn ja selbst.

Heute Nacht, in des Photius, seines Freigelassenen, Hause versammeln sie sich.

Wohlan: er sage zu, ihr Haupt zu werden.

Er erscheine und nehme sie dort Alle gefangen. —

Anicius,“ fügte er bei, „ist von der Kaiserin selbst gewarnt für heute Nacht — er war bei mir.“ —

„O und müßt' er sterben: — es gilt ja, Belisar zu retten.

Er muß es thun! Ich seh' es ein.

Und es ist kühn, gefährlich — es wird ihn reizen.“

„Wird er seinen Freigelassenen opfern?“ —

„Sieben mal haben wir den Thoren vergebens gewarnt. Was liegt an Photius, wenn es Belifar gilt.

Wenn ich je Gewalt über ihn gehabt: — heute werd' ich ihn überzeugen.

Schon früher rieth ihm Prokop, einmal einen solchen, wie er sagte, brutalen Beweis seiner Treue zu führen, nach dem er nicht gleich die erste Aufforderung dem Kaiser mitgetheilt.

Ich werde ihn dieses Rathes Prokops erinnern.

Sei gewiß: er folgt meinem, unsrem übereinstimmenden Rath.“

„Gut: er soll vor Mitternacht dort sein.

Wenn der Wächter auf den Mauern die zwölfte Stunde ausruft, breche ich in den Sal: und, auf daß er ganz sicher geht, soll er nur eintreten, wenn er meinen Mauren Sypbar in der Nische des Hauses hinter der Petrus-Statue sieht: auch kann er einige seiner Leibwächter vor das Haus stellen: sie sollen ihn decken für den Nothfall und Zeugniß ablegen für ihn.

Große Verstellungskunst wird ihm nicht zugemuthet: er soll erst kurz vor Mitternacht eintreten: er braucht dann nur zu hören, nicht zu reden. Unsere Wachen harren im Hain des Constantinus vor der Hintertür des Muschelhauses des Photius: mit dem Ausruf der Mitternacht — die Tuba bläst die Ablösung der Wachen, du weißt, man hört es deutlich — brechen wir ein.

Er braucht also gar nicht das Wagniß zu übernehmen, ein Zeichen zu geben.“

„Und du, — du kommst gewiß?“

„Ich werde nicht fehlen.“

„Leb wohl, Antonina.“

Und rasch war er, rückwärts schreitend, das Antlitz dem gebändigten Thiere zugekehrt, das Messer zückend, an dem Ausgang.

Der Leopard hatte auf den Moment gewartet: er regte sich leise in der Ecke, sich aufrichtend.

Da aber, zwischen den Vorhängen, erhob Cethegus nochmal den Stahl und drohte.

„Nieder, Dareios! Heiß Eisen sonst droht.“

Und er war hinaus.

Der Leopard duckte den Kopf auf den Mosaik-Estrich und stieß ein kläglich Geheul aus ohnmächtiger Wuth.

---

## Vierzehntes Capitel.

---

König Totila war mit Flotte und Heer nach Rom zurückgekehrt, in den eroberten Städten nur kleine Besatzungen lassend, nachdem der Kaiser auf Grund seiner Forderungen Friedensverhandlungen eröffnet und einen Waffenstillstand von sechs Monaten erbeten hatte, vor dessen Ablauf der Friede durch byzantinische Gesandte geschlossen werden sollte, welche er in Bälde nach Rom zu schicken versprach.

Das Glück Totila's und der Glanz seiner Herrschaft standen nun auf der Höhe des Ruhmes.

Der siegreiche Angriff auf das byzantinische Reich hatte seinem Namen weithin leuchtenden Schimmer verliehen.

Auch auf Italien warf derselbe wirkungsvolle Strahlen.

Die beiden letzten, von den Byzantinern behaupteten Städte waren Perugia in Tusciens und Ravenna, das unbezwingbare.

Perugia ergab sich nun nach langer, zäher Vertheidigung dem Grafen Grippa: und selbst von Ravenna fiel der wichtigste Theil, die Hafenstadt Classis, endlich

in die Hand des alten Hildebrand, der nun seit mehr als achtzehn Monden die Beste umschlossen hielt.

Da jetzt die Verpflegung der Stadt von der See her abgeschnitten werden konnte, — der König hatte den Auftrag gegeben, alle bisher vereinzelt Geschwader zu einer starken Flotte bei Ancona zu sammeln und den Hafen Classis zu sperren — war ihr baldiger Fall durch Ausshungerung zu erwarten.

So war denn nur noch ein einziger Schritt zu thun zur vollen Lösung des Gelübdes, welches Totila dereinst dem sterbenden Vater Valeria's geleistet: nur in der Landseite von Ravenna noch standen Byzantiner auf italischem Boden: in wenigen Wochen mußte die Stadt die Thore öffnen und nichts stand mehr der Vermählung des Gothenkönigs mit der schönsten Tochter Italiens im Wege.

Totila beschloß, diesen Schritt vorzubereiten durch eine öffentliche, feierliche Verlobung mit seiner Braut, durch ein glanzvolles Sieges-Fest, welches die errungenen Erfolge verherrlichen, die Geliebte dem ihm nicht wohlgefälligen Einfluß des Klosters entziehen und sie, die künftige Königin, dem Hofe, dem Reiche zeigen sollte: denn bisher hatten ja nur Graf Teja und die vertrauesten Freunde Totila's Brautschast und Braut gekannt.

Cassiodorius und Julius hatten als hohe Ehre den Auftrag aufgenommen, die Verlobte des Königs aus Taginā abzuholen und nach Rom zu führen.

Südwestlich vom jetzigen Monte Testaccio, wo der Tiber längs der aurelianischen Umwallung hinläuft und die

Stadt verläßt, ragte auf sanftem Hügel eine alte kaiserliche Villa aus der Zeit der Antonine.

Totila liebte den Ort, der von der Höhe einen wundervollen Ausblick den Fluß hinab und in die Campania gewährte: den Fluß, welchen jetzt wieder zahlreiche kleine Handelschiffe bevölkerten, die von dem Hafen Portus herauf die Frachten der großen Seeschiffe in die Stadt führten: die Campania mit ihren wieder aus dem Schutt und der Zerstörung von zwei Belagerungen emporsteigenden Landhäusern.

Mit geringer Nachhülfe hatte der König den alten Cäsarenpalast wieder wohnlich herstellen lassen: auf der prachtvollen, breiten Terrasse vor der Villa, welche die Krone der bis an den Fluß hinab steigenden Marmortreppe bildete, sollte die Festfeier ihre reich geschmückte Stätte finden.

Totila hatte von Neapolis den alten Bildhauer Xenarchos, welcher zuerst die Dioskuren zusammengesetzt, entboten und ihn beauftragt, aus der Fülle von verfügbaren Statuen in Rom und den nächsten Städten die vorzüglichsten zu wählen und sie auf den leeren Postamenten zu beiden Seiten der Marmor-Treppe aufzustellen.

Mit liebevollem Eifer hatte sich der Alte seines Auftrags entledigt: und ein herrliches Spalier von Göttern, Göttinnen und Heroen schloß bald von beiden Seiten die Marmorstufen ein.

Die Terrasse war überwölbt von einem weiten Purpurzelt, wie man sie über die Räume des Amphi-

theaters spannte, zum Schutz gegen die Sonne, geöffnet aber gegen den kühlenden Wind vom Flusse her: nach rückwärts verlief die Terrasse in das säulengetragne Vestibulum der Villa.

Das Königszelt, die Treppe, das Vestibulum, die ganze Villa waren aber umschlungen von zahllosen Gewinden des immergrünen Laubes, welches im Winter und Sommer den Garten Italia's schmückt.

Von der Spitze des Königszeltes wallte stolz durch die römischen Lüfte das neue, prachtvolle Banner Totila's, welches Valeria und ihre Genossinnen zu Taginä kunstvoll mit Gold und Silber in hellblaue Seide gestickt: den goldnen Schwan zeigend, welcher gegen den blauen, von silbernen Sternen besäeten Himmel mit ausgespannten Schwingen auffliegt.

Höher noch ragte zur Rechten das alte, ruhmvolle Amalungenbanner Dietrichs von Bern, mit dem steigenden goldnen Löwen.

Niedriger, zur Linken, eine Trophäe: das Banner Belisars, das Totila vor dem tiburtinischen Thore erbeutet hatte: es war als Sieges-Zeichen mit gesenkter Spitze aufgesteckt.



## Fünfzehntes Capitel.

---

Es war der Tag der Juni-Kalenden, auf welchen das Sieges-Fest angesetzt war.

Die Bevölkerung Roms wogte von den frühesten Morgenstunden an durch die geschmückten Straßen und Plätze der Stadt gegen den aventinischen Hügel und den Fluß, welcher von zahllosen Gondeln belebt war: rings um die Villa hin waren Zelte, Laubhütten, Tische aufgeschlagen, an welchen das Volk von Rom gespeist wurde.

Nachdem Cassiodorius in der Sanct Peters-Kirche unter den Gebeten eines arianischen und eines katholischen Priesters — der letztere war Julius — die Tochter seines alten Freundes dem König verlobt und sie die Ringe getauscht hatten, schritt das Par in glänzendem, feierlichem Aufzug über den Janiculus gegen das rechte Tiberufer, überschritt den Fluß auf der festlich geschmückten, von Laub-Bogen überwölbten Brücke des Theodosius und Valentinian und erreichte dann, dem Laufe des Stromes folgend, unterhalb des Emporiums die Fest-Halle der Villa.

Hier, im Angesicht des versammelten Volksheeres, unter dem an seinem Speer aufgehängten Goldschild des Königs, trat die Römerin in den linken Schuh des gothischen Bräutigams und er legte die gepanzerte Rechte auf ihr dunkles, von durchsicht'gem Schleier bedecktes Haar.

So war die Verlobung nach kirchlichem, nach römischem und nach germanischem Brauch geschlossen.

Nun nahm das Brautpar an dem Mitteltisch der Terrasse Platz, Valeria von edeln Römerinnen und Gothinnen, Totila von Herzogen und Grafen seines Heeres umgeben: abwechselnd spielten und fangen griechische und römische Flötenspieler: und römische Tänze wechselten mit dem Schwertersprung gothischer Jünglinge, indessen auf dem Fluß, an beiden Ufern desselben und rings um die Villa her die römischen und gothischen Gäste des Königs gemeinsam schmauseten, tranken und den milden Herrn und seine schöne Braut um die Wette feierten.

Ernst sinnend blickte Valeria in die Ferne: sie öffnete leise die Lippen.

„Welchen Namen nanntest du?“ fragte sie der König, ihr seinen Becher zum Vortrinken reichend.

Sie that Bescheid und sprach, die goldne Schale zurückgebend:

„Miriam!“

„Miriam Dank und Ehre!“ sagte der König, ernst den Becher hebend.

Aber da klang es goldhell von Harfenseiten: und in ganz weißem, goldgesäumtem Festgewand, einen Kranz von

Lorbern und Eichenblättern um die Schläfe, trat Adal-  
goth vor das Par, warf noch einen fragenden Blick  
auf seinen Harfen- und Waffen-Lehrer, Graf Teja, der  
dem König zur Rechten saß, und sang mit heller Stimme  
zu den Accorden seiner Harfe:

„Hört, alle Völker, fern und nah,  
Byzanz, vernimm es wohl: —  
Der Gothen-König Totila  
Thront hoch im Capitol!

Wie weit ist doch vom Tiber-Strom  
Held Belisar verschreckt:  
Vom Orcus ist, nicht mehr von Rom,  
Cethegus nun Präfect.

Aus welchen Blättern ziemt ein Kranz  
Dem König Totila? —  
An seiner Brust in Rosen-Glanz  
Erglüht Valeria.

Den Frieden schirmet und das Recht  
Sein Schwert, sein Schild, sein Stern:  
Olive, leih dein fromm Geflecht  
Mir für den Friedens-Herrn!

Wer trug den Schreck des Rache-Kriegs  
Gewaltig bis Byzanz?  
Komm, Lorber, wälsches Kraut des Siegs,  
Komm reich in meinen Kranz!

Doch nicht wuchs ihm die Siegestraft  
 Aus Romas Moderstaub:  
 Frisch kröne seine Heldenschaft,  
 Germanisch Eichen-Laub.

Hört alle Völker, fern und nah,  
 Byzanz vernimm es wohl:  
 Der Gothen-König Totila  
 Thront hoch im Capitol!"

Rauschender Beifall folgte seinem Lied, indefs ein römischer Knabe und ein gothisches Mädchen, vor dem Brautpaare knieend, je einen Kranz von Rosen, Oliven, Lorbern und Eichen-Blättern überreichten.

„Auch unsere Sänger, Valeria,“ lächelte Totila,  
 „sind nicht ganz ohne Wohl laut.

Und nicht ohne Kraft und Treue.

Mein Leben dank' ich dem Sänger da.“

Und er legte die Hand auf Adalgoths Haupt. —  
 „Gar unsanft schlug er deinem Landsmann Piso, seinem  
 Kollegen in Apollo, auf die geschickt scandirenden Finger:  
 — zur Strafe, daß er an meine Valeria mit diesen  
 Fingern wohl manchen Vers geschrieben und in derselben  
 Hand nun das tödtliche Eisen gegen mich schwang.“

„Nur Eins hätt' ich noch lieber gehört, mein Adal-  
 goth.“ sagte Teja leise zu diesem, „als dein Jubel-Lied.“

„Was, mein Schwert- und Harfen-Graf?“

„Den Todeschrei des Präfecten, den du leider nur  
 im Gesang in die Hölle geschickt hast.“

Aber Adalgoth ward von einer Menge von gothischen

Kriegern die Treppe hinab gerufen und lange nicht wieder frei gegeben: denn seinen gothischen Hörern, welche die Siege Totila's mit erfochten, gefiel sein Lied viel besser als es vielleicht dir, liebe Leserin, gefällt.

Herzog Guntharis umarmte und küßte ihn und sprach, indem er ihn zur Seite führte:

„Mein junger Held!

Das ist eine Aehnlichkeit!

So oft ich dich sehe, ist mein erster Ausruf: Alarich.“

„Ei, das ist mein Schlachtruf,“ sagte Adalgoth und im Gespräch verschwanden sie unter der Menge.

---

## Sechzehntes Capitel.

---

Gleichzeitig blickte der König nach der Säulen-Halle der Villa zurück, da plötzlich das Spiel der dort aufgestellten Flötenbläser abbrach.

Er erkannte den Grund wohl: und er selbst sprang, mit einem Ruf des Staunens, von seinem Sitz.

Denn zwischen den beiden kranzumwunden Mittel-Säulen des Eingangs stand eine Gestalt, die nicht irdisch schien.

Ein wunderhohes Mädchen in ganz weißem Gewand, einen Stab in der Hand und einen Kranz von weißen Sternblumen um das Haupt.

„Ah was ist das? Lebts dies reizvolle Bild?“ frug erstaunt der König.

Und alle Gäste, alle die Frauen und Männer umher, folgten dem Blick seines Auges, der Bewegung seiner Hand mit Staunen.

Denn was an der schmalen Oeffnung die Blumen-gewinde übrig gelassen, war ausgefüllt von einer lieblichen Gestalt, deren gleichen sie nie geschaut.

Das Kind oder Mädchen hatte das glänzend weiße

Rinnenkleid auf der linken Schulter mit einer Saphir-Spange geheftet: den breiten, goldnen Gürtel schmückte ein großer Kreis von Saphiren: wie zwei weiße Flügel fielen die langen weißen Zipfel-Aermel von ihren Schultern: Ephauranken umwoben die ganze Gestalt: die Rechte hielt, auf der Brust ruhend, den Blumen umwundenen, gekrümmten Hirtenstab: die Linke hielt einen wundervollen Kranz von Waldblumen und ruhte auf dem mächtigen Haupt eines großen, braunzottigen Hundes, der um den Hals auch einen Blumenkranz trug. Ohne Furcht, sinnig, forschend fiel ihr Blick über die glänzende Versammlung.

Staunend harrten eine Weile die Gäste, regungslos stand das Mädchen.

Da stand der König auf von seinem Thron, schritt auf sie zu und sprach:

„Willkommen in der Gothen Königsal, bist du ein irdisch Wesen,“ lächelte er.

Bist du aber, — was ich fast lieber glauben möchte — der Licht-Elben wundervolle Königin — nun so sei uns auch willkommen: dann muß dir ein Thron hoch über des Königs Sitz gerüstet werden.“

Und anmuthig begrüßend lud er sie, mit beiden Armen winkend, näher.

Sie aber trat nun, schwebenden Schrittes, über die Schwelle der Säulenhalle auf die Terrasse, erröthete und sprach:

„Wie sprichst du doch liebliche Thorheit, Herr König. Ich bin keine Königin.“

Ich bin ja Gotho, die Hirtin.

Du aber bist — ich seh's mehr an deiner lichten Stirn als an dem Goldreif — du bist Totila, der Gothenkönig, den sie den Freudenkönig nennen.

Da hast du Blumen, du und deine schöne Braut — ich hörte: eurer Verlobung gilt dies Fest — Gotho hat nichts Andres zu spenden: ich pflückte und wand sie, wie ich des Weges durch die letzten Haine kam.

Und nun König, der Waisen Schirmherr und des Rechtes Schutz, nun höre mich und hilf mit deinem Schutz.“

Der König nahm wieder neben Valeria Platz: das Mädchen stand zwischen beiden: die Braut faßte ihre Hand: der König legte ihr die Hand auf's Haupt und sprach:

„Bei deinem eignen wundersamen Haupte schwör' ich dir Schutz und Recht. Wer bist du? und was ist dein Begeh?“

Herr, ich bin eines Bergbauern Enkelin und Kind.

Ich bin erwachsen auf dem Iffaberg unter Blumen und Einsamkeit.

Ich hatte nichts herzliebess auf Erden als einen Bruder.

Der ist mir davon gezogen, dich zu suchen.

Und als der Großvater zu sterben kam, schickte er mich zu dir: bei dir soll ich den Bruder, Recht und Schicksals-Lösung finden.

Und er gab mir zur Begleitung den alten Hunibad mit von Tericlis: aber dessen Wunden waren nicht



ausgeheilt und sie brachen bald wieder auf und schon in Verona blieb er liegen.

Und lange Zeit hatt' ich ihn zu pflegen, bis auch er starb.

Und dann zog ich ganz allein, nur mit Brun, dem treuen Hunde, quer durch all' dies weite, heiße Land bis ich endlich Romaburg und dich gefunden.

Und gute Ordnung hältst du, Herr König, in deinem Land: — man muß dich loben.

Deine Königsstraßen sind Tag und Nacht bewacht von deinen Sajonen und Lanzen-Reitern.

Und gar freundlich und gut waren sie mit dem einsam wandernden Kinde.

Und wiesen mich jede Nacht zu einem Hause guter Gothen, wo die Hauswirthin mein pflegte.

Und sie sagen ja: solchen Rechtsfrieden schirmt du im Lande, daß man goldne Spangen auf deine Königsstraßen legen und sie nach vielen, vielen Nächten dort sicher wieder finden kann.

Und in einer Stadt, Mantua, glaub' ich, hieß sie, war, gerade als ich über den Marktplatz schritt, groß Gedräng und alles Volk lief zusammen.

Und deine Sajonen führten einen Römer in ihrer Mitte zum Tode und riefen: „Marcus Massurius muß des Todes sterben auf König Totila's Befehl: er hatte ihn freigegeben, den Kriegsgefangnen: da raubte der Freche mit Gewalt ein jüdisches Mädchen: König Totila hat des großen Theoderich Gesetz erneut.“

Und sie schlugen ihm den Kopf ab auf offnem Markt und alles Volk erschrak vor König Totila's Gerechtigkeit.

Nun, treuer Brun, hier darfst du schon rasten, hier thut mir niemand was zu leide.

Auch seinen Hals hatt' ich, euch zu Ehren, heut' mit Blumen bekränzt."

Und sie schlug den gewaltigen Hund leise auf sein zottiges Haupt: mit einem klugen Blick trat er vor an des Königs Thron und legte die linke Vorderpranke zutraulich auf dessen Knie.

Und der König gab ihm zu trinken aus flacher, goldner Schale.

„Für goldne Treue," sprach er, „goldnen Becher.

Wer aber ist dein Bruder?"

„Ja," sagte sie nachdenklich, „nach Vielem, was mir Hunibad unterwegs und auf dem Krankenbett erzählt, glaub' ich, daß sein Name nicht der rechte.

Aber er ist leicht zu kennen," fuhr sie erröthend fort.

„Goldbraun wogt sein Gelock: und sein Auge ist blau wie dieser lichte Stein: und seine Stimme ist hell wie die der Lerche: und wenn er Harfe schlägt, blickt er nach Oben, als sähe er den Himmel offen —"

„Adalgoth," rief der König! — „Adalgoth! widerholten alle Gothen.

„Ja, Adalgoth, heißt er," sprach sie.

Da flog dieser, — sein Name schlug, laut gerufen, an sein Ohr — die Stufen herauf:

„Meine Gotho!" jubelte er.

Und sie hielten sich umschlungen.

„Die gehören zusammen,“ sagte Herzog Guntharis, der dem Jüngling gefolgt war.

„Wie Morgenroth und Morgensonne,“ sprach Teja.

„Nun aber laß mich,“ sprach das Mädchen, sich los machend, „meinen Auftrag erfüllen: des sterbenden Großvaters Gebot.

Hier, Herr König, nimm diese Rollen und lies sie:

Da soll alles Schicksal drin stehen für Adalgoth und Gotho: Vergangenheit und Zukunft, sprach der Ahn.“

---

## Siebenzehntes Capitel.

---

Und der König entfigelte die äußeren Schnüre und las:  
„Dies hat geschrieben Hildegisel, des Hildemuth Sohn,  
den sie den langen nennen, ehemals Priester, dormalen  
Burgmann zu Teriolis.

Geschrieben auf Vorsprechen des alten Iffa: und ist  
Alles wahrhaftig aufgeschrieben.

Also: Nun kommt's.

Das Latein ist wohl oft nicht, wie es in der Kirche  
gesungen wird.

Aber ihr werdet's schon verstehn, Herr König.

Denn wo's schlecht Latein, da ist's gut Gothisch.

Also. Nun kommt's aber wirklich.

So spricht Iffa, der Alte:

„Herr König Totila.

Was in dieser hier eingewickelten Rolle geschrieben  
steht, ist die Niederschrift des Mannes Wargs, der aber  
nicht mein Sohn war und nicht Wargs hieß — sondern  
Marich hieß er und war der Baltho, der verbannte Herzog  
von —“

Ein Ruf des Staunens ging durch die Versammlung der Gothen.

Der König hielt inne.

Herzog Guntharis aber sprach:

„Dann ist Adalgoth, der sich den Sohn des Wargs nannte, der Sohn des Balthen Marich, den er selber als des Königs Herold, umreitend in allen Städten auf weißem Roß, mit lautem Heroldspruch gesucht.

Und niemals sah ich größere Ähnlichkeit als die zwischen Vater Marich und Sohn Adalgoth.

„Heil dir, Herr Herzog von Apulien!“ rief lächelnd Totila und schloß den Knaben in die Arme.

Sprachlos vor Staunen sank Gotho nieder in die Kniee: ihre Augen füllten sich mit Thränen und, zu Adalgoth ausblickend, seufzte sie:

„Also nicht mein Bruder?“

O Gott! —

Heil dir, Herr Herzog von Apulien.

Leb' wohl! auf immer!“ und sie stand auf und wandte sich, zu gehen.

„Nicht meine Schwester!“ jubelte Adalgoth.

„Das ist das Beste an dem ganzen Herzogthum Apulien!

Halt da“ — und er fing sie auf, drückte ihr Köpfchen an die Brust, küßte sie herzlich auf den Mund und sprach zum König:

„Herr König Totila, nun gebt uns zusammen.

Hier ist meine Braut — hier ist meine Herzogin.“

Totila aber, welcher einstweilen beide Urkunden durchflog, lächelte:

„Ja, da braucht's nicht Salomons Königsweisheit dazu, hier das Rechte zu finden. — Junger Herzog von Apulien, so verlob' ich dir die Braut.“

Und er legte das weinende, lachende Kind in seine Arme.

Zu den Gothen umher aber sprach er:

„Bergönnt, daß ich euch aus dem etwas ungeschlachten Latein von Hildemuth's Sohn — ich kannte ihn: besser war er mit dem Speer, als mit der Feder zu brauchen — und dem Testament des Herzogs die Wunder kurz erkläre, die wir hier sehen.“

Herzog Marich betheuert hier seine Unschuld.“

„Die ist jetzt erwiesen: durch seinen Sohn,“ rief Herzog Guntharis „und ich hatte nie an seine Schuld geglaubt.“

„Er erfuhr erst spät den geheimen Ankläger.“

Unser Adalgoth hat dessen Namen aus der zertrümmerten Cäsarstatue an's Licht gebracht.

Cethegus der Präfect hatte eine Art Tagebuch geführt, in geheimer Schrift: aber Cassiodorius hat sie, mit Staunen und Entsetzen über die Frevel des so lang von ihm bewunderten Mannes, entziffert: da fand sich ein Eintrag folgenden Inhalts in dem vor etwa zwölf Jahren geschriebnen Anfang:

„Balthenherzog verurtheilt. Daß er unschuldig, glaubt nur noch er selbst und sein Ankläger. Wer Cethegus in's Herz trifft, soll nicht leben. Als ich damals am Tiberufer aus Tod gleicher Betäubung erwachte, war

diese Rache mein erster Gedanke: sie ward' mein Schwur: er ist erfüllt."

„Geheimniß schwebt noch auf den Gründen dieser Rachsucht: doch müssen sie irgendwie zusammenhängen mit Julius Manilius Montanus, unsrem Freund."

Wo ist er? —"

„Er hat sich mit Cassiodorius schon wieder in die Peterskirche zurück begeben," sprach Graf Teja: „du mögest sie entschuldigen: sie beten um diese Stunde jeden Tag um den Frieden mit Byzanz."

Und Julius auch für des Präfecten Seele," fügte er mit bitterem Lächeln bei.

„Nur schwer hatte König Theoderich an die Schuld des tapfern Herzogs geglaubt, mit welchem innige Freundschaft ihn verbunden."

„Hatte er ihm doch," fiel Herzog Guntharis ein, „einst einen breiten, goldnen Armreif geschenkt mit einer Runenschrift."

Der König fuhr fort, aus der Rolle lesend:

„Und diesen Armreif habe ich mit genommen in Verbannung und Flucht mit meinem kleinen Knaben."

Dieser Armreif, entzwei gebrochen zwischen dem Runenspruch, mag einstmals die echte Geburt meines Sohnes als Wahrzeichen beweisen."

„Er trägt das Wahrzeichen im Antlitz," meinte Herzog Guntharis.

„Aber es fehlt auch an dem goldnen nicht," sprach Adalgoth: „wenigstens ein Stück hat mir der alte Iffa mitgegeben: hier ist's:" und er holte nun den halben

Armreif, den er an einer Schnur auf der Brust trug, hervor. „Ich habe nie den Sinn der Runen enträthseln können:

„Dem Balthen —  
Dem Falken —  
In Noth —  
Dem Freunde —“

„Ja, dir fehlte die andre Hälfte, Adalgoth,“ sprach die Hirtin und holte aus dem Busentuch das zweite Stück.  
— „Sieh, hier lauten die Runen:

„— Der Amaler,  
— Der Adler,  
— Und Tod  
— Der Freund.“

„Dem Balthen der Amaler, —  
Dem Falken der Adler,  
In Noth und Tod  
Dem Freunde der Freund.“

So las, nun beide Halb-Ringe zusammen haltend, Teja.  
Der König aber fuhr fort.

„Endlich aber hatte mich der König nicht mehr schützen können, als ihm Briefe vorgelegt wurden, so meisterhaft gefälscht und meiner Handschrift nachgebildet, daß ich selbst, als mir zuerst ein harmloser Satz aus dem Inhalt, auf einem heraus geschnittenen Pergament Streifen, vorgelegt wurde, ohne Weitres anerkannte „ja, das hab' ich geschrieben.“



Da paßten die Richter den Streifen wieder in das Pergament und lasen mir das Ganze vor: und so sollte ich denn geschrieben haben an den Hof von Byzanz, ich wolle den König ermorden und Süd-Italien räumen, wenn man in Byzanz mich als König von Norditalien anerkennen wolle.

Da verurtheilten mich die Richter.

Als ich aus dem Sal geführt wurde, traf ich auf dem Gange Cethegus Cäsarius, meinen langjährigen Feind —: es war mir gelungen, ein Mädchen, um das er warb, dem unheimlichen Mann zu entziehen und einem wackern Freund in Gallien als Gattin zuzuführen — er drängte sich durch die Wachen, schlug mir auf die Schulter und sprach:

„Wem die Liebe entrisßen, den tröstet der Haß.“

Und an seinem Blick errieth ich es: er und kein Anderer war der falsche Ankläger.

Als letzte Gnade gewährte mir der König die Mittel, aus dem Kerker zu entfliehen.

Aber ich ward geächtet, friedlos gesetzt mit meinem ganzen Haus; mein Erbe eingezogen.

Lang zog ich unstät in den Nordbergen umher, bis ich mich entsann, daß auf dem Berg der Iffinge bei Teriolis altgetreue Gefolgen meines Geschlechts siedelten: dorthin wanderte ich mit meinem Knaben und wenigen Schatzstücken des Balthenhauses.

Und die Getreuen nahmen mich auf und meinen Knaben und bargen mich unter dem Namen Wargs — der Verbannte — und gaben mich für den Sohn des

Alten Iffa aus und entfernten alle unverlässigen Knechte, die mich hätten verrathen können.

Und so leb' ich im Verborgnen manches Jahr.

Meinen Sohn aber will ich und sollen nach mir die Iffinge erziehen zur Rache an Cethegus, dem Verräther.

Ich hoffe, einst kommt der Tag, der meine Unschuld aufdeckt.

Bleibt er aber allzulang aus, dann soll mein Sohn, wenn er schwertreif geworden, hinunter ziehen vom Iffa-berg gen Italien, den Vater zu rächen an Cethegus Cäsarius.

Dies ist mein letztes Wort an meinen Sohn."

„Bald aber, nachdem der Herzog dies geschrieben hatte," las der König aus der andern Rolle weiter, „verschüttete ihn mit einigen meiner Gesippen der Berg in einem Felsenrutsch.

Ich aber, Iffa der Alte, habe den Knaben als meinen Enkel auferzogen und als Gotho's Bruder, weil immer noch die Friedlosigkeit lastete auf dem Geschlecht des Herzogs Marich und ich nicht auch auf ihn die Rache des Höllenmannes lenken wollte.

Und auf daß der Junge Andern ganz gewiß nichts von seiner gefährlichen Abkunft sagen könne, habe ich ihm selber nichts davon gesagt.

Als er aber nun schwertreif geworden und ich vernahm, daß in Romaburg ein milder und gerechter König walte, der den höllischen Präfecten niederkämpfe, wie der Morgengott den Nachtriesen, da sandte ich jung Adalgoth zur Rache aus und erzählte ihm, daß er ein

edles Adelshaupt, den Schutzherrn unfres Geschlechts, nach seines Vaters Auftrag an Cethegus, dem grimmen Verfolger und Verderber, zu rächen habe.

Aber daß er Marichs, des Balthenherzogs Sohn, verschwieg ich ihm: denn ich scheute die Acht, die noch auf ihm lag: seines Vaters Name konnte ihm, so lang die Schuld darauf haftete, nichts nützen, nur schaden.

Ganz eifertig aber schickte ich ihn fort, seit ich erkannte, daß ihn selbst die geglaubte Schwesterschaft nicht abgehalten, meine Enkelin Gotho gar unbrüderlich lieb zu gewinnen.

Ich hätte ihm nun zwar wenigstens sagen können, daß Gotho nicht seine Schwester.

Das aber soll mir fern sein, daß ich meines alten Herrn-Hauses altadligen Sproß, gleichsam durch Betrug, mit meinem Blut, mit dem schlichten Hirtenkind, verbände.

Nein: er wird, wenn Recht auf Erden lebt, dereinst der Herzog von Apulien, wie sein Vater vor ihm. —

Und da ich fürchte, daß ich zu sterben komme und Adalgoth noch keine Kunde von des Präfecten Untergang geschickt, habe ich den langen Hildegisel gebeten, dies Alles aufzuschreiben.

(Und ich, Hildegisel, habe für die Schreibung zwanzig Pfund besten Käse erhalten und zwölf Krüge Honig, was ich dankbar bekemme und beide waren sehr gut.)

Und mit Alle dem und mit den Schatzstücken, mit den blauen Steinen und feinen Gewändern aus dem Balthen-Erbe, und den Goldselidi sende ich das Kind

Gotho an den gerechten König Totila: ihm soll sie Alles aufdecken.

Er wird die Nacht, die Friedlosigkeit nehmen von dem unschuldigen Sohn des unschuldigen Mannes.

Und wenn Adalgoth weiß, daß er der edeln Balthen Sproß und daß Gotho nicht seine Schwester, — dann mag er thun nach seinem Willen: er soll dann frei die Hirtin wählen oder meiden: nur das wisset, daß der Iffinge Geschlecht nie unfrei war, sondern vollfrei von jeher, wenn auch in des Balthenhauses Schutz.

König Totila, du entscheide über sie."

---

## Achtzehntes Capitel.

---

„Nun,“ lächelte der König, „diese Mühe hast du mir schon abgenommen, Herr Herzog von Apulien.“

„Und die kleine Herzogin,“ schaltete Valeria ein, „hat sich gleich, als hätte sie's geahnt, bräutlich für diesen Tag geschmückt.“

„Für euer Brautfest,“ lächelte die Hirtin: „als ich vor den Thoren der Romaburg erfuhr von dieser Feier, da öffnete ich, wie der Ahn befohlen, das Bündel und schmückte mich für euch.“ —

„Unser Verlobniß,“ sprach Adalgoth zu seiner Braut, fiel auf den Verlobungstag des Königspars — soll auch unser Hochzeitstag der des Königspares sein?“

„Nein, nein,“ fiel Valeria hastig, fast ängstlich ein.

„Nicht noch ein Gelübde, gefnüpft an ein älteres, noch ungelöstes.“

Ihr Kinder des Glückes: seid weise: heute habt ihr euch gefunden: haltet das Heute fest: das Morgen gehört den ungewissen Göttern.“

„Recht sprichst du,“ jubelte Adalgoth, „heute noch soll Hochzeit sein,“ und er hob Gottho hoch auf seinen lin-

ten Arm, sie allem Volke zeigend, „seht hier, ihr guten Gothen, meine kleine Frau Herzogin.“

„Mit Vergunst,“ sprach da eine bescheidne Stimme, „wo so viel Glück und Sonnenschein auf die Gipfel und Höhen des Volkes fällt, da möchte sich auch niederes Gewächs dran laben.“

Vor den König trat ein schlichter Mann, an der Hand ein hübsches Mädchen.

„Du bist es, wackerer Wachis,“ rief Graf Teja, zu ihm tretend, „und nicht mehr Knecht, im langen Haar der Freien?“

„Ja, Herr: König Witichis, mein armer Herr, hat mich freigelassen, als er mich mit Frau Kauthgundis und Wallada entließ.“

Seither ließ ich das Haar als Freier wachsen.

Und Frau Kauthgundis wollte, — ich weiß es ganz gewiß, — ihre Magd Liuta hier auch frei lassen: und wir sollten nach Volksrecht Ehe schließen als Freie: aber sie kam ja nicht mehr zurück in das Haus bei Fäfulä.

Wohl aber ich aus unsrer Waldhütte: und gerade zur rechten Zeit noch flüchtete ich meine Liuta aus der Villa: Tags drauf kamen die Saracenen Belisars und brannten und mordeten die Stätte aus.

Nach Frau Kauthgundens erblosem Tode — denn ihrem Vater Athalwin hatte schon vor ihrem Untergang der Süd Sturm eine Lawine über Haus und Haupt geworfen — ist nun Liuta dem König als Eigenthum zugefallen: und ich möchte daher den König bitten, daß er auch mich wieder zum unfreien Knecht aufnehme, auf

daß wir nicht gestraft werden, wenn wir uns freien —  
und —“

Totila ließ ihn nicht aussprechen:

„Wachis, du bist treu,“ rief er gerührt.

„Nein, nach Volksrecht sollt ihr die Freien = Ehe  
schließen.“

Reicht mir ein Goldstück.“

„Hier, Herr König,“ rief eifrig Gotho, aus ihrer  
Hirtentasche eins hervorholend — „es ist mein letztes  
von den sechs.“

Der König nahm es lächelnd, legte es auf Viuta's  
rechte, offene Handfläche und schlug es dann, von unten  
nach oben, aus ihrer Hand, daß es klingend auf das  
Mosaikgetäfel sprang und sprach:

„Frei und frank  
Laß ich dich, Viuta,  
Ledig und lastlos!  
Freie du fröhlich  
In Königsfrieden.“

Da trat Graf Teja vor und sprach: „Wachis, du  
trugst schon einmal glücklosem Herrn den Schild. Willst  
du nun mein Schildträger werden?“

Feuchten Auges ergriff der Treue des Grafen Rechte  
mit beiden Händen.

Und nun erhob Teja den Gold-Pocal und sprach  
feierlich:

„Ihr glänzet im Glück: —  
Schön scheint euch der Schimmer

Der seligen Sonne:  
 Doch denket drum doch  
 Treu traurig der Todten!  
 Ohne Glanz, ohne Glück,  
 Doch treu, tapfer und trefflich  
 Rang ruhmvoll der Rede:  
 Witichis, Waltharis' wehrlicher Sohn.  
 Feiert ihr fest-froh,  
 Lichte Lieblinge  
 Gütiger Götter,  
 Goldne Gelage, —  
 Ehre doch immer  
 Der Gothen Geschlecht  
 Der glücklosen Gatten  
 Geweihtes Gedächtniß.  
 Ich mahne euch, Minne  
 Traurig zu trinken  
 Des muthigsten Mannes,  
 Des wackersten Weibes:  
 Witichis und Kauthgundens Minne trinf' ich."

Und alle thaten, schweigend, feierlich und trauervoll,  
 Bescheid.

Dann hob König Totila noch mal den Becher und  
 sprach laut vor Allen Volk:

„Er hatte es verdient — ich habe es erreicht: ihm  
 bleibt unvergessne Ehre!“

Als er sich nieder gelassen, — die beiden andern Päre  
 wurden mit an des Königs Tisch gesetzt, — stieg Graf



Thorismuth von Thurii (seine treue Tapferkeit war durch die Grafenwürde belohnt, aber das Amt des Herolds und Waffenträgers ihm auf seinen Wunsch belassen worden) die Stufen herauf, neigte vor dem König seinen Heroldstab und sprach:

„Fremde, fernher gesegelte Gäste meld' ich, König der Gothen.

Jene große Flotte, welche, leicht hundert Segel stark, schon seit mehreren Tagen von deinen Seewarten und Hafenthürmen gemeldet wurde, ist nun in Portus eingelaufen.

Nordleute sind es: wogenkundig, kühnes Volk, aus fernstem Thule Land.

Hochbordig ragen ihre Drachenschiffe und Schreck verbreiten deren ungethüme Bugsprietbilder.

Aber zu dir kommen sie friedlich.

Und das Königsschiff hatte gestern schon Bote ausgesetzt und hohe Gäste segeln den Fluß herauf.

Ich rief sie an und erhielt zur Antwort:

„König Harald von Götaland und Haraldra (seine Gattin, wie es scheint), die wollen König Totila begrüßen.“

„Führ' sie herauf.

Herzog Guntharis, Herzog Adalgoth, Graf Teja, Graf Wisand, Graf Grippa geht ihnen entgegen und geleitet sie.“

Und alsbald erschienen, unter den kriegerischen Tönen ihrer fremdartigen, gewundnen Muschel-Hörner, umgeben von zwanzig ihrer ganz in Stahlringen gepanzerten

Helden und Segelbrüder, auf der Terrasse zwei hohe Gestalten, welche selbst den schlanken Totila und seine Tafelgenossen überragten.

König Harald trug auf dem Helm die beiden fußlangen Schwingen des schwarzen Seeadlers: das Federkleid desselben Vogels bedeckte das eiserne Helmdach.

Vom Rücken floß ihm eines ungeheueren schwarzen Bären Fell, dessen Nachen und Borderpranken vorn über den Brust-Harnisch von handbreiten Erzringen herab hingen.

Ein eisendraht=geflochtner Wappenrock, der bis an die Kniee reichte, wurde durch einen breiten, muschelbesetzten Gurt von Seehundfell um die Hüften gehalten.

Arme und Beine waren nackt, aber von breiten Goldringen geschmückt zugleich und geschirmt.

Ein kurzes Messer hing an stählerner Kette an seiner Seite: in der Rechten aber trug er einen langen harpunengleichen Widerhakenspeer.

Seine dicken, hellgelben Locken flutheten, mähnen=gleich, tief über seine Schultern.

Zu seiner Linken stand, nicht um eine Fingersbreite kleiner, die Walkürengestalt seiner Begleiterin.

Das hellrothe, metallisch schimmernde Haar floß, in langem, schlichtem Schweife, bis fast an ihre Knöchel, hervor unter dem goldnen, offenen Helme mit den kleinen Flügeln der Silber-Möve, über den schmalen Streif von dem weißen Pelze des Eisbären, der mehr als Schmuck denn als Mantel, ihren Rücken bedeckte.

Ein ganz eng anschließender Panzer von klein ge-

schupptem Golde zeigte den unvergleichlichen Wuchs der Schildjungfrau, jeder Bewegung der athmenden Brust elastisch folgend.

Ihr bis an die halbe Wade reichendes Untergewand war aus den weißen Haaren des Schneehasen kunstvoll gefertigt.

Die Arme schmückten, halb sie verhüllend, Ärmel aus aneinandergereihtem und durchbohrtem, goldgelbem Bernstein, der in der Abendgluth der römischen Sonne seltsam funkelte.

Auf ihrer linken Schulter aber saß gravitatisch der zierliche, weiße Falke von Island.

Ein kurzes Handbeil stak in ihrem Gurt: die Rechte aber trug die über die Schulter gelehnte, langgeschweifte Harfe mit dem Schwanenbug von Silber.

Gaffend folgten, nachdrängend, die Römer, die Augen weit aufreißend über solche Gestalten: aber auch die Gothen bewunderten das soviel hellere Weiß dieser Arme, die eigenartig hellen, blitzenden Augen.

„Nachdem der schwarze Held, der mich empfing,“ sprach der Wiking, „sagt: er sei's nicht, kannst nur du der König sein,“ und er reichte Totila die Hand, erst den Kampf-Handschuh aus Haifisch-Haut abstreifend:

„Willkommen am Tiberstrom, ihr Bettern aus Thuleland,“ rief Totila, zutrinkend.

Und auf rasch bereiteten Stühlen nahm das Fürstenpar am Königstische Platz, ihre Gefolgen an den nächsten Tafeln: Adalgoth schenkte Wein aus hohen Henkelkrügen.

König Harald trank und schaute bewundert umher.

„Bei Asathor,“ rief er dann, „hier ist es schön!“

„So denk' ich mir Walhalla!“ sprach seine Begleiterin.

Raum verstanden sich die Gothen und die Nordleute untereinander.

„Gefällt es dir bei mir, Bruder,“ sprach Totila langsam, „dann weile lang unter uns mit deiner Gattin.“

„Hoho, Romkönig,“ lachte die Riesin und warf das Haupt zurück in den Nacken, daß die rothe Haarwelle fluthete.

Kreisend umflog sie dreimal der Falke: dann kehrte er ruhig auf ihre Schulter zurück: —

„Noch ist kein Mann gekommen, der Harald's Herz und Hand bezwungen: nur Harald, mein Bruder, biegt mir den Arm, überspringt meinen Sprung, überwirft meinen Speer.“

„Geduld, klein Schwesterlein, ich vertraue: bald meistert ein markiger Mann dir das trotzige Magdthum.“

Hier dieser König, blickt er auch mild wie Baldur, gleicht doch Sigurd, dem Fafnirschläger.

Ihr solltet euch messen im Speerwurf.“

Haralda warf einen langen Blick auf den Gothenkönig, erröthete und drückte einen Kuß auf ihres Falken glattes Köpfchen.

Totila aber sprach:

„Uebles gedieh, nach der Sängers Bericht, aus Sigurds Wettkampf mit der Schildjungfrau.“

Begrüße vielmehr friedlich Weib das Weib: reiche die Hand, Harald, meiner Braut.“

Und er winkte Valeria, welcher nur unvollständig Herzog Guntharis das Gesprochene in Latein vermittelte.

Valeria erhob sich in edler, anmuthvoller Hohenheit von ihrem Sitz, im weißen, langwallenden, römisch-griechischen Gewand mit goldnem Gürtel und einer Camee als Schulter-Spange, nur einen Lorberzweig um die edeln Schläfe, welche Totila aus Adalgoths Kranz genommen und durch ihr schwarzes Haar geschlungen: wie Musik umfloß sie die Schönheit, der Rhythmus ihres Faltenwurfs und ihrer Bewegungen: so reichte sie schweigend der nordischen Schwester die Hand.

Einen scharfen, nicht eben freundlichen Blick hatte diese auf die Römerin geschleudert: aber Bewunderung verdrängte zornige Ueberraschung von ihrem Antlitz und sie sprach:

„Bei Freia's Halsgeschmeide, du bist das schönste Weib, das ich je gesehen!“

Ich zweifle, ob dir ein Wunschmädchen in Walhall gleichen mag.

Weißt du, Harald, wem diese Fürstin gleicht?

Vor zehn Nächten haben wir im blauen Griechen- Meer auf einer Insel geheert und einen Säulentempel ausgeleert —: da stand ein hohes Marmorweib aus weißem Stein: auf der Brust ein schlangenumlocktes Haupt: zu Füßen den Nachtvogel: in faltenreichem Gewand — Sven hat sie leider zerschlagen, wegen der

Edelsteine, die sie in den Augen trug —: dieser Mar-  
mor-Göttin gleicht die Königsbraut.“

„Das muß ich dir dollmetschen,“ lächelte Totila der  
Geliebten zu: „nicht dein poetischer Verehrer Piso hätte  
dir ausgesuchter schmeicheln können, als diese Bellona  
des Nordens. — Sie haben — so ward uns gemeldet  
— auf Melos gelandet, und dort die schöne Athena-  
Statue des Pheidias zer schlagen.“

Ihr habt übel gehaust,“ fuhr Totila fort, „ich hörte  
es, auf allen Inseln zwischen Kos, Chios und Melos.  
Was führte euch dann so friedlich zu uns?“

„Das will ich dir sagen, Bruder.“

Aber erst nach einem neuen Trunk.“

Und er hielt Adalgoth den tiefen Becher hin.

„Mein! — nicht mit Wasser verderben den herrlichen  
Saft!“

Wasser muß salzig sein — damit man's gar nicht  
trinken kann — außer man ist ein Hai oder Walroß.

Wasser ist gut, daß es uns trage auf seinem Rücken,  
nicht, daß wir es tragen in unfrem Bauche.

Und 's ist ein wunderbarer Trank, dieses euer Neben-  
Bier.

Unfern Meth habe ich mir immer bald satt ge-  
trunken — der ist wie fade, süße Speise.

Aber dieser Neben-Meth — je mehr man davon  
trinkt, desto durstiger wird man.

Und trank man zuviel, — was kaum denkbar, —  
ist's nicht wie beim Mel- oder Meth-Krausch, daß man  
Asathor bitten möchte, einem um den Schädel mit seinem

Hammer einen Eisenring zu schmieden — nein, der Neben-Kausch ist wie süßer Wahnsinn der Skalden: den seligen Göttern dünkt man sich gleich.

Nun also soviel vom Wein-Kausch.

Wie wir aber hierher gekommen sind, das will ich dir erzählen.“

---

## Neunzehntes Capitel.

---

„Also: wir sind daheim in Thuleland, wie es die Skalden nennen, in Götaland, wie wir es heißen.

Denn Thuleland ist das Land, wo man nicht wohnt, wo nur, noch weiter nach den Eisbergen hin, andre Männer wohnen.

Unser Reich reicht gegen Aufgang an die See und unfre Insel Gotland.

Gegen Niedergang an Hallin und das Skioldunga-Haff.

Gegen Mitternacht an Svealand.

Gegen Mittag an Smaland, Skone und der See-Dänen-Reiche.

König aber ist mein Vater, Frode, den Odhin liebt.

Er ist viel weiser denn ich.

Er hat mich aber jetzt zum Mit-König krönen lassen auf dem heiligen Stein zu Ring-Sala, weil er schon bald hundert Jahre alt ist und blind.

In unsern Hallen aber singen die Säger noch immer die Wandersage, daß ihr Gothen mit den Amalerfürsten und den Balthen ursprünglich unfre Brüder wart



und nur durch Verirrung auf der Wanderung seied ihr allmältig immer weiter nach Süden abgekomen: denn ihr folget der Kraniche Flug vom Kaukasus ab, wir aber dem Kennen der Wölfe.“

„Wenn dem so ist,“ lächelte Totila, „zieh' ich die Kraniche als Wegweiser vor.“

„So mag dir das jetzt wohl noch scheinen, hier in dieser stolzen Meth-Halle,“ sprach König Harald ernst.

„Aber mein weiser Vater Frode meint anders.“

Wie dem nun sei — (ich glaub's nicht recht: denn sonst müßten wir unsre Worte leichter verstehen) —: wir ehren hoch und treu die alte Blutsgemeinschaft.

Und lange Zeit kam von eurem warmen Gothaland in unser kaltes immer nur frohe, stolze Kunde höchsten Ruhms: und mein Vater und euer König Thidrek, den unsrer Skalden Harjentlieder preisen, tauschten einmal Gesandte und Geschenke, vermittelt durch die Bernstein-Esthen, die an dem Austrweg wohnen: diese führten unsre Boten zu den Wenden an der Wyzla: diese zu den Langobarden an der Tisia: diese zu den Herulern am Dravus: diese durch Savien nach Salona und Ravenna.“

„Du bist ein Weg- und Länderfunder Mann,“ meinte Totila.

„Das muß der Wiking sein.“

Sonst kommt er erst nicht vorwärts.

Und dann oft nicht mehr zurück.

Lange also hörten wir nur von Glück und Glanz bei euch.

Aber einmal und dann öfter kam durch Kaufleute, — welche von uns Pelz, Eberdunen und Bernstein kaufen und den Frisen, Sachsen und Franken zuführen und uns künstlich Geräth und Gold und Silber zubringen — und immer trauriger kam zu uns die Kunde, daß König Thidrekr gestorben und nach seinem Tod groß Unheil ausgebrochen sei in eurem Reich. Unsieg, Verrath, Königsmord, Krieg von Gothen wider Gothen und der falschen Fürsten von Grelaland Uebergewalt.

Und es hieß: zu vielen Tausenden hättet ihr euch die Schädel eingerannt an den hohen Mauern eurer eignen Romaburg, welche aber nicht ihr hättet, sondern ein Mann wie Asathor und ein zweiter, noch schlimmerer wie Lofi der Feuer=Arge.

Und wir forschten, ob euch denn gar niemand Hülfe leiste von den vielen Königen und Fürsten, die um Thidrekr's von Raven Gunst gebettelt.

Aber da lachte der fränkische Kaufmann, der in meines Vaters Halle seines Gewerbe feil bot von der Wahala, und sprach:

„Bricht Glück, bricht Treue.

Alle haben sie von den glücklosen Gothenhelden gelassen, Westgothen und Burgunden, Heruler und Thüringe und zumeist wir Franken.

Denn wir sind klug vor Andern.“

Da warf aber mein Vater, König Frode, seinen Stab zürnend zu Erde und rief:

„Wo ist Harald, mein starker Sohn?“

„Hier,“ sprach ich, „Vater,“ und ergriff seine Hand.

„Hast du gehört,“ fuhr mein Vater fort, „die Kunde von der Südländskönige Untreue?“

Solches soll man nicht singen und sagen von den Männern von Götaland.

Wenn Alle untreu geworden gegen die Gothen von Gardarike und Raven: — wir wollen Treue halten und ihnen helfen in ihrer Noth.

Auf, mein starker Harald und du, meine kühne Haraldva, rüstet hundert Drachenschiffe aus und füllt sie mit Männern und Waffen — greift tief in meinen Königshort zu Ringsala und schonet nicht die gehäuften Goldringe — und fahret aus mit Odhins Hauch in den Segeln.

Von Konghalla erst an den Infeldänen und den Jüten vorüber gen Niedergang: dann entlang den Küsten der Friesen und Franken durch den Schmalpfad der See.

Weiter segelt um das Reich der Sueven in dem Bergland, das da Asturia heißt: und um der Westgothen Land biegt nach Süden: dann windet euch wieder durch den Schmalpfad der Weit=See, wo Asathor und Odhin zwei Säulen gesetzt haben: dann seid ihr schon im Meer von Midilgard, wo zahllose Eilande liegen in immergrünen Büschen, daraus weiße Marmor=Hallen schimmern, getragen von hohen, runden Stein=Balken.

Auf diesen Eilanden heeret: denn sie gehören den falschen Fürsten von Grêfaland.

Und dann fahret gen Romaburg oder gen Raven und helfet dem Volke Thidrefers wider seine Feinde und

kämpfet für sie zu Wasser und zu Lande und stehet treu zu ihnen, bis niedergekämpft sind alle ihre Feinde.

Dann aber spricht zu ihnen:

„So räth euch König Frode, der bald hundert Winter gesehen hat und vieler Fürsten und Völker Gescheide hat aufsteigen sehn und wieder sinken und der selber in jungen Jahren jenes Südland gesehen hat als Wiking.

So räth euch König Frode:

Räumet das Südland, so herrlich es ist.

Ihr werdet nicht darin dauern.

So wenig die Eisscholle dauert, die im Südmeer treibt.

Es zehren schmelzend an ihr unablässig Sonne, Luft und leise nagende Wellen.

Und mag sie noch so mächtig sein, — sie muß zerinnen und keine Spur wird bleiben ihres Daseins.

Es ist aber besser, im armen Nordland leben als im reichen Südland sterben.

Besteigt unsre Drachenschiffe und rüstet eigne und ladet darauf all' euer Volk, Männer, Frauen, Kinder, Knechte und Mägde: und Kinder und Rosse und Waffen und Edelgeräth: und räumt den heißen Boden, der euch sicher verschlingen wird: und fahret von dannen und kommt zu uns.

Wir wollen zusammen rücken oder den Finnen, den Wenden und Esthen soviel Land nehmen, als ihr braucht.

Und ihr sollt erhalten bleiben, frisch und grünend.

Dort unten verwelkt und versengt euch die Südsonne.

So räth euch König Frode, den die Menschen den Weisen nennen seit fünfzig Jahren.“

Und wir hörten nun freilich schon wie wir einfuhren in das Meer von Midilgard von den Seefahrern, daß eure Noth gemendet sei durch einen neuen König, den sie schilderten wie den Gott Baldur, daß ihr Romaburg und alles Land von Gardarike wieder gewonnen und siegreich in Grékaland selbst geheert habt.

Und wir sehen ja jetzt mit Augen, daß ihr unsre Waffenhülfe nicht braucht.

Ihr lebt herrlich und in Freuden in dieser Meth-Halle: und Alles ist voll rothen Goldes und weißen Gesteins.

Aber doch muß ich wiederholen meines Vaters Wort und Rath: folgt ihm! er ist weise! noch jeder hat's bereut, der König Frode's Rath verschmäht.“

Toiila aber schüttelte lächelnd das Haupt und sprach.

„Großen Dank sagen wir König Frode und euch für edle, feltne Treue.

Unvergessen soll in der Gothen Gesängen solche Bruder-Treue sein der Nordland-Helden.

Aber, o König Harald, folge mir und blick' um dich her.“ —

Und er stand auf, nahm den Gast an der Hand und führte ihn an den Eingang des Zeltes, die Vorhänge zurückschlagend: da lag Strom und Land und Stadt in glühendem Licht des Sonnen-Untergangs:

„Sieh dies Land, unvergleichlich an Herrlichkeit des Himmels und des Bodens und der Kunst: — siehe

diesen Tiberstrom, von glücklichen, jubelnden, schönen Menschen bedeckt, schau' diese Büsche von Lorber und Myrthen: blicke hin auf die Säulen-Paläste, die dort von Rom her im Abendstrahl schimmern, auf die hohen Marmor-Bilder auf diesen Stufen —: und sage du selbst, würdest du dies Land räumen, wenn es dein wäre? würdest du diese Herrlichkeit vertauschen mit Norge's Fichten und Föhren und frühlingslosem Eise, mit den rauchgeschwärzten Holzhütten auf nebliger Heide?"

„Ja, das würd' ich, bei'm Hammer Thors!"

Dies Land hier ist gut, drin zu heeren, drin zu schwelgen, drin zu siegen: aber dann schleunig auf und davon gefahren mit der Sieges-Beute nach Hause!

Ihr aber seid hier herein geworfen wie Wassertropfen auf heißes Eisen.

Und wenn jemals wir Odhins-Söhne dieses Süderland beherrschen, dann werden das doch nur solche von uns, die einen breiten Rückhalt haben an andern Odhins-Söhnen.

Ihr aber —: ihr seid ja selbst schon ganz anders worden als wir.

Wälsche Frauen haben eure Großväter, eure Väter, ihr selber gefreit: in wenigen Geschlechtern, wenn das so fort geht, seid ihr verwälscht: schon seid ihr kleiner, dunkler an Haut und Augen und Haar geworden als wir, wenigstens Viele von euch.

Ich sehne mich aus dieser schwülen, weichen Luft nach dem Nordwind, der über unsre Wälder und Wogen braust.

Ja, und auch nach der rauchgeschwärzten Holz-Halle, wo die Götter-Nunen eingebrannt sind in den First-Balken und die Harfen der Skalden an den Holzpfeilern hängen und das heilige Herdfeuer immer gastlich lodert.

Ich sehne mich nach unsrem Nord zurück — denn er ist unsre Heimath.“

„So vergönne, daß auch wir unsre Heimath lieben: dies Land Italia!“

„Nie wird's eure Heimath, nur vielleicht euer Grab. Fremd seid ihr und fremd bleibt ihr.

Oder ihr verwälcht.

Aber eures Bleibens, als Odhins-Söhne, ist nicht in diesem Land.“

„Mein Bruder Harald, laß es uns doch versuchen,“ lächelte Totila.

„Ja, wir sind verändert seit den zwei Menschenaltern, die unser Volk nun unter Lorbern lebt.

Aber sind wir verschlechtert?

Muß man nothwendig ein Bärenfell tragen, um ein Held zu sein?

Muß man Goldbilder rauben, Marmorbilder zerbrechen, um sich an ihnen zu erfreuen.

Kann man nur Barbar sein oder Wälcher?

Können wir nicht der Germanen Vorzüge behalten, ihre Fehler ablegen, der Wälchen Vorzüge uns aneignen ohne ihre Fehler?“

Aber Harald schüttelte das mähenumwallte Haupt.

„Mich soll's freuen, wenn's euch gelingt.

Aber ich glaub's nicht.

Die Pflanze nimmt die Art des Bodens und des Himmels an, darauf und darunter sie wächst.

Und ich möcht' es gar nicht, selbst wenn's mir und den Meinen gelänge.

Mir sind unfre Fehler lieber als der Wälschen Borzüge — wenn sie welche haben."

Totila mußte der Worte gedenken, die er einst selber Julius entgegnet. — —

„Vom Nordland geht alle Kraft aus — dem Nordvolf gehört die Welt.“

„Sag's ihnen doch," fiel seine Schwester ein, „in deines Lieblings-Liedes Worten.“

Und sie reichte ihm die Harfe hin: Harald aber spielte und sang eine Stabreim-Weise, welche Adalgoth, in Schlußreime übertragen, Valeria folgendermaßen verdollmetfchte:

„Thor stand am Mitternachts Ende der Welt:

Die Streit-Axt warf er, die schwere:

„So weit der faufende Hammer fällt,

Ist mein das Land und die Meere!“

Und es flog der Hammer aus seiner Hand,

Flog über die ganze Erde,

Fiel nieder am fernsten Südens-Rand,

Daß Alles sein eigen werde.

Seidem ist's freudig Germanen-Recht,

Mit dem Hammer Land zu erwerben:

Wir sind von des Hammer-Gottes Geschlecht

Und wollen sein Weltreich erben!“



Lauter Beifall der gothischen Hörer dankte dem königlichen Sängler, der ganz danach aussah, das stolze Lied verwirklichen zu wollen und zu können.

Harald leerte nochmals den tiefen Goldbecher.

Dann rief er:

„Nun wohlauf, klein Schwesterlein Haralds, auf, ihr meine Segelbrüder da drüben.

Nun brechen wir auf.

Auf Deck der Midgardschlange müssen wir sein, bevor der Mond drauf scheint.

Wie lautet der Wifinga-Balk?

„Schlecht schlummert das Schiff.

Liegt der Lenker am Land.“

Lange Freundschaft — kurzer Abschied, so ist's Nordland Brauch.“

Totila legte die Hand auf seines Gastes Arm.

„Eilt's dir so sehr?

Du fürchtest wohl, mit zu verwältschen?

Bleibe nur noch: so rasch geht's nicht: und bei dir hat's damit gute Wege.“

„Ja, da hast du Recht, Romkönig,“ lachte der Riese „und bei'm Hammer Thors: ich rühme mich dessen.

Aber wir müssen fort.

Drei Dinge hatten wir hier zu thun nach König Frode's Gebot.

Euch zu helfen im Kampf.

Ihr braucht uns nicht.

Oder braucht ihr uns noch? Sollen wir bleiben bis neuer Kampf entbrennt.“

„Nein,“ lächelte Totila, „Friede, nicht neuer Kampf steht bevor.“

Und käm' es wirklich abermals zum Krieg. — soll ich dir dann Recht geben, Bruder Harald, daß wir Gothen zu schwach, uns allein in Italia zu halten? Haben wir nicht die Feinde geschlagen ohne eure Hülfe? Können wir sie nicht wieder schlagen, wir Gothen allein?“

„Ich dachte mir's wohl,“ entgegnete der Wiking.

„Zum Zweiten kamen wir, euch zurück zu holen in's Nordland.“

Ihr wollt es nicht.

Und zum Dritten: zu heeren auf des Kaisers von Grökaland Inseln.

Das ist ein lustig Geschäft und noch lange nicht genug geübt. Kommt mit: helft dabei, rächt euch.“

„Nein, ein Königswort ist heilig. Wir haben Waffenstillstand noch auf Mende.“

Und höre, Freund Harald.

Berwechsele mir ja nicht aus Versehen unsre Inseln mit denen des Kaisers.

Unlieb wäre mir, wenn —“

„Nein, nein,“ lächelte Harald, „sorge nicht.“

Wir haben's schon gemerkt.

Vortrefflich gehütet sind eure Häfen und Küsten.

Und hier und da hast du ja hohe Galgen aufrichten lassen und Tafeln daran in römischen Runenzeichen; dein Seegrab zu Panormus hat sie uns gedollmetscht:

„Landräuber gehängt,  
 Seeräuber ertränkt, —  
 Das ist das Raub-Recht  
 In Totila's Reich.“

Da haben meine Segelbrüder einen heftigen Abscheu bekommen vor deinen Stangen und Tafeln und Runen.

Leb wohl nun, Romkönig der Gothen: möge dein Glück dauern: leb wohl, schöne Schwarzkönigin.

Lebt wohl, all' ihr Helden, wenn nicht früher — in Walhall treffen wir uns wieder.“

Und rasch sich verabschiedend schritten die Nordleute hinweg.

Haralda warf ihren Falken in die Luft.

„Flieg voraus, Snotr, — auf Deck!“

Und pfeilschnell schoß der kluge Vogel hinweg, gerade über den Fluß hinab fliegend.

Der König und Valeria geleiteten die Gäste bis auf die vorletzte Stufe der Treppe: dort tauschten sie den letzten Händedruck.

Noch einen raschen Blick warf die Jungfrau auf Totila.

Harald bemerkte es: und er flüsterte ihr zu, als sie allein die letzte Stufe herab stiegen:

„Klein Schwesterlein, deinetwegen scheid' ich so rasch.  
 Gräme dich nicht um diesen schönen König.“

Du weißt: ich habe vom Vater die Gabe geerbt todverfallne Männer zu erkennen.

Ich sage dir: auf dieses Königs sonnigen Brauen sitzt der Speertod.

Er wird den Mond nicht mehr wechseln sehn."

Da zerdrückte die Kriegerin eine Thräne in den stolzen Augen.

Graf Teja, Herzog Guntharis und Herzog Adalgoth geleiteten die Gäste bis an ihre Bote im Tiber und verweilten, bis sie abgestoßen.

Mit ernstem Blick sah ihnen Teja nach.

„Ja, König Frode ist weise," sagte er.

„Aber oft ist die Thorheit süßer als die Wahrheit. Und großartiger.

Geh' nur voran zum Zelt zurück, Herzog Guntharis.

Ich sehe da den Fluß herauf das Botenschiff des Königs eilen.

Ich will sehen, welche Nachricht es bringt."

„Ich bleibe bei dir, mein Meister," sprach Adalgoth besorgt, „du siehst so furchtbar ernst. Was hast du?"

„Eine Ahnung, mein Adalgoth," sprach Teja, den Arm um des Jünglings Nacken schlingend.

„Sieh, wie rasch die Sonne sinkt.

Mich schauert.

Laß uns dem Botenschiff entgegen gehen, — da unten wird es landen, wo die alten, gestürzten Marmorsäulen liegen."

Totila und Valeria waren nach dem Zelte zurückgewandelt.

„Hör dich bewegt," frug die Römerin erschüttert, „mein Geliebter, was jener Fremdling sprach?"

Es war — Guntharis und Teja haben mir's erklärt — es war sehr ernst."

Aber Totila erhob rasch das nachdenklich gesenkte Haupt.

„Nein, Valeria, es hat mich nicht erschüttert.

Des großen Theoderich's großes Werk hab' ich auf meine Schultern genommen.

Der Traum meiner Jugend, der Gedanke meines Königethums — ich will für ihn leben und sterben.

Komm: — wo bleibt Adalgoth, mein Mundschenk?  
— Komm: noch einmal thu' Bescheid mit dem Becher, Valeria — laß mich trinken auf das Glück des Gothenreichs."

Und hoch erhob er den Pocal.

Aber er vermochte nicht, ihn zu Munde führen: denn Adalgoth eilte, laut rufend, die Stufen hinan, gefolgt von Teja.

„König Totila," rief jetzt Adalgoth athemlos, „bereite dich, ein Furchtbares zu hören, setze dich —"

Totila setzte den Pocal nieder und frug erbleichend:  
„Was ist geschehn?"

„Dein Botenschiff brachte die Kunde von Ancona her:  
Der Kaiser hat den Waffenstillstand gebrochen — er hat —"

Da war Teja heran: sein langes, schwarzes Haar flatterte im Winde. — Geisterblaß war sein Antlitz und sein Auge sprühte:

„Auf, König Totila," rief er, „den Kranz aus dem Haar, und den Helm auf das Haupt!"

Auf der Höhe von Senogallia, nahe bei Ancona, hat eine Flotte des Kaisers die unsere, die im Schutz des Waffenstillstandes lag, plötzlich feindlich überfallen.

Unsere Flotte ist nicht mehr.

Von unsern vierhundertsiebzig Segeln sind nur elf gerettet.

Ein starkes Heer des Kaisers ist gelandet.

Und Feldherr ist —: Cethegus der Präfect.“

---

## Zwanzigstes Capitel.

---

In dem Lager Cethegus des Präfecten bei Setinum, am Fuß des Apenninus, wenige Meilen nördlich von Taginä, schritt Lucius Licinius, der so eben von Epidamnus her zur See eingetroffen war, in eifrigem Gespräch mit Syphax vor dem Zelt des Feldherrn auf und nieder.

„Mit Schmerzen erwartet dich mein Herr, o Kriegstribun.“

Schon seit mehreren Tagen.

Hoch erfreut wird er sein, dich zu finden im Lager,“ sprach der Numider.

„Er muß bald zurück kehren, von einem Ritt der Kundschaftung.“

„Wohin ritt er?“

„Mit Piso und den andern Kriegstribunen gegen Taginä.“

„Ja, das ist die nächste, feste Stadt der Gothen nach Süden zu.“

Nun aber erzähle mir, kluger Maure, von den letzten Dingen, die zu Byzanz geschahen.

Du weißt: mich hatte dein Herr zu den Langobarden

auf Werbung geschickt, lange bevor in Byzanz eine Entscheidung erreicht war.

Als ich nun, nach gefahrvoller Reise durch das Land der Langobarden und der Gepiden, bei Novä über den reißenden Ister wieder glücklich in das Reich Justinians gelangt war, und bei dem Gastfreund in Nikopolis die verabredete Weisung des Präfecten abholte, die meine weiteren Schritte lenken sollte, fand ich nur den lakonischen Befehl: ihn in Senogallia zu treffen.

Ich staunte.

Denn daß er, an der Spitze von Flotte und Heer des Kaisers, als Sieger, den Boden Italiens wieder beschreiten würde, wagte ich kaum zu hoffen.

Von Senogallia her eilte ich eurem Marsche bis hieher nach.

Die Heerführer, welche ich bisher im Lager getroffen, haben mir nun zwar den Lauf der Dinge ungefähr erzählt bis kurz vor Belisar's Verhaftung.

Aber von dem Hergang bei dieser und von den späteren Dingen haben sie offenbar keine genauere Kunde. Du aber —"

„Ja, ich weiß diese Sachen: so gut fast, wie mein Herr.

Denn ich war selbst dabei.“

„Ist's möglich? Belisar wirklich ein Verschwörer gegen Justinian? Nie hätt' ich's geglaubt.“

Syphax lächelte schlau: „Darüber hat Syphax kein Recht, zu urtheilen: ich kann nur genau sagen, was geschah.



Nun höre, — aber tritt in's Zelt und labe dich: mein Herr würde schelten, ließ ich dich hier draußen, unverpflegt: und es spricht sich auch sicherer drinnen,“ fuhr er fort, den Zeltvorhang hinter dem Eingetreten schließend.

Während er nun den Gast seines Herrn auf den Feldstuhl nöthigte und mit Früchten und Wein versah und bediente, hub er an zu erzählen:

„Bei Einbruch der Nacht jenes Schicksals-Tages kauerte ich in einer Nische des Muschelhauses des Photius, des Freigelassenen Belisar's, hinter der hohen Statue eines Christen-Heiligen, dessen Namen ich nicht weiß, der aber einen sehr löblich breiten Rücken hat.

Zugedeckt von seinen Schultern konnte ich durch eine Lücke oben in der Mauer spähen, welche frische Luft zuführen soll.

Bei schwacher Beleuchtung erkannte ich Photius und eine Anzahl vornehmer Männer, die ich oft in dem Kaiserpalast oder in Belisar's Haus oder bei Prokopius hatte aus und eingehen sehen.

Das erste was ich verstand — denn mein Herr hat mich die Sprache der Griechen, die sich „Romäer“ nennen, lehren lassen — war das Wort des Hausherrn an einen Eintretenden: „freue dich: Belisarius kommt.

Nachdem er mich gestern früh kaum eines Blickes gewürdigt, als ich ihn erwartungsvoll in der Ringschule des Zenon anhielt, sprach er mich heute Abend selber an, da ich an der offenen Thüre seines Hauses lauernd langsam vorüberschritt.

Denn ich wußte, daß er gegen Abend wieder kommen werde von der Jagd mit den persischen Leoparden.

Vorsichtig drückte er mir dies Wachstäfelchen in die Hand, umspähend, ob ihn niemand sehe.

Hier aber steht: „Nicht länger widersteh' ich eurer Werbung. Neue Gründe zwingen mich. Ich komme heute.“

Aber wo ist Piso, wo Salvius Julianus, wo die andern jungen Römer?“

„Sie kommen wohl nicht,“ sprach der Eintretende.

„Ich sah sie fast alle auf Boten im Bosporos.“

Sie sind wohl zu einem Schmause nach des Präfecten Villa vor dem Thor des Constantin gesegelt.“

„Laß sie: wir brauchen sie nicht, die brutalen Latiner, nicht den stolzen und falschen Präfecten: Belisarius wiegt wahrlich mehr als sie.“

Da trat Belisarius ein.

Er trug einen weiten, seine Gestalt verhüllenden Mantel.

Der Hausherr eilte ihm entgegen, alle drängten sich ehrfurchtvoll um ihn.

„Großer Belisarius,“ sprach der Freigelassne, „wir wissen diese deine That zu würdigen.“

Du bist erschienen — so bist du unser Haupt.“

Und er drängte ihm den kleinen Elfenbein-Stab auf, welchen der Leiter der Versammlungen führt, und geleitete ihn an den erhöhten Sitz des Vorstehers der Gesellschaft, welchen er selbst eben verlassen.

„Sprich — befehl — handle — wir sind bereit.“

„Ich werde handeln zur rechten Zeit,“ sprach finster Belisarius und ließ sich auf dem Ehrensitze nieder.

Da eilte verwirrten Haars und fliegenden Gewandes der junge Anicius in das Gemach, ein Schwert in der Hand.

„Flieht,“ rief er, „wir sind entdeckt und verrathen.“  
Belisar erhob sich gespannt.

„Man ist in mein Haus gedrungen. Meine Sklaven sind gefangen. Eure Waffen, die ich geborgen, sind gefunden und aus sicherstem, nur mir bekanntem Versteck eure Briefe und Urkunden und ach! auch meine Briefe verschwunden. Aber noch mehr. Als ich in den Hain des Constantinus bog, der dieses Haus umgiebt, glaubte ich in den Gebüschcn Waffen und Männer klirren und flüstern zu hören. Man ist mir gefolgt; rettet euch.“

Die Berschwornen stoben nach den Thüren.

Nur Belisarius blieb ruhig stehen vor dem Ehrensitz.

„Faßt euch,“ mahnte der Hausherr, „nehmt euch ein Beispiel an eurem Haupt und Helden.“

Aber da scholl vor der großen Hausthüre der Ruf der Tuba: für mich das Zeichen, meinen Späheposten zu verlassen und mich meinem Herrn anzuschließen, der an der Spitze der kaiserlichen Lanzenträger und Goldschildner mit dem Präfecten von Byzanz und mit Leo, dem Archon der Palastwache, in das Haus stürmte, dessen Fenster und Thüren alle umstellt wurden.

Prachtvoll sah er aus, mein Gebieter,“ rief Syphax begeistert, „als er, vom purpurnen Helmbusch umflattert, die rothschimmernde Fackel in der Linken, das Schwert

in der Rechten, in das Gemach stürmte: so mag der Feuer-Dämon aussehn, wenn er in Afrika aus dem flammenden Berge taucht.

Ich zog das Schwert und sprang an seine linke Seite, den fehlenden Schild zu ersetzen.

Und er hatte mir geboten, den jungen Anicius gleich unschädlich zu machen.

„Nieder mit jedem, der widersteht,“ gebot Cethegus, „im Namen Justinians.“

Sein Schwert war über und über roth: denn mit eigner Hand hatte er die Leibwächter niederstoßen helfen, die Belisar am Ausgang des Hains aufgestellt hatte.

„Ergebt euch,“ rief er den Erschrocknen zu, „und du, Archon des Palastes, verhafte Alle die Verschwörer, verstehst du? Alle.“

„Ist's möglich? schändlicher Verräther!“ schrie der junge Anicius und sprang mit dem Schwerte gegen meinen Herrn. „Ja das ist der purpurfarbne Helmbusch: stirb, Mörder meines Bruders.“

Aber schon lag er schwer getroffen zu unsern Füßen, ich riß mein Schwert aus seiner Brust und entwaffnete Photius, der allein noch Widerstand wagte.

Die Andern ließen sich greifen wie vom Gewitter betäubte Hammel.

„Brav, Sypfax! Durchsucht seine Kleider nach Geschriebnem!“

Nun, bist du fertig, Archon?“ frug mein Herr.

Der Archon hatte schon vor Belisar Halt gemacht, der in seiner Ruhe verharrte.

„Wie?“ frug der Archon jetzt, „soll ich auch den Magister Militum? —“

„Alle, habe ich gesagt. Verstehst du nicht mehr griechisch?“

Du siehst ja —: ihr Alle seht es —: er ist das Haupt der Verschwörung —: er trägt den Stab, er steht an dem Ehrenplatz.“

„Ja,“ schrie nun Belisarius, „steht es so? Wachen herbei! helft, meine Leibwächter, Marcellus, Barbatio, Ardaburius!“

„Die Todten hören nicht, Magister Militum.“

Gieb dich gefangen! In des Kaisers Namen! Sieh hier sein großes Sigel! Er hat mich für heute Nacht zu seinem Stellvertreter ernannt und tausend Lanzen starren um diesen Gal.“

„Treue ist Wahnsinn,“ rief Belisar, warf das Schwert weg und hielt die starken Arme dem Archonten hin, der ihn fesselte.

„In den Kerker alle Gefangnen.“

Photius und Belisar, getrennt, in den Mundthurm des Anastasius, im Palaste selbst.

Ich eile zum Kaiser, bringe ihm seinen Ring und dieses Eisen,“ er hob das Schwert Belisars vom Boden, „und melde ihm, daß er ruhig schlafen kann.“

Die Verschwörung ist aus. Das Reich ist gerettet.“

Schon am andern Morgen begannen die Verhöre in dem Hochverrathsprozesse. Viele Zeugen wurden vernommen: auch ich.

Ich beschwor, daß ich Belisar als Haupt der Verschwörung hatte begrüßt werden und handeln sehn.

Das Wachstäfelchen hatte ich selbst aus des Photius Kleidern gezogen.

Belisar wollte sich auf das Zeugniß seiner Leibwächter berufen: aber sie lagen alle todt.

Auf der Folter gestanden Photius und andre Gefangene, daß Belisar endlich eingewilligt habe, das Haupt der Verschwörung zu werden.

Antonina wurde streng in dem rothen Hause bewacht.

Die Kaiserin weigerte ihr die stürmisch verlangte Unterredung.

Sehr schwer belastete es sie selbst wie Belisar, daß Späher der Kaiserin beschworen, sie hätten den jungen Anicius, in dessen Cisterne man die Waffen und Urkunden der Verschwörer gefunden und der mit Gewalt hatte gebändigt werden müssen, Wochen lang viele Nächte heimlich in Belisars Haus schleichen sehn: und daß dies Anicius selbst, Antonina und Belisar hartnäckig und unverschämt läugneten, während es ganz zweifellos bewiesen war, empörte die Richter.

Ich mußte Antonina gleich nach der Verhaftung Belisars von meinem Herrn melden, daß dieser im höchsten Grad überrascht gewesen, Belisar wirklich als Haupt der Verschwornen anzutreffen und ihr zugleich sagen, nicht bloß Briefe des Hasses habe Cethegus in der Cisterne des Anicius gefunden.

Bei diesem meinem Wort, das ich selber nicht verstand, sank die schöne Frau ohnmächtig zusammen.

Uebrigens brachen wir von Byzanz auf, ehe noch das Urtheil über Belifar gefällt war: nur Photius und die meisten Verschwornen waren bereits zum Tode verurtheilt, als wir uns mit der kaiserlichen Flotte einschifften nach Epidamnus, wo meines Herren Kriegstribunen und Söldner und starke, ursprünglich für den Perserkrieg bestimmte Streitkräfte des Kaisers auf uns harrten.

Denn meinem Herrn war die neu geschaffne Würde eines Magister Militum per Italiam verliehn und der Befehl über das „erste Heer“: das „zweite“ soll uns Prinz Arcobindos nachführen, wenn er das leichte Geschäft vollbracht hat, mit fünffacher Uebermacht die kleinen gothischen Besatzungen in den par Städten von Epirus und den Inseln zu bezwingen. Die sind verloren, wie Sandkörner, die in das Meer gefallen.“

„Was verlautet von der Belifar drohenden Strafe? Ich hätte es nie geglaubt, daß dieser Mann —“

„Die Richter werden ihn gewiß zum Tode verurtheilen: denn er ist schlagend überführt.“

Und man streitet, ob in dem Kaiser der Romäer die alte Gnade siegen werde oder der neue Zorn.

Man meint: er werde die Todesstrafe in Blendung und Verbannung umwandeln.

Sehr schlimm für Belifar sei, sagt mein Herr, dies unsinnige Zeugnen.

Und ihm fehlt als Rechtsbeistand und kluger Helfer sein Freund Prokopius, der fern in Asien die Bauwerke des Kaisers aufsucht.

Cethegus aber betrieb die Einschiffung des Heeres

zu Epidamnus so geheim, daß die dummen Gothen hier bei Ancona kaum davon vernahmen.

Auch bauten sie auf den Waffenstillstand und erwarteten den bevorstehenden Friedensschluß.

Den Vorwand für die Flottenrüstung gewährten die Verheerungen, welche fremde Schiffe aus Thuleland auf den Inseln des Kaisers anrichteten.

So überfiel mein Herr die gothische Flotte in der Nacht, während die Bemannung auf dem festen Lande schlief: und fast ohne Blutvergießen nahm, verbrannte, versenkte er über vierhundert ihrer Kiele.

Aber horch: — das ist mein Herr —: ich kenne seinen Gang —: so schreitet nur noch in meiner Heimath der Löwe von Auras.“

---



## Einundzwanzigstes Capitel.

---

„Willkommen, Vicinius, in Italien und im Siege,“  
rief Cethegus im Eintreten.

„Wo hast du die Langobarden?“

„Salve, Flottenzerstörer,“ antwortete der Tribun.

„Die Langobarden kommen, zwanzigtausend Mann.“

„Das sind sehr viel!“ sprach Cethegus, plötzlich sehr ernst.

„Ich hatte nur siebentausend gewünscht — ich weiß kaum, woher das Gold für die fast dreifache Zahl aufbringen.“

Denk wohl gemerkt: in meinem, nicht in des Kaisers Gold, will ich sie haben.“

Freudestrahlenden, stolzen Auges aber sprach der junge Ritter:

„Ich hoffe auf deine Zufriedenheit, Magister Militum. Unentgeltlich kommen die Langobarden nach Italien.“

„Wie das? und so Viele?“

„Ja: der Sohn ihres Königs Audoin, — Alboin ist sein Name, den schon weithin das Heldenlied der Germanen preist bis zu den Bajuwaren am Denus und den Saxonen

an dem Wisurgis, — ein sehr tapfrer und für einen Germanen erstaunlich kluger Jüngling —“

„Ich weiß von ihm — er diente lang unter Marses,“ sagte Cethegus mißtrauisch.

„Dieser kühne und schlaue Barbar hat sich im vorigen Jahre, als Roß-Händler verkleidet, nach Italien geschlichen und unerkannt das ganze Land bis Rom und Neapolis durchwandert, die Wege erforscht und die Waffenplätze der Gothen.“

Er wäre noch länger geblieben, hätte ihn nicht derselbe Gothe, der meinen armen Bruder erschlagen —“

„Der schwarze Teja?“

„Derselbe — mit Argwohn verfolgt und ihn zuletzt als Späher festzunehmen gedroht.“

Da floh Alboin zurück nach Pannonien.

Aber Wein und köstliche Edel Früchte unsres Landes brachte er mit nach Hause und zeigte sie seinem Vater und seinem Volk: und seither brennen alle Langobarden, dieses Wunderland zu betreten.

Alboin verlangt nur alle Beute, welche seine Langobarden machen werden und verzichtet auf Gold: es sind prachtvolle Barbaren, diese Langbärte, viel wilder und rauher als die Gothen.“

„Ja,“ meinte Alboin lachend, als ich ihm dies sagte, „wir haben ein Sprichwort: der Gothe der Hirsch, der Langobarde der Wolf.“

Er trinkt aus dem Schädel des Gepidenkönigs, den er im Kampfe erschlug.

Du wirst deine Freude haben an ihm und seinen

Neitern — die sind mehr werth als Isaurier und Abasgen.“

„Ich danke deinem Eifer,“ sagte Cethegus zögernd, „er ist mir fast allzugroß.“

Es sind so viele.“

„Ja, auf geringere Zahl ließ sich Alboin nicht ein: „rudelweis rennen die Wölfe!“ lachte er.

„Nun,“ schloß Cethegus, „ich vertraue: an der Spitze von zwei kaiserlichen Heeren und von Italien halt' ich auch diese große Zahl von Raubthieren in Gehorsam. Zu den Gothen werden sie sich doch nicht schlagen?“

„Nein, mein Feldherr. Es geht ein alter Haß durch die Geschichte beider Völker: aus einem jener unfasslichen Gründe, welche nur diese Germanen zum Haße finden. In grauer Vorzeit hat einmal eine langobardische Königin einen Gothenfürsten ermorden lassen oder umgekehrt: — wer kann sich diese Dinge merken! — und seither ist es Ehrenpflicht, von Geschlecht zu Geschlecht sich zu hassen und zu morden.“

„Wir sind die Todtengräber und die Erben dieser Gothen,“ sagte mir Alboin.“

„Wohl: ihr Unglück sollen sie erben,“ drohte Cethegus. „sonst haben die Gothen nichts zu hinterlassen: sie sterben in der Fremde auf italischer Scholle.“

Und wann kommen sie, diese pannonischen Wölfe? Ich brauche sie bald.“

„Das hat Alboin noch nicht bestimmen können.“

Sie haben einen Bund mit den noch wilderen Avarn

geschlossen, gemeinsam das arme Volk der Gepiden noch vollends auszumorden und deren Land zu theilen.“

„Ein grimmiges, gefährliches Geschlecht,“ sprach Cethegus kopfschüttelnd.

„Ja,“ lachte Alboin, „Wolf und Geier jagen gemeinsam und theilen das Reh. — Ist diese Arbeit gethan, dann geht's über Dravus, Savus und Sontius nach Venetia: ich kenne die Wege.“

„Er kennt sie so gut,“ sagte Cethegus halb zu sich, „daß man diesen Wolfsjüngling sie gar nicht mehr zurück schreiten lassen darf.“

Vicinus, ich brauche rasche und starke Verstärkung.

Der Anfang war gut: aber nun geht's nicht vorwärts.

Die Italier, schmähslich zu sagen, stehn nicht auf: sie halten zu den Barbaren,“ lächelte er zornig, „aus ähnlichen Gründen wie mein zu Tod gefressener Freund Balbus.“

Gewiß rückt der Gothenkönig schon von Rom heran, mit starkem Heer, seine Flotte zu rächen.

Ich kenne ihn: er greift an.

So schickte ich denn Eilboten nach Eilboten an Arobindos, der wirklich ein Prinz der Schnecken ist, rasch das „zweite Heer“ heran zu führen: er soll die versprengten Gothen in Epirus an der eignen Tollkühnheit ihrer Stellung zu Grunde gehen lassen.

Aber kein Arobindos kommt.

Und mit meinen Byzantinern kann ich im offenen

Feld diesen Totila nicht schlagen, wenn er die Uebermacht hat."

„Und Ravenna? wird es sich noch halten können, wenn du nicht eilig Entsatz bringst?"

„Ravenna ist befreit.

Nach Zerstörung der gothischen Flotte schickte ich auf die Rhede von Classis dreißig meiner Triremen unter dem Nauarchen Justinus: sie drangen in den Hafen Classis und versahen die Stadt mit neuen Vorräthen.

Und vor einigen Tagen vernehme ich, daß der alte Hildebrand die Belagerung auch auf der Landseite aufgehoben und sich in Eilmärschen, westlich um uns herum, mit seinen wenigen Tausendschaften nach Florentia und Perugia gezogen hat.

Angesichts, — aber das ist eine handgreifliche Unmöglichkeit! — weil ein ungeheures Heer des Kaisers auf dem Landweg von Dalmatien, von Salona her, durch Venetien in Eilmärschen gegen Ravenna heranrückte.

Wäre dem doch so!

Aber leider weiß ich besser, daß das „zweite Heer“, welches übrigens kleiner als das Meine, nicht in Dalmatien steht und nicht in Salona, welche Stadt die Gothen haben und nicht der Kaiser, sondern drüben in Epidamnus sich sammelt, unglaublich langsam.

Denn Prinz Aëobindos, dem man sehr mit Unrecht Eilmärsche zutraut, pflückt lieber noch wohlfeile Lorbern in Epirus.

Und deine schöne Gönnerin, mein Vicinius, die Kaiserin, ist mir zwar gewogen: aber mich sehr geschwinde siegen zu sehen ist weder ihr noch dem Kaiser der Römäer erwünscht.

So muß ich denn harren und harren, bis der Schneckenprinz heranschleicht.

Aber da oben bei Senogallia war unfres Bleibens nicht.

Mich zog's gegen Rom!

Auch sind die Stellungen da oben zu schwach, sie gegen Uebermacht zu halten.

Diese treffliche Stellung hier bei Setinum, Caprä und Taginä habe ich mir schon lang einmal ausgewählt.

Und so eilte ich hieher — schnell!

Aber doch nicht schnell genug.

Denn Setinum zwar gelang es noch zu erreichen.

Aber nicht mehr Caprä und Taginä, die nothwendige Deckung.

Und doch ist Taginä der Schlüssel der Stellung: — ohne Caprä und Taginä ist mein Lager eine Festung zwar mit Wall, aber ohne Graben: die drei Flüsschen bei Caprä und Taginä sind deren natürliche Gräben.

Sofort sprengte ich selbst von Setinum aus gegen Taginä mit den saracenischen Reitern — aber zu spät.

Graf Teja — er muß auf den Flügeln des Sturmwindes von Rom heran gebraust sein — Graf Teja hatte Taginä kurz vor mir erreicht mit einer fliegenden, dem Hauptheer vorangeworfnen Schar: und obwohl die Saracenen sieben gegen drei waren, hat er sie mit seinen

gothischen Beil-Reitern blutig zurückgeworfen: es war kein Halten mehr, nachdem er den Saracenen-König Abcharabus den Jüngeren mit dem Beil vom Turban bis zum Gurt durchspalten: heulend rissen meine Saracenen die Renner herum und jagten davon, über Caprä zurück, mich mit fort reißend.

Heute suchte ich nun die Stärke der Besatzung von Taginā zu erkunden — denn gerne möchte ich den Verhafteten erdrücken, ehe das gothische Hauptheer eintrifft — aber die Stellung von Caprä war heute schon nicht mehr zu durchdringen.

Und bereits soll der Barbarenkönig selbst im Anzug sein: die Nachhut führe der Herzog Guntharis heran.

Und wo bleibt, wann kommt mein „zweites Heer“?

## Zweihundzwanzigstes Capitel.

---

Am Tage darauf traf König Totila mit einem Theil des Heeres wirklich in Taginä ein: Valeria, die jetzt am sichersten geborgen war im Lager des Königs, begleitete ihn: auch Julius, welcher sich wieder in seine Klosterstiftung nach Avenio in Gallien begeben wollte, und Cassiodorius, der diese prüfen sollte.

Die Hauptmacht des Heeres sollten Herzog Guntharis und Wisand, der Bandalarius, auf der flaminischen Straße von Süden heran führen, während von Westen, von Florentia her, der alte Hildebrand im Anzug war.

Erst nach dem Eintreffen dieser Truppen konnte der Angriff auf die sehr feste Stellung des Präfecten unternommen werden.

Und auch Cethegus wies das Drängen der jungen Ritter zum Angriff ab.

„Ich bin nicht gekommen, Schlachten zu gewinnen, sondern Italien.

Demnächst haben wir die Uebermacht: — dann hat es Sinn, zu schlagen.“



Eines Morgens trat Julius in des Königs Zelt und reichte ihm schweigend einen Brief.

Totila fürchte die Stirn, da er die Hand-Schrift erkannte und las:

„An Julius Manilius Montanus Cethegus der Präfect von Rom und Magister Militum per Italiam.

„Ich höre, du weilst im Lager der Barbaren.

Picinius sah dich reiten neben dem Tyrannen.

Soll das Unerhörte geschehen, daß Julius gegen Cethegus die Waffen führt, der Sohn gegen den Vater?

Gewähre mir heute, um Sonnenuntergang, eine Unterredung bei dem zerfallnen Tempel des Silvanus, der zwischen unsern und der Barbaren Vorposten liegt.

Der Tyrann hat mir Italien, Rom und deine Seele geraubt.

Ich werde ihm alle drei wieder entreißen — und dich zuerst.

Romm: ich befehle es als dein Vater und Erzieher.“

„Ich muß ihm gehorchen — ich verdanke ihm so viel.“

„Ja,“ sagte Totila, „ihm den Brief zurückgebend.

„Aber die Stelldichlein des Präfecten sind gefährlich.

Du hast mich gebeten, nie mehr über deinen „väterlichen Wohlthäter“ mit dir zu sprechen.

Ich hab' mein Wort gegeben und hab's gehalten.

Aber warnen darf ich, muß ich.“

„Er wird mein Leben nicht bedrohen.“

„Aber vielleicht deine Freiheit! Nimm fünfzig Reiter mit.

Ohne solches Geleit lasse ich dich nicht aus dem Lager.“

Gegen Sonnenuntergang erreichte Julius mit seiner Bedeckung das zerfallne Gemäuer.

Nur wenige Säulen des alten Fanum standen noch aufrecht: die Mehrzahl lag umgestürzt an den Seiten des Hügels, auf welchem sich der schlichte Monopteros erhob: auch das Dach des Gewölbes war zum Theil herabgestürzt.

Leppig wuchernder Epheu umkleidete die Säulenschäfte.

Steinbrech und allerlei Unkraut überwucherte die zahlreichen Marmorstufen, welche hinan führten zu dem ringsum offenen Bau.

Diesmal hatte Totila dem Präfecten ohne Grund mißtraut.

Denn als Julius am Fuße des Hügels angelangt war mit fünfzig Reitern, — fünfzig folgten auf des Königs Befehl ihm später noch aus dem Lager und näherten sich nun ebenfalls — sah man Cethegus allein in dem Innenraum des Tempels wartend auf und nieder schreiten.

Julius war vom Pferde gestiegen und schritt die Stufen hinan.

Cethegus empfing ihn mit vorwurfsvollem Blick.

„Du lässest dich erwarten: der Sohn vom Vater.

Beim ersten Wiedersehen, nach so langer Zeit.

Ist das Mönchs-Moral?

Und wohl gehütet kommst du!

Wer hat dich gelehrt, mir mißtrauen?

Wie? folgen uns deine Barbaren bis hieher."

Und er wies auf einen Anführer der zuletzt Angekommenen in braunem Mantel und übergeschlagener Capuze, der, mit zwölf seiner Begleiter, vom Hofe sprang und sich mit den Seinen die Stufen herauf lagerte bis an die oberste Staffel.

Julius wollte sie entfernen: aber ein zweiter Anführer, Graf Thorismuth, antwortete kurz:

„Befehl des Königs!“ und lagerte sich auf die zweite Stufe.

„So sprich griechisch,“ sagte Julius. „Das verstehen sie nicht.“

Cethegus streckte ihm beide Hände entgegen.

„So sieht Odysseus, der Weitumwandernde, seinen Telemachos wieder.“

Aber Julius trat zurück von ihm.

„Schwarze Gerüchte gehen über dich, Cethegus.

Hat diese Hand nur im Kampfe Blut vergossen?“

Cethegus ballte die zurückgewiesne Hand grimmig zur Faust.

„Haben deines Busenfreundes Lügen mir ganz dein Herz vergiftet?“

„König Totila lügt nicht.

Er hat seit Monden nicht mehr deinen Namen genannt.

Ich hat ihn darum.

Denn ich konnte dich nicht vertheidigen gegen seine furchtbaren Anklagen.

Ist es denn wahr, daß du keinen Bruder Hildebad?" —

„Ich bin nicht gekommen, Entschuldigungen zu geben, sondern sie zu heischen.

Seit Jahren tobt der Kampf um Rom mit Priestern, Griechen, Barbaren.

Und ich stehe allein.

„Müde, wund, halb verzweifelnd, von den Wogen des Geschickes bald empor getragen, bald tief in den Abgrund geschleudert.

Aber immer allein.

Und wo ist Julius, mein Sohn, der Sohn meiner Seele, mich zu erquickten mit seiner Liebe?

In Gallien unter den Mönchen, in Byzanz oder in Rom als Werkzeug oder als Gast des Barbaren-Königs

Fern von mir und meinem Wege.“

„Ich warnte dich vor diesem Wege: rothe und schwarze Flecken liegen darauf: ich kann ihn nicht mit dir gehn.“

„Nun: und wenn du so weise bist und so eifrig im Dienste deines Glaubens — wo warst du, mich zu erleuchten und zu retten?": und nun entsandte Cethegus ein lang und sorgfältig gezieltes Geschloß der Ueberredung, das er bis zuletzt sich aufheipart.

„Wenn meine Seele sich der Liebe, der Wärme immer mehr verschloß, wenn sie versteinte und vereiste, — wo war Julius, mich zu erweichen und zu erwärmen?

Hast du deine Pflicht als Sohn, als Christ, als Priester an mir erfüllt?"

Diese Worte machten erschütternden Eindruck auf den frommen Sinn und das sanfte Gemüth des jungen Mönches.

„Vergieb,“ sagte er, „ich erkenne: ich habe gefehlt gegen dich.“

Cethegus ersah blitzschnell seinen Vortheil.

„Wohlan: so mach' es gut.“

Ich verlange nicht, daß du Partei ergreifst in diesem Kampf.

Erwarte den Ausgang.

Aber erwarte ihn bei mir, an meiner Seite, in meinem Lager: nicht bei den Barbaren und nicht in Gallien.

Bin ich Saul, der Gottes Gnade verwirkt hat — wohlan, sei du David und erhelle meine Seele, die oft verdüsterte.

Deine heiligste Gewissenspflicht zwingt dich an meine Seite.

Sonst: — auf dein Haupt die Verantwortung!

Ja, du bist der gute Genius meines Lebens.

Ich brauche dich und deine Liebe, soll ich nicht ganz jenen Mächten verfallen, welche du hassst.

Giebt es eine Stimme, welche mich dem Glauben gewinnen mag, der da, wie du lehrst, allein selig macht, — so ist es deine Stimme, Julius.

Nun entscheide dich: — nach Gewissenspflicht.“

Der eifrige und pflichttreue Christ vermochte nicht zu widerstehen:

„Du hast gesiegt — ich folge dir, mein Vater!“ und er war im Begriff, sich an des Ueberwinders Brust zu werfen.

„Verfluchter Heuchler!“ scholl da eine helle, starke Stimme.

Der Reiterführer, der auf der obersten Tempelstufe sich gelagert hatte, sprang auf die Plattform im Innenraum und schlug die Mantel-Capuze zurück.

Es war König Totila, das nackte Schwert in der Hand.

„Ha der Barbar hier!“ schrie Cethegus in tiefstem Grimm des Hasses.

Auch sein Schwert bligte: und in tödtlichem Hasse trafen die Feinde zusammen: die Klingen kreuzten sich klirrend.

Aber Julius warf sich zwischen die Kämpfer, mit beiden Händen ihre Arme hemmend.

Es gelang ihm, sie für den Augenblick zu trennen.

Aber drohend standen die beiden, die Schwerter fest in der Faust, einander gegenüber.

„Hast du gehorcht, König der Barbaren?“ knirschte der Präfect. „Das ist ja echt königlich und heldenhaft.“

Aber Totila gab ihm keine Antwort.

Zu Julius gewendet sprach er:

„Nicht nur um deine äußere Freiheit und Sicherheit war ich besorgt.“

Ich kannte, ich ahnte keine Anschläge auf deine Seele.

Ich habe versprochen, ihn nie mehr, den Abwesenden, zu verklagen.

Aber nun steht er mir und dir gegenüber.

Er soll mich hören bis zu Ende und sich vertheidigen, wenn er kann.

Aufdecken will ich dir, daß seine Seele und jeder Gedanke seines Geistes schwarz und falsch sind wie der Satan.

Siehe, selbst diese Worte, welche der Augenblick, das warme Gefühl erzeugt zu haben schien, welche dich schon für ihn gewonnen hatten, -- sie sind falsch, erheuchelt, ausgedacht seit Jahren.

Sieh her Julius, kennst du diese Schrift?"

Und er wies dem Erstaunten eine beschriebene Papyrusrolle.

„Die Barbaren stehlen sonst nur Gold,“ sprach grimmig Cethegus.

„Briefe stehlen macht infam, ist ehrlos.“

Und er griff nach der Rolle.

Aber Totila fuhr fort:

„In seinem Hause, an geheimer Stätte hat Graf Teja sie erbeutet.

In welchen Abgrund ließen sie mich schauen, seine Tagebücher!

Ich schweige von den Verbrechen gegen Andre.

Hier aber schreibt er, was dich betrifft:

„Julius geb' ich noch nicht verloren.

Laß sehen, ob den Schwärmer nicht die Pflicht der Seelenrettung gewinnt.

Er wird meine Hand fassen zu müssen wähnen, um mich, „zum Kreuz empor zu ziehn.“

Aber mein Arm ist der stärkere: und ich reiße ihn herüber in meine Welt.

Schwer wird mir nur der erforderliche Ton der Bernürschung werden.

Ich muß dafür in Cassiodorius lesen.“

„Cethegus,“ rief Julius jammernd, „hast du das geschrieben?“

„Ich dünkte, du kennst den Stil.

Aber o, er wird leugnen. — Alles leugnen, was ich weiß oder ahne.

Leugnen wird er, daß er den Balthenherzog Alarich mit Fälschungen verleumdet, daß er für Athalarich und Camilla Gift gemischt, daß er durch Amalafwintha die drei andern Balthenherzoge gemordet, daß er Mörder gegen mich geschickt, daß er Amalafwintha an Petros, Petros an die Kaiserin, Witichis an Belisar, Belisar an Justinian verrathen: leugnen, daß er den Sohn des Boëthius in den Tod geschickt, daß er meinen Bruder gemordet, daß er im Waffenstillstand unsre Schiffe friedenschändend überfallen — er wird all' dies leugnen — denn Lüge ist der Hauch seines Mundes.“

„Cethegus,“ flehte Julius, „sprich „Nein“ und ich glaube dir.“

Aber der Präfect, der anfangs die Worte Totila's mit halb geschlossnen Augen wie Keulenschläge schweigend



hingenommen, stieß jetzt das Schwert in die Scheide, richtete sich hoch auf, kreuzte die Arme über die Brust und sprach:

„Ja, ich habe das gethan und andres mehr.

Ich habe hinweggeräumt, was mir den Weg versperrte, mit Kraft und Klugheit.

Denn der Weg führte zum höchsten Ziel, zum Heil des Römerreichs.

Und zugleich zum Thron der Welt.

Aber mein Erbe in dieser Weltherrschaft — — solltest du sein, Julius.

Für Rom und für dich — am Wenigsten für mich selber — hab' ich meine Thaten gethan.

Warum für dich?

Weil ich dich liebe, dich allein auf Erden.

Nicht mit deiner christlichen Nächstenliebe, welche die ganze Menschheit gleichmäßig umspannen soll.

Diese lauwarme Schwäche habe ich immer verachtet.

Nein, heiß, mit Schmerz und Leidenschaft.

Statt der Menschheit lieb' ich — dich.

Ja, mein Herz ist versteinert in Verachtung der Kleinheit der Menschen.

Nur Ein Gefühl sprießt noch aus diesem Granitfels: — die Liebe zu dir.

Du hast sie nie verdient, diese Liebe.

Aber ein Wesen, dessen Züge du trägst, dessen Bild mir dein Anblick empor führt aus dem Grabe, aus der Jugendvergangenheit, webt ein geheimnißvoll zwin- gendes Band zwischen mir und dir.

Erfahre denn jetzt, vor meinem Feinde, das heilige Geheimniß, das du erst zur der Stunde erfahren solltest, da du ganz mein Sohn geworden. —

Es gab eine Zeit, da des jungen Cethegus Cäsarius Herz weich war und zart, wie das deine.

Und darin lebte eine Liebe, heilig und rein wie die Sterne, zu einem, ach, unvergleichlichen Geschöpf.

Und sie liebte mich wie ich sie.

Aber alter Haß trennte das Geschlecht der Cethegi und der Manilier seit Jahrhunderten.“

Da erbleichte Julius: Totila warf das Schwert in die Scheide und hörte, mit beiden Armen auf den Griff gestützt, nun aufmerkamer zu.

„Sie mit dem Senat, — wir mit den Gracchen.

Sie mit Sulla, — wir mit Marius.

Sie mit Cicero, — wir mit Catilina.

Sie mit Pompejus, — wir mit Cäsar.

Und doch war mir's endlich gelungen, den harten Sinn des Vaters zu erweichen: er schien bereit, zögernd sein Ja zu sprechen.

Denn er sah, wie wir uns liebten.

Sie folgte mir willenlos, wie Eisen dem Magnet: und ich fühlte, daß sie mein guter Genius war.

Da kam ein Gothenherzog, dessen Seele den Furien geweiht sei, der mich langher kannte und haßte.

Er warnte Manilius, der allvertrauend zu ihm aufblickte, weil er bei dem ersten Andrang der Barbaren in Italien ihn und sein Haus vor Bedrückung beschützt: er warnte den Vater vor dem Mann Cethegus mit

dem bösen Blick, wie er sagte, und er weckte den alten Groll: und er ruhte nicht, bis der Vater sein Kind, das widerstrebende, einem gallischen Senator, einem Freunde des Balthenherzogs, verlobte.

Umsonst flehte Manilia um Erbarmen.

Da beschloffen wir die Flucht.

Im Landhaus am Tiber vor der Porta Aurelia wohnten sie.

Aber argwöhnisch beschleunigte der Vater die Vermählung.

Als ich zur verabredeten Nacht die Gartenmauer überstieg und in ihr Schlafgemach schlich, fand' ich es leer.

Aber vorn im Atrium scholl Hymenäen-Gesang und Flötenspiel.

Athemlos schleiche ich an die Vorhänge und spähe hinein.

Da ruht meine Manilia, in der Neuvermählten Tracht, an ihres Vaters Seite, der Bräutigam bei ihr — und ungezählte Gäste.

Manilia's bleiches Antlitz, ihre thränenfeuchten Augen seh' ich — ich sehe, wie Montanus den Arm um ihren Nacken spannt: — da ergreift mich wahnsinnige Verzweiflung: — ich stürme in den Saal und umschlinge sie und reiße sie mit mir mit hochgeschwungnem Schwert.

Aber sie waren zu neunzig, die Tapfern: lang erwehrte ich mich ihrer: da traf mich des Balthen Marich Schwert —: und sie rissen mir die Schreiende aus dem

Arm und warfen mich blutend, für tod, über die Gartenmauer nah an dem Tiber.

Aber damals, vor bald sechs Lustra, wie vor Jahr und Tag, hat mich der Hauch des Flußgotts aus der Betäubung des Todes geweckt.

Fischer fanden mich, pflegten mich: ich genas.

Aber das Herz war mir aus der Brust gerissen worden jene Nacht. —

Und viele, viele Jahre vergingen.

Ich haßte die Welt und ihren Gott, wenn einer lebte.

Und das Geschlecht der Manilier und der Baltho Marich haben es verspürt, daß ich nicht todt war.

Geächtet flohen sie Alle aus dem Lande, schwer getroffen von meiner Rache.

Nur ein Bild blieb unvergleichlich, rührend schön, in meiner Seele. —

Und abermals nach Jahren kam ich reisend nach Gallien an den Rhodanus.

Da war Krieg entbrannt zwischen den Barbaren.

Und Franken und Burgunden waren eingefallen in das Gallien der Gothen und hatten eine Villa am Rhodanus zerstört.

Und als ich die gestürzten Säulen des Atriums und den zertretnen Garten betrachtete, lief ein kleiner Knabe aus dem Innenhause und weinte und rief mich an: „Hilf, o Herr! denn meine Mutter stirbt.“

„O Cethegus,“ rief Julius mit schmerz=ersticker Stimme.

„Und ich drang in das Haus, das noch dampfte von kaum erloschnem Feuer.

Da lag im Frauengemach ein bleiches Weib, einen Pfeil in der Brust.

Und sonst war das Haus leer: die Sklaven waren geflohen oder fort geschleppt.

Und ich kannte die sterbende Frau: und ihr Kind hieß Julius.

Ihr Gatte aber war bald nach deiner Geburt gestorben.

Und die Sterbende schlug die Augen auf, da sie meine Stimme vernahm.

Denn sie liebte mich noch immer.

Und ich gab ihr Wein und Wasser aus meinem Helm zu trinken.

Und sie trank und dankte und küßte mich auf die Stirn und sprach: „Habe Dank, Geliebter! sei du meines Knaben Vater: versprich es mir.“

Und ich versprach es ihr in die erkaltende Hand.

Und küßte sie und schloß ihr die gebrochenen Augen.

Und ob ich mein Wort gehalten an dem Knaben — du magst entscheiden.“

Und der eiserne Mann drückte mit Gewalt die Brust, die mächtig athmende, zusammen.

Julius brach in einen Strom von Thränen aus:

„O meine Mutter!“ rief er.

Totila aber schritt bewegt in der Rotunde auf und nieder.

Cethegus aber fuhr fort: „Und nun — wähle!“

Wähle zwischen mir und deinem „unbefleckten“ Freund.  
 Aber wisse: die Thaten, die dir nicht gefallen, hab' ich  
 zumeist für dich gethan.

Laß' mich denn einsam — wende dich von mir —  
 geh' zu ihm: ich halte dich nicht mehr.

Aber wenn mich Manilia's Schatte nach dir fragt,  
 werde ich, wahrheitstreu, antworten:

„Ein Vater war ich ihm — er mir kein Sohn.“

Julius verhüllte sein Haupt im Mantel.

Totila aber machte Halt vor dem Präfecten und  
 sprach:

„Unväterlich zerfleishest du sein Herz.

Du siehst ihn hin und her gezerzt von widerstreitenden  
 Gefühlen.

Auf, ich weiß ein Mittel, die Wahl ihm zu sparen.

Auf, Cethegus, enden wir allein den drohenden Krieg.

Ein zweiter Gothenkönig ladet dich zum Zweikampf.

Hier, im Antlitz deines Lieblings, schelt' ich dich:  
 Lügner, Fälscher, Verräther, Mörder, ehrlosen Meiding.

Des Bruders Blut bluträehend heisch' ich von dir.

Heraus dein Schwert, wenn du ein Mann.

Laß uns, um Leben, Rom und Julius fechtend, in  
 kurzem Kampf den langen Haß vollenden.

Vertheidige dich.“

Und in wild aufloerndem Haß rissen Beide die  
 Schwerter aus den Scheiden: zum zweiten Male kreuzten  
 sich die Klängen.

Und abermals warf sich Julius zwischen die Er-  
 griminten mit ausgebreiteten Armen

„Haltet ein, ihr grausamen Männer des Hasses und der Welt.

Jeder Streich trifft in mein blutend Herz.

Hört mich an: gefaßt ist mein Entschluß.

Ich fühl's: der Geist meiner Mutter gab ihn mir ein.“

Grollend senkten die beiden Feinde die Schwerter, ohne sie einzustecken.

„Gethegus, ein Vater, bist du mir gewesen mehr als zwei Jahrzehnte.

Was du gefrevelt und gethan — nicht dem Sohne ziemt zu richten.

Ich fasse deine Hand liebevoll: — und wäre sie tiefer noch in Mord getaucht — meine Thränen, mein Gebet sollen sie reinigen.“

Totila trat zürnend einen Schritt zurück: und des Präfecten Auge leuchtete auf in Siegesfreude.

„Aber nicht ertragen kann ich,“ fuhr der Mönch fort, „dein furchtbares Wort: um meinetwillen, für mich habest du gethan, was du verbrochen.

Wisse, nie, niemals, selbst wenn es sonst mich lockte, — mich aber lockt die Dornenkrone von Golgatha, nicht die blutbefleckte Krone Roms — könnt' ich dein Erbe antreten, an welchem solche Flüche hängen.

Ich bin dein: — aber sei du auch meines Gottes: sei mein, nicht der Welt und der Hölle eigen.

Wenn du mich wirklich liebst, — entsage deinen verbrecherischen Plänen.

Aber mehr — mehr: du mußt bereuen.

Ohne Reue und Buße keine Erlösung.

Und ich will mit Gott ringen im Gebet, bis er dir vergiebt.

Widerrufe in Gedanken deine Thaten."

„Halt an," sprach Cethegus sich hoch aufrichtend.

„Was sprichst du da von Reue, der Knabe zum Mann, zum Vater der Sohn?"

Laß du ruhig meine Thaten auf meinem Haupt: ich habe sie zu tragen, nicht du."

„Nein, Cethegus, nimmermehr.

Wenn du beharrst, kann ich dir nicht folgen.

Bereue — beuge dich — nicht vor mir, wahrlich: vor Gott dem Herrn."

„Ha," lachte Cethegus, sprichst du zu einem Kinde?

Alles, was ich gethan, — wär's ungeschick: — ich würd' es Alles, Alles noch 'mal thun."

„Cethegus," rief Julius entsetzt, „welch' schrecklich Wort!

Glaubst du denn wirklich nicht an einen Gott?"

Aber gereizt fuhr Cethegus fort:

„Bereuen! Bereut das Feuer, daß es brennt?

Du kannst es nur ersticken: nicht hemmen, daß es brennt, so lang es lebt.

Lob es, schilt es, wie du willst: doch laß es Feuer sein!

So muß Cethegus den Gedanken folgen, welche wie der Lauf des Blutes, durch sein Haupt rinnen.

Ich will nicht, ich muß wollen.

Und, wie der Gießbach niederschäumt von Bergeshöhen, bald durch blumige Wiesen, bald durch schroffes



Gezack, bald segnend befruchtend, bald tödtlich zerstörend, ohne Wahl, ohne Vorwurf, ohne Dankrecht — so reißt mich das Geschick dahin den Weg, welchen Eigenart und die gegebne Zeit und Welt um mich her vorzeichnen.

Soll ich bereuen, was ich auf meinem Weg zerstört?

Ich thät es immer wieder.“

„Entsetzlicher! In diesen Worten weht der Hauch der Hölle!

Wie kannst du erlöst werden, wenn du nicht erkennst, daß du gesündigt?

Des Menschen Wille ist frei.“ —

„Ja, so frei wie der geworfne Stein, der sich einbildet, er könne fliegen.“

„O fürchte, Cethegus, fürchte den lebendigen Gott!“

Aber, grimziger als zuvor, lachte Cethegus.

„Ha, wo ist er denn, dieser lebendige Gott?

Ich habe, den Himmel entlang, den Gang der Gestirne, ich habe die grausame Natur, ich habe die grausamere Geschichte der Menschen durchforscht und keinen Gott gefunden als das Recht des Stärkeren, die Nothwendigkeit, die furchtbar erhabne Göttin, deren Anblick versteint wie der Gorgone.

Du birgst dich, Knabe, in die Mantelfalten deines geträumten Gottes, du steckst dein Haupt in seinen Vaterschos, starrt dich des Schicksals Walten mit den Gorgonenblicken an.

Wohl, es sei: aber schilt nicht den Mann, der, den

Blick erwidern, spricht: „es ist kein Gott“: und würd' er drob zu Stein.

Ja, das Lächeln und das Weinen sind zwei holde Genüsse.

Prometheus aber hat nicht gelächelt, als ihm Pandora die bethörende Büchse bot.

Aber er hat auch nicht geweint, als ihm Gewalt und Kraft die Glieder an die Felsen schmiedeten.

Und an den Geier, der ihm das Herz zerfleischt — nun an den Geier — hat er sich gewöhnt.

Und eher ermüdete das Schicksal, den Titanen zu quälen, als daß sich der Titane gebeugt.“

„Cethegus,“ flehte Julius, „sprich nicht so! ich sage dir: es ist ein Gott.“

„So? wo war er denn, als man Manilia mit Gewalt zu verhaßter Ehe zwang? als man für ewig des Cethegus Herz vergiftete?

Wo war er denn, als ihr der blinde Zufall einen Franken-Pfeil in das Herz gejagt?

Ja, auch ich habe an ihn geglaubt: genau so lang war ich der Spielball der Andern.

Später aber hab' ich gehandelt unter der Voraussetzung, die mich mein eignes Schicksal gelehrt: „es ist kein Gott.“

Und siehe da: seither treffen alle meine Schlüsse zu!

Wo war er denn, dein gerechter, allmächtiger, allweiser, allgütiger Gott, als die schuldlose Camilla den nicht für sie gemischten Becher trank?

Wo blieben da seine Wunder und Engel?

Als Calpurnius den Knaben des Witichis von den Felsen warf, warum haben die Engel Gottes nicht das Kind aufgefangen — fällt ja doch kein Sperling vom Dache ohne Gottes Wille! — und den Mörder zerrissen?

Wo war er denn, dein rettender Gott, als ich den Massageten-Pfeil auf jene wackre Kauthgundis entsandte?

Ha, lebte ein Gott im Himmel: — rückprallen mußte der Pfeil von dem treuen Weibe und des Cethegus Brust durchbohren!

Aber der Pfeil war scharf und gut gezielt: und darum starb Kauthgundis, wie wenn sie die Mähne des Padus gewesen.

Drum rede mir nicht vom lebendigen Gott, du fallender Knabe.“

„Cethegus!“ sprach Julius, „mir graut. Das ist die furchtbarste Gotteslästerung, die ich je gehört.“

Totila wandte sich schauernd ab und warf das Schwert in die Scheide.

„Wer so denkt,“ rief er „ist genug bestraft.“

Doch du, Präfect von Rom — du kennst noch das Ende deiner Thaten nicht.

Erwarte es: vielleicht glaubst du dann an den rächenden Gott.“

„Das Ende meiner Thaten,“ lachte Cethegus, „ist mein Tod.“

Das weiß ich längst.

Ob nun auf dem Throne nur des Occidents oder des Weltkreises, ob in verlornen, ob in siegreicher Schlacht.

ob durch Beil oder Schwert — das ist für unsre Gottes-  
Frage gleich.

Und wenn es eine Hölle gäbe — wohlan: auch an  
den Kaukasus geschmiedet, blieb Prometheus er selbst.

Aber genug der Worte und übergenug.

Hierher zu mir, an meine Brust, Julius: denn du  
bist mein.“

„Ich bin Gottes des Herrn! nicht dein!“ sprach  
Julius, bekreuzte sich und trat einen Schritt von ihm  
zurück.

„Du bist mein Sohn — gehorche mir.“

„Du aber bist Gottes Sohn gleich mir.“

„Du verleugnest — ich bekenne unsern Vater.“

Für immer sag' ich mich los von dir.

Denn wenn, wie unser Glaube lehrt, ein Lucifer  
lebt, der Dämonen Oberster, der lichte Morgenstern,  
der stärkste, der herrlichste der Geister Gottes, der aus  
Stolz und Gottesleugnung herabgesunken ist zur Hölle  
— dann bist du es, entsetzlicher Mann.“

„Ja, aber Lucifer ward aus einem Diener des  
Himmels ein Kaiser: ob zwar ein Kaiser der Hölle.“

Lieber als im Himmel der Zweite, in der Hölle der  
Erste. Folge mir.“

Und, hingerissen von Leidenschaft, zog er den Mönch  
am Arm auf seine Seite herüber.

Da blitzte zum drittenmal Totila's Schwert und das  
Schwert des Präfecten.

Und diesmal ward es Ernst: nicht gelang es Julius  
mehr, die Grimmen zu scheiden.

Totila schlug gegen des Präfecten Stirn: der Hieb war zu stark, ganz parirt zu werden: der Helm flog dem Römer rücklings vom Haupt und Blut schoß aus seiner Wange.

Der Gegenstoß des Präfecten drang durch Totila's Mantel: zwar hielt der Ringpanzer die Spitze auf: aber von der Kraft des Stoßes flog Totila einen halben Schritt zurück.

Tödlich drohte der nächste Zusammenstoß zu werden: — Schilde fehlten ja beiden.

Und nochmals prallten sie zusammen: ein Weheschrei des Mönches, der sich zwischen warf, hätte sie kaum noch getrennt, — des Präfecten Schwert hatte ihm die hemmende linke Hand gestreift —: aber nun wurden beide Kämpfer auseinander gerissen von Männern, welche, unbeachtet von den drei im leidenschaftlichen Ringen Wogenden, die Tempelstufen in den letzten Augenblicken empor geeilt waren.

Totila von Thorismuth und Wisand, Cethegus von Vicinius und Sypnar.

„Die Verstärkungen sind da und wicht'ge Kunde aus dem Süden,“ rief Graf Thorismuth.

„Graf Wisand kam als Bote von Guntharis.

Komm rasch zurück: die Schlacht steht bevor.“

„Komm rasch zurück in's Lager!“ rief Vicinius Cethegus zu, „das „zweite Heer“ ist da.“

„Mit Areobindos?“

„Nein, Herr,“ rief Sypnar: „die Kaiserin Theodora

ist plötzlich gestorben: Marses ist der gesendete Feldherr:  
und er kommt mit hunderttausend Mann.“

„Marses?“ frug Cethegus, erbleichend, „ich komme!

Auf Wiedersehn Julius, mein Sohn!“

„Ich bin Gottes Sohn!“

„Er ist mein!“ rief Totila, ihn umschlingend.

„Wohlan: der Kampf um Rom wird auch diesen  
Kampf entscheiden.“

Aus der Barbaren Lager hol' ich dich heraus.“

Und er eilte die Stufen hinab.

Gleich darauf sprengten Cethegus mit den Seinen  
nach Norden, Totila und Julius mit den Ihrigen nach  
Süden in ihre Lager.

---

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

---

Der Präfect fand in seinen Zelten noch nicht Marses selbst, auch keine Boten dieses Feldherrn, was ihn erstaunte: Piso und Salvius Julianus, welche er mit dringender Mahnung an Areobindos nach Ancona entsendet hatte, waren schon bei Gale auf die Bohut des Marses — germanische Reiter, wie sie sagten — gestoßen und hatten von diesen und einem byzantinischen Archen Basiliskos Dinge erfahren, welche sie zur schleunigsten Umkehr bewogen, Cethegus zu warnen.

„Ja, er hat mich offenbar überraschen wollen,“ sprach Cethegus nachsinnend: „aber warte nur, Marses,“ schloß er grimmig.

„Auch Belisar stand mit Uebermacht bei Capua: und ich hab' ihn doch gemeistert, so lang er im Lande war und zuletzt hinausgeschoben aus meinem Italien.“

Laß sehn, ob der Krüppel stärker ist als der löwenherzige Held.“

„Sei vorsichtig, mein Feldherr,“ warnte Piso.

„Es liegen schlimme Dinge in der Luft: — es wird schwül über deinem Haupte.“

Dieser Basiliskos, des Marses Vertrauter — ich kenne ihn von Byzanz her — war mir höchst unheimlich.“

„Ja,“ fügte Salvius Julianus bei, „er war so ein-silbig: nichts war aus ihm herauszuforschen, als was er selbst mitzutheilen wünschte.“

„Mehr als wir von ihm, erkundeten unsere Sklaven von den Seinen.“

„Aber als der Führer der Germanen-Reiter dazu kam, wie sie plauderten, schlug er einen Diener des Basiliskos todt auf dem Fleck.“

„Da wurden die Lebendigen so stumm, wie ihr todtter Kamerad.“

„Zusammenhanglos, widerspruchsvoll, verworren ist, was wir so erkundeten.“

„Fest steht nur: in Byzanz muß ein plötzlicher Umschwung aller Dinge eingetreten sein.“

„Und zwar noch am Tage deines Abgangs aus der Stadt.“

„Die Kaiserin, flüstern die Einen, habe sich selbst in Kohlendunst erstickt.“

„Der Proceß gegen Belisar,“ schaltete der Jurist ein, „ist in ein neues Stadium getreten: auf Antrag Tribonians, sagt man, oder Prokops, habe der Kaiser das Urtheil des Senates vernichtet.“

„Man nannte die Namen: Marses, Antonina, Anicius, Prokopius in unklarem Zusammenhang.“

„Der Prinz Arcobindos soll erkrankt und deßhalb durch Marses ersetzt sein.“



„Aber ich besorge: an dieser Krankheit sterben eher andre Leute als der Statthalter über die Schnecken.“

„Und meine vierzehn Boten an das zweite Heer?“ forschte Cethegus, die Stirn furchend.

„Ich glaube,“ argwöhnte Vicinius, „Marses hat sie fest nehmen lassen, sowie sie eintrafen.“

„Die Germanenreiter lachten so höhnisch, als ich nach ihnen frug,“ bestätigte Julianus.

„Marses ist wirklich mit einem Heere, wie es noch niemals der Kaiser des Geizes gespendet hat, aus den Thoren von Byzanz gezogen.“

„Und wahr ist Alles, was du als unmöglich verworfen, o Feldherr.“

„Nicht nach Epidamnus ging Marses: — die dort stehenden und die übrigen Truppen des Areobindos, unbedeutend im Vergleich mit seinem colossalen Heer, hat er zur See den jonischen Busen hinauf nach Pola in Istrien beordert.

Er selbst zog auf dem Landweg, in Eilmärschen, in das gothische Dalmatien, rollte vor sich her, wie der Sturm die dürren Blätter, die wenigen Tausendschaften der Barbaren dort im Lande auf, nahm Salona, Scardona, Jadera.“

„Ja: und ein furchtbares System befolgt er dabei.“

Er läßt, wohin er kommt, nicht Einen Gothen: Alle, auch Weiber und Kinder, läßt er greifen und zu Schiff sofort nach Byzanz in die Sklaverei führen: so geht er, wie eine zermalnende eiserne Walze, dahin über das

Gothenvolk: und wo Marses vorüber gezogen, lebt kein Gothe mehr in Stadt und Land."

„Das ist gut," sagte Cethegus. „das ist groß."

„Er hat geschworen bei dem Scepter Justinians, sagt man, nicht zu rasten bis kein freier Gothe mehr im Orbis Romanus lebt.

Und in der Schlacht macht er keine Gefangnen."

„Das ist gut," sagte Cethegus.

„In Pola mit dem „zweiten Heer" vereinigt, brach er in das gothische Venetien ein und durchzog das Land mit breiter Front, mit dem rechten Flügel umschwenkend, — der linke diente als Drehpunkt: — von der See im Süden bis an die Berge im Norden: wie eine wandelnde Mauer von Erz Alles vor sich nieder werfend oder aus dem flachen Lande in die Städte drängend, welche eine nach der andern rasch fielen.

Denn die Belagerung versteht mein Marses wie kein Andern, sprach Basiliskos, der diese kriegerischen Ereignisse ohne Rückhalt erzählte.

„Sie sind bald auch dem Präfecten kein Geheimniß mehr," lächelte er boshaft, „sowie meines Marses großer strategischer Gedanke.

Marses sprach: Italien ist ein Stiefel: man muß von oben nach unten hinein fahren.

Mein heftiger Colleague Belisar war so thörig, von unten, bei dem kleinen Zeh, hinein schlüpfen zu wollen.

Drängt man," fuhr er fort, „die gothischen Flöhe von unten, vom Wasser her, nach oben, nach den Bergen, in's Trockne, so sterben sie nicht.

Umgekehrt, von den Bergen, vom Trocknen, von oben her, nach unten, in das Wasser, muß man sie allmählig treiben und schieben: und zuletzt wirft man den Keß, wo das Land schmal zu Ende läuft, Alle zusammen in's Wasser, daß sie elend erlaufen.

Denn die Flotte hat er ihnen ja schon genommen. — gestohlen freilich mehr als geraubt, — der vortreffliche Magister Militum per Italiam.“

„Man flüstert,“ schaltete Julianus ein, „diese Würde sei schon längst wieder aufgehoben.“

„Davon müßte doch ich, dieser Würde Träger, auch wissen.“

„Wer weiß: man raunt, du seist entsetzt.“

Marses habe geheime Aufträge vom Kaiser versiegelt mit bekommen, welche er erst nach Vernichtung des Königs Totila zu öffnen und zu vollziehen habe.“

„Wer sagte das?“ frug Cethegus rasch. „Basiliskos selbst?“

„O nein: der spricht nur vom Krieg.“

Nein: der eine Sklave.

Und gerade, da der Germanenführer dies vernommen, schlug er ihm mit seiner Keule den Schädel ein.“

„Das ist schade,“ sagte Cethegus nachsinnend, „das heißt: er schlug zu früh.“

„Es war,“ fuhr Basiliskos fort uns zu erzählen, „ein herrlich Schauspiel, dieser Alles umspannende, Alles erdrückende Marsch.“

Den linken Flügel im Süden als fest stehenden Angelpunct an das Meer gelehnt, das die starke Flotte

sperrte, schwenkte der rechte, der bis an die Alpenpässe im Norden reichte und sie durch starke Wachen schloß, von rechts nach links herab nach Süden ein: wie der Vogelfsteller sein Schlagnetz zusammenschlägt ob den ängstlich hüpfenden, flatternden Vögelein: und ist kein Entrinnen vor ihm.

Nur über Tridentum und Bolzanum hinaus nach Norden und gegen die Thäler der Athesis und der Passara hinauf entrannen ein'ge Tausende der Barbaren mit Weib und Kind: und sie schlugen, verstärkt durch die Besatzung von Castrum Teriolis bei Mansio Majä, den verfolgenden Archonten Zeurippos, daß er schleunig zur Hauptmacht zurück lehrte.

Aber mit Ausnahme von diesen in die Berge entkommenen Haufen und von Verona lebt kein Gothe mehr hinter Marses Rücken, so weit er bis jetzt gedrungen: Aquileja, Concordia, Forum Julii, Ceneda, Tridentum, Tarvisium, Comaclum fielen vor Marses.

Er eilte nach Ravenna.

Schleunig entwichen die gothischen Belagerer, nach Westen ausbeugend, vor der ungeheuren Uebermacht solchen Entsatzheers.

In Ravenna versöhnte er sich mit dem blutigen Johannes —

„Das glaub' ich nicht,“ unterbrach Cethegus. „Johannes ist der eifrigste Anhänger Belisars: er haßt Marses mehr als Belisar selbst diesen anfeindet.“

„Ja, so zweifelten auch wir: und doch hat ihn Marses gewonnen,“ lächelte Basiliskos: „ihr werdet noch

mehr Dinge erleben, ihr römischen Ritter und Kriegstribunen, von Marses, die ihr jetzt nicht ahnt."

„Und richtig ist, daß Johannes unter Marses dient, wie früher unter Belisar: er befehligt seine Leibwache und die Hunnen.“

Cethegus schüttelte staunend den Kopf.

„Leider aber verunglückte —“ so erzählte Basiliskos uns weiter, fuhr Piso fort — „bald nach dem Aufbruch aus Ravenna Martinus, der Geschützmeister.“

„Was?“ frug Cethegus staunend. „Auch Martinus, das Werkzeug, das Geschöpf, der Rechenmeister Belisars diente unter Marses?“

„Hier liegt, ihr habt Recht, ein sehr großes Geheimniß.“ —

„Nämlich hinter Ravenna,“ berichtete uns Basiliskos, „stieß Marses auf den ersten starken Widerstand.“

Nicht durch Krieger, sondern durch Werke des Barbarenkönigs.

Dieser hat, durch seinen Feldherrn Teja, ein höchst geniales Vertheidigungs-System herstellen lassen, welches Italien gegen einen Angriff vom Norden her sichern sollte; in Aemilia ist es schon vollendet — zum Glück war es noch unfertig in Venetia: sonst wäre auch die Uebermacht des Marses nicht so rasch vorge-  
drungen — er hat durch Berhaue und Gräben alle wichtigsten Uebergänge der Höhenzüge und Straßen so meisterhaft gedeckt, daß ganz geringe Kräfte den Marsch des größten Heeres tagelang hinter jedem solchen Hinderniß aufzuhalten vermögen.

Mit Bewunderung erkannte Marses diese Anlagen.

„Dieser Totila ist ein viel größrer Feldherr als Antonina's Gemahl!“ rief er.

„Er hatte auch durch die Aemilia mit breitester Front nach Süden ziehen wollen, alles gothische Leben erdrückend.“

Er mußte aber seinen Plan, von Ravenna westlich in das Innere des Landes zu marschiren, aufgeben, nachdem bei einem Versuch, ein solches Bollwerk bei Imola auf geheimnißvolle Weise zu zerstören, Martinus ein geheimnißvolles Ende fand.

Als Marses rathlos vor der Beste stand und aussprach, sein ganzer Plan könne an diesen Stockungen scheitern und — zum ersten Male auf dem Feldzug — vor Erregung von seiner bösen Krankheit Epilepsis niedergeworfen wurde, da sprach Martinus zu Johannes, der sich ein tüchtige Brustwunde bei seinem abgeschlagenen Sturm geholt hatte;

„Der Rächer Belisars soll nicht durch diese Steine aufgehalten werden, wenn Martinus richtig gerechnet hat. Freilich,“ sagte er, „das letzte Experiment im Kleinen mißlang und hätte mir fast den Kopf weggerissen — aber es gilt, Belisar zu rächen und dafür wag ich gerne meinen Kopf.“

Und in der Nacht schlich sich Martinus mit einigen Steinarbeitern an die Felswände hinan und bohrte an ihnen ein kleines Loch.

Aber plötzlich wurden wir Alle aus unsern Zelten

geschreckt durch einen furchtbaren Knall, dergleichen wir nie vernommen.

Wir eilten an die Felswand.

Diese war freilich auseinander gesprengt als hätte sie der Blitz getroffen: — aber nicht von oben nach unten, von unten nach oben: die gothische Befestigung auf den Wällen war zerrissen: aber auch schrecklich verstümmelt und ganz schwarz lagen unser armer Martinus — sein kluger Kopf zwölf Schritte von dem kleinen Körper — und alle seine Arbeiter.“

„Räthselhaft!“ sagte Cethegus, „Kennt man die Erfindung?“

„Nein, er hat sie mit in's Grab genommen.

Er sagte ja: er war noch nicht ganz mit ihr fertig.

In seinem Zelte fand man ein Häufchen kleiner Körnchen, wie schwarzes Salz, welches Marses eifrig ihm noch in der Nacht zu bringen befahl: aber auf dem Wege fiel ein Funke von der Pechfackel des Trägers auf die offene Schale: und hell aufblühend puffte und flammte das Gift in die Höhe: doch diesmal ohne Knall und ohne Schaden.“

„Hätt ich doch dieses schwarze Salz,“ seufzte Cethegus. „Dann wehe Marses und Byzanz.“

„Ja: ähnlich mag Marses gedacht haben,“ lächelte Piso. „Denn nach des Basiliskos' Bericht durchsuchte und durchstöberte er alle Schalen und Schreibereien des Verunglückten. Aber ohne Erfolg.“

„Imola hatten wir nun zwar,“ fuhr Basiliskos fort zu erzählen, „so berichtete Salvius Julianus.

„Aber schon ganz in der Nähe, bei Castrum Brintum, lag wieder eine solche Wegsperre.

Und kein Martinus lebte mehr, sie zu sprengen.

Rathlos hielt Marses inne.

„Johannes,“ fragte er endlich, „du kennst genau den Küstenweg von Ravenna südöstlich bis Ancona?“

„Ja,“ erwiderte dieser, „es war der Weg meiner schönsten Siege unter Belisar.

„Und dort werden die Wegsperren fehlen,“ frohlockte Marses, „weil der Barbarenkönig die zahlreichen natürlichen Wegsperren, die Flüsse, die von Westen her in den Meerbusen mündeten, durch seine Flotte zu beherrschen glaubte.

Die Flotte hat uns der Präfect von Rom freundschaftlich aus dem Wege geräumt.

Wendet! Brecht das Lager ab: wir ziehen hart an der Küste nach Südosten.“

„Wie willst du über die brückenlosen Flüsse setzen?“ frug Basiliskos staunend.

„Die Brücken, Freund, tragen wir auf den Schultern mit uns.“

„Darouf bin ich gespannt,“ unterbrach Cethegus.

„Und so zogen wir denn zuerst ostwärts,“ schloß Basiliskos seinen Bericht, „an die Küste und von hier aus ganz hart an der See nach Süden: geführt von Johannes: die Flotte aber segelte dicht an der Küste, mit dem Landheer gleichen Schritt haltend, und wo ein Fluß das Landheer zu hemmen drohte, sandte die



Flotte zahllose kleine Bote stromaufwärts und auf diesen setzten die Truppen über.

Und wenn zwei Flüsse durch nur kurze Strecken Landes getrennt waren, trugen Kofz und Mann die leichten Fahrzeuge auf Rücken und Schultern von Fluß zu Fluß.

So zogen wir denn über den Sapis nach dem alten Ficocle, über die drei Arme des cäsarischen Rubico, über einen mir unbekanntem Fluß und über den Ariminus nach Ariminum, wo Usdrila, der Gothen tapfrer Führer, im Ausfall umkam.

Aber auf der flaminischen Straße vorzudringen war unmöglich: diese sperrete das feste Petra pertusa: so wandten wir uns denn nach Südwesten, und zogen über den Metaurus gegen den Apennin: zu Hülfe dem Präfecten von Rom und Statthalter von Italien, das aber andre Leute haben, dem großen magister militum per Italiam, der aber nur ein kleines Heer hat: auf daß nicht König Totila und Graf Teja von Tarentum ihn sammt euch, ihr edeln römischen Ritter, erdrücken wie die Mühlsteine das Korn."

„Daß aber deine Boten fest gehalten wurden zu Epidamnus —“ fuhr Pifo fort.

„Allerdings, es kam keiner zurück: auch die nicht, denen ich schleunige Umkehr befohlen,“ sprach Gethagus nachsinnend.

„Das schließe ich daraus, daß auch uns der schlaue Byzantiner, unter höflichsten Formen, das Gleiche thun wollte: er wollte uns durchaus zu Marses, weiter von

dir fort, geleiten lassen: vor unsre Zelte setzt er uns Germanen als „Ehrenwachen“: und als wir, die Absicht erkennend, zur Nacht aus unsern Zelten eilten und aus dem Lager, da schossen unsre Ehrenwachen uns, zum Ehrenabschied, noch ihre Pfeile nach und tödteten zwei unsrer Sklaven und verwundeten mein Pferd.“

„Ich sollte also durchaus überrascht werden von dem großen Epileptiker — fern gehalten werden von ihm bis zum letzten möglichen Augenblick. —

„Gut. Syphax, mein Pferd: wir reiten noch heut' Nacht Marfes entgegen.“

„O Herr,“ flüsterte leise der Maure, der die Unterredung mit angehört, „hättest du mich, wie ich dich hat, nach Epidamnus geschickt!“

„Dann hätten sie auch dich eingesperrt, wie die andern Boten.“

„Herr: in Afrika haben wir ein Sprichwort: wenn das Feuer aus dem Berge nicht zu dir kommt, sei froh: und gehe nicht der Lava entgegen.“

„Das könnte man in's Christliche übertragen,“ lächelte Piso: „wenn der Teufel dich nicht holen soll, such' ihn nicht auf.“

Wer reitet von selber in die Hölle?“

„Ich! und zwar schon seit ziemlich langer Zeit,“ sprach Cethegus, „lebt wohl, ihr römischen Kriegstribunen: Licinius vertritt mich hier im Lager bis zu meiner Rückkehr.“

Auch der Barbarenkönig weiß jetzt wohl schon von

Marses Nähe und Macht: er greift in der Nacht heute nicht an, wie damals in Rom."

Als die römischen Ritter das Zelt verlassen, sprach Cethegus zu Syphax, „schnalle mir den Harnisch ab.“

„Wie, Herr? du reitest nicht in Belisars, in Marses' Lager reitest du.“

„Ebendeshalb, fort mit dem äußern Brustharnisch.

Reiche mir das Schuppenhemd, das ich unter der Tunica trage.“

Syphax seufzte tief auf.

„Jetzt wird es Ernst.

Jetzt, Hiempsals Sohn, sei wachsam!“

---

## Vierundzwanzigstes Capitel.

---

Die Nacht über ritt Cethegus mit geringer Begleitung, in tiefes Sinnen versunken, Marses entgegen.

Auf der Tribunen Mahnung, das Gefolge zu vermehren, hatte er erwidert: „hunderttausend kann ich doch nicht mit nehmen!“

Bei grauem Morgen stieß er bei Fossa nova auf den Vortrapp des anrückenden Heeres.

Es waren wild ausschende Reiter, von deren spitz zulaufenden Helmen schwarze Roßschweife auf die Wolfsfelle über ihren Rücken flatterten: sie trugen Ringpanzer, breite Schlachtschwerter und lange Lanzen: Arme und Beine nackt, nur an dem linken Fuß, an Riemen befestigt, einen Sporn: ohne Sattel saßen sie sehr sicher auf ihren starken Pferden.

Der Führer der Reiter — er trug einen reich vergoldeten Plattenpanzer und statt des Roßschweifs zwei Geierflügel auf dem Helm — jagte pfeilschnell auf seinem rothen Roß heran und hielt erst dicht vor Cethegus, der an seines kleinen Zuges Spitze ritt: lange, rothe Haare, auf der Stirn gescheitelt, flogen um seine Wangen und

der Schnurrbart hing, in zwei schmalen Streifen, von dem Munde auf den Harnisch: aus dem hellgrauen Auge blitzte Kühnheit und Verschlagenheit.

Eine Weile maßen sich die beiden Reiter mit forschenden Blicken.

Endlich rief der mit dem Geier-Helm: „Das muß Cethegus sein — der Beschirmer Italiens.“

„Der bin ich.“

Und der Andre riß sein Pferd herum und jagte davon, noch schneller als er gekommen, über die Stellung seiner Reiter hinaus auf ein Waldstück zu, aus dessen Mäandern man nun Fußvolf in dichten Colonnen herandrücken sah.

„Und wer seid ihr? und wer ist euer Führer?“ frug Cethegus in gothischer Sprache die Reiter, welche er nun erreichte.

„Wir sind Langobarden, Cethegus, in Marses' Dienst,“ antwortete auf Lateinisch der Gefragte, „und jener dort ist Alboin, unsres Königs Sohn.“

„Also darum, Vicinius, hast du deine Mühe verloren!“

Schon sah Cethegus von ferne des Marses offne Sänfte herannahen.

Sie war von einfachstem Holz, ohne Zierrath: nur eine Woll-Decke, statt der üblichen Purpurpolster, lag darin.

Nicht von Sklaven, von erlesnen Soldaten, welchen diese Ehre abwechselnd zur Belohnung eingeräumt wurde, ließ sich der Krüppel tragen.

An seiner Seite ritt mit gezognem Schwerte Alboin und flüsterte ihm zu:

„Also du willst wirklich nicht, Marses?

Der Mann scheint mir sehr gefährlich, sehr.

Du brauchst nicht zu sprechen — ein Zucken deiner Wimper — und es ist geschehen.“

„Laß ab zu drängen, du Zukunft der Langobarden.

Ich könnte sonst glauben: du willst den Mann nicht mir, sondern dir selber aus dem Wege räumen.“

„Wir Söhne der Gambara haben ein Sprichwort: Erschlagner Feind hat noch selten gereut.“

„Und wir Romäer haben ein anderes,“ sagte Marses:

„Wirf die Leiter erst um, wenn erstiegen der Wall.“

Erst, mein eifriger, junger Freund, laß uns Totila durch Cethegus vernichten.

Der kennt Rom, Italien und die Gothen doch noch besser als Alboin, der Kofzhändler.

Was diesen *Exmagister militum per Italiam* selber anlangt, so ist sein Geschick besiegelt, —“

Alboin sah ihn fragend an.

„Aber auch noch versiegelt. Zur rechten Stunde werd' ich es ihm — eröffnen und vollenden.“

Gleich darauf hielt Cethegus neben der Sänfte.

„Willkommen, Marses,“ sprach er: „Italien begrüßt den größten Feldherrn des Jahrhunderts als seinen Befreier.“

„Laß das gut sein.

Mein Kommen hat dich wohl überrascht?“

„Wer einen Arobindos als Helfer erwartet und einen Marses statt dessen findet, kann nur erfreut sein.“

Aber, allerdings,“ fügte er lauernd bei, „da Belisarius begnadigt ist, hätte auch er, seinem Wunsche gemäß, nach Italien gesendet werden können.“

„Belisar ist nicht begnadigt,“ sagte Marses kurz.

„Und meine Gönnerin, die Kaiserin — wie starb sie so plötzlich?“

„Das weiß genau nur sie selber.“

Und jetzt vermuthlich die Hölle.“

„Hier liegt ein Geheimniß,“ sagte Cethegus.

„Ja: — doch lassen wir's liegen.“

Kein Geheimniß aber mehr ist dir, daß jetzt Marses in Italien steht.

Bekannt ist dir wohl von früher, daß Marses niemals getheilten Heerbefehl führt.

Der Kaiser hat dich mir unterstellt mit dem „ersten Heer“.

Willst du unter mir in meinem Lager dienen, soll mich's freuen: denn du verstehst den Krieg, Italien und die Gothen.

Willst du nicht, so entlasse deine Söldner — ich brauche sie nicht.

Ich befehle einhundertzwanzigtausend Mann.“

„Du trittst mit großen Mitteln auf.“

„Ja: denn ich habe große Zwecke. Und nicht kleine Feinde.“

„Du bist den Gothen stark überlegen: wenn sie nicht auch ihr Südheer aus Regium hierher ziehen.“

„Das können sie nicht.

Denn ich habe auch vor dem Hafen von Rom und auf der Höhe von Regium zwei Geschwader mit zwanzig Tausend Kreuzen lassen, welche das gothische Südheer beschäftigen.“

Cethegus staunte.

Das war wieder eine Ueberraschung.

„Du aber wähle:“ sprach Marses, „bist du mein Gast oder mein Unterfeldherr?

Ein Drittes giebt es nicht in meinem Lager.“

Cethegus überfah klar die Lage.

Er war Unterfeldherr oder — Gefangner.

„Es ehrt mich, unter dir zu dienen, nie besiegter Perser-Ueberwinder.“

„Warte nur,“ dachte er: „auch Belisar trat auf als mein Herr: zu Rom ward ich der Seinige.“

„Wohlan,“ befahl Marses, dessen Sänfte während der Unterredung auf die hohen, stielzngleichen Tragestangen war niedergestellt worden: „so ziehen wir zusammen gegen die Barbaren. Tragt euren Vater wieder, liebe Kinder.“

Und die Krieger traten wieder an die Sänfte.

Cethegus wollte bei dem Aufbruch sein Pferd an die rechte Seite des Feldherrn lenken.

Aber in sehr gutem Latein rief ihm Alboin zu:

„Nichts da, Herr Römer. Mich nennt man die Rechte Hand des Marses.

Der Ehrenplatz ist mein: — die linke, die Unheil-Seite, ist noch frei.

Wir haben sie für dich aufgehoben.“



Schweigend ritt Cethegus auf die linke Seite.

„Ich weiß nicht,“ sagte er zu sich selbst, „ob diese rechte Hand vor ihrem Haupte oder nach ihm fallen muß!

Am Besten zugleich.“

Am Abend dieses Tages noch erreichte das Heer des Marses die Stellungen zwischen den Bergen von Helvillum und von Taginä.

---

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

---

Und gewaltig wahrlich war dieses Heer des Marses.

Der zähe, geizige Sparer Justinian hatte diesmal nicht gespart: mit vollen Händen hatte er gespendet.

Seine aus Kleinlichem und Großartigem seltsam gemischte Natur schien für dies Unternehmen das Kleinliche völlig abgestreift zu haben.

Die großen Erschütterungen in der Hauptstadt, an seinem Hofe, hatten ihn wach gerüttelt.

Klar hatte sein heller, diplomatischer Kopf, viel mehr für die äußere Politik als für die Verwaltung angelegt, die ganze Bedeutung der gothischen Gefahr erkannt.

Der Vorwurf, daß er durch unnöthige Angriffe diese brennende Gefahr erst herauf beschworen, machte ihm die Unterdrückung zur Pflicht.

„Er haßte den Namen der Gothen und gelobte sie auszutilgen aus dem Reich,“ schrieb damals Prokop.

In schonungslosen herben Worten hatte ihm Marses diese Pflicht eingeschärft: und zugleich die klügsten Rathschläge zu ihrer Erfüllung beigefügt.

„Nur Germanen schlagen diese Germanen,“ hatte er gerufen.

„Ich brauche zu den Söldnern aus Asien die germanische Waldekraft, die Gothen zu brechen.

Lange hab' ich gewarnt, diese friedlichen Männer aufzustören, die uns nicht bedrohten: die Perser, die wahrhaft gefährlichen, abzuwehren.

Du hast nicht gehört.

Jetzt, da sie zum Angriff übergegangen, jetzt sind sie die gefährlichsten — gefährlicher als die Perser, mit welchen sie übrigens schon im Bunde stehen.

Jetzt müssen sie vernichtet werden um jeden Preis: denn sie haben die Schwäche deines Reiches entdeckt.

Jetzt also: Germanenkraft herbei, Germanenkraft zu brechen.

Ich habe ein tapfres Volk an der Hand mit einem Königssohn, heißhungrig der Eroberung.“

„Wer ist's?“

„Das ist mein Geheimniß. Wildkühne Scharen aus ihnen werb' ich selbst als meine Leibwächter.

Aber das reicht nicht.

Franken, Heruler, Gepiden müssen helfen.

Den Franken bestätigst du, was du ihnen doch nicht entreißen kannst: ihre neuen Erwerbungen in Südgallien, Massilia und Arelate.“

„Ich gebe ihnen dazu das Recht, Goldmünzen mit dem Bilde ihrer Könige zu schlagen: das schmeichelt ihrer kindischen Eitelkeit: der Fürsten und des Volks. König Theudebert zu Mettis, den wie Childebert von Paris.

dieser Totila gewonnen, ist gestorben: sein junger Erbe Theudebald bedarf unserer Gnade."

„Den Herulern, diesen immer hungrigen Soldläufern, gieb ein Stück Dacien bei Singidunum: — haufenweise schicken sie dir dafür ihre bösen Buben zu."

Mit den Gepiden, so viele ihrer die Langobarden noch übrig gelassen, schließe Frieden: gieb ihnen Sir-  
mium zurück: dann helfen sie dir schon aus altem Haß gegen die Landsleute von Theoderich und Witichis."

„So viele Zugeständnisse —"

„Wir nehmen ihnen bald Alles wieder ab, unsern Hun-  
den, mit denen wir den gothischen Löwen jagen: aber erst muß er nieder mit ihrer Hülfe."

Und er hatte den Beherrscher der Romäer vollständig gewonnen und überzeugt.

Alle Mittel des kaiserlichen Thesaurus, welchen der kaiserliche Geizhals immer, jammernd, als völlig leer hingestellt hatte, wurden verschwenderisch an Marses gespendet.

Und dieser nicht bescheidne Heischer staunte nun selbst über die Fülle der bisher sorgfältig geheim gehaltenen Schätze.

Der große Krieg mit Persien, der kleine mit allen Nachbarvölkern wurde sofort, mit Opfern, beendet: die erprobten Veteranen, die seit Jahrzehnten unter Belisar und Marses gedient, wurden so verfügbar gegen die Gothen.

Und die nämlichen Feinde, welche sie bis dahin bekämpft Perser, Saracenen, Mauren, Hunnen, Skla-

venen, Gepiden, Heruler, Franken, Bulgaren, Avaren, stellten plötzlich Söldner gegen hohe Jahrgelder.

Aus Thrakien und Illyrien wurden alle Waffenfähigen ausgehoben: dreitausend herulische Reiter unter Vulfaris und Wilmuth, siebentausend Perser, eine Gefolgschaft erlesenster Gepiden — hundert und fünfzig wilde Abenteurer unter Asbad, — wurden geworben: zehntausend Mann Fußvolk aus allen Provinzen des fränkischen Reichs, Franken, Burgunden, Alamannen, stellten die Merowingen von Parisii, Mettis und Aurelianum.

Ferner konnte Marses, außer seinen eignen vorzüglich von ihm geschulten Unterfeldherrn, diesmal auch die besten Heerführer Belisars verwenden, welche früher nie unter Marses gedient: die räthselhafte Ausöhnung der beiden großen Nebenbuhler und der an allen Grenzen gesicherte Friede machte die Vereinigung wie der besten Truppen so der erfahrensten Führer in Italien möglich.

So befehligten unter Marses die beiden ausgezeichneten und innig befreundeten Archonten Drestes und Liberius, welche man in Byzanz wegen dieser zärtlichen Freundschaft Drestes und Pylades zu nennen pflegte — ihr eifriges Zusammenwirken in allen Aufgaben machte diese Freundschaft auch militärisch wichtig: — aber freilich, in der Schlacht von Taginä sollte sich diese Liebe einmal als übelwirkend erweisen.

Ferner Cabades, des vorletzten gleichnamigen Perserkönigs Neffe, der längst mit vielen Persern sich dem Kaiser unterworfen, Johannes, Basiliskos, Valerianus,

Vitalianus, Justinus, Paulus, Dagisthäos, Anzalas der Armenier — lauter hervorragende Führer.

Das vor Portus kreuzende, Rom beobachtende Geschwader und Heer führte Armatas, das zwischen Sicilien und Neapolis wachende Dorotheos.

So waren es hunderttausend Mann, welche unter Narses und Cethegus bei Caprä den Gothen gegenüberstanden, während Rom und Neapolis durch weitere zwanzig Tausend bedroht wurden.

---

## Sechszwanzigstes Capitel.

---

Diesen Zahlen aber hatte König Totila entfernt nicht mehr die Streitkräfte entgegen zu stellen, welche dereinst Vitichis, im Ganzen hundert und sechzig Tausendschaften, aufgebracht.

Die Lücken, welche der Krieg, die großen, allein siebenzig Tausendschaften betragenden Verluste vor Rom, dann die Seuchen, der Hunger, die Gefangennehmung zu Ravenna und zu Senogallia in das gothische Volksheer gerissen hatten, waren nicht wieder ersetzt worden durch die italischen Colonen, welche Totila nur dann einreichte, wenn sie es forderten.

So betrug die ganze Macht des Königs etwa siebenzig Tausendschaften, von welchen zehn unterhalb Rom zur Abwehr der beiden drohenden Landungen belassen werden mußten unter Herzog Guntharis und Graf Grippa: ungefähr zehn andre Tausendschaften aber wurden durch die verlorenen Besatzungen in Griechenland und auf den Inseln, sowie in den Städten und Burgen Italiens und Dalmatiens abgezogen, welche zum Theil schon in des

Narses Hand gefallen, getödtet oder außer Land geschafft waren.

Es waren also nicht mehr als etwa fünfzig Tausendschaften, welche König Totila der doppelt starken Macht der Feinde bei Taginä entgegen führte.

Als Cethegus dies Zahlenverhältniß dem Oberfeldherrn vorrechnete, sagte dieser:

„Mein großer Freund Belisar hat oft mit der Minderzahl gesiegt, ist aber noch öfter von der Mehrzahl, wie billig, geschlagen worden. Ich, Narses, habe meinen Ruhm nur darin gesucht, jedesmal zu siegen, obzwar nicht mit der Minderzahl: und diesen bescheidneren, aber zweckmäßigeren Ruhm hab' ich erreicht. Er wird mir auch diesmal nicht entgehn.“

Auch in dem Lager der Gothen erkannte man die Ueberlegenheit der Byzantiner: es fehlte nicht an Stimmen in des Königs Kriegsrath, welche die offne Feldschlacht zu vermeiden und den Rückzug in die noch von den Gothen besetzten Städte, ein Hinschleppen des Kampfes durch zähe Vertheidigung riethen.

Aber der König verwarf diesen Rath aus guten Gründen und beschloß, bei Taginä zu schlagen.

Mit banger Ahnung hatte Valeria allmählig errathen, daß die Entscheidung gerade hier fallen werde, in dem Thal ihrer Sorgen und Schmerzen.

Der König hatte auch den übrigen, das Volksheer begleitenden Frauen, darunter den Neuvermählten Gothe und Riuta, das Kloster und die Capelle auf den beiden Hügeln im Rücken des Heeres bei „spes bonorum“ als



den angemessensten und sichersten Aufenthalt angewiesen: — selbst im Fall des Sieges der Feinde gewährten diese katholischen Cultstätten gegenüber den katholischen Ueberwindern noch am ehesten Schutz.

Das Lager des Königs und die durch dasselbe gedeckten Gebiete wurden aber täglich mehr angefüllt von Angehörigen des Gothenvolks jedes Alters und Geschlechts, welche aus den von Marses bedrohten oder durchzognen Gegenden nach Süden flüchteten: denn das furchtbare System der Ausrottung alles gothischen Lebens, welches der Gewaltige verfolgte, war alsbald schrecklich bekannt worden und jagte die entsetzten Gothen in banger Verzweiflung auf, bevor auch über sie hin der eiserne Wagen der Austilgung rollte.

Sie erkannten, daß ein Vernichtungskrieg gegen ihr gesamntes Volksthum, nicht nur ein politischer Streit hier geführt werde: nicht nur die gothischen Krieger, alle Tropfen gothischen Blutes waren die von Marses bedrohten Feinde.

Dazu kam, daß nun auch die Italier diese Natur und Absicht des jetzt erneuten Kampfes erkannten: und nun brach auch in ihnen der alte Barbarenhaß, der Gegensatz des Blutes und des Glaubens, wieder aus: die Versöhnung nach der Kriegsnoth und durch die Milde des Friedenskönigs war erzwungen und künstlich, — die Ausnahme — gewesen: nun kehrte das Natürliche, die Regel, der Haß wieder.

Ueberall, wo sie sich durch die „Romäer“ gesichert glaubten, zeigten diesen die Italier die Wohnstätten oder

Verstecke der gothischen Familien an oder lieferten sie gleich selbst in die Gefangenschaft.

So also war es nicht mehr möglich, wie in dem belisarischen Feldzug, daß die Gothen-Siedelungen sich vor der vorüber brausenden Woge des Krieges duckend verbargen und, nachdem sie weiter gestürmt, sich wieder empor richteten, wie Halme nach dem Gewitterwind: — nein, so weit Marses kam, kam der Gothenuntergang und, war er weiter gezogen, war hinter ihm ausgetilgt das Gothenthum.

So wurde denn, was noch flüchten konnte, was entronnen war vor der wandelnden Mauer der Vernichtung von Norden nach Süden in des Königs Lager gedrängt: es nahm der Krieg den Charakter der alten Kämpfe eines Wandervolkes an, dessen Geschick an Schlacht und Lager gebunden war: die Wagenburg der ineinander geschobnen Karren, welche die Zelte trugen, die einzige Heimath: es war nicht mehr die Vertheidigung eines vom Feinde bedrohten Landes und der friedlichen Einwohner durch ein Heer: denn außer dem Lager des Königs und dem von diesem gedeckten Lande gab es keine Gothen mehr in Italien.

Totila ließ, schon um der Hungergefahr zu steuern, welche die Anhäufung solcher Massen Volkes in und hinter dem Lager herbeiführen mußte, die unwehrhafte Menge weiter nach dem Süden führen und vertheilen.

Als den König auf einem Erkundungsrith über die Höhen dicht an der „spes honorum“ vorüber der junge

Herzog Adalgoth jenes Abends erinnerte, da sie zuerst die Capelle besucht, lächelte jener:

„Ja wohl: da ich mir die Grabesstätte wählte bei Numa Pompilius.

Nun gut: falle ich hier, habt ihr mich nicht weit zu tragen.“

Aber im Grunde seines Herzens war der König nicht ohne Sorge über den Ausgang der hier sich langsam vorbereitenden Schlacht.

Ihn beunruhigte der Mangel an Reiterei: der größere Theil seiner Veritnten stand bei den Truppen von Guntharis und Grippa.

Den tapfern Langobarden im Lager des Marses hatte der König keine an Zahl entsprechende Waffe entgegen zu stellen.

Aber gerade diesem Mangel schien das alte Glück des Königs abhelfen zu wollen.

---

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

---

In dem Gothenlager gingen schon seit mehreren Tagen dunkle Gerüchte von der Annäherung neuer Hülfsscharen von Osten her, welche zugewanderte Gothen meldeten.

Der König wußte von keinem Zuzug aus jener Richtung und sandte deshalb vorsichtig, einem etwaigen Flankenangriff der Byzantiner zu begegnen, Graf Thorismuth, Wisand, den Bandalarius, und den jungen Adalgoth mit einigen berittnen Sajonen auf Kundtschaft aus.

Aber am Tage darauf schon kamen diese zurück und Graf Thorismuth sprach frohen Angesichts, da er mit Adalgoth in das Zelt des König trat:

„Ich bringe dir, o König, einen alten Freund zur rechten Stunde.“

„Er gleicht ganz dem Königstiger,“ fiel Adalgoth ein, „den du in den letzten Circusspielen dem Volke zu Rom gezeigt.“

Nie sah ich solche Aehnlichkeit zwischen Mensch und Thier.“

„Er wird dir hoch willkommen sein — da ist er schon.“

Und vor dem König stand — *Furius Aballa*, der *Corse*.

Er neigte das stolze, noch tiefer gebräunte Antlitz und legte die linke Hand auf die Brust.

„Ich grüße dich, König der Gothen.“

„Willkommen, Weltumsegler, in Italien. Woher kömmt du?“

„Von Tyrus.“

„Und was führt dich zurück?“

„Das, o König, kann ich nur dir vertrau'n.“

Auf einen Wink *Totila's* verließen die Andern das Zelt: da faßte der *Corse* in fiebernder Erregung seine beiden Hände.

„O sage ja, sage ja: mein Leben — mehr als mein Leben hängt daran!“

„Was meinst du?“ fragte der König, mit unwilligem Staunen zurück tretend.

Die heiße, wilde, hastige Art des Mannes war seiner Natur sehr entgegen.

„Sage ja: du bist mit des Westgothenkönigs *Agila* Tochter verlobt — *Valeria* ist frei?“

Der König fürchte die Stirn und schüttelte zürnend das Haupt: aber ehe er sprechen konnte fuhr der *Corse* in heftiger Erregung fort:

„Staune nicht — frage nicht!“

Ja: ich liebe *Valeria* mit aller Gluth: fast haß' ich sie — so lieb' ich sie.

Ich warb um sie vor Jahren.

Ich erfuhr, sie sei dein — vor dir trat ich zurück:  
— erwürgt hätt' ich jeden Andern mit diesen Händen.

Ich eilte fort: ich stürzte mich in Indien, in Aegypten  
in neue Gefahren, Abenteuer, Schrecknisse, Genüsse.

Umsonst.

Ihr Bild blieb unverwischt in meiner Seele.

Höllqualen der Entbehrung erlitt ich um sie.

Ich dürstete nach ihr wie der Panther nach Blut.

Und ich verfluchte sie, dich und mich.

Und ich wädhnte, längst sei sie dein geworden.

Da traf ich im Hafen von Alexandria auf west-  
gothische Schiffe aus Spanien und die Männer, alte  
Handelsfreunde von Valerius und mir, erzählten von  
deiner Erhebung zum König: und als ich nach Valeria,  
deiner Königin, frug, betheuerten sie, du seiest unvermählt:  
und sie fügten bei, ihr König Agila habe dir seine  
Tochter und ein Waffenbündniß angetragen gegen Byzanz:  
du habest das angenommen.

Aber vor Allem, widerholten sie — ja sie beschworen  
es, da ich zweifelnd in sie drang — du seiest unver-  
mählt: und deine frühere Braut, Valeria, die ihnen  
sehr wohl bekannt, lebe einsam zu Taginä.

„Valeria frei!“ jauchzte alles in mir auf.

Noch dieselbe Nacht lichtete ich die Anker meiner  
Schiffe, nach Italien zu eilen.

Auf der Höhe vor Kreta stieß ich auf ein stattliches  
Geschwader.

Es waren persische Reiter, welche Justinian geworben

und auf Rauffahrteischiffen nach Italien gegen dich senden wollte unter ihrem Häuptling Isdigerdes, meinem alten Bekannten.

Von ihnen erfuhr ich, mit welch' gewalt'ger Macht Marses dich bedrohe.

Und nun, König Totila, beschloß ich, die alte Dankeschuld zu zahlen.

Es gelang mir, indem ich das Doppelte bot, Isdigerd und seine Reiter — es sind ganz auserlesne Scharen, — in meinen Sold zu gewinnen, und ich führe sie dir zu: wie ich von deinen Grafen höre, zu höchst erwünschtester Verstärkung: es sind mehr als zweitausend Pferde."

„Sie sind sehr willkommen,“ sprach Totila erfreut, „ich danke dir.“

„Daß du noch unvermählt, ward mir bestätigt,“ fuhr der Corse fort — „aber — sie sagen — Valeria sei nicht frei — sie sei noch immer —: ich wollt' es, konnt' es, kann es nicht glauben — kann nicht die Hoffnung — nein, nein schüttle nicht das Haupt: — ich beschwöre dich: sage ja, sie ist frei.“ — —

Und wieder griff er nach des Königs Händen.

Aber dieser machte sich los, nicht ohne Zeichen des Zornes.

„Noch immer die alte, verderbliche, unbändige Gluth! Wann erkaltet diese Lava?

Noch immer — ja, der Sänger hat Recht — die unheimliche Art des Tigers — man kann jeden Augenblick den Sprung im Nacken spüren.“

„Predige nicht, Gothe,“ zürnte der Corse, „sage ja oder nein — ist Valeria —?“

„Mein ist Valeria,“ sagte heftig der König, „mein jetzt und ewig.“

Da stieß der Corse einen Schrei des Schmerzes, des Ingrimmes aus und schlug sich beide Fäuste mörderisch an die Stirn.

Dann warf er sich auf das Feldbett des Zeltes, schüttelte den Kopf auf den Kissen hin und her und stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

Eine Weile sah ihm Totila mit schweigendem Staunen zu: endlich trat er zu ihm und hielt seine Rechte fest, die seine Brust zerschämerte.

„Fasse dich doch! bist du ein Mann oder ein pfeilmunder Eber?“

Ist das manneswürdig, menschenwürdig?

Ich dächte: du hast es mit Schmerzen gelernt, wohin sie führt, deine sinnlose Wuth.“

Laut schreiend fuhr Ahalla auf, die Hand am Dolch.

„Ah, du bist es, der so sprach — der mich mahnt.

Du allein darfst es — du allein kannst es!

Aber ich sage dir: — thu's doch nicht wieder.

Ich kann es auch von dir nicht tragen.

O du solltest nicht schelten: beklagen solltest du mich.

Was wißt ihr Nordlandherzen von der Gluth in diesen Adern!

Was ihr lieben nennt ist mattes Sterngeflimmer.

Mein Lieben ist brennendes Feuer — ja Lava, du hast Recht — wie mein Haß.



Wüßtest du, wie ich um sie gelitten, wie ich aufgeglüht in Hoffnung, wie ich dich segnete und liebte und nun — Alles dahin.“

Und abermals begann er zu toben.

„Ich fasse dich nicht,“ sprach Totila streng, im Zelte auf und nieder schreitend und den Tobenden sich selbst überlassend.

„Du hast eine niedre Art vom Weib zu denken.“

„Totila!“ drohte der Corse.

„Ja, eine niedre, gemeine Art.“

Wie von einer Ware, einem Noß etwa, das der Zweite haben kann, wenn es der Erste nicht fest hält.

Hat ein Weib keine Seele? nicht Willen und Wahl?

Und wähnst du denn, wenn ich wirklich mit einer Andern vermählt oder gestorben wäre, glaubst du denn, Valeria würde dann ohne Weiteres dein?

Wir sind doch sehr verschieden von Art, Corse.

Und ein Weib, das Totila geliebt, wird schwerlich sich trösten mit Furius Ahalla.“

Wie vom Blitz getroffen fuhr der Corse empor.

„Gothe, du bist ja sehr stolz.“

Solcher Hochmuth war dir früher fremd.

Hat dich der goldne Reif so stolz gemacht?

Du wagst es, auf mich herab zu sehn?

Das trage ich von keinem Mann — auch nicht von dir.

Nimm zurück, was du da gesagt.“

Aber Totila zuckte die Achseln.

„Die Eifersucht, die blinde Wuth verwirrt dich.“

Ich habe gesagt: wer mich liebt, wird nicht, nach mir, dich lieben.

Und das ist so wahr, daß selbst deine Wildheit es einsehen muß.

Denke dir Valeria, die streng verhaltene, marmorne, vestalische — und deine maßlos ungezähmte Art.

Valeria ist kein weiches Syrerkind wie jene Zoë.“

„Nenne den Namen nicht,“ stöhnte der Corse.

„Valeria scheut deine Wildheit: — sie hat mir selbst einmal gesagt —: Grauen flößest du ihr ein.“

Da sprang Furius hinzu und faßte des Königs beide Schultern mit den Händen.

„Mensch — du hast ihr gesagt? Hast ihr jenes Unheil aufgedeckt? Du hast? — Dann sollst du nicht —“

Aber Totila stieß ihn jetzt unsanft zurück.

„Genug dieses unwürdigen Lobens.“

Nein: ich habe es ihr nicht gesagt —: bis jetzt.

Aber wohl hättest du's verdient.

Noch immer, nach solcher Erfahrung“ — —

„Schweige davon,“ drohte der Corse.

„Ohne Gewalt über dich in Liebe, Haß und Zorn.“

Du packst deinen Freund an wie ein Raubthier, wie ein Raubthier.

Wahrlich, kannte ich nicht den edeln Kern in dir — diese Wildheit hätte mich längst von dir abgewendet.

Wäß'ge dich oder verlasse mich.“

Und der König heftete seinen leuchtenden Blick streng, nicht ohne den Ausdruck überlegner Hohheit, auf den Corse.

Diesen Blick ertrug der Leidenschaftliche nicht.

Er bedeckte die Augen mit der Hand und sprach nach einer Pause mit gebrochener Stimme:

„Verzeih mir, Totila. Es ist vorbei.

Aber widerhole nicht jenen Ton, jenen Blick.

Er hatte mich in jener Schreckensnacht mehr gebändigt als dein Arm.

Ich schene und hasse ihn durcheinander.

Zur Sühne, wenn ich dich verletzt, will ich morgen selbst deine Schlacht mit kämpfen, an deiner Seite, wie meine Reiter.“

„Sieh, das ist dein edler Kern, Furius,“ sprach der König, „daß du trotz deiner Enttäuschung dein Geschenk erfüllen willst.

Ich danke dir nochmal.

Deine Hülfe, deine Reiterschar macht mir die Durchführung eines trefflichen Schlachtplans möglich, auf den ich seufzend hatte verzichten müssen, aus Mangel an Rossen.“

„Deine Feldherrn, die du zum Kriegsrath entboten,“ meldete ein Sajo, „harren vor dem Zelt.“

„Führe sie ein! Nein, Furius: du bleibst und hörst Alles mit an — deine Aufgabe ist die wichtigste nach der meinen.“

„Ich bin stolz darauf und werde sie lösen, daß du zufrieden sein sollst mit dem „Raubthier“.“

---

## Achtundzwanzigstes Capitel.

---

Es versammelten sich nun um den König der alte Hildebrand, Graf Teja, Graf Wisand, Graf Thorsmuth Graf Markja, Aligern und der junge Herzog von Apulien.

Totila wies auf die Wand des Zeltes: dort hing die von ihm selbst mit kundiger Hand gezeichnete Uebersicht der Gegend von Tagnä: die Grundlage bildete die römische Straßenkarte des Picenums, zumal der Via flaminia: auf dieser hatte er die wichtigsten Vertlichkeiten eingetragen.

„Gern, meine Helden,“ hob er an, „würde ich, nach alter Gothen Weise, einfach im Keil auf den Feind losstürmen und sein Herz zu durchstoßen suchen.“

Aber den größten Feldherrn des Jahrhunderts, an der Spitze eines doppelt starken Heeres, in einer selbst gewählten, vortrefflichen Stellung, schlagen wir nicht mit unsrer von Odhin stammenden einfältigen Weisheit,“ lächelte er.

„Erzürne nicht den Sieges-Gott durch Spott am Tage vor der Schlacht,“ warnte der alte Hildebrand.

Aber Totila fuhr fort.

„Wohlan denn: laß sehen ob der große Strategie, der Germanen durch Germanen schlagen will, nicht durch seine eignen Mittel zu verderben ist.“

Die Entscheidung des Tages fällt hier, im Herzen der beiden Stellungen, bei Taginä.

Die beiden Flügel haben nur hin zu halten.

Du, Hildebrand, übernimmst unsern linken Flügel: gegenüber Eugubium: ich gebe dir zehn Tausendschaften: dort der Wald und das Flüsschen Sibola, das da in den größeren, den Cladius, mündet, geben dir gute Deckung.

Deßgleichen dir, Teja“ — er stand hart an seiner Schulter — „auf dem rechten Flügel, mit fünfzehn Tausendschaften, der Berg rechts hinter Caprä, der fast bis an den Klosterberg der Valerier und an das Grab des Numa stößt.“

„O laß mich, mein König, morgen hart in deiner Nähe, an deiner Schildseite, fechten.“

Ich hatte einen finstern Traum,“ fügte er leiser bei.

„Nein, mein Teja,“ erwiderte Totila, „nicht nach Träumen wollen wir unsern Schlachtplan ordnen.“

Ihr sollt beide zu fechten genug bekommen, sobald die Entscheidung hier, im Herzen, gefallen.

Denn hier“ — und er deutete mit dem Finger auf den Raum zwischen Caprä und Taginä — „ich sag’ es noch mal:

Hier liegt die Entscheidung.

Deßhalb habe ich die volle Hälfte unsres Heeres, fast

fünfundzwanzig Tausendschaften, hier in das Mitteltreffen gestellt.

Im Herzen von Marses Aufstellung stehen die Heruler und — seine beste Schar — die Langobarden.

Er ändert das nicht mehr: denn früher wohl, als ich, der „Barbar“, hat der große Schlachtenrechner es erkannt, daß dieser Tag durch das Gefecht der Mitten entschieden wird.

Nun habt wohl Acht.

Ich kenne die Langobarden, ihre Kampfgier, ihren Reiter=Ungestüm.

Darauf bau' ich meinen Plan: wenn Marses uns durch Germanenkraft vernichten will, so soll er durch Germanen=Fehler erliegen.

Mit meinen wenigen gothischen Reitern schwärme ich von Caprä aus gegen die Langobarden, die vor Helvillum stehn, des Marses starkes Mittellager.

Sie werden nicht säumen, sich mit ihrer Uebermacht auf mich zu stürzen.

Sofort, durch ihren Anprall scheinbar geworfen, jage ich in ordnungsloser Flucht zurück auf Caprä zum Nordthor herein.

Das Nordthor laß ich zwar hinter uns schließen.

Sonst schöpfen sie Verdacht.

Aber nicht vertheidigen.

Und schlecht kenne ich die Langobarden, wenn sie nicht, in übermüthiger Verfolgungslust des Reiters, die lustige Hetze fortsetzen, weit voran dem langsam folgenden Fußvolk.

Ich weiß gewiß, sie reißen die Thore auf und jagen uns durch Caprä hindurch, noch zum Südthor hinaus: auf das freie Feld zwischen Caprä und Taginä — hier.

Aber kurz vor Taginä wird die flaminische Straße zu beiden Seiten von zwei waldigen Hügeln überragt: dem collis nucerus rechts, dem collis cladius links — seht ihr? da.

Auf diesen Hügelkronen, im dichten Wald versteckt, liegen unseres vortrefflichen Corsen treffliche Reiter im Hinterhalt: und sowie die Langobarden heran sind, zwischen den beiden Hügeln, — dann wend' ich mich aus der versteckten Flucht zu ernstem Angriff auf der flaminischen Straße selbst.

Das Heerhorn bläst zum Reiterstoß.

Auf dies Zeichen brechen deine Reiter, Furius, zugleich von beiden Seiten auf die Langobarden, und" —

„Sie sind verloren!“ jubelte Wisand, der Bandalarius.

„Aber das ist nur die erste Hälfte,“ fuhr Totila fort.

„Marses muß entweder seines Heeres Blüthe verloren geben“ —

„Das thut er nicht,“ sagte Teja ruhig.

„Oder mit seinem Fußvolk nachrücken.“

In den Häusern von Caprä aber halte ich unsere Bogenschützen, in denen von Taginä unsere Speerträger verborgen: und wenn des Marses Armenier zwischen den beiden Städten in den Reiterkampf eingreifen wollen, werden sie von hinten und von vorn zugleich von dem

aus den Thoren brechenden Fußvolf angegriffen: du, Wisand, befehligst in Caprä, du, Thorismuth, in Taginä.

„Ich möchte morgen kein Langobarde sein,“ meinte der Corse.

„Lange Bärte und kurze Freuden werden sie haben“ lachte Adalgoth.“

„Kein Mann von den Armeniern entkommt,“ sprach Markja.

„Ja: — wenn der Plan gelingt,“ schloß Teja.

„Ihr aber, Hildebrand und Teja, so wie ihr das Fußvolf des Markes aus Helvillum gegen Caprä vordringen seht, zieht euch mit euren der Mitte nächsten Scharen ebenfalls gegen Caprä — nur soviel zur Vertheidigung eurer Flügel erforderlich, laßt dort stehen — ihr helft uns so, das Mitteltreffen zermalmen: dann wenden wir uns gegen die beiden Flügel und leicht sind sie nach links und rechts hin auseinander gerissen: denn ohne Helvillum haben sie keinen Halt: ihre große Zahl selbst wird ihnen hinderlich in jenen Engen, wenn wir sie von Helvillum her in der Flanke fassen.“

Der alte Hildebrand schüttelte dem König die Rechte.

„Du bist Odhins Liebling,“ flüsterte er ihm in's Ohr.

„Schlimm,“ antwortete der König, ebenso leise, mit Lächeln, „du weißt: zuletzt versagt der von Odhin geschenkte Speer und der Siegesgott nimmt seinen Liebling hinauf nach Walhall. — Nun, lebt wohl, meine Helden!“

Nachdem die Feldherrn das Zelt verlassen, zögerte der Corse noch an der Thüre.



„Um eine Gunst noch hab' ich dich zu bitten, König.  
Wenn morgen deine Schlacht geschlagen und gewonnen,  
geh' ich in See — auf Nimmerwiederkehr.

Laß mich zuvor noch Abschied von ihr nehmen, ein  
letztes Mal ihr Bild mir in die Seele prägen.“

Aber der König fürchte die Stirn.

„Wozu das? Es kann nur dich quälen und sie.“

„Mich beglückt es.

Und du — bist du zu neidisch oder am Ende gar zu  
ängstlich, Andern auch nur zu zeigen, was du besitzest?  
Bist du eifersüchtig, König der Gothen?“

„Furius!“ rief der König verletzt und im Innern  
erbittert über des Corsen ganzes Wesen. „Geh, suche sie  
auf: — und überzeuge dich, wie fern du stehst ihrer Art.“

---

## Neunundzwanzigstes Capitel.

---

Fast zur gleichen Zeit, da der gothische Kriegsrath seine verhängnißvollen Beschlüsse faßte, ließ sich Marses, der wieder schwer an den epileptischen Anfällen gelitten hatte in diesen Tagen, in seiner offenen Sänfte, umgeben von seinen Heerführern, von seinem Zelt in Helvillum aus auf einen Hügel tragen vor seinem Mitteltreffen, von wo das gesammte Gefilde, das heute Gualdo Tadino heißt, zu überschauen war.

„Hier,“ sagte er, mit seiner Krücke aus der Sänfte deutend, „hier, zwischen Caprä und Taginä fällt die Entscheidung.

„Hättest du doch Taginä, oder selbst Caprä nur noch besetzt, Cethegus.“

„Der schwarze Teja kam mir um drei Stunden zuvor,“ sagte dieser.

„Es giebt keine solche Vertheidigungsstellung gegen Uebermacht auf der ganzen flaminischen Straße mehr bis Rom,“ fuhr Marses fort.

„Meisterhaft haben die Barbaren diese Stellung gewählt.

Gewannen sie jene Hügel nicht, so ergoß sich unser Heer unaufhaltbar fort bis Rom.

Nun hab Acht auf jedes meiner Worte — das Sprechen wird mir nicht leicht — Marses sagt nichts zweimal. — Nun, Langobarde, was sinnest du?"

Und er rührte mit der Krücke an Alboins Schulter, der wie verückt in die Landschaft hinaus geblickt hatte.

„Ich?“ sagte dieser auffahrend aus seinen Träumen, „ich sinne, wie wunderbar reich und schön dies Land, welcher Segen ringsum! Es ist das Weinland unsrer Lieder.“

„Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Italien und alles was fein ist,“ sagte Marses mit der Krücke drohend. „Die Traube Italia, Fuchs Alboin, hängt sehr hoch.“

„Ja: so lang du lebst, ist sie sauer,“ sprach der Langobarde.

„Einstweilen lebt er noch, der Gothenkönig, dessen Erbe du antreten willst,“ mahnte Marses.

„Also, mein Plan.“

Du, Drestes, nimmst mit Zeuxippos den linken Flügel bei den „Gräbern der Gallier“ (busta Gallorum), gegenüber dem hohen Waldberg mit den weißschimmernden Klostergebäuden.“

„Woher rührt der Name?“ frug Alboin.

„Hier schlug,“ antwortete Cethegus, „der Römer= Consul Decius, sich dem Tode weihend für das Vaterland, der Gallier ungeheure Uebermacht. Der Boden

ist heilig und von guter Vorbedeutung für Rom und," schloß er bitter, „gegen alle Arten von Barbaren."

„Wann war das?" forschte Alboin weiter.

„Im Jahre vierhundert acht und fünfzig der Stadt."

„Das ist lange her," meinte der Langobarde.

Marjes aber fuhr fort:

„Du, Johannes, übernimmst mit Valerianus und Dagisthäos den rechten Flügel bei Eugubium gegenüber dem Fluß Cladius und dem Flößchen Sibola.

Ihr haltet euch ganz ruhig, bis hier in der Mitte die Entscheidung gefallen: alsdann, — denn wer Uebermacht hat und sie nicht zur Ueberflügelung braucht, verdient nicht, sie zu haben — dann schwenkt ihr von beiden Seiten ein — ihr reicht ja weit über die schmale Stirnlinie der Barbaren hinaus — und ihr schneidet ihnen mit zusammenschlagendem Netz den Rückzug nach Rom ab: euer Zusammentreffen ist auf der flaminischen Straße östlich hinter Taginä, in der Nähe von Nuceria Camellaria.

Gelingt das, so ist der Krieg zu Ende mit einem Schlag."

„Schade," meinte Alboin.

„Ja, dir blutet das Herz nicht, mein Wölflein, wenn du des Kaisers Italien recht lange zerfleischen kannst: aber mir: nicht viele Schlachten gewinnen, das ist Freund Belisars Vergnügen — viele Feldzüge mit Einem Schlag beenden, das ist meine Art.

Erst aber, eh' ihr überflügeln könnt auf den Flanken, muß hier in der Ebne die Blutarbeit gethan sein: ich muß Caprä und Taginä stürmen: wenn sie klug sind, die

Barbaren, zeigen sie sich nicht auf dem freien Feld vor Caprä: dort würden meine Wölfe sie niederrennen: nicht wahr, mein Wolfskönig?"

„Ein prächtiger Wiesenplan für die Reiterschlacht:" rief Alboin, „ich sehe sie schon zurück fliehen nach den Thoren von Caprä.“

„Sie werden dir den Gefallen nicht thun, mein Wölflin.“

Keinesfalles aber unterstehst du dich, mit deinen Reitern Caprä anzugreifen.“

„O," meinte Alboin, „wir sind gewöhnt, abzuspringen und zu Fuß zu kämpfen, wenn's von Röthen. Die Wölflin bleiben lammsfromm stehen und kommen auf den Pfiff im Trabe nach.“

Ein heftiger Krampf schüttelte Marses: seine Züge verzerrten sich.

„Langbart," sprach er, als er wieder seiner mächtig geworden, „ärgere mich nicht. Aerger und Schreck bringen mir das böse Schütteln.“

Wenn du wagst, Caprä anzugreifen, ehe mein Fußvolk ganz heran ist, schicke ich dich nach der Schlacht nach Hause.“ —

„Das wäre allerdings die härteste Strafe.“

„Du, Anzalas, führst das armenische Fußvolk und du, Cethegus, das illyrische, sammt deinen trefflichen isaurischen Söldnern, zum Sturm auf Caprä und Taginä.“

Ich folge mit der Masse der Makedonen und der Spiroten nach.“

Abermals rüttelte den Feldherrn ein Schauer.

„Ich fürchte, morgen kehrt das Uebel stärker wieder. Du, Liberius, vertrittst dann meine Stelle, bis ich wieder sprechen und befehlen kann.“

Cethegus fürchte die Stirn.

„Ich hätte dir, Präfect,“ fügte Marses, dies bemerkend, bei, „die Vertretung übertragen: aber du wirst nicht müßig in Selvillum zusehn wollen: ich brauche dich und dein gefürchtet Schwert beim Sturm der beiden Städte.“

„Und wenn ich dabei falle,“ lächelte Cethegus, „wird des Kaisers Feldherr den Verlust überleben.“

„Wir sind alle sterblich,“ sprach Marses, „o Präfect: unsterblich sind nur wenige — nach ihrem Tod.“

---

## Dreißigstes Capitel.

---

An dem Abend desselben Tages erging sich Valeria in dem ummauerten Garten des Klosters unter Thüen und Cypressen.

Sie wußte oder ahnte, daß die lang erwartete Schlacht morgen bevorstand.

Und ihr Herz war bang.

Sie bestieg ein Thürmchen an der Ecke der Gartenmauer, zu welchem eine gewundene, schmale Marmortreppe emporführte.

Von hier aus konnte sie das ganze Thalgesilde überschauen, in welchem morgen die Entscheidung über Italiens, über ihr eignes Geschick fallen sollte.

Im Westen, ihr gegenüber grade, weit hinter dem Cladius-Flusse, versank die Sonne in blutrothen Wolken.

Im Norden lag das langgestreckte, tiefe Lager des Marses mit seinen zahllosen Zelten aus dunkeln Fellen und Häuten und geschwärztem grobem Segeltuch.

Es zog sich unabsehbar weit, den ganzen Horizont umspannend, von Busta Gallorum im Osten bis Eugu-

bium (das alte Iguvium) im Westen: es ruhte schon in schwarzen, kalten Schatten: drohend und still: wie die Nothwendigkeit.

Unmittelbar zu ihren Füßen schlossen sich die gothischen Zelte dicht hinter den kleinen Ort Taginä: die geringe Zahl erschreckte das Auge der Jungfrau: doch hatte ihr Totila beschwichtigend gesagt, seine Leute lägen größtentheils in den Häusern von Caprä und Taginä.

Auch diese Niederung ruhte schon im Schatten.

Nur auf sie selbst, ihre weiße Gestalt, die sich von den Zinnen der Thürme scharf abhob, auf die Höhe, wo das Kloster ragte und seine Mauern, sowie auf die noch etwas höher und östlicher gelegne Capelle bei dem Grab des Numa Pompilius, die spes bonorum, fiel noch voll und leuchtend der Widerschein der sinkenden Sonne.

Lange blickte Valeria, schwerer Ahnungen voll, hinaus in die heute noch friedlich ruhende Landschaft.

Welches Ansehn würde sie wohl morgen um diese Stunde zeigen?

Wie viele Herzen, welche heute noch trotzig, freudig, heißblutig pechten, waren bis dahin still und kalt. —

So träumte sie hinaus in den Himmel und in das Gefilde. —

Sie beachtete es kaum, daß die Sonne längst gesunken, daß es rasch dunkelte: schon brannten einzelne Wachfeuer in beiden Lagern.

„Wundersames Geschieh,“ sprach die Jungfrau zu sich selbst.



„Fröhlich, fast vergessen des Gelübdes, das mich an diesen Ort knüpft, lebe ich Jahre lang.

Da ergreift mich plötzlich eine Hand aus den Wolken und führt mich, wie mit zwingender Gewalt, hieher, an den Ort meiner Bestimmung, nicht meiner Wahl.

Und nach bangem, trübem Harren folge ich, wieder hoffend, wieder diesen Mauern entrinnend, dem lockenden Ruf des Freundes hinaus in die Freude, in die Welt der Glücklichen: ich vertausche diese Grabesstille mit dem rauschenden Brautfest in seiner Königsburg.

Und abermals faßt mich, an der Schwelle der Ehefeier, plötzlich die Hand des Geschickes, reißt uns Alle aus Freude und Jubel und führt mich und den Geliebten zur Entscheidung — grade hieher, an den Ort meines Verhängnisses.

Ist das eine Mahnung, eine Vorverkündung?

Soll auch den Freund, der sein Geschick an meines gebunden, hier der auf mir lastende, unheimliche Bann ergreifen?

Kann ich ihn davon lösen, wenn ich ihm entsage?

Soll er mit dafür büßen, daß wir das Gelübde nicht erfüllt?

Ach, der Himmel bleibt taub für die Fragen des geängsteten Menschenherzens.

Er öffnet sich nur, um zu strafen: seine furchtbare Sprache ist der Donner und seine Schicksalsleuchte sein zugleich zermalmender Blitz.

Bist du versöhnt, du strenger Gott des Kreuzes? oder forderst du unerbittlich die dir verfallne Seele ein?“

Aus diesem Träumen und Sinnen weckte sie — schon war es ganz dunkel geworden und der eben aufsteigende Mond warf noch wenig Licht in den hochgelegnen, ummauerten Garten — der rasche Schritt eines Mannes, der hastig nahte von dem Garten her: der Sand der Gartenwege knisterte unter seinen Füßen.

Das war nicht Totila's schwebender Gang.

Die Jungfrau stieg die Marmortreppe herab und wollte sich auf dem schmalen Gang, der zwischen den Cypressen an der Mauer hin führte, nach dem Hause zu wenden: — da vertrat ihr der Nahende, der ihre weiße Gestalt erkannt hatte, plötzlich den Weg: er selbst im dunkeln Mantel kaum kenntlich —: es war der Corse.

Sie erschrak über den plötzlichen Anblick: wohl hatte sie von je des Mannes Leidenschaft erkannt, aber mit Grauen, mit seltsamer Furcht.

„Du hier, Furius Aballa! Was führt dich in diese frommen Mauern?“

Eine Weile schwieg der Fremde.

Er athmete schwer und schien, ringend, nach Worten zu suchen.

Allmählig stieg das Licht des Mondes über die Mauer.

Hell zeigte er bald der schönen Römerin edle Züge und Gestalt.

Endlich sprach Furius abgerissen, mühsam.

„Das Verlangen führt mich her — Abschied zu nehmen, Valeria.

Abschied für immer.

Wir schlagen morgen eine blutige Schlacht.

Dein — — König hat mir verstattet noch einmal zu sehen die —

Dasjenige, was ich unter allen Männern nur ihm gönne.

Oder," fügte er leidenschaftlich, heiß auf ihre Gestalt blickend und den Arm leise hebend, „gönnen soll, und doch nicht — gönnen kann."

„Furius Ahalla," sprach Valeria mit Hoheit zurücktretend, — denn sie hatte jene Armbewegung wohl bemerkt — „ich bin deines Freundes Braut."

„O ich weiß es — nur zu gut weiß ich es."

Und er trat, ihr folgend, einen Schritt vor.

„In meinem Herzen steht es eingeschrieben mit der brennenden Schrift der Qualen.

O ich könnte ihn grimmig hassen.

Weshalb schritt er — gerade er! — zwischen dich, du schönheitschimmerndes Weib, und meine rasende Leidenschaft?

Jeden Andern würde ich zerreißen.

Es ist sehr schwer, ihn nicht zu hassen."

„Du irrst," sprach Valeria — „und nur um dir dies zu sagen — hörte ich solche Sprache zu Ende.

Hätte ich Totila nie gesehen — ich wäre doch nie die Deinige geworden."

„Warum?" frug der Corse gereizt.

„Weil wir nicht zusammen taugen."

„Weil, was mich zu Totila hinzieht, mich von dir hinweg reißt.“

„O du irrst! Es muß jedes Weib gewinnen, sich so rasend, so wüthend geliebt zu sehn, wie ich dich liebe.“

„Deine Liebe — hätte mir Grauen eingeflößt — und nun laß mich in das Haus.“

Aber Iurius versperrte den schmalen Pfad mit seiner Gestalt.

„Grauen? das schadet nicht.

Süßes Grauen ist die Mutter der Liebe.

Es giebt verschiedne Art zu lieben, zu werben.

Mir hat von je zumeist des Löwen Werbe-Brauch gefallen.

Er läßt der Braut nur die Wahl zwischen Liebe oder Tod.“

„Genug dieser Worte, die dir zu sprechen, mir zu hören gleich unziemlich ist.

Laß mich vorbei.“

„Ha, fürchtest du dich, Bestalin?“

Und er trat noch einen Schritt näher.

Aber hochheitvoll maß ihn Valeria mit kaltem Blick der Verachtung.

„Vor dir? Nein.“

„Dann bist du allzu kühn, Valeria: denn du hättest allen Grund.

Und wüßtest du, was in mir lodert seit Jahren, kenntest du die Folterqualen meiner Nächte — du würdest zittern.

Ha: und könntest du mich nicht lieben — auch dich zittern sehen wie jetzt, dich zittern machen, wäre Wollust.“

„Schweig!“ rief Valeria und wollte sich an ihm vorüber durch die Bäume drängen.

Aber nun vertrat er ihr hier den Weg und griff nach ihrem Mantel — seiner Sinne kaum mehr mächtig.

„Nein: ich will nicht schweigen,“ flüsterte er heiß.

„Du sollst es wenigstens wissen und in dir nachglühen fühlen, so lang du athmest.“

Schon fühle ich Schauer des Grauens durch deine stolzen Glieder rieseln.

Nicht abkürzen will ich mir die Wonne, dich erbeben zu sehn.

Ha, wie würdest du erst zittern in diesen Armen, wie würde diese stolze Gestalt hinschmelzen unter dem heißen Hauch meines Mundes —

Wie solltest du mir“ —

Und er ergriff die Widerstrebende an beiden Schultern.

„Hülfe, Licht! Hülfe!“ rief Valeria.

Und schon eilte man mit Licht aus der Thüre des Hauses.

Aber der Corse, der Thüre den Rücken wendend, ließ nicht von ihr.

„Laß meinen Arm los.“

„Nein, einmal sollst du mir —“

Aber in diesem Augenblick ward er mit zorniger Gewalt zurück gerissen, daß er Valeria los ließ und gegen die Mauer taumelte.

Totila leuchtete ihm mit der Fackel in das glühende Antlitz.

Furchtbarer, aber heiliger Zorn loderte aus des Königs Augen.

„Tiger!“ rief er, „willst du meine Braut ermorden wie die Deine?“

Mit einem gellenden Schrei der Wuth sprang der Gorse, beide Fäuste ballend, gegen ihn an.

Aber ruhig blieb Totila stehen und durchbohrte ihn mit den Blicken.

Furius faßte sich.

Da flog Valeria an Totila's Brust.

„O laß von ihm, rasch fort! Er ist rasend! Seine Braut hat er ermordet?“

Diese Frage aus Valeria's Mund ertrug der Gorse nicht: — er warf noch einen Blick auf Totila, — sah, wie dieser, bejahend, Valeria zunichte —

Und sofort war er hinter den Cypressen im Schatten verschwunden.

„Ja,“ sagte Totila, „so ist es.

Hat dich der Wahnsinnige recht erschreckt?“

„Es ist vorüber: — du bist ja bei mir.“

„Mich reute, daß ich ihm verstattet, dich aufzusuchen.“

Und ich eilte hieher, von Liebe und Beunruhigung getrieben.“

„Gut, daß du kamst und nicht die Leute aus dem Hause.“

Wie tief hätte es ihn beschämt!

Ich rief erst, als ich wirklich glaubte, er rase.

Und was ist das für eine grausige That? Seine Braut?"

„Ja,“ widerholte Totila, den Arm um sie schlingend die Fackel einer Sklavin reichend, welche nun aus dem Hause trat, „aber laß uns noch im Mondlicht wandeln.“

Und er schritt mit der Geliebten wieder tiefer in den Garten, auf und abwandelnd.

„Es ist mir nicht lieb, daß mir es der gerechte Zorn entrißen.

Es war das Geheimniß, durch welches ich über diesen Panther wundersame Gewalt gewonnen.

Vor vielen Jahren traf ich ihn, — ich hatte libyische Seeräuber verfolgt mit meinem Schiff — im Hafen von Beronike an der Küste der Pentapolis.

Er war im Begriff sich zu vermählen mit Zoë, der Tochter eines syrischen Kaufherrn, welcher sich, des Elfenbeinhandels wegen, dort in Afrika niedergelassen.

Der Corse hatte von jeher Neigung zu mir gezeigt — ich hatte ihm auch bei seinem Seehandel oft genützt — und er bat mich, der Hochzeitfeier auf seinem reich geschmückten Fahrzeug beizuwohnen.

Ich erschien und das Fest verlief ganz fröhlich: nur war der Bräutigam in einer Stimmung, die mehr von Grausamkeit als von Bärtlichkeit an sich trug.

Endlich sollten die Aeltern der Braut — nur sehr widerstrebend hatten sie dem Fremden, dessen unbändige Wildheit bekannt und auch bei der Werbung selbst hervorgetreten war, das weiche, zarte Kind zugesagt, —

auf kleinem Bot mit mir das Schiff verlassen, welches die Brautleute nach Corsica tragen sollte.

In sehr begreiflicher Rührung des Abschieds warf sich Zoë weinend immer wieder in die Arme ihrer Aeltern.

Ich bemerkte, daß der Bräutigam hierüber in eine mir ganz unfaßliche Wuth gerieth.

Endlich rief er Zoë an: ob sie ihren Vater ihm vorziehe? Ob sie denn ihn nicht mehr liebe? Das sähe ja aus wie Reue.

Er drohte, schalt und das arme Kind weinte immer mehr.

Endlich schrie er ihr wüthend zu, sie solle augenblicklich aufhören zu weinen und, um nach altem Seemannsbrauch bei Schiffshochzeiten, mit dem Beil, das er in der Hand hielt, das Ankertau zu kappen, auf seine Seite des Schiffes treten.

Zoë gehorchte, riß sich von dem Vater los —: da traf sie auf der Mutter banges, thränenenerfülltes Auge: — und, anstatt zu Furius zu treten, wandte sie sich, wieder laut aufschluchzend, ihrer Mutter zu, diese nochmal zu umarmen.

Kasend aber sprang Furius herzu, sein Beil blitzte, sie streifend, über des Mädchens Haupt: und er hätte sie auf dem Fleck erschlagen" —

„Entsetzlich,“ rief Valeria.

„Fiel ich ihm nicht in den Arm und entriß ihm das Beil mit einem Blick, der ihn plötzlich bändigte.

Dysikrates aber trug sein blutendes Kind aus dem



Schiff nach Hause und versagte dem gefährlichen Bräutigam die Ehe.“

„Was ward aus ihr?“

„Sie starb bald darauf.“

Nicht gerade an der Wunde: aber an den Folgen des Schreckens und widerstreitender Aufregungen.

Du solltest sie dem Vereinsamten ersetzen.“

Valeria schauderte.

„Er ist mir unheimlich.“

Dem halbgezähmten Raubthier gleicht er, das unberechenbar und unverläßig bleibt. Jeden Augenblick mag seine tödtliche Wildheit erwachen.“

„Laß ihn. Sein Kern ist edel.“

Er tobt sich jetzt aus: — hörtest du den donnernden Hufschlag seines Rosses den Berg hinab? — und morgen in der Schlacht macht er Alles gut. Ich will ihm gern verzeihen: — er war nicht bei Sinnen.

Aber nun laß uns zurückkehren zu uns selbst, zu unsrem Glück und unsrer Liebe.“

„Ist unsre Liebe dein Glück geworden?“ fragte Valeria nachdenklich.

„Wie viel stärker stündest du morgen im Kampf, wenn des Westgothenkönigs Tochter, wenn jene Harald, der du sehr gefielst —“

Aber Totila drückte sie an die Brust.

„Wer ersetzt Valeria?“

„Glück!“ widerholte diese.

„Werden wir je vereinigt werden?“

Man sagt, die Feinde sind euch doppelt überlegen.

Die Schlacht morgen: — hast du keine Besorgniß?

„Nie in meinem Leben habe ich einem Kampf so freudig entgegen gesehen. Das wird mein Ehrentag in der Geschichte!

Mein Plan ist gut: mich freut's, den großen Schlachtentender Marses mit seiner eignen Kunst zu überwinden.

Wie in ein Festspiel reite ich in diese Schlacht.

Du sollst mir deshalb Helm und Roß und Speer mit Blumenkränzen und mit Bändern schmücken.“ —

„Mit Blumen und Bändern! — Opfer schmückt man so.“

„Und Sieger, Valeria.“

„Morgen mit Sonnenaufgang sende ich dir die Waffen hinab in's Lager, geschmückt mit Blumen, die im Frühthau glänzen.“

„Ja, geschmückt will ich reiten in meine schönste Siegeschlacht —: denn morgen ist der Tag, da ich in Einem Schlag die Braut mir und Italia erkämpfe — ihr seid Eins in meinem Herzen: stets hab' ich in dir, du Marmor-Schöne, das Bild Italiens geliebt.“

---

## Einunddreißigstes Capitel.

---

Als der König beim Schein der Sterne das kleine Haus von Taginä erreicht, wo er sein Quartier aufgeschlagen, traf er im Hofe, auf dem Rand der Cisterne, einen Mann in dunklem Mantel sitzen, die Harfe auf den Knien: sie blitze im Mondlicht; leise Accorde griff er darauf.

„Du bist es, Teja? Hast du nicht zu thun auf deinem Flügel?“

„Ich habe dort Alles geordnet.

Hier hab' ich zu thun — mit dir.“

„Tritt mit mir in's Haus. Ist Julius nicht darinnen?“

„Er ging noch in die Basilika Sanct Pauls, für deinen Sieg zu beten.

Er kommt wohl bald zurück.

Ich habe dir eine Rüstung mitgebracht, die ich dich bitte: morgen in der Schlacht — mir zu Liebe — zu tragen, sie ist fest und sehr sicher.“

Totila blieb gerührt stehen: „Welche Sorgfalt echter Freundschaft!“

Hand in Hand schritten sie nun in das Mittelmach des Hauses.

Da lag, auf dem Marmortisch aufgerichtet, eine vollständige Rüstung: vom Helm bis zu den geschuppten Schuhen: von dem besten hispanischen Stahl: leicht und doch undurchdringlich: meisterhaft gearbeitet: aber ohne allen Schmuck, ohne Helmzier, mit dicht geschlossenem Visir — alles von dunkelblauem Stahl.

„Welcher zauberkund'ge Schmied hat dieses Wunderwerk geschaffen?“ frug Totila, bewundernd.

„Ich,“ sagte Teja. „Du weißt: ich habe von jeher Gefallen an Waffenarbeit gehabt. Und ich habe — ich schlafe wenig Nachts — diese Schuppen für dich gefertigt. Du mußt sie annehmen.“

„Ja,“ lächelte Totila — „für meine Bestattung: darin will ich meinen Leichenzug begleiten.“

Aber morgen, mein Teja, reit' ich in vollem Königsschmuck in's Treffen.

Italia soll nicht sagen: ihr König und Bräutigam habe sich an seinem Ehrentag versteckt.

Nein: wer morgen den Gothenkönig sucht, soll nicht viel Mühe haben, ihn zu finden.“

„Ich hab' es gefürchtet,“ seufzte Teja. „So laß mich wenigstens morgen an deiner Seite fechten: nimm mir den Befehl des rechten Flügels ab.“

„Nein, er ist hoch wichtig. Mich beschützen kann ich selbst. Die Berge aber mußt du mir decken und den Weg nach Rom: im Fall eines Unglücks liegt auf deinem Flügel die einzige Rettung für den Abzug.“

Da trat Julius ein mit Graf Thorismuth und Herzog Adalgoth: und die Diener, — darunter auch Wachis, der nun Teja als Schildträger begleitet hatte — brachten das Nachtmal: Fleisch, Früchte, Brod und Wein.

„Denke, Julius,“ lächelte Totila diesem entgegen. „der kühnste Held im Gothenheer ist ängstlich geworden.“

„Nicht für mich,“ sagte dieser.

„Aber meine Träume treffen meistens ein.

Und sie sind immer schwarz.“

„Eure Träume,“ lächelte Totila dem jungen Adalgoth, der sich neben ihm niederließ, und Wachis zu, der dem König den Becher füllte — eure Träume „ihr Frisch-Vermählten, sind wohl nicht schwarz!“

„Kann nicht klagen darüber, Herr König,“ schmunzelte Wachis. „Doch ich wünschte —“

„Was hast du noch zu wünschen außer Liuta?“ meinte Totila.

„Ich wünschte der Lange wäre da.“

„Welcher Lange?“

„Nun: der gar Lange: der noch deinen tapfern Bruder Hildebad um eines Hauptes Länge überragt haben würde: der mit dem Bärenfell und mit der Falken-Werferin: — wie hieß er doch?“

„Harald,“ sagte Teja ernst.

„Ja, den meine ich. Der wäre gut mit seinen starken Riesen morgen.“

„Wir werden ihn nicht brauchen.“

„Aber besser ist immer besser, Herr König. Und

wenn ich der Herr König gewesen wäre — den hätte ich wieder kommen lassen, als der Krieg losbrach.“

„Wir brauchen ihn nicht,“ widerholte der König scharfer.

„Ich dachte wie mein Schildmann, o König,“ sagte Teja, „und habe auf eigne Faust — an deiner Einwilligung zweifelnd — gesendet nach ihm: fortgeschickt hättest du ihn doch nicht, hätte ich ihn zur Stelle schaffen können. Auch mir hat dieser treue Nordlandsheld gefallen —: seine Leute wären gut gewesen wider die Langbärte —: leider war die Flotte von meinem kleinen Schiff nicht einzuholen.“

„Dank, Teja, das war wieder ganz deine Art.

Aber mich freut, daß du sie nicht beischaffen konntest.

Wir schlagen und siegen allein.

Mein Plan ist ganz unfehlbar, wenn nur —“

Hier flog eine Wolke über des Königs Stirn.

„Wenn der Gorse seine Schuldigkeit thut.

Sage, Thorismuth — ich sandte dich noch vom Kloster aus, wo ich einen kleinen Streit mit ihm hatte, an Furius — ich frug, ob Alles beim Alten bleibe zwischen uns — was antwortete er?“

„Er gab mir diesen offenen Brief an dich.“

„Wo triffst du ihn?“ fragte der König, die Wachs-  
tafel nehmend.

„Vor Taginä. Er wies seinen Reitern bereits die Stellung im Hinterhalt an. Er hat Alles auf das Genaueste erfüllt, was du vorschriebst.“

Totila las: „Morgen werd' ich erfüllen, was du von mir erwartest.“

Du wirst mir nach der Schlacht nichts mehr vorwerfen.“

„Er fügte bei,“ ergänzte Thorismuth, „ein par hundert seiner Kasse, welche, von der Seereise angegriffen, langsamer marschirt, kämen morgen früh sicher an: sie sind auch schon gemedet von Septempeđa her: du möchtest, womöglich, die Entscheidung hinausziehen, bis zu ihrem Eintreffen.“

„Warum kömmt er nicht selbst hieher?“ frug Teja.

„Er bemüht sich auf das Eifrigste,“ sprach Thorismuth — „ich hab' es selbst gesehen — seinen Reitern genau die Dertlichkeit zu zeigen, wo die Entscheidung fällt. Er hat noch im Mondlicht Gefechtsübungen von den Hügeln herab auf die Straße gemacht.“

Totila aber sagte: „ich weiß, warum er nicht zu meinem Nachtmal kömmt. Es hat nichts auf sich.“

Und sie setzten sich nun auf die Feldstühle und Truhen, welche um den Tisch standen, und begannen das einfache Mal.

„Der König,“ hob Teja an, „läßt mich morgen nicht an seiner Seite sechten.“

So befehl ich ihn dir, mein tapfer Thorismuth: behüte du sein Leben.“

„Das wird er nicht immer können,“ lächelte Totila, trinkend.

„Thorismuth muß mir die Speerträger in Taginä befehligen.“

„So lang ich an des Königs Seite halte, geschieht ihm nichts,“ sagte Thorismuth ruhig. „Ich gehe, noch mal zu den Vorposten bei Caprä zu reiten.“

Und er schritt aus dem Gemach.

„Ja,“ rief Totila, „bei Neapolis am capuanischen Thor war er mein Retter.“

„Und zu Rom am Tiber der junge Harsen = Herzog hier,“ sprach Teja, „wo ist er morgen? Er soll dich wieder decken.“

„Nein!“ rief dieser: „ich habe mir ausgedenkt, in dem Weiterangriff voran zu reiten und Donna Valerias' neue Fahne zu tragen.“

„Nun, frommer Julius,“ sprach Teja — „du sollst nicht fechten: — aber schirme du des Königs Leben: — ich weiß: du liebst ihn, auf deine Art: — und das wird wohl keine Sünde sein.“

„Ich will um ihn bleiben. Aber besser noch als mein schwacher Arm oder dein starker, Graf von Tarentum, wird mein Gebet zu Gott ihn schützen.“

„Gebet!“ sagte Teja.

„Noch ist kein Gebet durch die Wolken gedrungen.“

Und wenn es durch drang, fand es den Himmel leer.“



## Zweiunddreißigstes Capitel.

---

„Wie,“ rief der Mönch, „du leugnest, finstrier Mann, wie — wie Cethegus, den Gott der Liebe aus seiner Welt hinaus? den Gott, der allweise, allmächtig und allliebend vom Himmel aus der Menschen Pfade lenkt — den leugnest du?“

„Ja,“ rief Teja und griff an's Schwert. „Den leugne ich!“

Und wäre ein Wesen da oben, lebendig und wissend, was es thut oder geschehen läßt — : man müßte, wie die Riesen unsrer Götter-Dämmerungs-Sage, Berg auf Berg und Fels auf Felsen thürmen und seinen Himmel stürmen: und nicht ruhen und rasten, bis man das teuflisch grausame Gespenst von seinem blut'gen Schädeltbron gestossen oder selbst gefallen wäre von seinem Blick.“

Entsetzt sprang Julius auf:

„Hat denn der Geist der Gottesleugnung, der Gotteslästerung die gewaltigsten Männer der Welt ergriffen? Ich kann solche Worte nicht anhören.“

Mit Staunen sah auch der König auf den sonst so

schweigsamen Freund, aus dessen tief verschlossener Brust plötzlich lang verhaltner, grimmer Schmerz glühend hervorbrach.

„Ihr staunt,“ fuhr dieser fort, „daß der grabesstille Teja noch so heiß empfindet.“

Ich staune selbst zuweilen drüber.

Aber morgen ist der Tag der Sommer-Sonnen-Wende: der Tag, da dereinst meine Sonne für immer sich gewandt.

An jeder Wiederkehr des Tags bricht mir die alte Wunde schmerzend auf.“

„Ich begreife deine Düstre jetzt, unselger Mann,“ sprach Julius nach einer Pause.

„Ja, ich fasse nicht, wie du leben kannst — ich könnte nicht athmen: ohne Gott.“

„Wer sagt dir, Mönch, Teja hat keinen Gott?“

Weil ich ihn nicht nach deinem Glauben sehe, nicht, wie du, vermenschlicht, von Liebe, Haß und Eifersucht entstellt?

Weil ich nicht denken kann, daß er, der Vor-Schauende, Wesen schafft, sich und andern zur Qual, sie zu verdammen: und sie hinterdrein, durch ein Mirakel, durch schuldloses Blut des Edelsten, wieder zu erlösen?

Weil ich ihn nicht denken kann wie einen ungeschickten Zimmerer, der seine Baute schlecht gemacht hat und nun immer daran nachslicken muß mit mirakelnder Hand?

Ich sage dir; die Majestät meines Gottes ist so furchtbar, daß dein armseligster Engel-König vor seiner Größe verschwindet, vor seiner unerbittlichen Furchtbar-

keit, wie das Gewölbe deiner Kirchen gegen das Gewölbe des Weltalls.

Nein: wäre wirklich ein Allvater in den Wolken und könnte er dem grausamen Gang der Geschehnisse nicht steuern — ihn selber müßte der Gram ergreifen: er müßte furchtbar leiden unter diesen Schmerzen seiner Kinder, wie euer sanfter Jesus litt — das hat mich immer tief gerührt —, als er auf dem Delberg der Menschheit ganzen Jammer trug.

Und weil ich dir, mein Totila, versprochen, dir noch einmal von meiner Harfen- und Liedkunst zu vernehmen zu geben — so höre den Gesang, den ich dem Allvater Odhin in den Mund gelegt.“

Und er griff in die Seiten der kleinen Harfe, welche neben ihm bei seinen Waffen lag und sang dazu mit tief ernster Stimme:

#### Allvaters Gesang.

„Es seufzt meine Seele in unsäglichem Jammer  
Um des Schmerzensgeschlechts, um der Menschen Geschick.  
Denn was in der Welt von wechselndem Wehe  
Brandend sich bricht in jeglicher Brust —  
Mitempfinden, mitdurchkämpfen,  
Mitdurchklagen muß ich es Alles —  
Alles, Alles — denn geheißnen  
Bin ich „Allvater“:  
Bald des besiegten, bessern Mannes,  
Den ein Böser bezwungen,

Bitter beißenden Seelenbrand,  
 Wie er grollend in Todesgram  
 Flucht dem grausamen Schicksal: —  
 Bald des Liebenden tödtlich Leid,  
 Der in leere Luft mit den Armen langt,  
 Dem langsam das Leben verlodert  
 An nie verlöschender Sehnsucht Licht: —  
 Und der Wittwe Wehklage,  
 Der Waifen Weinen  
 Und der versinkenden Seele  
 Letzten schrillen Verzweiflungsschrei ---  
 All' dies Elend, öd' und endlos,  
 Es empfindet's mit Allvater.  
 Und wie wenig wollen dawider  
 Ach die winzigen  
 Wonnen wiegen,  
 Die, wie verwehte Rosenblätter,  
 Wogen auf weiten, weiten Wellen,  
 Auf des Wehs unendlichem Ocean. —  
 Traun, Ein Trost nur tröstet die Trauer:  
 Ein Ziel ist gezeichnet den zahllosen Zähren,  
 Eine Endzeit.  
 Ich segne den Tag, da der sengende Surtur  
 Erbarmend der letzten Menschen Gebilde  
 Zugleich mit der müden Erde zermalmt,  
 Da endlich der Quell unerschöpflicher Qualen  
 Berquillt: das letzte menschliche Herz.  
 Willkommen der Tag! — und wären sie weise, —  
 Noch wärmer wünschten sie selbst ihn herbei.“

„So empfand ich früher in die Seele eines gütigen Gottes hinein.

Aber seither —: ich habe viel gegrübelt und gesonnen — habe ich einen andern, meinen furchtbaren Gott gefunden.

Doch freilich: diesen meinen Gott muß man erlebt haben in den Todesschmerzen des zuckenden Herzens.“

---

## Dreiunddreißigstes Capitel.

---

Julius schwieg kopfschüttelnd.

Der König aber frug:

„Und wie hast du ihn erlebt, diesen furchtbaren Gott?“

„Die Stunde ist gekommen, Totila, mein König und mein Freund, da du vernehmen magst, was ich so lange auch dir verschwiegen: mein Schicksals-Geheimniß, den Schatten, der über mein Leben fiel, es verfinsternd für immerdar.

Nein, bleibe nur, Christ.

Auch du magst es hören und dir es dann zu Recht legen mit der Unerforschlichkeit der Wege Gottes, mit der Züchtigung dessen, den er liebt und anderer Weisheit der Mönche.

Solches magst du bei dir denken.

Aber sprich es nicht aus: ich extrage nicht — heute nicht — es zu hören. —

Du kennst, Totila, meiner Aeltern fluchbeladen Geschick: denn wir beide wurden ja zusammen in König

Theoderichs Waffenschule zu Regium von dem alten Hildebrand erzogen."

„Ja: und wir liebten uns wie Brüder,“ sprach der König.

„Anfangs scheu, verschlossen, niedergedrückt durch das Geschick meiner Altern, lebte ich in deiner sonnigen Nähe allmählig wieder auf.

Da überfielen, mitten im Frieden, Kriegs-Schiffe des Kaisers — er zürnte mit dem König wegen des Grenzstreits bei Sirmium — feindlich Regium und führten, außer andern Gefangnen, auch uns vierzig Jünglinge, auf ihre Triremen uns vertheilend, fort — nur du warst ihnen entgangen: denn der König hatte dich Tags zuvor als seinen Becher-Wart nach Ravenna in das Palatium entboten.

Der alte Hildebrand und Graf Uliaris setzten, sobald sie es erfuhren, mit der sicilischen Flotte den Griechen nach, hielten ihre Schiffe ein auf der Höhe von Catania, nahmen sie und befreiten alle Gefangnen.

Nur Ein Schiff entkam den Befreiern mit raschen Segeln — die Trireme „Kaus Petrou,“ in welcher ich mit zwei Genossen gebunden lag.

Der Trierach Lykos, anstatt uns Kriegsgefangne nach Byzanz zu führen, zog es vor, uns als Sklaven zu verkaufen und den Kaufpreis einzustecken.

Er lief ein in den Hafen der Insel Paros: dort verschachtete er uns an seinen Gastfreund Dresos, den reichsten Kaufmann jener Gilande.

So war denn Teja, des Grafen Tagila Sohn, ein freier Gothe — Sklave eines Griechen. —

Ich beschloß, sobald ich meiner Ketten entledigt und meiner Glieder Herr würde, mich zu tödten.

Aber als wir, in kleinen Boten ausgeschifft, an's Land gebracht wurden, da — o mein Freund — da —"

Und er hielt inne und legte die Hand vor die Augen.

„Mein Teja,“ sprach der König, die Hand auf des Seufzenden Schulter legend.

„Da fiel mein Blick auf die reichvergoldete, offene Sänfte, die neben Dresos hielt — und auf ein Mädchen — wunderbar schön!

Bald kamen wir auf des Dresos Villa, nahe bei der Stadt, an.

Dresos mißhandelte alle seine Sklaven mit Schlägen und übermäßiger Arbeit, ja er mißhandelte selbst seine Mündel Myrria, das zarte, wundersame Bild.

Mich traf ein mildres Los.

Als er von mir erfuhr, daß ich Waffen zu schmieden und edles Geschmeide wohl verstand, — ich hatte es vom Knaben an geübt — da behandelte er mich besser, baute nahe seiner Villa mir eine Werkstätte und machte mich zum Vorstand der hier beschäftigten Sklaven.

Auch die Ketten nahm er mir — bei Tage — ab.

Nur bei Nacht ward ich mit meinen zwei gothischen Wittsklaven zusammengekettet an den Amboss in der Werkstatt.

Ich hätte die Flucht bei Tage wohl wagen können.



Aber ach — ich floh nicht!

Myrtia hielt mich gefesselt!

Sie sehen — sie sprechen: denn oft kam sie in die Werkstatt, Geschmeide, Schmuck zu bestellen, bessern zu lassen, bald auch, mir bei der Arbeit zuzuschauen oder meinem Gesang und Harfenspiel zu lauschen.

Und, o ihr ewgen Sterne, welche Wonne! Was anfangs nur Mitleid gewesen in des schönen Griechenkinds Brust — ich sah es, ich konnte nicht mehr zweifeln — sie gestand es in seligem Kuß, — das ward Liebe, volle, feltne Liebe.

Ich kann sie nicht schildern: golden ihr Haar, golden ihr Auge, golden ihr Herz. — —

Und auch Teja war einmal glücklich und glaubte an Glück und einen gütigen Gott über den Sternen.

Da kam die Geliebte eines Abends, verstört, in Verzweiflung, zu der leisen Zwiesprach in die Werkstätte.

Ihr Vormund hatte sie verlobt: verschachert an denselben Trierarchen Lykos, welcher uns in die Sklaverei verkauft hatte. Bitten, Thränen, kniefälliges Flehen blieben umsonst: auf ihren sechzehnten Geburtstag ward ihr die Hochzeit angesagt. Das war in wenigen Wochen.

Der längst gehegte Plan zu gemeinsamer Flucht ward nun rasch gereift.

Ich hatte mir schon lange eine Feile zur Lösung unsrer Ketten gefertigt: nun schmiedete ich noch einen Schlüssel zur Oeffnung der Werkhaus-Thüre.

Meine Mitgefangnen waren eingeweiht.

Auf der kleinen Insel konnten wir uns nicht verborgen halten.

Wir mußten zur See entfliehen.

Nah dem Garten und der Werkstätte lag, in der Meeresbucht seitab von der Villa, ein kleines Segelschiff des Dresos, immer gerüstet für Lustfahrten, vor Anker.

Dies wollten wir benutzen, darauf nach Italien zu fliehen: Mundvorrath hatten wir an unsern Tagesrationen abgespart, Waffen fehlten ja nicht.

Der Geburtstag war und die Hochzeit wurde anberaumt an den Kalenden des Julius.

In der Nacht vorher sollte ich, nachdem die Kette durchseilt, die Thüre geöffnet, die Genossen nach rechts von dem Hauptgebäude der Villa, in die Bucht und auf das Schiff geeilt, mich nach den links von der Villa gelegnen Frauengemächern schleichen, in welchen Myrria schlief: eine kleine Strickleiter reichte aus, sie von den niedren Gelassen in meine Arme zu führen: und ich sollte dann mit ihr auf das einstweilen segelfertig gestellte Fahrzeug eilen.

Alles war sorgfältig bedacht und bereitet.

---

## Vierunddreißigstes Capitel.

---

Aber schon zwei Wochen vor dem Hochzeitstag traf Lykos, der tief verhaßte, ein: derselbe Mann, der mich als Sklaven verkauft und der mir nun die Geliebte rauben wollte.

Mein Haß gegen ihn war grimmig: kaum hielt ich mich zurück, ihn zu erschlagen, als er mit Drefos und andern Hochzeitsgästen an meinen Amboss trat und ich ihm meine Kunstfertigkeit zeigen mußte.

Doch ich bezwang mich — um Myrtia's willen.

Diese aber klagte, der verhaßte Bräutigam dränge immer ungestümer zur Hochzeit: kaum könne sie noch den Vormund abhalten, schon sofort sie ihm zu übergeben.

Ihre Freiheit, ihr Kommen und Gehen werde immer strenger überwacht.

Da beschlossen wir, schon früher zu fliehen: wir wählten die Nacht der Sommer Sonnenwende, wann, wie wir wußten, in der Villa, mit großem Trinkgelage der Männer, das Lichterfest gefeiert werden sollte.

Wir hofften, wenn die Zecher in Wein und Schlaf versunken lägen, am Sichersten zu entkommen.

Sowie die Sterne in der Mitternacht standen, sollte ich Myrtia aus dem Gynäceum entführen.

Am Tag der Sonnenwende kam Lykos wieder in die Werkstätte mit Dresos und kaufte einen kostbaren Goldschmuck, den ich gefertigt:

„Weißt du auch, Sklave, für wen?“ lachte er. „Für mein Weib Myrtia: und das sage ich dir, Gothenhund: wenn du nochmal den Knechtesblick so frech auf ihr ruhen läßt, wie gestern, da sie hier eintrat — ihr sahst mich nicht hinter den Tarusbüschchen, aber ich sah dich, — dann bitte ich Dresos, dich mir zu schenken — und dann!“

Und er schlug mir mit dem Schaft des Speeres, den er in der Hand hielt, in das Antlitz.

Ich schrie auf und griff nach dem schweren Schmiedehammer — aber Alligern, mein mitgefangener Wether, fiel mir warnend in den Arm.

Und mit einem Fluche schritt der Trierarx hinaus: mit welchem Haffe blickte ich dem geschweißten Helm, mit dem silbernen Wolf auf dem Kamm, und dem gelben Mantel nach!

Endlich kam die Nacht, die Dunkelheit.

Wir hörten bis in unsre Werkstätte herab den wüsten Lärm des Trinkgelages aus der Villa dringen: wir sahen die Lichter des Lichterfestes oben schimmern.

Offenbar lagen Dresos, Lykos und die andern Gäste in taumelndem Schwelgen.

Noch war es nicht ganz Mitternacht — : aber ich hatte bereits die Genossen befreit — : sie waren glücklich an das Schiff zur Rechten des Variens gelangt — : der Schrei des wilden Schwans, das mit Aligern verabredete Zeichen, war dreimal erklungen — : und eben trat ich leise aus der Thüre, nun nach Links hin, nach dem Frauenhause, zu eilen — : da hörte ich deutlich die eiserne Gitterthüre gehen, welche von oben, von der Villa, her in den Garten führte: argwöhnisch blieb ich stehen und spähte nach Oben.

Wirklich: da schlich durch die Larusbüsche, vorsichtig tastend und lautlos auf den Zehen gleitend, ein Mann in Kriegertracht.

Lykos war es — : deutlich erkannte ich im Mondlicht seinen silbernen Wolf auf dem visirgeschlossenen Helm: und den gelben Mantel: und in der Rechten den Speer.

Lauernd, lauschend kam er näher — sah sich um, ob ihm niemand folge und schritt dann wieder gerade auf unsere Werkstätte zu, in deren Schatten ich versteckt stand.

Kein Zweifel: er hatte Verdacht geschöpft: er wollte mich überwachen diese Nacht: der Fluchtplan war verathen.

Grimmig sprang ich ihm entgegen und stieß ihm das Schwert in die Brust.

Da tönte ein Aufschrei — : mein Name — : das war nicht Lykos!

Ich öffnete entsetzt das Helmwisir — Myrtia lag sterbend vor mir.“

Er schwieg und verhüllte das Haupt im Mantel.

„Armer, unglücklicher Freund,“ sprach Totila, nach seiner Rechten langend.

Julius aber sprach leise, unhörbar für beide:

„Mein ist die Rache, ich will vergelten: spricht der Herr.“

Teja erhob das Haupt und fuhr fort:

„Ich fiel sinnlos, bewußtlos neben ihr nieder.

Als ich zu mir kam, fühlte ich den frischen Hauch der Seelust um mich wehn.

Die Genossen, Alligern voran, waren, besorgt über unser langes Ausbleiben, in den Garten nach der Werkstätte zurückgekehrt: dort fanden sie uns beide.

Bevor sie starb erzählte die Geliebte kurz, wie Dresos und Lykos, beide berauscht, im Taumel des Festgelages plötzlich beschlossen, noch in dieser Nacht die Hochzeit zu vollziehen.

Kurz vor Mitternacht hatte man die Widerstrebende aus dem Frauengemach geholt und in die Villa, in das wilde Zechgelage, geschleppt.

Sogleich sollte die Hochzeitfeier gehalten werden: Dresos legte ihre zitternde Hand in die des Lykos.

Nur soviel Zeit sollte gelassen werden, daß dieser sich zu der auf seinem Schiffe zu haltenden Feier umkleiden, Befehle dorthin entsenden konnte.

So ließ man die Braut — für kurze Zeit — allein.

Diese Zeit benutzte sie, eilte in die Vorhalle, wo sie des Lykos Helm und Mantel hatte liegen sehen: sie hüllte sich rasch in diese Verkleidung, schloß das Visir

barg ihr Frauengewand in dem langen, gelben Mantel und eilte an einigen der berauschten Gäste, unerkannt, vorüber, geradewegs zu mir in die Werkstätte —: denn im Frauenhause waren nun alle Sklaven und Sklavinnen wach — von dort aus mit uns zu fliehen.

Und ihr letztes Wort war ein Segenswunsch für mich gewesen.

Sie mußten mich halten —: ich wollte mich in's Meer werfen.

Ich verfiel in ein hitziges, schweres Fieber.

Ich erwachte erst an Bord eines gothischen Kriegsschiffes, unter Herzog Thulun, das uns bei Kreta aufnahm.

Da entdeckte Aligern plötzlich, daß uns die Trireme des Lykos, die entflohenen Sklaven verfolgend, nachgesetzt war und eben um die Spitze von Kydonia bog, als wir an Bord des Kriegsschiffes waren.

Sofort setzte der Grieche alle Leinwand auf, zu entkommen, als er die gothische Kriegsflagge erkannte: aber Herzog Thulun und Aligern jagten nach, holten den Griechen ein, enterten und erschlugen Lykos, Drejos und die dreißig Mann des Schiffsvolks.

Ich aber war, da ich erwachte, der Teja, der ich bin.

Und glaubte nicht mehr an den Gott der Gnade und Liebe: und wie ein Hohn auf Myrtia klingt jedes Wort, das davon faselt.

Was hatte sie — was hatte ich verschuldet? Weßhalb ließ Gott, wenn er lebt, dies Grauenhafte zu?"

## Fünfunddreißigstes Capitel.

---

„Und weil diese Eine Rose geknickt, leugnest du den Sommer und den Sonnenschein?“ fragte Totila, „und glaubst, ein blindes Ungefähr beherrscht die Welt?“

„Das glaub' ich nicht. Ewige Nothwendigkeit seh' ich im Gang der Sterne da oben: und das gleiche, ewige Gesetz lenkt unsre Erde und die Geschehnisse der Menschen.“

„Aber dies Gesetz ist ohne Sinn?“ fragte Julius.

„Nicht ohne Sinn: nur hat es nicht den Sinn und Zweck unsres Glückes.“

Sich selbst zu erfüllen ist sein einziger, hoher, geheimnißvoller Zweck.

Und wehe den Thoren, die da wähnen ihre Thränen werden gezählt jenseit der Wolken.

Oder auch vielleicht wohl ihnen — : ihr Wahn beglückt sie!“

„Und dein Denken,“ sprach Julius, „beglückt nicht. Ich sehe nicht ein, wofür, wozu du lebst, bei solcher Anschauung.“

„Das will ich dir sagen, Christ.

Das Rechte thun, was Pflicht und Ehre heißen,



ohne dabei auf tausendfache Verzinsung jeder Edelthat im Jenseits zu rechnen: Volk und Vaterland, die Freunde männlich lieben und solche Liebe mit dem Blut besiegeln: das Schlechte in den Staub treten, wo du es findest: — denn daß es schlecht sein muß, macht es nicht minder häßlich: du tilgst auch Ratter und Messel, obwohl sie nicht dafür können, daß sie nicht Nachtigall und Rose — und dabei allem Glück entsagen, nur jenen tiefen Frieden suchen, der da unendlich ernst und hoch ist wie der nächtliche Himmel und wie leuchtende Sterne gehen darin auf und nieder traurige, stolze Gedanken —: und dem Pulsschlag des Weltgesetzes lauschen, der in der eignen Brust wie in dem Sterngetriebe geht: — auch das, Christ, ist ein Leben — des Lebens werth.“

„Aber schwer,“ seufzte Totila, „unendlich schwer: zu schwer für Menschenkraft.“

Nein, Teja: und kann ich nicht mit meinem frommen Freund in allen Stücken den Glauben theilen, der die Zeit beherrscht: — das ist doch ewig wahr, weil es meine Seele nicht entbehren kann: es lebt ein güt'ger Gott, der das Gute beschirmt und das Böse bestraft.

In dieses gerechten Gottes Hand befehl' ich auch mich und unfres Volks gerechte Sache.

Und in diesem Glauben seh' ich morgen unfrem Sieg getrost entgegen.

Das Recht ist mit mir —: das Recht kann nicht erliegen.“

„Das Recht erliegt oft vor dem Unrecht: Witichis vor Cerehus!“

„Ja, auf Erden,“ fiel Julius ein: „denn nicht hier ist unsre Heimath: es giebt ein Jenseits, in welchem Alles sich gerecht erfüllt.“

„Das müßte sein.“ sprach Teja, sich erhebend, einen bitteren Zug um den schön und edel geschnittenen Mund.

„Nur kann man das nicht denken — nur träumen.“

Und ich für mein Theil, ich habe genug: ich wünsche nicht zu erwachen zu neuem Leben, wenn mir dereinst der Speer im Herzen steckt.“

Da trat Graf Thorismuth, von seinem Pitt zurück gekehrt, in's Gemach und sprach:

„Getrost, Herr König, ich habe selbst noch einmal nach gesehen.“

Die Reiter des Corsen stehen auf dem rechten Fleck bereit. Schon sind auch die Ersten seiner nachrückenden Hunderte eingetroffen.

Aber dreihundert der Tapfersten erwartet er noch: du mögest morgen den Angriff der Langobarden hinhalten, bis er ihr Eintreffen dir melden lasse: „sie sind die Grimmigsten,“ sprach Furius, „sie dürfen mir nicht fehlen.“

„Wohlan,“ rief heiter lächelnd Totila, den Goldpokal erhebend, „das will ich wohl durch Reiterkunst erreichen: und nun den letzten Becher!“

Suchen wir das Lager.

Willst du, Teja? die Schlacht von Taginä morgen entscheide unsern Streit.

Ein wahres Gottesurtheil!

Ein Urtheil Gottes selber, ob er lebt!

Ich sage: es lebt ein Gott — drum siegt die gute Sache.“

„Haltet ein,“ rief Julius bewegt, „ihr sollt nicht Gott versuchen!“

„Siehst du,“ sagte Teja aufstehend und den Schild auf den Rücken werfend — „ihm bangt für seinen Gott.“

---

## Sechsenddreißigstes Capitel.

---

Leuchtend stieg am andern Morgen die Sonne am Himmel empor und ihre ersten Strahlen fanden das Lager der Gothen schon in kriegerischer Bewegung.

Als der König aus dem Hause auf den Marktplatz von Taginä trat, eilten ihm Herzog Adalgoth, Graf Thorismuth und Phaza, der Arfakide, der treu ergebne Gefangne von Neapolis, entgegen:

„Heil, Herr und Sieg. Hier sendet dir deine Braut dein milchweiß Schlachtroß und deine Waffen, reich geschmückt zum Siege.“

Und der König setzte auf das lang wallende Goldhaar den blitzenden, offenen, visirlosen Helm mit dem hochragenden Silberschwan, um dessen Hals und gewölbte Flügel Valeria ein Geflecht von rothen Rosen gewunden.

Und er streichelte Hveit-fula's glänzenden Bug, welchem Valeria Mähne und Schweif mit hochrothen Bändern und goldenen Borten durchflochten hatte.

Kirrend schwang er sich in den Sattel.

Ein Mariskalk führte noch zwei Ersatzpferde für den

König: darunter Pluto, des Präfecten unwillig schnaubenden Kappen.

Von seinen Schultern floß der weit wehende, weiße Mantel von einer breiten, schweren, mit Edelsteinen besetzten Kiegelspange unter der Kehle zusammen gehalten.

Sein Harnisch war von glänzendem Silber, reich mit Gold eingelegt, den fliegenden Schwan darstellend: die Enden des Harnisches, an den Armen, dem Halse und um den Gürtel, waren mit Purpurseide eingefaßt.

Die Arme und Beine zeigten den Wappenrock von silberweißer Seide, der auch die Hüften bedeckte.

Breite, goldne Ringe und Kampfhandschuhe schützten die Arme, Beinschienen die Kniee und die Vorderseite der Füße.

Der schmale, der zierlich geschweifte, längliche Schild zeigte in drei Feldern Silber, Gold, Purpur und den fliegenden Schwan von weißer Lasur in dem Goldfeld.

Purpurfarben und mit Silber besetzt waren Behäng und Riemenzeug des Rosses.

In der Rechten schwang er den Speer, an dessen Spitze Valeria vier lang flatternde Wimpel von purpurnen und weißen Bändern angebracht hatte: — fröhlich flatterten sie im Morgenwind.

So geschmückt und schimmerstrahlend ritt der König durch die Straßen von Taginä an der Spitze seiner Reiter: Graf Thorismuth, Phaza, der Armenier, und Herzog Adalgoth, auch Julius beritten in seinem Gefolge: dieser ohne Trutzwaffen, aber mit dem Schilde von Teja's Waffengeschenk.

Niemals hatte er so herrlich in Schönheit geleuchtet. Und alles Volk begrüßte ihn auf seinem Ritt mit jubelndem Zuruf.

An dem Nordthor von Taginä ritt ihm Aligern entgegen.

„Du solltest ja auf dem rechten Flügel fechten,“ fragte der König.

„Was führt dich zu mir?“

„Mein Vetter Teja hat befohlen,“ sprach Aligern „ich solle in deiner Nähe bleiben und dein Leben hüten.“

„Der unermülich Treubeforgte!“ rief der König.

Aligern schloß sich an sein Gefolge.

Graf Thorisimuth übernahm hier den Befehl über das in den Häusern verborgne Fußvolk.

Vor dem Nordthor von Taginä ritt der König die Front seiner nicht starken Reiterschar ab und enthüllte nun den Reiterführern seinen Plan.

„Ich muth'e euch das Schwerste zu, Waffenbrüder: Flucht.

Aber die Flucht ist nur Schein.

Die Wahrheit ist euer Muth: — und der Feinde Verderben.“

Und nun ritt die kleine Schar auf der flaminischen Straße über die Stelle des Hinterhalts zwischen den beiden Hügeln vorbei: der König überzeugte sich, daß des Corsen Perser-Reiter wachsam in beiden Hügelwäldern lauerten: zur Rechten von Furius selbst, zur Linken von ihrem Häuptling Isdigerd geführt.

In Caprä durch's Südthor eingeritten schärfte Totila

dem hier vertheilten Fußvolf der Bogenschützen unter Graf Wisand, dem Bandalarius, nochmal ein, erst wann die persischen Reiter ihren Angriff auf die Langobarden gemacht, aus den Häusern, wo sie bis dahin verborgen lagen, wie aus dem Südthor vorzubrechen und diese im Rücken zu fassen, indeß aus Taginä's Nordthor das speertragende Fußvolf entgegen stürme.

„So werden die Langobarden und was etwa von des Marses Fußvolf nachdringt zwischen Caprä und Taginä von allen vier Seiten zugleich umfaßt und erdrückt, von mir und Thorismuth von vorn, von Furius und Isdigerd aus den Flanken, von Wisand im Rücken. Sie sind verloren.“

„Sieht er nicht aus wie der Sonnengott?“ frug Adalgoth entzückt den Mönch.

„Still! keinen Götzendienst mit Sonne oder Menschen. Und heut' ist Sonnenwende!“ antwortete dieser.

Endlich erreichte der König das Nordthor von Caprä, ließ es öffnen und sprengte mit seiner kleinen Schar auf das weite Blachfeld vor Caprä gegenüber Helvillum.

Hier hielt das Mitteltreffen des Marses gerade gegenüber: in erster Reihe Alboin mit seinen langobardischen Reitern: hinter diesen, in weitem Zwischenraum, Marses in seiner Sänfte, umgeben von Cethegus, Liberius, Anzalas und andern Führern.

Marses hatte eine böse Nacht, mit leichten Krampfanfällen, hinter sich: er war schwach und konnte sich nicht lange stehend erhalten in seiner nieder gestellten, offenen Sänfte.

Er hatte Alboin noch einmal eingeschärft, nicht anzugreifen ohne ausdrücklichen Befehl.

König Totila gab nun seinen Reitern das Zeichen: und im Trabe ging die dünne Reihe gegen die colossale Uebermacht der Langobarden vor.

„Sie werden uns doch nicht den Schimpf anthun, mit den par Lanzen uns anzugreifen!“ rief Alboin.

Angriff schien zunächst nicht des Königs Zweck.

Er war den Seinen, welche plötzlich Halt gemacht, weit voran geritten und zog nun aller Augen durch seine Reiter- und Fechter-Kunst auf sich.

Den Byzantinern war das Schauspiel, das er gewährte, so wundersam, daß die Augenzeugen es mit Staunen Prokop berichteten, der, selber staunend, uns davon erzählt.

„An diesem Tage,“ schreibt er, „wollte König Totila seinen Feinden zeigen, welch' ein Mann er sei.

Seine Waffen, sein Roß schimmerten von Gold.

Von der Spitze seines Speeres flatterten der schimmernden Purpurwimpel so viele, daß schon dieser Schmuck von fern den König verkündete.

So pflog er, auf herrlichem Roß, in der Mitte zwischen beiden Schlachtreihen, kunstvollen Waffenspiels.

Er ritt bald Kreise, bald zierliche Halbkreise zur Rechten und Linken, warf im Galopp den bänderreichen Speer hoch über sein Haupt in die Luft und fing ihn, ehe der zitternde niederfiel, geschickt in der Mitte des Schaftes, bald mit der Rechten, bald mit der Linken:



und er zeigte so vor den staunenden Heeren seine Reit- und Waffen = Kunst.“

Nach der Schlacht erfuhren übrigens auch die Byzantiner, daß die Absicht, Zeit zu gewinnen, bis eine erwartete Schar Reiter einträte, der ernste Grund des heitern Spiels gewesen.

Eine Weile sah sich Alboin dies mit an.

Dann rief er dem neben ihm haltenden Langobardenführer zu:

„Der reitet in die Schlacht, wie zur Hochzeit geschmückt.

Welch' kostbares Rüstzeug! Das sieht man nicht bei uns daheim, o Vetter Gisulf!

Und noch immer nicht angreifen dürfen! Schläft denn Marses wieder?“

---

## Siebenunddreißigstes Capitel.

---

Endlich sprengte ein persischer Reiter, durch die Reihe der Gothen sich Bahn brechend, an den König heran: er brachte eine Meldung und jagte spornstreichs zurück.

„Nun endlich!“ sprach Totila, „jetzt ist's genug des Spiels!“

Tapftrer Alboin, Nudoins Sohn,“ rief er laut hinüber, „so willst du wirklich für die Griechen fechten, gegen uns? Wohl an, so komm, Königssohn —: dich ruft ein König!“

Da hielt sich Alboin nicht länger: „mein muß er werden mit Panzer und Roß,“ schrie er und sprengte mit eingelegter Lanze wüthend heran.

Totila brachte, mit leisestem Schenkeldruck, sein tänzelndes Pferd plötzlich zum Stehn: er schien den Stoß erwarten zu wollen.

Schon war Alboin heran.

Da: — abermals ein leiser Schenkeldruck und ein feiner Seitensprung des Pferdes: — und an Totila vorbei fauste der Langobarde.

Im Augenblick aber war Totila in seinem Rücken —

und ohne Mühe hätte er ihn mit dem gezückten Speer von hinten durchbohrt.

Laut ausschrien die Langobarden und eilten ihrem Königssohn zu Hülfe.

Aber Totila schwenkte die Lanze in seiner Hand herum und begnügte sich, mit dem stumpfen Schaft-Ende dem Gegner einen solchen Stoß in die linke Seite zu geben, daß er auf der rechten Seite aus dem Sattel zur Erde flog.

Ruhig ritt darauf Totila zu seiner Linie zurück, den Speer über dem Haupte schwenkend.

Alboin war wieder zu Pferd gestiegen und führte nun den Angriff seiner Geschwader auf die schwache gothische Reihe.

Aber bevor der Anprall erfolgte, rief der König:

„Flieht! flieht in die Stadt!“ warf sein Roß herum und jagte davon, auf Caprä zu.

Eilfertig folgten ihm seine Reiter.

Einen Augenblick stutzte Alboin verblüfft.

Aber gleich darauf rief er:

„Es ist nicht anders. Es ist eitel Flucht! Da rennen sie schon in das Thor.“

Ja: Reiterkunststücke und Kampf sind zweierlei.

Nach, meine Wölflein! Hinein in die Stadt.“

Und sie sprengten auf Caprä los, rissen das, von den Fliehenden nur zugeworfne, nicht verriegelte Nord-Thor auf und jagten durch die lange Hauptstraße auf das Südthor zu, durch welches eben die letzten Gothen verschwanden.

Narfes hatte sich in seiner Sänfte mühsam aufrecht erhalten bis jetzt und Alles mit angesehen.

„Halt,“ rief er nun heftig. „Halt! Bläst die Tuba! bläst zum Halten! Zum Rückzug! Es ist die plumpste Falle der Welt! Aber dieser Alboin meint, es muß Ernst sein, wenn Einer vor ihm läuft.“

Aber die Trompeter hatten gut blasen.

Das Siegesgeschrei der verfolgenden Langobarden überrönte das Signal: oder die es hörten, verachteten es.

Stöhnend sah Narfes die letzten Reihen der Langobarden in dem Thore von Caprä verschwinden.

„Ach,“ seufzte er, „so muß ich sehenden Auges eine Thorheit begehen.“

Ich kann sie nicht untergehen lassen für ihre Dummheit, wie sie es verdienen. Ich brauche sie noch.

Also vorwärts, im Namen des Unsinn!

Bis wir sie einholen, können sie schon halb zerhauen sein.

Vorwärts, Cethegus, Anzalas und Liberius, mit den Isauriern, Armeniern und Illyriern.

Hinein nach Caprä.

Aber bedenkt: die Stadt kann nicht leer sein! Es ist eine Falle, in die wir jenen Stieren nachspringen, mit sehenden Augen.

Meine Sänfte folgt euch.

Aber ich kann nicht mehr stehn.“

Und er lehnte sich müde zurück: ein leiser Schauer, wie er ihn oft in der Aufregung ergriff, schüttelte ihn.

Im Sturmschritt eilte des Cethegus und Liberius Fußvolk gegen die Stadt: beide Führer ritten voraus.

Inzwischen hatten Flihende und Verfolger das schmale Städtlein durchflogen, auch die letzten Langobarden Caprä passirt und die ersten derselben mit Alboin die Stelle der flaminischen Straße halbwegs vor Taginä erreicht, wo die beiden Wald-Hügel links und rechts die Straße einengten.

Noch eine Pferdelänge floh der König —: dann hielt er, wandte sich und winkte.

Udalgoth an seiner Seite stieß in's Horn —: da brach aus dem Nord-Thor von Taginä Thorismuth mit den Speerträgern: und aus dem Doppelhinterhalt stürzten, von links und rechts, mit gellendem Zinkengeschmetter, die persischen Reiter des Corfen.

„Jetzt kehrt, meine Gothen: vorwärts zum Angriff! Jetzt wehe den Getäuschten.“

Rathlos blickte Alboin nach allen drei Seiten.

„So übel sind wir noch nirgends eingetrabt, meine Wölflin!“ sagte er.

Er wollte zurück.

Aber auch aus dem Südthor von Caprä, den Rückweg sperrend, brach nun gothisches Fußvolk.

„Jetzt heißt's nur noch lustig sterben, Gifulf. Grüße mir Rosimunda, wenn du davon kommen solltest.“

Und so wandte er sich gegen einen der Reiterführer mit reichem, offenem Goldhelm, der nun die Straße erreicht hatte und gerade auf ihn einsprengte.

Schon waren sie ganz nahe aneinander: da rief der mit dem Goldhelm:

„Wende, Langobarde! Dort stehen unsre gemeinsamen Feinde.

Nieder mit den Gothen.“

Und schon durchrannte er einen gothischen Reiter, der Alboin bedrohte.

Und schon hieben auf beiden Seiten die persischen Reiter, an den Langobarden vorüber jagend, auf die entsezten Gothen ein.

Einen Augenblick noch hielten diese, überrascht, inne.

Aber als sie sahen, daß es kein Mißverständniß war — daß der Hinterhalt ihnen, nicht den Langobarden galt — da riefen sie: „Verrath! Verrath! Alles verloren!“ und stoben, diesmal in unverstellter Flucht, zurück gegen Taginä, Alles mit sich fortreißend, ihr eignes, eben aus dem Thore rückendes Fußvolk niederreitend.

Auch aus des Königs Antlitz wich die Farbe, als er den Corsen an der Seite Alboins auf seine Gothen einhauen sah.

„Ja, das ist Verrath!“ rief er. „Ha, der Tiger! Nieder mit ihm!“

Und er sprengte auf den Corsen los.

Aber bevor er ihn erreichen konnte, war von der linken Seite her Isdigerd, der Perser, mit seiner Schar, zwischen dem König und dem Corsen, auf die Straße gestürmt.

„Auf den König!“ rief er den Seinigen zu. „Alle Wurfspeere auf den König!

Der dort, der Weiße! mit dem Schwanenhelm!  
Alle auf den.“

Ein Hagel von Wurfspeeren fauste durch die Luft.  
Im Nu starnte des Königs Schild von Geschossen.  
Da erkannte auch der Corse von Weitem die hohe,  
die leuchtende Gestalt.

„Er ist's! · Mein muß sein Herzblut werden.“

Und er bahnte sich Weg durch seine und Isdigerds  
Reiter.

Nur einige Pferdelängen trennten noch die ergrimmt  
Feinde.

Vorher traf noch Totila auf Isdigerd.

Augenblicks flog dieser, vom König durch Hals und  
Genick gestoßen, todt vom Pferd.

Als bald mußten nun Totila und Furius sich begegnen.

Schon hob der Corse zielend den Wurfspeer: er  
zielte auf das offne, ungedeckte Antlitz des Königs.

Aber plötzlich war der leuchtende Schwanhelm ver-  
schwunden und der helle Mantel.

Zwei Wurfspeere hatten des Königs weißes Roß  
niedergestreckt und gleichzeitig ein dritter seinen Schild  
durchbohrt und seinen Schildarm schwer getroffen.

Roß und Reiter stürzten.

Wild jauchzten die Perser Isdigerds und drangen  
ein: auch Furius und Alboin spornten ihre Rosse vor.

„Schont des Königs Leben! nehmt ihn gefangen!  
Er hat auch mich verschont!“ rief Alboin.

Denn tief gerührt hatte ihn, was ihm Gisulf erzählt, der Totila deutlich die Lanzenspitze mit dem Schaft-Ende vertauschen gesehen.

„Nein! Nieder mit dem König!“ rief Furius.

Und schon war er heran und warf den Speer auf den Verwundeten, welchen eben Aligern auf des Präfecten Klappen hob und aus dem Gefecht führen wollte.

Jenen ersten Wurfspeer des Corsen fing Julius mit dem trefflichen Schilde Teja's auf.

Furius ließ sich einen zweiten Wurfspeer reichen und zielte auf das Gedräng um den König: Phaza, der Arsakide, wollte den Speer mit dem Schilde fangen: aber durch Schild und Panzer slog er ihm in's Herz.

Da schwang Furius, der sein Roß nun ganz nahe heran gespornt hatte, den langen, krummen Säbel gegen den König.

Aber ehe der Streich fiel, slog der Corse rücklings aus dem Sattel.

Der junge Herzog von Apulien hatte ihm den Fahnen-Speer mit aller Kraft gegen die Brust gerannt, daß der Schaft brach.

Doch nun gerieth Totila's Banner — das kunstvolle und kostbare Werk Valeria's und ihrer frommen Schar — in äußerste Gefahr in Adalgoth's Hand.

Denn alle Reiter drängten jetzt auf den kühnen, jungen Fahnenträger ein: — der Beilhieb des Langobarden Gisulf traf den Schaft, der nochmal splitterte.

Nach entschlossen riß Adalgoth das Seidentuch von



der gebrochenen Fahnenstange und barg es fest im Schwertgurt.

Nun war Alboin heran und rief dem König zu:

„Gieb dich gefangen, Gothenkönig: mir, dem Königssohn.“

Da war Aligern mit seiner Arbeit, den König auf des Präfecten Rappen zu heben, fertig: er wandte sich gegen den Langobarden.

Dieser wollte des Königs Flucht hemmen und doch den König nicht tödten: er führte, sich tief vorbeugend, einen Speerstoß gegen den Rappen, der dessen Hinterbug traf.

Aber im gleichen Moment schlug ihm Aligern durch den geiergeflügelten Helm: betäubt wankte er im Sattel.

So gewannen, nachdem die Führer der Verfolgung für den Augenblick gelähmt, Adalgoth, Aligern und Julius Zeit, den König aus dem Getümmel zu führen bis an das Nord-Thor von Taginä.

Hier hatte Graf Thorismuth seine Speerträger wieder geordnet.

Der König wollte hier den Kampf leiten: aber er vermochte kaum, sich im Sattel zu halten.

„Thorismuth,“ befahl er, „du hältst Taginä: Caprä wird einstweilen verloren sein. Ein Eilbote holt Hildebrands ganzen Flügel zurück hieher: es muß die Straße nach Rom um jeden Preis gehalten werden.“

Teja ist, wie ich erfahren, schon mit seinem Flügel im Gefecht —: Deckung des Abzugs nach Süden —: das ist die letzte Hoffnung.“

Und das Bewußtsein verging ihm.

Graf Thorismuth aber sprach:

„Ich halte Taginā mit meinen Speerträgern bis auf den letzten Mann.

Reiter kommen mir nicht herein: die Perser nicht und die Langobarden nicht: ich decke dem König Leben und Rücken, so lang ich eine Hand heben mag.

Schafft ihn weiter zurück —: auf die Berge dort, in's Kloster — aber rasch —: denn schon naht dort, aus dem Südthor von Caprä, die Entscheidung —: des Marses Fußvolk und seht dort —: Cethegus der Präfect mit den Isauriern.

Caprä und unsre Schützen sind verloren.“

Und so war es.

Wisand hatte, dem Befehle gemäß, Caprä nicht vertheidigt, sondern Cethegus und Liberius eindringen lassen: erst als sie darin waren, begann er den Straßenkampf und bedrohte zugleich die Langobarden-Reiter auf der Straße, indem er eine Taufendschaft gegen sie aus dem Südthore schickte.

Aber da der Angriff aus dem Hinterhalt die Gothen traf, nicht die Langobarden, da Alboin und Furius vereint die wenigen Gothenreiter vernichteten oder zerstreuten und der Angriff der Speerträger von Taginā her ausblieb — wurden die gothischen Schützen zuerst in Caprä selbst, dann auf der flaminischen Straße zwischen Caprä und Taginā von der furchtbaren Uebermacht rasch erdrückt.

Bermundet entkam, wie durch ein Wunder, Wisand

nach Taginä und meldete dort die Vernichtung der Seinen. Des Marses Sänfte wurde nach Caprä eingetragen: und der Sturm der Illyrier auf Taginä begann: Graf Thorsmuth widerstand heldenhaft: er focht, den Brüdern den letzten Ausweg zu decken.

Bald wurde er durch Tausendschaften von Hildebrands in Eile herangezognem Flügel verstärkt, während den größten Theil seiner Truppen der alte Waffenmeister südlich hinter Taginä herum auf die Straße nach Rom führte.

Eben als der Sturm auf Taginä beginnen sollte, traf Cethegus auf Furius und Alboin, welche sich von ihren Stößen erholt hatten.

Cethegus hatte das allentscheidende Eingreifen des Corjen erfahren.

Er schüttelte ihm die Hand.

„Siehe da, Freund Furius. endlich doch auf der rechten Seite — gegen den Barbaren-König.“

„Er darf nicht lebend entkommen,“ knirschte der Corje.

„Was? Wie? er lebt noch? Ich denke — er fiel?“ frug Cethegus hastig.

„Nein, sie haben ihn noch herausgehauen, den Wunden.“

„Er darf nicht leben,“ rief Cethegus, „du hast Recht! Das ist wichtiger, als Taginä erobern. Diese Heldenthat kann Marses von der Sänfte aus vollbringen.“

Sie sind siebzig gegen sieben.

Auf, Furius: wozu stehen deine Reiter hier müßig?“

„Die Säule können nicht die Mauern hinauf reiten.“

„Nein, aber schwimmen können sie.“

Auf: nimm du dreihundert, gib mir dreihundert.

Zwei Wege führen links und rechts vom Städtlein über —: nein! die Brücken haben sie abgebrochen — also: durch den Cladius und durch die Sibola — laß ihn uns verfolgen. —

Gewiß ist der wunde König — kann er noch kämpfen?“

„Schwerlich.“

„Dann ist er über Taginä geflüchtet worden — nach Rom oder —“

„Nein, zu seiner Braut!“ rief Furius: „gewiß zu Valeria in's Kloster. Ha, in ihren Armen will ich ihn erdolchen! auf, ihr Perser, folgt mir. Dank, Präfect! nimm Reiter, so viel du willst. Und reite du rechts. —

Ich reite links um die Stadt: denn zwei Wege führen nach dem Kloster.“

Und schon war er, linksabschwenkend, verschwunden.

Cethegus redete den Rest der Reiter persisch an und befahl ihnen, ihm zu folgen.

Dann ritt er zu Liberius heran und sprach:

„Ich fange den Gothenkönig.“

„Wie? Er lebt noch? dann eile.“

„Nimm du einstweilen dies Taginä,“ fuhr Cethegus fort: „ich lasse dir meine Psaurier.“

Und er sprengte mit Syphax und dreihundert Persern, rechts umschwenkend, davon.

Einstweilen hatten den wunden König die Freunde durch Taginä hinaus in ein kleines Piniengehölz an der

Straße gebracht, wo er aus einer Quelle trank und sich etwas erholte.

„Julius,“ mahnte er, „reite hinauf zu Valeria: sag' ihr: diese Schlacht sei verloren: aber nicht das Reich, nicht ich, nicht die Hoffnung.“

Ich reite, sowie ich mich gekräftigt, hinauf nach der Spes honorum: in jene feste, hohe Stellung habe ich Teja und Hildebrand beschieden nach Lösung ihrer Aufgaben. Geh, ich bitte, tröste die Geliebte und bringe sie selbst aus dem Kloster dorthin.

Du willst nicht? dann reit' ich selbst den steilen Weg in's Kloster: nim mir das doch ab.“

Nicht gern schied Julius von dem Wunden.

„O hebe mir Helm und Mantel ab: sie sind so schwer,“ bat dieser.

Julius löste ihm beide ab.

## Achtunddreißigstes Capitel.

---

Da durchzuckte den Mönch ein Gedanke: hatten sie nicht schon einmal die Gewande getauscht, — die Dioskuren?

Und hatte er nicht schon einmal den Mordstahl dadurch von Totila auf sich gezogen?

Und nun kam ihm blitzschnell: — wenn sie verfolgt wurden? — denn ihm war, als höre er Rösse eilend nahen und Aigern — Adalgoth hielt des Königs Haupt in seinem Schoß — war an den Waldeingang geeilt, zu spähen.

„Ja: sie sind's," rief dieser jetzt zurück: „persische Reiter nahen von zwei Seiten dem Wald."

„Dann eile, Julius," bat Totila, „rette Valeria auf das feste Grab zu Teja."

„Ja, ich eile, mein Freund! Auf Wiedersehn!" Und er drückte ihm nochmal die Hand.

Dann bestieg er den Klappen Pluto — er wählte das verwundete Roß, dem Freund das eigne, noch unverehrte überlassend.

Rasch setzte er, ungesehen von Totila, den Schwanen-

helm auf's Haupt, warf den weißen, blutbespritzten Mantel um und sprengte aus dem Walde gegen die Klosterhöhe.

„Dieser Weg,“ sagte er sich, „ist ganz offen und ungedeckt: dagegen der des Königs nach dem Grab geht durch Wald und Weinberge.“

Vielleicht gelingt es, die Verfolgung auf mich und von ihm abzuziehen.“

Und in der That, kaum war er aus dem Gehölz in's Freie gelangt und begann, bergan zu reiten, als er sah, wie die Reiter, welche um Taginä herumgeschwenkt waren, ihm eifrig folgten.

Um so lang als möglich die Verfolger von dem König abzulenken, so spät als möglich erst die Erkennung des Irrthums herbei zu führen, trieb er sein Ross zu höchster Eile.

Aber der Kappe war wund: und es ging sehr steil einen steinigen Hang hinan.

Näher und näher brauften die Verfolger.

„Ist er's?“

„Ja, er ist's.“

„Nein, er ist's nicht. Er ist zu klein,“ sagte der Führer, der als der Vorderste ritt.

„Und sollte er ganz allein fliehen?“

„Das wäre freilich das Klügste, was er thun könnte, zu entkommen,“ meinte der Führer.

„Freilich ist er's, der Schwanenhelm!“

„Der weiße Mantel!“

„Aber er ritt ein weißes Ross?“ fragte der Führer.

„Ja, zuerst,“ antwortete einer der Reiter. „Aber als das fiel von meinem Speer — da hoben sie ihn — ich stand ja dabei — auf diesen Klappen.“

„Gut,“ rief der Führer, „genug, dann hast du freilich Recht. Und ich kenne den Klappen.“

„Ein edles Thier! Wie es aushält, bergan, obwohl es blutet.“

„Ja, er ist edel! Und er soll stehen, der Klappe, gebt Acht: „Halt, Pluto! auf die Kniee.“

Und zitternd, schnaubend hielt das kluge, treue Roß, trotz Sporn und Schlag, und senkte langsam die Vorderfüße in den Sand.

„Verderben bringt's, Barbar, des Präfecten Roß zu reiten!

Da! Nimm das für's Forum! und das für's Capitol! und das für Julius!“

Und wüthend schleuderte der Führer drei Wurfspeere nach einander, den eignen und zwei von Ephyax, die er diesem entriß, in den Rücken, daß sie vorn heraus drangen, sprang vom Roß, zog das Schwert heraus und riß des zur Erde Gestürzten Haupt an dem Helm empor.

„Julius!“ schrie er entsetzt.

„Du, o Cethegus?“

„Julius! Du darfst nicht sterben.“

Und leidenschaftlich suchte er das Blut zu hemmen, das aus den drei Wunden floß.

„Wenn du mich liebst,“ sprach der Sterbende — „rette ihn — rette Totila!“



Und die sanften Augen schlossen sich für immer.

Cethegus tastete nach dem Herzen: er legte ihm das Ohr auf die entblößte Brust.

„Es ist aus,“ sagte er dann tonlos.

„O Manilia!

Julius — dich hab' ich geliebt.

Und er starb, seinen Namen auf den Lippen!

Es ist vorbei,“ sprach er dann grimmig.

„Das letzte Band, das mich an Menschenliebe fesselte, ich mußt' es selbst zerhau'n, durch höhnisch äffenden Zufall.

Es war die letzte Schwäche.

Jetzt, Menschheit, bist du mir todt.

Hebt ihn auf das edle Pferd: das, mein Pluto, sei dein letzter Dienst im Leben: — und bringt ihn — dort oben ragt eine Capelle: dorthin bringt ihn: und laßt ihn durch Priester feierlich bestatten.

Sagt da oben nur: er hat als Mönch geendet — er starb für seinen Freund: er verdient ein christlich Begräbniß.

Ich aber.“ schloß er furchtbar, „ich gehe, nochmal seinen Freund zu suchen: ich will sie rasch vereinigen: — auf ewig.“

Und er stieg wieder zu Pferd.

„Wohin?“ frug Sypbar, „zurück nach Taginä?“

„Nein! Dort hinab in jenen Wald. Da wird er geborgen sein. Denn daher kam Julius.“

Während dieser Vorfälle hatte sich der König erholt und erkräftigt und ritt auf dem Pferd des Julius mit Adalgoth, Aligern und einigen Reitern gerade aus durch den Wald, an dessen östlichem Saum der Weg zu dem Capellenhügel empor stieg: schon sahen sie die weißen Mauern deutlich schimmern, als sie aus dem Waldwegbogen.

Aber da erscholl vom Süden, von ihrer rechten Seite her, gellendes Geschrei: und über das offene Blachfeld sprengte, von dem Clastus her, eine starke Schar von Reitern gegen sie an.

Der König erkannte den Führer.

Und ehe seine Begleiter ihm zuvorkommen konnten, spornte er sein Roß, fällte den Speer und schoß dem Feind entgegen.

Wie zwei Blitze, aus sich entgegen grollenden Gewittern, trafen die beiden Reiter zusammen.

„Uebermüthiger Barbar!“

„Elender Verräther!“

Und beide sanken vom Roß.

Mit solcher Wuth waren sie auf einander geprallt, daß keiner der Deckung, jeder nur des Stoßes gedacht hatte.

Furius Ahalla war todt vom Roß gestürzt: denn der König hatte ihm den Speer mit solcher Kraft durch den Goldschild und den Panzer in das Herz gestoßen, daß der Schaft in der Wunde brach.

Aber auch der König sank sterbend in Adalgoths Arme: der Lanzenstoß hatte ihn grade unter der Kehlgube in Hals und Brust getroffen.

Adalgoth riß Valeria's blaues Bannertuch hervor aus dem Gürtel und suchte das strömende Blut zu hemmen —: umsonst —: das helle Blau war sofort tief gesättigt vom Roth.

„Gothia!“ hauchte er noch, „Italia — Valeria!“

In diesem Augenblick, ehe das ungleiche Gefecht beginnen konnte, erreichte Alboin mit seinen Langobarden-Reitern die Stelle: — er war dem Corsen gefolgt, ungewillt, müßig zu bleiben, während des Mauer-Kampfes um Taginä.

Schweigend, ernst, gerührt sah der Langobardenfürst auf die Leiche des Königs.

„Er hat mir das Leben geschenkt — ich konnte sein's nicht retten,“ sprach er ernst.

Einer seiner Reiter wies auf die reiche Rüstung des Todten.

„Nein,“ sprach Alboin: „dieser königliche Held muß bestattet werden in allen Ehren königlicher Waffen.“

„Dort oben, auf der Felshöhe, Alboin,“ sprach Adalgoth traurig, „harret seiner längst die Braut und —, selbstgewählt, das Grab.“

„Bringt ihn hinauf: ich gebe frei Geleit der edeln Leiche und den edeln Trägern.“

Ihr Reiter, folgt mir zurück in die Schlacht.“

## Neununddreißigstes Capitel.

---

Aber die Schlacht war aus: wie Alboin und auch der Präfect zu ihrem größten Staunen und Verdruß erfuhren, als sie wieder bei Taginä eintrafen.

Den Präfecten hatte, als er eben in den Pinienwald von Norden her eingebogen war und hier des Königs Spur verfolgen wollte, ein Eilbote des Liberius erreicht, der ihm gebot, augenblicklich zurückzukehren: Marses sei bewußtlos: und höchste Gefahr verlange augenblickliche Entscheidung.

Marses bewußtlos: — Liberius rathlos: der schon sicher geglaubte Sieg gefährdet: — das wog noch schwerer als die zweifelhafte Aussicht, dem halbtodten König den Todesstoß zu geben.

Eilig sprengte Cethegus zurück des Weges, den er gekommen, nach Taginä.

Hier rief ihm Liberius entgegen:

„Zu spät: ich habe Alles schon abgeschlossen und bewilligt. Waffenstillstand. Der Rest der Gothen zieht ab.“

„Was?“ donnerte Cethegus, — er hätte gern alles

gothische Blut als Grabopfer auf seines Lieblings Grab geschüttet — „Abzug? Waffenstillstand?“

„Wo ist Marses?“

„Bewußtlos liegt er in seiner Sänfte: in argen Krämpfen. Der Schreck, die Ueberraschung — es warf ihn nieder — und kein Wunder!“

„Welche Ueberraschung? rede, Mensch!“

Und kurz erzählte Liberius, daß sie unter furchtbarem Blutvergießen, „denn diese Speer-Gothen standen wie die Mauern“ — in Taginä eingedrungen waren und im Straßenkampf Haus für Haus, ja Gemach für Gemach, erstürmen mußten — „Zoll für Zoll mußte man zerhacken einen Führer, der, den einstürmenden Anzalas durchrennend, in die erste Mauerbresche gesprungen war, bis man, über ihn hinweg, in die Stadt drang.“

„Wie hieß er?“ forschte Cethegus eifrig, „hoffentlich Graf Teja?“

„Nein, Graf Thorismuth. — Als wir halbwegs fertig waren mit der Blutarbeit und Marses sich in die Stadt tragen lassen wollte, da traf ihn, im Thore von Taginä, als Bote von unfrem linken Flügel — der nicht mehr besteht! — gothische Herolde ritten mit ihm — der verwundete Zeugippos.“

„Wer hat?“ —

„Er, den du vorhin nanntest: — Graf Teja! Er übersah oder erfuhr, daß der Seinen Mitteltreffen schwer bedroht, der König verwundet sei — da, erkennend wohl, daß er viel zu spät kommen würde, die Entscheidung bei Taginä zu wenden, faßte er einen kühnen, einen ver-

zweifelte Entschluß: er warf sich plötzlich aus seiner abwartenden Ruhe von den Bergen auf unsern linken, ihm entgegen stehenden Flügel, der langsam gegen ihn bergan rückte, schlug ihn im ersten Anlauf, verfolgte die Fliehenden in's Lager und nahm dort Zehntausend der Unsern, darunter meinen Drestes, den Zeuxippos und alle Führer gefangen. Er schickte Zeuxippos, gebunden, mit gothischen Herolden, die Wahrheit zu bestätigen, und forderte sofortigen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden."

„Unmöglich!“ rief Cethegus.

„Sonst habe er geschworen, alle seine zehntausend Gefangenen, — sammt den Feldherrn! — zu tödten.“

„Gleichviel,“ meinte der Präfect.

„Dir mag es gleichviel sein, Römer: was liegt dir an einer Myriade unsrer Truppen? aber nicht so Marfes. Die furchtbare Ueberraschung, die schrecklichere Nothwendigkeit der Wahl erschütterte ihn bis in's Mark: ein arger Anfall seiner Krankheit warf ihn nieder, mir reichte er sinkend noch den Feldherrnstab und ich, natürlich, nahm den Vorschlag an —“

„Natürlich: Pylades muß den Drestes retten,“ zürnte Cethegus.

„Und zehntausend Mann des kaiserlichen Heers.“

„Mich bindet der Vertrag nicht,“ rief Cethegus, „ich greife wieder an.“

„Das darfst du nicht! Teja hat seine Gefangenen größtentheils und alle Feldherrn als Geiseln mitgeführt: — er schlachtet sie, fliegt noch ein Pfeil.“

„Er schlachte sie! Ich greife an.“

„Sieh' zu, ob dir die Byzantiner folgen. Sofort habe ich deinen Scharen des Marses Befehl mitgetheilt. Denn ich bin jetzt Marses.“

„Des Todes bist du, sowie Marses zu sich kommt.“

Aber Cethegus erkannte, daß er mit seinen Söldnern allein den Gothen nichts anhaben konnte, welche nun, (nachdem sich Teja mit seinen Gefangnen auf den Kloster- und den Capellen-Hügel und die flaminische Straße zurückgezogen und auch Hildebrands Flügel mit nicht allzuschweren Verlusten diese Straße erreicht: — anfangs hatten die beiden Flüsse, dann der verkündete Waffenstillstand die Verfolgung durch Johannes gehemmt) — die Reste ihrer Truppen, die beiden Flügel, in eine feste Stellung versammelt hatten.

Sehnsüchtig harrte Cethegus auf die Herstellung des Marses, der, so hoffte er, den von seinem Stellvertreter geschlossnen Vertrag nicht anerkennen würde.

---

## Vierzigstes Capitel.

---

Inzwischen hatten Teja und Hildebrand von beiden Flügeln her den Capellen-Hügel des Numa erreicht, wohin, wie ihnen gemeldet war, der verwundete König gebracht worden.

Nachricht von den späteren Vorgängen hatte sie noch nicht erreicht.

Noch außerhalb der Umwallung des Capellenbau's hatten sich beide Führer über den Plan geeinigt, welchen sie dem König vorschlagen wollten: gab es doch keinen andern Ausweg als schleunigen Rückzug gen Süden unter dem Schutz des Waffenstillstands.

Aber als sie nun in das Innere des ummauerten Haines traten, — welcher Anblick bot sich ihnen dar!

Laut aufschluchzend eilte Adalgoth Teja entgegen und führte ihn an der Hand an den ephraumgrüntem Sarkophag des Numa.

In diesem lag auf seinem Schilde der König Totila: die ernste Majestät des Todes verlieh den edeln Zügen eine Weihe, die schöner war als je der Schimmer der hellen Freude auf diesem herrlichen Antlitz gestrahlt hatte.



Links von ihm ruhte, in der längst von dem Sarkophag gelösten, gewölbten Deckelplatte, Julius: — die Aehnlichkeit der Dioskuren trat nun, unter dem gemeinsamen Schatten des Todes, wieder ergreifend hervor.

In der Mitte aber der beiden Freunde war auf des Königs blutüberströmtem weißem Mantel von Gotho und Luita einer dritten Gestalt gebettet worden: auf einem sanft erhöhten Hügel, das edle Haupt an der Cisterne Rand gelehnt, lag Valeria, die Römerin.

Entboten von dem nahe gelegnen Kloster, den verwundeten Geliebten in Empfang zu nehmen, hatte sie sich, ohne Seufzer, ohne Weheschrei, über den breiten Schild geworfen, auf welchem Adalgoth und Aligern ihn langsam, feierlichen Schrittes, durch die Mauer-Pforte trugen.

Ehe noch Einer der Beiden gesprochen, rief sie: „Ich weiß es: — er ist todt.“

Sie hatte noch geholfen, die schöne Leiche in dem Sarkophag des Numa beizusetzen.

Dazu hatte sie, ohne Thräne, mit leiser Stimme, vor sich hing gesprochen:

„Siehest du nicht, wie schön von Gestalt, wie schimmernd Achilles? —

Dennoch harret auch seiner der Tod und das dunkle Verhängniß,

Wenn auch ihm in des Kampfes Gewühl das Leben ent schwindet,

Ob ihn ein Pfeil von der Sehne dahinstreckt oder ein  
Wurffspeer.

Doch mir sei dann vergönnt, in die Schatten zu  
tauchen des Todes."

Dann zog sie ruhig, langsam, ohne Hast, den Dolch  
aus seinem Gürtel und mit den Worten: „Hier, strenger  
Christengott, nimm meine Seele hin! So löß ich das  
Gelübde,“ stieß sich die Römerin den scharfen Stahl in's  
Herz.

Cassiodorius, ein kleines Kreuz von geweihtem Cedern-  
Holz in der Hand, schritt betend, tief erschüttert, —  
Thränen rieselten über das ehrwürdige Antlitz in den  
weißen Bart — von einer der drei Leichen zu der andern.

Und leise stimmten die frommen Frauen des Klosters,  
welche Valeria begleitet hatten, zu feierlicher, einfacher  
Weise den Choral an:

Vis ac splendor seculorum,

Belli laus et flos amorum

Labefacta mox marcescunt: — —

Dei laus et gratia sine

Aevi termino vel fine

In eternum perflorescunt.

(Bald in Asche muß vergehen,

Was wir stark, was lieblich sehen,

Aller Stolz und Schmuck der Zeit: — —

Gottes Gnade sonder Wanken,

Gottes Liebe sonder Schranken

Walten fort in Ewigkeit.)

Allmählig hatte sich der Hain mit Kriegerern gefüllt, welche den Führern, darunter den Grafen Wisand und Markja, vermöge der Waffenruhe unbehindert, gefolgt waren.

Schweigend hatte Teja des weinenden Adalgoth Bericht mit angehört.

Nun trat er an des Königs Leiche dicht heran.

Schweigend, ohne Thräne, legte er die gepanzerte Rechte auf des Königs Wunde, beugte sich über ihn und flüsterte dem Todten zu:

„Ich will's vollenden.“

Dann trat er zurück unter einen hochragenden Baum, welcher sich über einem vergeßnen Grabhügel erhob, und sprach zu der kleinen Schar, die ehrfurchtsvoll, schicksalsergriffen, schweigend, diese Stätte des Todes umgab:

„Gothische Männer: die Schlacht ist verloren. Und das Reich dazu.

Wer unter euch zu Marses gehen, sich dem Kaiser unterwerfen will — ich halte keinen.

Ich aber bin gewillt, fort zu kämpfen bis an's Ende.

Nicht um den Sieg: um freien Heldentod.

Wer den mit mir theilen will, der bleibe.

Ihr Alle wollt es? gut.“

Da fiel Hildebrand ein:

„Der König ist gefallen.

Die Gothen können nicht, auch um zu sterben nicht, kämpfen ohne König.

Athalarich: — Witichis: — Totila: — nur Einer

kann der vierte sein, der dieser edeln Dreizahl folgen darf — du Teja, unser letzter, unser größter Held.“

„Ja,“ sprach Teja, „ich will euer König sein.

Nicht freudig leben, nur herrlich sterben sollt ihr unter mir.

Still! Kein froher Ruf — kein Waffenlärm begrüße mich.

Wer mich zum König will — der thue mir nach.“

Und er brach von dem Baum, unter dem er stand, einen schmalen Zweig und wand ihn um den Helm.

Und schweigend folgten Alle seinem Beispiel.

Adalgoth, der ihm zunächst stand, flüsterte ihm zu:  
„O König Teja! Es sind Cypressenzweige — : geweihte Opfer kränzt man so!“

„Ja, mein Adalgoth, du sprichst Weissagung.“ —  
und er schwang das Schwert im Kreis über sein Haupt  
— „dem Tode geweiht“.



## Siebentes Buch.

# T e j a .

---

„Nun hab' ich die denkwürdigste Schlacht zu schildern und das hohe Heldenthum des Mannes, der keinem der Heroen nachsteht: — des Teja.“

Prolog, Gothenkrieg IV. 35.



## Erstes Capitel.

---

Und rasch vollendeten sich nun des Gothenvolkes Gescheide.

Der rollende Stein rollte dem Abgrund zu. —

Als Marses die Besinnung wieder gefunden und das inzwischen Beschlossene und Geschehne erfahren, befahl er sofort, Liberius zu verhaften und zur Verantwortung nach Byzanz zu schicken.

„Ich will nicht sagen,“ sprach er zu seinem Vertrauten, Basiliskos, „daß er die falsche Entscheidung getroffen.

Ich selbst hätte sie nicht anders getroffen.

Aber aus andern Gründen.

Er hat vor Allem seinen Freund und dann auch jene Zehntausend retten wollen.

Das war ein Fehler: man mußte sie opfern, wenn man Liberius war.

Denn Liberius übersah nicht die Lage des Kriegs.

Liberius wußte nicht, wie Marses es weiß, daß, nach dieser Schlacht, das Gothenreich verloren ist: — ob es bei Taginä oder etwa bei Neapolis vollends vernichtet

wird, ist gleich: und nur deßhalb konnte, mußte man jene Zehntausend retten.“

„Bei Neapolis? Aber warum nicht bei Rom? Gedenkst du der furchtbaren Wälle des Präfecten nicht? Warum werden sich die Gothen nicht nach Rom werfen zu mondenlangem Widerstand?“

„Warum? weil es mit Rom eine eigne Bewandniß hat — aber das wissen so wenig die Gothen wie Liberius.“

Und das darf noch lange nicht wissen — Cethegus. Also schweige. Wo ist der Stadtpräfect von Rom?“

„Borausgeeilt, um sofort, nach Ablauf des Waffenstillstandes, als der Erste, die Verfolgung zu leiten.“

„Du hast doch gesorgt —?“

„Zweifle nicht! Er wollte mit seinen Sauriern allein aufbrechen: ich, — d. h. Liberius auf meinen Rath, — hab' ihm Alboin und die Langobarden beigegeben und du weißt —“

„Ja,“ lächelte Marses, „meine Wölfe lassen ihn nicht aus den Augen.“

„Aber wie lange noch soll er —?“

„So lang ich ihn brauche. Nicht eine Stunde länger. Also der junge königliche Wunderthäter liegt auf seinem Schild?“

Nun mag Justinianus sich mit Recht „Gothicus“ nennen und wieder ruhig schlafen.

Aber freilich: — der schläft wohl nie mehr ruhig — der enttäuschte Wittwer Theodora's.“ —



Die beiden Führer Teja und Marses hatten also das gleiche Urtheil über das Gothenreich.

Es war verloren.

Bei Caprä und Taginä war die Blüthe des Fußvolks gefallen: fünfundzwanzig Tausendschaften hatte Totila hier aufgestellt: nicht Eine volle derselben ward gerettet: auch die beiden Flügel hatten Verluste gehabt: so waren es kaum zwanzig Tausendschaften, mit welchen König Teja eilig, zunächst auf der flaminischen Straße, nach Süden abzog.

Ihn mahnte zur Eile auch der Hülfseruf des kleinen Heeres von Herzog Guntharis und Graf Grippa, welches von der zwiefachen Zahl der zwischen Rom und Neapolis unter Armatus und Dorotheos gelandeten Byzantiner bedrängt war.

Und ihn zwang zur Eile die furchtbare Verfolgung, mit welcher Marses, nach Ablauf des Waffenstillstandes, gemäß seinem schrecklichen System der „wandelnden Mauer“ drängte.

Während die Langobarden und Gethagus rastlos nachsetzten, langsam gefolgt von Marses, breitete dieser nach links und rechts zwei furchtbare Flügel aus, welche im Süd-Westen über das suburbicarisches Tuscien hinaus bis an das tyrrhenische Meer, im Nord-Osten durch das Picenum bis an den jonischen Meerbusen langten und, wie sie von Norden nach Süden und von Westen nach Osten vordrangen, alles gothische Leben hinter sich ausgelöscht zurück ließen.

Wesentlich erleichtert wurde dies Verfahren durch den nun ganz allgemeinen Abfall der Italier von der

verlorenen gothischen Sache: der milde König, welcher sie dereinst gewonnen, war ersetzt worden durch einen düstern Helden gefürchteten Namens: nicht Neigung zu dem Regiment von Byzanz, aber Furcht vor des Marses und des Kaisers Strenge, welche jeden Italier, der es noch mit den Barbaren hielt, mit dem Tode bedrohten, zog rasch die Schwankenden herüber.

Die Italier, welche noch in König Teja's Heere dienten, verließen dasselbe und eilten zu Marses.

Noch viel häufiger als vor der Schlacht von Taginä wurden jetzt die Fälle, in welchen gothische Siedelungen von ihren italischen Nachbarn, oft von dem Hospes, der ein Drittel seines Gutes dem Gothen hatte abtreten müssen, den „Romäern“ verrathen oder, wo die Italier in großer Uebersahl waren, von diesen selbst ausgemordet, gefangen, an die beiden Flotten des Marses, die „thyrhenische“ und die „jonische“, abgeliefert wurden, welche langsam im thyrhenischen und im jonischen Meer an der Küste hinfuhren, den Vormarsch der Landheere begleitend und alle gefangnen Gothen, Männer, Weiber und Kinder, mit sich schleppend.

Die Burgen und Städte, schwach besetzt, — denn Totila hatte sein kleines Heer durch deren herangezogene Mannschaften verstärken müssen — fielen meist durch die Bevölkerung, welche, wie nach Totila's Erhebung die Kaiserlichen, so nun die gothischen Besatzungen überwältigten: so im spätern Verlauf des Krieges Narnia, Spoletium, Perusium: — die wenigen, welche widerstanden, wurden eingeschlossen.

So glich Marses einem gewaltigen Manne, der mit ausgebreiteten Armen durch einen engen Gang schreitet, und Alles, was sich hier bergen wollte, vor sich her schiebt: oder einem Fischer, welcher mit dem Sacknetz bachaufwärts wadet: hinter ihm bleibt kein Leben mehr. —

Geängstet flüchteten alle Gothen, welche sich noch retten konnten, mit Weib und Kind vor der „eisernen Walze“ des Marses, wenn sie sich näherte, von allen Seiten nach dem Heere des Königs, welches bald eine größere Zahl von Unwehrfähigen als von Kriegeren in seinem wandernden Lager barg.

Wieder waren die Ostgothen auf der Völkerwanderung begriffen, wie vor hundert Jahren: aber hinter ihnen jetzt das eiserne Netz des Marses und vor ihnen in der immer schmaler zulaufenden Halbinsel das Meer: — und keine Schiffe zu rettender Flucht.

---

## Zweites Capitel.

---

Und noch dazu verringerte eine unabweishbare Nothwendigkeit die Zahl der wehrfähigen Gothen in König Teja's Heer auf das Furchtbarste.

Seit dem ersten Augenblick der begonnenen Verfolgung hatte sich Cethegus mit den Isauriern, mit seinen byzantinischen Truppen — saracenischen und herulischen Reitern — und Alboin mit seinen Lanzenreitern an die Fersen der Abziehenden geheftet: sollte nicht die ohnehin langsame Bewegung des durch so viele Frauen, Kinder, Greise gehemmten Rückzugs völlig gehemmt werden, so mußte fast jede Nacht eine kleine Heldenschar geopfert werden, welche an günstig gelegener Stelle Halt machte und hier durch zähen, todeskühnen, hoffnungslosen Widerstand die Verfolger so lang hinhielt, bis das Hauptheer wieder großen Vorsprung gewonnen.

Dieses grausame, aber einzig ergreifbare Mittel mußte bald mit Aufopferung einer halben Tausendschaft, bald, wo die Vertheidigungsstellung breitere Stirn hatte mit noch größeren Opfern angewendet werden.

König Teja hatte es vor dem Aufbruch von „Spes

Bonorum" laut dem ganzen Heer verkündet: schweigend hatten die Männer das furchtbare Mittel gebilligt.

Und so ungestüm bewarben sich die „Todgeweihten“ jeden Abend um diesen Ehrenposten, daß König Teja — feuchten Auges — das Los entscheiden ließ: er wollte Keinen kränken durch Bevorzugung Anderer.

Dem die Gothen, den sichern Untergang von Volk und Reich vor Augen, sehr Viele Weib und Kind dem Marses verfallen wissend, drängten sich um die Wette zum Tode.

So wurde dieser Rückzug eine Ehrenstraße gothischen Heldenthums: jede Haltstelle fast ein Markstein todesmuthiger Aufopferung.

So fielen als Führer dieser „Nachhut des Untergangs“ der alte Haduswinth bei Nuceria Camellaria, der junge, pfeilkundige Gunthamund bei ad fontes, der rasche Reiter Gudila bei ad Martis.

Aber es sollte diese Aufopferung und des Königs Feldherrnschaft nicht ohne Frucht bleiben für die Geschichte des Volkes.

Bei Fossatum, zwischen Tuderä und Narnia, kam es zu einem Nachtgefecht mit der Nachhut unter dem tapfern Grafen Markja, welches vom Nachmittage, da sie die Reiter des Cethegus erreicht hatten, angefangen bis zum Sonnenaufgang währte.

Als endlich das wiederkehrende Licht die rasch aufgeworfenen Erdschanzen der Gothen beleuchtete, war es auf diesen grabesstill.

Die Verfolger rückten mit äußerster Vorsicht an:

endlich sprang Cethegus vom Pferd und auf die Brüstung der Schanze, hinter ihm Syphax.

Da winkte Cethegus hinab.

„Kommt nach: es hat keine Gefahr! Ihr habt nur hinweg zu schreiten über die Feinde: denn hier liegen sie todt: alle tausend: dort auch Graf Markja, ich kenne ihn.“

Als aber nun die Reiter, nachdem die Schanzen hinweggeräumt waren, dem abgezognen Hauptheer, das sehr großen, weiteren Vorsprung gewonnen, nachjagten — Cethegus führte sie — erfuhren sie alsbald von den Bauern, daß das gothische Hauptheer hier, auf der flaminischen Straße, nicht vorüber gezogen war.

Durch das edelste Opfer war es erkauft, daß König Teja seines Rückzugs weitere Richtung von hier ab auf geraume Zeit verschleiert hatte: die Verfolger hatten alle Fühlung mit ihm verloren.

Cethegus rieth Johannes, einen Theil der Seinen zur Rechten nach Südosten, Alboin dagegen zur Linken der flaminischen Straße nach Nordosten verfolgen zu lassen, um die Spur wieder aufzufinden.

Ihn selbst aber zog es gewaltig nach Rom: er hoffte die Stadt vor Marses, ohne Marses zu erreichen, zu gewinnen und dann, vom Capitol herab, ihm wie Belisar Schach zu bieten.

Nach der Entdeckung, daß sich König Teja der Verfolgung entzogen habe, berief Cethegus seine vertrauten Tribunen und eröffnete ihnen: er sei entschlossen, nun, nöthigenfalls mit Gewalt, der stäten Beaufsichtigung durch Alboin und Johannes sich zu entziehen, welche er

durch die angerathnen Entsendungen geschwächt mußte und mit seinen Isauriern allein nach Rom zu eilen, geradewegs auf der Flaminia, die ja nun von den Gothen nicht gesperrt war.

Aber während er sprach, führte Syphax eifertig einen römischen Bürger in's Zelt, den er mit Mühe aus den Händen der Langobarden gelöst: jener hatte nach dem Präfecten gefragt und sie hatten ihn „behandeln wollen wie gewöhnlich“, hatten sie gelacht.

„Vom Rücken her aber,“ fügte Syphax bei, „naht ein großer Zug: — ich spähe danach und berichte dir wieder.“

„Ich kenne dich, Tullus Faber,“ sprach der Präfect: du warst immer Rom und mir getreu. Was bringst du?“

„O Präfect,“ klagte der Mann, weil du nur noch lebst!

Wir alle glaubten, du seist todt, da du auf acht Botschaften uns keinen Bescheid gabst.“

„Ich habe nicht Eine erhalten.“

So weißt du nicht, was in Rom geschehn? Pabst Silverius ist auf Sicilien im Exil gestorben. Der neue Pabst ist Pelagius, dein Feind.“ —

„Nichts weiß ich. Rede!“

„O so wirst auch du nicht rathen noch helfen können. Rom hat —“

Da trat Syphax ein: aber ehe er noch sprechen konnte, erschien im Zelt des Präfecten Marses, gestützt auf des Basiliskos Arm.

„Ihr habt euch ja so lange hier aufhalten lassen von tausend gothischen Speeren,“ zürnte der Feldherr, „bis euch

die Gefunden entkommen sind und die Kranken auch einholen konnten.

Dieser König Teja kann mehr als Schilde brechen: — er kann Schleier weben vor des Präfecten scharfen Augen.

Aber ich sehe durch viele Schleier: auch durch diesen.

Johannes, rufe deine Leute zurück: er kann nicht nach Süden, er muß nach Norden ausgewichen sein.

Denn er weiß jetzt wohl schon lang, was den Präfecten von Rom zumeist angeht: Rom ist den Gothen entrissen."

Des Cethegus Auge leuchtete.

„Ich habe einige kluge Leute hinein geschmuggelt gehabt.

Sie trieben die Bewohner zu rascher, nächtiger Erhebung: alle Gothen in der Stadt wurden erschlagen: nur fünfhundert Mann entkamen in das Grabmal Hadrians und halten es besetzt."

„Wir haben acht Boten an dich gesandt, Präfect," fand Faber Muth, einzuwerfen.

„Hinaus mit diesem Menschen," winkte Marfes.

„Ja, die Bürger Roms erinnern sich in Liebe wieder des Präfecten, dem sie soviel verdanken: zwei Belagerungen, Hunger, Pest und Brand des Capitols!

Aber die an dich gesendeten Boten verirren sich immer zu meinen Wölflein: und diese haben sie wohl zerrissen.

An mich aber gelangte die Gesandtschaft, die der heilige Vater Pelagius abgeordnet hat: und ich habe mit ihm einen Vertrag geschlossen, den du, o Stadtpräfect von Rom, gewiß gutheißen wirst."



„Ich werde ihn nicht auflösen können.“

„Die guten Bürger Roms scheuen nichts so sehr als eine dritte Belagerung: sie haben sich erbeten, wir möchten nichts unternehmen, was zu einem neuen Kampf um ihre Stadt führen könnte: die Gothen im Grabmal Hadrians müßten, schreiben sie, bald dem Hunger erliegen: und ihre Wälle wollten sie selbst decken: und sie haben geschworen, nach jener Gothenschar Untergang die Stadt nur zu übergeben ihrem natürlichen Beschützer und Haupt: dem Stadtpräfecten von Rom.“

Bist du damit zufrieden, Cethegus? Lies den Vertrag: — gieb ihn ihm, Basiliskos.“

Cethegus las in tiefer, freudiger Erregung: so hatten sie ihn doch nicht vergessen, seine Römer! —

So riefen sie doch nun, da Alles zur Entscheidung drängte, nicht die gehafteten Byzantiner, sondern ihn, ihren Schirmherrn, zurück auf's Capitol.

Schon sah er sich wieder auf dem Gipfel der Macht.

„Ich bin's zufrieden,“ sagte er, die Rolle zurück gebend.

„Ich habe gelobt,“ sprach Marses, „keinen Versuch zu machen, die Stadt mit Gewalt in meine Hand zu bringen: erst muß König Teja dem König Totila nachgefolgt sein.“

Dann Rom und — manches Andre. Folge mir Präfect, in den Kriegsrath.“

Als Cethegus die Berathung in dem Zelt des Marses verließ und nach Tullus Faber forschte, war jede Spur von diesem verschwunden.

### Drittes Capitel.

---

Scharf hatte der große Feldherr Marses die Wegrichtung erkannt, auf welcher König Teja von der flaminischen Straße abgebogen war.

Nach Norden zunächst, nach der Küste des jonischen Busens, war er ausgewichen und führte hier, mit seltner Wegekunde, auf vielfach gewundenen Pfaden, sein flüchtendes Volk und Heer unbehelligt, unerreicht von den Verfolgern, über Hadria, Aternum, Ortona nach Samnium: daß Rom für ihn verloren, erfuhr er durch einzelne aus der Stadt geflohne Gothen schon hinter Nuceria Camellaria.

Nicht unerwünscht kam des Königs rasch zum Ende drängendem und schonungslosem Sinn die Nöthigung, sich seiner Gefangnen zu entledigen: diese, an Zahl fast halb so stark als ihre Besieger, hatten die Ueberwachung so schwierig gemacht, daß Teja jeden Befreiungsversuch mit dem Tode bedrohen mußte.

Hinter Fossatum, bei der Nordschwenkung, machten sie trotzdem einen Versuch, massenhaft mit Gewalt loszubringen.

Sehr viele wurden bei dem Unternehmen getödtet: Alle, welche übrig geblieben waren, mit Drestes und sämmtlichen Führern, ließ der König bei dem Uebergang über den Aternus mit gebundenen Händen in den Fluß werfen und ertränken. —

Auf Adalgoths Fürbitte hatte er finster erwidert:

„Zu vielen Tausenden haben sie wehrlose Gothen-Weiber und -Kinder an ihren Herdfeuern überfallen und geschlachtet: das ist kein Krieg der Krieger mehr: das ist ein Mordkampf der Völker. Laß uns darin halbwegs auch das Unfre thun.“

Aus Samnium eilte der König, das unwehrhafte Volk langsam unter schwacher Bedeckung nach sich führend — denn hier drohte keine Verfolgung — mit den besten Truppen rasch nach Campanien: so unerwartet traf er hier ein, daß er das kleine, durch die bisherigen Gefechte mit der Uebermacht zusammengesmolzene Heer von Herzog Guntharis und Graf Grippa, — er traf sie in fester Stellung zwischen Neapolis und Beneventum, — fast ebenso überraschte, wie bald darauf die sieges sichern Gegner.

Er erfuhr, daß die „Romäer“, von Capua aus, Cumä bedrohten.

„Nein,“ rief er, „diese Burg sollen sie nicht vor mir erreichen.“

Dort hab' ich noch ein wichtig Werk zu vollenden.“

Und verstärkt durch die Besatzung aus seiner eignen Grafenstadt Tarentum, unter dem tapfern Agnaris, griff er die Uebermacht der Byzantiner, welche

auf geheimem Marsche von Capua aus Cumä über-  
rumpeln wollten, sie selbst aufs Höchste überraschend,  
an und schlug sie unter blutigen Verlusten grimmig auf's  
Haupt: er spaltete mit der Streitart dem Archonten Ar-  
matus die Stirn: an seiner Seite durchrannte der  
junge Herzog von Apulien den Dorotheos mit dem  
Speer: entsetzt flohen die Byzantiner gen Norden bis  
nach Terracina.

Es war der letzte Sonnenfuß, den der Siegesgott  
auf die blaue Gothenfahne legte.

Tags darauf zog König Teja in Cumä ein.

Totila hatte, auf sein ernstes Andringen, sich ent-  
schlossen, bei dem diesmaligen allentscheidenden Auszug  
von Rom, gegen seine Gemohnheit, für die Treue der  
Stadt Rom Geiseln zu nehmen: niemand wußte, wohin  
diese gebracht worden.

Am Abend seines Einzugs ließ König Teja den zu-  
gemauerten Garten des Castells zu Cumä aufbrechen:  
hier waren, hinter thurm hohen Wällen, die Geiseln  
Roms geborgen: Patricier, Senatoren — darunter  
Maximus, Cyprianus, Opilio, Rusticus, Fidelius: die  
angesehensten Männer des Senats — im Ganzen drei-  
hundert an der Zahl: sie waren alle Glieder des alten  
Bundes der Katafomben wider die Gothen.

Teja ließ ihnen von den aus Rom entwichnen Gothen  
berichten, wie die Römer, verführt von Sendlingen des  
Marfes, sich in einer Nacht plötzlich erhoben, alle Gothen,  
auch Weiber und Kinder, deren sie habhaft werden

konnten, ermordet und den Rest in die moles Hadriani zusammengedrängt hatten.

So furchtbar war der Blick des Königs, welchen er auf den zitternden Geiseln während dieser Erzählung ruhen ließ, daß zwei derselben das Ende abzuwarten nicht ertrugen, sondern sich sofort an den harten Felswällen die Köpfe einrannten.

Nachdem die Boten eidlich ihre Erzählung bekräftigt hatten, wandte sich der König schweigend und schritt aus dem Garten.

Eine Stunde darauf starrten die Köpfe der dreihundert Geiseln gräßlich von den Mauerzinnen herab. —

„Aber nicht bloß dies furchtbare Nichteramt zog mich nach Cumä,“ sprach Teja zu Adalgoth.

„Es gilt, hier noch ein heiliges Geheimniß zu erheben.“

Und er lud ihn, sowie die andren Führer des Heeres, zum fest- und freudlosen Nachtmal.

Als das traurige Gelage zu Ende, winkte der König dem alten Hildebrand.

Dieser nickte, hob eine düster brennende Pechfackel aus dem Eisenring der Mittelsäule der gewölbten Halle und sprach:

„Folgt mir nach, ihr Kinder junger Tage: nehmt eure Schilde mit.“

Es war die dritte Stunde der Julinacht: die Sterne standen in der Mitternacht.

Da schritten aus der Halle, schweigend dem König und dem urgrauen Waffenmeister folgend, Guntharis

und Adalgoth, Aligern, Grippa, Magnaris und Wisand, der Bandalarius: Wachis, des Königs Schildträger, schloß den Zug mit einer zweiten Fackel.

Gegenüber dem Schloßgarten erhob sich ein riesiger Rundthurm, „der Thurm Theoderichs“ genannt, weil ihn dieser große König neu verstärkt hatte.

In dieses Thurmgebäude leuchtete und schritt voran der alte Hildebrand.

Aber anstatt nun von dem Erdgeschoß aus, welches nur die leere Thurmstube zeigte, die hohe Treppe empor zu steigen, machte der Alte Halt: er kniete nieder und, vorsichtig messend, spannte er mit der gewaltigen Hand auf dem Boden von der sorgfältig wieder geschlossnen Thüre an nach der Mitte fünfzehn Handspannen — der ganze Boden schien aus drei colossalen Granitplatten zusammengelegt —: auf der fünfzehnten Spanne hielt er den linken Daumen an und schlug mit der Steinaxt auf die Platte: da klang es hohl: und in eine schmale, kaum sichtbare Ritze des Gesteins die Spitze der Art bohrend hieß er alle Mann hinter sich zur Linken treten: als dies geschah, schob er die Steinplatte nach rechts vor: schwarz, thurmhoch, wie das Gebäude über dem Erdgeschoß sich erhob, senkte es sich hier hügelteief in die Erde.

Nur um Einen Mann knapp hindurch zu lassen, gewährte die Oeffnung Raum: sie führte auf eine schmale, in den Fels gehau'ne Treppe von mehr als zweihundert Stufen.

Schweigend stiegen die Männer hinab.

Unten angelangt fanden sie den entsprechenden Kreis-

Raum durch eine Steinmauer in zwei Halbkreise getheilt: der von ihnen betretne Halbreis war leer. —

Und nun maß König Teja von der Erde auf zehn Handbreiten an der Mauer: hier drückte er an einen Stein: eine schmale Pforte that sich nach innen auf: Hildebrand trat vorleuchtend ein: und der König und jener entzündeten zwei in der Wand eingesteckte Fackeln.

Da fuhren die Uebrigen glanzgeblendet zurück und bedeckten die Augen: als sie wieder aufblickten, gewahrten sie — sofort erkannten die gothischen Männer das Geheimniß — den ganzen reichen Amalungenhort Dietrichs von Bern.

Da lagen, theils zierlich gehäuft, theils ordnungslos neben einander geschüttet, Waffen, Geräth und Schmuck aller Art: die Sturmhaube von Bronze aus altetruskischer Zeit, in grauen Vorzeittagen durch den Handel den Gothen bis an die Ostsee oder an den Pruth und Dniestr zugeführt und nun von dem nach Süden ziehenden Wandervolk wieder zurück gebracht, nahe an die Stätte vielleicht, wo sie gehämmert worden: daneben das Fell des Seehunds und der Nachen des Eisbären über einen flachen Kopfschirm von Holz gespannt: keltische Spitzhelme: stolzgeschweifte, römische und byzantinische Helmkränze: Halsringe von Bronze und von Eisen, von Silber und von Gold: Schilde, von dem ungefügen, mannhohen Holzschild, der, aufgestellt wie eine Mauer, den Pfeilschützen barg, bis zu dem zierlichen, mit Edelsteinen und Perlen übersäten, runden, kleinen Reiter Schild der Parther: neben alterthümlichen Kettenringen von erdrückender Schwere leichte

Harnische von purpurfarbnem Linnengewebe: dazu Fra-  
meen, Schwerter, Dolche von Stein, von Bronze und  
von Eisen: Beile und Keulen, zum Theil noch aus dem  
Knochen des Mammuth, roh, mit Bast umwunden und  
in ein Hirschgeweih gesteckt, bis zu der fränkischen Fran-  
cisca und dem zierlich durchbrochnen, kleinen, vergoldeten  
Wurfbeil, mit welchem ein aufgesteckter Apfel von rö-  
mischen Circusreitern im Galopp gespalten werden mußte:  
Speere, Lanzen, Wurfspieße aller Art: von dem kaum  
behaunten Stoßzahn des Narwal bis zu dem goldein-  
gelegten Ebenholzschaf der asdingischen Vandalen-Könige  
in Karthago und dem massiv goldnen Wurfspieß dieser  
Fürsten mit dem Purpurgestieder des Flamingo am Schaft  
und der fußlangen Stahlspitze: Kriegsmäntel aus dem Pelz  
des blauen Fuchses bis zu dem Fell des numidischen Löwen  
und dem kostbarsten Purpur von Sidon: Schuhe, von  
den langen, schaufelähnlichen Schneeschuhen der Skrito-  
finnen bis zu den Goldsandalen von Byzanz: Wämmsen  
von frisischer Wolle und Tuniken von chinesischer Seide:  
dazu ungezähltes Geräth und Tafel-Geschirr: hohe Krüge,  
flache Schalen, runde Becher, bauchige Urnen, von Bern-  
stein, von Gold, von Silber, von Schildplatt: Armringe  
und Schulterspangen: Schnüre von Bergkrystallen und  
von Perlen: und noch sonst unerschöpflich mannichfaltiges  
Geschirr für Speise und Trank, Geräth für Kleidung  
und Schmuck, für Spiel und Kampf.

„Ja,“ sprach König Teja, „diese geheime Höhle, nur  
uns, den Blutsbrüdern, bekannt — der Waffenmeister  
hatte sie in den Fels hauen lassen, als er vor vierzig



Jahren Graf von Cumä war — sie war das Schatzgewölbe, das den Hort der Gothen barg.

Deßhalb fand Belisarius so wenig vor, als er den Schatz zu Ravenna erbeutete: die edelsten und kostbarsten Stücke der Beute und der Geschenke, die Sammlung der Amalungenehren in Krieg und Frieden, die weit über Theoderich hinauf zu Winithar, Ermanarich, Athal, Ostrogotho, Isarna, Amala bis Gaut empor steigen: — sie haben wir hier geborgen.

Nur das gemünzte Gold hatten wir in Ravenna behalten und solches Geräth, das reicher an Gold-Verth als an Ehren schien.

Monate lang sind die Feinde über diese Schätze hin geschritten: doch es schwieg die treue Tiefe des Abgrunds.

Nun aber tragen wir sie alle mit uns — in eure breiten Schilde schöpft sie und reichet sie, die Staffeln herauf, Einer dem Andern — in das letzte Schlachtfeld, darauf ein ostgothisches Volksheer kämpfen wird — nein, bange nicht: jung Adalgoth, auch wenn ich gefallen bin und Alles verloren ist —: nicht sollen die heiligen Schätze der Ehre die Feinde nach Byzanz schleppen.

Denn wunderbar ist das letzte Schlachtfeld, das ich uns geforen: es soll die letzten Gothen und ihre Schätze und ihren Ruhm verschlingen und verbergen."

„Ja, auch ihren höchsten Schatz und Ruhm," sprach der alte Hildebrand, „nicht nur Gold und Silber und edle Steine.

Sehet her, meine Gothen!"

Und er leuchtete in den, von einem Vorhang ab-  
gesperrten Schluß-Raum des Halbkreises und schob den  
Vorhang zur Seite.

Da fielen alle Andern ehrfürchtig auf die Kniee.

Denn sie erkannten den großen Todten, der da, hoch  
aufgerichtet, auf dem goldnen Throne saß, den Speer  
noch in der Rechten, vom Purpurmantel unwallt.

Es war der große Theoderich.

Und die von den Aegyptern zu den Römern ge-  
wanderte Kunst, die Leichen wundersam zu wahren, hatte  
den Heldenkönig in schauerlicher Leibhaftigkeit erhalten.

Tiefste Erschütterung band den Männern die Rede.

„Schon seit langer Zeit,“ hob endlich Hildebrand an,  
„mißtrauten Teja und ich dem Stern der Gothen.

Und ich, der ich vor Ausbruch des Krieges die  
Ehrenwache an dem Marmor-Rundhaus zu Ravenna  
hatte, in welchem Amalafwintha ihren todten Vater beige-  
setzt — ich liebte das ganze Gebäude wenig: und weniger  
noch die weihrauch=qualmenden Priester, welche dort so  
oft für des Gewalt'gen große Seele beten wollten.

Und ich dachte: wenn unsre Spur dereinst getilgt  
wird aus diesem Südland, sollen nicht Wälsche und  
Griechlein ihr Gespött treiben mit den Gebeinen des  
theuren Helden.

Nein: wie jener erste Bezwinger der Romaburg,  
wie der Westgothe Marich im heiligen Strombett sein  
von Keinem gekannt, von Keinem zu schändendes Grab  
gefunden: — so soll auch mein großer König entrückt  
sein der Nachspürung der Menschen.

Und mit Teja's Hülfe schaffte ich, in dunkler Nacht, die edle Leiche hinweg aus dem Marmorhause und aus der winselnden Priester Umgebung: und wir brachten sie, als ein Stück des Königsschatzes, in verschlossener Truhe hieher.

Hier war er sicher geborgen: und fand ihn nach Jahrhunderten ein Zufall — wer konnte dann noch ihn erkennen, den König mit dem Adler-Auge?

Und so ist der Steinsarkophag zu Ravenna leer: und die Mönche singen und beten dort umsonst. —

Hier, bei allen seinen Schätzen und Ehren, in Helden-Herrlichkeit, aufrecht, thronend, sollte er ruhen —: das wird seiner Seele, die von Walhall niederschaut, lieber sein, als ausgestreckt, unter schwerem Stein, unter Weihrauchwolken, sich liegen zu sehen.“

„Nun aber,“ schloß Teja, „ist auch für ihn, wie für den Amalungen-Hort, die Stunde gekommen, noch einmal aufzusteigen aus der Tiefe; wenn ihr die Schätze gehoben, heben wir sorgsam auch den theuren Heldenleib empor.“

Und morgen früh brechen wir Alle auf aus dieser Stadt: — schon wird des Marses und des Präfecten Anmarsch gemeldet — und ziehen mit Königshort und Königleiche auf jenes letzte Schlachtfeld der Gothen, wohin ich auch schon die Weiber und Kinder entboten habe: jenes Schlachtfeld — seit lange habe ich's geschaut in schlummerlosem Traumgesicht — jenes Schlachtfeld, welches uns und unser Volk sieht glorreich untergehen; jenes Schlachtfeld, welches, auch nachdem der letzte Speer

gebrochen, alle Tod=Entschlossnen rettend, bergend aufnehmen kann in seinen glühenden Schoß: — das Schlachtfeld, das Teja sich und euch erkoren.“

„Ich ahne,“ fiel Adalgoth ein. „Dies, unser Schlachtfeld heißt —“

„Mons Vesuvius!“ sprach Teja. „An's Werk!“

---

## Viertes Capitel.

---

So rasch als es sein furchtbares Umklasterungs-System verstattete, war Marses nach jenem Kriegsrath bei Fossatum mit seiner ganzen Macht und in breitester Stirn-Linie nach Süden hinabgezogen, die Reste gothischen Lebens zu erdrücken oder in's Meer zu werfen.

Nach Tusciem nur entsandte er, um die dort noch widerstrebenden Burgen zu brechen, dann Lucca im annonariſchem Tusciem, mit geringer Macht seine Heerführer Vitalianus und den Heruler Wilmuth: und noch weiter hinauf gen Norden wider das immer noch unbezwungne Verona, dessen Ausdauer den Gothen das Entkommen durch das Thal der Athesis hinauf bis an die Passara wesentlich erleichtert hatte, den Valerianus; welcher einstweilen auch Petra pertusa, das oberhalb Selvillum die flaminische Straße gesperrt, bezwungen hatte.

Mit allen andern Truppen eilte er nach Süden: er selbst auf der flaminischen Straße an Rom vorbei, indeß Johannes an dem tyrhenischen Meere hin, der Heruler Vulfaris an der Küste des jonischen Busens die Gothen vor sich her drängen sollte.

Beide fanden aber wenig Arbeit und Aufenthalt mehr: denn im Norden waren die gothischen Familien ohnehin von dem vorausseilenden Heere des Königs aufgenommen worden, welches Vulfaris nicht mehr einzuholen vermochte: und aus dem Süden waren ebenfalls die Gothen längst aufgeschreckt über Rom hinaus gen Neapolis geströmt, wohin sie eilende Saxonen, fliegende Boten des Königs beschieden.

„Mons Vesuvius!“ bildete das ausgegebne Sammelwort für alle diese gothischen Flüchtlinge.

Marses hatte seinen beiden Flügeln Anagnia als Ort der Wiedervereinigung mit dem Mittelheer vorgeschrieben.

Gern folgte Cethegus der Einladung des Marses, bei ihm und dem Hauptheer zu bleiben: auf den beiden Flügeln waren keine großen Ereignisse zu erwarten.

Und der Weg des Marses führte ja über Rom!

Für den Fall, daß Marses, trotz seinem Versprechen, einen Versuch machen sollte, im Vorüberziehn sich Eingang in Rom zu verschaffen, war dann auch Cethegus an Ort und Stelle.

Aber fast zu des Präfecten Erstaunen hielt Marses Wort.

Er zog mit seinem Heere ruhig an Rom vorüber.

Und er forderte Cethegus auf, Zeuge seiner Unterredung mit dem Pabst Pelagius und den übrigen beherrschenden Personen in Rom zu sein, welche Zwiesprach er die Wälle hinan, zwischen dem flaminischen und dem salarischen Thor, an der Porta belisaria (pinciana) hielt.

Noch einmal versicherten der Pabst und die Römer

unter feierlichen Eiden auf die Gebeine der heiligen Kosma und Damian (nach der Legende arabische Aerzte, Zwillingbrüder, die unter Diokletian als Martyrer gestorben sein sollten), welche sie in elfenbeinernen Truhen und Silberfärgen auf die Wälle gebracht hatten, daß sie unweigerlich, nach Vernichtung der Gothen in der moles Hadriani, dem Präfecten von Rom allein ihre Thore erschließen, jeden Versuch aber, gewaltsam in die Stadt zu dringen, mit Gewalt abwehren würden: denn sie wollten sich keinem der Kämpfe mehr aussetzen, welche etwa noch um Rom entbrennen könnten.

Das Anerbieten des Marses, ihnen jetzt schon ein par tausend Mann zur rascheren Bewältigung der moles Hadriani zu überlassen, wiesen die Römer höflich, aber bestimmt ab: zur hohen Freude des Präfecten.

„Sie haben doch schon zwei Dinge gelernt in diesen Jahren,“ sagte er im Abreiten zu Lucius Vicinius, — sich die „Romäer“ fern vom Leibe halten und Cethegus mit dem Heile Roms verknüpfen. Das ist schon viel.“

„Mein Feldherr,“ warnte Vicinius, „ich kann deine Freude, deine Zuversicht nicht theilen.“

„Ich auch nicht,“ stimmte Salvius Julianus bei. „Ich fürchte Marses. Ich mißtraue ihm.“

„Ach, ihr Allflugen,“ spottete Piso.

„Man muß nichts übertreiben, auch die Vorsicht nicht und den Zweifel.“

Hat sich nicht Alles gewendet, wie wir's kaum zu hoffen gewagt, seit jener Nacht, da ein Hirtenknabe dem besten Dichter Roms über die unsterbliche Zambenhand

schlug? da der gewaltige Präfect von Rom in einem Getreidehaufen tiberabwärts schwamm? da Massurius Sabinus in den coischen Gewändern seiner Hetäre, in denen er entrinnen wollte, von Graf Markja erkannt und gefangen und da der große Rechtskennner Salvius Julianus blutend von dem unsanften Herzog Guntharis aus dem Schlamm des Flußes hervorgefischt wurde?

Wer hätte damals gedacht, daß wir nochmal die Tage an den Fingern abzählen würden, da noch Ein Gothe zwei Beine auf italischen Erdgrund stellt?“

„Du hast Recht, Poet,“ lächelte Cethegus. „Jene Beiden leiden an dem Marses-Fieber, wie ihr Heros an der Epilepsie. Seine Feinde überschätzen ist auch ein Fehler. Die Gebeine, auf welche jene Priester schworen, sind ihnen wirklich heilig: sie brechen solche Eide nicht.“

„Wenn ich nur,“ erwiderte Licinius, „neben den Priestern und Handwerkern, noch irgend einen deiner, unserer Freunde auf den Wällen gesehen hätte! Aber lauter Walker, Fleischer und Zimmerleute! Wo ist der Adel Roms? wo die Männer der Katakomben?“

„Als Geiseln fortgeführt,“ sprach Cethegus.

„Und Recht geschah ihnen: sie kehrten ja nach Rom zurück und huldigten dem blonden Gothen.“

Wenn ihnen nun der schwarze Gothe die Köpfe abschlägt — müssen sie's haben.

Betrost, ihr habt zu düster gesehen: Alle! Des Marses erdrückende Uebermacht hat euch eingeschüchtert: er ist ein großer Feldherr: aber, daß er diesen Vertrag mit Rom geschlossen — mich und ja keinen Andern ein-



zulassen! — und daß er ihn hält — das zeigt, daß er als Staatsmann ungefährlich ist.

Laßt uns nur erst wieder die Luft des Capitols athmen: Epileptiker vertragen sie nicht.“

Und als am andern Morgen die jungen Tribunen den Präfecten von seinem Zelt abholten zum allgemeinen Aufbruch gegen Teja, empfing sie ihr Führer mit strahlenden Augen.

„Nun,“ sprach er, „wer kennt nun die Römer, ihr oder der Stadtpräfect von Rom?“

Hört — aber schweigt. —

Heute Nacht stahl sich aus Rom in mein Zelt ein Centurio der neu errichteten Stadt-Cohorten, Publius Macer: ihm ist die Porta Latina, seinem Bruder Marcus das Capitol anvertraut vom Pabst: er zeigte beide Bestellungen: ich kenne des Pelagius Schrift — sie sind ächt.

Sie sind längst der Priesterherrschaft müde.

Sie wollen mich und euch und meine Psaurier gern wieder schreiten sehen auf den Mauern Aurelians und des Präfecten.

Er ließ mir seinen Nessen Nulus, zugleich als Pfand und als Geißel, zurück: dieser wird uns, von ihm in verabredetem, harmlosem Briefwort gemahnt, die Nacht bezeichnen, da jene uns das Thor und das Capitol erschließen.

Narfes kann sich nicht beklagen, wenn uns die Römer selbst freiwillig einlassen — ich versuche ja nicht Gewalt.

Nun, Licinius, sprich Julianus, wer kennt nun Rom und die Römer?“

## Fünftes Capitel.

---

Marses zog jetzt auf Anagnia.

Zwei Tage nach seiner Ankunft trafen, wie ihnen vorgeschrieben war, die beiden Flügelheere deselbst ein.

Nach einigen Tagen der gemeinsamen Erholung, Musterung und Neugliederung seiner ungeheuren Massen zog der Feldherr nach Terracina, wo die Reste der Truppen des Armatius und Dorotheos sich angeschlossen: und alsbald wälzte sich nun das vereinigte Heer gegen die Gotthen, welche, südlich von Neapolis, auf dem Vesuvius und auf dem (bei Nuceria) gegenüber liegenden Mons Lactarius, dem Milchberg, an beiden Ufern des kleinen Flusses Draco, (der sich nördlich von Stabiä in's Meer ergießt,) eine ausgezeichnet feste Stellung inne hatten.

Seit dem Abmarsch von Cumä, an Neapolis vorbei (— die Bürger dieser Stadt schlossen ihre von Totila vortrefflich wieder hergestellten Thore, überwältigten die drei gothischen Hundertschaften der Besatzung und erklärten: sie würden, dem Beispiel Roms folgend, ihre Beste vorläufig beiden Parteien verschlossen halten —) und seit der Erreichung des längst gewählten Schlachtfelds hatte König

Teja Alles aufgeboten, die von Natur aus so starke Stellung noch mehr zu verstärken.

Und überallher hatte er Lebensmittel aus der strotzend reichen Landschaft nach dem Berge schaffen lassen, ausreichend, um sein Volk so lang zu nähren, bis der letzte Tag den Gothen leuchten sollte.

Es ist ein vergebliches Bemühen gelehrter Untersuchung geblieben, an dem Mons Lactarius oder an dem Vesuvius eine Dertlichkeit zu finden, welche ganz genau der Beschreibung Prokops entspräche.

Für keine der zahlreichen aufgestellten Schluchten oder Pässe kann man sich entscheiden.

Gleichwohl darf man um deswillen keineswegs den auf die Aussagen der Augenzeugen, der Heerführer und Doryphoren des Marses, gestützten Bericht des byzantinischen Geschichtschreibers bezweifeln.

Vielmehr erklärt sich diese Nichtübereinstimmung sehr einfach aus den plötzlichen, großen, gewaltsamen und aus den noch viel zahlreichern, allmählichen, kleineren durch Lavafluß, Felssturz, Zermürbung und Auswaschung bewirkten Veränderungen, welche eine Zeit von mehr als dreizehn Jahrhunderten an jenem niemals ruhenden Berge vorgenommen.

Lassen sich doch glaubhafte Angaben viel späterer italienischer Schriftsteller über Dertlichkeiten und Maßverhältnisse am Vesuvius mit der dormaligen Wirklichkeit oft nicht mehr vereinbaren.

Der Boden, der König Teja's Herzblut aufgesogen,

ist wohl lange schon von tiefen Lavaschichten befriedend überdeckt.

Selbst Marses bewunderte die Umsicht, mit welcher sein barbarischer Gegner diese Bertheidigungsstellung gewählt.

„Er will fallen wie der Bär im Bau!“ sprach er, als er, von Nuceria aus, vom Norden her, in seiner Sänfte die ganze gothische Umwallung betrachtete.

„Und mancher von euch, liebe Wölflin,“ lächelte er Alboin zu, „wird von dem Schlag seiner Pranke untaumeln, wenn sie in jenen schmalen Höhlen-Eingang eintraben wollen.“

„Ei, es müssen gleich sovieler auf einmal hinein rennen, daß er aufs Erste Mal beide Pranken voll bekommt und nicht nochmal ausholen kann.“

„Nur gemacht: ich weiß an jenem Befub einen Paß — früher, da ich noch auf diesem elenden Leib mit Heilungshoffnung Pflege wandte, habe ich mal wochenlang auf dem „Mons lactarius“ die Lustcur gebraucht und dabei den Paß mir wohl eingeprägt — wenn sie darinnen stecken — treibt sie nur der Hunger heraus.“

„Das wird langweilig.“

„Geht aber nicht anders. Ich habe nicht Lust, nochmal eine Myriade kaiserlicher Truppen zu opfern, diese letzten Funken auszutreten.“ —

Und so geschah's.

Sechzig Tage noch standen sich seit dem Eintreffen des Marses beide Heere einander gegenüber.

Ganz allmählig, mit blutigen Verlusten jeden Schritt

erkämpfend, schnürte Marses sein erwürgendes Netz enger und enger.

Er deckte im Halbkreis alle Punkte im Westen, Norden und Osten der gothischen Stellung; nur den Süden, das Meer, an dessen Strand er selbst lagerte, konnte er, neben seinen Zelten, offen lassen, da die Feinde keine Schiffe hatten, zu fliehen oder sich Vorräthe zu schaffen: die „thyrhenische“ Flotte des Marses war schon beschäftigt, die gefangnen Gothen nach Byzanz zu tragen: die „jonische“ wurde demnächst erwartet: einige ihrer Schiffe waren schon früher abgeordnet worden, in der Bucht von Bajä bis Surrentum zu kreuzen.

So besetzte Marses, mit zäher Geduld, trotz seiner Uebermacht, nichts übersehend, allmählig Piscinula, Cimiterium, Nola, Summa, Melane, Nuceria, Stabiä, Cumä, Bajä, Misenum, Puteoli, Neßis.

Als bald aber erschraf nun auch Neapolis vor der Macht des Marses und öffnete ihm freiwillig die Thore.

Von allen Seiten rückten die Byzantiner concentrisch gegen die Rings-Umschlossen vor.

Nach heftigen Kämpfen gelang es, sie, von dem Mons Lactarius hinweg, auf die rechte Seite des Flusses Draco zu drängen, wo der Rest des Volkes hinter dem unvergleichlichen, von Marses gepriesenen Engpaß auf einem Hoch-Feld, nahe einem der zahlreichen damaligen Nebenkrater der Mittelhöhe, lagerte, nur selten, bei der Windrichtung aus Südost, unter dem Rauch und den Dünsten des Berges leidend.

Hier, in den zahlreichen Klüften, Höhlungen, Ein-

senkungen des Berges, lagerten, in der warmen Luft des August, unter freiem Himmel oder lustigen Zelten, die Unwehrhaften auf den mitgeführten Wagen.

Den einzigen Zugang aber zu dieser Lagerung bildete ein enger Felsenpaß, an seiner Südöffnung so schmal, daß ihn ein Mann mit dem Schilde bequem ausfüllen konnte.

Diesen Zugang bewachten, abwechselnd, je eine Stunde, Tag und Nacht, König Teja selbst, Herzog Guntharis, Herzog Adalgoth, Graf Grippa, Graf Wisand, Aligern, Ragnaris und Wachis; hinter ihnen füllte den Engpaß, ebenfalls wechselnd, eine gothische Hundertschaft.

Und so hatte sich denn der ganze furchtbare Krieg, der Kampf um Rom und Italien, dem System des Marses gemäß, mit dramatischer Folgerichtigkeit zugeschärft zu dem Kampf um eine mannesbreite Kluft an der Südspitze der so warm geliebten, so zäh vertheidigten Halbinsel.

Auch in der geschichtlichen Darstellung Prokops erscheint die Vollendung der gothischen Geschichte am Besud wie der letzte Act einer großartigen Tragödie der Geschichte. —

Am Strand, vor dem Hügel, von welchem man zu jenem Paß emporstieg, hatte nun Marses mit den Langobarden sein Lager aufgeschlagen, ihm zur Rechten Johannes, ihm zur Linken Cethegus.

Der Präfect hob es seinen Tribunen hervor, daß Marses durch Ueberlassung dieses Platzes — Cethegus hatte ihn selbst gewählt — entweder einen Beweis

großer Unvorsichtigkeit oder voller Harmlosigkeit gegeben hatte: „denn,“ sagte er, „damit ließ er mir den Weg nach Rom, den er mir durch Zuthellung des rechten Flügels oder des Mitteltreffens verlegt hätte.“

Haltet euch bereit, sowie der Wink aus der Stadt eintrifft, mit allen Isauriern nachts heimlich nach Rom zu eilen.“

„Und du?“ fragte Vicinius besorgt.

„Ich bleibe hier, bei dem Gefürchteten!“

Hätte er mich morden wollen — längst hätte er es gekonnt.

Er will es offenbar nicht.

Er will nicht ohne Rechtsgrund gegen mich handeln. Und folge ich dem Ruf der Römer, so erfülle ich, breche nicht unsere Uebereinkunft.“

## Sechstes Capitel.

---

Oberhalb des Engpasses am Vesuv, den wir die Gothenschlucht nennen mögen, wölbte sich eine schmale Höhlung in den schwarzen Lava-Fels: in ihren Tiefen hatte König Teja die heiligen Schätze des Volkes — den Königsleichenam und den Königshort — geborgen.

Theoderichs Banner war vor der Mündung aufgesteckt.

Ein purpurner Königsmantel, an vier Speeren aufgespannt, bildete den dunkel glühenden Vorhang des Felsgemachs, wo der letzte Gothenkönig seine Königshalle errichtet hatte: ein Lavablock, von dem Felle des schwarzen Tigers bedeckt, war sein letzter Thron.

Hier weilte König Teja, wenn ihn nicht seine eifersüchtig gewahrte Wachtstunde vornhin an die Südmündung der Gothenschlucht rief, auf welche unaufhörlich, bald von Fern mit Pfeilen, Schleudern und Wurfspeeren, bald aus der Nähe in kühnem, plötzlichem Anlauf die Vorposten des Marses Angriffe unternahmen.

Keiner der heldenhaften Wächter kehrte abgelöst heim, der nicht an Schild und Harnisch Spuren solcher An-



griffe mitbrachte: oder sie zurückließ vor dem Eingang: — in Gestalt erschlagner Feinde.

So häufig begegnete dies, daß die Verwesung der Erschlagenen — denn diese fortzutragen wagte niemand — den Aufenthalt an dem Paßeingang unmöglich zu machen drohte. —

Narses schien hierauf gezählt zu haben.

Als Basiliskos diese nutzlosen Opfer beklagte, hatte er entgegnet: „sie nützen vielleicht nach ihrem Tode mehr als in ihrem Leben.“

Aber König Teja befahl, zur Nacht die Leichen über das schroffe Lavageklippe zu werfen, so daß sie, grauenhafte zerrissen, von der Nachfolge hinwegzuschrecken schienen.

Da erbat Narses eifertig die Gunst, die Erschlagenen durch Unbewaffnete abholen lassen zu dürfen, was der König gewährte.

Seit dem Rückzug in diese Schlucht hatten die Gothen noch nicht Einen Mann im Kampf verloren: denn nur der Vorderste im Engpaß war den Feinden erreichbar: und dieser Wächter, unterstützt von den hinter ihm stehenden Genossen, war noch nie erlegt worden.

Eines Abends, nach Sonnenuntergang — es war nun September und die Spuren des Kampfes von Taginā schon fast getilgt: die Blumen, welche Cassiodorius und die Religiosā des Klosters neben den drei Sarkophagen des Königs, seiner Braut und seines Freundes angepflanzt, hatten schon frische Keime getrieben — schritt König Teja, abgelöst von Wisand,

dem Bandalarius, den Speer auf der Schulter, nach seiner Lava-Halle.

Vor dem Vorhang schon empfing ihn Adalgoth, ihm, wehmüthig lächelnd, knieend den hohen Goldpocal kredenzend.

„Laß mich immerhin noch meines Mundschentkantes warten: — wer weiß, wie lang's noch währt.“

„Nicht lange mehr!“ sprach Teja ernst, sich niederlassend.

„Wir wollen hier außen bleiben, vor dem Vorhang.

Sieh, wie prachtvoll die ganze Bucht von Bajä bis Surrentum im Schimmer der eben versunknen Sonne glüht — das blaue Meer ward purpurfarben Blut.

Wahrlich, keinen schöneren Rahmen konnte das Südland gewähren, die letzte Schlacht der Gothen drein zu fassen.

Wohlان, das Bildniß sei des Rahmens werth.

Es drängt zum Ende.

Wie sich nun Alles erfüllt hat, was ich geahnt — geträumt — gedichtet.“

Und der König stützte das Haupt auf beide Hände.

Er sah erst wieder auf, als ein silberner Harfenklang ihn weckte.

Adalgoth hatte verstohlen des Königs kleine Harfe hinter dem Vorhang heraus gelangt.

„Horch,“ sagte er, „wie ich — oder wie sich selbst — dein Lied von der Lavaschlucht vollendet hat.

Gedenkst du noch der Nacht zu Rom in der Bildniß von Epheu, Marmor und Lorber?

Nicht eine vergangne Schlacht, aus Vorzeittagen:  
 — deinen, unsren eignen letzten Heldenkampf hast du,  
 vorschauend, an diesem Ort geahnt.“

Und er spielte und sang dazu.

„Wo die Favaclippen ragen  
 An dem Fuße des Besuvs,  
 Durch die Nachtlust hört man klagen  
 Töne tiefen Weherufs.  
 Denn ein Fluch von tapfern Todten  
 Lastet auf dem Felsenring:  
 Und es ist das Volk der Gothen  
 Das hier glorreich unterging.“

„Ja, glorreich, mein Liebling.

Das soll uns kein Schicksal und kein Marfes  
 rauben.

Das fürchterliche Gottesurtheil, das unser theurer  
 Totila herausgefordert, es ist grauenvoll ergangen über  
 den Mann, sein Volk und seinen Gott.

Kein Gott im Himmel hat, wie jener Edle wähnte,  
 in gerechter Wage unser Schicksal gewogen.

Wir fallen durch tausendfachen Verrath der Wälfchen,  
 der Byzantiner und durch die dumpfe Uebermacht der  
 Zahl.

Aber wie wir fallen, unerschüttert, stolz noch im  
 Untergang — das konnte kein Schicksal, nur der eigne  
 Werth entscheiden.

Und nach uns? wer wird nach uns herrschen in  
 diesen Landen?

Nicht lange dieser Griechen Tücke —: und nicht der Wälschen eigne Kraft —: noch haufen viele der Germanenstämme jenseit der Berge — sie setz' ich ein zu unsern Erben und Nächern."

Und leise nahm er die Harfe auf, welche Adalgoth niedergelegt und sang leise, hinabschauend in das rasch nächtig gewordne Meer.

Und die Sterne standen schon über seinem Haupt.  
Und nur manchmal griff er in die Saiten:

„Erloschen ist der helle Stern  
Der hohen Anmelungen:  
O Dietrich, theurer Held von Bern,  
Dein Heerschild ist gesprungen.  
Das Feige siegt — das Edle fällt —  
Und Treu' und Muth verderben:  
Die Schurken sind die Herrn der Welt: — —  
Auf Gothen, laßt uns sterben! —

O schöner Süd, o schlimmes Rom,  
O süße Himmelsbläue —  
O blutgetränkter Tiberstrom —  
O falsche, wälsche Treue.  
Noch hegt der Nord manch kühnen Sohn  
Als unfres Hasses Erben:  
Der Rache Donner grollen schon: — —  
Auf Gothen, laßt uns sterben!"

„Die Weise gefällt mir," rief Adalgoth -- „aber ist sie schon zu Ende? der Schluß?"

„Den Schluß kann man nur zum Tact der Schwertstreichs singen,“ sprach Teja.

„Du hörst, dünkt mir, bald auch den Schluß.“

Und er stand auf.

„Geh, mein Adalgoth,“ sagte er, „laß mich allein.

Allzulange schon habe ich dich fern gehalten von“ — da lächelte er durch seine Trauer — „von der lieblichsten aller Herzoginnen.

Wenige solche Abendstunden habt ihr noch zusammen, arme Kinder.

Euch, wenn ich retten könnte, ihr junges, zukunfts-knospendes Leben —“

Er strich mit der Hand über die Stirn.

„Thorheit,“ sprach er dann. „Ihr seid auch nur ein Stück von dem todverfallnen Volk — freilich das heldeste.“

Adalgoths Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, da der König seines jungen Weibes gedacht.

Nun trat er dicht an Teja heran und legte ihm fragend die Hand auf die Schulter.

„Ist keine Hoffnung? Sie ist so jung!“

„Keine,“ sprach Teja: „denn es steigen keine Engel rettend vom Himmel.

Noch wenige Tage, bis der Mangel anhebt.

Dann mach' ich ein rasches Ende.

Die Männer brechen hervor und fallen im Kampf.“

„Und die Weiber, die Kinder — die Tausende?“

„Ich kann ihnen nicht helfen.

Ich bin nicht der allmächtige Gott der Christen.

Aber in der Byzantiner Sklaverei soll kein gothisch Weib und Mädchen fallen, das nicht die Schande wählt statt freien Todes.

Sieh hin — mein Adalgoth — : schon zeigt die dunkle Nacht die Berggluth voll. —

Siehst du — dort — hundert Schritte rechts von hier — ha, wie herrlich die Flammen aus der dunkeln Mündung steigen! — wenn des Passes letzter Wächter fiel — ein Sprung dahinab — : und keines Römers freche Hand rührt an unsre reinen Frauen.

Ihr er gedenk — : noch mehr als unsrer, denn wir können fallen allüberall — : der Gothen Frauen eingedenk, for ich zur letzten Wahlstatt: — — den Vesuvius!“

Und begeistert, nicht mehr weinend, warf sich Adalgoth an seines Königs Brust.

---

## Siebentes Capitel.

---

Wenige Tage, nachdem Cethegus mit seinen Söldnern die von ihm gewählte Stellung eingenommen zur Linken des Marses, kam in das Lager der Byzantiner die Kunde von der Bezwingung der Gothen in dem Grabmal Hadrians.

So war nun ganz Rom den Römern wieder gegeben: kein Gothe und, fügte Cethegus frohlockend in Gedanken bei, kein Byzantiner waltete mehr in seinem Rom.

Gelang es nun, die Isaurier unter Führung der Tribunen in die Stadt zu werfen, so stand der Präfect Marses noch viel günstiger gegenüber als je Belisar, mit welchem er sich in den Besitz der Stadt hatte theilen müssen.

Einer der Boten, welche die Nachricht aus Rom überbrachten, gab zugleich dem als Geißel gehaltenen Aulus einen Brief der beiden Centurionen, der Brüder Macer, welcher besagte: „die Braut ist der langen Krankheit genesen: sobald der Bräutigam kommen will,

steht der Hochzeit nichts mehr entgegen von den nächsten Iden an: komm, Aulus."

Es waren die verabredeten Worte.

Cethegus theilte sie seinen römischen Rittern mit.

„Wohlan,“ sagte Vicinius entschlossen, „so werd' ich denn die Stätte mit einem Denkstein schmücken können, wo mein Bruder für Rom und für Cethegus fiel.“

„Ja, unverjährbar ist der Römer Recht auf Rom,“ fiel Salvius Julianus ein.

„Nur Sorge, Präfect,“ mahnte Piso, „daß dem größten Krüppel aller Zeiten unser Abmarsch so lang verborgen bleibt, bis er uns nicht mehr einholen kann: wenn wir heimlich, gegen seinen Willen, aufbrechen sollen.“

„Nein,“ sprach Cethegus, „das sollt ihr nicht.“

Ich habe mich überzeugt, daß weit über unsere Stellungen auf dem linken Flügel hinaus der vorsichtigste aller Helden noch Vorposten aufgestellt — seine langobardischen Wölflein, die er überall vertheilt hat: was wir für unsere Vorposten hielten, ist umsäumt von seinen Vorposten.

Weder mit Gewalt noch mit Täuschung könnt ihr euren Abzug ohne seinen Willen bewirken.

Es ist auch weit klüger, offen zu handeln.

Wenn er will, kann er es vereiteln: und er erfährt es doch.

Aber er wird nichts dagegen haben — ihr werdet es erfahren —: ich künde ihm meinen Entschluß an und ihr werdet sehen: er heißt ihn gut.“



„Feldherr, das ist sehr gewagt, sehr groß.“

„Es ist das einzig Mögliche.“

„Ja, du hast Recht, wie immer, o Cethegus,“ stimmte nach einigem Besinnen Salvius Julianus bei. „Gewalt und Täuschung sind unmöglich. Und willigt er ein, dann will ich gern gestehn, daß meine Besorgnisse —“

„Auf Ueberschätzung des Staatsmannes Marses beruhten.“

Euch haben die dicken Zahlen eingeschüchtert: und die freilich gar nicht zu überschätzende Feldherrngröße des Kranken.

Ja, ich gestehe es: vor Taginä sah es gewitterschwül aus —: aber da ich noch lebe, waren jene Annahmen — Irrthümer.

Ich schicke euch beide selbst sofort mit meiner Anfrage an Marses: ihr seid mißtrauisch: ihr werdet scharf beobachten.

Geht, sagt ihm: die Römer wollten mich, den Stadtpraefecten, jetzt schon, noch vor Vernichtung der Gothen Teja's, in ihre Mauern lassen.

Ich ließe ihn fragen, ob er verstaten wolle, daß ihr mit meinen Isauriern sofort nach Rom abjöget oder ob er darin eine Verletzung unsres Uebereinkommens erblicke: ohne seinen Willen würden die Isaurier und ich nicht aufbrechen.“

Die beiden Tribunen schieden und Piso lachte im Hinausgehen aus dem Zelt des Praefecten: „länger

hat euren Geist die Krücke des Marses als meine Finger der Hündel des Hirten unbrauchbar gemacht."

Als sie draußen waren, eilte Sypbar auf seinen Herrn zu:

„O Herr," sprach er ängstlich, „mißtraue diesem Kranken mit dem ruhigen, durchdringenden Auge.

Ich habe in letzter Nacht wieder das Schlangenorakel gefragt: die abgestreifte Haut meines Gottes, in zwei Hälften getheilt, auf Kohlen gelegt — das Stück „Marses" überlebte das Stück „Cethegus" lange, lange.

Soll ich nicht noch einmal versuchen? — du weißt, ein Haut=Reiz mit diesem Doldch und er ist verloren. — Was liegt daran, wenn sie dann Sypbar pfählen, des Hiempfal Sohn. — Mit List geht es nicht: — der Langbärte Fürst schläft in seinem Zelt, das Feldbett quer vor den Eingang gerückt, und sieben seiner „Wölfe" liegen auf der Schwelle. Die Heruler stehn Wache vor der Thür. Ich habe, deinem Wink gemäß, seit Helvillum alle Nachtlager ausgespäht: kaum eine Stechfliege entgeht den Herulern und Langobarden, fliegt sie in's Zelt.

Aber offen, bei Tage, einen Sprung in seine Sänfte — eine Hautwunde und er ist ein toter Mann in einer Viertelstunde."

„Und noch vorher nicht nur Sypbar, des Hiempfal Sohn, — auch Cethegus.

Nein.

Aber höre: ich habe entdeckt, wo der Feldherr seine Geheimgespräche mit Basiliskos, auch mit Alboin, hält.

Nicht im Zelt — das Lager hat tausend Ohren —  
im Bade.

Die Aerzte haben ihm ein Morgenbad im Meeres-  
Schlamm im Golf von Bajä verordnet: eine Badehütte  
haben sie ihm in's Meer gebaut, nur auf dem Rahne  
zu erreichen.

Bevor Basiliskos und Alboin ihn dahin begleitet, sind  
sie nur so gescheut wie — nun. wie Basiliskos und  
Alboin.

Kommen sie aber von daher zurück — sind sie immer  
von narsetischer Klugheit, wissen, was aus Byzanz für  
Briefe gekommen und Andres mehr.

Rings um die Badehütte wogt Schilf: — Syphay,  
wie lange kannst du tauchen?"

„Lange genug,“ sprach der Maure, nicht ohne Stolz,  
„bis sich des schwerfällige und mißtrauische Krokodil in  
unsern Strömen die als Köder in's Schilf geworfne  
Gazelle genau genug betrachtet und sich endlich ent-  
schlossen hat, darauf los zu schwimmen — dann das  
Messer von unten in den Bauch.“

Dieser kleinäugige Marses hat etwas vom Krokodil —  
laß sehen, ob ich nicht auch ihn überdauere in geduld-  
gem Tauchen.“

„Vortrefflich, mein Panther zu Lande, meine Tauch-  
ente zu Wasser!“

„Auch in's Feuer spräng ich für dich, dein Skor-  
pion.“

„Ja, belausche diese Badegespräche des Kranken.“

„Das schließt sich vortrefflich an ein andres Spiel.“

Seit mehreren Tagen winkt und blinzelt mich ein Fischer immer so einfältig klug an, der morgens und abends seine Netze wirft und nie was fängt.

Ich glaube: er lauert auf mich, nicht auf die Meer-  
äsfchen.

Aber die langbärtigen Wölfein dieses Alboin sind mir immer auf den Fersen — : vielleicht erwische ich, aus dem Wasser tauchend, was mir dieser Fischer vertrauen will.“

---

## Achtes Capitel.

---

Ersten Sinnes, aber nicht mehr in thränenweicher Stimmung, hatte Adalgoth seinem jungen Weibe den Entschluß des Königs und den letzten Ausweg aus Knechtschaft und Schmach mitgetheilt.

Er erwartete einen Ausbruch des Schmerzes, wie er selbst ihn kaum niedergekämpft.

Aber zu seinem Staunen blieb Gotho unerschüttert.

„Ich habe das längst voraus gesehen, mein Adalgoth.

Das ist kein Unglück —: ein Unglück ist nur, im Leben verlieren was man liebt.

Ich habe höchstes Erdenglück erreicht.

Ich ward dein Weib.

Ob ich das nun zehn Jahre bleibe oder zwanzig oder ein halbes kaum —: das ändert nichts.

So sterben wir zusammen, an Einem Tag, vielleicht in Einer Stunde.

Denn König Teja wird nicht verbieten, wenn du in der letzten Schlacht dein Theil gethan und, vielleicht verwundet, nicht weiter kämpfen kannst, daß du hieher zurück kehrest und mich auf den Arm nimmst — wie oft

daheim auf dem Iffinger — und mit mir in die Tiefe springst.

O mein Adalgoth,“ rief sie, ihn heftig umarmend, „wie glücklich waren wir!

Wir wollen's verdienen durch muthigen Tod, ohne feiges Jammern.

Der Balthensproß soll nicht sagen,“ lächelte sie, „das Hirtenkind habe nicht Schritt halten können mit seiner Seele.

Mir steigt die Großheit unsrer Berge mächtig im Gemüth empor.

Der Ohm Iffa hat mich bei'm Scheiden gemahnt, der frischen, freien Bergluft zu gedenken, der strengen, hehren Zucht der stolzen Höh'n, wenn uns das Leben in den niedern, engen Goldgemächern zu klein und dumpf auf den Seelen lasten würde.

Das hat uns nicht bedroht.

Aber auch nun, da es galt, die Seele empor zu reißen zu diesem Todesentschluß aus zagem, weichem Schmerz — der mich auch wohl beschleichen wollte — auch um die stolze Kraft zum stolzen Tod zu finden, hat mich das Bild der Heimath-Berge stark gemacht: „schäme dich, sprach ich still zu mir, schäme dich, Tochter der Berge! Was würden der Iffinger und der Wolfshaupt und alle die steinernen Heldenriesen sagen, sähen sie das Hirtenkind verzagen? Sei deiner Berge werth und deines Balthenhelden.“

Und stolz und selig drückte Adalgoth das junge Weib an die Brust. —

Hinter dem Zelt des Herzogs erhob sich die niedre Laubhütte, in welcher Wachis und Riuta hausten; diese, welche von Gotho den drohenden Ausgang vernommen, hatte ihrem wackern Mann, (der kopfschüttelnd an seinem, von langobardischen Wurfspfeilen bei der letzten Schluchtwache übel zugerichteten Schilde flüchte, stopfte und hämmerte und manchmal zu pfeifen versuchte, um das Ringen mit dem Schluchzen zu verbergen,) sehr ernsthaft zureden müssen, ihn zu der gleichen Entsamung zu steigern.

„Ich glaube nicht,“ sagte der Schlichte, „daß das der liebe Himmelsherr mit ansehen kann.“

Ich bin von denen, die niemals gern sagen: „jetzt ist Alles aus.“

Die Stolzen, die das Haupt so hoch tragen, wie König Teja und Herzog Udalgoth, die rennen freilich immer und überall an die Balken des Schicksals.

Aber wir kleinen Leute, die wir uns fügen und ducken können, wir finden leicht noch ein Mausloch oder eine Mauerlücke zu entinnen.

Es ist doch gar zu niederträchtig! elend! grausam! hundsföttisch!“ — und jedes Wort begleitete ein Hammerschlag — „ich will's nicht glauben vom lieben Gott! — daß hier in die Tausende von braven Weibern und hübschen Mädchen und lallenden Kindern und lallenden Greisen in das höllische Feuer dieses verfluchten! Zauberberges! springen sollen, als wär's ein lustig Sonnwendfeuer und als kämen sie drüben heil und gesund wieder heraus.“

Verbrennen hätt' ich dich auch in dem Haus bei Fä-  
sulä schon lassen können.

Und nun sollst nicht nur du verbrennen — : auch  
unser kommend Kind, das ich jetzt schon „Witichis“ vor-  
benannt habe.“

„Oder: — „Kauthgundis“!“ fügte erröthend Liuta  
leise bei, sich an ihres Mannes Schulter schmiegend und  
sein Hämmern hemmend.

„Laß dich diesen Namen mahnen, Wachis.

Denk an Kauthgundis, die Herrin!

War sie nicht tausendmal herrlicher als Liuta, die  
Flachsmagd?

Und würde sie sich besinnen, sich weigern, zu sterben  
an Einem Tag zusammen mit ihrem Volk?“

„Recht hast du, Weib!“ rief Wachis, mit einem  
letzten grimmen Hammerschlag, daß die Funken stoben.

„Weißt, ich bin von Bauernart — : wir wollen durch-  
aus nicht gerne sterben!

Aber fällt der Himmel ein, schlägt er auch alle  
Bauern todt.

Und vorher — hassa! hau' ich noch manchen Hieb!

Das wäre auch Herrn Witichis und Frau Kauth-  
gundis recht!

Ihnen zu Ehren — ja, du hast recht Liuta, —  
wollen wir tapfer leben — : und geht's denn wirklich  
gar, gar nicht anders — : tapfer sterben.“



## Neuntes Capitel.

---

Freudig erstaunt kehrten alsbald von Marses die beiden Tribunen Licinius und Julianus zurück in das Zelt des Präfecten.

„Abermals hast du gesiegt, o Cethegus!“ rief Licinius.

„Du hast Recht behalten, Präfect von Rom,“ sprach Salvius Julianus. „Ich begreife es nicht: — aber Marses überläßt dir wirklich Rom.“

„Ha,“ frohlockte Piso, der mit eingetreten war, „Cethegus, das ist dein altes, cäsarisches Glück. Neu steigt dein Stern, der sich seit dieses unheimlichen Kranken Erscheinen geneigt zu haben schien.“

Mir scheint, auch sein Geist hat manchmal epileptische Anfälle.

Denn, bei gesundem Geist, dich, ohne Widerstand, nach Rom zu lassen, — nein: quem deus vult perdere dementat! Nun wird Quintus Piso wieder auf dem Forum wandeln und an den Läden der Buchhändler

nachsehen, ob die Gothen fleißig seine »epistolas ad amabilissimum, carissimum pastorem Adalgothum et ejus pedum« (Briefe an den höchst liebenswürdigen und geliebten Hirten-Knaben Adalgoth und seinen Knüttel) gekauft haben."

„So hast du in der Verbannung gedichtet, wie Ovidius?“ lächelte Cethegus.

„Ja,“ meinte Piso, „die sechsfüßigen Verse kamen leichter, seitdem sie nicht mehr die Gothen, die um einen Fuß länger sind, zu scheuen hatten. Unter dem Lärm gothischer Gelage war auch im Frieden schon nicht gut dichten gewesen.“

„Darüber hat er drollige Verse gemacht, mit gothischen Wörtern dazwischen gemengt,“ warf Salvius Julianus ein. „Wie fingen sie nur noch an: »Inter hails gothicum skapja —?«“

„Versündige dich nicht an meinen Worten. Falsch citiren darf man das Unsterbliche nicht.“

„Nun, wie lauten die Verse?“ frug Cethegus.

„Folgendermaßen,“ sprach Piso.

»De conviviis barbarorum.

Inter: »hails Gothicum! skapja matjan jah drinkan!  
Non audet quisquam dignos educere versus:  
Calliope madido trepidat se jungere Baccho,  
Ne pedibus non stet ebria Musa suis.«

## (Ueber die Belage der Barbaren.)

(Unter dem Gothischen: „Heil! schafft Essen und Trinken  
den Gothen!“

Kann kein vernünftiger Mensch ein erträgliches Vers-  
lein erfinden:

Vor dem Bacchus im Rausch bebt bang die verschüch-  
terte Muse

Und dem benebelten Vers ach! versagen die taumelnden  
Füße.)

„Schauderhafte Poesie,“ meinte Salvius Julianus.

„Wer weiß,“ lachte Piso, „ob der Durst der Gothen  
nicht unsterblich wird durch diese Verse.“

„Aber meldet nun genauer: was hat Marses geant-  
wortet?“

„Er hörte uns erst sehr ungläubig zu,“ sprach Licinius.

„Freiwillig,“ fragte er mißtrauisch, „sollten sich die  
vorsichtigen Römer wieder isaurische Besatzung erbitten  
und den Präfecten, dem sie soviel Hunger und unfrei-  
willige Tapferkeit verdanken?“

„Ich aber erwiderte: er unterschätze wohl der Römer  
Römerthum. Und es sei deine Sache, ob du dich ge-  
täuscht: ließen uns die Römer nicht freiwillig ein, so  
seien siebentausend Mann doch gewiß zu schwach, die  
Stadt zu stürmen.

Das schien ihm einzuleuchten.

Er verlangte nur das Versprechen, daß wir, wenn  
nicht freiwillig eingelassen, nicht Gewalt versuchen, son-  
dern dann sofort hierher zurückkehren würden.“

„Das glaubten wir in deinem Namen versprechen zu dürfen,“ ergänzte Julianus.

„Ihr durftet,“ lächelte Gethegus.

„Gut, sagte Marses, von mir aus steht nichts im Wege, wenn euch die Römer aufnehmen. Und — so völlig harmlos ist er,“ fuhr Vicinius fort, — „daß er auch deine Person nicht als Geißel behalten zu wollen schien, denn er fragte: „wann will der Präfect aufbrechen?“

„Er setzte also voraus: du führtest selber die Isaurier nach Rom! Und auch dawider hat er nichts!“

Er war sichtlich erstaunt, als ich entgegnete: du zögerst vor, hier den Untergang der Gothen mit anzusehen.“

„Nun, wo ist er denn, dieser schreckliche Marses, der überlegne Staatsmann? Auch mein Freund Prokop hat ihn arg überschätzt, als er ihn mir einmal „den größten Mann der Zeit“ nannte.“

„Der größte Mann der Zeit heißt: — — anders!“ rief Vicinius.

„Prokop natürlich muß seines Belisars überlegnen Feinde die Palme zuerkennen vor allen Erdensohnen.“

Aber diesen plumpsten Schnitzer des „größten Mannes“, mich freiwillig nach Rom zu lassen, sollte man fast beneiden,“ fuhr Gethegus nachsinnend fort. „Die Götter könnten zürnen, wenn wir solche Mirakel der Verblendung, die sie für uns vollbringen, nicht nützen. Ich ändere meinen Entschluß: — mich zieht es nach dem Capitol — ich gehe mit euch nach Rom. Sypfax, wir brechen auf, sogleich — fattle mein Roß.“

Da gab Syphax seinem Herrn einen warnenden Wink.

„Verlaßt mich, Tribunen,“ sprach Cethegus. „Gleich ruf' ich euch wieder.“

„O Herr,“ rief Syphax eifrig, als beide allein waren, „nur heute gehe noch nicht. Sende jene voraus.“

Morgen früh' angle ich zwei große Geheimnisse aus der See.

Ich sprach heute schon, unter seinem Bote durchtauchend, jenen Fischer.

Er ist kein Fischer.

Er ist ein Sklave, ein Briefflave Prokops.“

„Was sagst du?“ rief Cethegus rasch und leise.

„Wir konnten nur wenige Worte flüstern. Die Langbärte standen am Ufer, mich beobachtend. Sieben Briefe Prokops, offen und heimlich geschickt, haben dich nicht erreicht. Drum wählte er diesen klugen Boten.“

Heute in dieser Nacht fischt er bei Fackellicht auf Lachse. Dabei wird er mir den Brief Prokops geben.

Er hatte ihn heute nicht bei sich.

Und morgen früh — heute hemmte die Krankheit — morgen badet Marses wieder im Meeresschlamm.

Ich habe nun einen Versteck im Schilf gefunden, prächtig nahe — und ich kann pfeifen, wie die Otter, falls sie wirklich Blasen aufsteigen sehen sollten aus dem Wasser.

Ich sah die kaiserliche Post mit dicken Felleisen ankommen: Basiliskos nahm sie in Empfang.

Warte nur noch bis morgen früh: gewiß verhandelt

Narses morgen mit ihm und Alboin die neuesten Geheimnisse aus Byzanz.

„Oder laß mich allein zurück“ —

„Nein, das würde dich als Späher sofort kennzeichnen.“

Du bist mehr werth als zehnfach dein Gewicht in Gold, Sypbar.

„Ich bleibe bis morgen noch,“ rief er den Wieder-Eintretenden entgegen.

„O Feldherr, komm' mit uns,“ bat Vicinius.

„Fort aus der erdrückenden Nähe dieses Narses,“ mahnte Julianus.

Aber Cethegus fürchte die hohe Stirn.

„Ueberragt er mich noch immer in euren Augen?“

Der Thor, der Cethegus aus seinem langobardenbewachten Lager nach Rom entläßt, den Hecht aus seinem Netz in's Wasser wirft!

Allzufehr hat er euch eingeschüchtert!

Morgen Abend folg' ich euch.

„Ich habe hier noch ein Geschäft, das nur ich verrichten kann.“

Rom ohne Widerstand besetzen, das könnt ihr auch ohne mich.

„Ich hole euch aber gewiß unterwegs schon bei Terracina ein.“

Wenn nicht, rückt ruhig in Rom ein: du, Vicinius, wahrst mir das Capitol.“

Mit leuchtenden Augen erwiderte Vicinius:

„Hoch ehrst du mich, mein Feldherr! Mit meinem Herzblut steh' ich dir dafür ein. Darf ich eine Bitte wagen?“

„Nun?“

„Setze dich nicht wieder so tollkühn dem Speerwurf des Gothenkönigs aus! Vorgestern warf er zwei Speere zugleich gegen dich: mit der Linken und mit der Rechten.

Wenn ich nicht mit dem Schilde den aus der linken Hand gefangen —“

„Dann, mein Licinius, hätte ihn der Jupiter des Capitols von mir hinweggeblasen. Denn er braucht mich noch! Aber du meinst es treu.“

„Laß Roma,“ mahnte Licinius, „nicht verwittwen!“

Cethegus blickte ihn mit seinem unwiderstehlich gewinnenden Blick ehrender Liebe an.

Und fuhr fort:

„Salvius Julianus, du besetzest das Grabmal Hadrians: du, Piso, den Rest der Stadt am linken Tiberufer: zumal die Porta latina; durch diese folge ich euch.

Narses allein öffnet ihr so wenig, wie weiland Beliszar allein.

Lebt wohl; grüßt mir mein Rom.

Sagt ihm: der letzte Kampf um seinen Besitz, der zwischen Narses und Cethegus, habe mit des Cethegus Sieg geendet.

Auf Wiedersehn in Rom! Roma eterna!“

»Roma eterna!« widerholten begeistert die Tribunen und eilten hinaus.

„O warum ist dieser Licinius nicht Manilia's Sohn!“  
sagte Cethegus, den Jünglingen nachblickend, „Thorheit  
des Herzens! was bist du so zäh! Licinius, du sollst  
mir als mein Erbe Julius ersetzen! O, wärst du doch  
selber mein Julius!“

---



## Behntes Capitel.

---

Die Abreise des Präfecten nach Rom verzögerte sich um mehrere Tage.

Narses zwar, der ihn zur Tafel zog, hielt ihn nicht zurück: er äußerte sogar sein Befremden, daß es den „Beherrscher des Capitols“ nicht mächtiger an den Tiberstrom zurückziehe.

„Freilich,“ lächelte er, „ich kann verstehen: du hast diese Barbaren so lang in deinem Italien herrschen und siegen sehen, daß es dich verlangen mag, sie nun auch in deinem Italien fallen zu sehen.“

Aber ich kann nicht sagen, wie lange das noch anstehn wird.

Zu stürmen ist jene Schlucht nicht, so lang sie Männer wie dieser König decken.

Schon mehr als tausend meiner Langobarden, Alamannen, Burgunden, Heruler, Franken und Gepiden fielen vor dem Paß.“

„Schick doch,“ warf Alboin verdrießlich ein, „auch einmal deine tapfern Romäer gegen die Gothen.“

Die Heruler Bullaris und Wilmuth sind, kaum hier

eingetroffen, von König Teja's Beil gefallen: der Gepide Asbad von Adalgoth's, des Knaben, Speer: mein Vetter Gisulf liegt schwertwund von des Herzogs Guntharis Streich: den Frankengrafen Butilin hat Wisand, der Dandalarius, mit der Bannerspitze erstochen: dem Burgunden Gernot hat der alte Waffenmeister mit seinem Steinbeil das Hirn gesegnet: den Alamannen Liuthari hat Graf Grippa, meinen Schildträger Klaffo ein gemeinfreier Gothe erschlagen.

Und um jeden dieser unsrer Helden liegen zu Duzenden ihre Gefolgen.

Und wenn gestern um Mitternacht nicht der Lavabloß, auf dem ich stand, höchst verständigerweise gerade in dem Augenblick nach unten gerutscht wäre, als König Teja, der im Finstern steht, seine gefürchtete Lanze warf, so war Rosamunde heute nicht mehr die schönste Frau, sondern die schönste Wittwe im Langobardenreich.

So kam ich mit häßlichen Schrunden davon, die einst der Heldenfang nicht preisen wird, die mir aber viel lieber sind als König Teja's bester Speer im Bauch. —

Aber ich meine: nun ist die Reihe an andern Helden: laß doch auch deine Makedonen und Illyrier dran. Wir haben's diesen jetzt oft genug vorgemacht, wie man vor jenem Nadelöhr stirbt.“

„Nein, Wölflin. Diamant schneidet Diamant!“ lächelte Marses. „Immer Germanen gegen Germanen: es sind euer allzuviele in der Welt.“

„Auch von den Isauriern — das heißt von den meinen! — scheinst du diese väterliche Meinung zu

hegen, magister militum," sagte Cethegus: „kurz vor ihrem Ausbruch nach Rom hast du meine Isaurier zum Massensturm auf jene Schlucht befohlen —: der erste Massensturm, den du geboten! — siebenhundert von meinen siebentausend sind liegen geblieben auf jenen Felsen und Sandil, mein durch so viele Kämpfe erprobter Söldnerhäuptling, fand zuletzt doch auch dieses schwarzen Teja Schlachtbeil zu scharf für seine Sturmhaube. Er war mir werth.“

„Nun, der Rest ist dir ja nun in deinem Rom geborgen.“

Jene Gothen aber treibt nichts aus ihrem letzten Loch als Feuer, wenn die Erde mir zu Liebe auch einmal zucken wollte, wie zu Gunsten Belisars in Ravenna —“

„Noch immer keine Kunde von dem Ausgang des Processes Belisars?“ frug lauernd Cethegus. „Neulich kamen Briefe aus Byzanz, nicht?“

„Ich habe sie noch nicht alle gelesen. —“

Oder, wenn nicht Feuer: — der Hunger.

Und wenn sie dann zum letzten Kampf ausbrechen, hörte wohl Mancher lieber den Ganges als den Draco rauschen.

Nicht du, Präfect! ich weiß, du kannst dem Tode kühn in's Auge sehn.“

„Ich will die Dinge hier noch etwas abwarten. Es ist schlecht Reisewetter.“

Es stürmt und regnet ja unablässig. An dem ersten

oder zweiten warmen Sonnentag breche ich auf nach Rom.“

Das war es.

Das Wetter war in der Nacht des Abzugs der Isaurier plötzlich umgeschlagen.

Der Fischer, der in einem Dorfe bei Stabiä seine Behausung hatte, konnte sich nicht auf das Meer wagen: weniger des Sturmes als der Langobarden wegen, welche ihn längst mißtrauisch beobachtet und schon einmal gefangen genommen hatten; erst als sein alter Vater herbeieilte und durch Zeugen darthat, daß Agnellus wirklich sein, des alten Fischers Sohn, sei, ließen sie ihn zögernd wieder los.

Aber er konnte nicht wagen, scheinbar zu fischen, wenn kein Fischer sonst Netze warf: und nur weit draußen in dem Wasser vermochte Syphax, der ebenfalls stets umspäht war, mit ihm zusammen zu kommen.

Die Ausgänge aller Lager, auch des jetzt halbgleeren von Cethegus — nur dreitausend Thracier und Perser hatte Marses in der Isaurier verlassne Zelte gelegt — bewachten Tag und Nacht die Langobarden.

Und auch das Meer-Schlammbad mußte Marses auf sonnigere Tage verschieben.

Diese Geheimnisse aber, d. h. Prokops Brief und die Badegespräche des Marses, wollte Cethegus noch erwarten.

## Elftes Capitel.

---

Des Präfecten altes Glück schien auch das Wetter nach seinen Wünschen rasch zu ändern.

Prachtvoll leuchtete am Morgen nach der letzten Unterredung mit Marses die Sonne auf den blauschimmernden Golf von Bajä: und hunderte von Fischerboten eilten hinaus, die günstige Witterung zu nutzen.

Syphax war mit dem ersten Morgengrauen, nachdem er seinen Platz auf der Schwelle des Zeltcs seines Herrn den vier allein zurückgebliebenen Isauriern überwiesen, verschwunden.

Als Cethegus das Morgenbad im Nebenzelt vollendet hatte und zum Frühstück in sein Hauptzelt zurückkehrte, hörte er Syphax laut lärmend durch die Lagergassen schreien.

„Nein!“ rief er, „diesen Fisch dem Präfecten! Ich habe ihn bar bezahlt.“

Der große Marses wird doch nicht anderer Leute Fische essen wollen.“

Und mit diesen Worten riß er sich los von Alboin

und einigen Langobarden sowie von einem Sklaven des Marses.

Cethegus blieb stehen: er erkannte den Sklaven: es war der Koch des meist kranken und immer sehr mäßigen Mannes, der fast nur für des Marses Gäste sich zu mühen hatte.

„Herr,“ sprach der feingebildete Grieche, sich entschuldigend, in seiner Muttersprache, zu dem Präfecten: „nicht mich schilt um diese Ungebühr.“

Was liegt mir an an einer Meeräsche!

Aber diese langbärtigen Barbaren zwangen mich, um jeden Preis den Fischkorb für Marses in Anspruch zu nehmen, den dein Sklave aus der See zurückbringen würde.“

Ein zwischen Cyphar und Cethegus gewechselter Blick genügte.

Die Langobarden hatten das Griechische nicht verstanden.

Cethegus gab Cyphar einen Schlag auf die Wange und rief auf lateinisch: „Unnützer, frecher Sklave, kannst du denn niemals Sitte lernen? Soll nicht der kranke Feldherr das Beste haben?“

Und unsanft entriß er den Korb dem Mauren und reichte ihn dem Sklaven: „Hier der Korb. Mögen die Fische Marses munden.“

Der Sklave, der die Gabe deutlich genug abgelehnt zu haben glaubte, nahm den Korb kopfschüttelnd.

„Was bedeutet das?“ sagte er im Abgehen lateinisch.

„Das bedeutet,“ antwortete, ihm folgend, Alboin, „daß

der beste Fisch nicht in dem Korbe geborgen ist, sondern anderswo.“

Im Zelte angelangt, griff Syphax eifrig in seinen Gürtel von Krokodilhaut, der wasserdicht einen Bündel von Papyrosrollen barg und reichte sie rasch seinem Herrn.

„Du blutest, Syphax?“

„Nur wenig! Die Langbärte stellten sich, da sie mich im Wasser schwimmen sahen, als hielten sie mich für einen Delfin und schossen mit ihren Pfeilen um die Wette auf mich.“

„Pflege dich — ein Solidus für jeden Tropfen deines Blutes — der Brief ist goldes- und blutes-werth, wie es scheint. Pflege dich! Und die Isaurier sollen niemand einlassen.“

Und nun allein im Zelt hob der Präfect an zu lesen: seine Züge verfinsterten sich: tiefer, immer tiefer ward die Mittelfurche der gewaltigen Stirn, immer fester und herber schlossen sich die Lippen.

„An Cornelius Cethegus Cäsarius, den gewesnen Präfecten und gewesnen Freund zum letzten Mal Protopius von Cäsarea:

Das ist das traurigste Schreibgeschäft, zu welchem ich je meine ehemalige und meine jetzige Schreibhand gebraucht.

Und ich gäbe gern auch diese meine Linke, wie für Belisar meine Rechte, dahin, müßte ich diesen Brief nicht schreiben.

Den Absagebrief, den Aufkündigungsbrief unsrer bald dreißigjährigen Freundschaft!

An zwei Helden hatte ich geglaubt in dieser heldenlosen Zeit: an den Schwerthelden Belisar, an den Geisteshelden Cethegus.

Den letzten muß ich fortan hassen, fast verachten —“

Der Leser warf den Brief auf den Lectus, darauf er lag: dann nahm er ihn mit gefurchten Brauen wieder auf und las weiter:

„Nun fehlte nur noch, daß Belisar der Verräther wirklich gewesen wäre, als den du ihn darstellen wolltest.

Aber Belisars Unschuld ist so leuchtend aufgedeckt worden wie deine schwarze Falschheit.

Längst ward mir unheimlich bei deinen krummen Pfaden, auf welchen du auch mich ein gut Stück mitgeführt.

Aber ich glaubte an dein selbstlos hohes Ziel: Italiens Befreiung.

Nun aber durchschaue ich, als deine letzte Triebfeder, die maßlose, schrankenlose, scheulose Herrschsucht.

Ein Ziel, eine Leidenschaft, die solche Mittel brauchen, sie sind entweiht für immer.

Du hast den tapfersten Mann mit der treuen Kindesseele verderben wollen durch sein eignes, eben gebessertes Weib, deiner schändlichen Freundin Theodora und deiner eignen Herrschgier zum Opfer.

Das ist teuflisch: und für immer wend' ich mich von dir.“

Cethegus drückte die Augen zusammen.



„Es darf mich nicht wundern“ — sprach er dann vor sich hin.

„Auch Er hat seinen Abgott: Belisar!“

Wer dem klugen Manne den antastet, der ist ihm so greulich wie dem Christen, wer in dem Kreuz nur ein Stück Holz erblickt.

Es darf mich also nicht wundern —: aber es schmerzt!

Das ist die Macht dreißigjähriger Gewohnheit.

So lang hüpfte etwas wärmer da unter'm Harnisch bei dem Klang des Namens: Prokopius.

Wie schwach doch die Gewohnheit macht!

Julius nahm mir der Gothe — Prokop nahm mir Belisar — wer wird mir den Cethegus nehmen, meinen ältesten, letzten Freund?

Niemand: auch Marses nicht: und nicht das Schicksal.

Sinweg mit dir, Prokopius, aus meinem Lebenskreise.

Du bist todt.

Fast zu weinerlich, jedesfalls zu lang, ward die Grabrede, die ich dir gehalten.

Was spricht er weiter, der Verstorbene?

„Ich aber schreibe dir dies, weil ich die lange Freundschaft, die du mit tückischem Angriff auf mein Sternbild Belisar geschlossen, meinerseits schließen will mit einem letzten Liebeszeichen: ich will dich warnen und retten, bist anders du zu warnen und zu retten.“

Sieben meiner früheren Briefe haben dich offenbar nicht erreicht —: sonst wilstest du nicht mehr in des Marses Lager, wie dessen Kriegsberichte melden.

So vertraue ich diesen achten meinem klugen Agnellus an, einem Fischersohn aus Stabiä, wo ihr ja nun lagert: ich schenke ihm die Freiheit und lege ihm diesen Brief als letzten Auftrag an's Herz.

Denn, obwohl ich dich nur hassen sollte —: noch immer lieb' ich dich, Cethegus —: man kann nicht von dir lassen —: und gern möcht' ich dich retten.

Als ich, bald nach deiner Abreise, nach Byzanz kam — schon unterwegs hatte mich wie ein Donner Schlag die Kunde von Belisars Verhaftung (in einer Verschwörung wider Justinian!) erreicht — glaubte ich zuerst, du müßtest getäuscht worden sein wie der Kaiser.

Bergebens bemühte ich mich um Gehör bei dem Imperator: er wüthete gegen alle Namen, die mit Belisar durch Freundschaft verknüpft waren.

Bergebens versuchte ich, mit allen Mitteln, zu Antonina zu dringen: vortrefflich wurde sie — Dank deinen Weisungen! — bewacht im rothen Hause.

Bergebens bewies ich Tribonian die Unmöglichkeit einer Verrathsschuld Belisars: er zuckte die Achseln und sprach:

„Begreifen kann ich's nicht! Aber die Ueberführung ist schlagend: dies unsinnige Ableugnen der Besuche des Anicius! Er ist verloren!“

Und verloren war er.

Gefällt war der Spruch: Belisar zum Tode verurtheilt, Antonina zur Verbannung.

Des Kaisers Gnade hatte das in Blendung, Ver-

bannung, fern von dem Exil Antonina's, und Vermögenseinziehung verwandelt.

Furchtbar lag dieses Wort auf Byzanz.

Niemand glaubte an seine Schuld: ausgenommen der Kaiser und die Richter. —

Aber Niemand vermochte seine Unschuld zu beweisen, sein Schicksal zu wenden.

Ich war entschlossen, mit ihm zu gehn: der Einarmige mit dem Blinden.

Da hat ihn — und gesegnet soll er dafür sein! — gerettet: — — sein großer Feind Marses, den ich dir schon einmal den größten Mann des Jahrhunderts genannt habe.“

„Natürlich,“ sagte Cethegus, „nun vollends ist er auch der Edelste.“

„Aus den Bädern von Nikomedia, wo der Kranke weilte, war er, als ihn die Nachricht traf, sofort nach Byzanz geeilt.

Er ließ mich rufen und sprach:

„Du weißt es: meine Wonne wär' es, Belisar in offener Feldschlacht gründlich zu schlagen.

Aber so elend soll nicht, durch Lügen, untergehn, wer des Marses großer Feind gewesen.

Komm mit mir: du: sein erster Freund, ich: sein erster Feind —: wir beide zusammen wollen ihn retten, den Mann des Ungefüms.“

---

## Zwölftes Capitel.

---

„Und er verlangte Audienz bei'm Kaiser, welche der Gegner Belisars sofort erhielt.

Da sprach er zu Justinian:

„Es ist unmöglich, daß Belisar ein Verräther.

Seine blinde Treue gegen deinen Undank ist ja sein einziger Fehler.“

Aber Justinian blieb taub.

Marses jedoch legte seinen Feldherrnstab vor dem Kaiser nieder und sprach:

„Wohlan: entweder du vernichtest den Spruch der Richter und bewilligst Weraufnahme des Verfahrens: oder du verlierst an Einem Tage deine beiden Feldherrn.

Denn an dem gleichen Tage mit Belisar geht Marses in Verbannung.

Dann siehe zu, wer deinen Thron behütet vor Gothen, Persern und Saracenen.“

Und der Kaiser schwankte und verlangte drei Tage Bedenkzeit: und inzwischen sollte Marses das Recht haben,

mit mir die Acten einzusehen, Antonina und alle Ungeschuldigten zu sprechen.

Bald ersah ich aus den Acten, daß der schlimmste Beweis wider Belisar — denn jene Zusage auf der Wachstafel, die man bei Photius gefunden, hoffte ich hinweg deuten zu können — der geheime nächtliche Verkehr des Anicius in seinem Hause war, den Belisar, Antonina, Anicius selbst wider allen Verstand hartnäckig leugneten.

Als ich Antonina, die verzweifelte, allein sprach, sagte ich ihr: „dieser Verkehr und dies euer Lügen wird sein Verderben.“

„Wohlan,“ rief sie leuchtenden Auges, „dann bin nur ich verloren und Belisar ist gerettet.“

Belisar wußte wirklich nichts von jenen Besuchen: denn Anicius kam nicht zu ihm: er kam zu mir.

Alle Welt soll es wissen —: auch Belisar —: er soll mich tödten —: aber gerettet sein.“

Und sie gab mir eine Sammlung von Briefen des Anicius, die freilich, wenn dem Kaiser vorgelegt, Alles erklären, aber auch — die Kaiserin furchtbar anklagen mußten.

Und wie fest stand Theodora bei Justinian!

Ich eilte mit den Briefen zu Marfes.

Dieser las und sprach:

„Wohlan: jetzt gilt es nicht nur Belisars, jetzt gilt es unser Aller Untergang — oder den Fall der schönen Teufelin.“

Es gilt auf Tod und Leben! Komm erst noch mal zu Antonina.“

Und mit Antonina, von Wachen begleitet, eilten wir zu dem im Kerker langsam genesenden Anicius.“ —

Cethegus stampfte mit dem Fuß. —

„Und dann wir alle Bier zu Justinian.“

Die hochherzige Sünderin gestand, auf den Knien vor dem Kaiser, den nächtlichen Verkehr mit Anicius, welcher aber nur bezweckt habe, den Jüngling aus den Schlingen der Kaiserin zu lösen —: sie gab ihm des Anicius Briefe, welche von der Verführerin, von ihren namenlosen Künsten, von dem geheimen Gang in ihr Gemach, von der drehbaren Justinianusstatue sprachen.

Furchtbar loderte der arme Gatte empor: er wollte uns Alle wegen Majestätsbeleidigung, wegen maßloser Verleumdung auf dem Fleck verhaften lassen.

Marfes aber sprach:

„Thu' das —: morgen! Heute Abend aber, wenn die Kaiserin schläft, laß dich von Anicius und mir durch den drehbaren Justinianus in das Gemach deiner Gemalin führen, ergreife ihre Briefe, stelle sie Anicius und Antonina gegenüber: laß die alte Hexe Galatea soltern: — und gieb Acht, ob du nicht viel mehr erfährst, als dir lieb sein wird zu hören.“

Und haben wir uns getäuscht, so strafe uns morgen wie du willst.“

Der drehbare Justinianus! — das war so handgreiflich: die Bethuerung des Anicius, diese Geheim-

pforte oft durchschritten zu haben, so herausfordernd: — man konnte dergleichen doch kaum lügen.

Justinianus nahm unsern Vorschlag an.

In der Nacht führte Anicius den Kaiser und uns drei in die Gärten der Kaiserin.

Ein hohler Platanenbaum barg die Mündung des unterirdischen Ganges, der unter dem Mosaik des Vorplatzes von Theodora's Gemach endete.

Bis dahin noch hatte Justinian seinen Glauben an die Kaiserin gewahrt.

Als aber Anicius wirklich eine Marmorplatte bei Seite schob, mit geheimem, aus seinem Hause geholtem Schlüssel ein Geheimschloß öffnete: und nun die Statue sichtbar ward — da sank der Kaiser, halb ohnmächtig, in meine Arme.

Endlich raffte er sich auf und drang, an der Statue vorbei, er allein, in das Gemach.

Dämmerlicht erfüllte den Raum.

Die matt leuchtende Ampel zeigte das Pfühl Theodora's.

Leise, wankenden Schrittes eilte der Betrogne an das Lager.

Da lag Theodora, vollangekleidet, in kaiserlichem Schmuck.

Ein greller Aufschrei Justinians rief uns Alle an seine Seite.

Und aus dem Borgemach Galatea, deren ich mich sofort bemächtigte.

Justinian wies, starr vor Entsetzen, auf die ruhende Kaiserin. —

Wir traten hinzu —: sie war todt.

Galatea, nicht minder überrascht hievon als wir, verfiel in Krämpfe.

Wir untersuchten einstweilen das Gemach: und fanden auf goldnem Dreifuß die Asche zahlreicher verbrannter Papyrus-Rollen.

Antonina rief Sklavinnen mit Licht herbei.

Da erholte sich Galatea und erzählte, händeringend, die Kaiserin habe gegen Abend — das war die Zeit unserer Audienz gewesen — ohne Gefolge das Gartenviertel verlassen, den Kaiser, wie sie oft pflegte zu dieser Stunde, in seinem Schreibgemach aufzusuchen.

Sehr rasch sei sie zurück gekommen: ruhig, jedoch auffallend bleich.

Sie habe den Dreifuß mit glühenden Kohlen füllen lassen und darauf sich eingeschlossen.

Auf Galatea's Pochen habe sie am Abend geantwortet: sie sei schon zu Ruhe gegangen und bedürfe nichts weiter.

Da warf sich der Kaiser wieder über die geliebte Leiche: und nun, im Glanz der Lichter, entdeckte er, daß an dem Schlangenring, einst Cleopatra eigen, welchen sie am kleinen Finger trug, die Rubinencapsel mit dem tödtlichen Gift geöffnet war —: die Kaiserin hatte sich selbst getödtet.

Auf dem Citrustisch lag ein Streifen Pergament,



darauf stand ihr alter Wahlspruch: „Leben ist Herrschen durch Schönheit.“

Wir zweifelten noch, ob etwa die Qualen ihrer Krankheit oder die Entdeckung ihres drohenden Sturzes sie zur verzweifelten That getrieben.

Aber halb ward unser Zweifel gelöst.

Als die Kunde von dem Tod der Kaiserin den Palast durchdrang, eilte Theophilus, der Belarius, der Thürwächter des Kaisers, halb verzweifelt, in das Sterbegemach, warf sich vor Justinianus nieder und gestand: er ahne den Zusammenhang.

Seit Jahren im geheimen Solde der Kaiserin habe er dieser jedesmal zu wissen gethan, wann der Kaiser solche Audienzen erteilte, bei welchen er auch der Kaiserin, falls sie komme, den Zutritt im voraus versagte —: sie habe dann fast immer aus einem Seitengemach die geheimsten Verhandlungen mit angehört.

So habe er auch gestern gethan, als wir, mit so ganz besondrer Einschärfung der Fernhaltung der Kaiserin, Audienz erhielten.

Als bald sei die Kaiserin erschienen: aber kaum habe sie von Anicius und Antonina einige Worte vernommen, als sie, mit leis ersticktem Schrei, in den Vorhängen zusammen gesunken sei: rasch gefaßt habe sie sich dann erhoben und, ihm Schweigen zuwinkend, entfernt. — —

Marses drang in den Kaiser, Galatea auf der Folter nach weiteren Geheimnissen zu befragen, aber Justinian sprach:

„Ich will nicht weiter forschen.“

Tag und Nacht blieb er allein, eingeriegelt, bei der Leiche der immer noch Geliebten, die er darauf mit höchsten kaiserlichen Ehren beisetzen ließ in der Sophienkirche.

Amlich wurde verkündet: die Kaiserin sei an Kohlen-  
dunst im Schlaf erstickt: und der Dreifuß mit den Kohlen  
ward öffentlich ausgestellt.

Justinian aber ist in jener Nacht ein Greis geworden.

Die nunmehr völlig übereinstimmenden Aussagen von Antonina, Anicius, Belisar, Photius, den Sklavinnen Antonina's, den Sänstenträgern, welche dich kurz vor der Verhaftung Belisars an sein Haus getragen, deckten nun schlagend auf, daß du, im Bunde mit der Kaiserin, Belisar durch Antonina beredet habest, sich zum Schein an die Spitze der Verschwornen zu stellen: und ich beschwor, daß schon Wochen vorher Belisar mir seinen heiligen Zorn über das Ansinnen des Photius geäußert.

Justinian eilte in Belisars Kerker, umarmte ihn unter Thränen, erbat Verzeihung für sich — und Antonina, welche alle ihre unschuldigen Liebeständeleien reuig beichtete und volle Vergebung erhielt.

Der Kaiser bat Belisar, zur Sühne, den Oberbefehl in Italien anzunehmen.

Belisar aber sprach: „Nein, Justinianus: meine Arbeit auf Erden ist gethan!

Ich gehe mit Antonina auf meine fernste Villa in Mesopotamien und begrabe dort mich und meine Vergangenheit.

Ich bin geheilt von der Krankheit, dir dienen zu wollen.

Willst du mir eine letzte Gnade erweisen, so gieb meinem großen Freund und Erretter, gieb Marses den Heerbefehl in Italien: er soll mich rächen an den Gothen und an dem Satan, der Cethegus heißt."

Und vor unsern gerührten Augen umarmten sich die beiden großen Feinde.

Dies Alles ist in tiefstes Geheimniß gehüllt, um das Andenken der Kaiserin zu schonen.

Denn Justinian liebt sie noch immer. —

Es wurde verkündet: Belisars Unschuld sei von Marses, Tribonian und mir durch neu gefundene Briefe der Verschwornen aufgedeckt.

Und Justinian begnadigte alle Verurtheilten: auch Scävola und Albinus, die dereinst von dir gestürzt.

Ich aber schreibe dir die Wahrheit, dich zu warnen und zu retten.

Denn, obzwar ich nicht weiß, in welcher Form und Weise, steht mir doch fest, daß Justinian deinen Untergang geschworen und Marses deine Vernichtung übertragen hat.

Flieh —: rette dich!

Dein Ziel: ein freies, verjüngtes, von dir allein beherrschtes Rom war ein Wahn.

Ihm hast du Alles, — auch unsre schöne Freundschaft geopfert.

Ich begleite Belisar und Antonina: und ich will suchen, in ihrer Nähe, an dem Anblick der vollversöhnten Gatten und ihres Glücks, den Ekel, Zweifel und Verdruß über alles Menschliche zu verwinden."

## Dreizehntes Capitel.

---

Cethegus sprang auf vom Lager, warf den Brief nieder und machte einen hastigen Gang durch's Zelt.

„Schwächling Prokop!

Und Schwächling Cethegus —: sich um Eine dir verlorene Seele mehr zu ereifern!

Hast du nicht Julius verloren, lang bevor du ihn getödtet?

Und lebst und ringst doch fort!

Und dieser Marses, den sie Alle fürchten, als sei er Gott Vater und der Teufel in Einer Person — soll er denn wirklich so gefährlich sein?

Unmöglich!

Er hat ja mir und den Meinigen blindlings Rom anvertraut!

Nicht sein Verdienst, daß ich nicht in diesem Augenblick, unerreichbar seinen Händen, vom Capitol herab Rom beherrsche und ihm Trotz biete.

Wah: ich lerne es nicht mehr, mich zu fürchten auf meine alten Tage.

Ich vertraue meinem Stern!

Ist das Tollkühnheit? ist's ruhigste Klugheit?

Ich weiß es nicht: aber mir ist: die gleiche Zuversicht hat Cäsar von Sieg zu Sieg geführt.

Indeß: hier habe ich kaum noch mehr zu erfahren aus den Badegesprächen des Marses als ich aus diesem wortreichen Brief erfuhr."

Und er zerriß die Papyrosrollen in kleine Stückchen.

"Ich breche auf: noch heute: auch wenn Syphax nichts weiter erlauscht in diesem Augenblick —: denn jetzt ist ja wohl die Badestunde."

Da ward von den Psauriern Johannes der Archon gemeldet und, auf des Cethegus Wink, herein geführt.

"Präfect von Rom," sprach ihn dieser an, „ich habe dir ein altes Unrecht noch abzubitten. Der Schmerz um meinen Bruder Perseus hat mich damals argwöhnisch gemacht."

„Laß das ruhn," sprach Cethegus, „es ist vergessen."

„Aber unvergessen," fuhr jener fort, „ist mir deine heldenkühne Tapferkeit. Diese zu ehren und zu nützen zugleich komme ich mit einem Vorschlag zu dir.

Ich und meine Kameraden, an Belisar's frisches Drauflosgehen gewohnt, — wir finden diese vorsichtige Weise des großen Marses äußerst langweilig.

Liegen wir nun doch bald zwei Monate vor jenem Paß, verlieren Leute und gewinnen wahrlich keinen Ruhm dabei.

Aushungern will der Oberfeldherr die Barbaren!

Wer weiß, wie lange das noch währt.

Und dann wird es ein hübsches Gemetzel, wenn sie

endlich vordringen, von der Verzweiflung getrieben, jeden Tropfen Bluts theuer verkaufend.

Es ist nun klar, wenn wir nur die Mündung des verfluchten Engpasses hätten —

„Ja, wenn!“ lächelte Cethegus. Er ist nicht schlecht gehütet von diesem Teja.“

„Eben deshalb muß er fallen.“

Er, der König, hält offenbar den ganzen Bündel locher Speere noch allein zusammen.

Darum habe ich mit einer Schar — mehr als ein Duzend etwa — der besten Klingen im Lager einen Bund geschlossen: wir wollen — es kann ja immer nur Einer zum Nahkampf heran, so schmal ist der Felsensteig — so oft den König die Wache trifft, Einer nach dem Andern — das Los entscheidet den Vortritt — den König bestehen: die andern halten sich so nahe als möglich hinter dem Vorkämpfer, retten den Verwundeten, oder treten an des Gefallnen Stelle oder dringen mit dem Sieger nach des Gothen Erlegung in den Paß.

Außer mir sind dabei die Langobarden Alboin, Gifulf und Autharis, die Heruler Rodulf und Suartua, Ardarich der Gepide, Gundebad der Burgunde, Chlotachar und Borthramn, die Franken, Vadomar und Spurulf, die Alamannen, Garizo, der lange Bajuvare, Rabades der Perser, Althias der Armenier, Taulantius der Illyrier.

Wir möchten auch gern dein gefürchtet Schwert dabei haben.

Willst du, Cethegus, mit im Bunde sein?

Du habest diesen schwarzlockigen Helden.“

„Gern,“ sprach dieser, „so lang’ ich noch hier bin. Aber ich werde das Lager hier bald mit dem Capitol vertauschen.“

Ein seltsames, spöttisches Lächeln flog über des Archonten Antlitz, das Cethegus nicht entging.

Aber er deutete es nicht richtig.

„An meinem Muthes kannst du, nach deinen eignen Worten, nicht wohl zweifeln,“ sagte er.

„Aber es giebt für mich noch Wichtigeres, als hier die letzten glimmenden Kohlen des Gothenkrieges auszutreten.“

Die verwaiste Stadt verlangt ihren Präfecten. Mich ruft das Capitol.“

„Das Capitol!“ widerholte Johannes.

„Ich dächte, Cethegus, ein frischer, schöner Heldentodt ist auch was werth.“

„Ja, nachdem des Lebens Ziele erreicht sind.“

„Keiner aber von uns weiß, o Cethegus, wie nah ihm dieses Ziel gerückt ist.“

Aber noch Eins.

Es kommt mir vor, als ob sich bei den Barbaren Etwas vorbereite auf ihrem verfluchten Feuerberg.

Von dem Hügel auf meiner Lagerseite kann man ein klein wenig durch eine Spalte über die Lavaspitzen gucken.

Dein geübtes Auge möchte ich dahin richten.

Sie sollen uns doch mit ihrem Hervorbrechen wenigstens nicht überraschen.

Folge mir dorthin.

Aber schweige von jenem Bund vor Marses: — er liebt das nicht —: ich wählte die Stunde seines Bades zu diesem Besuch bei dir.“

„Ich folge,“ sagte Cethegus, vollendete seine Bewaffnung und ging, nachdem er vergeblich bei der isaurischen Schildwache nach Syphax gefragt, mit Johannes quer durch sein eignes, dann durch des Marses Mittel-Lager und bog endlich in das äußerste rechte, das Lager des Johannes ein.

Auf der Krone des von diesem erwähnten Hügels standen bereits mehrere Heerführer, welche eifrig über eine kleine Senkung der Lavawälle hinweg in den hier sichtbaren schmalen Theil der gothischen Lagerungen spähten.

Nachdem Cethegus einige Zeit hinüber geblickt, rief er: „Kein Zweifel! sie räumen diesen Theil, den östlichsten, ihres Lagers: sie fahren die ineinandergeschobnen Wagen auseinander und ziehen sie weiter nach rechts, nach Westen: das deutet auf Zusammendrängung, vielleicht auf ein Hervorbrechen.“

„Was meinst du,“ — fragte da rasch den Johannes ein junger, offenbar eben erst aus Byzanz angelangter Heerführer, den Cethegus nicht kannte — „was meinst du? könnten die neuen Ballisten nicht von jener Felsen-Nase aus die Barbaren erreichen? Weißt du, des Martinus letzte Erfindung — die mein Bruder nach Rom schaffen mußte?“

„Nach Rom?“ rief Cethegus und warf einen blitzenden Blick auf den Frager und auf Johannes.

Heiße und kalte Schrecken jagten urplötzlich ihm



durch Herz und Mark —: erschütternder, als da er die Nachricht von Belisar's Landung, von Totila's Erhebung, von Totila's Abschwenkung nach Rom bei Pons padri, von Totila's Eindringen auf dem Tiber, von Marses' Ankunft in Italien erfahren.

Ihm war, als kralle sich eine zerdrückende Hand ihm um Herz und Hirn.

Scharf erkannte er, daß Johannes mit einem grimigen Furchen der Brauen dem jungen Trager Schweigen gewinkt.

„Nach Rom?“ widerholte Cethegus tonlos, bald den Fremden, bald Johannes mit seinem Auge durchbohrend.

„Nun ja, freilich nach Rom!“ rief endlich Johannes. „Zenon, dieser Mann ist Cethegus, der Präfect von Rom.“

Der junge Byzantiner neigte sich mit dem Ausdruck, mit welchem man etwa ein vielgenanntes Ungethüm zum ersten Mal vor sich sieht.

„Cethegus, Zenon hier, der Archon, der bisher am Euphrates gefochten, ist erst gestern Abend mit persischen Bogenschützen aus Byzanz angekommen.“

„Und sein Bruder?“ frug Cethegus, „ist nach Rom!“

„Mein Bruder Megas,“ antwortete, nun gefaßt, der Byzantiner, „hat den Auftrag, dem Präfecten von Rom“ — und hier neigte er abermals das Haupt — „die neu erfundenen Doppelballisten für die Wälle Roms zur Verfügung zu stellen.“

Er hat sich lange vor mir eingeschifft: — so glaubt'

ich ihn schon vor mir eingetroffen und mit dir nach Rom abgezogen.

Aber seine Fracht ist schwer.

Und ich freue mich, den gewaltigsten Mann des Abendlands, den glorreichen Vertheidiger des Hadrianusgrabes von Angesicht kennen zu lernen."

Aber Cethegus warf noch Johannes einen scharfen Blick zu und wandte sich dann, mit kurzem Abschiedsgruß an alle Versammelten, zum Gehen.

Nach einigen Schritten sah er rasch, plötzlich sich wendend, um und bemerkte, wie Johannes mit beiden Fäusten drohend auf den geschwägigen jungen Archonten vom Euphrat hinein schalt.

Ein kalter Schauer rüttelte den Präfecten.

Er wollte auf dem kürzesten Wege nach seinem Zelt zurückgehn und unverzüglich, ohne Sypbar und seine Entdeckungen abzuwarten, zu Pferde steigen und, sonder Abschied, nach Rom eilen.

Um jenen kürzesten Weg zu erreichen, wollte er aus des Johannes Lager heraus treten und auf der Sehne des großen Lagerbogens seine eignen Zelte gewinnen.

Vor ihm ritten einige persische Schützen aus dem Lager: auch Bauern, welche Wein verkauft hatten, ließen die Wachen unbehindert hindurch.

Es waren Langobarden, welchen, wie überall, auch in diesem Lagertheil, Marses die Lagerausgänge übertragen.

Sie hielten ihn an mit gefällten Speeren, als er den Landleuten folgen wollte.

Er griff zornig in die Lanzen, rasch sie theilend.

Da stieß der Eine der Langobarden in's Horn: die andern schlossen sich wieder fest vor ihm.

„Befehl des Marses!“ sprach Autharis, der Führer.

„Und jene?“ frug Cethegus auf die Bauern und die Perser deutend.

„Sind nicht du,“ sprach der Langobarde.

Eine Schar Lagerwachen war noch herbeigeeilt auf jenen Hornruf.

Sie spannten die Bogen.

Cethegus wandte ihnen schweigend den Rücken und ging auf dem gleichen Wege, der ihn hergeführt, zurück nach seinem Zelt.

Vielleicht war es nur sein plötzlich erregtes Mißtrauen, welches ihm vorspiegelte, alle Byzantiner und Langobarden, durch welche er dahin schritt, wichen ihm mit halb spöttischen, halb mitleidigen Blicken aus.

Vor seinem Zelt frug er die isaurische Schildwache: „Sypfax zurück?“

„Ja, Herr, längst. Er harret deiner sehnlich im Zelt. Er ist verwundet.“

Rasch schlug Cethegus die Vorhänge zurück und trat ein.

Da flog ihm Sypfax, bleich unter seiner Broncehaut, entgegen, umklammerte seine Kniee und flüsterte mit leidenschaftlicher, verzweifelter Erregung:

„O mein Herr, mein großer Löwe! Du bist umgarnt — verloren — nichts kann dich mehr retten“

„Mäßige dich, Sklave!“ gebot Cethegus. „Du blutest —“

„Es ist nichts! Sie wollten mich nicht in dein Lager zurück lassen — sie sungen in scheinbarem Scherz Streit mit mir an, aber ihre Messerstiche waren bitterer Ernst —“

„Wer? Wessen Messerstiche?“

„Der Langobarden, Herr, welche seit einer halben Stunde alle Ausgänge deines Lagers doppelt besetzt haben.“

„Ich werde Marses um den Grund fragen,“ drohte Cethegus.

„Der Grund das heißt der Vorwand — er sandte Kabadas, dir das zu melden — ist ein Ausfall der Gothen. —

Aber, o mein Löwe — mein Adler — mein Palmbaum — mein Brunnquell — mein Morgenstern — du bist verloren!“

Und wieder warf sich der Numider auf das Antlitz vor seinen Herrn und bedeckte dessen Füße mit glühenden Thränen und Küssen.

„Erzähle — der Ordnung nach,“ sprach Cethegus, sich an den Mittelpfahl des Zeltes lehrend, mit auf dem Rücken gekreuzten Armen und hoch das Haupt empor gerichtet: nicht auf Sphax verzweifelttes Antlitz, in die leere Ferne schien er zu schauen.

„O Herr — ich werd's nicht können in klarer Folge — Also — ich erreichte das Schilfversteck — ich brauchte kaum zu tauchen — mich barg das Geröhrcht — das Badezelt ist von dünnem Holz und von Leinwand neu errichtet, nach den letzten Stürmen — Marses kam in

seinem kleinen Bot, Alboin, Basiliskos und noch drei Männer als Langobarden verkleidet — aber ich erkannte Scävola, Albinus —“

„Ungefährlich,“ unterbrach Cethegus.

„Und — Anicius!“

„Irst du dich nicht?“ fuhr Cethegus auf.

„Herr, ich kenne das Auge und die Stimme!

Aus dem Gespräch — ich verstand nicht alle Worte — aber den Sinn ganz klar —“

„Ei, hättest du mir doch die Worte sagen können!“

„Sie sprachen griechisch. Herr: ich verstehe das doch nicht so gut, wie deine Sprache: und die Wellen machten Geräusch und der Wind war nicht günstig.“

„Nun, was sagten sie?“

„Die drei sind erst gestern Abend aus Byzanz eingetroffen — sie forderten sofort deinen Kopf.“

Narses aber sprach:

„Nicht Mord: Richterspruch, nach voll durchgeführtem Proceß: und Richterstrafe.“

„Wann endlich?“ frug Anicius.

„Sobald es an der Zeit.“

„Und Rom?“ frug Basiliskos.

„Rom sieht er niemals wieder.“

„Halt,“ rief Cethegus, „halt inne! Einen Augenblick! Klar muß ich hierin sein.“

Er schrieb ein paar Zeilen auf ein Wachstäfelchen.

„Ist Narses zurück aus dem Bade?“

„Längst.“

„Gut.“

Er gab einem der vor dem Zelte wachenden Isaurier die Wachstafel.

„Augenblicklich bringst du Antwort.

Fahre fort!“

Aber Cethegus vermochte nicht mehr, still zu stehen hastig ging er im Zelte auf und nieder.

„O Herr, in Rom muß ein Ungeheures geschehen sein — ich konnte nicht genau verstehen, was.

Unicius stellte eine Frage: darin nannte er deine Isaurier.

„Den Führer Sandil bin ich los geworden,“ sagte Marses. „Und der Rest ist ja in Rom gut aufgehoben durch Aulus und die Brüder Macer, meine Lockvögel,“ fügte er lachend bei.“

„Kannte er diese Namen?“ frug Cethegus ernst, „braucht’ er dies Wort?“

„Ja, Herr.

Dann sprach Alboin: „gut ist’s, daß die jungen Tribunen fort: es hätte scharf Gesecht gekostet.“

Und Marses schloß: „Alle Isaurier mußten fort. Sollten wir eine blutige Schlacht im eignen Lager schlagen und König Teja plötzlich dazwischen fahren?“

„O Herr, ich fürchte, sie haben deine Treuesten von dir hinweg gelockt.“

„Ich glaub’ es auch,“ sprach Cethegus finster.

„Aber was sprachen sie von Rom?“

„Alboin fragte nach einem Führer, dessen Namen ich nie gehört.“

„Megas?“ rief Cethegus.

„Ja, Megas! so hieß er — woher weißt du —?“

„Gleichviel! Fahre fort! Was ist's mit diesem Megas?“

„Alboin frug: wie lange wohl schon Megas in Rom sei?“

„Jedefalls,“ antwortete Marses, „frühe genug für die römischen Tribunen und die Isaurier.“

Da stöhnte Cethegus laut und schmerzlich aus tiefster Brust.

„Aber die Bürger Roms?“ forschte Scävola, „sie vergötterten diesen Tyrannen und seine jungen Ritter!“

„Ja ehemals: jetzt aber hassen und fürchten sie nichts so sehr als den Mann, der sie mit Gewalt wieder zu Römern, zu Helden machen wollte.“

„Aber wenn sie ihn doch wieder aufnehmen wollten? Abzwingend ist seines Namens Gewalt!“ fragte Albinus.

„Fünfundzwanzigtausend Armenier im Capitol und im Grabmal Hadrians halten die Römer noch strenger gebunden —“

Da schlug sich Cethegus die linke Hand grimmig vor die Stirn.

„Noch strenger gebunden als Pabst Pelagius und ihr Vertrag und Eid.“

„Ihr Vertrag und Eid?“ frug Scävola.

„Ja, ihr Vertrag und Eid! sie haben geschworen: ihre Stadt nur dem Präfecten von Rom zu öffnen.“

„Nun und?“ rief Anicius.

„Nun und: sie wissen und wußten damals schon:

daß seit drei Monaten der Präfect von Rom heißt —  
 Marses!“

„Mir, nicht ihm haben sie geschworen!“

Da warf sich Cethegus schweigend auf das Lager,  
 und verhüllte sein Haupt in seinem purpurgesäumten  
 Mantel.

Keine laute Klage entrang sich mehr der gewaltigen  
 Brust.

„O mein theurer Herr — es wird dich tödten! —  
 Aber ich bin noch nicht zu Ende — du mußt Alles  
 wissen — auf daß dich Verzweiflung zum Aeußersten  
 kräftigt: wie der umstellte Löwe mehr als Löwenkraft  
 gewinnt.“

Cethegus erhob sich wieder.

„Vollende,“ sprach er. „Was ich noch zu hören habe,  
 ist gleichgültig: es kann nur mich, nicht Rom mehr an-  
 gehen.“

„Aber dich geht es furchtbar an.“

„Gestern,“ fuhr Marses fort — nach einigen Reden,  
 welche das Wellengeräusch mir entzog, „gleichzeitig mit  
 der langermwarteten Nachricht aus Rom —“

„Welche Nachricht?“ frug Cethegus.

„Das sagte er nicht. — „Gleichzeitig brachte Zenon mir  
 die Weisung, das versiegelte Schreiben des Kaisers zu  
 öffnen: denn mit Recht nimmt dieser nach meinem letzten  
 Bericht an, daß den Untergang der Gothen jeder Tag  
 herauf führen kann.“

Ich öffnete und“ — „o Herr — es ist schrecklich —“  
 „Rede!“



„Des großen Justinianus ganze Kleinheit spricht daraus,“ sprach Marses.

„Er würde ihm, glaub' ich, viel leichter verzeihn, daß er den Kaiser der Gerechtigkeit fast dahin verleitet, den allgetreuen Belisar zu blenden, als Justinianus ihm verzeiht, mit Theodora im Bunde, als „Verführer Theodora's!“ — ein furchtbarer Anachron — mehr verstand ich nicht —“

„Anachronismus!“ sagte Cethegus, ruhig verbessernd.

— „Den Kaiser hintergangen, überlistet zu haben.

Das Los, das er Belisar um ein Haar bereitet hätte, soll ihn selbst treffen —

Blendung.“

„Wirklich?“ lächelte Cethegus. Doch er griff an den Dolch.

„Und jene Strafe, die er, gotteslästerlich Christi Tod entweihend und Kaiser Constantins Gesetz verletzend, in seinem Rom wieder eingeführt —“

„Was kann er damit meinen?“ forschte Syphax bang.

„Kreuzigung!“ antwortete Cethegus, den Dolch wieder bergend.

„O Herr!“

„Gemach, noch hang' ich nicht in der Luft: noch schreite ich fest auf der helden-nährenden Erde. Vollende.“

„Ich aber bin,“ fuhr Marses fort, „der Feldherr und nicht der Folterknecht Justinians: und er wird sich wohl begnügen müssen, wenn ich des tapfern Mannes Haupt nach Byzanz schicke.“

„Aber, o nur das nicht — nur das nicht, Herr! wenn wir sterben müssen.“

„Wir?“ lächelte Cethegus, wieder ganz gesammelt. „Du hast nicht mit Theodora den großen Kaiser der Romäer überlistet. Dir droht nicht Gefahr.“

Aber Sypbar fuhr fort:

„Weißt du's denn nicht? o zweifle nur daran nicht: — ganz Afrika weiß es — fehlt der Leiche das Haupt, muß die Seele als unrein niedres Gewürm ohne Kopf Aeonen lang durch Schlamm und Roth schleichen. O nur nicht dein Haupt vom Kumpfe getrennt!“

„Noch ruht es fest auf diesem Nacken, wie auf dem Atlas das Himmelsgewölbe.“

Still — man kommt.“

Der Isaurier, welchen er an Narses gesendet, brachte die versiegelte Antwort:

„An Cethegus Cäsarius Narses magister militum.“

Deinem Wunsch, nach Rom aufzubrechen, steht auch heute nichts im Wege.“

„Ich begreife jetzt,“ sprach Cethegus.

„Die Lagerwachen haben Befehl, dich abreiten zu lassen.“

Doch geb' ich dir, falls du auf der Abreise beharrst, tausend Langobarden, unter Alboin, zur Bedeckung mit.

Die Straßen sind unsicher durch versprengte Gothen.

Da, allem Anschein nach, heute noch oder morgen ein Durchbruchversuch der Gothen droht und wiederholt tollkühnes Verlassen der Lager den Verlust von Führern und Truppen herbeigeführt hat, ist niemanden mehr ohne

meine Erlaubniß das Lager zu überschreiten verstattet und haben alle Wachen, auch die Zeltwachen, meine verlässigen Langobarden bezogen."

Masch sprang Cethegus gegen die Thüre seines Zeltes und riß sie auf: seine vier Isaurier wurden eben abgeführt, zwanzig Langobarden unter Autharis zogen vor seinem Zelte auf.

„Ich dachte noch an Flucht für heute Nacht,“ sprach er zu Syphtar.

„Sie ist abgeschnitten.

Und es ist besser so, würdiger.

Lieber den Gothenspeer in die Brust als den Griechenpfeil in den Nacken.

Aber Marses ist noch nicht zu Ende:

„In meinem Zelt magst du vernehmen, welche Maßregeln ich gegen das durch den Ausfall der Barbaren drohende, vielleicht sehr große Blutbad getroffen.

Noch aber habe ich eine dir schmerzliche Mittheilung zu machen.

Gestern Abend über See von Rom eingelaufne Nachrichten melden, daß deine Tribunen und der größte Theil der Isaurier in Rom —“

„Ha, mein Vicinius, Piso, Julianus!“ schrie der Präfect aus seiner eisigen, todesverachtenden Ruhe durch heißen Schmerz emporgeschreckt —

„Getödtet worden sind.

Sie weigerten, friedlich eingelassen“ — „ha schändlich

hinein gelockt!“ — „dem Kaiser den Gehorsamseid: sie wollten, gegen den Vertrag, Gewalt brauchen, Lucius Licinius wollte das Capitol mit Sturm nehmen, Salvius Julianus das Grabmal Hadrians — Piso die Porta latina — sie fielen, jeder vor seinem Angriffsziel: — der Rest der Söldner ist gefangen.“

„Mein zweiter Julius folgt dem ersten nach!“ sprach Cethegus.

„Nun, ich brauche keinen Erben mehr: — denn Rom wird nicht mein Eigenthum und Nachlaß.“

Es ist vorbei. — —

Der große Kampf um Rom ist aus.

Und die dumpfe Ueberzahl, die kleine Pfißigkeit hat gestegt, wie über der Gothen Schwerter, so über des Cethegus Geist.

O Römer — Römer, „auch ihr, meine Söhne?“ ja, meine Bruti seid ihr! —

Komm, Syphax, du bist frei.

Ich gehe in den Tod —: geh du frei zurück in deine freie Wüste.“

„O Herr,“ rief Syphax, laut aufschluchzend und sich auf den Knien vor ihm hinwälzend — „stoß mich nicht von dir: ich bin nicht minder treu als Aspa ihrer Herrin war: — laß mich mit dir sterben.“

„Es sei,“ sagte Cethegus ruhig, die Hand auf des Mauren Haupt legend.

„Ich hab' dich lieb gehabt — mein Panther —: spring' denn mit mir in den Tod.“

Reiche mir Helm, Schild, Schwert und Speer."

"Wohin?"

"Erst zu Karfes."

"Und dann?"

"Auf den Vesuvius!"

## Vierzehntes Capitel.

---

Die Absicht König Teja's war gewesen, in der kommenden Nacht mit allen Waffenfähigen, bis auf einige Wächter des Engpasses, sich vom Vesuv herab auf das Lager des Marses zu werfen und in demselben, begünstigt durch das Dunkel und die Ueberraschung, noch ein furchtbares Blutbad anzurichten: war der Letzte der Ausfallenden erlegen und drohte nun, etwa bei Tagesanbruch, der Angriff auf den Paß, so sollten die Wehrunfähigen, welche nicht die Knechtschaft dem Tode vorzogen, durch den Sprung in den nahen Krater des Vesubs ein freies Grab suchen, wonach auch die Bertheidiger des Passes durch Hervorbrechen aus der Schlucht ein rasches Ende machen sollten.

Es hatte den König mit freudigem Stolz erfüllt, daß auch nicht Eine Stimme unter den Tausenden von Frauen und Mädchen — denn alle Knaben vom zehnten Jahre an und alle Greise wurden bewaffnet — die entehrende Sklaverei und das Leben statt des Todes im Vesuv gewählt hatte, als Teja den Versammelten in der Wagenburg die Wahl anheim gestellt.

Sein Heldenherz erfreute sich an dem Gedanken, daß sein ganzer Stamm in einer, in der Geschichte der Völker unerhörten That, in glorreichem Heldentod, wie Ein Mann, seine große Vergangenheit ruhmvoll besiegeln wollte.

Dieser Verzweiflungs-Gedanke des tod-grimmen Helden wurde nicht verwirklicht: aber sein brechendes Auge sollte statt jenes grauenhaften Bildes, ein helleres, ein ver-söhnendes schauen.

Marses, immer wachsam und vorsichtig, hatte schon vor Johannes und Cethegus die drohenden Vorbereitungen der Feinde wahrgenommen und den Rath der Feldherrn auf die fünfte Tagesstunde in sein Zelt berufen, seine Gegenmaßregeln zu erfahren.

Es war ein wunderbarer, goldner September-Morgen: voll Schimmer des Lichts und Schimmer des Dufts über Land und Meer: wie er in solcher strahlenden Schönheit auch in Italien nur über den Golf von Bajä sich ergießt.

In den lichtgesättigten Himmel stieg spielend die weiße Kräuselwolke des Bewus: mit rythmischem Anschlag rollten die letzten, leisen Meereswellen, wie huldigend, an das wunderschöne Land.

Da schritt hart an dem Saume der Fluth hin, so daß die rollenden Wellen manchmal seine gepanzerten Füße berührten, langsam, den Speer über der Schulter, von dem linken Lagerflügel her, einsam, ein gewaltiger Mann.

Die Sonne glitzerte auf seinem runden Schild, auf

dem prachtvollen Panzer: der Seewind spielte in seinem purpurnen Helmbusch.

Es war Cethegus: und er schritt auf dem Todesweg.

Nur von Weitem folgte ihm, ehrfürchtig, der Maure.

Angelangt an einem schmalen Vorsprung des Küstenlandes in den Golf hinein, ging er bis an die äußerste Spitze dieser kleinen Landzunge, wandte sich und blickte nach Nordwesten.

Dort lag Rom: sein Rom.

„Lebt wohl,“ sprach er tief bewegt, „lebt wohl, ihr sieben Hügel der Unsterblichkeit.

Leb wohl, Tiberstrom, der du den ehrwürdigen Schutt der Jahrhunderte dahin spülst: zweimal hast du mein Blut getrunken, zweimal mich gerettet.

Nun rettest du mich nicht mehr, befreundeter Flußgott!

Gerungen hab' ich und gekämpft um dich, mein Rom, wie Keiner, wie selbst Cäsar nicht, vor mir.

Die Schlacht ist aus: geschlagen ist der Feldherr ohne Heer.

Ja, ich erkenne es nun: Alles kann der gewaltige Geist des Einzelnen ersetzen, nur nicht ein fehlend Volk.

Sich selbst jung erhalten kann der Geist, nicht Andre verjüngen.

Ich habe das Unmögliche gewollt.

Aber das Mögliche erreichen ist — gewöhnlich.

Und spränge mir noch einmal aus meines zertrümmerten Cäsar Marmorhaupt der große Gedanke entgegen dieses Kampfes um Rom — gepanzert, wie Athene aus



dem Haupte des Zeus — — ich kämpfte ihn noch einmal, diesen Kampf.

Denn besser ist's, um das Uebermenschliche ringend erliegen, als in der dumpfen Ergebung unter das Gemeine dahin gehn.

Du aber sei mir gesegnet" — und er kniete nieder und neigte die heiße Stirn unter dem ehernen Helm mit der salzigen Fluth — „du aber sei mir gesegnet, Ausonia's heilige Meerfluth: sei mir gesegnet, Italia's heiliger Boden“ — und er griff mit der Hand tief in den Sand der Küste: „dankbar scheidet von dir dein treuester Sohn —: erschüttert, nicht von dem Grauen des nahenden Todes, erschüttert allein von deiner Herrlichkeit. Lange Jahrhunderte ahn' ich für dich drückender Fremdherrschaft: ich habe sie nicht von dir zu wenden vermocht: aber mein Herzblut bring ich als Wunsch-Opfer dar: ist der Lorber deiner Weltherrschaft verdorrt für immer — dir lebe fort, unzertretbar, still grünend unter dem Staube, die Olive des Freiheitsinns und deines Volkes edle Eigenart: und einst leuchte der Tag dir herauf, mein Rom, mein italisches Land, da kein Fremder mehr herrscht auf deinem geheiligten Boden, da du allein dir selber gehörst von den heiligen Alpen zum heiligen Meer.“

Und ruhig erhob er sich nun und schritt, rascheren Ganges, nach dem Mittel-Lager und dem Feldherrnzelt des Marses.

Bei'm Eintreten fand er die Heerführer alle ver-

fammelt und Marses rief ihm freundlich entgegen. „Zur guten Stunde kommst du, Cethegus.“

Zwölf meiner Feldherrn, die ich auf einem Bund der Tollheit ertappt, wie sie etwa Barbaren, aber nicht Schüler des Marses, begehen möchten, haben sich zur Entschuldigung auf dich berufen: es könne keine Tollheit sein, woran sich der geistesgewaltige Cethegus selbst betheilige. Sprich, bist du wirklich jenem Waffenbund gegen Teja beigetreten?“

„Ich bin's und ich gehe gerad' von hier — laß mir den Vortritt, Johannes, ohne Losung — auf den Befehl. Die Wachtstunde des Königs naht.“

„Das gefällt mir von dir, Cethegus.“

„Danke: es spart dir wohl manche Mühe, Präfect von Rom,“ erwiderte Cethegus.“

Eine Bewegung der höchsten Ueberraschung ging durch alle Anwesenden: denn auch die Eingeweihten staunten über seine Kenntniß der Lage.

Nur Marses blieb ruhig: leise sagte er zu Basiliskos:

„Er weiß Alles. Und das ist gut.“

„Nicht meine Schuld, Cethegus, daß ich dir nicht früher deine Ersetzung durch mich mitgetheilt: der Kaiser hatte es streng verboten.“

Ich lobe deinen Entschluß, Cethegus. —

Denn er stimmt zu meinen besten Absichten. —

Die Barbaren sollen nicht das Vergnügen haben, heute Nacht nochmal eine Myriade unserer Leute zu schlachten.

Wir rücken sofort mit allen unsern Truppen, auch

den beiden Flügeln, bis auf Speerwurf-Weite vor den Engpaß: sie sollen nicht Raum zum Anlauf gewinnen: und ihr erster Schritt aus der Mündung der Schlucht soll sie in unsre Lanzen führen.

Ich habe auch nichts dagegen, Cethegus, wenn Freiwillige jenen König der Schrecken bestehen —: mit seinem Tode, hoff' ich, löst sich der Barbaren Widerstand.

Nur Eins macht mich besorgt.

Ich habe die „jonische Flotte“ längst hieher beschieden, — ich hatte die Entscheidung einige Tage früher erwartet — und sie bleibt aus.

Sie soll mir die gefangnen Barbaren sofort aufnehmen und nach Byzanz schaffen.

Kam noch der Schnellsegler nicht zurück, Nauarch Konon, den ich auf Kundschaft durch die Meerenge von Regium geschickt?“

„Nein, Feldherr! So wenig als ein zweites Eilschiff, das ich selber nachgesandt.“

„Sollte der letzte Sturm die Flotte geschädigt haben?“

„Unmöglich, Feldherr: er war nicht stark genug. Und sie lag ja, nach letzter Botschaft, sicher vor Anker im Hafen von Brundisium.“

„Nun, wir können nicht auf die Schiffe warten. Vorwärts, meine Feldherrn: wir brechen Alle, ich selber mit, sofort gegen den Engpaß auf.“

Leb wohl, Cethegus!

Laß dich die Entsetzung nicht anfechten.

Ich besorge, es würde dir nach der Beendung des Krieges manch' lästiger Proceß drohn.

Du hast viele Feinde: mit Recht und mit Unrecht.  
Böse Wahrzeichen drohn dir ringsumher.

Aber ich weiß: du hast von jeher nur Ein Wahrzeichen geehrt:

„Ein Wahrzeichen nur gilt —“

„Für die Heimath kämpfend zu fallen.

Nur noch Eine Günst: verstatte mir — meine Kaiser und Tribunen ruhen ja in Rom — die Italier und Römer in deinem Heer, welche du unter alle deine Scharen vertheilt hast, um mich zu sammeln und sie gegen die Barbaren zu führen.“

Einen Augenblick besann sich Marses.

„Gut, sammle sie und führe sie! — zum Tode,“ sagte er leise zu Basiliskos. „Es sind höchstens fünfzehnhundert Mann — ich gönne ihm die Freude, an der Spitze seiner Landsleute zu fallen — und sie hinter ihm!“

„Leb wohl, Cethegus.“

Stumm, mit dem erhobenen Speer ihn begrüßend, schritt Cethegus hinaus.

„Hm,“ sagte Marses zu Alboin „— schau' ihm nur ernsthaft nach, Langobarde. Da geht ein merkwürdiges Stück Weltgeschichte dahin.“

„Weißt du, wer da hinausschritt?“

„Ein großer Feind seiner Feinde,“ sagte Alboin ernst.

„Ja, Wölflein, schau dir ihn nochmal an: da geht zu sterben —: der letzte Römer!“ — —

Als alle Heerführer bis auf Basiliskos und Alboin Marses verlassen hatten, eilten aus dem durch Vorhänge

abgesperrten Abschluß des Zeltes Anicius, Scävola und Albinus, noch in langobardischer Kleidung, mit bestürzten Mienen.

„Wie?“ rief Scävola, „du willst dem Richter diesen Mann entziehen?“

„Und dem Henker,“ sprach Albinus, „seinen Leib? und seinen Anklägern sein Vermögen?“

Anicius nur schwieg und ballte die Faust um den Schwertgriff.

„Feldherr,“ rief Alboin, „laß die zwei Schreier meines Volkes Kleidung von sich legen. Mich ekelt dieser Kläffer.“

„Du hast nicht Unrecht, Wölflein!

Ihr braucht euch nicht mehr zu vermunnen,“ sprach Marses.

„Ich bedarf eurer nicht mehr als Ankläger.

Cethegus ist gerichtet: das Urtheil vollstrecken wird — König Teja.

Ihr aber, Rabenschnäbel, sollt nicht noch einhacken auf den todtten Helden.“

„Und Kaiser Justinians Befehl?“ frug hartnäckig Scävola.

„Todte Männer kann auch Justinianus nicht blenden und kreuzigen lassen. Wenn Cethegus Cäsarius gefallen, kann ich ihn nicht wieder aufwecken, für des Kaisers Grausamkeit. Von seinem Gold aber, Albinus, erhältst du keinen Solidus: und du, Scävola, von seinem Blute keinen Tropfen. Sein Gold ist dem Kaiser, sein Blut den Gothen, sein Name der Unsterblichkeit verfallen.“

„Den Tod des Helden gönnst du diesem Bösewicht?“  
frug grollend jetzt Anicius.

„Ja, Sohn des Boëthius: denn er hat ihn verdient.

Du aber hast ein tüchtig Recht auf Rache an ihm:  
— du wirst dem Gefallenen das Haupt abschlagen und  
nach Byzanz dem Kaiser bringen!

Hört ihr die Tuba? das Gefecht begann!“

---

## Fünfzehntes Capitel.

---

Als König Teja das ganze Heer des Marses gegen die Mündung des Engpasses in Bewegung sah, sprach er zu seinen Helden:

„Wohlan: so schaut denn statt der Sterne die Mittagssonne den letzten Kampf der Gothen. Das ist die einzige Aenderung unsres Entschlusses.“

Er stellte eine Anzahl von Kriegern vor der Lavahöhle auf, wies ihnen die Leiche Theoderichs, auf purpurner Bahre aufgerichtet, und den Königshort und trug ihnen auf, während der Kampf um den Engpaß toben würde, die Purpurbahre und die Truhen in den Vesuv zu schleudern auf Adalgoths Wink, dem er mit Wachs die letzte Obhut des Passes anbefahl.

Die Unwehrhaften drängten sich um die Lavahöhle zusammen —: man sah keine Thräne, man hörte kein Schluchzen.

Die Krieger aber ordnete Teja nach Hundertschaften, und innerhalb derselben nach den Sippen, so daß Väter und Söhne, Brüder und Vettern neben einander fochten: ein Gefüge der Schlachthausen, dessen grimmige Zähig-

keit die römischen Legionen seit den Tagen der Kimbern und Teutonen, des Arivist und des Armin erprobt.

Die natürliche Beschaffenheit des letzten Schlachtfeldes der Gothen wies von selbst auf die alte, von Odhin gelehrte Schlachtordnung zum Angriff aus dem Engpaß: den Keil.

Die tiefen, dichten Colonnen der Byzantiner standen nun, wohl gegliedert, staffelförmig von dem Meeresufer an bis auf Speerwurfweite vor des Passes Mündung hintereinander aufgestellt: — ein prachtvoll schöner, aber fürchtbarer Anblick.

Die Sonne glänzte auf ihren Waffen, indeß die Gothen im Schatten der Felsen standen: weit über die Lanzen und Feldzeichen der Feinde hinweg blickten die Germanen bis in das lachende, schimmervolle Meer, welches in wonnigem Licht-Blau strahlte.

König Teja stand neben Adalgoth, der das Banner Theoderichs trug, in der Mündung des Passes.

Der Dichter regte sich in dem Heldenkönig.

„Sieh hin,“ sprach er zu seinem Liebling, „wo könnten wir schöner sterben?“

Nicht im Himmel der Christen, nicht in Meister Silbebrands Asgard oder Breidablick kann es schöner sein.

Auf, Adalgoth, laß uns hier sterben, unfres Volkes und dieser schönen Todesstätte werth.“

Und er warf den Purpurmantel zurück, welchen er über der schwarzen Stahlrüstung getragen, nahm die



kleine Harfe in den linken Arm und sang mit leiser, verhaltner Stimme:

„Vom fernsten Nord bis vor Byzanz,  
 Bis Rom — wельch' Sieges-Wallen!  
 Der Gothen Stern stieg auf in Glanz: —  
 In Glanz auch soll er fallen.

Die Schwerter hoch, um letzten Ruhm  
 Mit letzter Kraft zu werben: —  
 Fahrwohl, du stolzes Heldenthum: —  
 Auf, Gothen, — laßt uns sterben!“

Und mit kräftigem Schlag zerschmetterte er die im Tode noch hellauflingende Harfe an dem Fels zu seiner Linken.

„Nun, Adalgoth, leb wohl! Hätt' ich die Reste meines Volkes retten können!

Nicht hier! Aber mit freiem Abzug gen Norden!  
 Es sollte nicht sein. Marses würd's kaum gewähren.  
 Und die letzten Gothen bitten nicht. Zum Tod!“

Und die mächtige Streitart an lanzengleichem Schaft erhebend, die gefürchtete Waffe, trat er an die Spitze des Keils.

Hinter ihm Aligern, sein Vetter, und der alte Silberbrand.

Hinter diesen Herzog Guntharis von Tusciem, der Wölsung, Graf Grippa von Ravenna und Graf Wisand von Bolsinii, der Bandalarius.

Hinter diesen Wisand's Bruder: Ragnaris von Tarentum, und vier Grafen, dessen Gesippen.

Darauf in steigender Breite je sechs, zehn Gothen. Den Schluß bildeten dichte Haufen, je nach Zehnschaften geordnet.

Wadis, neben Adalgoth in dem Engpaß haltend, gab, auf des Königs Wink, das Zeichen mit dem gothischen Heerhorn.

Und nun brach die Sturm-Schar ausfallend aus der Schlucht.

Auf der nächsten breiteren Stelle vor dem Paß hielten die mit Johannes verbündeten Helden: nur Alboin, Gifulf und Cethegus fehlten noch.

Hinter jenen zehn Führern standen zunächst Langobarden und Heruler, welche sofort einen Hagel von Speeren und Pfeilen auf die vorbrechenden Gothen schleuderten.

Zuerst sprang gegen den König, welchen die Backenkrone auf dem schwarzen, geschlossnen Helm kenntlich machte, Althias der Armenier.

Sofort fiel er mit zerspaltnem Haupt.

Der zweite war der Heruler Rodulf: er rannte den Speer mit beiden Händen, links gefällt, wider Teja.

Dieser fing den Stoß unerschüttert mit dem schmalen Schild und stieß dem von dem Anprall Zurücktaumelnden die lanzengleiche Spitze des Schlachtbeils in den Leib.

Ehe er die Waffe aus dem Geschupp des Waffenrocks reißen konnte, waren zugleich Suartua, des gefallnen Herulers Neffe, der Perser Rabades und der Bajuware Garizo heran.

Letztem, dem kühnsten und nächsten, stieß Teja den

Schnabel des Schildes vor die Brust, daß er über den schmalen, glatten Lavasteig zur Rechten hinab stürzte.

„Jetzt hilf, o heil'ge Waldfrau von Neapolis!“ betete der Lange, die weil er flog, „die du mir durch all' diese Kriegsjahre geholfen“: und wenig geschädigt kam Miriams Bewunderer unten an, nur schwer betäubt vom Fall.

Dem Heruler Suartua, der das Schwert über Teja's Haupt schwang, schlug Aligern, hinzuspringend, den Arm sammt dem Schwerte glatt vom Kumpf. Er schrie und fiel.

Dem Perser Rabades, welcher den krummen Säbel von unten schließend gegen des Königs Weichen hob, zerschlug der alte Hildebrand mit der Steinart Bisir, Antlitz und Gehirn.

Teja, seiner Streitart wieder mächtig und der nächsten Angreifer ledig, sprang nun selbst zum Ansturm vor.

Er warf die Streitart im Schwung gegen einen im Eberhelm (Helm mit Haupt und Hauern des Wldebers) heranschreitenden Feind: Spurulf der Alamanne war's: er stürzte rücklings.

Ueber ihn beugte sich Badomar, sein Gefippe, und wollte des Gothen-Königs schreckliche Waffe an sich reißen: aber im Flug war Teja zur Stelle, das kurze Schwert in der Rechten: hoch blitzte es und Badomar fiel todt auf seinen todtten Freund.

Da rannten zugleich die beiden Franken Chlotachar und Bertchramn, die Francisca, eine Teja's Streitbeil ähnliche Waffe, schwingend, herzu: beide Aexte sausten zu-

gleich: die eine fing Teja mit dem Schild auf: die zweite, die hoch im Bogen, sein Haupt bedrohend, heranslog, parirte er mit dem eignen Beil: und rasch stand er zwischen den beiden Feinden, schwang die Art im Kreise furchtbar um seinen Helm und auf Einen Schwung sanken beide Franken nach links und rechts mit zerspelten Sturmhauben.

Da traf saufend des Königs Schild ein Speer aus nächster Nähe: er durchbohrte den Stahl-Rand und streifte leicht den Arm: während Teja sich gegen diesen Feind wandte — der Burgunde Gundobad war's — lief ihn von hinten der Gepide Ardarich mit dem Schwerte an und schlug ihm einen schweren Streich auf das Helmdach: im Augenblick aber fiel Ardarich von Herzog Guntharis' Wurfspeer durchbohrt: und den Burgunden Gundobad, welcher sich grimmig wehrte, drückte der König mit dem Schild erst auf's Kniee: er verlor den Helm und Teja stieß ihm den Schildstachel in die Kehle.

Aber schon standen Taulantius, der Illyrier, und Autharis, der Langobarde, vor ihm: mit schwerer Keule aus der Wurzel der Steineiche schmetterte der Illyrier auf des Königs Schild und schlug ein Stück des untern Stahlrands heraus: gleichzeitig traf, dicht über diesem Sprung, des Langobarden Lanzenwurf den Schild und riß den Beschlag um den Schildnabel hinweg, schwer in dem Schilde haftend mit langem Widerhaken und ihn nach unten zerrend.

Und Taulantius hob schon die Keule gegen des Königs Bisir.

Da entschloß sich Teja kurz: den halbzertrümmerten Schild opfernd, schmetterte er diesen mit dem Stachel in des Illyriers visirloses Antlitz, den Schild fahren lassend: und fast gleichzeitig stieß er dem anstürmenden Nutharis des Schlachtbeiles Spitze durch den Ringpanzer in die Brust.

Aber nun stand der König ohne Schild: und die feindlichen Fernkämpfer verdoppelten ihre Speere und Pfeile.

Mit Beil und Schwert nur wehrte Teja den von allen Seiten dicht heransausenden Geschossen.

Und ein Hornruf von dem Paß her mahnte ihn, umzuschauen.

Da sah er den größten Theil der von ihm aus der Schlucht geführten Krieger gefallen: die Ferngeschosse, die zahllosen, hatten sie niedergestreckt: und schon hatte sie, von der Linken einschwenkend, eine starke Schar Vangobarden, Perser und Armenier von der Flanke erfaßt und im Nahkampf erreicht: von rechts aber sah der König eine Colonne von Thrakern, Makedonen und Franken mit gefüllten Speeren auf die Wächter am Engpaß andringen, während eine dritte Abtheilung: Gepiden, Alamannen, Isaurier und Illyrier ihn selbst und das schwache, noch hinter ihm haltende Häuflein von dem Rückweg nach dem Engpaß abzutrennen versuchte.

Scharf blickte Teja nach dem Engpaß: da verschwand für einen Augenblick das Banner Theoderichs: es schien gefallen.

Dies entschied des Königs Entschluß.

„Zurück, zum Paß! Rettet Theoderichs Panier!“ so

rief er den hinter ihm Kämpfenden zu und stürmte zurück, indem er die ihn umgarnende Schaar durchbrechen wollte.

Aber dieser war es grimmiger Ernst: denn Johannes führte die Isaurier.

„Auf den König!“ schrie er. „Laßt ihn nicht durch, laßt ihn nicht zurück. Speere! Werft!“

Nun war Aligern heran:

„Nimm rasch meinen Schild.“

Teja ergriff den dargebotnen Büffelschild —: in diesem Augenblick flog des Johannes Wurflanze und hätte des Königs Visir durchbohrt, hob dieser nicht gerade noch den neugewonnenen Schild.

„Zurück zum Paß!“ rief Teja nochmal und rannte mit solcher Gewalt gegen den anstürmenden Johannes, daß dieser rücklings niederstürzte: die zwei nächsten Isaurier erschlug der König.

Und nun eilten Teja, Aligern, Guntharis, Hildebrand, Grippa, Wisand und Ragnaris schleunig gegen den Paß.

Aber hier tobte bereits der Kampf.

Alboin und Gisulf hatten hier gestürmt und ein schwerer, spitzer Lavablock, von Alboin mit zwei Händen geschleudert, hatte Adalgoth auf den Schenkel getroffen und für einen Augenblick in's Knie gestürzt.

Doch schon hatte Wachs das sinkende Banner Theoderichs ergriffen und Adalgoth selbst, sich aufraffend, den eindringenden Langobardenfürsten mit dem Schildstachel aus dem Engpaß gestoßen.

Des Königs und seiner umgebenden Helden plötz-

liche Rückkehr machte den Bedrängten Luft: haufenweis fielen die Langobarden vor den unerwarteten Angreifern im Rücken: mit Geschrei brachen zugleich die Wächter des Passes hervor und rasch sprangen und liefen die Langobarden, ihre Führer mit fortreißend, über die Lavaflippen hinab.

Aber nicht weit kamen sie.

Da nahm sie der Isaurier und Illyrier, der Gepiden und Alamannen starker Schlachthause, geführt von Johannes, auf.

Dieser hatte, zähneknirschend, sich erhoben, den Helm zurecht geschoben und war sofort, Kehrt commandirend, gegen den Paß gerückt, welchen Teja nun erreicht.

„Vorwärts,“ befahl er, „hieher zu mir, Alboin, Gisulf, Vitalianus, Zenon, drauf! laßt sehn, ob dieser König denn wirklich ganz unsterblich ist.“

Teja hatte nun wieder seine alte Vorkämpferstellung, an der Mündung des Passes, eingenommen und lehnte, sich verkühlend, auf seinem Beil=Schast.

„Nun, Barbarenkönig, geht's zum Ende. Bist du wieder in dein Schneckenhaus gekrochen? Komm heraus oder ich schlag' dir ein Loch in's Haus! Komm heraus, wenn du ein Mann bist!“ So rief Johannes und wog den Wurfspieß.

„Gebt mir drei Speere!“ sprach Teja und reichte Schild und Art dem verwundet neben ihm stehenden Adalgoth. „So! nun, sowie er gefallen, folgt mir.“

Und ohne Schild trat er einen Schritt in's Freie, in jeder Hand Speere.

„Willkommen im Freien! Und im Tode!“ rief Johannes und warf.

Meisterhaft war sein Wurf gezielt, scharf auf des Königs Helm=Vizir.

Aber Teja bog den Kopf zur Rechten und an der Felswand splitterte die kräftig geschleuderte Eschenlanze.

Sowie Teja mit der Rechten nun seinen ersten Speer entsandte, warf sich Johannes auf das Antlitz: der Speer traf und tödtete Zenon hinter ihm.

Rasch war Johannes wieder auf den Füßen und schoß, wie der Blitz, auf den König los: den zweiten Speer, welchen des Königs Rechte entsandte, fing er mit dem Schild.

Aber Teja hatte diesmal augenblicklich, nach dem Wurf aus der Rechten, auch aus der gleich geübten Linken eine Lanze geschleudert: und diese, von dem Anrennenden nicht bemerkt, durchbohrte den Schuppenpanzer und die Brust des tapfern Mannes, im Rücken hervordringend.

Er fiel.

Da saßte seine Isaurier und Illyrier Entsetzen —: denn er galt nach Belisar für den ersten Helden von Byzanz.

Sie schrieen laut auf, wandten den Rücken und flohen, in wilden Säzen, ordnungslos, den Berg herab springend, verfolgt von Teja und seinen Helden.

Einen Augenblick hielten noch die wieder gesammelten Langobarden.



„Kommt, Gisulf — beiß die Zähne zusammen — bestehn wir diesen König des Todes,“ rief Alboin.

— Aber da stand schon Teja — hoch blitzte sein schreckliches Beil: — zwischen ihnen: durch den Ringpanzer tief in die rechte Schulter gehaun stürzte Alboin und gleich darauf Gisulf mit zerschmettertem Helm.

Da war kein Halten mehr: Langobarden, Gepiden, Alamannen, Heruler, Saurier, Illyrer jagten, in blinder Flucht entscharrt, den Berg hinab.

Sauchzend verfolgten Teja's Genossen: Teja selbst hielt an dem Paß: er ließ sich nur von Wachis Speere reichen und, hoch über die gothischen Verfolger hinweg, im Bogenschuß zielend, traf er Wurf auf Wurf und tödtete, was er erreichte: es waren des Kaisers beste Truppen: sie rissen die nachrückenden Makedonen, Thrakier, Perser, Armenier und Franken mit fort: bis an des Marses Seite flutheten die Versprengten: besorgt hob sich dieser aus seiner Sänfte.

„Johannes gefallen!“

„Alboin schwer wund,“ riefen sie, an ihm vorüber eilend.

„Fliehet! zurück in's Lager!“

„Eine Angriffssturmsäule muß neu —“ sprach Marses, „ha sieh —: da kommt Gethegus zur rechten Zeit!“

Und er war's.

Vollendet hatte er den langen Umritt bei allen Scharen, welchen Marses Römer und Italier zugetheilt, gegliedert hatte er sie in fünf Haufen von je dreihundert

Mann: nun schritt er an ihrer Spitze, der zum Angriff Geordneten, ruhig voran.

Anicius folgte von ferne: Sypbar ging, zwei Speere tragend, hart hinter seinem Herrn.

Die flüchtenden Geschlagenen in ihren Zwischen-Räumen hindurch fluthen lassend rückten die Italier vor: die Meisten alte Legionare aus Rom und Ravenna, Cethegus treu ergeben.

Die gothischen Verfolger stuzten, als sie auf diese frische, übermächtige und wohl geordnete Sturmshar stießen und wichen langsam gegen den Engpaß zurück.

Aber Cethegus folgte.

Ueber die blutige, Leichenbedeckte Stelle, wo Teja zuerst den Bund der Zwölf vernichtet, über den weiter oben gelegnen Kampfplatz, wo Johannes gefallen war, ging er in gleichmäßigem, ruhigem Schritt hinweg, Schild und Speer in der Linken, das Schwert in der Rechten: hinter ihm, die Lanzen gefällt, die Legionare.

Schweigend, ohne Feldruf, ohne Tubatöne rückten sie den Berg empor.

Die gothischen Helden wollten nicht hinter ihren König in den Paß weichen.

Sie hielten vor der Mündung.

Guntharis war der Erste, den Cethegus erreichte.

Des Herzogs Wurffspieß splitterte an seinem Schild: und gleich darauf stieß ihm Cethegus den Speer in die Weichen: in der Wunde brach der tödtliche Schaft.

Graf Grippa von Ravenna wollte den Wölfungen rächen: er schwang, weit ausholend, das lange Schwert

über dem Haupt: aber Cethegus unterließ den Hieb und stieß dem alten Gefolgsmann Theoderichs das breite Römer-Schwert in die rechte Schulterhöhle —: er fiel und starb.

Zornig schritt Wisand, der Bandalarius, gegen Cethegus heran: die Klingen kreuzten sich: Funken stoben aus den Schwertern und den Helmen: da parirte geschickt Cethegus einen allzu ungefügigen Hieb und ehe der Gothe sich wieder gedeckt, stieß er ihm das Schwert in den Schenkel, daß das Blut hochauf spritzte.

Wisand wankte —: zwei Vettern trugen den Verwundeten davon.

Sein Bruder, Ragnaris von Tarent, lief Cethegus von der Seite an: aber den sehr wohlgezielten Speerstoß riß Cyphar, hinzuspringend, in die Höhe: und ehe Ragnaris den Speerschaft losgelassen und das Handbeil aus dem Gürtel gerissen, stieß ihm Cethegus das Schwert zwischen den Augen in die Stirn.

Erschrocken wichen die Gothen vor dem Engpaß dem schrecklichen Römer aus und drängten sich, neben ihrem König vorbei, in die deckende Schlucht.

Nur Aligern, Teja's Vetter, wollte nicht weichen: er warf den Speer so stark auf des Cethegus Schild, daß er diesen durchbohrte: aber Cethegus ließ den Schild sinken und fing den Wild-Anrennenden mit dem Schwert ab: in die Brust gestoßen fiel Aligern in des alten Hildebrand Arme, der, seinen schweren Steinhammer fallen lassend, mit Mühe den Verwundeten an Teja vorbei in den Engpaß tragen wollte.

Zwar auch Aligern hatte gut getroffen: stark blutete des Cethegus Schild-Arm.

Doch er achtete es nicht: nachdringend wollte er beide Gothen, Hildebrand und Aligern, tödten: da ersah Adalgoth den verhaßten Verderber seines Vaters.

„Marich! Marich!“ rief er mit heller Stimme: und vorspringend raffte er des alten Waffenmeisters schwere Steinart vom Boden auf: „Marich,“ rief er nochmal.

Cethegus horchte hoch auf bei diesem Namen.

Da fauste die Steinart, scharf gezielt, heran und schlug schmetternd auf seinen stolz geschweiften Helm: betäubt sank Cethegus um: Sypbar sprang hinzu, faßte ihn mit beiden Armen und riß ihn rückwärts aus dem Gefecht.

Aber die Legionare wichen nicht: sie konnten nicht weichen: hinter ihnen drängten, von Marses nachgeschickt, zwei tausend Perser und Thracier empor.

„Wurfspeere herbei,“ befahl ihr Führer Uniabedes.

„Keinen Nahkampf!“

Mit Wurfspeeren überschüttet den König, bis er fällt.

So hat Marses geboten!“

Und gerne gehorchten die Truppen dem Gebot, das ihr Blut zu sparen verhieß.

Ein so furchtbarer Hagel von Geschossen schlug alsbald wider die schmale Mündung der Schlucht, daß kein Gothe mehr heraus und vor den König zu treten vermochte.

Und nun vertheidigte Teja, den Engpaß mit seinem Leib und seinem Schilde deckend, geraume, sehr geraume Zeit, ganz allein, sein Gothen-Volk.

Bewunderungsvoll hat uns Prokop, nach der Augenzengen Bericht, diesen letzten Kampf des Teja geschildert.

„Nun hab' ich das Gefecht zu schildern, das höchst denkwürdige, und eines Mannes Heldenthum, das hinter keinem derer, die man Heroen nennt, zurück steht — : des Teja. Er stand, Allen sichtbar, mit dem Schilde gedeckt, den Speer zückend, vor der Schlachtreihe der Seinen. Alle tapfersten Römer, deren Zahl groß war, stürmten nur gegen ihn an: denn mit seinem Fall, meinten sie, sei der Kampf zu Ende. Alle schleuderten und stießen auf ihn die Lanzen: er aber fing die Lanzen sämmtlich auf mit seinem Schilde: und er tödtete in plötzlichem Ansprung Einen nach dem Andern, Unzählige. Und wenn der Schild so schwer von Geschossen starrete, daß er ihn nicht mehr halten konnte, winkte er dem Schildträger, der ihm einen neuen reichte: so stand er, nicht sich wendend und etwa auf den Rücken den Schild werfend und weichend: sondern fest, wie in die Erde gemauert, stand er: dem Feinde mit der Rechten Tod bereitend, mit der Linken von sich den Tod abwehrend, und immer dem Waffenträger nach neuen Schilden und neuen Speeren rufend.“

Wachis und Adalgoth waren es, welche — aus dem Königshort waren Schilde und Speere haufenweis herangeschleppt worden — ihm immer neue Waffen reichten.

Endlich sank den Römern, Persern und Thrakiern der Muth, als sie alle ihre Anstrengungen an dem lebendigen Schild der Gothen scheitern und jeden Vordersten

Kühnsten der Ihrigen, von dem Speer des Königs erreicht, fallen sahen.

Sie wankten —: die Italier riefen ängstlich nach Cethegus —: sie flohen.

Da fuhr Cethegus aus seiner langen Betäubung auf.

„Sypbar, einen frischen Speer!

„Halt,“ rief er, „steht, ihr Römer! Roma, Roma eterna!“

Und hoch sich aufrichtend schritt er gegen Teja heran.

Die Römer erkannten seine Stimme.

»Roma! Roma eterna!« antworteten sie und standen.

Aber auch Teja hatte diese Stimme erkannt.

Von zwölf Lanzen starrte sein Schild — er konnte ihn nicht mehr halten: aber da er den Heranschreitenden erkannte, dachte er nicht mehr des Schildwechsels.

„Keinen Schild! Mein Schlachtbeil! Rasch!“ rief er.

Und Wachis reichte ihm die Lieblingswaffe.

Da ließ König Teja den Schild fallen und sprang, das Schlachtbeil schwingend, aus dem Engpaß auf Cethegus.

„Stirb, Römer!“ rief er.

Scharf bohrten die beiden großen Feinde noch einmal Aug' in Auge.

Dann fausten Speer und Beil durch die Luft — denn keiner dachte der Abwehr.

Und beide fielen.

Teja's Beil drang mit der Speerspitze durch Schild und Harnisch in des Cethegus linke Brust.

»Roma! Roma eterna!« rief er noch einmal.

Dann sank er todt zurück. —

Sein Speer hatte den König in die rechte Brust getroffen: nicht todt, aber sterbenswund, trugen ihn Wacsis und Adalgoth in den Paß.

Und sie hatten Eile damit.

Denn als sie endlich den König der Gothen fallen gesehen —: acht Stunden hatte er ununterbrochen gekämpft und es neigte zum Abend —: da rannten alle Italier, Perser, Thrakier und, von unten aufsteigend, neue Schlachthaufen gegen den Engpaß, welchen nun Adalgoth mit dem Schilde deckte: Hildebrand und Wacsis standen hinter ihm.

Des Cethegus Leiche hatte Syphax mit beiden Armen umschlungen und seitwärts aus dem Getümmel getragen.

Laut aufschluchzend hielt er das edle Haupt, im Tode von hehrer Majestät fast über Menschen-Maß hinaus verklärt, auf den Knieen.

Vor ihm, gegen den Engpaß hin tobte der Kampf.

Da bemerkte der Maure, daß Anicius, gefolgt von einer Byzantiner-Schar, — auch Scävola und Albinus erkannte er darunter, — sich ihm, gebieterisch deutend, näherte.

„Halt,“ rief er aufspringend, „was wollt ihr?“

„Das Haupt des Präfecten, dem Kaiser zu bringen,“ sprach Anicius.

„Gehorche, Sklave!“

Aber Syphax stieß einen gellenden Schrei aus —: sein Wurfspeer flog und Anicius fiel.

Und pfeilschnell, ehe die Andern, mit dem Sterbenden beschäftigt, näher gekommen waren, hatte Sypbar die theure Last auf den Rücken gehoben und rannte damit, rasch wie der Wind ungangbare Pfade, die fast senkrechten Lavaklippen hinauf, neben dem Engpaß, eine Wand empor, welche Gothen und Byzantiner bisher als unersteiglich betrachtet.

Sypbar klonn rasch und rascher hinauf.

Sein Richtpunct war die kleine Rauchsäule, welche hart jenseit der Lava-Wand emporstieg.

Denn dicht jenseit der Felsklippe gähnte einer der kleinen Krater-Risse des Vesuv.

Einen Augenblick noch hielt Sypbar inne auf dem Grat des schwarzen Felsens: auf beiden starken Armen hob er des Cethegus Leiche noch einmal wagrecht in die Höhe, der sinkenden Sonne die stolze Gestalt zeigend.

Und plötzlich waren Herr und Sklave verschwunden.

Der Feuerberg hatte mit Sypbar, dem treuen, den todten Cethegus, seine Größe und seine Schuld in dem brennenden Schoße begraben.

Er war entrückt dem kleinen Haß seiner Feinde.

Scävola und Albinus, welche den Vorgang mit angesehen, eilten zu Marses und forderten, man solle an dem Krater nach der Leiche forschen.

Marses aber sprach:

„Gönnt dem Gewalt'gen sein gewaltig Grab. Er hat's verdient.

Mit Lebenden und nicht mit Todten kämpf' ich.“

Aber im gleichen Augenblick fast verstummte auch



der laute klrrende Kampf um den Engpaß, an welchem Adalgoth, nicht unwürdig seines königlichen Harfen- und Speermeisters Teja, dem Ansturm der Feinde heldenmüthig und todeskühn wehrte.

Denn während, hinter Adalgoth stehend, Hildebrand und Wachis plötzlich riefen: „Seht auf das Meer! Das Meer! Die Drachenschiffe! Die Nordlandhelden! Harald! Harald!“ — mahnten von unten, von der Sänfte des Marses her, feierliche Tubatöne zur Einstellung des Kampfes, zur Waffenruhe —: sehr freudig senkten die kampfesmüden Byzantiner die Schwerter.

König Teja aber, der auf seinem Schilde lag — den Speer des Cethegus herauszuziehen, hatte Hildebrand verboten — „denn mit seinem Blute fließt sein Leben hin“ — frug mit leiser Stimme:

„Was hör' ich da rufen? Die Nordlandhelden? Ihre Schiffe? Harald ist da?“

„Ja: Harald und Errettung für den Rest des Volkes, für uns und: — für die Frau'n, die Kinder“ — jubelte Adalgoth, an seiner Seite knieend. „So war es nicht umsonst, du ewig theurer Held, dein unvergleichlich Heldenthum, dein stundenlanges Ausharren über Menschenkraft! — Basiliskos kam so eben als Gesandter des Marses —: Harald hat die „jonische Flotte“ des Kaisers vernichtet im Hafen von Grundusium: er droht mit Landung, mit neuem Angriff den müden Byzantinern — er fordert, was von uns noch lebt, davon zu führen, mit Wehr und Waffen und Geräth, in die Freiheit, nach Thuleland. Marses hat eingewilligt: er ehre, sagt

er, König Teja's hohes Heldenthum an seines Volkes Resten. „Dürfen wir? o dürfen wir, mein König?“

„Ja,“ sprach Teja mit brechenden Augen. „Ihr dürft und sollt. Frei, gerettet unfres Volkes Reste! — die Frauen, die Kinder — Heil mir! — nicht in den Besub! Ja, führt nach Thuleland alle noch Lebenden: — und nehmt auch mit die beiden Todten: den König Theoderich und —“

„Und König Teja!“ sprach Adalgoth und küßte des Todten Mund.

---

## Sedzehntes Capitel.

---

Und so war's geschehen und also geschah's.

Schon gleich nachdem Marses sein Zelt verlassen, ward ihm ein Fischer zugeführt, der, auf kleinem, schnellem Fahrzeug soeben um die Landzunge von Surrentum gesegelt, versicherte, eine ungeheure Kriegsflotte der Gothen sei im vollen Ansegeln begriffen.

Marses lachte dazu: denn er wußte, daß auf allen Meeren kein Gothenkiel mehr schwamm.

Näher befragt mußte der Fischer gestehn, die Flotte allerdings nicht selbst gesehn zu haben: Kaufleute hätten ihn davon erzählt und von einer großen Seeschlacht, in welcher die Gothen bei Brundisium die „jonische Flotte“ des Kaisers vernichtet.

Das war nun unmöglich, wie Marses wohl wußte. Und nachdem der Fischer das Ansehn der angeblichen Gothenschiffe, nach Mittheilung seiner Gewährsmänner, geschildert, rief der Feldherr:

„Nun, endlich kommen sie! Triremen und Galeeren: das sind ja unsere Schiffe, welche also in Sicht sind, nicht gothische.“

An die Wikingerflotte, welche seit vier Monden verschollen war und als nach Norden zugekehrt galt, dachte niemand.

Wenige Stunden darauf, während der Kampf um den Eng-Paß, alle Aufmerksamkeit fesselnd, tobte, ward Marses von den Küstenwächtern wirklich die Annäherung einer sehr großen kaiserlichen Flotte gemeldet: deutlich habe man das Schiff des Nauarchen, die Sophia, erkannt: doch sei die Zahl der Segel viel größer als man erwartet: auch die von Marses entgegen geschickten Schiffe, die zur Eile hatten mahnen sollen, seien darunter: diese segelten in erster Linie: der frische Süd-Ostwind müsse sie bald auf die Höhe des Lagers führen.

Und bald konnte Marses selbst von seiner Sänfte aus auf dem Hügel den prachtvollen Anblick der mit vollen Segeln und von eifriger Ruderkraft herangetriebenen Flotte genießen.

Beruhigt wandte er den Blick wieder den Kämpfenden auf dem Besube zu —: als plötzlich aus dem Lager Boten ihn erreichten, welche furchtbar jene Gerüchte bestätigten oder vielmehr noch Schlimmeres meldeten.

Sie waren einer Gesandtschaft vorausgeeilt, welche, gerade als Cethegus gegen Teja zum letzten Kampfe schritt, bei des Marses Sänfte anlangte: es waren, mit gebundenen Händen, die Nauarchen der „jonischen Flotte“, welche zugleich die Botschaft der vier sie geleitenden Nordmänner verdollmetschten.

Sie erzählten kurz, daß sie, im Hafen von Brundisium, in stürmischer Nacht, von der für längst verschwun-

den erachteten Flotte der Wikinger überfallen und ihre Schiffe fast Alle genommen seien: entkommen, um zu warnen, konnte nicht Eines, da die Feinde den Hafen sperren.

Nachdem Jarl Harald den drohenden Untergang des am Vesuv zusammengedrängten Nestes der Gothen erfahren, habe er geschworen, deren Fall zu wenden oder zu theilen: und nun seien sie, die genommenen Griechenschiffe vorausschickend und hinter diesen ihre Drachen weislich bergend, auf den Flügeln des Ostwinds herangebraust.

Und so," schloß der Dolmetsch, „so spricht Harald der Wikinger:

„Entweder: ihr verstattet, daß alle noch lebenden Gothen, mit Waffen und Habe, auf unsern Schiffen abziehen aus dem Südland, mit uns in die Heimath kehrend, wofür wir alle unsre Tausende von Gefangnen und alle genommenen Schiffe, welche wir nicht zur Unterbringung der Gothen brauchen, herausgeben.

Oder: wir tödten sofort alle unsre Gefangnen, landen und fassen dein Lager und Heer im Rücken.

Dann siehe zu, wie viele von Euch, von den Gothen und von uns, von Stirn und Rücken angegriffen, übrig bleiben werden: denn wir Nordmänner kämpfen dann bis zum letzten Mann: ich hab's geschworen bei Odhin.“

Ohne Besinnen gewährte Marses den Abzug der Gothen.

„Ich habe nur geschworen, sie aus dem Reich, nicht aus der Welt zu schaffen.

Wenig Ruhm brächte es, den armen Nest solch' edeln

Volksthums mit Uebermacht zu Tod zu würgen: ich ehre dieses Teja Heldenthum: in vierzig Jahren des Krieges hab' ich seinesgleichen nicht gesehn.

Und durchaus nicht verlangt mich, zu erproben, wie mein tief erschüttert Heer, das einen Tag des furchtbarsten Kampfes hinter sich, fast alle seine Führer und die tapfersten Männer verloren hat, diesen Nordlandriesen, die frisch an Kraft und Muth daher kommen, widerstehn würde.“

Und so hatte denn Marses sofort Herolde auf die Schiffe Haralds und nach dem Engpaß geschickt: der Kampf ward eingestellt: der Abzug der Gothen begann.

In langer, vom Berge bis an das Meer reichender Doppelreihe bildete das Heer des Marses Spalier: die Wikinger hatten vierhundert Mann gelandet, welche an der Küste die Heranschreitenden in Empfang nahmen.

Noch bevor jedoch der Zug begann, winkte Marses Basiliskos heran und sprach:

„Der Gothenkrieg ist aus — der Edelhirsch erlegt: — jetzt fort mit den Wölfen, die ihn uns gehegt: die Führer der Langobarden, wie steht's mit ihren Wunden?“

„Bevor ich antworte,“ sprach Basiliskos ehrerbietig, „nimm hier den Lorberkranz, welchen dir dein Heer gewunden hat: es ist Lorber vom Vesuvius, vom Paß da oben: Blut liegt auf den Blättern.“

Marses schob den Kranz zuerst abweisend mit der Hand zurück, dann sprach er: „gieb, 's ist gut.“

Aber er legte ihn neben sich in die Sänfte.

„Autharis, Warnfrid, Grimoald, Aripert, Agilulf und

Notharis sind todt: sie haben über siebentausend Mann verloren: Alboin und Gifulf liegen reglos, tief wund in ihren Zelten."

„Gut! Sehr gut! Sowie die Gothen eingeschifft, läßt du die Langobarden sofort abführen: sie sind entlassen aus meinem Dienst und Alboin sagst du zum Abschied von mir nur das Eine:

„Nach des Marfes Tod, vielleicht: aber ganz gewiß nicht früher.“

„Ich aber bleibe hier in der Sänfte: stützt mich mit den Kissen —: ich kann nicht mehr stehn —: dies wunderbare Schauspiel muß ich sehn.“

Und wahrlich, ein wunderbares, ein erschütternd großartiges Schauspiel war es —: die letzten Gothen, die dem Vesuv und Italien den Rücken wandten und die geschnäbelten Schiffe bestiegen, welche sie nach dem sichern Norden bergend davon trugen.

Feierlich und ernst schollen die Rufe der gothischen Heerhörner aus der unbezwungenen, vom Feinde nicht betretenen Teja-Schlucht, in langen Pausen.

Dazwischen erklang eintönig, ernst, ergreifend, aber nicht weichlich, der Gesang der Männer, Frauen und Kinder —: die alten Todtenlieder des Gothenvolks.

Hildebrand und Adalgoth — die letzten Führer, die silberweiße Vergangenheit und die goldne Zukunft — hatten den Abzug geordnet.

Voran schritt, in vollen Waffen, aufrecht, in trotzig ernster Haltung, eine halbe Tausendschaft, geführt von Wisand, dem Bandalarius, der, trotz seiner Wunde,

kräftig aufgerichtet, auf den Speer gestützt, den Zug eröffnete.

Darauf folgte, auf seinem letzten Schilde hingestreckt, den Speer des Cethegus in der Brust, ohne Helm, von den langen, schwarzen Locken das edle, bleiche Angesicht umrahmt, König Teja, bedeckt mit rothem Purpurmantel, von vier Kriegern getragen.

Hinter ihm schritten Adalgoth und Gotho.

Adalgoth aber sang und sprach mit ernster Stimme zu den leisen Klängen der Harfe in seinem linken Arm:

„Gebt Raum, ihr Völker, unsrem Schritt:

Wir sind die letzten Gothen:

Wir tragen keine Krone mit: —

Wir tragen einen Todten.

Mit Schild an Schild und Speer an Speer

Wir zieh'n nach Nordlands Winden,

Bis wir im fernsten grauen Meer

Die Insel Thule finden.

Das soll der Treue Insel sein,

Dort gilt noch Eid und Ehre:

Dort senken wir den König ein

Im Sarg der Eichen-Speere.

Wir kommen her — gebt Raum dem Schritt —

Aus Roma's falschen Thoren:

Wir tragen nur den König mit — —

Die Krone ging verloren.“ —



Als die Bahre an Marses Sänfte gelangt war, gebot dieser Halt und rief auf lateinisch mit lauter Stimme:  
„Mein ward der Sieg, — aber ihm der Lorber.

Da, nimm ihn hin!

Ob kommende Geschlechter Größeres schauen, steht dahin: heute aber, König Teja, grüß' ich dich den größten Helden aller Zeiten!"

Und er legte den Lorberkranz, den ihm sein siegreich Heer gewunden, auf des Todten bleiche Stirne nieder.

Die Träger nahmen die Bahre wieder auf: und langsam und feierlich, unter den Tönen der Hörner, der Todtengesänge und von Adalgoths silberklingender Harfe, schritten sie weiter an das Meer, das nun schon prachtvoll im Abendgolde glühte.

Dicht hinter Teja wurde ein hochragender Purpurthron getragen: auf diesem ruhte die hehre, schweigende Gestalt Dietrichs von Bern: den Kronhelm auf dem Haupt, den hohen Schild am linken Arm, den Speer an die rechte Schulter gelehnt: zu seiner Linken schritt der alte Hildebrand, das Auge unverwandt auf seines Königs Leiche gerichtet, welche im Strahl der untergehenden Sonne in dem Purpurmantel magisch gleißend glühte: hoch hielt er das ragende Amelungen-Banner mit dem steigenden Löwen über des großen Todten Haupt: der Abendwind des ausonischen Meeres rauschte in den Falten der gewaltigen Fahne: in Geistersprachen schien sie Abschied zu nehmen von den italischen Küsten.

Als die Leiche an Marses offener Sänfte vorüber getragen wurde — sprach Marses:

„Am Schauer erkenn' ich es, der mich durchdringt — das ist der weise König von Ravenna! Erst ward ein Stärkerer — hier wird ein Größerer an uns vorbei getragen.“

Thun wir danach.“

Und mit Anstrengung erhob er sich in seiner Sänfte und beugte verehrend vor der Leiche das Haupt. —

Hierauf folgten, auf Tragbahren oder gestützt oder auch auf den Armen getragen, die Verwundeten —: deren Zug eröffnete Alligern, welchen Wachis und Liuta mit zwei Kriegern auf breitem Schilde trugen.

Daran schlossen sich die Truhen und Kisten und Körbe, in welchen der Königshort Theoderichs und die bis dahin in der Wagenburg geborgne Fahrhabe der Einzelsippen, dem Vertrage gemäß, von dannen getragen wurde.

Hierauf wogte der große Haufe der Wehrunfähigen, der Frauen, Mädchen, Kinder und Greise —: die Knaben aber vom zehnten Jahre ab hatten die ihnen anvertrauten Waffen nun und nimmer wieder abgeben wollen: und sie bildeten eine besondere Schar.

Marses lächelte, als die kleinen, blonden Helden so trotzig und zornig zu ihm empor blickten: „Nun,“ sagte er, es ist dafür gesorgt, daß des Kaisers Nachfolger und ihre Feldherrn auch noch Arbeit finden.“

Den Schluß des ganzen Zuges bildete dann der Rest des gesammten Volksheers, nach Hundertschaften gegliedert.

Zahlreiche Bote vermittelten die Einschiffung der Menschen und ihrer Habe auf den hochbordigen Drachen der Nordmänner.

Teja's und Theoderichs Leiche, die Königsfahne und der Königshort wurden auf das Schiff Haralds und Harald's gebracht: der große Dietrich von Bern ward auf seinem Purpurthron an den Hauptmast gelehnt und sein Löwen-Banner aufgezogen als Hoch-Flagge; zu seinen Füßen bettete sich der alte Hildebrand.

Vor dem Steuer aber ward von Adalgoth und Wisand König Teja's Leiche niedergelegt: trauervoll traten der gewaltige Harald und seine schöne Schwester heran.

Der Wiking legte die gepanzerte Hand auf des Todten Brust und sprach:

„Nicht konnt' ich dich retten, todeskühner Schwarzkönig, dich und dein Volk.

So laß dich mit führen und den Rest der Deinen nach dem Land der Treue und Stärke, daraus ihr niemals hättet scheiden sollen.

So bring ich denn dem König Frode doch das Gothenvolk zurück.“

Haralda aber sprach: „ich aber will mit geheimen Künsten des edlen Todten Leib verwahren, daß er dauern soll bis wir landen auf der Heimath Küste!

Da wollen wir ihm und König Thidrekr das Hügelgrab wölben nahe der See, daß sie die Brandung rauschen hören mögen und Zwiesprach tauschen unter einander.

Denn diese beiden sind einander werth.

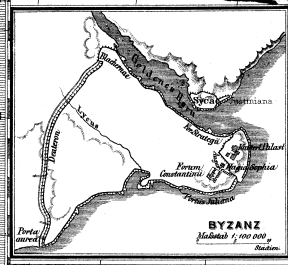
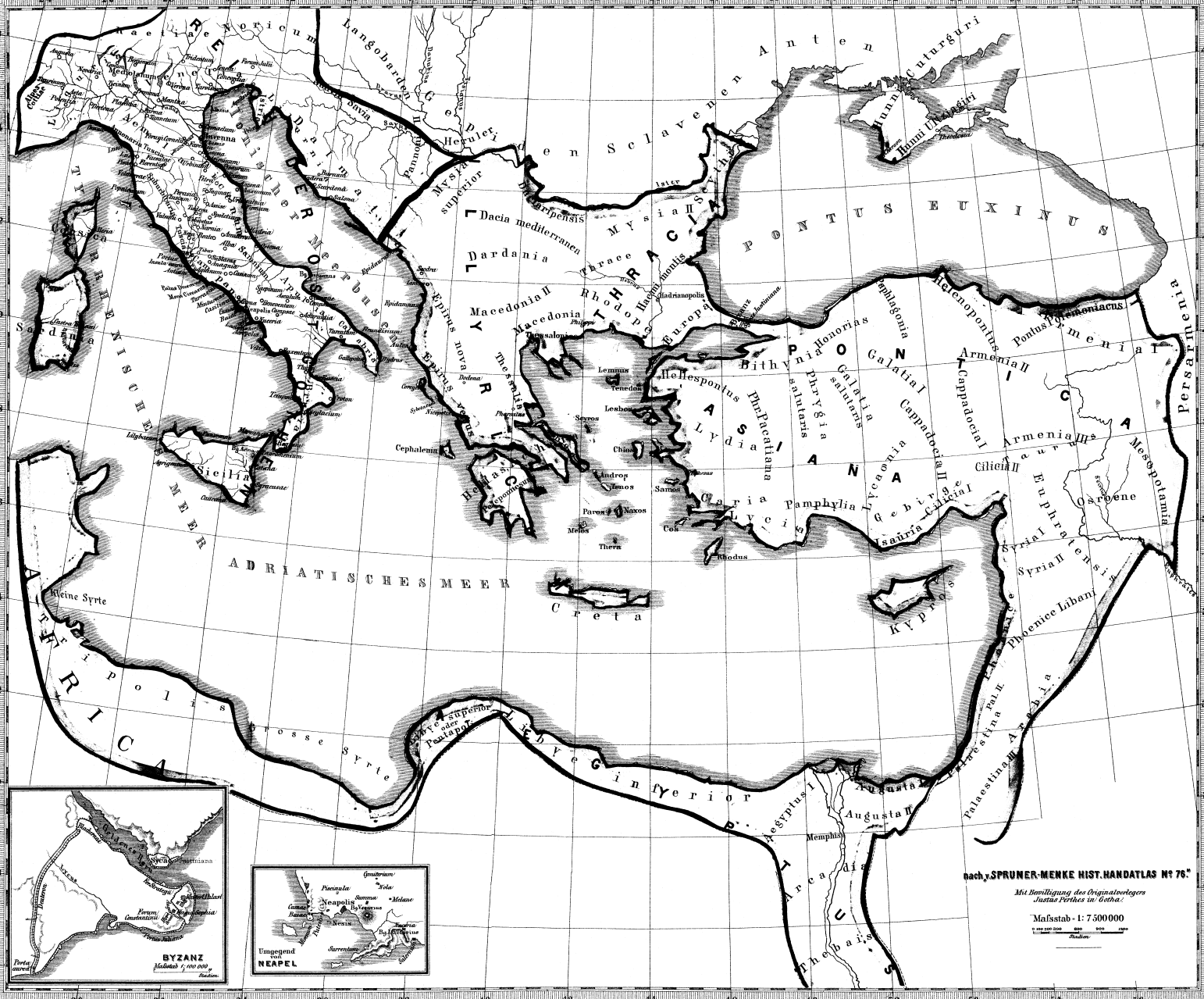
Sieh hin, mein Bruder —: am Strande steht geschart der Feinde Heer —: ehrerbietig senken sie die Fahnen —: und glühend sinkt die Sonne dort hinter

Misenum und jenen Inseln —: Purpur deckt das Meer wie ein weiter Königsmantel —: Purpur färbt unsre weißen Segel und Gold schimmert auf allen Waffen —: sieh, wie der Südwind das Banner König Thidreks hebt —: nach Norden weist der Wind, der da der Götter Wille weiß —: auf, Bruder Harald, laß die Anker lichten!

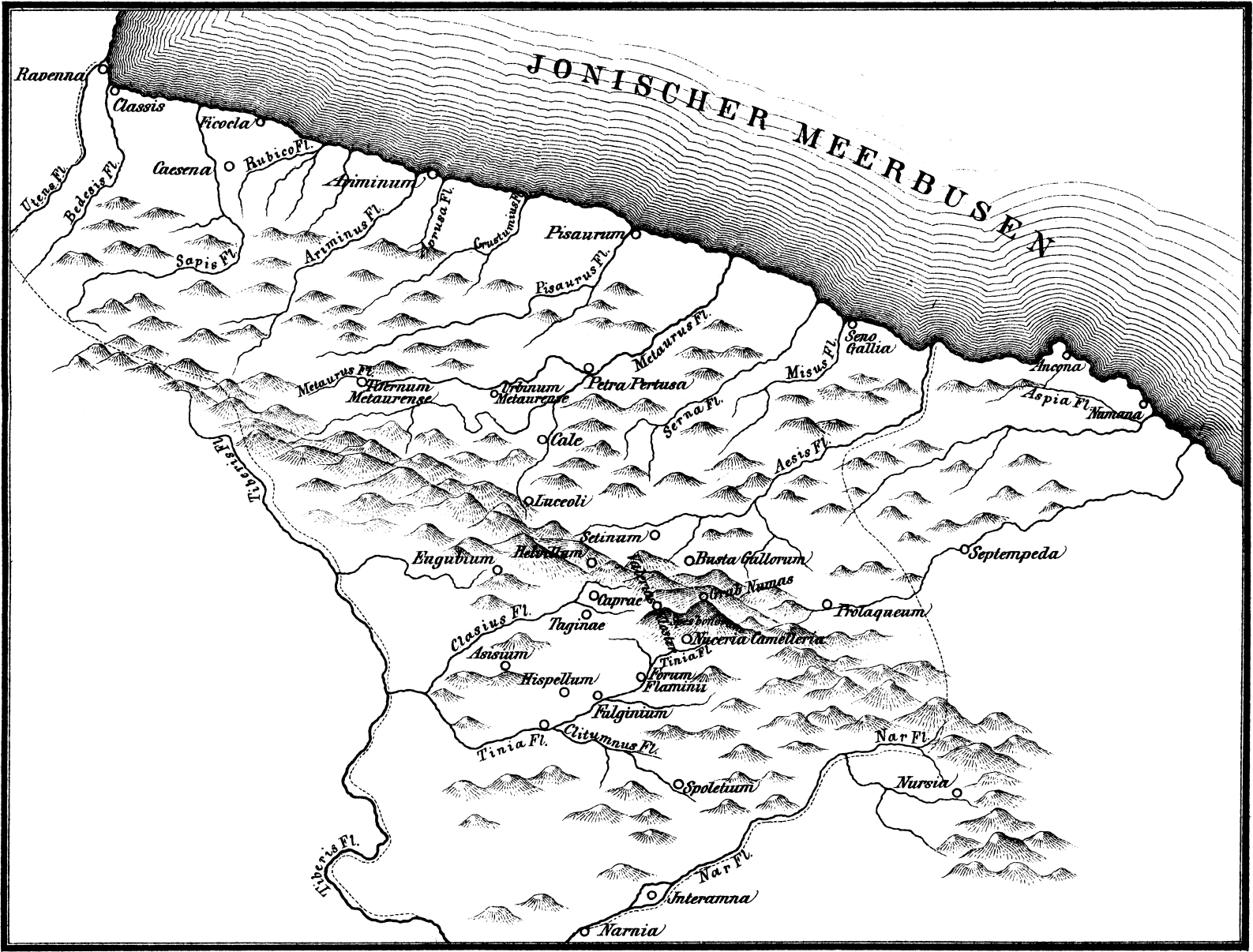
Nichte das Steuer, wende des Drachen Bug!

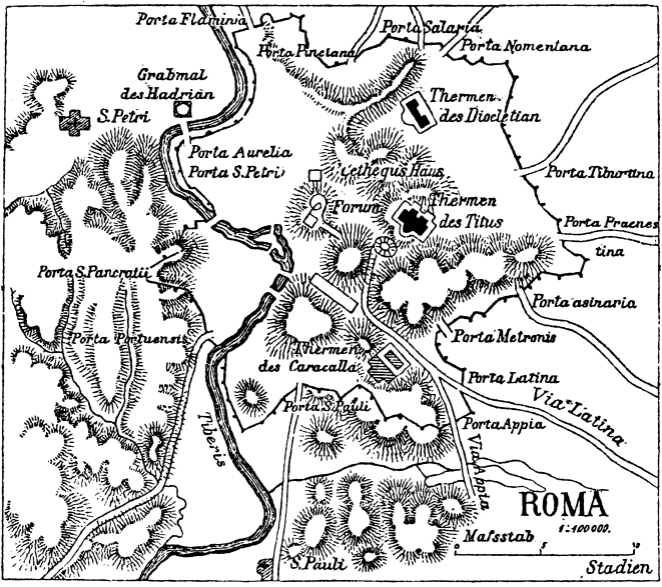
Auf, Freya's kluger Vogel, flieg, mein Falke" und hoch warf sie den Falken in die Luft — „weise den Weg — nach Norden! gen Thuleland! Heim bringen wir die letzten Gothen.“





nach SPRUNER-MENKE HIST. HANDATLAS N° 76.  
 Mit Benützung des Originaltextes  
 Justus Verbeke in Göttingen.  
 Maßstab: 1:7500000  
 1:1000000 1:500000 1:250000 1:125000





Porta Flaminia

Porta Salaria

Porta Nomeniana

Porta Praenestina

Grabmal  
des Hadrian

S. Petri

Thermen  
des Diocletian

Porta Aurelia  
Porta S. Petri

Cethegus Haus

Forum

Thermen  
des Titus

Porta Tiburtina

Porta Praenes-  
tina

Porta S. Pancratii

Porta Anagnina

Porta Ardeatina

Porta Metronis

Thermen  
des Caracalla

Porta Latina

Via Latina

Porta S. Pauli

Porta Appia

Via Appia

**ROMA**

Masstab

1:100 000

S. Pauli

Stadien